# Zeitschrift für Deutschkunde

Digitized by Google

BEQUEATHED BY

George Allison Hench

PROFESSOR OF

Germanic Languages and Literatures

IN THE

University of Michigan,

1896-1899.

Digitized by Google

Digitized by Google

# Zeitschrift

für den

# deutschen Unterricht.

Unter Mitwirkung von Prof. Dr. Rudolf Hildebrand

herausgegeben

von

Dr. Otto Lyon.

8. Jahrgang.

Leipzig,

Verlag von B. G. Teubner.

1894.

98351

Digitized by Google

Druck von B. G. Teubner in Dresden.

Digitized by Google

# Inhalt des achten Jahrganges.

## A. Allgemeines.


Seite

Zu Rudolf Hildebrands 70. Geburtstage. Von Otto Lyon . . . . . . 153
Eine bis jetzt unbekannt gebliebene Ausgabe des deutschen Sprachverderbers. Von Dr. Hans Gräf in Wolfenbüttel . . . . . . . . . . . 185
Zur Namenforschung. Von Oberlehrer Dr. E. Mackel in Perleberg . . 186
Böhmen, die Heimat Walthers von der Vogelweide? Von Prof. Dr. Adolf Hausenblas in Reichenberg i. B. . . . . . . . . . . . . . 191
Ein Stückchen ultramontaner Litteraturgeschichte. Von Rudolf Hildebrand 217
Noch einmal der Tropfen am Eimer. Von Rudolf Hildebrand . . . 601
Laura, eine Hölty-Studie. Von Schulrat Prof. Dr. W. Nöldeke in Leipzig . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 220
Ein Luzerner Osterspiel. Von Geh. Regierungsrat Prof. Dr. R. Foß in Berlin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 244
Deutsche Treue und deutsche Ehre. Von Oberlehrer Dr. E. Wasserzieher in Flensburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 250
Zur niederdeutschen Homerübersetzung von August Dühr. Von Oberlehrer Dr. O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . . . . . . . . . 261
Über dramatische Schüleraufführungen. Von Oberlehrer Dr. E. Mackel in Perleberg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 265
Der Aktuarius Salzmann, Goethes Straßburger Mentor. Von Prof. Dr. Heinrich Düntzer in Köln a. Rh. . . . . . . . . . . . . . 286
Zu Otto Roquettes 70. Geburtstag. Von Hochschuldozent und Lehrpräfekt Dr. Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . . . . . . 387
Über freie Vorträge, Protokollierübungen und Privatlektüre. Von Prof. Dr. Joh. Pöschel in Grimma . . . . . . . . . . . . . . . 395
Bemerkung zu „Ein Stückchen ultramontaner Litteraturgeschichte“. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. H. Dieck in Verden . . . . . . . 412
Zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands. Von Oberlehrer Dr. Hermann Unbescheid . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 478
Zu Zeitschrift VII, 616 flg. Vornamestudien von G. Steinhausen. Von Oberlehrer Dr. E Mackel in Perleberg . . . . . . . . . . . . 483
Über dramatische Schüleraufführungen beim Jubiläum des Kgl. Realgymnasiums zu Döbeln. Von Otto Lyon . . . . . . . . . . 494
Eine litterarische Enquête. Von Dr. O. F. Walzel in Wien . . . . . 518
Eckschrift oder Rundschrift? Von Direktor Prof. Dr. Karl Menge in Boppard . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 538
Über dramatische Schüleraufführungen. Von Dr. G. Hauber in Stuttgart 540
Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert. Von O. Glöde in Wismar i. M. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 584
Gottsched im Kampf um die Aufklärung. Von Privatdozent Dr. Eugen Wolff in Kiel . . . . . . . . . . . . . . . . . 633. 713. 789
Aus der Unterrichtsverfassung der preußischen Gymnasien vom 12. Jan. 1816. Von Realgymnasialdirektor Prof. Dr. Krumme in Braunschweig . . 702
Reinhold Bechstein †. Von O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . 763
Zu Hans Sachsens vierhundertjährigem Geburtstage. Von O. Lyon . . 767
Rudolf Hildebrand †. Von Otto Lyon in Dresden . . . . . . . . . 785


Digitized by Google

Seite

Der deutsche Unterricht an den preußischen und an den österreichischen Gymnasien. Vergleichende Darstellung nach den neuen preußischen Lehrplänen und den österreichischen Instruktionen. Von Prof. Dr. Adolf Hausenblas in Reichenberg i. B. . . . . . . . . . . . . 832

## B. Lektüre.

Über Schulausgaben deutscher Klassiker. Von Prof. Dr. Curt Hentschel in Döbeln . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 22
Die wandelnde Glocke von Goethe. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. O. Vogel in Perleberg . . . . . . . . . . . . . . . . . . 69
Zu R. Kades Besprechung meiner Tieckausgabe. Von Prof. Dr. Gotthold Klee in Bautzen . . . . . . . . . . . . . . . . . . 77
Zu Goethes Sterndreherlied (Epiphanias). Von Oberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . . . . . 78
Zu Goethes Musen und Grazien in der Mark. Von Oberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . 79
Ein Jugendgespiele Fritz Reuters. Von Oberlehrer Dr. O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 79
Die Schwänke des Hans Sachs und das Komische. Von Prof. Dr. Christian Semler in Dresden . . . . . . . . . . . . . . . . 95
Zu Matthias' Sammlung „Das deutsche Volkslied“ 19, 13. So sten die steglein auch allein. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . 123
Zu Julius Wolffs Lurlei. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . 124
Zu Schillers „Wallensteins Lager“ 11, 197flg. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 125
Zu Goethes Hermann und Dorothea. Von R. Sprenger in Northeim . 125
Zum armen Heinrich. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . 126
Zu einer Stelle in Uhlands Herzog Ernst. IV, 2 (V. 1568). Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 129
Zu Goethes Sänger. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . 130
Zu Schillers Glocke. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . 131
Zu Uhlands Volksliedern III, 3, 229 (Krone). Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 131
Zu Schlegels Arion. Von Prof. Dr. E. Meyer in Herford i. Westf. . . 135
Zu Schillers Tell III, 3, vgl. 5. Heft 1892, S. 362. Von Prof. Dr. E. Meyer in Herford i. Westf. . . . . . . . . . . . . . . . 135
Zu Goethes Hermann und Dorothea IX, 224. Von Prof. Dr. E. Meyer in Herford i. Westf. . . . . . . . . . . . . . . . 135
Schillers Spaziergang und Goethes Gedicht Ilmenau. Von Prof. Dr. J. Gaßner in Salzburg . . . . . . . . . . . . . . . . 235
Zur Disposition des Spazierganges von Schiller. Von Prof. Dr. J. Gaßner in Salzburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . 242
Eine zusammenfassende Behandlung des Schillerschen Gedichtes „Die Götter Griechenlands“. Von Dr. Max Schneidewin in Hameln . . . . 252
Zu Schillers Wilhelm Tell. Von Realschuldirektor Dr. O. Schoepke in Dresden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 263
Noch einmal zu Schlegels Arion. Von Oberlehrer Dr. O. May in Neisse. 410
Zur Datierung von Goethes Ode „Das Göttliche“. Von Geh. Schulrat Prof. Dr. Theodor Vogel in Dresden . . . . . . . . . . . 433
Schillers Wallenstein und die historische Forschung. Von Oberlehrer Dr. Gustav Heide in Ludwigshafen a. Rh. . . . . . . . . . 497
Anfrage zu Uhlands „Ludwig der Bayer“ III, 3. Von Dr. Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . . . . . . . . . . . 541
Zu Uhlands Graf Eberhard der Rauschebart (Das Fähnlein ist verloren). Von Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . 542

Digitized by Google

Seite
Zu Schiller. Von Dr. Robert Petersen in Hannover . . . . . . . 545
Lessings Laokoon und die Kleinode in Reineke Fuchs. Von Prof. Dr. Th. Becker in Neustrelitz . . . . . . . . . . . . . . . . . 571
Einige Bemerkungen zur Schulausgabe von Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende". Von Prof. Dr. Rudolf Scheich in Mähr.-Weißkirchen 590
Zu Schillers Jungfrau von Orleans, Prolog 4. Auftr. Von Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . . . . 703
Zu Schillers Kampf mit dem Drachen. Von Kugler in Baden . . . . 704
Nachtrag zu Klopstocks Lehrling der Griechen. Von Prof. Dr. Max Koch in Breslau . . . . . . . . . . . . . . . . . 705
Zum Lutherliede „Ein feste Burg". Von Prof. Dr. G. Bötticher in Berlin . . . . . . . . . . . . . . . . . 770

## C. Grammatik und Stilistik.

Die historische Entwickelung der deutschen Satzzeichen und Redestriche. Von Oberlehrer Dr. O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . . 6
Welche und welches. Von Prof. Franz Branky in Wien . . . . . . 115
Zu dem Aufsatze von F. Branky über „Welche und Welches". Von Oberlehrer Dr. Gebler in Ratzeburg . . . . . . . . . . . . . 596
Binnen kurzem. Von Oberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim . . . 130
Zu dem Aufsatze über den Umlaut. Von Rudolf Hildebrand . . . . 220
Zur Wortbetonung. Von H. D. in Friedenau . . . . . . . . . 411
Zur papiernen Sprache. Von Oberlehrer Dr. E. Wasserzieher in Flensburg 476
Zur Logik des Sprachgeistes. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . 684
Tautologien. Von Heinrich Menges in Rufach (Oberelsaß) . . . . . 692
Nachträge zum 7. Jahrgange der Zeitschrift. Von Direktor Prof. Dr. Carl Menge in Boppard . . . . . . . . . . . . . . . . 774
Wache stehn und dergleichen. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . 787

## D. Behandlung des Altdeutschen und Volkstümlichen. Mundarten.

Zu dem Spruche „Heile, heile Segen u. s. w.". Von Oberlehrer Dr. Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . 118
Lüning, Lünken, ein Name für den Sperling. Von Oberlehrer Dr. O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . . . . . . . . . 122
Mînlêde = Mein Lebtage. Von Dr. O. Glöde in Wismar . . . . . 123
Zu dem Kinderliedchen „Christkind, komm in unser Haus". Von Oberlehrer Dr. Anton Englert in München . . . . . . . . . . 124
Muskate in der Bedeutung von Kot. Von Anton Englert in München 126
Rost = brennender Scheiterhaufen. Von Oberlehrer Dr. R. Sprenger in Northeim . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 130
Der Wolf als günstiges Vorzeichen. Von Anton Englert in München 131
Zur Behandlung der mittelhochdeutschen Lektüre in Obersekunda. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Friedrich Heußner in Kassel . . . . 183
Das Scherzrätsel aus Tirol. Von Prof. Dr. Schmitz in Montabaur . . 197
Zur Redensart: in die Pilze gehen. Von Oberlehrer O. Rößner in Gera 198
Laternenlieder. Von O. Glöde in Wismar . . . . . . . . . . . 198
Zannen, sich zauen. Von R. Sprenger in Northeim . . . . . . . 199
Schurle-Murle. Von Prof. Dr. F. Kuntze in Karlsruhe . . . . . . 199
Zu dem Spottvers „Bonapart ist nimmer stolz". Von Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 201
Wie die Sprache altes Leben fortführt. Von Prof. Dr. Schmitz in Montabaur 202
Denkt das Volk über seine Sprache nach? Von Prof. Dr. O. Brenner in Würzburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 258
Dereinst. Von Prof. Dr. O. Brenner in Würzburg . . . . . . . . 258

Digitized by Google

Seite

Zu O. Glödes Bemerkung über „Stein und Bein klagen". Von Prof. Dr. Th. Becker in Neustrelitz . . . . . . . . . . . . . . . 259
Sprechen kann er nicht, er denkt aber um so mehr. Von Prof. Dr. F. Lindner in Rostock . . . . . . . . . . . . . . . 260
Ja wett Fritz. Anfrage. Von Dr. Joh. Müller in Osterode . . . . 267
Der Sperlingsname. Von Oberlehrer Dr. O. Glöde in Wismar . . . . 267
Humor im Kinderliede. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . . . 281
Altwestfälisches Volkstum in Werner Rolevincks: De laude Saxoniae nunc Westphaliae dictae. Von Dr. A. Freybe in Parchim . . . . . 343
Nachtrag zu dem Scherzgespräche Ztschr. VII, 272 flg. Von Dr. Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . . 408
Kleine Nachträge: Zur Namenkunde. Zu Walther von der Vogelweide. Zu Schurle-Murle. Von Dr. Ludwig Fränkel in München . . . . 479
Zu dem Kettenreim: Ihr Diener, meine Herrn u. s. w. Von Dr. Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . . 482
Gigerl. Von Schuldirektor Albert Richter in Leipzig . . . . . . . 539
Spottlied auf den König von Rom. Von Dr. K. Ed. Haase in Neu-Ruppin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 540
Gigerl. Von Prof. Dr. Sebastian Mayr in Kremsmünster . . . . . 542
In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen, und Verwandtes. Von Dr. Ludwig Fränkel in München . . . . . . . 543
Zum Flohrätsel (Zeitschr. VII, 688 flg.). Von Dr. K. Ed. Haase in Neu-Ruppin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 547
Der Name des Haushahns in der Schriftsprache und im Elsässischen. Von Heinrich Menges in Rufach (Oberelsaß) . . . . . . . . 578
Zu dem Scherzgespräch aus Mittelfranken (Zeitschr. VII, 272 flg.). Von Dr. K. Ed. Haase in Neu-Ruppin . . . . . . . . . . 595
Schweizerisches Soldatenlied. Von Dr. Kugler in Baden . . . . . . 598
Einem einen Bären aufbinden. Von Prof. Dr. Franz Kubin in Stockerau b. Wien . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 598
Das Besprechen der Krankheiten. Von Dr. K. Ed. Haase in Neu-Ruppin 599
Kinderpredigt. Von Prof. Sebastian Mayr in Kremsmünster . . . . 600
Zu den niederdeutschen Rätseln (Zeitschr. VII, 688 flg.). Von Anton Englert in München . . . . . . . . . . . . . . . 600
Zum Spruche: In Sachsen, wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen. Von N. Flygare in Upsala . . . . . . . . . . . . . 703
Nochmals zu dem Ausdruck Schau haben. Von Dr. R. A. Schröder in Hadersleben . . . . . . . . . . . . . . . . . . 775
Zu Zeitschrift VII, 621. Häufigkeit des Vornamens Johannes. Von Dr. H. Tümpel in Bielefeld . . . . . . . . . . . . . 776
Zu den Volksrätseln (Ztschr. 7, 688). Von Heinrich Menges in Rufach i. Oberelsaß . . . . . . . . . . . . . . . . . . 849
Das ist eine andere Art von Krebsen. Von Dr. M. Hoferer in München 850
Zur Erklärung des Ausdrucks „seines Blutes Qualm" und zu Schillers Grafen von Savern im „Gang nach dem Eisenhammer". Von Dr. R. Eickhoff in Remscheid . . . . . . . . . . . . . . . 851
Bemerkungen zu den letzten Jahrgängen der Zeitschrift. Von Dr. A. Landau in Wien . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 852
Zu Georg Steinhausens Vornamenstudien. Von Dr. F. Littig in Erlangen 852
Zu zannen VII, 628. Von Oberlehrer E. Speck in Zittau . . . . . . 854
Zur Mundartenkunde. Von Prof. Dr. F. Kuntze in Karlsruhe . . . . 855

## E. Geschichte der neuhochdeutschen Sprache.

Die Luzerner Mundart und die neuhochdeutsche Schriftsprache. Von Prof. Dr. Reinhold Bechstein in Rostock . . . . . . . . . . 561

Digitized by Google

Seite

### F. Deutscher Aufsatz.

Drei Aufsatzthemata beschreibender Art. Von Professor Dr. H. Kamp in Linden (Hannover) . . . . . . . . . . . . . . . . 45
Die Bedeutung der durch die neuen Lehrpläne geforderten deutschen Klassenarbeiten und ihr Verhältnis zum deutschen Aufsatz. Von Oberlehrer Dr. H. Jacobsen in Steglitz b. Berlin . . . . . . . . . . 237
Spurius Icilius, ein Charakterbild nach Gustav Freytags Fabiern. Von Gymnasialdirektor Prof. Dr. Ferdinand Schultz in Charlottenburg . 525
Wie die einzelnen Fächer des Deutschunterrichtes dem Aufsatze in der Volksschule dienstbar gemacht werden können. Von L. Grimm in Leipzig 696

### G. Poetik und Metrik.

Zum Daktylus, dem deutschen und lateinischen, auch vom Hexameter. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . . . . . . . . 1
Zum Hexameter. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . . . . . 89
Gemischter Rhythmus. Von Rudolf Hildebrand . . . . . . . . 173
Über den befriedigenden Schluß einer Tragödie, mit besonderer Beziehung auf Stücke von Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare. Aus dem Nachlasse August Kobersteins . . . . . . . . . . . . . 441
Zur epischen Technik und zu Goethes „Novelle“. Von Prof. Dr. Ad. Lichtenheld in Wien . . . . . . . . . . . . . . . . 471
Zum Accent und Sprachrhythmus. Von Privatdozent Dr. E. Hoffmann-Krayer in Zürich . . . . . . . . . . . . . . . . 757

### H. Aussprache und Deklamation.

Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. 4. Vom Binden der Wörter beim Sprechen und Deklamieren. Von Oberlehrer Dr. C. Krumbach in Wurzen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 41
Bismarck. Nach einem Gedicht Karl Stielers mit verteilten Rollen vorzutragen. Von Oberlehrer Dr. Gerhard Heine in Bernburg a. S. . 410
Zum deutschen Unterricht in Sexta. Von Oberlehrer Dr. Gerhard Heine in Bernburg a. S. . . . . . . . . . . . . . . . . 465
Zu Schillers Aussprache des Deutschen. Von B. in H. . . . . . . . 547

### J. Der deutsche Unterricht im Auslande.

Zum Unterricht der Engländer in Deutschland in der deutschen Sprache und Litteratur. Von Prof. Dr. Karl Breul in Cambridge . . . . . 155

### K. Bücheranzeigen.

Dr. Völcker, Formal-sprachliche Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache, formal-logische Bildung durch den Unterricht in der Mathematik. Angezeigt von Gymnasialoberlehrer G. Berlit in Leipzig . 79
Karl Woermann, Zu Zwei'n im Süden. 2. Aufl. Angezeigt von Otto Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 86
Jugend-Gartenlaube. Angezeigt von Otto Lyon . . . . . . . . 86
Julius Sturm, Kinderlieder. Angezeigt von Otto Lyon . . . . . 86
Gustav Fabricius, Die Aufgaben des deutschen Unterrichts an einem Realgymnasium. Angezeigt von Prof. Dr. F. Lindner in Rostock i. M. . 136
Oswald Reißert, Otto mit dem Barte, und Oswald Reißert, Däumling. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Heinrich Gloël in Wesel . . . . 138
Dr. O. Gloede, Die deutsche Interpunktionslehre. Angezeigt von F. Lindner 140
A. Koch, Die Schule und das Fremdwort. Angezeigt von Direktor Prof. Dr. Karl Menge . . . . . . . . . . . . . . . . . . 141

Digitized by Google

Seite

Franz von Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Wasserzieher in Flensburg . . . . . . . . 143

J. Heuwes, Goethes Götz von Berlichingen. Angezeigt von Karl Menge . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 144

Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Angezeigt von Otto Lyon 146

G. Wustmann, Als der Großvater die Großmutter nahm. Angezeigt von Otto Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 148

Albert Richter, Deutsche Redensarten. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Theodor Matthias in Zittau . . . . . . . . . . . . 202

Gustav Hey, Die slavischen Siedelungen im Königreich Sachsen mit Erklärung ihrer Namen. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Oskar Böhme in Reichenbach i. V. . . . . . . . . . . . . . . . . 204

Hopf und Paulsiek, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Heinrich Jacobsen in Steglitz b. Berlin 207

Die Bibel nach der deutschen Übersetzung Dr. Martin Luthers. Im Auftrage der deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Ausgabe. Angezeigt von Rektor H. Kohrs in Lüneburg . . . . . . 210

Hermann Schmolke, Regeln über die deutsche Aussprache. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Carl Franke in Plauen i. V. . . . . . . . 268

Florin, Andreas, Präparationen zur Behandlung lyrischer und epischer Gedichte. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . . . . 269

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Angezeigt von O. Glöde in Wismar i. M. . . . . . . . . . . . . . . . 272

R. Buchheim, Zum deutschen Unterricht. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Carl Franke in Plauen i. V. . . . . . . . . . . . . . 274

Ferdinand Avenarius, Lebe! Eine Dichtung, besprochen von Otto Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 275

Zur neuesten Nibelungen-Litteratur. Von Prof. Dr. Karl Landmann in Darmstadt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 376

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. Angezeigt von Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . . . . . . 413

Dr. S. M. Prem, Goethe. Angezeigt von Prof. Dr. Benedict Pichler in Bielitz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 416

O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensage. Angezeigt von Karl Landmann in Darmstadt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 417

Karl Leimbach, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . . . . . . . . . . 419

Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Angezeigt von Otto Lyon . . 421

Dr. Hugo Rademacher, Auswahl volkstümlicher Lieder und Gedichte für höhere Lehranstalten und Mittelschulen. Angezeigt von Otto Lyon 424

Reinhold Bechstein, Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler. Angezeigt von Otto Lyon . . . . . 426

Forschungen zur deutschen Philologie. Angezeigt von Otto Lyon . . . 427

Agnes Bernauer von Martin Greif. Angezeigt von Prof. Dr. S. M. Prem in Bielitz . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 466

Louis Erhardt, Die Entstehung der homerischen Gedichte. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Alfred Müller in Reichenbach i. V. . . . . . . . 488

Karl Richter, Die Herbart-Zillerschen formalen Stufen des Unterrichtes. Angezeigt von Dr. Carl Franke in Plauen i. V. . . . . . . . 490

Karl Erbe, Leichtfaßliche Regeln für die Aussprache des Deutschen. Angezeigt von Oberlehrer Dr. C. Krumbach in Wurzen . . . . . . 492

Rinne, Dr. J. Karl Friedrich, Praktische Stillehre. Derselbe, Praktische Dispositionslehre. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . 549

Berthold Sigismund, Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller. Angezeigt von Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 551

Digitized by Google

Seite

Steinel, Oskar, Die Reform des deutschen Aufsatzunterrichtes. Oskar Steinel und Karl Keppel, Schülerbuch für den deutschen Aufsatzunterricht an den Mittelschulen im Sinne der Schulreform. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . . . . . . . . . . . . 552
Bettingen, Dr. Franz, Grundzüge der dramatischen Kunst. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . . . . . . . . . . . . 553
Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1893—94. Von Hermann Unbescheid in Dresden:
Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Von Gustav Portig . 602
Die Entwickelung von Schillers Ästhetik. Von Karl Berger . . 604
Xenien 1796. Von Erich Schmidt und Bernhard Suphan . 607
Schillers Vergilstudien I. Von Dr. Paul von Boltenstern . . 608
Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnis zur Lehre Kants. Von Oberlehrer Ernst Reinitz . . . . . . . . . . . 608
Goethe und Schiller. Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Von L. Heinrich von Stein . . . . . . . . . . . . 609
Schillers Fragment: „Die Polizey“ mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses. Von Dr. phil. Ludwig Stettenheim . 609
Festschrift zum Dreihundertfünfzigsten Stiftungsfeste der Königlichen Landesschule Pforta . . . . . . . . . . . . . . . 611
Klingers „Zwillinge“, Leisewitz' „Julius von Tarent“ und Schillers „Braut von Messina“. Von Oberlehrer Gustav Kraft . . . 612
Der Gedankenzusammenhang in Schillers „Lied von der Glocke“. Von Oberlehrer Dr. Karl Wenzig . . . . . . . . . . 613
Schillers „Glocke“. Von Prof. M. Evers . . . . . . . . . 614
Anschauungstafel für den Glockenguß unter besonderer Berücksichtigung von Schillers Lied von der Glocke. Von Rektor Dr. W. Rein . 615
Parallelstellen bei Schiller. Von Dr. Heinrich Stickelberger. . 616
Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Von Dr. Hermann Bender . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 617
Schillers Briefe. Von Fritz Jonas. . . . . . . . . . . . 618
Schillers Sohn Ernst. Von Oberlandesgerichtsrat Dr. Karl Schmidt 618
Schillers Mutter. Von Dr. Ernst Müller . . . . . . . . 619
Schillers Jugendleben. Von Armin Stein . . . . . . . . 619
Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Von Karl Goedeke . . 620
Aus Zeitschriften . . . . . . . . . . . . . . . . . . 620
Schulausgaben . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 621
Miller, Max, Zur Methodik des deutschen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. Angezeigt von Karl Menge in Boppard 622
Hartung, Dr. Oskar, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Angezeigt von Schulze in Dortmund . . . . 623
Netoliczka, Dr. Oskar, Gotthold Ephraim Lessing. Nathan der Weise. Angezeigt von Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . 628
G. Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen. Angezeigt von Karl Menge in Boppard . . . . 706
F. Willomitzer, Die Sprache und die Technik der Darstellung in Hebels rheinländischem Hausfreund. Angezeigt von Karl Menge in Boppard 708
J. Wychgram, Schiller, dem deutschen Volke dargestellt. Angezeigt von O. Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 709
Oscar Thiergen, Am eigenen Herde. Alget. Angezeigt von Oberlehrer Dr. Julius Sahr in Dresden . . . . . . . . . . . . . 777
Theodor Flathe, Deutsche Reden. Angezeigt von Otto Lyon . . 779
Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte von August Sauer. Angezeigt von Dr. Ludwig Fränkel in München . . . . . . . 856
Dr. E. Kräpelin, Über geistige Arbeit. Angezeigt von Dr. Fritz Nowack 858

Digitized by Google

Seite

Wilhelm Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Gänzlich neubearbeitet von Dr. Gustav Wustmann. Angezeigt von Otto Lyon in Dresden . 862

L.

Kleine Mitteilungen: 152. 212. 430. 494.

M.

Zeitschriften und neu erschienene Bücher: 86. 87. 152. 214. 216. 279. 280. 431. 432. 496. 555. 630. 632. 710. 782. 783.

N.

Erklärungen und Berichtigungen.

Entgegnung von Direktor Dr. Rademacher . . . . . . . . . . . . 557
Antwort von Otto Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . 559

Hierzu ein Ergänzungsband:

**Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur sowie zum deutschen Unterrichte:**

Zur deutschen Bearbeitung der Melusinasage. Von Karl Biltz in Berlin . 1
Griechische Hilfe im mittelhochdeutschen Unterricht. Von O. Brenner in Würzburg . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 15
Deutsche Etymologien. Von Sigmund Feist in Bingen a. Rh. . . . 20
Über die Volksdichtung im Meißnischen. Von Carl Franke in Plauen i. V. 27
Die Stellung des niederdeutschen Dialekts und seiner Werke zur hochdeutschen Schriftsprache und Litteratur. Von O. Glöde in Wismar i. Meckl. . 35
Niederrheinisches Deutsch. Von Heinrich Gloël in Wesel . . . . . 62
Der Lehrling der Griechen. Von Max Koch in Breslau . . . . . . 70
Zur deutschen Heldensage. Von Karl Landmann in Darmstadt . . . 93
Wie kann der deutsche Unterricht zur Erziehung der Jugend beitragen? Von Rudolf Löhner in Wien . . . . . . . . . . . . . . . 126
Haarigel und Haareule. Von Ernst Martin in Straßburg i. Els. . . 129
Ein Kapitel für sich. Von A. Matthias in Düsseldorf . . . . . . . 133
Laurentius Albertus und Albert Ölinger. Von Carl Müller in Dresden 140
Aus der Praxis des deutschen Unterrichts. Von C. Krumbach in Wurzen 151
Das Volkstümliche in Martin Greifs vaterländischen Bühnendichtungen. Von Ernst Henschke in München . . . . . . . . . . . . . . 166
Biblische Anklänge bei Schiller. Von Franz Schnedermann in Leutzsch 190
Seebach. Von Rudolf Schlößer in Leipzig . . . . . . . . . . 195
Goethes Faust (I. Teil) als Schullektüre. Von Hermann Unbescheid in Dresden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache. Von Eugen Wolff in Kiel . . . . . . . . . . . . . . . . . 208
Eberhard Tappe, ein deutscher Schulmeister und Germanist älterer Zeit. Von Ludwig Fränkel in München . . . . . . . . . . . . 298
Gottfried August Bürger als Lehrer der deutschen Sprache. Von Julius Sahr in Dresden . . . . . . . . . . . . . . . . . . 310
Wortdeutungen. Von Friedr. Kluge in Freiburg i. B. . . . . . . . 354
Die Einheit des deutschen Unterrichts an der Universität und in der Schule. Von Otto Lyon in Dresden . . . . . . . . . . . . . . 356

Digitized by Google

# Zum Daktylus, dem deutschen und lateinischen, auch vom Hexameter.

Von **Rudolf Hildebrand.**

In unserer Metrik ist der Hexameter ein wahres Schmerzenskind, auch wenn man sich auf die neuere Zeit beschränkt und von den schülerhaften oder kindischen Versuchen des 16., 17., ja des 12. Jahrhunderts absieht. Es sind die beiden Bestandtheile oder Bausteine des antiken Verses, welche die Noth um das Gelingen eines deutschen Hexameters bereiten, daß der gewissenhafte Metriker, der seinen antiken Hexameter genau im Ohre hat, auch zu der Behauptung kommen kann: wir haben nun einmal keinen Hexameter! Wie bitter hat nicht Goethe, dem ja die classische Schulung abging, den Ärger erfahren, der an den Versuch des deutschen Hexameters in den Augen der genauen Classiker geheftet ist. Als ihm die Freunde, die er dabei zu Rathe zog, in seinen hexametrischen Versen herum pfuschten, um sie möglichst nach der sogenannten Quantität einzurenken, da platzte er endlich los mit einem Absagebriefe an den antiken Vers, zugleich trotzig und demüthig sich beugend:

Ein ewiges Kochen statt fröhlichem Schmaus,
Was soll denn das Zählen, das Wägen, das Grollen?
Bei allem dem kommt nichts heraus,
Als daß wir keine Hexameter machen sollen,
Und sollen uns patriotisch fügen,
An Knittelversen uns begnügen.

Bei dieser Äußerung, die uns jetzt doch recht befremdlich klingen darf, muß man daran denken, daß da angesammelte Ungeduld und losplatzender Verdruß, ja Ärger spricht. Für den Dichter also die Wahl zwischen dem Hexameter, dieser als das eigentliche höchste Ziel seiner Kunst gedacht, und der tiefsten Leistung, dem Knittelverse, weil der dem deutschen Dichter bei größter Begabung allein möglich sei: das ist Übertreibung, in der sich Ärger Luft macht; die Übertreibung hauptsächlich und grell auf Seite des Knittelverses.[1]) Aber sie fehlt auch auf Seite des Hexameters nicht, wenn der Verzicht auf den Hexameter zugleich als ein

---

1) Der Ärger macht sich übrigens besonders köstlich Luft in dem drittletzten Verse, der als Mustervers im Knittelstil gedacht ist, mit vier Hebungen:
Als dáß wir keine Hexámeter máchen söllen.

Verzicht auf die höchste Leistung in der Verskunst behandelt wird. Diese Überschätzung des Hexameters hat sich aber gerade bei den Gewissenhaften tief und fest eingenistet. Auf ihre Spitze kommt sie, wenn Herbst den Hexameter den Culturvers nennt (J. H. Voß, Lpz. 1874, 2, 1, 88); „Das ist vielmehr die Wahrheit . . ., daß unsere neuere Kunstpoesie in charakteristischen Hauptzweigen recht eigentlich am Hexameter, dem Culturvers im eminenten Sinne (so gesperrt bei Herbst) sich aufgerichtet hat!" Arme Franzosen, Italiener, Engländer, die ihr keinen Hexameter oder so gut wie keinen habt! also von der Cultur ausgeschlossen.[1]) W. Wackernagel kommt in seiner Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (1830) auf die aus unserer sog. classischen Zeit her noch brennende Frage zu sprechen und prüft kritisch das Geleistete, recht unzufrieden damit, doch in seiner gründlicher Ausführung, darauf in wehmüthigem Verzichten: „Es geht einmal nicht, so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht; geben wirs auf!" (Abhandlungen zur deutschen Lit.-Gesch. 1873, 2, 3.)

Also auch da der Standpunkt, daß mit diesem Verzicht zugleich auf eine besondere Ehre unserer nationalen Kunst zu verzichten wäre. Aber der Standpunkt ist nicht haltbar und veraltet von selbst. Wackernagels Rath, die Versuche aufzugeben, ist immer mehr in unserer Dichtung aus eigenem Antrieb und richtigem Gefühl befolgt worden; trotz der hohen Bedeutung, die der Hexameter in Goethes und Schillers Welt hat, ist er doch jetzt mehr achtungsvoll in die Ecke gestellt und wird nur in einigen Fällen noch hervorgeholt. Die lyrischen Strophengebäude nach Horazens Art aber sind trotz Platen aus dem gewöhnlichen Betrieb ganz geschwunden und führen nur in gelehrten Schulkreisen noch ein kümmerliches Nachleben fort.

Dem Ausgeführten gegenüber bin ich aber der Sache und mir das Bekenntniß schuldig, daß ich keineswegs zu den krittlichen Verkleinerern des deutschen Hexameters gehöre. Der antike Hexameter ist mir seit langen Jahren ein Gegenstand des Studiums und des Kunstgenusses gewesen, er ist ein rhythmisch-metrisches Kunstwerk von höchster Vollendung, und er böte auf dem Gymnasium den schönsten Stoff, daran den Kunstsinn der Schüler zu bilden, der, einem jeden angeboren und nur nach Ausbildung verlangend, im Unterricht doch so traurig vernachlässigt wird. Aber auch für den deutschen Hexameter, zunächst wenigstens für den

1) Von schlechten deutschen Hexametern gibt Herbst a. a. O. S. 89 an, daß ihn (er setzt aber: uns) bei deren Lesung ein Gefühl fast wie die Seekrankheit überkomme, z. B. bei den Königlichen Distichen in den Arcaden des Münchener Saalbaus.

Daktylus, möchte ich einmal ein Wörtchen einlegen, daß er auch den kalt strengen Verächtern in besserem oder gutem Lichte erscheinen mag.

Was der Daktylus eigentlich ist, bleibt uns verschlossen, so lange wir ihn nach angelebter deutscher Art bloß accentuirend behandeln. Der Lehrer hat gut lehren, daß der Versfuß aus einer langen und zwei kurzen Silben bestehe, solange das nur Sache des Gedächtnisses, des begrifflichen Fassens, nicht des Klanges und Tönens ist. Man schreibt nun wohl cōrpŏră, mūnĕră, nōbĭlĕ, aber die drei Silben bleiben im Sprechen doch wesentlich ohne Unterschied, nur durch die Betonung unterschieden, wobei sich von selbst noch die Erscheinung einstellt, daß die letzte Silbe einen Nebenton erhält: córporà, nóbilè und dabei bringt es die deutsche Art mit sich, daß der zweite Ton unwillkürlich eine Verlängerung annimmt: córporā, múnerā, par nóbilē fratrum. Da ist ja aber kein Daktylus mehr, da ist er eher auf den Kopf gestellt, und doch fürchte ich, ist es der herrschende Gebrauch auf unsern Schulen und nicht nur da.

Der reine Daktylus ist aber gleich hergestellt für Ohr und Mund, sobald man der ersten Silbe neben ihrem Ton auch eine Dauer verleiht, d. h. sie wirklich lang macht. Das hat die Wirkung, daß auch die dicht darauffolgende, also die erste Kürze, ganz von selber einen zweiten Ton annimmt, tiefer als der erste, aber über der zweiten Kürze: múnèră, córpòră, par nōbìlĕ fratrum. Das ist dann der Daktylus, die Schüler müssen darauf eingeübt werden, so sehr sich der deutsche Mund dawider sträubt.

Aber — und das wollte ich eigentlich vorbringen — solche Daktylen, ich meine in solchem rhythmischen Bau, die haben wir im Deutschen auch, z. B. beim Eingang von Hermann und Dorothea:

Hab ich den Markt und die Straßen doch nie so **einsam gesehen**.

so éinsàm gesehen ist rhythmisch, wohlbemerkt rhythmisch, nicht metrisch, gleich par nobìle fratrum. Und die Einheit kann, vom lebendigen Kunststandpunkt, nicht größer sein, denn auch nōbìle usw. wird **nicht** durch das Metrum, nicht durch lang und kurz zum Daktylus, sondern erst durch den Rhythmus, in dessen Dienst lang und kurz treten. Sonst könnte ja nicht der Fall vorkommen, daß derselbe Vers wenigstens theilweis verschiedene Lesung zuläßt, z. B. im Prolog zur Andria des Terenz:

non ita dissímiles súnt argúmentó, tamén —

was man außer seinem Zusammenhang allein gesehen, auch weithin als Hexameter lesen könnte:

nón ita díssimilés sunt árguménto . . .

Es ist eine schädliche Einseitigkeit der überlieferten Schulpraxis, daß man die Quantität in die erste Linie stellt, in die der Bau und die Be-

wegung des Rhythmus gehört, bei den Alten wie bei uns; dieß Verfahren mag aus der Zeit stammen, als die genaue Unterscheidung von lang und kurz im Leben ins Wanken und Schwinden gerieth (wie sie denn in den romanischen Sprachen ganz geschwunden ist), nun sollte die Schule die Unterscheidung fest halten wenigstens für den metrischen Vers, neben dem ohnehin der rhythmische Vers, der über die Quantität hinwegsehend den Prosaton bevorzugt, immer mehr aus der Überlieferung des Volkes auftaucht.

Um aber zurückzukommen auf den deutschen Daktylus, in dem angezogenen Verse von Hermann und Dorothea lassen sich auch die beiden ersten Füße oder Takte als rhythmische Daktylen erkennen, weil in beiden der Artikel an Gewicht hinter ich und uns zurücksteht, tiefer geht:

háb ìch den | márkt ùnd die | strassen usw.

Auch im Folgenden fehlt es nicht an solchen Daktylen:

íst dòch die | stádt wie ge|kehrt, wie ausgestorben, nicht fünfzig,
dünkt mir, blieben zurück von allen | únsèrn be|wohnern.
was die | néugìer nicht | thut, so rennt und | láuft nùn ein | jeder u. s. w.

Ich breche ab, da jeder, den es lebhafter anspricht, geneigt sein wird, sich selbst weiter umzusehen und ich nicht entfernt daran denken konnte, die Frage statistisch zu erledigen. Aber die allgemeine Bemerkung wird schon jetzt als sicheres und angenehmes Ergebniß am Platze sein: man kann das Feingefühl unserer Dichter (denn nicht nur Goethe verfährt so) vollauf bewundern, die bei mangelnder Lehre, ja vielmehr unter dem Einfluß einer falschen Lehre (von lang und kurz) doch die Muttersprache so gut und richtig behandelten, nur vom dunklen Dichtergefühl geleitet. Daß das Verfahren nicht durchgeführt ist, darf dabei am wenigsten wundern.

Wie wenig nöthig war aber die zürnende Verzweiflung Goethes in den Versen oben, mit denen er seinen Hexameter verwarf! Seine Kritiker, die von dem Bann von lang und kurz noch nicht frei waren, wußten gewiß selbst nichts von dem rhythmischen Gesetz, mit dem er nur in dunklem Kunstgefühl seine Daktylen baute, wie ich denn auch sonst nie etwas davon gehört oder gelesen habe.

Sieht man sich nach der musikalischen Behandlung unseres Daktylus um, so ist man angenehm überrascht, zu finden, wie ihn die Tonsetzer gern ebenso nach seinem rhythmischen Bau auffassen und diesen musikalisch scharf herausbilden und darstellen. So Beethoven in Goethes Liede „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein“, wo allerdings der Anfang gleich in seiner Prosabetonung jenen rhythmischen Bau dem Tondichter in die Hand gab. Aber auch ohne diese fast zwingende Hülfe findet sich

der Daktylus in der Musik so gestaltet, z. B. in dem weihevollen Abschiedsliede der alten Jenaer Burschenschaft von Binzer:

Wir hatten gebauet
Ein stattliches Haus,
Und drin auf Gott vertrauet
Trotz Wetter, Sturm und Graus.

Die ausdrucksvolle Melodie folgt dem Wechsel des Rhythmus aufs genaueste und gibt auch die Daktylen im ersten Theile so wieder, wie Beethoven dort in „Freudvoll und leidvoll."

Es ist aber nun Zeit, auch auf den alten römischen Daktylus noch einen Blick zu werfen. Wenn man ihn auf seinen rhythmischen Bau prüft, zeigt sich, wie dieser gern dadurch unterstützt wird, daß auf die erste der beiden Kürzen ein Prosaton fällt. Ich suche kurzer Hand (auch der Augen wegen) Beispiele im Gedächtniß zusammen. Also z. B. bei Ovid:

Sola|mén mìse|rís sòci|os habuisse malorum.
Ín nòva|fért àni|mus mutatas dicere formas
Corpora.
Ést lòcus,|Útòpi|ám vète|res dixere coloni.
Barbarus|híc ègo|súm, quìa|non intelligor ulli;

es wurde wol auch bárbàrus gesprochen, wie córpòra, nóbile. Als maßgebende Regel durchgeführt ist das allerdings nicht; aber so häufig, daß es über den Zufall hinausgeht. Bei Virgil z. B.:

Quós ègo — sed motos praestat — compónère fluctus,

oft sprichwörtlich angeführt, man spricht aber quóssegō!

Tú règere|ímpèri|o gentes, Romane, memento.
Tityre,|tú pàtu|láe recu|bans sub tegmine fagi.
Claudite jam rivós pùeri, sat prata biberunt.

Oder bei Horaz:

Dífficil|lís, quèru|lus, laudator témpòris acti.
Rídìcu|lus, to|tás sìmul|obsorbere placentas.
Canta|bít vàcu|us coram latrone viator.
Quó sèmel|est imbuta recens, servabit odorem
Testa diu.
Interdum vulgus rectúm vìdet, ést ùbi|peccat.

Bei Persius:

Ést àli|quíd dìgi|to monstrari et dicier: hic est!

Und um doch auch einen Pentameter zu bringen, nebst Beispielen des abweichenden Verfahrens, die ja auch oben nicht gemieden sind (das rhythmische Gesetz des Daktylus gilt doch auch da):

nóctè plu|it to|tá rède|unt spectácùla mane:
divisum|ímpèri|um|cúm Jòve|Caesar habet.

Endlich noch ein Wort vom Namen des Versfußes; δάκτυλος haben ihn die Griechen genannt, d. h. Finger. Christ, Metrik der Griechen

und Römer, 2. Aufl. Lpz. 1870, S. 147, ist in Verlegenheit um den Grund der Benennung und meint dabei: „Noch weniger ist auf den Einfall des Aristides de musica p. 36 zu geben, der den Namen auf die Analogie bezieht, welche zwischen den drei Silben des Daktylus und den drei Theilen des Fingers stattfindet." Aber die Analogie, wenn man ordentlich hinsieht, ist groß und deutlich genug. Der Daktylus ist ein kleines lebendiges Ganzes, aus drei Gliedern bestehend, und der Finger auch. Ja die drei Glieder beider entsprechen einander auch in dem besprochenen rhythmischen Baue. Der liebe Leser braucht nur den Zeigefinger seiner linken Hand (der sich dazu am besten darbietet, jetzt und damals) anzusehen, so sieht er die drei Glieder in absteigendem Größenverhältniß, wie beim Daktylus, das Hauptglied größer als das zweite, dieses größer als das dritte; aber nicht die Länge schlechthin wird den Vergleich hervorgerufen haben, sondern auch oder mehr noch das rhythmische Gewicht. Alles das nicht in mathematischer Schärfe ausgeprägt, wie in der musikalischen Fassung, aber doch im Verhältniß bestimmt erkennbar. Es ist aber im Grunde das Verhältniß des goldenen Schnittes, beim Finger wie beim Versfuß; spielt es doch im Hexameter überhaupt dann eine bestimmende Rolle.

---

Bei Minor, neuhochdeutsche Metrik, Straßb. 1893 Einl. S. 3, muß ich lesen, wie ich zu den Metrikern gezählt werde, welche eine „einseitige, nationale oder germanistische Richtung" vertreten und „in der Verskunst unserer Klassiker überhaupt nur einen Irrweg erblicken." Ich glaube, das Obige antwortet genügend auf diesen Vorwurf, von dem ich überhaupt nicht weiß, wie der Verfasser dazu kommt.

---

## Die historische Entwickelung der deutschen Satzzeichen und Redestriche.

Von O. Glöde in Wismar.

Als ich mein kleines Büchlein über den Gebrauch der Interpunktionszeichen im Neuhochdeutschen schrieb[1]), sah ich mich nach der Anwendung dieser Zeichen in der mittelhochdeutschen und Übergangsperiode um. Hier in dem Ostseewinkelchen stehen mir wenig Handschriften zu Gebote, die Rostocker Universitätsbibliothek bietet auch wenig; Reisen nach

1) Die deutsche Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über die Satz- oder Lesezeichen und die Redestriche, dargestellt und durch Beispiele erläutert von O. Glöde. gr. 8. geb. VI + 33 S. Verlag von B. G. Teubner. Leipzig 1893.

Bibliotheken hatten früher natürlich andere Gründe, im großen und ganzen bieten die Handschriften auch wenig. Meine Beobachtungen beruhen also zum größten Teile auf Mitteilungen anderer Gelehrten oder auf kritischen Ausgaben und Faksimiledrucken. Es ist selbstverständlich, daß man auch die übrigen europäischen Sprachen heranziehen muß; besonders brauchbar sind die englischen Ausgaben angelsächsischer Werke, in denen man hier und da Bemerkungen über die Anwendung der Interpunktionszeichen in den Handschriften findet. Auch Werke praktischer Art, wie das Typographische Allerlei von H. Schwarꝁ (Kurze Hinweise und Erinnerungen für die Buchdruckerpraxis, Berlin 1891) habe ich mit Vorteil benutzt[1]). Eine Darstellung der historischen Entwickelung der deutschen Satzzeichen und Redestriche teilt sich naturgemäß in zwei Teile: erstens Form und Anwendung der Satzzeichen bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst und zweitens ihre Entwickelung von da an bis auf die Neuzeit. Für die letzte Periode gilt das allgemeine Gesetz, daß die Satzzeichen alle Wandlungen der Druckschrift, auch die kleinsten, mit durchgemacht haben. Jeder moderne Setzer weiß, daß bei Anwendung von Zeichen immer darauf zu achten ist, daß dieselben der betreffenden Schrift angehören. Die Zeichen der Fraktur sind mehr eckig, die der Antiqua mehr abgerundet. Wie der Baustil sich geändert hat, so änderten sich auch die Buchstaben und mit ihnen die Satzzeichen; als der Baustil Geschmack an allerlei unschönen Verschnörkelungen fand, da richteten sich auch Buchstaben und Satzzeichen danach. Daher unterscheiden sich auch diejenigen Satzzeichen in den verschiedenen Perioden und bei den verschiedenen Völkern am meisten, die am kompliziertesten zusammengesetzt sind, während z. B. der Punkt von seinem ersten Auftreten an am wenigsten Veränderungen durchgemacht hat. Manchmal werden auch Satz- oder Lesezeichen im Laufe der Jahrhunderte sich so ähnlich, daß sie gar nicht mehr von einander zu unterscheiden sind; so ist es bekannt, daß der i-Punkt eigentlich ein i-Strich ist, der zu einem Punkt zusammengeschrumpft ist. Buchstaben, die als Lesezeichen über, unter oder neben andere Buchstaben gesetzt werden, sinken im Laufe der Zeit zu einfachen Lesezeichen herab, deren wahre Bedeutung die wenigsten noch kennen, ebenso wenig wie sie Abkürzungen, Ligaturen, Sigel u. dgl. erklären können, obgleich sie sie täglich gebrauchen. Die Anwendung der allmählich entstehenden Satzzeichen ist je nach Ort, Zeit und Individualität des Schriftstellers verschieden. In einzelnen Perioden werden sehr wenig Satzzeichen und

1) Während der Arbeit habe ich bemerkt, daß ich eine erschöpfende Darstellung erst nach einem Jahre geben kann. Um aber mein in dem kleinen Büchlein gegebenes Versprechen zu halten, biete ich den Fachgenossen hier eine Skizze, die meine bisherigen Beobachtungen zusammenfaßt.

Abkürzungen gebraucht, zu anderen Zeiten werden diese Zeichen wieder massenhaft angewendet. Oft ist es sehr schwer, gewisse Regeln für ihre Anwendung herauszufinden. Man möchte denken, sie würden als eine Art Ornamentik angesehen, wie die Buchstaben, die oft aus reiner Freude am Bunten in den Handschriften verziert wurden, nicht bloß um Zeilen-, Strophen- oder Aventiurenanfänge zu kennzeichnen. Zu anderen Zeiten ist wiederum in einer Weise interpungiert, wie sie noch heute im Englischen oder Schwedischen gebräuchlich ist. Diese Unsicherheit in Form und Anwendung dieser für den Vortrag doch höchst notwendigen Zeichen dauert bis auf unsere Tage fort, und selbst Setzer und Drucker klagen darüber, daß die technische Handhabung der Interpunktions- und Hilfszeichen vielfach nach unbestimmten Grundsätzen erfolgt. Es ist wohl denkbar, daß die Schreiber der alten Handschriften oft mit Absicht ein Zeichen wegließen, um Platz zu sparen, wie sie ja aus demselben Grunde ganze Worte unterdrückten und Ligaturen aller Art anwendeten. Denn auf Schönheit der Schrift und Farbenpracht der Initialen wurde von den Fürsten und Herren, für die die Handschriften abgeschrieben wurden, oft mehr gesehen als auf den Inhalt. Genau so war es bei den ersten Drucken, besonders bei den Prachtdrucken für geistliche und weltliche Herren. Später hat man dann die Schönheit ganz vernachlässigt und nur nach der grammatischen oder logischen Gliederung einer Periode die Satzzeichen hineingesetzt, ohne sich um die Druckart der Buchstaben zu kümmern. So sind denn oft Klagen von Lesern und Druckern laut geworden.

Wir dürfen uns darüber nicht wundern, wenn man bedenkt, daß hier von nun an die Gesetze der Betonung, der grammatischen Gliederung und der äußeren Schönheit einer Hand- oder Druckschrift zusammen mitwirken sollten. Die fortgeschrittene Technik, die bessere Schulung von Setzer und Schreiber, die Sorgfalt der Autoren, die von Jugend an mehr auf die Form achten gelernt haben, die Peinlichkeit und Genauigkeit, mit der dieser Teil der deutschen Grammatik in den Schulen betrieben wird, alles wirkt auf eine größere Einheitlichkeit hin, die bis jetzt allerdings noch nicht erreicht ist. Es ist natürlich, daß die Genauigkeit im Interpungieren in dem Maße zunahm, wie die Deutschen ihre Sprache grammatisch ausarbeiteten. Man ist in den letzten fünfzig Jahren sogar über das Ziel hinausgeschossen und hat rein nach dem grammatischen Bau interpungiert, ohne auf die Betonung der gesprochenen Sprache zu achten, auf äußere Schönheit natürlich erst recht nicht. Und doch ist es nicht überflüssig, wenn Schwark in seinem Typographischen Allerlei Vorschriften über den richtigen Satz der Interpunktionszeichen giebt. Wer einmal einen Druck gesehen hat, worin diese Regeln nicht

beachtet sind, wird mir Recht geben. Der Punkt ist dicht an das letzte Schriftzeichen zu setzen. Mehrere Punkte hinter einander (. . . .), die als Zeichen der abgebrochenen Rede, zum Ausfüllen der Lücken in zitierten Reden und Abhandlungen sowie in tabellarischem Satz zwischen Satz und Ziffern dienen, sollte man ganz vermeiden. Man sollte dann wenigstens allgemein dazu übergehen, für die kleineren Brotschriften nur runde Punkte zu gießen, für Antiqua und Fraktur verwendbar. Das Komma wird dem Buchstaben dicht angereiht. Das Schwanken bald mit, bald ohne Zwischenraum giebt dem Satz ein unstetes, schlechtes Aussehen. Bei erforderlicher Aussperrung der Zeile kann das Spatium zwischen Wort und Komma die Sache auch nicht bessern; daher ist nach Schwark (a. a. O. S. 38) das Komma dicht anzureihen, wie im englischen Satz. Das Kolon, Semikolon, Ausrufezeichen und Fragezeichen werden mit einem Spatium angesetzt, die beiden ersteren jedoch dann nicht, wenn sie neben einem Apostroph, Abkürzungspunkt, Anführungszeichen stehen. Im spanischen und portugiesischen Satz werden Ausruf- bez. Fragesätze mit zwei Zeichen eingeschlossen, das erste steht dabei verkehrt: ¡ — ! ¿ — ?. Das erste Zeichen belehrt den Leser sofort über den Charakter des Satzes. Die Anführungszeichen oder Gänsefüßchen, von denen Schwark das vordere Anzeichen, das hintere Abzeichen nennen will, werden dicht angereiht, auch bei gesperrten Wörtern, da das Zeichen ohnehin Abstand hat. Im französischen Satz (« — » oder » — «) erhalten die Anführungszeichen ein Spatium. Im englischen Satz stehen "beide" Gänsefüßchen hoch; ganze Sätze sowie im Zwiegespräch die anredende Person erhalten nach Schwark (a. a. O. S. 38 u. 39) "doppelte", die angeredete Person, einzelne Wörter und Titel 'einfache' Zeichen; doch stimmt das mit meinen Beobachtungen nicht immer überein. Nach Schwark soll es vermieden werden, diese Zeichen durch Kommas zu bilden also „ — ‟, sondern zusammengegossene sehen besser aus: „ — ". Sehr lehrreich sind die Winke Schwarks über das Setzen des Apostrophs, des Divis oder Teilungszeichens, des Gedankenstriches, der Parenthesen und anderer Zeichen. Der Apostroph ist ohne Spatium anzusetzen. Im italienischen Satz werden apostrophierte Wörter nicht zusammengezogen, also: F a v o l a d' O r f e o und nicht d'Orfeo), dagegen im französischen Satz wie auch bei der schottischen Abkürzung M' und der irischen O' vor Namen wie M'Clintock O'Brien ꝛc. Das Divis oder Teilungszeichen wird dicht angereiht, der Gedankenstrich erhält mitten im Satz von beiden Seiten Halbgevierte, als Zeichen für „bis" zwischen zwei Zahlen (1880—90) sowie im englischen Satz erhält der Gedankenstrich keinen seitlichen Raum. Parenthesen und eckige Klammern sind je nach dem danebenstehenden Schriftbild mit oder ohne Zwischenraum zu setzen; Schwark empfiehlt noch, daß

man darauf achtet, daß stets gleichmäßige Parenthesenzeichen angewendet werden.

Alle diese vielen Vorschriften zielen wieder dahin, daß saubere und dem Auge wohlgefällige Drucke abgeliefert werden. Die Satzzeichen sollen eben als ein zu dem Ganzen gehöriges organisches Ganze erkannt werden, und daher muß Sorgfalt auf ihre äußere Form und ihre Anwendung verwandt werden. Zu einer vollständigen Einheitlichkeit werden wir weder in Bezug auf Form noch auf Anwendung der Satzzeichen jemals kommen; ich glaube auch nicht, daß alle so interpungieren werden, wie ich es in meinem kleinen Büchlein vorgeschlagen habe. Die staatlich vorgeschriebene Rechtschreibung wird ja auch nie ganz durchdringen. Solche Bücher sollen eben nur gewisse Normen angeben, in deren Rahmen dem Einzelnen Spielraum genug gegeben wird. So ist die vollständige Abgrenzung der Gebiete des Kommas und des Semikolons unmöglich. Der Einzelne darf aber nicht zu weit in dem willkürlichen Gebrauch der Satzzeichen gehen, was heute noch vielfach geschieht. Ist es schon schwer, die gemeinsamen Regeln für die Interpunktion gut und sorgfältig gedruckter Bücher herauszufinden, so ist es fast unmöglich, solche allgemeinen Interpunktionsgesetze aus den Handschriften oder Briefen gebildeter oder gelehrter Menschen abzuleiten. Ich habe Hunderte von Briefen gebildeter oder gelehrter Deutschen geprüft; alle interpungieren verschieden, ohne geradezu Fehler zu machen. Daß einzelne schlecht, steif, pedantisch oder leichtfertig interpungieren, ist der höchste Tadel, den ich aussprechen kann. Solche Leute, die falsch interpungieren, kommen natürlich nicht in Betracht, ebensowenig wie Fehler, die aus Nachlässigkeit und Flüchtigkeit entstehen. Bei französischen, englischen, dänischen, schwedischen, portugiesischen rc. gebildeten Kaufleuten und Gelehrten ist die Sache noch viel schlimmer als bei gebildeten Deutschen, und doch schreiben sie alle, um verstanden — richtig verstanden zu werden. Im allgemeinen kann man sagen, daß das Englische und Französische viel mehr nach dem Sinn interpungiert, als das Deutsche[1]). Die grammatische Gliederung eines Satzgebildes spielt dort eine sehr nebensächliche Rolle; was dem Sinne nach zusammengehört und zusammen verständlich ist, wird auch nicht durch ein Interpunktionszeichen getrennt. Wo die Stimme oder die Logik eine Pause nötig macht, da wird unbekümmert um die Grammatik ein Interpunktionszeichen angewendet. Das ist im Französischen noch mehr der Fall als im Englischen. Das einzelne Wort hat eben nur im Satz

---

1) Eine Darstellung der englischen Interpunktionslehre und die historische Entwicklung der englischen Satzzeichen bringe ich in einem der nächsten Hefte von Kölbings Englischen Studien.

Bedeutung; nicht jedes Wort hat wie im Deutschen eine eigene Expirationspause, sondern nur der ganze Satz. Der französische zusammengesetzte Satz ist viel mehr in sich geschlossen als der deutsche, das Englische steht in der Mitte zwischen beiden. Es ist daher klar, daß viel mehr Sprachgefühl dazu gehört, die englische und französische Interpunktionslehre in Regeln zu fassen als die deutsche. Man möge mir nicht vorwerfen, daß die Sache zu wertlos und kleinlich sei, als daß man darauf Zeit und Mühe verwenden könnte. Keiner denkt daran, daß er ein wichtiges Hilfsmittel zum sicheren und raschen Verständnis aus der Hand giebt, wenn er die Interpunktion vernachlässigt. Der Schade, der ihm dadurch erwächst, ist mindestens gerade so groß als der Nachteil, den ihm eine schlechte Handschrift bringt. Ich könnte aus meiner Praxis genug Fälle anführen, die meine Behauptung beweisen. Ein schlecht interpungiertes Telegramm hat schon oft zu argen Unannehmlichkeiten geführt.

Wenn ich im folgenden eine historische Entwickelung der deutschen Satzzeichen geben soll, so gilt es zuerst, ihre Form und Anwendung in deutschen Handschriften vor der Erfindung der Buchdruckerkunst zu untersuchen.

## I. Die Entwickelung der deutschen Interpunktions- und Lesezeichen bis zur Erfindung der Buchdruckerkunst.

Interpunktionszeichen kamen bei den Griechen erst durch die alexandrinischen Grammatiker auf, wie es heißt, besonders durch Aristophanes von Byzanz (im 3. Jhd. v. Chr.). Sie bedienten sich dabei zuerst nur eines Punktes, der auf dreierlei Weise, (oben, in der Mitte und unten) und in dreifacher Bedeutung angewendet wurde, bisweilen auch noch eines Striches, bis allmählich der Gebrauch des Punktes oben am Buchstaben (als Kolon, „Glied"), des Punktes unten (als volle Stigme, „Vollpunkt") und des Striches unten (als Komma, „Abschnitt") sich festsetzte. Von den Griechen ging diese dreifache Interpunktion zu den Römern über, als colon, punctum, comma, nur daß die Römer für das erste Zeichen einen Doppelpunkt anwandten. Im Mittelalter ließ Karl der Große die inzwischen wieder verloren gegangene oder in Verwirrung gekommene Interpunktion durch Warnefried, und Alcuin von neuem feststellen. Um dieselbe Zeit scheint auch das Fragezeichen (? u. ;) aufgekommen zu sein. Die Anwendung dieser Zeichen geschah in den Handschriften aber sehr sporadisch.

Als erstes Beispiel wähle ich die Handschriften des großen Wolfdieterich, die in der Ausgabe von Holtzmann genau beschrieben sind.

Der große Wolfdieterich ist uns in sieben Handschriften erhalten; sie sind alle im fünfzehnten Jahrhundert auf Papier geschrieben. Holtzmann hat in seiner Ausgabe (Heidelberg 1865) alle sieben genau beschrieben und Proben aus einzelnen abgedruckt. In A (Heidelberger Hdschr. aus dem Anfange des 15. Jahrhunderts) sind die Verse nicht abgesetzt; so war es schon in der Urschrift. Das geht daraus hervor, daß die Handschriften, die die Reimzeilen absetzen wollen, zuweilen falsch abteilen. Es war also beim Wolfdieterich genau so wie beim Nibelungenlied, wo die älteren besseren Handschriften nur die Strophen, aber nicht die Verse absetzen. Die Verse werden in A durch Punkte von einander geschieden, innerhalb der Verse kommt kein Zeichen vor. Die Handschrift B (Stiftsbibliothek zu Öhringen, 15. Jahrhundert) hat ebenfalls keine Bezeichnung der Strophen, wie alle folgenden Handschriften, aber abgesetzte Verse. Die Aventuren sind durch Abschnitt und großen Anfangsbuchstaben bezeichnet, haben aber keine Überschriften. Der genaue Abdruck bei Holtzmann (a. a. O. XIII.) zeigt, daß sie überhaupt keine Punkte hat, weder innerhalb der Verse, noch am Schlusse derselben, noch am Ende der Strophen. Also:

Hye mogt Ir gern singen und sagen
von cluger abenteur   so must ir gedagen
Es wart ein buch funden   das sag ich euch furwar
Zu dagmutt In dem closter   lag es manig jar
Seit wart es gesent   uff in bayer lant
Dem bischoff von Eychstett wart das buch bekant
Er kurtzt dorab   die weil wol siebentzehen iar
Do fand er abenteur   das sag ich euch furwar

So geht es ohne jegliche Interpunktion fort. Der Kodex der Hofbibliothek zu Donaueschingen, ebenfalls aus dem 15. Jahrhundert, der sehr nachlässig geschrieben ist, hat an einzelnen Stellen Punkte am Versschluß.

Merkwürdig in Bezug auf die Interpunktion ist eine Handschrift des Wolfdieterich, die sich auf der Frankfurter Stadtbibliothek befindet. Die größeren Anfangsbuchstaben der Zeilen sind ohne Wert, da sie oft den zweiten, dritten und vierten Vers der Strophe beginnen. Ein roter Strich □, der öfters vor den Zeilen steht, trifft zwar oft auf den Anfang der Strophe, soll aber nicht diesen, sondern die oratio recta bezeichnen, da man Gänsefüßchen nicht kannte. Dann und wann, besonders am Schlusse der Strophen, hat die Handschrift einen runden Punkt. Regelmäßig ist diese Interpunktion aber auch nicht; innerhalb der Verse kommt kein Satzzeichen vor. Einfache Lesezeichen sind häufiger. Ich drucke im folgenden ein charakteristisches Stück von Fol. 43a.

Es waz der hertzoge bertung   geborn von merian
Den hies d'kúng antis   balde vor sich gan
Ich habe dich erzogen   setzig ior noch wirdekeit.
Des los du mich geniessen   ich beuil dir an din eit
Hugdieterich den erben   min lant und lite las dir bevolhen sin
Der tot het mich gegriffen   die welt mûs ich lan
Ritt' und knehte   sach man trurig stan
Neina hertzoge bertung   du solt mich geniessen lan
Ich lerte dich werfen mit dem messer   daz dich niman tar bestan
Do gab ich dir zu wibe   die edel hertzogin
Ler mirs hugdietrich   als lieplich dir sin
4 Do sprach der hertzoge betung   daz soent ir sich' sin
Waz ich kan des gûtes   dz ler ich den herren min
Doch truwe ich got von himel   ir migent wol genesen
Nein sprach der kúng antis   dz mag leid' nit gewesen.

In einzelnen der übrigen Handschriften wird der Punkt etwas häufiger. Andere Interpunktionszeichen werden sich auch wohl bei der genauesten Durchforschung der deutschen Handschriften schwerlich finden. In angelsächsischen Handschriften trifft man hier und da noch einige andere Zeichen, aber auch sehr spärlich.

In der Vorrede (S. IX) zu seiner Ausgabe „Two of the Saxon Chronicles, parallel etc.“ Oxford 1892, spricht Plummer auch über die Interpunktion der aus dem 10.—12. Jahrhundert stammenden Handschriften. Die einzigen Zeichen, die vorkommen, sind der Punkt auf oder über der Linie (.) (·) und das umgedrehte Semikolon (⁏). In der Handschrift X (Canterbury MS.) kommen noch zwei eigentümliche Zeichen vor, die im Text durch (:ʳ) oder (:,) dargestellt sind. Sehr spärlich trifft man das Kolon und das Semikolon. Der Punkt steht vor und hinter den Zahlen oder bloß hinter ihnen, also: „·xiiii· winter“ oder: ccc· and xcvi· wintra. Ferner steht der Punkt am Ende der stets kurzen Sätze und statt des modernen Kommas zwischen gleichen durch „und“ oder nicht durch „und“ verbundenen Satzteilen. Das Zeichen (:ʳ) steht am Ende der Absätze. Das Laud MS. hat auch dort den runden Punkt.

## II. Form und Anwendung der Interpunktionszeichen von der Zeit der Erfindung der Buchdruckerkunst bis auf die Gegenwart.

Die Buchdruckerkunst nahm natürlich mit den Buchstaben die Zeichen herüber, die schon in den Handschriften vorkamen, wie ja überhaupt zwischen Druck- und Schreibschrift kein Unterschied existierte. Es kommen zu Anfang nur der Punkt und der lange Strich vor, der sich später zum Komma verkürzte[1]). Als Beispiel will ich eine längere Stelle aus

1) Genau so ist es in den englischen Drucken von Caxton aus den Jahren 1477—81.

einem Frankfurter Druck aus Johann Eichorns Offizin vom Jahre 1571 anführen, zugleich als Probe für die Entwickelung der Interpunktion im 16. Jahrhundert:

Leichpredig über den Tödlichen abgang weiland des Durchleuchtigen vnd Hochgebornen Fürsten vnd Herrn / Herrn Johannes Marggraffen zu Brandenburgk / etc. welcher den 13. Januarij (der da war der Eilffte tag nach S. F. G. Bruders des Churfürsten / etc. V. G. H. Hochloblicher seliger gedechtnus / abscheid) Morgens zwischen fünff vnd sechs vhren / seines Alters im 58. Regierung / 36. zu Custrin Gott seinen Geist jn seine Hende beuohlen / 1571. Item. Von S. F. G. Sepultur / vnd wie dieselbige hernach den 1. Februarij / Durch Chur vnd Fürsten / Graffen / vnd Herren / etc. (deren Namen zu end vorzeichnet.) Christlich vnd Fürstlichen beleitet vnd bestetiget. Georgius Coelestinus D. Gedruckt zu Franckfort an der Oder durch Johann Eichorn Anno 1571.

Die Schrift fängt an:

Den Durchleuchtigsten vnd Hochgebornen Fürsten vnnd Herrn / Herrn Johannes Georgen / des Heyligen Römischen Reichs Ertz Cammerer vnd Churfürsten / vnd Herrn Joachim Fridrichen Administratorn des Primats vnd Ertzstiffts Magdeburgk / In Preussen / zu Stettin / Pommern / der Cassuben / vnd Wendē / vnd in Schlesien / zu Crossen Hertzogen / Burggrauen zu Nurnbergk / vnd Fürsten zu Rugen Meinem Gnedigsten Herrn.

Gnad Fried Segen von Gott dem Vater / vñ seinen lieben Son Jhesu Christo vnsern einigen Erlöser vnnd Seligmacher / mit erbietung meines Gebets vnd vnterthenigsten gehorsams allzeit beuor.

Durchleuchtigster Hochgeborner Churfürst vñ Fürste Gnedigste Herren / E. Chur vnd F. G. haben nun etlichmal gehöret / auch wol ehe selbs gelesen was für ein Grosse hohe gabe es sey / wenn Gott der Vater / einen armen Menschen vnd betrübte Seele / seines heyligen Göttlichen worts in seiner Not Todt erinnert / fürwar / fürwar / Selig ist der Mensch der auffs wort im glaubē an Jhesum Christum also bleibet vnd beharret / hat auch solches nicht aus im selbs / sondern aus dem heyligen Geist / vnd wird jhm aus gnadē / gegeben vnd mitgeteilet zu trost / erquickung vnnd Ewiger freud / vnnd Seligkeit.

Denn wer wolte das nicht für eine grosse Gottes gnad achten oder halten / wenn Gott einen Menschen aus reicher gnade nicht allein zu seinem vnd seines lieben Sons Jesu Christi seligem erkenntnus bringet / sondern aus gleicher gnade darinnen erhält / das er gerne das wort höret / dauon
Psalmo. I. redet vnd darinnen seinen lust (Voluptatem) höchste freude hat / jha wol / dem Menschē sagt der erste Psalm / der da lust hat / am gesetze des Herren / vnd redet dauon tag und nacht / der ist wie ein Baum gepflantzet an den wasserbechen / der seine frucht bringet zu seiner zeit / vnd seine bletter vorwelckē nicht / vnd was er machet das geredt wol.

Innerhalb der Rede heißt es dann weiter:

Vnd das wir zur sach kommen / so wird vnter andern im gesprech gedacht / das es eine grosse Gottes gnad sey / weñ Gott einen Menschen in seiner not vnd anligen / seines heyligen Göttlichen worts vnd gnedigen zusag erinnerte Da erzelten S. F. G. Mitwochs vor derselben abscheid viel schöner sprüch Lateinisch vnd Deutsch / die beyde zu erkentnus der

sünden / vnd zu sterckung des Glaubens dieneten / vnd sagten / ach wenn einen Gott / der spruch einen / als / Also hat Gott die welt geliebet / das er seinen einigen Son gab / auff das alle die an jhn glauben nicht verloren werden / sondern das ewige leben haben. Item / Das ist gewiszlich war / vnd ein tewer werdes wort / das Christus Jesus kom̃en ist in die Welt / die sünder selig zu machen / vnter welchen ich der fürnemest bin. Aber darumb ist mir barmhertzigkeit wiederfaren / auff das an mir fürnemblich Jesus Christus erzeigete alle gedult / zum Exempel / denen / die an jn gleuben solten zum ewigen leben / etc.

Schon gegen Ende des 15. Jahrhunderts war der Grund für die neuere Methode zu interpungieren durch die venetianischen Buchdrucker Manuzzi (Manutius) gelegt worden, denen man die Einführung des Semikolons (;) als eines mittleren Zeichens zwischen Komma und Punkt, des Ausrufungszeichens (!), der Klammer oder Parenthese ( ), sowie des Bindezeichens (=) zuschreibt. Es dauerte aber sehr lange, bevor diese Zeichen allgemein wurden. Erst viel später kamen die Anführungszeichen, Gänsefüßchen, Gänseaugen oder Hasenöhrchen (vgl. wegen der Form oben), sowie der Gedankenstrich (—) hinzu. Bilderdijk behauptet, daß das Fragezeichen aus dem ersten und letzten Buchstaben des lateinischen Wortes Quaestio gebildet sei. Man hätte das Q über das o geschrieben: $\overset{Q}{o}$. Von demselben stammt die Behauptung, daß das Ausrufungszeichen aus dem lateinischen Worte Jo entstanden sei, indem man das o unter das J setzte: $\underset{o}{J}$. Das wird aber wohl eine Vermutung bleiben. Die Gänsefüße, Gänsefüßchen bei Gottsched, nennt Adelung Gänseaugen. Jenes zuerst bei Campe, bei Schmotther (1726) 2, 909 steht nur der lateinische Name, signum citationis[1]), die Sache selbst ist nicht viel älter. (Vgl. hierzu und für das Folgende: Grimms Wb. unter Gänsefüße.) Auf den nordfriesischen Inseln ist gusfut, Gänsefuß, der Name einer als Hausmarke gebrauchten Rune, Johannsen 121. Dies kann wohl zu dem Buchdruckerausdruck den Anlaß gegeben haben, da die Hausmarken auch über Norddeutschland verbreitet sind. Gottsched Sprachk. 1757, S. 112 sagt über dies Zeichen: „Man könnte noch von einem Zeichen im Schreiben reden, wodurch fremde Worte von dem eigenen Texte des Schriftstellers unterschieden werden. Es besteht dasselbe aus kleinen Häkchen, die im Anfang jeder Zeile gemachet werden und am Ende der Stelle wieder schließen, die von den Buchdruckern Gänseaugen genennet werden, und so aussehen („ „)“. Vgl. nl. ganzenoogen, bei M. Kramer 1768 gansauge.

Jedenfalls war die deutsche Interpunktion schon in der ersten Hälfte des 16. Jahrhunderts Gegenstand einer eingehenden wissenschaftlichen Be-

1) Frz.: Guillemets; engl.: Quotation marks.

trachtung geworden. Daß sie 1571 in den Drucken noch nicht weiter entwickelt ist, liegt daran, daß Ickelsamer seine Regeln, die ganz vernünftig sind, der Sprache aufdrängen wollte, die noch nicht darauf vorbereitet war. Valentin Ickelsamer spricht in seiner „Teutschen Grammatica“, wahrscheinlich ein Augsburger Druck aus den zwanziger Jahren des 16. Jahrhunderts, schon von den Unterscheidungszeichen , . ( ) und ? und zeigt ihren Gebrauch ganz richtig an gut gewählten Beispielen. Er sagt (S. 45 flg. in der Ausgabe von Kohler, Freiburg i. B. und Tübingen 1881):[1])

Über den Punkt und Doppelpunkt vgl. ferner: Grimm Wb., Helber syllabierbuchl. 37, 7. Roethe.

Von der Ordnung vnnd taylung der rede vnnd jres synnes durch die punctzaichen. Wie ain leib hat seine gelencke und glider, dadurch alles ordenlich vñ vnterschidlich an ainander hangt. Also hat die rede jre förmliche ordnung vnnd taylung, dadurch sy bestehet vnnd auffainander gefüegt würd, welches wie kunstlich es durch die Syntaxin vn Cōstruction, der acht reden tail, geschehē mag, wil ich yetzt nit von schreiben, allain wil ich mit aim wort, aufs ainfeltigst, den teütschen anzaygen, wie sy so sy schon gemacht vñ zusamen gesetzt ist, durch zaichen vnnd punct, die man darzu braucht, vnterschaiden würd, dañ solches geschicht vnd nutzet ser zuuerstehen der reden synn. Ain yede gantze volkomene vnnd etwas weytleüffige rede, auf disen synn genannt Periodus, hat etliche glider, vñ deren auffs wenigst zway, die haissen auff Ghriechisch Cola, welche abermal jre taylung, in der rede, haben in commata, das sein der glider tail, welches sein etwa ainzele wort, doch sonderlichs vñ vnterschidlichs des Periodi, oder der gantze rede, verstands, etwa sein es versamelte rede, die auch an jn selbs aines vnterschidlichen verstands sein des gantzē periodi, wie wol man die Cola vnd Cōmata yetzt vhast ongefärde vnd on vnterschid für glider vnnd tail des Periodi brauchet. Als dieses zu mercken ausz dem nachgesetztē Exempel. Ain gantze volkomene rede ist es wenn ich sag. Was sol man ain Grāmatic (solchs exempel zugeben, verursacht mich dises Büchlins materi) den Teütschen, die jr nichts achten, kain lust, lieb oder freüde darzu haben, kaine vlais, die zu lernē, daran wenden, schreiber oder machen? Dises ist nun ain gantze rede vnnd haist Periodus, die hat zway Cola, das sein zwai glider, nemlich die zwen vnterschidliche verstentliche synn, als ainer, was sol man ain Grāmatic den Teütschen machē? Der ander. Die jr nichts achten ꝛc. Vnnd in disem glid sein vil, aignes verstands, sonderliche vnd entzele wort, als sein lust, lieb, freüd ꝛc. Vnd vil gantze versamelte rede vnd aigne syñ des gantzē periodi, als sein die kain lust dazu haben, kainē vleis daran wenden ꝛc. das sein vñ haissen Cōmata, oder so mans schlechter vnd ainfeltiger will tailen, so ist die gantz red ain Periodus, vnd das ander on vnterschaid durch ainander Cola und Cōmata, das ist glider vnd tail diser rede.

---

1) Das Folgende mag zugleich zeigen, wie Ickelsamer die Interpunktionszeichen anwendet. Ich drucke ein größeres Stück ab als gutes Beispiel für die Interpunktion des 16. Jahrhunderts.

Das man aber solches feyn verstentlich vnd ordenlich, setzen, reden, oder lesen vnd verstehn kön, so soll ain yedes tail der perioden, Colen vnd Cōmaten mit ainem punct oder gemerck verzaichnet werdē, dañ sonst wer ain solche lange rede gantz wüst, verworren vnd vnuerstentlich, dazu hat man nu wie mans haist, punct vnnd virgulen, welche vhast auch on vnterschaid, sonderlich im teūtschen, gebraucht werdē Etlich machen vnnd mercken zu ende des periodi ainen punct also , . , vnd machen nach den Colis vnd Cōmatis (dañ wie gesagt werden die on vnterschaid im Teūtschen gebraucht) ain virgula also . , . oder zwen pūct also , : , wie in dem obgesetzten exempel gesehen. Es leyt auch so vhast nit daran wie die zaichen sein, weñ allain die reden vnnd jre tail recht damit getailt vnd vnterschaiden werden, dañ es gibt gar ain grosse hilff die rede deste gewiser, verstentlicher vñ mechtiger zu lesen vñ zůhöre, vn sein auch solche zaichen dem leser als ruwstett, dabey er ain mal still stehen, geruwen vnd etwas bedencken mag. Dann so offt ain verenderter synn in der rede kumbt, wie gering vñ klain er, ja auch schon nur ain einzel wort ist, so geruwet man da vnd helt ain wenig inn, vnd da gehören die punct hin, auff das ain yeder wie vnd wa er sy setzen vnd brauchen soll aigentlich wisse.

Darnach sein noch zway zaichē, die sollē die teūtschen auch mercke, verstehn vn gebrauchen lernen, die sein auch maisterlich, das ain haist Parenthesis, das ist ain einschliessung oder einsetzung, weñ etwa mitten in ain gantze rede, gleich ain ander vnd frembder synn ein gschlossen oder eingesetzt würd, der wol erst zu ende der rede gesetzt het mögen werden Darūb sein auch solche zeichen etwas einzuschliessen vnd zubehalten geformiert, nämlich also, ( ), wie zwen halbe monden. Das obgesetzt exempel hab ich also geordnet, das man darauss der rede tailung mit allen jren zaichē künde mercken. Darūb auch darin des Parenthesis brauch vñ zaichen gesehen würd, welchen man sunst, in schlechter rede, also het möge setzen, was sol man den Teūtschē ain Grāmatic machen, die jr nichts achten? ꝛc. auff das ich ain exempel nach des Bůchlins materi brauche. Also sein auch dise wort des hailigen Johannis in ain solche rede zufassen. Alles was in der welt ist (nämlich die lust des flaischs vñ lust der augen vnd hoffart des lebens) ist nit von dem vatter. Da man die ersten, angefangne rede het gantz mogen lassen, vnd die eingeschlossne hernacher erst setzē, also. Alles was in der welt ist, ist nit vom vater, als nemlich die lust ꝛc.

Das ander ist ain frag zeichen, das setzt vnd braucht man wa fragrede seind, vñ ist auch nach der stymart vnnd gleichnus geformiert also . ? . dz ain lini oder virgula über sich schnipt, wie sich die stym̄ in ainer frag am ende erhebt vñ über sich schwingt, wie solches in dem ende wort, des obgesetzten exempels vermerckt würd, vnd wie auch in diser rede. So d. gerecht kaum erhaltē würd wa wil der gotlos vnnd sünder erscheinen? vnd solche frag rede sein vil ernstlicher, dañ schlechte rede oder erzelung ainer mainūg, als weñ ich sag, kañ ich nit das auf dich erweisen? laut vil krefftiger, dañ schlechte zu sagen, ich kan das auff dich erweysen, dañ die frag gibt souil zuuerstehn, als ob man sagt. Du selbs waiszt vñ must bekennen, das ichs auff dich erweisen kan, darūb hat solcher ernst der rede billich ain sonderlich zaichen.

Um die Zeit des dreißigjährigen Krieges war die deutsche Interpunktion noch gerade so weit zurück wie 1571. Dies möge der folgende

bis jetzt noch nicht veröffentlichte Druck aus dem Jahre 1630 zeigen, der auch nur den Strich und Punkt kennt.

Demnach zu auffhebung allerhandt *Inconveniencien* vnd Missverstende / so bisshero zwischen deren alhie liegenden *Officirern* der Cavallerey vnnd der Bůrgerschafft / der *Servitien*, als Holtz / Liechte / Lagerstedte vnd Saltz halber fůrgangen / die Verordnung beschehen / das von *dato* anzufangen Wŏchentlich biss zu weiterer Ordinantz Ihrer Fůrstl. Gnad. vnd *interims* weise / fůr alle vnd iede *Servitien* von der Bůrgerschafft denen von der Reuterey alhie liegenden *Officirern* gereichet werden sol / Dem Obersten Wachtmeister zugleich als Rittmeistern 12. R. thal. Einem Rittmeister 8. R. thal. Einem Leutenant 4. R. thal. Einem Cornet 3. R. thal. Einem Wachtmeister 2. R. thaler. Einem Adjutanten 4. R. thal. Die vbrigen gemeine *Officirer* vnnd Reuter aber behelffen sich alle bey der Wirthe Fewren vnd Licht / dergestalt das sie bey der Wirthe Fewre jhre selbst eigene Speise mit kochen / vnd von gemelten Ihren Wirthen das geringste mehr nicht / als Lagerstedte / nothtůrfftige Lichte vnd Saltz zufůrdern bemechtigt sein sollen /

Wůrde aber der ein oder der ander darůber von jhnen etwas zu fodern / oder den Wirthen mit bedrawungen abzuzwingen / oder mit gewalt abzunehmen sich vnterstehen / der oder dieselben sollen nach gelegenheit der Verbrechung ernstlich / vnd an Leib vnd Leben gestraffet werden.

Hierumbn sollen die obbenante *Officirer* hiemit ernstlich befehligt sein / vber diese meine Anordnung zuhalten / vnd der Bůrgerschafft in keinerley weise einige beschwerunge hierůber zu zufůgen / Sondern jhnen selbsten von obgemelten Geldern / die *Servitien* an Holtz / Lichte vnd Saltz zu verschaffen / vnd sich sonsten an der angeordneten *Commiss* vom Lande begnůgen zu lassen.

Wornach sie sich zurichten /

*Datum* Rostock den $\frac{9.\ Novemb.}{30.\ Octobr.}$ *Anno* 1630.

Rŏm. Kůys. Mayt: Bestalter Obrister
vber ein Regiment Curassirer / vnd ein Regiment Dragoner /
wie auch Fůrstlicher Meckelnburgischer / Friedlandischer Gevolmechtigter Stadhalter.

Ebenso ist es in der Lübecker Chronik vom Jahre 1634: M. Hermannus Bonnus, Chronica der fůrnemsten Geschichte vnd Hăndel / der Keyserlichen Stadt Lůbeck. Anno 1634 kennt nur den /, den Doppelpunkt :, das Fragezeichen ? und den Punkt, der in der groß gedruckten Vorrede eckig, im kleiner gedruckten Texte rund ist. Hinter jede Zahl setzt er einen Punkt, gleichgiltig ob sie Kardinal- oder Ordinalzahl ist. Ich drucke einen auf Wismar bezüglichen Passus als gutes Beispiel für die Anwendung der Satzzeichen ab.

Von Auffruhr / so der Kŏnig zu Dennemarcken Ericus in den Seestădten erwecket hat.

Anno 1427. ist Ericus Kŏnig zu Dennemarcken mit dem Hertzogen zu Schlesswig vnd Flenssburg / von wegen der Fůrstenthůmbe in Zweytracht

gerathen / vnd sein die Seestädte dem Hertzogen beygefallen / vnd wider den König geholffen. Als der König aber solches vermercket / hat er an die Gemeine der Stadt Lübeck vnd der andern Städte geschrieben / vnd den Rath angegeben vnd verklagt / wie dasz sie gegen alle Privilegien zu jhrem selbst eigenen Nachtheil vnd Verderbe handelten / darausz die Gemeine vervrsachet sich wider jhre Obrigkeit zusetzen / Vnd weil dann die Stadt Lübeck durch den vorigen Auffruhr in grossen schaden kommen war / haben die Bürger darzu stille gesessen / zur Wiszmar aber ist ein grosser Aufflauff gewesen / Es haben die sechtzig verordneten Bürger / den Bürgermeister Herr Johann Brandschowen vnd noch einen Rathsherrn angefasset / vnd mit dem Schwerdt richten lassen / Dess Bürgermeisters Todt ist darnach durch seinen Sohn gerochen / vnd seind die Wissmarschen darzu gebracht / dass sie dem Bürgermeister einen Stein auff dem Marckt haben auffrichten lassen müssen / zum Zeichen seiner Vnschuldt / Zu Rostock ist dessgleichen ausz desz Königs Brieffen eine grosse Vneinigkeit entstanden / also dasz auch die Bürgermeister ein zeitlang ausz der Stadt gewichen seind. Zu Hamburg ist auch mit grosser Vngestümigkeit die Gemeine gegen den Rath erwecket / vnd haben die sechtzig Bürger auch etliche ausz dem Rath angefasset / vnd einen mit Namen Herr Johan Cletzen Rathsherrn / mit dem Schwerdt richten lassen.

Einen bedeutenden Fortschritt in Bezug auf die Anwendung der Interpunktionszeichen zeigt ein Druck aus dem Jahre 1693, eine Verordnung, betreffend die Feier von Hochzeiten und Kindtaufen. Ich habe sie in dieser Zeitschrift 6. Jahrgang 9. Heft S. 651 und 652 veröffentlicht. Hier treten das Komma und Semikolon auf. Natürlich entspricht ihre Anwendung nicht dem heutigen Gebrauch, an einzelnen Stellen ist sie sogar für unser Sprachverständnis ganz unverständlich. In der letzten Hälfte des 17. Jahrhunderts sind die sämtlichen heute gebräuchlichen Satzzeichen da und haben auch bis heute ihre Form wenig verändert. Ihre Anwendung ist so mannigfaltig wie die Schreiber und Schriftsteller, die sie gebrauchen. Schiller interpungiert anders als Goethe, dieser wieder anders als Lessing, dem der treffende Gebrauch des Semikolons nachgerühmt wird. Schillers Art zu interpungieren ist uns kürzlich durch die Herausgabe seiner Briefe zugänglich gemacht (Schillers Briefe, herausgegeben und mit Anmerkungen versehen von Fritz Jonas. Kritische Gesamtausgabe. Deutsche Verlags-Anstalt.) Ich drucke als Beispiel zwei Briefe ab und mache dabei besonders auf das Fehlen des Interpunktionszeichens vor Nebensätzen aufmerksam. In anderen Briefen zeigt Schiller eine große Vorliebe für Klammern.

An Gottlieb Becker.

Dresden d. 17. mai [Mittwoch] 1786.

Recht großen Dank, lieber Professor, daß Sie die Güte hatten mir eine so äuserst angenehme Nachricht zu communicieren. Ich komme eben vom Hotel de Pologne meinen Freund und seine Mlle Tochter dort aufzusuchen, hörte aber von

seinen Reisecompagnons daß beide bei H. Walters zu Mittag speißten. Da der Weeg bei meinem Hauße vorbei geht, und ich hoffe daß Schwan einige Minuten mir aufopfert, so will ich jede Minute erwarten

Der Ihrige

[Adresse:] Schiller.

H. Professor Beker.

An Friedrich Schröder.

Dresden den 18 Dec. [Montag] 86.

Ich habe die Antwort auf Ihren ersten Brief biß jezt aufschieben müssen, weil ich mich über eine Reise nach Hamburg nicht entscheiden konnte, ohne mit gewißen Personen darüber zu conferiren, welche den nächsten Antheil an meinen Entschlüssen haben. Ich lebe hier im Schooße einer Familie der ich nothwendig geworden bin — einige andre Verhältnisse denen ich jedes Opfer bringen muß wollen mich lieber in Dresden als sonst irgendwo haben, außerdem mußte ich doch der Form wegen mit dem Herzog von Weimar darüber übereingekommen seyn, weil mein Aufenthalt in Hamburg ein Engagement ist. Sonst muss ich Ihnen offenherzig gestehen, wäre es mehr meine Ungeduld Sie zu sehn, als jede andere Ursache, warum ich gerne nach Hamburg reiste. Bei guten Büchern dünkt es mich hat man auf das Locale nicht soviel Rücksicht zu nehmen. Eine gewiße Fertigkeit oder Fühlbarkeit für das was in Schauspielen wirkt, die ich in Mannheim und auch hier zu erlangen Gelegenheit hatte wird bei mir diesen Mangel an Localkenntniß ziemlich ersezen. Ausserdem glaube ich überzeugt zu seyn, daß ein Dichter dem die Bühne, für die er schreibt, immer gegenwärtig ist, sehr leicht versucht werden kann, der augenblicklichen Wirkung, den dauernden Gehalt aufzuopfern, Classicität dem Glanze — vollends wenn er in meinem Fall ist und noch über gewisse Manieren und Regeln sich nicht bestimmt hat. Und dann, glauben Sie mir auch gewinnt mein Enthousiasmus für die Schauspielkunst dadurch sehr, wenn ich mir die glückliche Illusion bewahren kann, welche wegfällt sobald Coulissen und papierne Wände mich unter der Arbeit an meine Gränzen erinnern. Besser ist es immer wenn der erste Wurf ganz frei u. kühn geschehen kann u. erst beim Ordnen und Revidiren die theatralische Beschränkung u. Convenienz in Anschlag gebracht wird. Auf diese Art glaube ich lassen sich Kühnheit u. Wahrheit mit Schiklichkeit und Brauchbarkeit vereinigen. Das sind ohngefähr die Gründe welche ich dem herzlichen Verlangen entgegenseze, in Ihrem nähern Umgang zu leben. Eine Reise nach Hamburg überhaupt will ich gar nicht verschwören — vielleicht sehen Sie mich künftiges Jahr — unterdessen aber muß ich mich mit ihrem andern Vorschlag begnügen Ihnen meine Stükke zu senden.

Der Carlos wird auf den Jänner fertig, so daß Sie ihn spätestens in 6 Wochen erhalten können. Der Menschenfeind kann nicht viel früher als in der Mitte Aprils geendigt seyn. Nun muß ich mir vor allen Dingen Nachricht von ihnen ausbitten 1) ob ich den Carlos in Prosa für Ihre Bühne verwandeln muß, weil doch immer zu besorgen ist, daß die untergeordneten Schauspieler Jamben schief declamieren, und unter 12—15 Personen können nicht alle Meister seyn. Mir macht es eine Mühe mehr, aber eine angenehme Mühe, weil sie mir den Erfolg versichert.

2) Wünschte ich zu wissen welche Größe ich dem Stük geben, ob es 3 gute Stunden spielen darf? 3) ob ich mir im Punkte des Catholicismus, der Geistlichkeit u. der Inquisition einige Freiheiten erlauben darf oder ob es nothwendig ist, daß ich den Dominikaner weltlich mache u. die verfänglichen Stellen streiche?

4) Ob die Schauspielerin der Sie die Prinzessin Eboli zutheilen eine leidliche Arie singen kann? Es ist im Stükke darauf gerechnet und wenn es also nicht wäre so müßte ich damit eine Änderung treffen. 5) Ob es bei Ihnen widrig auffallen mochte, wenn das Stük mehr als 5 Akte hätte — die gedruckte Ausgabe wird 24 Bogen und 9 Akte betragen, die Theateredition könnte 12 Bogen und 7 Akte haben.

So wie Schiller haben alle bedeutenden Männer unseres Jahrhunderts ihre besonderen Eigentümlichkeiten in Bezug auf die Interpunktion. Platen interpungiert anders als Heine, die Dichter und Romanschriftsteller wieder anders als die Philosophen und Historiker, die Gelehrten anders als der gebildete Kaufmann oder die Beamten. Eine gewisse Norm habe ich in meinem kleinen Büchlein über die deutsche Interpunktionslehre aufzustellen versucht. Wie weit mir das gelungen ist, wird die Kritik erst ausmachen.

Unsere bedeutendsten Schriftsteller haben sich übrigens über die Interpunktionszeichen und ihren Wert ausgesprochen. Besonders gegen die Gänsefüßchen haben sich längst Stimmen erhoben. Im Grimmschen Wörterbuch werden die häßlichen Dinger verworfen, wie sie ja auch J. Grimm selbst wegwarf. Vgl. z. B. Jean Paul: Da ich nicht absehe was die Menschen davon haben, wenn ich die mir beschwerlichen Gänsefüße sammt dem ewigen „er sagte" hersetze: so will ich den Auftrag in Person erzählen. Titan 1800 1, 57. Derselbe, über die deutschen Doppelwörter (1820) 226: Den alten Horaz z. B. redet in seinen Satiren jeder Narr an, und er antwortet ihm, ohne daß die Alten nur durch die kleinsten „Gänsefüße" oder „Hasenöhrchen" angezeigt oder unterschieden hätten, wer eigentlich rede. Bei uns aber fehlen solche Anzeigen wohl nie, und wir folgen natürlich gleichsam auf den Gänsefüßen dem Autor leichter, und vernehmen ihn mit den Hasenöhrchen leichter[1]). Vgl. darüber Herder, Knebel, Liebrecht, G. Ticknor (Grimms Wb. unter Gänsefüßchen).

In der Litteratur, der deutschen sowohl wie der fremdländischen, werden alle Interpunktionszeichen meistens zu Vergleichen herangezogen, wenn es gilt, etwas Kleines oder Kleinliches oder peinlich Genaues auszudrücken. Für dieses Mal mögen einige wenige Beispiele genügen.

Göthe 26, 169 [Nach Grimms Wb. unter Ausrufungszeichen]: Da ich ihr jedes kleine Gedicht, wenn es auch nur ein Ausrufungszeichen gewesen wäre, sogleich mittheilte.

Ob Punkt, ob Komma richtig sei,
ist zwischen euch das Feldgeschrei.

Wernike Überschriften 129.

---

1) Zugleich ein Beispiel für Jean Pauls Art zu interpungieren.

All modern trash is
Set forth with numerous breaks and dashes.
(Swift.)

Zu jeglicher Schrift braucht man auch Komma und Punkt.
(Vgl. Grimm im Wb. unter Punkt.
Göthe 3, 235 flg. Schiller 11, 119.)

Ähnliche Beispiele ließen sich aus der modernen Litteratur viele anführen. Sie zeigen jedenfalls, daß diese kleinen Zeichen nicht so unwichtig sind, wie man gewöhnlich denkt.

## Über Schulausgaben deutscher Klassiker.

Von **Curt Hentschel** in Döbeln.

Schulausgaben deutscher Klassiker sind ein unentbehrliches Hilfsmittel des deutschen Unterrichts. Vor allem gilt das in Bezug auf die ältere deutsche Litteratur. Inhalt und Umfang der Werke machen, wie die Sprache, in der sie geschrieben sind, hier eine Bearbeitung der Originale für die Hand der Schüler nötig. Am besten entspricht den Forderungen, die man an solche Schulausgaben älterer deutscher Litteraturwerke zu stellen hat, die von Bötticher und Kinzel herausgegebene Sammlung von Denkmälern der älteren deutschen Litteratur (Halle, Waisenhaus). Man kann sich im ganzen mit den Grundsätzen, nach denen die Herausgeber verfahren, einverstanden erklären. Ein besonderer Vorzug ist die einheitliche Durchführung des Planes, eine Folge davon, daß die Zahl der Mitarbeiter eine geringe ist. Soweit mir die Bändchen bekannt sind, haben sich nur vier an der Herausgabe beteiligt. Diese Einheitlichkeit fehlt den meisten anderen Unternehmungen durchaus. Andere Vorzüge sind die gelungene Auswahl des Stoffes (vergl. die Bändchen Luther, Hans Sachs, die höfische Epik, Walther von der Vogelweide und des Minnesangs Frühling), die dem Geschmacke der meisten zusagen wird, und die weise Beschränkung in den Einleitungen und Anmerkungen. Neben dieser Sammlung sind noch besonders hervorzuheben, soweit Übersetzungen in Frage kommen, die von Legerlotz herausgegebenen Bändchen (Nr. 15, 46, 52) der Sammlung Velhagen und Klasing.

Auch bei der Besprechung der zweiten klassischen Zeit wird der Lehrer des Deutschen der Schulausgaben nicht entbehren können. Goethes, Schillers, Herders Prosa, Lessings dramaturgische Abhandlungen, Laokoon, Goethes und Schillers Lyrik, Klopstocks Oden u. a. müssen in Auswahl den Schülern geboten werden. Die Zahl solcher Ausgaben ist groß, für

allerlei Bedürfnisse berechnet. Jeder Herausgeber hat nach seinem Geschmack gewählt; kein Wunder, daß man da recht voneinander abweichenden Behandlungen begegnet, und der Lehrer wird im deutschen Unterricht sich wohl selten ausschließlich der Erscheinungen eines und desselben Verlags bedienen, sondern bald zu Cotta, bald zu Perthes, Velhagen, Göschen, Schöningh u. a. greifen.

So sehr wohl alle übereinstimmen in der Ansicht, daß bei gewissen Litteraturerzeugnissen Schulausgaben nötig sind, so sehr gehen die Ansichten über das Maß der Hilfe auseinander, welche in Einleitungen, Anmerkungen, Anhängen dem Schüler zu gewähren ist. Da stehen sich die extremsten Auffassungen gegenüber. Alle Ausgaben erheben Anspruch darauf, den richtigen Weg eingeschlagen zu haben und einem wirklichen, anerkannten Bedürfnisse abzuhelfen, und, merkwürdig genug, alle finden bei den Beurteilern Zustimmung und Anerkennung. Um den schroffen Gegensatz in der Bearbeitung solcher Schulausgaben darzulegen, mögen einige Beispiele angeführt werden. In der Sammlung „Meisterwerke der deutschen Litteratur", herausgegeben von Holdermann und Genossen (Berlin, Reuther und Reichard), sind Erläuterungen und methodische Anleitungen grundsätzlich ausgeschlossen, und in einer Beurteilung wird dies als besonderer Vorzug gerühmt. „Wir stimmen, lautet dieselbe, im Gegensatze zu anderen Schulausgaben mit den Herausgebern durchaus darin überein, daß sie Erläuterungen und Erklärungen, sei es unter oder hinter dem Texte aus didaktischen Gründen weggelassen haben". Anderseits ist bei Schöningh (Paderborn) eine Reihe deutscher Klassiker für Schulzwecke bearbeitet erschienen, bei denen der Kommentar oft unglaublich anwächst, und die Beurteilung in den Blättern für bayr. Gymnasialschulwesen rühmt von den Ausgaben: „Sie bringen in der That nicht nur in sachlicher wie formeller Beziehung eingehende Erklärungen, sondern auch reichliche Erläuterungen ästhetischer und geschichtlicher Art und litterarische Nachweise und Vergleiche u. s. w. sowohl in den Fußnoten als in den zahlreichen Fragen über die einzelnen Scenen, wie über das Dichterwerk im ganzen, sodaß kaum ein Bedenken auftauchen dürfte, das nicht in denselben besprochen und aufgeklärt würde". Und über die ebenfalls reich kommentierten Graeserschen Schulausgaben klassischer Werke urteilt anerkennend die Zeitschrift für Realschulwesen: „In wohlgeordneter Gliederung macht uns jede der Einführungen ausreichend bekannt mit dem Leben und Wirken des Dichters, mit der Entstehungsgeschichte seiner Schrift, mit dem Stoff derselben und seiner Verarbeitung, mit der Bedeutung des Dichterwerkes innerhalb der Entwickelung seines Schöpfers, mit Zeit und Ort der Handlung in epischen und dramatischen Poesien u. s. w."

Sehen wir uns einmal diese Kommentare etwas genauer an![1])

Da finden wir in den Einleitungen oder Beigaben eine ausführliche zergliedernde Geschichte der Entstehung des Werkes (bei P, Götz von Berlichingen, z. B. 7 Seiten gr. Oktav), bei Sch, Iphigenie (1880) fast 5 Seiten mit engstem Druck, bei C, Ernst von Schwaben, (1874) fast 7 Seiten) mit zahlreichen, oft umfänglichen Belegen aus Briefen, Tagebuchvermerken und anderen Schriftstücken. Da wird berichtet über den ersten Entwurf, über die fortschreitende Arbeit des Dichters bis zur Vollendung des Werkes, über Umarbeitungen, über mündliche und schriftliche Beratungen von seiten der Freunde des Schriftstellers, über die Drucklegung, die Aufnahme und Beurteilung des Werkes bei den Zeitgenossen, beim Drama auch wohl über die erste Aufführung, die Besetzung der Rollen, die wechselnden Schicksale womöglich im Laufe eines ganzen Jahrhunderts, die Umgestaltung der Dichtung durch andere, z. B. des Philotas durch Gleim in einem sonst brauchbaren Bändchen „Die Poesie des siebenjährigen Krieges" (G, 1890 S. 14—18), wobei eine Anmerkung noch berichtet, daß 1764 ein Rektor Steffens in Celle das Drama hat noch einmal in Verse bringen zu müssen geglaubt, ferner über Zusammenhang und Verwandtschaft der Dichtung mit anderen zeitgenössischen Werken, z. B. der Emilia Galotti mit den Jugenddramen Schillers (H, 1888 Seite VI und VII), über nachahmende Erzeugnisse u. s. w. u. s. w. — kurz man findet eine Fülle von Mitteilungen, die nur für litterarisch-gelehrte Zwecke zu verwerten sind, einem Studenten vielleicht gute Dienste leisten, aber nimmermehr in diesem Umfange in Ausgaben für Schüler gehören.

Sodann geben diese erklärungsstrotzenden Ausgaben teils eine zusammenhängende ausführliche Inhaltsangabe des ganzen Dramas (bei Götz v. B., Teubner, 1877, 12 Seiten, bei Prinz Friedrich von Homburg, C, 15 Seiten umfassend), teils knappere Übersichten über den Gedankengang der einzelnen Auftritte oder Dispositionen derselben, manchmal auch beides zugleich. Dazu gesellen sich Beigaben von gleicher Ausführlichkeit über die geschichtliche Grundlage des Dramas (z. B. bei F, Jungfrau von Orleans, 9 Seiten[2]), über die Abweichungen der Dichtung von der

1) Die Schulausgaben von Schöningh mögen im nachfolgenden mit Sch, die von Cotta mit C, die von Perthes mit P, die von Velhagen u. Klasing mit VK, die von Göschen mit G, die von Hölder mit H, die von Freytag mit F bezeichnet werden.

2) Vgl. hierzu die Bemerkung Lehmanns über dieses Drama (Der deutsche Unterricht, S. 9 flg.): Man braucht, um Schülern die Handlung des Dramas anschaulich zu machen, kein Wort über die Geschichte der englisch-französischen Kriege zu sprechen. Höchstens die Stellung Burgunds fordert eine Erklärung. Thut man es doch, so ist es offenbar weniger der Eindruck des Dichterwerks, welcher gefördert wird, als die historischen Kenntnisse der Schüler.

Geschichte, über benutzte Quellen, über den Kunstcharakter und die Idee des Dramas, ferner eingehende Charakteristiken der Personen (vgl. F, Hermann und Dorothea; Sch, Tasso und die Braut von Messina; Götz v. B. [Verlag Teubner] u. v. a.), Übersichten über den Aufbau der Handlung, dann eine Sammlung von Sentenzen, die außerdem hier und da im Text durch Sperrdruck schon kenntlich gemacht sind, ferner Fragen über den Gang der Handlung, die Motivierung und Bedeutung der Vorgänge, zuweilen eine vollständige Katechese, häufig zugleich mit ausführlicher Beantwortung der Fragen, die meist unmittelbar dabei steht (vgl. Sch, Egmont u. a.), oder sich aus den fortlaufenden Anmerkungen zum Text ergiebt (vgl. Sch, Iphigenie 1880), endlich ein Abschnitt Themata, und zwar ist bei einigen gleich die ausführliche Bearbeitung hinzugefügt (z. B. bei dem Thema „des Menschen Engel ist die Zeit" in Wallenstein, Sch, S. 330flg.), oder sie haben in den übrigen Beigaben oder den beantworteten Fragen über die Entwickelung der Handlung schon ihre Behandlung gefunden (vgl. die Fragen über die Unterschiede zwischen der Goetheschen Iphigenie und dem gleichnamigen Drama des Euripides und dazu S. 177flg. bei Sch, oder Themen wie „Gegensätze in Egmonts und Albas Charakter", „das Volk in Goethes Egmont", „Egmont und Oranien" u. a. und die S. 102flg. gegebenen Antworten (Sch); wieder anderen Themen sind die Dispositionen beigefügt (vgl. Sch, Egmont S. 147), oder es ist auf stilistische Hilfsbücher (Cholevius, Kluge, Naumann u. a.) hingewiesen, in denen diese Themen teils disponiert, teils ausführlich behandelt sind.

Es ist im vorhergehenden nicht genauer auf den Inhalt der Beigaben zu den Dichtungen eingegangen worden. Um zu beweisen, wie arge Mißgriffe einzelne Herausgeber von Schulausgaben sich zu Schulden kommen lassen, will ich nur einige Beispiele anführen. So nimmt der Herausgeber des Götz (Teubners Verlag) unter die Sentenzen aus dem Drama, die man doch nur zu dem Zwecke zusammenstellt, daß gehaltreiche, oft verwendete Aussprüche dem Gedächtnis eingeprägt werden, folgende Sätze auf: Es ist wahr, dies Spiel (Schachspiel) ist ein Probierstein des Gehirns — Du bist ein Weib. Ihr haßt keinen, der euch hofiert (Wichtige Lebensregel für den Sekundaner!) — Schreiben ist geschäftiger Müßiggang. Aus dem Drama Wallenstein (Sch) wird als beherzigens- und merkenswert unter die Aussprüche aufgenommen: Der Bürger gilt nichts mehr, der Krieger alles — Aber das denkt wie ein Seifensieder — Des Dienstes immer gleichgestellte Uhr — Wo andre Namen kann auch meiner stehn — Dies Geschlecht kann sich nicht anders freuen als bei Tisch. Aus dem Drama Die Jungfrau v. O. (Sch) wird entlehnt: Mein ist der Helm und mir gehört er zu —

Ach, es war nicht meine Wahl — Wie wird mir? Leichte Wolken heben mich. Unter den „Denksprüchen" aus Lessings Minna v. Barnh. (Sch) finden sich die Äußerungen Minnas: „Wenn wir schön sind, sind wir ungeputzt am schönsten" und „Eines Fehlers wegen entsagt man keinem Manne". Unter den Fragen über die Lektüre des Götz finden sich in der obengenannten Ausgabe folgende: Ist ein Dativus ethicus, ein Anagramm, ein Anachronismus erinnerlich? Auch ein Hexameter? Welche Personen mit eisernen Händen sind erwähnt?[1]) Was kochte Elisabeth, als Weislingen auf die Burg kam? Wer ist der deutsche Erbfeind (!) zu Götzens Zeit? An welcher Person ist eine malerische Schilderung angebracht? (Man beachte das Deutsch!) Woraus bestand der Codex Justinianeus?[2]) In welchen Worten liegt eine Apostrophe? In welchen Worten ist eine Hendiadys zu finden? An welcher Stelle kam ein Anakoluth vor? Man nenne mehrere Oxymora! Man gebe eine Wendung mit dem volkstümlichen „so" an! (!) Welchen körperlichen Fehler hatte Selbitz? Wie bezeichnet das Volk die Juristen? Mit welchem lateinischen Worte ist Loh verwandt?[3]) Welches Gedicht des

---

1) Diese Frage bezieht sich auf eine Anmerkung in der genannten Ausgabe, in der es heißt: Eiserne Hände, welche die natürlichen ersetzten, kamen schon im Altertum vor. So erwähnt Plinius in seiner historia naturalis VII, 29 den Urgroßvater des L. Sergius Catilina und erzählt von ihm: dextram sibi ferream fecit eaque religata proeliatus est. Auch der Seeräuber Horuc Barbarossa, der 1510 Algier eroberte, war ein anderer Götz v. B. Der bekannte Herzog Christian von Braunschweig aber, der eine Heldenrolle im 30jährigen Kriege spielte, hatte sich seine bei Fleury 1622 verlorene linke Hand durch eine eiserne ersetzen lassen.

2) Die Antwort darauf giebt folgende Anmerkung zu I, 4. (Vgl. S. 27 der Ausgabe): Corpus juris im weiteren Sinne die Benennung gewisser Sammlungen von einzelnen Gesetzen oder Rechtsbüchern; im engeren Sinne das corpus juris civilis, d. h. die im 12. Jahrhundert zu einem Ganzen vereinigten Rechtsbücher des oströmischen Kaisers Justinian. Das corpus juris besteht 1. aus den 533 n. Chr. publizierten Pandekten, auch Digesten oder Codex juris enucleati genannt, 2. aus den Institutiones, ein Lehrbuch, 3. dem neuen Codex repetitae praelectionis, 534 ediert, 4. den Novellen oder Konstitutionen. Diese vier Sammlungen bilden das in Deutschland rezipierte römische Recht.

3) Diese Frage bezieht sich auf eine Anmerkung zu den Worten der Zigeunermutter: Hol mir dürr Holz, daß das Feuer loh brennt (V, 6). Die Anmerkung enthält folgende Erklärung: „Das, der Loh = a) der Busch, das Gebüsch. Gern kommt das Wort als Ortseigenname vor. b) der Hain, der Wald. Die Loh = nasse, sumpfige Stelle; aber auch a) gleich dem hochd. die Lohe (Flamme), b) der Brand im Weizen oder Hopfen. Das Loh = die Gerberlohe. Vgl. W. Tell, II, 2: „daß es loh brenne". In dieser Bemerkung ist nicht wie in vielen anderen Anmerkungen derselben Ausgabe auf das erfragte lateinische Wort hingewiesen; es ist nebenbei auch nicht darauf aufmerksam gemacht, daß diese Deutungen aus Schmeller entlehnt sind, zum Teil also nur noch landschaftlich im Gebrauch befindliche Verwendungen des Ausdrucks enthalten.

Melchior Pfinzing ist vorgekommen? u. s. w. Wie wenig solche Fragen der Aufgabe entsprechen, die der Lektüre klassischer Dramen in den Oberklassen gestellt ist, das bedarf wohl keines Beweises.

Nicht in jeder Schulausgabe finden sich die oben gekennzeichneten Beigaben vereinigt. Dafür treten wieder andere Beigaben auf, z. B. über die Charakteristik des Schauplatzes der Handlung, über den ethischen Wert der Dichtung, über Sprache und Metrum. Da heißt es z. B. in einer Ausgabe des Tell (F) über die Sprache: „Die Sprache, in welcher das Werk verfaßt ist, ist erhaben und schwungvoll. Der Vers (der jambische Quinar) fließt in unvergleichlichem Wohllaut. Reich an gewaltigen Bildern und echt dichterischem Tiefsinn haben viele Stellen des Gedichtes so allgemeines Wohlgefallen gefunden, daß sie zu geflügelten Worten geworden sind, deren Kraft niemals versagt. Die eingestreuten lyrischen Dichtungen, die Lieder des Fischerknaben, des Hirten, des Alpenjägers im 1. Akte, das Liedchen Walther Tells im 3. und der Gesang der barmherzigen Brüder am Schlusse des 4. Aktes zählen mit unter die Perlen der Schillerschen Lyrik." Wozu dieses vorausgeschickte Urteil? Und gilt dasselbe nur von Schillers Tell? Ließe es sich in seinem ersten Teile (bis zu dem Worte „versagt") nicht Wort für Wort auch für andere Dramen dieses Dichters und überhaupt für zahlreiche andere Dichtungen aufstellen? In einem anderen Bändchen (Kleist, Prinz Friedrich v. Homburg, F) werden unter der Überschrift Metrik verschiedene Versungenauigkeiten, Verse mit 6 oder 4 Hebungen, zusammengestellt, und außerdem wird noch in über 30 Anmerkungen auf metrische Härten, Abweichungen von der regelmäßigen Bildung des Quinars u. a. hingewiesen. (Vgl. auch die Ausgabe desselben Dramas bei C, S. 120 der Einl.) Hier und da verleitet der Inhalt der Dichtung die Herausgeber noch zu anderen Beigaben. Da handelt in der Einleitung zu Kleists Drama „Die Hermannsschlacht" (F) ein Abschnitt ausführlich von der Arminiuslitteratur, dem Drama Prinz Friedrich v. Homburg (C) geht auf 64 Seiten eine Lebensgeschichte des Dichters voraus; in der Einleitung zu Emilia Galotti (H) erwähnt eine Bemerkung die verschiedenen Dramatisierungen des Schicksals Virginias; dem Drama Egmont (Sch) ist eine Besprechung der Schillerschen Bühnenbearbeitung, ferner Schillers Rezension des Dramas in der Jenaer Litteraturzeitung, die ja wohl in der Prima zu berücksichtigen ist, zugleich aber auch auf fast 4 enggedruckten Seiten eine Beurteilung dieser Schillerschen Kritik beigefügt; dem Drama Iphigenie (Sch) ist die genaue Inhaltsangabe ($4^1/_2$ S.) des Euripideischen Dramas und eine Gruppe Fragen (über 70) zur Entwickelung der Verschiedenheiten beider Dramen beigegeben, und in dem Anhange zu Schillers Braut v. Mess. (Sch) ist die Ödipusfabel nach

Sophokles erzählt, die Frage ausführlich beantwortet, ob das Drama des Sophokles eine Schicksalstragödie ist, welche Züge Schiller dem antiken Drama entlehnt hat, ob er in seiner antikisierenden Richtung das rechte Maß gehalten, ob die „Braut v. Mess." eine Schicksalstragödie ist, ob die Personen des Dramas frei sind von Schuld an dem über sie hereinbrechenden Verderben, und außerdem ist auch noch ein Vergleich des Dramas mit „Julius von Tarent" angestellt. In dem gesamten Erläuterungsstoff der Schöninghschen Ausgaben laufen nun auch Bemerkungen mit unter, die die Kritik zu dem Urteil berechtigen: „In einer Zeit, die mit unseren Klassikern einen wahren Götzendienst treibt, sollte von unserer Seite bei jedem Anlasse auch auf ihr Verderbliches aufmerksam gemacht werden, auf die schlechte Richtung, die bei ihnen sich vielfach geltend macht. Nicht bloß die Schönheiten, sondern auch die Schwächen sollten hervorgehoben werden, um vor einseitiger Auffassung zu bewahren. Der hier zum Ausdruck gebrachten berechtigten Anforderung dürfte ganz besonders die Schöninghsche Klassikerausgabe entsprechen." (Vgl. Litterar. Handweiser, 1885, Nr. 16.)

Und was ergiebt sich nun aus der vorausgehenden Besprechung des Erklärungsstoffes in den Schulausgaben der Klassiker? Daß nachgerade eine große Zahl von ihnen[1]) dazu angethan ist, den Schüler zu Bequemlichkeit und Geistesträgheit, zum Nachbeten fertiger Urteile zu erziehen, ihn bei der häuslichen Vorbereitung aller Mühe des Nachdenkens zu entheben, ihm für jede Frage des Lehrers die fertige Antwort in den Mund zu legen.

Neben den litterargeschichtlichen, ästhetischen und anderen Einleitungen und Anhängen enthalten die Schulausgaben nun noch Anmerkungen zu dem Text, die häufig genug demselben verwerflichen Zwecke dienen und teilweis einen ganz entbehrlichen Ballast bilden.

Es ist wohl fraglich, ob es nötig ist, einem Schüler der Oberklassen unserer Gymnasien zu erklären, was Offizin (Herm. u. Dor., F, S. 90), Omen (Jungfrau v. Orleans, Sch, S. 32), Visier (ebend. S. 68), Phantom (ebend. S. 60), Atom (ebend. S. 92), Kathedrale (ebend. S. 96), Ornat (ebend. S. 105), Bazar (Braut v. Messina, Sch, S. 47), Sandalen (ebend. S. 47), Livree (Minna v. Barnhelm VK, S. 116), schlechte Mores (ebend. S. 114), Garde-

1) Selbstverständlich bilden einzelne Bändchen in jeder der genannten Ausgaben eine rühmliche Ausnahme. Die oft große Zahl der Mitarbeiter (bei Graeser z. B. 20) hat es mit sich gebracht, daß die Behandlung der unter die Schulausgaben aufgenommenen Dichtungen eine ungleichartige ist. In Bezug auf den Erläuterungsstoff zeichnen sich auch die meisten Bändchen der Ausgabe VK vorteilhaft aus.

robe (ebend. S. 121), Fanfare (Prinz v. Homburg, C, S. 92) u. ä. bedeutet, ihm den Spruch: „Post coenam stabis seu passus mille meabis" (Götz, P. u. Teubner), oder die französischen Wendungen in der Riccautscene (bei Sch sogar zweimal, in den Fußnoten und im Anhang, übersetzt), oder gar Fußgestell durch Piedestal (Braut v. Messina, VK, S. 110), Esse durch Schornstein (Herm. u. Dor., F, S. 89), Handelsbübchen durch Commis (ebend. S. 90) zu verdeutschen. Sicher aber bedarf es für einen solchen Schüler doch keiner gedruckten Erklärung, was man unter einem Treffer in der Lotterie versteht (Egmont, Sch), in welchem Falle ein Pferd eine Schecke genannt wird (Wallenstein, Sch), was Gletscher (Tell, C, 1874) bedeutet, daß Schliche (ebend. S. 31) Schleichwege sind, daß Larve eigentlich ein verhüllendes Gesicht von Pappe (Emilia Ga., H), Quark eigentlich weißer Käse aus frisch gewonnener Milch (Minna v. Barnh., VK), Windbeutelei (ebend.) eigentlich ein inwendig hohles Gebäck (sic!) ist, daß ein Wechsel ein Schuldschein ist, Interessen Zinsen (ebend.) bedeutet, die Schatten die Seelen der Abgeschiedenen in der Unterwelt sind (Prinz v. Homb., F), daß im Schlusse von Tells Selbstgespräch das Beste = Preis ist (VK), daß Wandel soviel heißt wie Veränderung (Piccolom., Sch), daß ein Geheimnis vor jemandem bewahren soviel heißt wie ein Geheimnis verbergen (ebend. S. 113), daß ob deinem Haupt = über deinem Haupte (Ernst v. Schw. C), heischen = fordern (ebend.), Treue halten = Treue bewahren (ebend.) ist, daß in dem Satze: „Was unser schlechtes Dach vermag, ist euer" Dach für Haus steht (Jungfrau v. Orl. Sch), daß in dem Verse: „Sie singt hinaus in die finstre Nacht, das Auge vom Weinen getrübet" eine Partizipialkonstruktion enthalten und eigentlich habend zu ergänzen ist (Piccolom., Sch), daß in der Frage: „Was steh' ich hier in Furcht und Zweifels Qualen?" bei beiden Genitiven (Braut v. Messina, Sch), in dem Verse: „Heiter klangen sogleich die Gläser des Wirtes und Pfarrers" bei dem zweiten Genitiv der Artikel fehlt (Hermann u. Dor., F) u. s. w. u. s. w.

Als einen unnötigen Ballast sehe ich es ferner an, wenn die Anmerkungen gewissenhaft hervorheben, welche Verse Dreifüßler, Vierfüßler, Sechs- oder Siebenfüßler sind, wo ein Anapäst, ein Anakoluth, eine Aposiopese, ein Asyndeton, Oxymoron, Chiasmus, eine Klimax, Hendiadys, Hyperbel u. s. w. sich vorfindet, jezuweilen in einer gleichzeitig kritischen Bemerkung, wie wenn der Herausgeber zu den Worten des Dunois, der in seiner schwärmerischen Begeisterung von der Engelsmajestät Johannas redet, das Urteil beifügt: Eine etwas starke Hyperbel.

Als unnötigen Ballast bezeichne ich die Anmerkungen, in denen die Herausgeber, die peinlich philologische Art der Erklärung griechischer und

römischer Klassiker sich zum Muster nehmend, ein deutsches Wörterbuch ausschreiben und z. B. aufführen: Raum bedeutet a) die Handlung des Entfernens, b) das, was entfernt, weggeschafft wird, c) der Ort, der durch Wegschaffung freigeworden ist (vgl. Götz v. Berlich., Teubner, 1877, S. 12), oder Kundschaft bedeutet a) Kenntnis, Nachricht, b) Erkundigung, c) Urteil von Experten (ebend. S. 25). Bei „Seht doch den Fratzen!“ (I, 1) finde in derselben Ausgabe bemerkt: „Fratz, ungezogenes Kind; verächtlich: kindische Person. Auch im Sinne von Bastard soll das Wort gebraucht werden.“ Bei dem Auftrag Götzens: „Biet allen, sie sollen sich bereit halten“ steht die Anmerkung: „Bieten im allgemeinen wie im Hochdeutschen. Zu bemerken sind folgende Anwendungen: a) beim Kartenspiel, b) sagen lassen durch einen Dritten, c) befehlen, gebieten.“ In der Zigeunerscene desselben Dramas kehrt diese Anmerkung wörtlich wieder, nur daß eine vierte Deutung des Ausdrucks bieten hinzuwächst, bieten = aufbieten, in die Höhe halten, und daß zu a) beim Kartenspiel in Klammern beigefügt ist: Das Gegenteil: passen.

Als unnötigen Ballast sehe ich ferner an Vergleiche, Hinweise, allerhand Beifügungen, die nichts zum Verständnis der Stelle beitragen, oft an den Haaren herbeigezogen sind, und wie man vermuten könnte, nur den Schein von Gelehrsamkeit geben sollen. Da liest man im Tell (C, S. 131) im 5. Aufzug, in dem der Reichsbote das Schreiben der Königin Elsbeth überbringt, die Anmerkung: Elsbeth von Kärnthen, gebar Albrecht 21 Kinder. An der Stelle, wo Melchthal Schreckhorn und Jungfrau nennt (I, 4) fügt eine Bemerkung (VK S. 152) die Höhe der Berge bei und die Zeit ihrer ersten Ersteigung; zu der Überschrift des 7. Gesanges in Goethes Hermann und Dorothea (F, S. 94) wird bemerkt: „Erato, die Muse des Liebesliedes. Hier erwacht (??) die Liebe in dem jungen Paare. Dorothea selbst wird in diesem Gesange zum ersten Male eingeführt.“ Im Drama „Die Jungfrau von Orleans“ (Sch I, 5) wird bei den Worten „der König verhüllt sich“ (im Schmerze über den Bericht La Hires) auf Lessings Laokoon, Kap. 2 verwiesen, in dem Lessing nachweist, daß die bildende Kunst bei den Alten durch das Gesetz der Schönheit beschränkt gewesen, und das Gemälde des Timanthes von der Opferung Iphigenias als ein Beispiel anführt. Dieselbe Anmerkung, nur ausführlicher, findet sich im Gespräche Iphigenias mit Pylades (Sch, II, 2) bei dem Verse: Iphigenia (sich verhüllend). Es ist genug! Du wirst mich wiedersehn. Als der Erzbischof (Jungfr. v. Orl., Sch, III, 2) vom Fenster aus den hereinreitenden Herzog von Burgund beobachtet, wird Goethes Egmont als Vergleich herangezogen, in dem Herzog Alba den zu Pferde ankommenden Egmont auch vom Fenster aus

erblickt. Noch bedeutsamer ist folgender Vergleich in demselben Drama (Sch, Prolog, 2): Raimond schildert den Eindruck Johannas, „wenn sie auf hoher Trift in Mitte ihrer Herde ragend steht“, und die Anmerkung sagt: „Durch Höhe und Isolierung wird das Bild der Jungfrau trefflich gehoben, wie Hildebrand (!) im Nibelungenliede. Mitten im Tosen der Waffen springt der Gotenkönig (!) auf den Tisch und läßt von diesem erhöhten Standpunkte aus seine mächtige Stimme erschallen.“ Bei der Frage des Obrist Kottwitz (Prinz v. Homb, F, S. 38 u. 101): Was denkt die Excellenz? Bin ich ein Pfeil, ein Vogel, ein Gedanke, daß er mich durch das ganze Schlachtfeld sprengt? steht die Anmerkung: „Vgl. Lessing, 17. Litteraturbrief, Faustfragment: Pfeile der Pest, Flügel der Winde, Strahlen des Lichtes, Gedanken des Menschen, Rache des Rächers, Übergang vom Guten zum Bösen.“ Die Worte des Olearius in Goethes Götz (obengen. Ausgabe, S. 28): „Implicite wohl, nicht explicite“ werden ausführlich erklärt, dabei aber auch noch die Bezeichnungen fides implicita und fides explicita herbeigeholt, und letzteres erhält auch noch die Erklärung: Der Glaube, der vom gläubigen Subjekt begriffen und lebendig angeeignet wird, wie es der Protestantismus im Gegensatz zum Katholizismus verlangt. Zu der Scene auf Götzens Burg (I, 3, Elisabeth, Maria, Carl) ergeht sich der Herausgeber des Dramas in folgendem Zusatz: „Hier haben wir ein Pröbchen von der an Carl, Götzens fingiertem Sohn, geübten Erziehungsweise. Wie man es noch in unserem Jahrhundert erleben konnte, daß nach den Stiehlschen Regulativen bei dem Volksschulunterricht das Hauptgewicht auf die biblische Geschichte und die sogenannten Kernlieder gelegt werden mußte, so erscheint hier eine sentimentale verweichlichende Erziehungsmethode, die den jugendlichen Geist mit fernliegenden Legenden nährt, anstatt mit dem Naheliegenden zu beginnen. Man hat in dieser Scene eine Anspielung auf die philanthropinischen Grundsätze, wie sie von Basedow, Kampe, Salzmann u. a. zu Goethes Zeit empfohlen wurden, finden wollen, geht aber darin wohl zu weit, weil das rechte Tertium comparationis gar zu sehr fehlt. Meines Erachtens bezweckt Goethe mit dieser Scene hauptsächlich nur das eine, daß er zeigen will, wie sehr der Sohn dem Vater unähnlich wird, wie sehr er entartet, und daß er so zu den Anzeichen einer verfallenden Zeit noch eins aus Götzens eigener Familie hinzufügen wollte. Zugleich läßt er die Charaktere der Maria und Elisabeth schön miteinander kontrastieren; die erstere gleicht der Hedwig, die letztere der Gertrud oder Schweizer Porcia in Schillers Wilh. Tell.“ (Vgl. auch die Anmerkungen auf S. 26.) Der Herausgeber hält es auch für nötig, bei der Verlobung Marias mit Weislingen (S. 34 ebend.) ausdrücklich zu erwähnen, daß der geschichtliche Götz noch 9 Geschwister hatte, 4 Brüder und 5 Schwestern,

und daß keine der Schwestern Maria hieß, und bei solcher Erklärungsweise behauptet er, daß es sein Ziel gewesen sei, reifere Schüler zur eingehenderen Lektüre anzuleiten, sie dabei anzuregen, zu unterstützen und zu begeistern, ohne in den Fehler zu ermüdender Breite oder gar zu minutiöser Erörterung zu verfallen.

Ob dem Herausgeber der Braut v. Mess. (Sch) das gleiche Ziel vorgeschwebt haben mag, als er bei den Worten Isabellas (S. 19) „Ihr fragtet wenig nach der Mutter Schmerz" aus Tells Monolog hinzuschrieb: „Jeder treibt sich an dem andern rasch und fremd vorüber und fraget nicht nach seinem Schmerz", oder bei der Aufforderung Berengars (nach der Ermordung Don Manuels, S. 90): „Diese Cypresse laßt uns zerschlagen" u. s. w. die Anmerkung beifügte: Siegfried, der Held der Nibelungen, wurde, als er im Odenwalde von des grimmen Hagen Speer (es war aber der Speer Siegfrieds!) gefällt war, auf Schilden (!) nach Worms zu seiner Gattin getragen,

Als nun die Herren sahen, daß der Held war tot,
Sie legten ihn auf einen Schild, der war von Golde rot" —?

Citatenselig, aber freilich wenig glücklich in der Wahl der Vergleiche, schreibt er bei dem Vorwurfe, den Cajetan seinem Gebieter Don Manuel macht, „Und keiner unsers Chors mag deines stillen Pfads Gefährte sein" (I, 7. S. 42) hinzu: „Vgl. Goethes herrliches Lied: Trost in Thränen, und Schillers Lied von der Glocke: Da faßt ein namenloses Sehnen des Jünglings Herz, er irrt allein, aus seinen Augen brechen Thränen, er flieht der Brüder wilden Reihn." Bei den Worten Berengars (III, 5. S. 91): „Nichts ist verschwunden, was die geheimnisvoll waltenden Stunden in den dunkel schaffenden Schoß aufnahmen" prangen als Anmerkung Schillers Verse: „Ihm ruhen noch im Zeitenschoße die schwarzen und die heitern Lose." In eine Bemerkung über die beiden Dioskuren und die Elmsfeuer verirrt sich der Satz „Orestes und Pylades sind das Ideal der innigsten Freundschaft" (IV, S. 118), der zu den Worten Don Cesars in keinerlei Beziehung steht. Nachdem an anderer Stelle (Schluß des 3. Aufzugs, S. 92) eine Fußnote die Orestessage ergänzt hat, fährt der Herausgeber fort: „Goethe hat, sich zwar (!) anlehnend an die griechischen Tragiker, diesen Stoff mit genialer Meisterschaft in seiner Iphigenie auf Tauris behandelt." Noch eigenartiger wirkt die Belehrung, die sich an die Worte Isabellas „Nicht Sinn ist in dem Buche der Natur" knüpft: „Und doch ist die Natur ein großes Buch, aber nur wenige verstehen es, darin zu lesen." Nicht genug! Von einem unstillbaren Drange, Anmerkungen zu schaffen, erfüllt, zieht der Herausgeber des erwähnten Dramas außer seiner Vorlage (Ausgabe von 1803, mit A bezeichnet) 5 verschiedene Ausgaben (das Regensburger und

Hamburger Manuskript, den Tübinger Theaterband, Körners und Meyers Ausgabe, mit B, C, D, K, M bezeichnet) heran und stellt nun Vergleiche an. Aber wie bedeutungsvoll und inhaltsreich sind diese! Wie wichtig ist es für den Schüler zu erfahren, daß Schillers Schreibweise in Bildungen wie säulengetragen, himmelumwandelnd, völkerwimmelnd, nachtgewohnt, gottverheißen u. a. in den Ausgaben A, B und D schwankt und bald große, bald kleine Anfangsbuchstaben, oder auch Zerlegungen in zwei Worte zu finden sind, daß E, K, M, B, D in Wörtern wie Wut, Glut u. ä. meistens th haben! Wie viel lernt der Schüler aus der Angabe, daß bei den Worten Don Manuels „Nicht mehr der Schwester braucht's, der Liebe Band zu flechten" (II, S. 68) in den Ausgaben B und D die Klammerworte „seinen Bruder umarmend" fehlen, daß eben diese Ausgaben für fühllos — lieblos (I, S. 40) haben, daß nur in D, K und M alle Ritter die Worte Bohemunds „Die Götter leben" u. s. w. (IV, S. 105) wiederholen u. s. w. u. s. w.! Im Drama Emilia Galotti werden die Worte Claudias: „Was kümmert es die Löwin, der man die Jungen geraubt, in wessen Walde sie brüllt" durch 6 Verse aus Homers Ilias, 18. Ges. „Wie ein bärtiger Löwe" u. s. w. verbrämt (H, S. 46), und der Traum Emilias von ihrem Geschmeide erhält den Zusatz, daß ihn Lessing aus einer Stelle bei Gryphius schön entwickelt habe (ebend. S. 28). Bei der Schilderung der Gotthardstraße durch Tell (P. V, 2 S. 138 flg.) ergeht sich eine Anmerkung von 42 Zeilen engsten Druckes in einer Beschreibung der Alpenstraße, des Gotthardstocks und Andeutungen über die Geschichte der Straße seit ihrer Eröffnung im Jahre 1300. Für Goethes Lied „Über allen Gipfeln ist Ruh" wird eine Strophe des griechischen Dichters Alkman und ein chinesisches Gedicht (letzteres zum Glück in Übersetzung) zum Vergleich herangezogen (P, S. 24 f.), und bei dem Gedichte „Nachtgesang" desselben Dichters werden vier Urteile, von Poggel, Carriere, Viehoff und Düntzer, angeführt.

Doch sapienti sat!

Als ein unnötiger, ja höchst bedenklicher Ballast erscheinen mir die auf die Schönheit des Inhalts oder der Form der Dichtung, auf die Bedeutung und Wirksamkeit einzelner Stellen hinweisenden Anmerkungen, die häufig in Form von Ausrufen der Bewunderung gegeben sind. Da wird in den Goetheschen Versen (Herm. u. Dor., F): Man hörte der stampfenden Pferde fernes Getöse sich nahn u. s. w. (I, 211) die schöne Tonmalerei, in den Worten des Kurfürsten in Kleists Prinz Fr. v. H. (F, V, 2): „Von den drei Locken, die man silberglänzig auf seinem Schädel sieht, fass' ich die eine" u. s. w. der köstliche Humor des Sprechers gepriesen. Seine Frage (ebend. IV, 1): „Meint er, dem Vaterlande gelt' es gleich, ob Willkür drin, ob drin die Satzung herrsche?" als

schöner Chiasmus, die Verse: „Granaten wälzten, Kugeln und Kartätschen sich wie ein breiter Todesstrom daher" (ebend. II, 8), als ein herrlich durchgeführtes Gleichnis, der Vers: „Und ich mußt ihrer holden Augen Himmel trüben" (ebend. IV, 1) als schönes Bild, der Bericht von Maxens Tode (Wallensteins Tod, Sch, IV, 10) als musterhaft einfache, anschauliche Erzählung gerühmt; da wird bei den Versen Goethes (P): „Rausche Fluß das Thal entlang ohne Rast und Ruh" auf die herrliche Verwendung der Allitteraton, bei „Kennst du das Land, wo die Citronen blühn" auf den unvergleichlichen Wohllaut im Vokalwechsel, bei „Lieb' um Liebe, Stund' um Stunde, Wort um Wort und Blick um Blick" auf das reizende Gedränge von Annominationen, bei „Gieb die Hand, daß Tag für Tag ich an deinen zarten Fingern Ewigkeiten zählen mag" auf die Hyperbel von wahrhaft erhabener Grazie, bei „Verschwinde, Traum!" (Gedicht Ilmenau) auf die Kürze großen Stils aufmerksam gemacht. Zu den Worten Odoardos (Emil. Gal. H, S. 22) „Kommt glücklich nach!" vermerkt der Herausgeber: Welch tiefe Ironie liegt in diesen Worten!, zu Angelos Äußerung: „Ich könnte weinen um den ehrlichen Jungen! Ob mir sein Tod schon das (der Beutel mit Gold) um ein Vierteil verbessert", setzt er als Fußnote: Banditenlaune! Bei den Worten des zweiten Offiziers in Götz (obengen. Ausg. S 63): „Wenn ich ihn nur einmal beim Lappen habe" u. s. w. fordert eine Anmerkung auf: Man beachte diesen Prahlhans!, und bei der Vermutung Oraniens (Egmont, Sch, S. 47): „Vielleicht, daß der Drache nichts zu fangen glaubt" u. s. w.: Beachte die Vergleichung Albas mit einem Drachen! Zu dem dritten Auftritt des ersten Aufzugs der Braut v. Mess. (Sch, S. 122) wird die Frage gestellt: Welche Stelle ist von hoher Wirkung? Darauf wird geantwortet: „Es übt auf die Zuschauer eine hohe Wirkung aus, wenn Isabella zwischen ihren beiden Söhnen in der hinteren Thüre erscheint. In Goethes idyllischem Epos erscheinen Hermann und Dorothea in der Thüre (das ist überhaupt für alle, etwa Mephisto und seine Geister abgerechnet, der übliche Weg des Ein- und Austritts!). In Tell wird Stauffacher mit seinen Genossen von einem Mondregenbogen eingeschlossen." Zu dem 9. Auftritte im 1. Aufzuge von Lessings Minna v. B. (Sch, S. 22) tritt die Bemerkung: Welch ein Unterschied zwischen Just und diesem Bedienten!, zu den Worten des Ratsherrn im Götz: „Mir ist's, als wenn ich die Stadt schon in Flammen sähe" der Zusatz: In spießbürgerlich-ängstlichem Tone zu sprechen! Wie nötig ist es, darauf aufmerksam zu machen, daß die beiden Verse am Schlusse der Piccolomini (Sch, S. 151): „Und

eh' der Tag sich neigt, muß sich's erklären" u. s. w. für die nötige Spannung sorgen, daß Wallenstein in seinem Monologe: „Du hast's erreicht, Octavio!" (ebend. S. 223) noch einmal in seiner ganzen Größe vor uns erscheint, daß der Dichter im Schlusse des 3. Aufzuges von Wallensteins Tod Max in äußerst effektvoller Weise von der Bühne abtreten läßt (ebend. S. 247), daß wir in der Zigeunerscene (Götz, S. 110) Goethes große Gabe, lebenskräftige Bilder vorzuführen, aufs neue bewundern müssen! Die Worte Johannas (Jungfr. v. Orl., Sch, S. 96): „Nicht aus den Händen leg' ich dieses Schwert, als bis das stolze England niederliegt" entlocken dem Herausgeber ein „Und doch!" (vgl. III, 10); als Agnes Sorel vor Johanna niederfällt und sie als die Schöpferin ihres Glückes preist, ruft er aus (ebend. S. 106): Wie peinlich mußten der Jungfrau in ihrem Schuldbewußtsein alle diese Huldigungen sein, und als Parricida auf die Frage Tells: „Wo hofft Ihr Ruh' zu finden?" antwortet: „Weiß ich's? Ach!" fragt der Herausgeber (P. S. 138): Läßt sich die Verzweiflung Parricidas und die Angst des Gewissens erschütternder bezeichnen? Zuweilen begegnet man in den Bemerkungen noch schwärmerischeren Äußerungen des Entzückens und der Bewunderung der Herausgeber. Zu dem Goetheschen Gleichnis: So liebt die Lerche Gesang und Luft u. s. w. (Mailied, P) tritt die Bemerkung: Die zarteste und glücklichste Liebe kann aus der Natur kein feineres Gleichnis holen als diese beiden. Sie sind durchaus lyrisch. Das Gedicht „Kleine Blumen, kleine Blätter" wird charakterisiert: „Von reizender Heiterkeit, wie hingehaucht", das „Nachgefühl" als Gedicht von reinster Schönheit, das Gedicht „Nachtgesang" als ein Lied aus reinstem Äther gewebt, das Liedchen „Gefunden" mit einer süßen Blume verglichen u. s. w. u. s. w. Solch eine die Begeisterung vormachende, verhimmelnde Art der Erklärung zündet nicht in jugendlichen Gemütern, und die Schüler werden solcher Bemerkungen bald überdrüssig. „Schönrederei über die Klassiker tötet den lebendigen Geist, und was ihre Dichtungen zu klassischen macht, ist eben, daß sie aus der Seele dringen und mit urkräftigem Behagen die Herzen aller Hörer zwingen."

Endlich rechne ich noch zu solchem unnützen Ballast Angaben über Eigenheiten der Schreibweise einzelner Dichter, so z. B. daß Schiller offen mit einem f, geboren, Maler, Name, Erholung u. a. mit h, entzweite, drei, beide mit y, fordern ohne r, daß Lessing Roggen mit ck geschrieben hat, und es befremdet nur dabei, wenn neben der durchgängigen Einführung der neuen Schreibweise und der jetzt üblichen Sprachformen Eigentümlichkeiten der Dichter beibehalten sind, wie bei

Schiller die Form fortklung (Braut v. Meſſ., Sch, S. 72), die Schreibweiſe Urphede (Tell, P, S. 128) u. ä.

Neben den beſprochenen teilweis trivialen Erklärungen von ganz ſelbſtverſtändlichen Stellen des Textes, und der ſorgfältigen Angabe aller möglichen Eigentümlichkeiten des Dichters, die auf eine genaue Durchſicht könnten ſchließen laſſen, ſtehen in denſelben Ausgaben auffallende Druckfehler und andere Verſtöße. Da heißt es im Wallenſtein „Furcht ſoll das Haus des Glücklichen umſchweben" (Sch, S. 291), da ſagt Sorel „Von ſeiner Furcht und Reue löſt ſich mir das Herz" (Sch, S. 108), da wird „Des raſchen Boten jugendliche Kraft" (Braut von Meſſ., Sch) auf S. 28 als Metonymie, auf S. 95 als Metapher und in Hermann und Dorothea (F, S. 92) als Synekdoche bezeichnet; da heißt es „Leicht aufzuritzen iſt das Volk der Geiſter" (VK, S. 8), da wird die Lage von Chinon unrichtig angegeben (ebend. S. 156), der Dichter Körner mit ſeinem Vater verwechſelt (Jungfr., Sch, S. 158), da wird aus der Mahnung des Sekretärs an Egmont „Seid nicht ſo harſch und rauh" barſch und rauh (Verlag Peters), und Jetter ſagt in demſelben Drama (Sch, S. 60) für „die Sonne will nicht hervor, die Nebel ſtinken" etwas anſtändiger „die Nebel ſinken" u. ſ. w. u. ſ. w.

Nun möchte ich noch auf eine andere Eigentümlichkeit der meiſten Schulausgaben hinweiſen, das ſind die Textänderungen im Dienſte der Moral. Wie unmoraliſch unſere Klaſſiker geſchrieben haben, das erkennt man erſt aus dieſen Schulausgaben. Viele von ihnen ſchreiben es in ihr Programm, daß ſie den Texten die für die ſchulmäßige Behandlung erforderliche Geſtalt geben, Stellen, welche erzieheriſche Bedenken erregen, möglichſt beſeitigen wollen, und die Kritik rühmt deshalb von ihnen, daß ſie der Jugend unbedenklich überlaſſen werden können, daß alle Stellen geſtrichen ſind, welche das Kinderherz beunruhigen oder verletzen können, daß bei der Lektüre nicht eine Beleidigung des chriſtlichen Gefühls oder eine Schädigung chriſtlicher Sitte zu befürchten iſt, und wie die Anerkennungen alle lauten mögen.

Es mag nicht verſchwiegen werden, daß einige Ausgaben (z. B. P) den Text ganz unverändert geben. Da wird ſelbſt nicht in Goethes Herm. u. Dor. im 4. Geſ. die Stelle gekürzt „Sohn, mehr wünſcheſt du nicht, die Braut in die Kammer zu führen" u. ſ. w., die ſoweit mir bekannt, in allen Ausgaben unvollſtändig wiedergegeben iſt; es ſei auch noch erwähnt, daß in zwei Schulausgaben des Götz (die obengenannte und die von P) zu einer Stelle, die anderwärts als anſtößig getilgt iſt, ſogar noch eine erläuternde Anmerkung beigegeben iſt. Es

ist die Antwort Adelheids auf Liebetrauts Frage: Nun, gnädige Frau, was verdien' ich? „Hörner von Deinem Weibe." Dieser Ausdruck ist erklärt und seine Entstehung angegeben.

Wie schon gesagt, die meisten ändern.

Die Erzählung Baumgartens im Tell (VK und F): „Ich hatte Holz gefällt im Wald" u. s. w. bis „und mit der Axt hab' ich ihm's Bad gesegnet" wird gestrichen, ebenso in Wallensteins Lager die Verse: „Nun, nun, das muß der Kaiser ernähren, die Armee sich immer muß neu gebären" — „Es sträubt sich, der Krieg hat kein Erbarmen, das Mägdlein in unsern sehnigen Armen" — „Dirnen, die ließ er gar nicht passieren, mußten sie gleich zur Kirche führen", desgleichen im Egmont in dem Berichte des Sekretärs die Stelle: „Zwei von euren Leuten haben einem Mädel übel mitgespielt" u. s. w. und daher auch die dazu gehörige Entscheidung Egmonts.

Besonders starke Streichungen gestatten sich die Herausgeber der im Verlage von Peters unter dem Titel „Gewählte Lektüre für Schule und Haus" erschienenen Schulausgaben. Es sei das durch Beispiele aus der Egmontausgabe belegt. In der Scene im Bürgerhause (1. Aufz.) fehlen im Gespräche Klärchens mit der Mutter als anstößige Stellen folgende. In den Worten der Mutter „Und konnte ich fürchten, daß diese unglückliche Liebe das kluge Klärchen so bald hinreißen würde? Ich muß es nun tragen, daß meine Tochter ..." sind die letzten drei Worte getilgt, hinter tragen steht ein Punkt, sodaß die Rede der Mutter nicht durch den Ausruf Klärchens unterbrochen erscheint. Es fehlen sodann die Worte der Mutter: „Ist mir's nicht Kummer genug, daß meine einzige Tochter ein verworfenes Geschöpf ist?" und die darauf folgende Rechtfertigung Klärchens: „Egmonts Geliebte verworfen? bis „diese Stube, dieses kleine Haus ist ein Himmel, seit Egmonts Liebe drin wohnt." In Brackenburgs Selbstgespräch sind (auch bei VK) die Worte gestrichen: „Sollte es wahr sein, was ein Freund mir neulich ins Ohr sagte" bis „Klärchen ist so unschuldig, als ich unglücklich bin", ebenso die Stelle: „Und jener erste Kuß, jener einzige" bis „ich fühlte ihre Lippen auf den meinigen." Im 3. Aufzuge fängt die Scene in Klärchens Wohnung mit dem Liede „Freudvoll und leidvoll" an, die vorausgehende Unterhaltung über Brackenburgs Liebe ist verschwunden. In der Mahnung der Mutter: „Die Jugend und die schöne Liebe, alles hat sein Ende, und es kommt eine Zeit, wo man Gott dankt, wenn man irgendwo unterkriechen kann" sind die Worte „wo man Gott dankt" u. s. w. ausgelassen. Den eintretenden Egmont begrüßt Klärchen nur mit den Worten „O du Guter", nicht wie bei Goethe „O du Guter, Lieber, Süßer". Desgleichen ist die Zwischenbemerkung „Sie umarmt

ihn und ruht an ihm" als gefährlich ausgerottet. Der Ausdruck Liebchen ist im ganzen Drama verpönt, Egmont nennt, ebenso Brackenburg, an den betreffenden Stellen die Geliebte immer beim Namen „Klärchen". Die Worte der Mutter: „Meine Kleine ist fast vergangen, daß Ihr so lang ausbleibt; sie hat wieder den ganzen Tag von Euch geredet und gesungen" sind als anstößig unterdrückt, ebenso Klärchens Vorwurf: „Ihr habt mir noch keinen Kuß angeboten" und in Egmonts Antwort „Wenn der Soldat auf der Lauer steht" u. s. w. die Worte „Und ein Liebhaber", welche den Vergleich einleiten. Das Urteil Klärchens über Margareta ist um die Worte gekürzt: „Sie ist ein ander Weib als wir Nähterinnen und Köchinnen", und ebenso fehlen in dem sich anschließenden Gespräche die Worte Egmonts: „Ich verstehe Dich, liebes Mädchen. Du darfst die Augen aufschlagen." Daraus läßt sich erklären, daß auch in dem Urteil Silvas über Egmont die Worte: „Er würfelt, schießt und schleicht nachts zum Liebchen", und in Albas Gespräch mit Ferdinand die Äußerung: „Immer erkenn' ich in Dir den Leichtsinn Deiner Mutter" u. s. w. ausgelassen sind, und daß Ferdinand im Personenverzeichnis nicht als natürlicher Sohn Albas genannt wird.

Die ängstlichen Gemüter der beiden Herausgeber sind damit noch nicht beruhigt. Auch die Anspielung auf Donna Elvira im Gespräche Egmonts mit seinem Sekretär mußte fallen und demgemäß auch der Auftrag am Schlusse der Scene: „Versäume nicht, Elviren zu besuchen und grüße sie von mir." Auch die Entgegnung Egmonts „Wie selten kommt ein König zu Verstand" ist als staatsgefährlich getilgt.

Das sind Streichungen. Nicht immer läßt sich das für anstößig Gehaltene auf diesem Wege beseitigen. Da gestatten sich die Herausgeber der Schulausgaben auch Änderungen. Ein besonders gefürchteter Ausdruck ist Ehebett oder Hochzeitbett. Mit diesem können sich nur wenige Herausgeber befreunden. Wo es angeht, läßt man die Stelle weg, so in dem Schluß von Elisabeths Selbstgespräche die Verse: „Sobald dem Briten keine Wahl mehr bleibt, bin ich im echten Ehebett geboren." Freilich herrscht nun, da die Anzahl der Herausgeber bei einigen Verlagsunternehmungen oft eine große ist, Ungleichheit in der Behandlung. Die Herausgeber von Hermann und Dorothea und der Braut von Messina (VK) haben den genannten Ausdruck stehen lassen, während ihn der Herausgeber von Maria Stuart (ebend.) an der angeführten Stelle gestrichen hat, sodaß also der Schüler aus dem einen Bändchen das „Ehebett" kennen lernt, während ihm ein anderes Bändchen derselben Sammlung diese Bekanntschaft noch vorenthält.

Nun einige Beispiele von Änderungen solcher und ähnlicher Ausdrücke und Wendungen.

In einer Ausgabe der Braut von M. (Sch) muß Isabella sagen: „An meiner Brust nährt' ich sie beide gleich" statt „an diesen Brüsten", in der Erzählung des Traumes: „Ihm deuchte, er säh' aus seinem hochzeitlichen Hause zwei Lorbeerbäume wachsen" statt „aus seinem hochzeitlichen Bette", in dem Augenblicke höchsten Glückes, wo Isabella aufjubelt: „Die Mutter zeige sich, die glückliche von allen Weibern, die geboren haben, die sich mit mir an Herrlichkeit vergleicht" muß sie den Zwischensatz „von allen Weibern" u. s. w. verschweigen. In der zweiten Erzählung des Traumes lauten ihre Worte eigentlich: „Der Magier erklärte, wenn mein Schoß von einer Tochter sich entbinden würde, so würde sie die beiden Söhne ihm ermorden." Dafür muß sie sprechen: „Wenn mein Schoß dem Fürsten eine Tochter schenken würde" oder (bei Peters) „Wenn ich Mutter von einer Tochter einstens werden würde". Ich füge noch bei, daß bei der ersten Erzählung des Traumes in der erstgenannten Schulausgabe (Sch) die Wendung: „Wenn mein Schoß von einer Tochter entbunden würde" nicht verändert ist, während die letztgenannte Schulausgabe folgerichtig auch hier ändert und zwar in folgender kühner Weise, indirekte Rede in direkte umwandelnd: „Wenn Eu'r Weib Euch eine Tochter gebären würde, töten würde sie Euch die beiden Söhne, und Eu'r ganzer Stamm durch sie vergehn." In dem Chorgesange: „Auch ein Raub war's, wie wir alle wissen, der des alten Fürsten ehliches Gemahl in ein freveInd Ehebett gerissen" u. s. w. wird umgeändert „in ein frevelnd Eheband gerissen(!), und aus dem „sündigen Ehebett" wird ein „sündiger Ehebund". Die Änderungssucht im Dienste der Moral hat es fertig gebracht, das Lied Liebetrauts im Eingange des 2. Aufzuges von Götz „Mit Pfeilen und Bogen Cupido geflogen" zu streichen und durch das Lied „Bergauf und bergab, und thalaus und thalein, es reiten die Ritter, Ta! Ta!" u. s. w. aus der ersten Ausgabe des Dramas von 1771 zu ersetzen, und in der Antwort Götzens, die er dem Trompeter giebt, die derbe Schlußwendung: „Er aber, sag's ihm, er kann mich ..." zu ändern in „Er aber, sag's ihm, er kann zum Teufel fahren" (aus der Heidelberger Handschrift der ersten Bühnenbearbeitung entlehnt).

Am durchgreifendsten verfährt nun dann, wenn Änderungen zu schwierig sind, die obengenannte „Gewählte Lektüre". Was die Herausgeber sich erlauben, hält man nicht für möglich. Ihrer Auffassung nach hat der Pesthauch einzelner Stellen ganze Auftritte vergiftet, und so bleibt kein Weg, die Schülerseele zu retten, als Ausrottung des ganzen Auftritts. Nur ein Beispiel! In dem Drama Maria Stuart ist im ersten Aufzuge fast der ganze 4. Auftritt gestrichen; er enthält das Gespräch zwischen Maria und Hanna Kennedy, einen wichtigen Teil der Exposition. Nur die Erwähnung des Mordes Darnleys hat Gnade gefunden vor den

Augen der Moralisten. Nach den Worten Marias: „So zart, und lud die schwere Schuld auf mein so junges Leben" lassen sie sofort Mortimer eintreten. Es ist ferner ohne jeden Vermerk oder eine ersetzende Inhaltsangabe ganz gestrichen der 9. Auftritt im 2. Aufzuge, das Gespräch zwischen Elisabeth und Leicester, indem er sie zur Begegnung mit Maria bestimmt, ferner im 3. Aufzug der 2. Auftritt (Paulet meldet Maria die nahe Ankunft der Elisabeth), der 3. (Shrewsbury mahnt Maria, sich unterwürfig zu zeigen), der 4. (die Begegnung zwischen beiden Königinnen im Park) und der 5. (Maria triumphiert Hanna Kennedy gegenüber wegen ihres Erfolges). Es fehlen also vier Auftritte ganz, der 5. Auftritt, das Gespräch Mortimers mit Maria, ist um vier Fünftel gekürzt und als 2. Auftritt gezählt, und so enthält also der 3. Aufzug statt 8 nur 4 Auftritte. Demgemäß sind nun auch in den beiden folgenden Aufzügen alle Stellen getilgt, die sich auf die gestrichenen Teile des dritten Aufzuges beziehen, so der größte Teil des Selbstgesprächs Leicesters (IV, 4), der Schlußteil des Monologs der Königin (IV, 10) u. a.

Abgesehen davon, daß bei einer solchen Vergewaltigung der klassischen Dramen ein unrichtiges Bild von dem Aufbau der Handlung entstehen muß, drängt sich nicht jedem die Frage auf, ob es nötig ist, für die Schüler unserer oberen Gymnasialklassen (und für diese sind alle die genannten Ausgaben mit bestimmt) solche Ausgaben in usum Delphini herzustellen? Dürfen wir so wenig Vertrauen zu der Jugend haben, daß wir eine sittliche Schädigung befürchten müssen, wenn wir ihr ein Drama unverkürzt in die Hand geben? Gewiß nicht! Müßten nicht dem Schüler die Pforten des Theaters verschlossen werden, in dem er doch das Drama unverändert aufführen sieht? Tilgt man denn in der fremdsprachlichen Lektüre mit gleicher Sorgfalt alle derartigen Stellen? Und wie dann, wenn der Schüler schon die Werke eines Klassikers besitzt und es ein unerlaubter Zwang wäre, von ihm noch die Anschaffung einer solchen Schulausgabe zu fordern? Vor einigen Jahrzehnten kannte man Schulausgaben der klassischen Dramen nicht. Die damalige Generation benutzte die Originalausgaben. Sie ist deshalb nicht moralisch schlechter gewesen. Ich meine, man kann unbedenklich dazu zurückkehren und die Dramen in unverkürzten, unveränderten Ausgaben lesen lassen. Ebenso ist die Forderung gerechtfertigt, wenn Schulausgaben gebraucht werden müssen, nur solche auszuwählen, die in der Erläuterung Maß halten, sich auf das Notwendigste beschränken und weder den Lehrer gängeln noch dem Schüler alle Denkarbeit abnehmen.

---

# Aus der Praxis des deutschen Unterrichts.

Von **C. Krumbach** in Wurzen.

## 4. Vom Binden der Wörter beim Sprechen und Deklamieren.[1])

Im Dienste ist nichts zu klein.
Wilhelm I., 1877 zu seinem Enkel.

1. Zusammengesetzte Wörter sind nach ihren Bestandteilen zu trennen, so verlangt es das amtliche Regel- und Wörterverzeichnis, doch — nur fürs Schreiben. Beim Sprechen gelten andere Grundsätze, die dort nicht mit berücksichtigt sind, wenigstens fallen die Lautgruppen, die man in der lebendigen Sprache beim Sprechen heraushört, nicht immer mit den Gruppen zusammen, die im amtlichen Verzeichnis als Sprechsilben bezeichnet werden. Wir sprechen richtig: fra-gen, kreu-zen, Fü-ßen, Sie-ges-kun-de, doch nicht allerwärts und mit derselben Stetigkeit: edler, liebliches, schrecklichen, beobachten, möchte, Erbse, Achsel, Deutschland; daran, hierin, worauf, die im ungezwungenen Gespräch, den meisten Mundarten folgend, folgendermaßen zu teilen sind: e-dler, lie-bliches, schre-cklichen, be-o-bachten, mö-chte, Er-bse, A-chsel, Deu-tschland; da-ran, hie-rin, wo-rauf.[2]) Daher ist nicht nur die Trennung nach Sprach- und Schreibsilben, sondern auch nach Sprechsilben im deutschen Lese- und Sprachunterrichte wiederholt klar zu stellen und davor zu warnen, daß eine Regel, die nur für den Schreiber gemacht ist, auch auf den Sprecher und Deklamator angewendet wird.

Der Grundsatz, daß von zwei oder mehr Konsonanten nur der letzte zur zweiten Silbe hinüberzunehmen ist, führt ebenfalls zu einer falschen Aussprache. Welcher Sänger sänge Rös-lein auf der Heiden!

---

1) Weitere Ausführungen zu den Übungen 45—48 in meinen Sprech-, Lese- und Sprachübungen, Leipzig b. Teubner, 1893.

2) K. Erbe, Leichtfaßliche Regeln f. d. Aussprache des Deutschen, mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung, Stuttgart b. Paul Neff, 1893, S. 25 (Vergessene Wohllautsregeln): Wir haben drei Reihen fürwörtlicher Umstandsbezeichnungen, die mit dar oder da, wor (war) oder wo, hier oder hie zusammengesetzt sind. Für diese galt bisher die dem alten Sprachgebrauche entsprechende Regel, daß vor einem Selbstlaut die Form mit r, vor einem Mitlaut die Form ohne r zu setzen sei, vor n war beides üblich, weil r und n sich leicht verbinden. A. Engelien (Päd. Ztg., Berlin, XXII, 43) nimmt beim Sprechen eine Teilung des Konsonanten an, so daß es heißt: her-rauf, hin-nauf. Vergl. dgg. W. Vietor, Die Ausspr. des Deutschen, Heilbronn 1885 und dessen Vortrag: Wie ist die Aussprache des Deutschen zu lehren? Marburg, b. Elwert, 1893.

Er hält auf dem ö aus und zieht das s zur nächsten Silbe hinüber. Daß auf diese Weise die Vokale, von denen unsere Sprache in ihren Endungen fast alles verloren hat, beim Sprechen und Singen mehr zur Geltung kommen, ist der Beachtung wert, ja diese Erkenntnis ist für die Jugend nicht minder wichtig als ein grammatischer Glaubensartikel. Wiewohl bei Friedeck, Scheidegg, Friedenau und Salzach von einer Ecke, Aue oder Ache die Rede ist, so sprechen wir doch Frie=deck, Schei=degg, Friede=nau und Sal=zach. Die falsche Schreibweise Dienstag und Donnerstag erklärt sich dadurch, daß vielfach Dien=stag und Donner=stag gesprochen worden ist. Erblich (von erbleichen) und erblich (von erben) unterscheiden sich hauptsächlich durch ihre Quantitäten, also ĕr=blich : ēr=blich, nicht aber auch dadurch, daß bei dem einen das b zur zweiten Silbe hinübergenommen wird und beim andern nicht. Den A=B=C=Schützen mag es beim langsamen Syllabieren gestattet sein, beim Lesen den Schreibsilben zu folgen; sobald aber das Lesen nicht mehr um seiner selbst willen betrieben wird, müssen die Schüler mit den elementaren Grundsätzen von der Berührung und Scheidung der Laute bekannt gemacht werden.

2. Ein Zusammenziehen anderer Art hat stattzufinden bei fast allen Wortpaaren mit gleichem Aus= und Anlaut, d. h., wenn der Auslaut eines Wortes oder einer Silbe im folgenden als Anlaut wiederkehrt. Die Explosion des ersten soll für gewöhnlich nicht zu Gehör gebracht werden. Früher schrieb man bistu, hastu[1]) u. a., jetzt glauben Heißsporne, daß feines Hochdeutsch ein Absetzen erfordere, und doch klingt nichts gezierter, als bist du, sieht dich u. a. Auch hier mag man noch in den ersten Schuljahren scharfe Trennung verlangen, doch bald sei man auf Ausgleich und Bindung bedacht. Die mundartliche Aussprache und die Sprache der Gebildeten in freier Unterhaltung kann der Schule zum Muster dienen.

Deshalb sprich: komm‿mit (komit), mit‿dir (mitir), es‿sieht sich hübsch an, reicht ihm das‿Seil, der‿Reiter stürzte, mit Thür‿und‿Thor, mit‿Dornen und‿Disteln, er litt‿Durst, es klingt‿dumpf; lauf‿flink, ein Laib‿Brot, auf‿Feldern, Qual=‿leiden, ein=‿nehmen, Halb=‿blut, Gras=‿samen.

Geh 'naus, sieh's‿selbst, doch rühr's nicht an.
Rückert, Vom Bäumlein ...

Ich kann‿nicht mehr. Wenn‿nur was käme.
Rückert, Vom Büblein ...

1) Goth. Schulmethodus, 1642: Vexirstu andre frey | vnd selbst kein Schimpff nimmst ein | So bistu vnbeqvem zum Schertz | drumb schweige fein. — Fr. v. Logau, Selbst=Erkänntniß: Willstu fremde Fehler zählen, heb an deinen an zu zählen.

Die Reise macht‿diesmal viel Beschwer.
Rückert, Blauveilchen.

Und als‿sie wieder vorüberschießen
Förster, Forelle.

Bald‿drückten sie die engen Schuh . . .
ebenda.

Drauf schießt‿die Sonne die Pfeile von Licht.
Schiller, Berglied.

Und wie er's[1]) wird gestalten, ergründen kannst‿du's nicht,
doch glaubst‿du an sein Walten, so gehst‿du auch im Licht.
Jul. Sturm. (Lied 592, 2.)

Soll ich (sollich) beten, soll ich singen, geb ich (gebich) meine Liebe kund,
meine heiligsten Gedanken sprech ich (sprechich) mit‿der Mutter Mund.
Schenkendorf, Muttersprache.

Ich trink ihn (trinkīn) frisch vom Stein heraus.
Uhland, Des Knaben Berglied.

Einen bessern findst du (findstu) nicht.
Uhland, Der gute Kamerad.

Lief er (lie-fer) schnell, es nah zu sehn.
Goethe, Heidenröslein.

Gieb mir das Buch her = gi·pmirda:s bu̱·xe̱:r.[2])

Das Binden von Wortgruppen macht den Vortrag geschmeidig und angenehm und scheidet alles Gezierte und Gezwungene aus; besonders in Gedichten, wo in epischer Breite etwas vorgetragen wird, muß sich der Vortrag einer schlichten und natürlichen Aussprache befleißigen. Im Französischen achten wir mit ängstlicher Peinlichkeit auf die wohlklingende Verbindung von Wortgruppen, in unserer Muttersprache nehmen wir's nicht so genau. „Nur selten habe ich gefunden", sagt Sievers (a. a. O., § 29, Anm. 4), „daß bei der Komposition zweier gleicher Verschlußlaute wirklich doppelte Explosion angewandt wird, und ich glaube, diese Aussprache auf den Einfluß des Schulunterrichts zurückführen zu sollen." Gleicherweise spricht sich auch Winteler aus: „Im allgemeinen gilt der Satz, daß bei der Berührung zweier Laute die beiden Lauten gemeinschaftlichen Artikulationsstellen thunlichst nur einmal ausgeführt werden."[3])

---

1) Im neuen Sächsischen Gesangbuche giebt es vernünftigerweise keine Apostrophe.

2) Ed. Sievers, Grundzüge der Phonetik, Leipzig 1885, S. 210.

3) Vergl. Hofmann, Einführung in die Phonetik und Orthoepie d. d. Spr., Marburg 1888, S. 54 flg.

3. **Regel sei also Verbindung, Ausnahme Trennung!** In der Deklamation muß sich jede Ausnahme begründen lassen. Thatsächlich finden sich in unseren Gedichten nur wenig Beispiele, wo eine Trennung angezeigt ist, und auch da können die Ansichten je nach der Auffassung des Erklärers noch auseinandergehen. Vielleicht wird folgendem zugestimmt.

Und | trostlos irrt er an Ufers Rand.

Indem und abgesondert wird, wird trostlos mehr hervorgehoben.

Und | da ich mich nahe des Baches Steg.

Die kurze Pause hinter und entspricht der ruhigen Art des Grafen.

Wie ist der Abend | so traulich!
Wie lächelnd | der Tag verschied!

Nach lächelnd darf eine kleine Pause eintreten, wie im ersten Verse hinter Abend. (Vergl. das Kapitel Sprachtakte in meinen Leseübungen, a. a. O.)

Laut | töne deiner Weisheit Ruhm!

Laut kommt dadurch mehr zur Geltung, wie es dem Sinne entspricht.

Fest steht | und | treu die Wacht | am Rhein.

Die Verbindungen würden abschwächend wirken.

Im Takt | die Hämmer | fallen.

Dadurch tritt die beabsichtigte Wirkung hervor, den Takt durch den Versfuß zu veranschaulichen. (Zweisilbige Sprachtakte.)

Sprich | ja zu meinen Thaten.

Die Bitte wird dringlicher, besorgter.

Daß uns beid | hier und dorte | sei Güt und Heil beschert.
Lied 192, 8.

Ein humoristisches Beispiel bieten die „Fliegenden Blätter" vom 4. September 1892: Der Gutsverwalter spricht zum 80. Geburtstag des Landedelmanns:

Kräftig steht und wohlgemut
Trotz der Last der Jahre ....

Mein lieber Freund, unterbricht ihn der Gutsherr heftig, meine Lasterjahre gehen Sie gar nichts an.

Die Mauer war voller Risse und die Rad | stube in sich zusammengesunken.
Die alte Mühle v. A. Stöber.

Hier würde ebenfalls eine falsche Vorstellung erweckt werden. Beachte auch:

Und bekümmert sieht der Schiffer ...
Goethe, Meeresstille.

Zu nachlässiger Aussprache darf das Binden überhaupt nicht ausarten. Zu tadeln wäre z. B., wenn in folgenden Beispielen, wo der mundfaule Schüler die Anstrengung scheut, s und z nicht scharf von einander gesondert würden, oder die Schluß-t nicht deutlich zu Gehör kämen.

Nun ist's | zu spät . . .
Förster, Forelle.
Nein! es | zappelt ja noch . . .
Ebenda.
Stets kommt zu seinen Lieben . . .
Hoffmann v. F., Morgenlied.
Ich fand ein Bett zu süßer Ruh.
Uhland, Die Einkehr.
Da bringt er dem Grafen sein Ross zurück..
Schiller, Der Graf v. Habsburg.
Ist keiner, der sich hinunterwagt?
(Gar zu oft begnügt sich der Schüler mit is.)
Einst zog nach diesem Schlosse . . .
Uhland, Des Sängers Fluch.
Nimm alle Kraft zusammen . . .
Ebenda.

---

# Drei Aufsatzthemata beschreibender Art.

Von **H. Kamp** in Linden (Hannover).

## I.

### Der Schauplatz der Handlung in Goethes „Hermann und Dorothea".

Einleitung: Bei der Beschreibung des Städtchens in „Hermann und Dorothea" scheint Goethe keinen bestimmten Ort vor Augen gehabt zu haben. „Da wollen sie wissen", sagte er zu Eckermann am 27. Dezember 1826, „welche Stadt am Rhein bei meinem „Hermann und Dorothea" gemeint sei; als ob es nicht besser wäre, sich jede beliebige zu denken. Man will Wahrheit, man will Wirklichkeit und verdirbt dadurch die Poesie". Indem Goethe sich so gegen das Aufsuchen von „Wirklichkeit" in einem Werke der frei schaffenden Phantasie erklärte, hat er den Poeten nicht von der Pflicht entbinden wollen, den Schöpfungen seiner Phantasie den höchsten Grad von Anschaulichkeit zu verleihen. Er hat vielmehr den Schauplatz der Handlung in „Hermann und Dorothea", das Städtchen samt seiner Umgebung, mit einer malerischen Fülle von Einzelzügen so anschaulich vor unser geistiges Auge gestellt, als ob wir es mit leiblichem Auge sähen, als ob es ein „wirkliches" wäre.

Übergang (Lage und Geschichte desselben): Es liegt in einem glücklichen Winkel eines fruchtbaren Thales (I, 11—12), auf dem rechten

Rheinufer, vielleicht nicht eben weit von Mannheim: Neben Straßburg und Frankfurt gilt das „freundliche Mannheim" als nächstes Reiseziel, wenn einer seiner Bürger bedeutendere, größere Städte besehen will (I, 194; III, 22—24). Vor zwanzig Jahren (I, 121—122), an einem Sonntage (II, 113) ist es ein Raub der Flammen geworden (II, 117—121). Durch die Hände fleißiger Bürger aus der Asche neu aufgebaut, blühte es bald wieder auf (I, 183). — Wir betreten es an einem Sommersonntage (I, 7. 41; II, 113), zur Zeit der Getreideernte: „Der Himmel ist hell, es ist kein Wölkchen zu sehen, und von Morgen wehet der Wind mit lieblicher Kühlung. Das ist beständiges Wetter, und überreif ist das Korn schon" (I, 47—49).

Beschreibung:

A. Das Städtchen, im allgemeinen freundlich und sauber (III, 27 flg.); im besonderen:

I. Die Straßen:

1. Sie haben gutes, von den Fremden gerühmtes Pflaster (III, 29);
2. Die Hauptstraße mündet vielleicht an einer Ecke (I, 19), und zwar an der Westseite[1]), auf den Markt.
3. Hie und da laufen an den Straßen, wohlverteilt, verdeckte Kanäle entlang, „die Nutzen und Sicherheit bringen", zur Löschung eines etwa ausbrechenden Brandes überall hinlängliches Wasser an die Hand geben (III, 27—30).

II. Der Markt: Neben einem Brunnen am Markte spielen die Kinder des Ortes (II, 200).

III. Die Hauptgebäude, am Markte gelegen:

1. Der Gasthof „zum goldenen Löwen" (I, 20), wahrscheinlich an der Nordostseite des Marktes (IV, 7—10. 24. 46—52. VI, 290—91; VIII, 1. 52):
   a) Vor demselben befindet sich eine steinerne Bank (IV, 3).
   b) Hinein führt ein gewölbter Thorweg, der bei dem Brande vor zwanzig Jahren allein von dem alten Hause übrig geblieben ist (II, 143—44) und unter dem hölzerne Bänke stehen (I, 20. 66); in diesen Thorweg rollt donnernd der Wagen des Wirtes (I, 212), und hier hält er, um Gäste aufzunehmen (V, 142—43).
   c) Von ihm aus führt also eine Seitenthür in das Wirtshaus.

---

1) Die über die Himmelsrichtung aufklärenden Verse sind IV, 7—10. 24. 46—52; VI, 290—91; VIII, 1. 52. Vgl. D, II, 2.

d) In diesem giebt es einen „hinteren Raum“, ein kühleres Sälchen, in das nie die Sonne scheint und dessen „stärkere Mauern“ nie wärmere Luft durchdringt; dort, um einen glänzend gebohnten, braunen Tisch „auf mächtigen Füßen“ ist in heißer Sommerzeit „freundlich zu trinken“, dort umsummen keine Fliegen die Gläser (I, 160—70).

e) Hinter dem Wohnhause lagern „lange, doppelte Höfe“, mit Ställen und wohlgezimmerten Scheunen (IV, 8—9). Hier ist ausnahmsweise die knappe Schilderung des Dichters nicht ganz deutlich: die doppelten Höfe sind wahrscheinlich bloß ein doppelter Hof = zwei Höfe.

f) Hinter diesen „doppelten Höfen“ wiederum dehnt sich ein „langer“, bis an die Mauer des Städtchens (IV, 10. 16) reichender Garten des Wirtes aus:

α) Er trägt kräftig strotzenden Kohl, Apfel- und Birnbäume, deren Äste und Zweige schwerbeladen auf ihren Stützen lasten (IV, 11—14).

β) Mitten hindurch führt ein Weg, der in einer mit Geißblatt bedeckten Laube an der Stadtmauer endet (IV, 16—17).

γ) Aus dieser Geißblattlaube führt durch die Mauer des Städtchens ein Pförtchen. Das hat einst ein Ahnherr des Wirtes, ein würdiger Burgemeister, „aus besonderer Gunst brechen“ dürfen. Vermittelst dieses Pförtchens durch die Mauer getreten, überschreitet man einen, im Sommer wenigstens, trockenen Graben, geht über eine Straße und steht am Fuße eines wohlumzäunten Weinbergs, der ebenfalls noch Besitztum des Wirtes ist (IV, 20—23).

2. Dem Wirtshause „zum goldenen Löwen“ gegenüber (I, 54; III, 81), also wohl auf der Südwestseite des Marktes, liegt das Haus des begüterten, ersten Kaufmanns des Ortes (I, 54—55; III, 79), nach modernem Geschmacke „erneuert“ (I, 55; III, 81):

a) In grünen Feldern (II, 189) prangen weiße Stuck-Schnörkel daran (III, 82—83);

b) mit seinen glänzenden Spiegelscheiben verdunkelt es die übrigen Häuser am Markte (III, 84).

3. Die Apotheke „zum Engel“, ebenfalls am Markte (III, 84—86), vielleicht auf der westlichen oder östlichen Seite desselben. Einst war sie neben dem „goldenen Löwen“ das schönste Haus des Städtchens, aber jetzt ist ihr Rokokoschmuck veraltet und vernachlässigt (III, 99—104):

a) Die Offizin bezeichnet als Schild der Engel Michael, zu dessen Füßen sich ein greulicher Drache windet; beide, einst vergoldet, sind jetzt verbräunt (III, 106—110).

b) Ein Garten liegt vor (oder neben) der Apotheke (III, 88); einst war er in der ganzen Gegend berühmt (III, 87), jetzt sieht ihn der Besitzer nur mit Verdruß an und mag selber kaum aus dem Hause treten, um sich in ihm zu ergehen (III, 88):

α) Er ist von „roten Staketen“ eingefaßt (III, 88);

β) in ihm stehen Steinstatuen von Bettlern und farbigen Zwergen, welche einst die Augen der Reisenden auf sich zogen (III, 89).

γ) Auch ein herrliches Grottenwerk befindet sich darin, voll schöngeordneter Muscheln und voll Korallen und Bleiglanz (grauen Minerals mit Metallglanz); die Muscheln schimmerten vordem in farbigem Lichte, und vor den Korallen und dem Bleiglanz stand selbst der Kenner mit geblendetem Auge. Einst ließ der Apotheker in dieser Grotte wohl den Kaffee reichen, jetzt steht sie verstäubt und halb verfallen da (III, 90—94).

δ) Hineingebaut ist ferner ein Gartensaal mit Wandgemälden, die auch dem neueren Geschmacke nicht mehr zusagen: Es sind Rokokobilder mit geputzten Herren und Damen, die in einem Garten spazieren gehen und mit „spitzigen Fingern die Blumen reichen und halten“; einst wurden sie auch bewundert, jetzt sieht auch sie niemand mehr an (III, 95—97).

4. Der Apotheke gegenüber (IX, 32), also vielleicht auf der östlichen oder westlichen Seite des Marktes, lag in der Knabenzeit des Apothekers (IX, 22) eine Tischlerwerkstatt (IX, 32). Ob auch sie nach dem Brande an derselben Stelle wieder aufgebaut ist? Vermutlich!

IV. Eine Zierde des Ortes ist die „wohlerneuerte“ Kirche mit dem geweißten Turm (III, 28).

V. Um die Stadt läuft eine Mauer,
1. mit ausgebesserten Thoren (III, 27),
2. mit reinlichen Türmen (V, 145).

B. Das Leben in dem Städtchen:

I. Es ist wohlbevölkert (I, 57).

II. Die Bewohner paaren „ländlich Gewerb und Bürgergewerb" (I, 58; V, 32).

III. Manche Fabriken sind in Thätigkeit, und wenigstens ein reicher Kaufmann lebt im Orte (I, 58; II, 190).

IV. Die Bewohner sind froh und lebenslustig, spazieren am Sonntage hinaus „in festlichen Kleidern" (II, 115), auf die Dörfer, in die Schenken und Mühlen (II, 116), wohl zu erfrischendem Trunk, zu Spiel und Tanz.

V. Für den Schulunterricht ist gut gesorgt, jetzt besser als früher, wie es scheint (II, 255).

VI. In dem Hause des reichen Kaufmanns findet sich wie die neueste Mode in Kleidung (II, 206 flg.) und Wagen (I, 56) so auch die Kenntnis der neuesten Musik, der Lieder aus Mozarts Zauberflöte vom Jahre 1791 (II, 223—24).

Gesamtcharakter: Das geschilderte Städtchen ist der Typus einer guten deutschen Kleinstadt.

C. Die Umgebung:

I. Wahrscheinlich im Nordosten der Stadtmauer, von dieser durch den Graben und die Straße geschieden, liegt der wohlumzäunte Weinberg und das Ackerland des Wirtes:

1. Der Weinberg, steil den Hügel hinansteigend, „die Fläche zur Sonne gekehret" (IV, 24):
   a) Mitten hindurch, von einer unteren bis zu einer oberen Thür laufend (IV, 46), führt ein schattiger Laubgang über Stufen aus unbehauenen Platten (IV, 27—28; VIII, 83—84), auf denen ein unkundiger Fuß leicht gleiten kann, wenn am Abend oder in der Nacht (VIII, 54) der Mond nur „mit schwankenden Lichtern durch das Laub" blickt oder gar sich in Wetterwolken verhüllt (VIII, 87; IX, 9).
   b) In diesen „mittleren Laubgang" hinein hangen Gutedel, Muskateller und rötlich-blaue Trauben von ganz besonderer Größe, alle mit Fleiß gepflanzt, „der Gäste Nachtisch zu zieren"; den übrigen Teil des Berges be-

decken einzelne Stöcke, die kleinere Trauben tragen, von welchen „der köstliche Wein kommt" (IV, 29–33).

c) Oben im Weinberge rufend, hat man ein geschwätziges Echo, das von den Türmen der Stadtmauer geworfen wird (IV, 39–41).

2. Das Ackerland, den Rücken des Hügels mit weiter Fläche bedeckend: Dort bewegt sich im ganzen Felde hohes, wankendes (VIII, 7), herrlich nickendes Korn „mit goldener Kraft" (IV, 46–51).

a) Von der oberen Thür des Weinberges aus führt ein Fußpfad, über einen Rain laufend, zwischen den Äckern hindurch (IV, 52).

b) Oben auf dem Hügel ragt ein großer, herrlicher (VIII, 58) Birnbaum, die Grenze des Feldes bezeichnend, welches dem Wirte gehört (IV, 53—54):

α) Wer ihn gepflanzt, weiß man nicht mehr (IV, 55);

β) er ist weit und breit in der Gegend zu sehen, und seine Früchte sind berühmt (IV, 56);

γ) Bänke von rohen Steinen und Rasen stehen daran (IV, 59);

δ) auf diesen sitzend, nehmen die Schnitter in des Baumes Schatten das Mahl ein und warten die Hirten des Viehs (IV, 57–58).

c) Der Blick vom Birnbaum aus:

α) Auf die Stadt: Er fällt über den Acker, den Weinberg und den Garten des Wirtes hinweg auf die Scheunen, die Ställe und das Hinterhaus desselben, auf das Giebelfenster des Dachstübchens (IV, 186–89; VIII, 69—73).

β) Nach der entgegengesetzten Seite: Er schweift über eine herrliche, weite Landschaft hin, die sich „in fruchtbaren Hügeln umherschlingt", bis zu einem jenseitigen Gebirge (IV, 78. 62).

II. „Vor der Stadt" (II, 123), also wohl vor dem Thore (II, 16) an dem Hauptwege liegt ein Anger.

III. Dörfer, Mühlen, Schenken umkränzen den Ort (II, 116).

D. Die Verbindung mit der nächsten großen Verkehrsstraße und dem Nachbardorfe:

I. Nördlich von der Stadt, ein Stündchen von ihr entfernt (I, 6), ihr vielleicht im Nordosten am nächsten kommend, zieht eine neue (II,

21), große (III, 39), breite (V, 185), chaussierte Verkehrsstraße (V, 146) vorüber, ein hoher (I, 137) Dammweg (I, 6), mit Gräben zur Seite (I, 138), quer durch ein fruchtbares (I, 12) Thal (I, 108), von Hügel zu Hügel laufend (I, 106; IV, 78).

II. Zu dieser großen Verkehrsstraße führt von dem Städtchen aus:

1. Ein staubiger (I, 7. 40. 67; VI, 314—16) Weg, „die Straße" (II, 16), der Hauptweg des Ortes, der demnächst auch chaussiert werden soll (III, 38—39):

   a) Er läuft bergan und bergab (V, 147), zuletzt einen mit Wiesen bedeckten Abhang hinunter (I, 105).

   b) Was seine Richtung angeht, so verläßt er den Markt wahrscheinlich auf der westlichen oder nordwestlichen Seite, zieht sich in einem nach Westen gespannten Bogen um den Hügel herum, der den Weinberg des Wirtes trägt, wendet sich dann in ostnordöstlicher Richtung dem großen Dammwege zu und stößt auf diesen, kurz bevor derselbe zu einem Dorfe gelangt (II, 21. 56. 62).

2. Ein kürzerer Fußpfad, der einen Teil jenes Fahrweges abschneidet (VI, 290—92). Dieser Pfad läuft auf der Sehne jenes Bogens, durch den Weinberg des Wirtes, an dem Birnbaum vorbei, den Hügel hinunter, um dann in nordöstlicher Richtung weiterzugehen (VIII, 1. 38. 52. 82). Denn als Hermann und Dorothea vom Dorfe aus diesen Pfad wandern, gehen sie der „sinkenden Sonne entgegen." Es ist im August, wo die Sonne im Westnordwesten untergeht: Also müssen die beiden aus östlicher oder wenigstens nordöstlicher Richtung kommen. So haben sie die sinkende Sonne sich zur Rechten schräg gegenüber.

E. Das Nachbardorf:

I. Von dem Städtchen herkommend, trifft man vor dem Dorfe (V, 154) einen weiten Anger mit erhabenen, Jahrhunderte alten Linden, die ihre dunklen Schatten auf den grünen Rasen werfen; unter den Linden befindet sich eine flachgegrabene, immer lebendige Brunnenquelle (V, 151—55), die ein herrliches Wasser (VII, 143) bietet von besonderer Kraft und lieblich zu kosten (VII, 20). „Säuerlich" ist's „und erquicklich, gesund zu trinken den Menschen" (VII, 144). Breite Stufen führen zu der Quelle hinunter (VII, 37); sie ist eingefaßt von einer niedrigen Mauer (V, 158), einem Mäuerchen (VII, 38), um das herum steinerne Bänke stehen und über das die Schöpfenden sich bequem (V, 158)

hinüberbeugen können (V, 156—58; VI, 221—22). Der Platz dient den Bauern und nahen Städtern als Lustort (V, 154; vgl. IX, 124).

II. In nicht zu weiter Ferne erblickt man den Turm des Dorfes (V, 148). Kommt man hinein, so empfängt man einen ländlichen Eindruck: Eine breite Straße führt hindurch (V, 185); die Häuser sind umgeben von Gärten (V, 149); Scheunen stehen neben jenen, und Hecken fassen diese ein (V, 184. 187). Ein flacher Bach durchfließt es (V, 188), der Wasser bringt den Bewohnern (VII, 32).

Schluß: Diese Schilderung des Schauplatzes der Handlung in „Hermann und Dorothea“ ist ein poetisches Meisterstück, nicht bloß insofern, als sie eine sinnliche Anschaulichkeit sonder Gleichen besitzt und nirgends die Naturwahrheit verletzt, sondern auch insofern, als sie mit den unscheinbarsten Mitteln zuwege gebracht ist. Nirgends tritt sie aufdringlich hervor, nirgends hält sie den Gang der Handlung auf, nirgends erscheint sie als Selbstzweck; sie ist überall nur soweit geführt, als sie wirklichen Bezug hat zu den handelnden Personen. Eine beiläufige Bemerkung, die trotz der scheinbaren Unabsichtlichkeit, mit der sie hingeworfen wird, sich doch der Phantasie des Lesers lebhaft einprägt, eine Schilderung des Schauplatzes der Handlung vermittelst der Erzählung der Handlung: Das sind die prunklosen Mittel, mit denen der Dichter so Großes erreicht. Das Einzige, was er in direkter Schilderung vorführt, ist der Linden- und Brunnenplatz vor dem Dorfe. Daß er aber auf diesen mit einer direkten Beschreibung die besondere Aufmerksamkeit leitet, geschieht mit Absicht: Hier bleibt Hermann mit dem Wagen zurück, als der Pfarrer und der Apotheker ins Dorf gehen, um das fremde Mädchen zu suchen und zu prüfen, und hier findet nachher die stimmungsvolle, entscheidende Begegnung zwischen Hermann und Dorothea statt, Hermanns Antrag, ihm in sein Vaterhaus zu folgen, und Dorotheas Annahme dieses Antrages.

Und daß jene Beschreibung des Platzes bereits in Gesang V, bei Hermanns Ankunft daselbst, gegeben wird, während diese Begegnung erst in Gesang VII erfolgt, darf auch wohl als eine bewußte Äußerung künstlerischer Weisheit angesehen werden. Denn so ist in Gesang V unsere Vorstellung von Hermann, als er dort allein mit Wagen und Pferden zurückbleibt, voller und abgerundeter und darum wärmer und traulicher; und so sind wir in Gesang VII, als Hermann und Dorothea am Brunnen zusammentreffen, mit der Örtlichkeit bereits genau bekannt und bedarf es nicht mehr einer Beschreibung derselben, die wir dort bei der gespannten Beobachtung dessen, was sich zwischen jenen beiden abspielt, nur als eine störende Ablenkung empfinden würden.

## II.
## Beschreibung der Laokoongruppe.

Einleitung: Eine altgriechische Sage berichtet von Laokoon: Als die Griechen nach Aufstellung des hölzernen Pferdes von Troja abgezogen waren und scheinbar die Belagerung desselben aufgegeben hatten, jubelten die Trojaner über ihre vermeintliche Rettung. Sie feierten fröhliche Gelage und dankten den Göttern. Das Opfer am Altare Poseidons brachte, umgeben von seinen Söhnen, Laokoon dar, der Priester Apollos. Da erschienen plötzlich zwei Schlangen und erwürgten Laokoon nebst einem seiner Söhne, nach einer anderen Darstellung nebst beiden, weil er sich einst schwer gegen Apollos Satzung vergangen hatte. Es war also eine gerechte Nemesis, die ihn ereilte. — Vergil, der in seiner Aeneis auch den Untergang Laokoons berichtet, weicht in der Begründung desselben von jenem altgriechischen Berichte ab. Nach ihm eiferte Laokoon gegen die Absicht der Trojaner, das von den Griechen hinterlassene Roß, das die wackersten Helden derselben in seinem Bauche barg, in die Mauern zu führen. Auch der Geschenke gebende Feind, so mahnte er eindringlich, ist zu fürchten, dem Rosse ist durchaus nicht zu trauen. Und um seinen Worten einen desto größeren Nachdruck zu geben, schleuderte er seine Lanze in die Seite desselben, so daß aus dem hohlen Innern ein mächtiges Gedröhn ertönte. Schon waren die Trojaner im Begriff, seinem Rate zu folgen und Hand an dem Versteck der Griechen zu legen: da umgarnt sie Sinon mit seinem dreisten Lügengewebe und stimmt vor allem das grausige Wunderzeichen sie um, das sich vor ihren Augen an Laokoon vollzieht. Als dieser nämlich, durch das Los dazu erwählt, am Meeresstrande dem Poseidon ein Opfer darbringt und ihn nebst seinen beiden Söhnen durch zwei von Tenedos her übers Meer gekommene Schlangen dabei das Verderben ereilt, sehen die Trojaner darin eine göttliche Strafe für den Frevel, den er an dem nach Sinons Erzählung der Athene geweihten Pferde verübt habe. Sie müssen das um so mehr, als die Schlangen nach ihrer That zur Burg hinaufschlüpfen und sich zu den Füßen und unter dem Schilde der Pallas selber verbergen. Durch diese Auffassung wurden sie dazu bestimmt, das Pferd und die in ihm verborgenen Feinde selber in ihre Stadt zu ziehen. Es ist also Laokoons scharfblickende Vaterlandsliebe, deren warnender Mund durch eine Göttermacht selber stumm gemacht wird, damit die List der Griechen gelinge.

Übergang: Dieser von der Sage, was den Hergang angeht, im wesentlichen übereinstimmend berichtete, aber verschieden begründete Untergang Laokoons und seiner Söhne ist plastisch dargestellt in einer in

der Kunstgeschichte überaus berühmten Marmorgruppe, welche 1506 in Rom ausgegraben ist. Einst zierte sie den Esquilinischen Palast des Titus, jetzt ist sie im Vatikan zu sehen im Museo Pio-Clementino. Sie ist, wie Plinius der Ältere berichtet, das Werk dreier Rhodischer Künstler, Agesander, Polydor und Athenodor, welche nach einem gemeinsamen Plane gearbeitet haben. Sie lebten wahrscheinlich in der Blütezeit der Rhodischen Schule, zwischen 250 und 150 v. Chr.

Das Kunstwerk ist etwas verstümmelt: Es fehlt der rechte Arm sowohl des Vaters wie des jüngeren Sohnes, die rechte Hand des älteren Sohnes, desgleichen mehrere Stücke von den Schlangenkörpern. Fraglich ist dabei, wie der rechte Arm des Vaters und dementsprechend der des jüngeren Sohnes zu ergänzen ist. Falsch ist wahrscheinlich die alte Ergänzung von Giovanni Montorsoli[1]), in welcher der rechte Arm des Vaters gegen die mit festem Griff der Hand gepackte Schlange emporringt und in welcher dementsprechend der rechte Arm des jüngeren Sohnes durch die Windung der anderen Schlange spannungslos in die Höhe getrieben wird. Vielmehr wird die richtige Ergänzung die sein, daß der Schwanz der oberen Schlange sich nahe an der Schulter um den rechten Arm Laokoons gelegt hat und dieser Arm nicht mehr gegen das Tier anstrebt, sondern daß die Hand an das Hinterhaupt greift, wo eine unausgearbeitete Stelle im Haar bezeugt[2]), daß die Künstler hier die Hand ans Haupt gelegt haben; dementsprechend wird denn auch der rechte Arm des jüngeren Sohnes so zu denken sein, daß er zusammensinkend mit den Spitzen der Finger das Haupt berührt. In der Annahme, daß diese Wiederherstellung dem Originale entspricht, beginnen wir die Beschreibung desselben.

A. Die Gestaltung der Laokoongruppe:

I. Der gewählte Augenblick:

Von der ganzen Laokoonsage konnten die Künstler gemäß dem Wesen ihrer Kunst nur einen einzigen Augenblick er-

1) Winckelmann führte sie irriger Weise auf Bernini zurück.

2) Bei Einsendung dieser Beschreibung der Laokoongruppe war ich in meinem Urteile noch auf den Bericht anderer angewiesen. Seitdem habe ich Gelegenheit gehabt, das wundervolle Original an Ort und Stelle in Augenschein zu nehmen. Da habe ich mich nun freilich überzeugen müssen, daß die oben erwähnte, vielleicht bloß etwas beschädigte Stelle am rechten Hinterkopfe Laokoons nicht der Art ist, daß man annehmen müsse, dort habe die Hand Laokoons den Kopf berührt. Es bedarf übrigens auch gar nicht dieser Rechtfertigung der oben bevorzugten Ergänzung. Die pyramidalische Zuspitzung der Gruppe ist durch die Lage der drei Köpfe so deutlich gekennzeichnet, daß die Künstler gewiß auch die rechten Arme des Vaters und des jüngeren Sohnes dieser pyramidalischen Zuspitzung entsprechend gelagert haben werden.

fassen. Sie haben als solchen den gewählt, in welchem Laokoon, unter Beihülfe seiner Söhne mit dem Opfer beschäftigt, von dem Unheil erreicht wird. Den inneren Grund dieses Unheils, der in vorangegangenen Ereignissen liegt, vermochten sie nicht zur Darstellung zu bringen. Wir wissen also nicht, ob ihnen die Begründung der altgriechischen Sage vorgeschwebt hat oder diejenige, welche später Vergil gab, ob Laokoon nach ihrer Auffassung für seinen einstigen Frevel wider Apollos Satzung die zwar lange hinausgeschobene, aber doch noch nicht verjährte Strafe erleidet, was uns tragisch erschüttern würde, oder ob er als hellsehender Patriot einer göttlichen Mitwirkung mit der List der Griechen zum Opfer fällt, was uns sittlich entrüsten würde; wir sehen nur die nackte Katastrophe. Diese vollzieht sich vor einem auf zweistufigem Unterbau errichteten griechischen Altare.

II. Die einzelnen Personen in ihrer Verbindung zur Gruppe:

1. Laokoon bricht inmitten seiner beiden Söhne auf den hinter ihm stehenden Altar zusammen; zu seiner Linken hat er den älteren, zu seiner Rechten den jüngeren Sohn. Er ist als Priester gekennzeichnet durch den apollinischen Lorbeerkranz, der an dem linken Ohr durch ein Band zusammengehalten ist.[1]) Sein Priestermantel ist auf den Altar gefallen. Wie er, so erscheinen auch die beiden Söhne völlig nackt; auch ihre weiten Mäntel, durch die sie als Opferdiener charakterisiert werden, sind durch den Anprall der Schlangen zurück- und fast ganz abgeworfen.

2. Der Vater und die Söhne sind durch die zwei Schlangen mit einander verknüpft, die mit blitzartiger Schnelligkeit herangeschossen sind, und von denen die eine in dem unteren, die andere in dem oberen Teile der Gruppe das Bindeglied bildet:

   a) Die untere verstrickt alle drei Personen. Sie hat mit ihrem Schwanzende um den linken Fuß des älteren Sohnes einen Ring geschlagen, hat den linken Unterschenkel des Vaters umschlungen, mit einer dritten Windung den rechten Unterschenkel des Vaters und beide Beine des jüngeren Sohnes fest zusammengeknotet, sich

1) Alte Denkmäler erklärt von F. G. Welcker I, 326: „. . . Der priesterliche (bei dem linken Ohr in ein Band auslaufende) Lorbeerkranz, welchen Massei, Fea und Visconti bezeugen; . . .“

dann über den rechten Unterschenkel des Vaters hinweg um beide Schultern und Oberarme des jüngeren Sohnes gelegt und ihre giftigen Zähne in seine rechte Seite gesenkt.

b) Die obere Schlange verstrickt den älteren Sohn mit dem Vater. Sie hat ihren Hinterleib um den rechten Oberarm des Vaters geringelt, ist über den Rücken weg und zwischen dem Rumpfe und dem linken Arme hindurchgeschossen, hat den rechten Arm des älteren Sohnes umknotet, ist mit dem Kopfteile zurückgeschnellt und hat den Vater gerade oberhalb der linken Hüfte tödlich in die Weiche getroffen.

3. Während die Schlangen so die drei Personen unlöslich mit einander verknüpfen, halten sie dieselben andererseits wieder auseinander. Nirgends kreuzen sich, nirgends verdecken sich vor unseren Augen die Bewegungen der drei Figuren. Die Gestalt des älteren Sohnes ist von den beiden anderen gerade durch die Schlangenleiber ganz abgesondert; der jüngere Sohn ist mit dem Vater in unmittelbare Berührung gebracht nur durch die eine Windung der unteren Schlange, durch welche seine beiden Beine an das rechte Bein des Vaters gedrückt werden (vgl. C, II, 2).

4. Dabei sind die Schlangen so geschickt gelagert, daß sie trotz der mannigfachen Umschnürungen ihrer Opfer das gesamte Muskelspiel derselben deutlich sehen lassen. Brust und Leib, den Stamm der Körper, den Sitz der Kräfte, lassen sie bei allen dreien frei; dafür aber haben sie alle Werkzeuge der Kraftäußerung mit ihren Umschlingungen völlig gehemmt und gelähmt. Diese Hemmung und Lähmung aller Bewegungsglieder bewahrt der Gruppe eine gewisse Ruhe, die ein notwendiges Gegengewicht bildet gegen die starke Bewegung, welche andererseits durch sie hindurchzuckt.

III. Die Bewegung in der Gruppe: Diese Bewegung bekommt ihre Richtung durch den Biß, welchen die obere Schlange dem Laokoon in die linke Seite versetzt:

1. Infolge dieses wuchtigen Stoßes wird der Getroffene nach links hin, vom Zuschauer aus gerechnet, auf den Altar niedergedrängt.

2. Dieser Bewegung des Vaters folgt der schon willenlose jüngere Sohn, der durch die Windungen der unteren Schlange zwiefach, sowohl am Ober- wie am Unterkörper, an den Vater gekettet ist.

3. Das Gleichgewicht in der Gruppe ist für den Augenblick noch hergestellt durch die nach der entgegengesetzten Seite, nach rechts hin strebende Haltung des älteren Sohnes. Diese ist die Folge

   a) seines, wenn auch nur schwachen, Versuches, die Windung der Schlange von seinem linken Fuße abzustreifen;

   b) seines unwillkürlichen Zurückprallens vor dem entsetzlichen Verderben, das er über den Vater zu seiner Rechten hereinbrechen sieht.

IV. Die Form des Ganzen: Das Ganze ist

1. pyramidalisch zugespitzt. Die gewaltige Gestalt des Vaters überragt die der beiden Söhne. Sein Haupt bildet den oberen Abschluß der Gruppe. Sein schmerzdurchfurchtes Antlitz liegt ungefähr in der Spitze einer Pyramidenwand, deren Seitenlinien durch die Köpfe der beiden Söhne bestimmt sind. Diese pyramidalische Zuspitzung mit der geschickten Unterordnung der Seitenfiguren unter die Hauptfigur läßt die Einheit des dargestellten Vorganges wirkungsvoll zur Erscheinung kommen.

2. Symmetrisch gegliedert. Ein künstlerisches Gleichmaß springt sofort in die Augen an der Stellung der beiden Söhne: je einer an jeder Seite des Vaters; an der Lage der Beine des jüngeren Sohnes: beide in der Kniekehle eingezogen; an der Haltung der Beine des Vaters: beide straff gespannt und die Kniee nach vorn getrieben; an der Kopfhaltung des jüngeren Sohnes und des Vaters: beide Köpfe über die linke Schulter rückwärts geneigt; an der Biegung der rechten Arme: beide einwärts nach oben gezogen und mit der Hand nach dem Hinterkopfe gestreckt; an der Lagerung der beiden Schlangen: beide quer durch die Gruppe gelegt; an ihren Bissen: beide in die Seite geführt.

3. Trotzdem nicht einförmig steif. Bei aller Symmetrie herrscht doch wieder mannigfache Verschiedenheit und sogar Gegensatz. Der jüngere Sohn hat den Biß oben in die rechte, der Vater unten in die linke Seite empfangen; die untere

Schlange verstrickt alle drei Figuren mit einander, die obere nur zwei, die Muskeln des rechten Armes und des Gesichtes sind beim Vater in gewaltiger Spannung, bei dem jüngeren Sohne sind sie in sanfter Lösung begriffen. Und so symmetrisch auch die Beine sowohl bei dem jüngeren Sohne wie bei dem Vater erscheinen, völlig übereinstimmend sind sie weder bei diesem noch bei jenem gehalten. Die beiden Söhne endlich stehen in geradem Gegensatze zu einander. An ihnen erscheinen zwei entgegengesetzte Stadien der Katastrophe. Diese ist nämlich in der Gruppe dreifach abgestuft:

B. Die Abstufung des hereinbrechenden Verderbens:

I. Bei dem jüngeren Sohne ist es am weitesten vorgeschritten. Das Gift der gottgesandten Schlange hat wunderbar schnell auf den jugendlichen Körper gewirkt. Schon befreit der Tod den Jüngling von seinen Qualen.

II. Der Vater dagegen ist soeben erst tödlich getroffen. Ein überwältigender Todesschmerz durchzuckt den ganzen Körper.

III. Der ältere Sohn ist noch unverletzt. In dem Entsetzen erregenden Anblick fremden Schmerzes, dessen Zuschauer er ist, bereitet sich der Augenblick der eigenen Qual in ihm erst vor. Daß auch er sicherem Verderben geweiht ist, verbürgen die beiden Ringe der Schlangenleiber, durch welche er unlöslich gefesselt ist.

Wirkung dieser Abstufung: Durch diese künstlerische Abstufung der Katastrophe kommt in die Gruppe ein außerordentlich reiches, dramatisches Leben. Mit nur geringer Kühnheit der Phantasie vermag man den auf drei Personen verteilten Vorgang als einen einzigen zu erfassen. Dann ist es, als sähe man eine Tragödie von drei Akten in einem einzigen Augenblicke vor sich; am älteren Sohne den ersten, am jüngeren den letzten und am Vater den mittleren Akt, den Höhepunkt des Ganzen Die Wirkung dieser Abstufung ist um so größer, als die technische Durchführung des Unterschiedes dieser drei Momente eine meisterhafte ist.

C. Die vollendete Einheit, mit der die betreffende Stufe des Verderbens an jeder der drei Personen in ihrer Gesamthaltung ausgeprägt ist.

I. Am älteren Sohne der Zustand des jähen Entsetzens:

1. Dieses zieht seine Aufmerksamkeit ab von der Umschlingung seines linken Fußes und lähmt den Druck der linken Hand, mit der er nur noch schwach versucht, jenen Schlangenring abzustreifen.

2. Es ist erkennbar an der Haltung seiner rechten Hand, an der Gebärde des unwillkürlichen Zurückprallens.

3. Es spiegelt sich in den Zügen seines dem Vater zugewandten Gesichtes.

4. Die gesamte Muskulatur verharrt noch in der Ruhe vor dem Kampfe.

II. Am jüngeren Sohne der Zustand des eintretenden Todes:

1. Aller Widerstand gegen das grausige Ungetüm ist vorüber. Die linke Hand, mit der er nach dem Kopfe desselben gegriffen, liegt nur noch matt auf. Der rechte Arm ist kraftlos zusammengeknickt.

2. Der ganze Körper hängt willenlos in den Umwindungen der Schlange. Er hat allen selbständigen Halt verloren und würde schon niedergefallen sein, wenn er nicht an das Bein des Vaters gekettet wäre.

3. Die gesamte Muskulatur an Rumpf, Armen und Beinen hat eine spannungslose Weichheit angenommen, spiegelt Todesmattigkeit wieder. Man sieht, sie hat nicht bloß die Kraft des Widerstandes eingebüßt, auch der Schmerz, der soeben noch darin gewühlt, hat schon ausgetobt.

4. Damit steht das Gesicht im Einklang. Der Kopf sinkt zurück, und zwar naturgemäß nach links hin, da der rechte Oberarm und somit auch die rechte Schulter durch eine Windung der Schlange in die Höhe getrieben ist. Der Blick des Auges, das hülfesuchend, wie es scheint, nach dem Vater aufgeschaut hat, erstirbt. Von den halbgeöffneten Lippen ist bereits der letzte Seufzer verhaucht; die Züge, die soeben noch vom Schmerze zusammengezogen gewesen sind, beginnen sich zu glätten: der Friede des Todes lagert sich darauf.

III. Am Vater der Zustand des furchtbarsten, alle Muskeln heraustreibenden, krampfhaften Schmerzes. Wir haben den Vater vor uns in dem Augenblicke, wo trotz seines heldenhaften Gegenringens die Schlange ihn tödlich getroffen hat und im Behagen des Bisses gleichsam auszuruhen beginnt. Seine Bewegungen der Abwehr sind gerade auf dem Punkte, im übermächtigen Schmerze zu erstarren. Es ist der kritische Moment der Pause zwischen dem Steigen und Sinken in der Energie aller Bewegungsmuskeln, der einem auszustoßenden Seufzer unmittelbar vorausgeht.

1. Die Beine sind stark gespannt, aber nicht zu starker Gegenwehr auf den Boden gestemmt, sondern bei dem Hinsinken auf

den Altar an den Knieen etwas eingezogen, besonders das rechte; die Ferse desselben ist gegen den Altar gepreßt, die Zehen sind krampfhaft gekrümmt.

2. Die Arme:

a) Der linke Arm drückt gegen die Schlange, aber nicht mehr mit der zielbewußten Absicht, sie fortzuschnellen; dazu ist ihr Kopf schon viel zu weit durch die Hand geschlüpft. Man darf in der Spannung des linken Armes wohl das Ausklingen einer verzweifelten Gegenwehr sehen, die nun, durch den erfolgten Biß vereitelt, im zuckenden Schmerze ihr sicheres Ziel verloren hat und noch einen Augenblick in zweckloser Energie verharrt.

b) Der rechte Arm folgt einer unwillkürlichen Reflexbewegung qualvoller, körperlicher Pein, indem er einen in diesem Augenblicke naturwahren Griff an das Hinterhaupt thut.

3. Der ganze Rumpf windet und krümmt sich vor Schmerz. Die Wirbelsäule ist gereckt, der untere Rand des Brustkorbes vorgetrieben, als wenn er gesprengt werden sollte. Die Brust ist bis zur äußersten Dehnung gehoben. Infolge dieser übermäßigen Hebung der Brust ist der Unterleib eingezogen. Das ist der Augenblick, welcher der Ausstoßung eines erleichternden Seufzers unmittelbar vorausgeht.

4. Dem entspricht die Haltung des Kopfes und die Verzerrung des Gesichtes:

a) Der Kopf ist nach rückwärts geworfen, und zwar nach links hin, entsprechend der Reflexwirkung des in die linke Seite versetzten Bisses.

b) Die Augenbrauen sind vom Schmerze in die Höhe getrieben; das innere Sträuben gegen denselben drückt andererseits die Stirnhaut oberhalb der Augen niederwärts, nach den oberen Augenlidern hin, so daß diese durch das übergetretene Fleisch beinahe verdeckt werden. Die Augen selbst sind stier vor Schmerz.

c) Der Mund ist mäßig geöffnet. Er hat die zur Hebung der Brust erforderliche Luft eingenommen und steht offen, um sie in dem gleich folgenden Seufzer wieder

auszustoßen. Das ist der Schlußmoment eines gewaltigen Kampfes, der mit verzweifeltem Zusammenbrechen endet.

D.[1]) Drückt sich in Laokoons Gesicht auch ein seelisches Leiden aus?

I. (Bejahung.) Es ist die Frage aufgeworfen, ob neben dem physischen Leiden sich auch ein seelisches Leiden in Laokoons Gesicht ausdrücke. Man hat diese Frage verschiedentlich bejaht. Der eine hat dieses, der andere jenes darin sehen zu können gemeint: Väterliches Mitleiden mit den armen Söhnen, flehentlichen Ausblick nach einer höheren Hülfe oder auch Unmut über ein unverdientes, unwürdiges Leiden.

II. (Goethes eingeschränkte Bejahung.) Goethe erklärt in seiner Beschreibung der Gruppe („Laokoon 1797"), auch den Eindruck gehabt zu haben, daß Angst, Furcht, Schrecken, väterliche Neigung in den Adern sich bewegen, in der Brust aufsteigen, auf der Stirn sich furchen, und daß mit dem sinnlichen Leiden auch das geistige auf der höchsten Stufe dargestellt sei; er warnt aber zugleich davor, die Wirkung, die das Kunstwerk auf uns mache, zu lebhaft auf das Werk selbst zu übertragen, d. h. er warnt davor, das, was wir in unserer Mitempfindung mit Laokoon als das dem Momente Angemessene an seiner Stelle etwa fühlen, so anzusehen, als hätten die Künstler es mit Bewußtsein in den Marmor hineinarbeiten wollen.

III. (Verneinung.) In der That, dazu sind wir nicht berechtigt, um so weniger, als wir gar nicht wissen, wie sich die Künstler den dargestellten Vorgang sittlich motiviert gedacht haben. Und sodann ist zu bedenken: Wer von einem so hochgradigen physischen Leiden mit so reißender Schnelligkeit überfallen wird wie Laokoon, dessen ganzer Mensch ist davon so ausschließlich in Anspruch genommen und beherrscht, daß eine selbständige seelische Bewegung wohl schwerlich noch daneben herlaufen kann. Allerdings tritt uns aus der ganzen Figur Laokoons ein hoher geistiger Adel entgegen, und wir geben uns gern der Vermutung hin, daß dieser geistige Adel die Fähigkeit zu allen edlen Seelenbewegungen einschließe, aber er äußert sich in der sichtbaren Wirklichkeit des Bildwerkes doch nur in der heldenhaften Art des Widerstandes, die auch bei dem beginnenden Zusammenbruch seiner Kraft noch durchleuchtet, sowie in der Schönheit seiner Haltung, die Zeugnis ablegt von der auch bei diesem Zusammenbruch noch unwillkürlich behaupteten Selbstbeherrschung.

1) D. gehört zwar noch zum Thema, kann aber wegfallen, wo die geistige Höhe der Klasse nicht heranreicht.

Diesen geistigen Adel aber noch weiter wirkend zu denken in bestimmten, bewußten seelischen Empfindungen und diese Empfindungen etwa gar nachweisen zu wollen in wehmütigem Auge, in nach oben gewandtem Blicke, in aufwärts gezogener Oberlippe, in schwülstiger Nase u. s. w., das heißt etwas in das Kunstwerk hineinlegen, das aus ihm nicht herausgelesen werden kann. Unmittelbar herauslesen können wir nur das sinnliche Leiden, dargestellt gerade in dem Augenblicke, wo der heldenhafteste Widerstand sich als vergeblich erweist.

Schluß (Kunstwert der Gruppe): Das ist an und für sich etwas Schaudererregendes[1]). Wer kann das leugnen? Dennoch kehrt das Auge immer wieder mit Wohlgefallen dazu zurück. Das ist ausschließlich die Wirkung der staunenswerten Kunst, mit welcher die Bildhauer eine so vollendete Schönheit über die Gruppe ausgegossen haben, daß unser ästhetisches Wohlgefallen den Sieg davonträgt über unser pathologisches Mitgefühl. Als die Gruppe aus Schutt und Trümmern an das Tageslicht gefördert wurde, nannte Michelangelo sie das „Wunder der Kunst“. Winckelmann sagt in seiner Geschichte der Kunst des Altertums von ihr, daß nichts, was die Nachwelt hervorzubringen vermöge, „diesem Werke nur entfernter Weise könnte verglichen werden“. Und Goethe bekennt in dem genannten Aufsatze, daß die Gruppe alle Bedingungen erfülle, welche an ein hohes Kunstwerk zu stellen seien, ja, daß man diese aus ihr allein entwickeln könne; sie sei das geschlossenste Meisterwerk der Bildhauerarbeit. Wir befinden uns demnach mit der rückhaltlosen Bewunderung dieses Kunstwerkes in auserlesener Gesellschaft und brauchen uns nicht beirren zu lassen durch allerlei kritische Nörgeleien, die einige neuere Kunstgelehrte bei der Beurteilung desselben anstellen zu müssen geglaubt haben.

---

1) Freilich, wenn Henke in seinem für die anatomische Analyse der Gruppe so bedeutsamen Schriftchen „Die Gruppe des Laokoon 1862“ Recht hätte, so wäre der Eindruck ein erhabener, und dann wäre selbstverständlich der Wert des Kunstwerkes noch größer, als er jetzt schon ist. Aber Henke gelangt zu diesem Resultate nur durch eine begriffliche Operation mit Ideen Kants und Schillers, die sich durchaus nicht in dem originalen Ideenkreise Kants und Schillers hält. Erhaben könnte der Eindruck nur dann sein, wenn eine Überlegenheit des Geistes, des Gemütes, des sittlichen Willens über das große physische Leiden in der Gruppe selbst ersichtlich wäre oder in unserer Nachempfindung hervorgerufen würde. Das ist nicht der Fall. Wir sehen nur das physische Unterliegen, und es ist eine durch nichts als ihre eigene Kühnheit gestützte Behauptung Henkes, wenn er erklärt: „Alle Vorstellungen von Vergangenheit und Zukunft schwinden, und so läßt uns die kritische Ruhe des Schmerzes in dem Momente der Gegenwart die Ewigkeit anschauen.“ . . . „Wie die endliche Zeit vor dem inneren Auge des Menschen im Schmerz verschwindet, so auch alle endlichen Größen, die ihn sonst scheinen überragen zu können“.

## III.
## Goethe und das Straßburger Münster, nach „Dichtung und Wahrheit", Buch IX, XI, XII.

Einleitung: Als Student in Leipzig (1765—68) genoß Goethe fast zwei Jahre lang Zeichenunterricht bei Friedrich Oeser, dem Direktor der dortigen Zeichenakademie. Er wurde durch diesen Unterricht, zumal da der Fleiß nach seinem eigenen Geständnis nicht seine Sache war[1]), nicht eben sehr gefördert; aber Oeser wußte seinen Geschmack zu bilden und ihm eine bestimmte Richtung zu geben. Oesers Schönheitsideal war „Einfalt und Stille", und dieses Schönheitsideal sah er in der Plastik des Altertums verwirklicht. Mit dieser Auffassung hatte er schon vordem, als Maler in Dresden, dem später so berühmt gewordenen Kunstkenner und Kunsthistoriker Johann Winckelmann das Verständnis für die Schönheit der antiken Kunst erschlossen; jetzt gewann er auch den jugendlichen Goethe für dieses Ideal.

Er war ein abgesagter Feind alles Schnörkelhaften, aller Überladung mit äußerem Prunk, aller unnatürlichen Sucht nach Effekthascherei, somit auf dem Gebiete der Baukunst ein Gegner des Barockstiles, zu dem im 17. und 18. Jahrhundert die Renaissance ausgeartet war. Die Eigenart dieses Barocks besteht in der Überladung mit willkürlichen Zieraten, die auf prahlerischen Pomp berechnet sind, in der Vorliebe für das Phantastische, das nur der malerischen Wirkung dient, in der kecken Entwickelung baulicher Formen, die keinen baulichen Zweck haben und sich dem Ganzen nicht wie wesentliche Bestandteile eingliedern. Oeser setzte diesem Stile die Einfachheit der Antike als mustergiltig gegenüber. Und dabei scheint er keinen Unterschied gemacht zu haben zwischen den überladenen, leichtfertig hingeworfenen Zieraten des Barocks und den zwar noch reicheren, aber fein durchdachten Zieraten der Gotik. Goethe wenigstens scheint aus seinem Munde über diesen Unterschied kein belehrendes Wort vernommen zu haben. Bei der Schilderung seines Aufenthaltes in Straßburg (1770—71) sagt er von sich: „Unter Tadlern der gotischen Baukunst aufgewachsen, nährte ich meine Abneigung gegen die vielfach überladenen, verworrenen Zieraten, die durch ihre Willkürlichkeit einen religiös düsteren Charakter höchst widerwärtig machten." An eigener Anschauung auf diesem Gebiete hatte es ihm bisher gemangelt. Ihm waren „nur geistlose Werke dieser Art, an denen man weder gute Verhältnisse noch eine reine Konsequenz gewahr wird, vors Gesicht gekommen." So hatte er sich leicht „in seinem Unwillen gegen den gotischen Stil bestärken" können.

1) Bei Hempel XXI, 92.

In Straßburg ward er aus einem Verächter der Gotik ein begeisterter Verehrer derselben. Das machte das Straßburger Münster. Er berichtet darüber ausführlich in „Dichtung und Wahrheit".

Schilderung: Goethe und das Straßburger Münster.

A. Sein erster Besuch desselben:

Auf der Fahrt nach Straßburg war er schon in der Ferne von Mitreisenden auf das Münster aufmerksam gemacht, und „eine ganze Strecke" hatte er es im Auge behalten. Sobald er in der Stadt angekommen und im Wirtshause „zum Geiste" abgestiegen war, beeilte er sich, sein sehnliches Verlangen zu befriedigen und dieses Wunderwerk der Gotik aus der Nähe zu betrachten.

I. Erster Anblick des Kolosses: Durch eine schmale Gasse[1]) ward er des Kolosses ansichtig. Als er dann, allerdings auf dem sehr engen Platze allzu nahe vor ihm stehend, zu ihm emporschaute, empfing er einen Eindruck eigener Art, über den er sich nicht gleich Rechenschaft geben konnte. Er nahm ihn „nur dunkel" mit sich und sann zunächst nicht weiter darüber nach. Heiter steht die Sonne am Himmel: Er mag den schönen Augenblick nicht verpassen; er eilt sofort zur Plattform hinauf, um das weite, reiche Land in der herrlichen Beleuchtung zu seinen Füßen liegen zu sehen.

II. Blick von der Plattform: Entzückt blickt er hinunter auf die ansehnliche Stadt, auf weit umherliegende Auen, „üppig ausgestreckte Matten", „fröhlich ausgesäete Haine", trefflich bearbeitete Felder, auf die Meierhöfe und die Dörfer, welche „die besten und reichsten Stellen" des Landes bezeichnen. Mit Wohlgefallen verweilt sein Auge auf dem Reichtum der Pflanzenwelt, welche die Ufer und Werder des Rheins schmückt. Von Süden her sieht er den flachen Grund sich herabziehen, den die Ill („die Iller") bewässert. Im Norden gewahrt er ein mehr hügeliges Land, das aber auch, von zahllosen kleinen Bächen durchschnitten, überall „ein schnelles Wachstum" bekundet. Westwärts schweift sein Auge über manche mit „Wald und Wiesenwuchs" bedeckte Niederung hinweg, nach dem Gebirge zu.

In diesen Anblick vertieft, segnet er das Schicksal, das ihm für einige Zeit einen so schönen Wohnplatz bestimmt hatte.

Übergang: Seit diesem ersten Besuche beschäftigte sich Goethe vielfach mit dem Münster, aber doch, wie es scheint, ausschließlich mit der Fassade und dem Turme. Er macht uns bekannt mit seiner damals erwachten Begeisterung für den gotischen Stil, aber wir merken nichts davon, daß dieselbe gegründet gewesen sei auf eine Würdigung der Eigen-

---

1) Die Krämergasse.

art desselben im Bau der Gewölbe, der Wände, der Strebepfeiler, der Spitzbogen. Er schwärmt nur für die Eigenart der Fassade und spricht über die Gestalt des Turmes.

B. Seine Beschreibung und Beurteilung der Fassade:

I. Des Umrisses: Sie ist, so beschreibt er sie, ein auf die schmale Seite gestelltes, längliches Viereck, dessen Höhe und Breite in einem recht angemessenen Verhältnis stehen.

II. Der Gliederung:

1. In der Dämmerung, bei Mondschein, bei sternenheller Nacht gesehen, erscheint sie nur wie eine kolossale Wand, aber bei Tage springt sofort ihre wohldurchdachte Gliederung ins Auge: Die ungeheure Fläche zerfällt in drei deutlich[1]) unterschiedene Stockwerke.

2. Jedes dieser Stockwerke ist in drei Felder, also die ganze Fassade in neun Felder geteilt:

   a) Durch das mittlere Feld des unteren Stockwerks führt die große Thür in das Hauptschiff der Kirche; in den Nebenfeldern liegen zwei kleinere Thüren, „den Kreuzgängen angehörig."[2])

   b) Im zweiten Stockwerke sitzt in der Mitte, gerade oberhalb der großen Eingangsthür, das radförmige Fenster, „das in die Kirche und deren Gewölbe ein ahnungsvolles Licht verbreiten soll". In den beiden Seitenfeldern sind zwei große, gegen die Rundheit des Radfensters abstechende, länglich-viereckige Öffnungen angebracht; sie deuten mit ihrer rechteckigen, senkrechten Form darauf hin, daß sie dem Unterbau aufsteigender Türme angehören.

   c) Das dritte Stockwerk thut Goethe leicht ab mit der flüchtigen Bemerkung, daß sich in demselben drei Öffnungen an einander reihen, „welche zu Glockenstühlen und sonstigen kirchlichen Bedürfnissen bestimmt" seien, und daß statt eines Gesimses „die Balustrade der Galerie" das Ganze oben horizontal abschließe.

3. Vier vom Boden aufstrebende Pfeiler, so fährt er fort, stützen jene neun Räume, fassen sie ein, trennen sie in drei große

1) Deutlich unterschieden sind sie, besonders das zweite und dritte, durch Horizontalgesimse, deren Goethe nicht ausdrücklich Erwähnung thut.

2) Thatsächlich sind sie den beiden Nebenschiffen vorgelagert.

„perpendikulare Abteilungen“ und verleihen mit diesen der ganzen Masse etwas gleichmäßig Leichtes.

III. Der Verzierung:

1. Die ganze Fassade ist sinnig und reich verziert. Goethe weist insbesondere hin auf die Thüren, die sich in die Mauerdicke einsenken, auf ihre „bis ins Unendliche verzierten“ Pfeiler und Spitzbogen[1]), auf das Radfenster und die Kunstrose darin, mit dem fein ausgebildeten Profil ihrer Stäbe, auf die schlanken Rohrsäulen[2]), welche den senkrechten Abteilungen vorgelagert sind, auf die stufenweise zurücktretenden (Strebe-) Pfeiler, welche „begleitet“ sind von schlanken, in die Höhe strebenden, zum Schutze von Heiligenbildern baldachinartig geformten „Spitzgebäudchen“.

2. Die Zieraten sind, wie er unter großem Beifall hervorhebt, jedem Teile, den sie schmücken, völlig angemessen; sie sind ihm untergeordnet, sie scheinen aus ihm natürlich entsprungen zu sein: aus den Öffnungen der Wandfläche, aus den flachen Stellen derselben, aus den Pfeilern. So empfängt jeglicher Schmuck seinen eigenartigen Charakter gerade durch den Teil der Fassade, dem er eingefügt ist, und so ist die rechte Einheit hergestellt zwischen der Wand selber und ihrem Schmucke.

3. Die mannigfaltigen Zieraten sind unter einander mannigfaltig verknüpft. Einerseits ist in dieser Verknüpfung eine unvermerkte Hinüberleitung von einem Hauptteile der Fassade zum anderen gegeben, andererseits ist die Beziehung, in welche so jene Zieraten zu einander gesetzt sind, an und für sich eine künstlerische: Gleichartiges und Ungleichartiges wechselt in schöner Weise mit einander ab, das Blatt mit dem Zacken, das Heilige mit dem Ungeheuer.

IV. Des Gesamteindrucks: Je öfter und tiefer Goethe sich in die Betrachtung der Fassade versenkte, zu desto größerer Bewunderung riß sie ihn hin. Es wird ihm immer klarer, daß der großartige Gesamteindruck, den sie auf ihn macht, sich wesentlich von zwei Merkmalen herschreibt, auf welche der Baumeister mit aller Kunst im großen wie im kleinen hingearbeitet hat. Das sind:

1. Die ästhetisch gelungene Vereinigung des Erhabenen und Gefälligen an ihr. Wie eine „neue Offenbarung“ der Kunst

---

1) Unter diesen Spitzbogen versteht Goethe wohl die spitzgiebeligen Wimperge, welche den dekorativen oberen Abschluß der Portale bilden.

2) Das frei vor die Mauerfläche hingestellte, nur an wenig Punkten gebundene Stab- und Maßwerk.

tritt ihm der wundervolle Bund entgegen, den das Massige, das Ungeheure der Fassadenwand eingegangen ist mit jenen gefälligen Einzelheiten, mit jenen bis in die entlegenste Stelle hineingearbeiteten Zieraten.

2. Die architektonische Doppelerscheinung der Fassade. Sie steht vor ihm als eine unerschütterlich feste, undurchdringliche Mauer, als ein nicht wankender, in sich selber ruhender Unterbau „zweier himmelhoher Türme", und doch zugleich tausendfach durchbrochen, zierlich und leicht. Mit dieser Charakteristik scheint Goethe den Eindruck wiedergeben zu wollen, daß dieselbe architektonisch als ein Doppeltes erscheine, als Mittel zum Zweck und als Selbstzweck.

C. Seine Besprechung des Turmes:

I. Seine Entdeckung an demselben. Bei dem Bau der Fassade ist offenbar geplant gewesen, zwei Türme aus ihr emporsteigen zu lassen. Aber nur der auf der Nordecke oder, genauer gesagt, Nordwestecke ist gebaut, der entsprechende, welcher auf der Südostecke stehen sollte, ist unausgeführt geblieben. Das lehrt der erste Blick jedem Beschauer. Aber Goethe hat auch dem vorhandenen Turme angesehen, daß der ursprüngliche Entwurf an ihm nicht durchgeführt ist. Er hat ihn so lange und so aufmerksam, wie er sagt, betrachtet, daß er ihm von selber das Geheimnis seiner Unvollendung verraten hat. Bloß durch eigenes Anschauen gelangte er zu der Entdeckung, daß die vier Schnecken an dem Turme viel zu stumpf absetzen und daß auf dieselben noch vier leichte Turmspitzen haben gesetzt werden sollen; auch das sah er, daß der Turm selber, statt in das stumpfe Kreuz, in eine höhere Spitze hat auslaufen sollen.

II. Die Bestätigung dieser Entdeckung. Er findet diese Entdeckung bestätigt in den Originalrissen, in die er zufällig Einblick gewinnt.

Den Anlaß dazu bot seine Teilnahme an einer Gesellschaft in einem Landhause, von wo aus man die Vorderseite des Münsters und den darüber emporsteigenden Turm herrlich sehen konnte. Hier lenkte sich das Gespräch auf den unausgeführt gebliebenen Turm. Goethe gab dabei seine Entdeckung der mangelhaften Vollendung des vorhandenen zum Besten. Anwesend war auch der Aufseher über die Baulichkeiten des Münsters. Dieser bestätigte die Entdeckung mit dem Bemerken, daß in den Originalrissen im Archive noch der Beweis dafür vorliege. Von seinem Anerbieten, ihm Einsicht in dieselben geben zu wollen, machte Goethe trotz der nahen Abreise Gebrauch. Er ließ sich die „unschätzbaren Rollen" vorlegen und zeichnete geschwind die in der Ausführung fehlen gebliebenen Spitzen durch ölgetränktes Papier nach.

D. Seine nationale Empfindung bei der Würdigung des gotischen Stiles:

I. Seine Benennung desselben: Goethe fand dieses Gebäude „an alter deutscher Stätte gegründet“, „in echter deutscher Zeit“ ausgeführt; Erwin von Steinbach, der Name des Baumeisters, den er auf bescheidenem Grabsteine las, verriet ihm mit seinem vaterländischen Klange seine vaterländische Herkunft. So fühlte er sich durch das Straßburger Münster ganz deutsch gestimmt, und so wagte er es, den gotischen Stil als einen echt deutschen für unsere Nation in Anspruch zu nehmen und die bisher verrufene Benennung „Gotische Bauart“ durch „Deutsche Baukunst“ zu ersetzen. Als im 14. Jahrhundert in Italien die Vorliebe für die antike Bauweise erwacht war, hatten dortige Künstler für den Stil, zu dem sie damals in Gegensatz traten, die verächtliche Bezeichnung „gotisch“ aufgebracht; sie wollten ihn damit als einen von einer barbarischen Nation stammenden charakterisieren. Es ist eine Regung des Nationalgefühls in Goethe, wenn er den Stil, den er mit Stolz für einen echt deutschen hielt, auch als „deutschen“ bezeichnet wissen will. Für diese Benennung trat er mit Nachdruck ein in dem Aufsatze „Von deutscher Baukunst. D. M. Ervini a Steinbach“, den er 1772 veröffentlichte und den Herder nachher (1773) in sein Büchlein „Von deutscher Art und Kunst“ aufnahm.

II. Seine Würdigung desselben im Unterschiede von dem antiken. Das Zweite, worauf er in jener Zeit drang, war, daß man die gotische Baukunst nicht mit derjenigen der Griechen und Römer vergleiche, weil sie aus einem ganz anderen Prinzipe entsprungen sei. Die Art, wie er die Unstatthaftigkeit dieses Vergleiches darzuthun sucht, zeugt von dem angelegentlichen Bestreben, der Eigenart des gotischen Baustiles im Gegensatze zu dem antiken gerecht zu werden, wenn auch sein Versuch („Dichtung und Wahrheit“, Buch XII), die Verschiedenheit der Prinzipien klarzulegen, aus denen die gotische und antike Baukunst entsprungen sind, zur Aufdeckung dieser Prinzipien sehr wenig beiträgt.

Schluß: Trotz dieser Jugendschwärmerei für den gotischen Stil hat Goethe doch, wie er „Dichtung und Wahrheit“, Buch IX gesteht, nachher die gotische Kunst aus den Augen verloren und seine Vorliebe wieder der altklassischen Kunst als der „entwickelteren“ geschenkt. Im Alter beobachtete er allerdings mit Befriedigung das erwachende Studium der deutschen Baukunst des Mittelalters. Mit Freuden gewahrte er (seit 1810) die verdienstlichen Bemühungen der Gebrüder Boisserée um dasselbe. Er machte auf diese selber aufmerksam durch einen Aufsatz, den er wiederum betitelte „Von deutscher Baukunst“ (1823). Aber was ihm jetzt die Feder führte, war nicht etwa eine wiedererwachte Begeisterung für den gotischen Baustil als solchen, sondern nur das Interesse des Kunsthistorikers. Er

sah mit Teilnahme die Durchforschung einer wichtigen, bis dahin von der Kunstgeschichte nicht genügend gewürdigten Epoche der Baukunst in Angriff nehmen und wünschte dieser Arbeit alle Förderung, aber in seinem Urteile über die Kunst behauptete die antike den ersten Platz. „Ich nahm ältere Studien", schreibt er in jenem Aufsatze vom Jahre 1823, „wieder vor und belehrte mich durch wechselseitige freundschaftliche Besuche und emsige Betrachtung gar mancher aus dieser Zeit" — nämlich aus der Zeit des gotischen Stiles — „sich herschreibenden Gebäude in Kupfern, Zeichnungen, Gemälden, so daß ich mich endlich wieder in jenen Zuständen ganz einheimisch fand. Allein der Natur der Sache nach, besonders aber in meinem Alter und meiner Stellung mußte mir das Geschichtliche dieser ganzen Angelegenheit das Wichtigste werden." Die „Stellung", zu der er sich mit den letzten Worten als zu der seinigen bekennt, war die eines unbedingten Anhängers der antiken Kunst.

---

## Die wandelnde Glocke von Goethe.

### Ein Beitrag zur Erklärung.

Von **O. Vogel** in Perleberg.

In dem mit der hiesigen Anstalt verbundenen Seminar war neulich den Kandidaten die schriftliche Aufgabe gestellt, Goethes „Ballade": Die wandelnde Glocke, in katechetischer Form für den Unterricht in der Quarta zu bearbeiten. Die Kandidaten besitzen fast alle Fakultas für den deutschen Unterricht. Aber auch für solche, welche sich dieser Fakultas nicht erfreuen, ist eine derartige Übung immerhin von Nutzen, mitunter sogar nicht bloß für sie, sondern auch für ihre geaichten Kollegen. Denn nicht immer ist Lehrgeschick und allgemeine Durchbildung, wie sie namentlich der in alle Farben spielende deutsche Unterricht fordert, an die eingeheimste Fakultas gebunden; schon mancher Mathematikus hat mir feinere Analysen dieser Art geliefert als mancher mit der höchsten Lehrbefähigung im Deutschen Diplomirte.

Aber das ist es nicht, was ich sagen wollte. Bei der Durchsicht der Arbeiten sowie bei der sich daran schließenden „Besprechung" überraschte mich das starke Auseinandergehen der Ansichten und Erklärungen, welche das nächste Wort- und Sachverständnis betrafen. Selten noch war mir die Eigenart der volkstümlichen Lyrik Goethes in ihren Elementen, in Wortwahl, Satzbau, Reimfindung, in dem Gegensatz dinglicher Anschaulichkeit und stimmungsvollen Halbdunkels, in ihrer die Phantasie reizenden und sättigenden Vieldeutigkeit so prägnant entgegengetreten, wie in dem engen Rahmen dieses einfachen Gedichts. Hatten

die Kandidaten aus den Kommentaren auch so ziemlich alles Brauchbare beigebracht, so trugen sie doch daneben neue eigene Ansichten vor, und die lebhafte Reibung in der Besprechung ließ manchen Einfall aufblitzen, der der Erwähnung nicht unwert erscheint.

Das folgende „Protokoll“ berichtet über Verlauf und Inhalt der Besprechung, ohne jedoch authentisch zu sein. Aus naheliegenden Gründen hat es zu vorliegendem Zweck umredigirt und ergänzt werden müssen. Ich habe diese Form der Darstellung gewählt, weil sie das Frische und Unmittelbare mündlicher Auseinandersetzung am Besten bewahrt und manche stilistische Weitläufigkeiten erspart.

Die Erläuterung des Zusammenhanges und der „Idee“ des Gedichtes, die natürlich ebenfalls vorgenommen wurde, sowie das im Unterricht einzuschlagende methodische Verfahren sind hier übergangen: es handelt sich, ausdrücklich bemerkt, nur um die nächste Wort- und Sinnerklärung, um die sprach- und sachanalytische Synthese, wie ein Herbartianer strengster Observanz sagen könnte.

Die Mitglieder des Seminars erlaube ich mir der Kürze halber mit den ersten sechs Buchstaben des Alphabets zu bezeichnen, den Vorsitzenden mit V.

1. Strophe. V. ist der Meinung, daß mit dem Eingange: Es war ein Kind das Gedicht sich als Märchen charakterisire. Es wird entgegengehalten, daß Goethe selbst es unter die Balladen zähle. In der That sei die Vorstellung hier knapp und springend im Unterschiede von der luxurirenden, behaglich ausspinnenden Phantasie des Märchens. Das Wunderbare greife in den Gang der Ereignisse ein als eine Macht. Die Glocke fungire in gleicher Weise (als „Person“ St. 7) wie das Meerweib im Fischer, das Knochengespenst im Totentanz, der Wasserträger im Zauberlehrling u. s. w. Endlich heißt es schon im zweiten Teil des Faust: „Märchen sagt: Es war einmal“.

Sich bequemen erklärt sich ohne besondere Schwierigkeit.

Dagegen giebt die Stelle: Und Sonntags fand es stets ein Wie Anlaß zur Diskussion. E. faßt das Wie in dem Sinne von: warum nicht gar! — was soll ich in der Kirche! Abgelehnt als zu gesucht. Die meisten Bearbeiter deuten es als Ausweg, und zwar entweder in dem Sinne von Ausflucht, Vorwand oder von Gelegenheit zu entwischen. A. konstruirt unter Streichung des Kommas Wie als Adverb zu nehmen, und läßt den ganzen Komplex: ein Wie — nehmen als substantivirtes Objekt von fand abhängig sein. V. bezeichnet diese etwas ungeheuerliche Konstruktion als die Konjektur eines jugendlichen Interpreten, der um jeden Preis etwas Neues bringen will. Auch hätte dann der Infinitiv ohne zu stehen müssen. Ebenso scheine die Streichung des Kommas zu eigenmächtig.

Auf die hieran sich knüpfende Frage, welche Autorität überhaupt der Interpunktion in den vorliegenden Ausgaben beizulegen sei, gesteht V. zu, daß die maßgebende des Dichters allerdings nicht zur Hand sei. D. fügt hinzu, auch in diesem Falle läge die Sache nicht viel besser, da nur ein profunder Goethekenner die von unserer Gewohnheit doch immerhin abweichende Interpunktion Goethes richtig zu deuten vermöge. V. hält es in Ermangelung der authentischen Interpunktion für überflüssig zu konstatiren, daß auch der profunde Kenner fehle, und bestimmt, der Interpunktion brauche weiterhin keine Entscheidung beigelegt zu werden.

2. Strophe. In dem Verse: Und so ist's dir befohlen macht das so Schwierigkeit. A. ist der Ansicht, es werde damit auf das Folgende hingedeutet und hinter befohlen sei ein Kolon zu setzen. Der Sinn sei: Folgendes ist über dich verhängt. B. erklärt: sowie die Glocke tönt, wird es dir befohlen, d. h. sobald die Glocke zum Besuch des Gottesdienstes auffordert, ergeht diese Aufforderung als Befehl an dich. Andere Bearbeiter verstehen: wenn die Glocke tönt, ist es dir von mir, der Mutter — E. will auch noch Vater und Lehrer hereinziehen — befohlen, das zu thun, wozu sie das Zeichen giebt, nämlich zur Kirche zu gehen. V. schließt sich letzterer Ansicht an.

Den Ausdruck hingewöhnt in der dritten Zeile will A. so pressen, daß ein oder das andere Mal das Kirchenversäumnis wohl unbestraft bleiben könne, aber nicht hartnäckiger Ungehorsam. Demgegenüber weist C. darauf hin, daß der hartnäckige Ungehorsam hier ja eben vorliege, da nach Strophe 1 das Kind sich nie zur Kirche bequemen wollte.

F. fragt an, welchen Sinn und Zweck eigentlich die Drohung der Mutter habe: Sie kommt und wird dich holen. Da dem Kinde diese Worte unverständlich, und wenn verständlich, unglaublich sein müssen, so verfehlen sie offenbar ihren Zweck. Der Hinweis auf ein bekanntes Strafmittel wäre wirkungsvoller gewesen. Und was stelle sich die Mutter dabei vor? Schwerlich denke sie an die wörtliche Erfüllung ihrer Drohung, die vielmehr nichts als eine situationsgemäße Variation des schwarzen Mannes sei. D. zitirt seine Ausführungen zu dieser Stelle: gerade in der Überraschung, welche der Dichter dadurch bereitet, daß er die Drohung wörtlich in Erfüllung gehen läßt, an welche Möglichkeit weder das Kind noch die Mutter noch auch der Leser denkt, beruhe ein wesentlicher Effekt der Dichtung. F. wendet ein, ein solcher Effekt sei doch nur ein äußerlicher, kindlicher, fast kindischer zu nennen. Kindlich kann man den Effekt, das ganze Gedicht ja nennen, erwidert D., aber an das Kindliche, Naive, Wundergläubige, das auch der erwachsene Mensch in einem Winkel des Gemüts sich bewahrt, appellirt eben der Dichter. „Märchen noch so wunderbar u. s. w.“ hat Goethe selbst seinen Balladen als Motto

vorangestellt. V. giebt D. in der Sache recht, glaubt aber den Dichter auch noch hinsichtlich der Mutter in Schutz nehmen zu müssen. Ohne Zweifel ist diese Mutter der Typus einer schwachen Mutter, vielleicht eine Witwe, außer stande den unbändigen Knaben zum Gehorsam anzuhalten. Da sie sich scheut, dem Kinde wehe zu thun und durch bestimmtes Auftreten nicht zu imponiren vermag, sucht sie wenigstens durch Schreckbilder der Phantasie einzuwirken. Aus dieser mangelhaften Erziehung erklärt sich wiederum der eigenwillige Trotz des Kindes, und daraus endlich das ungewöhnliche Mittel, mit welchem der Himmel oder der Dichter der schwachen, aber frommen Mutter zu Hilfe kommt. Wir müssen die Kunst des Dichters bewundern, der mit den einfachsten Mitteln zu charakterisiren, sachlich und psychologisch zu begründen versteht.

3. Strophe. Wenig Anklang findet die Meinung E.'s, daß der Dichter mit dem Stuhle, auf dem die Glocke hängt, zugleich eine Bequemlichkeit für sie habe bezeichnen wollen, von der sie sich nach der Vorstellung des Kindes ungerne trennen werde. V. möchte jedoch diese Wirkung des Wortes auf einen feinfühligen Leser nicht von der Hand weisen.

Zeile 4: Als lief es aus der Schule beziehen fast alle Bearbeiter auf das Verlassen der Schule nach beendetem Unterricht. Das lernunlustige Kind sei froh, dem Zwange zu entfliehen und springe munter querfeldein. Anders V. Nach ihm deutet die Wendung: aus der Schule laufen auf ein vorzeitiges Verlassen der Schule, wie es gerade einem lernunlustigen Kinde zuzutrauen sei. So gut es am Sonntage hinter die Kirche gehe, werde es alltags die Schule geschwänzt oder doch eigenmächtig abgekürzt haben. Von Frohsinn stehe nichts im Texte: vielmehr solle gesagt sein, daß das Kind, vom bösen Gewissen, wie beim Versäumen der Schule, getrieben, eilig und auf heimlichen Pfaden das Weite suche.

4. Strophe. Die Wiederholung Glocke Glocke fassen einige Bearbeiter onomatopoetisch vom Geläute auf. Es wird entgegengehalten, daß die Glocke ja nicht mehr töne, daher die Schallnachahmung hier unverständlich sei. D. erklärt die Wiederholung als das Nachklingen des Geläutes in den erregten Sinnen des ängstlich lauschenden Kindes, während V. vielmehr einen leisen Hohn heraushören will: Glocke? was Glocke! Da sie nicht mehr tönt, ist sie unschädlich!

Gefackelt und gewackelt nach Götzinger und Echtermeyer.

Doch welch ein Schrecken hinterher —. A. und F. setzen mit der Schulausgabe nach Schrecken einen Ausrufer, so daß hinterher zu gewackelt bezogen wird, während die übrigen Bearbeiter die doch wohl ursprüngliche Interpunktion nach hinterher beibehalten. Die erstere Konstruktion findet lebhafte Anfechtung, da das hinterhergewackelt wohl scheinbar deutlicher, in der That aber überflüssig sei. Denn von vorne

könne die Glocke doch nicht gewackelt kommen. A. verteidigt sich damit, daß das Hinterherwackeln der Glocke der Vorstellung des Lesers bestimmten Anhalt und mit dem vorausflüchtenden Kinde ein anschauliches Bild gebe. Entgegnet wird, daß die Angabe der an sich selbstverständlichen, auch gleichgiltigen Richtung, aus welcher die Glocke komme oder in welcher sie folge, prosaisch wirke. C. will an das Ende der Zeile ein Kolon setzen und hinterher lokal fassen: Der Schrecken, nämlich die Glocke, kommt hinter dem Kinde her. Andere Bearbeiter, am drastischesten E., erklären hinterher zeitlich aus dem Wechsel der Stimmung: kaum atmet das Kind bei dem Schweigen des Geläutes furchtbefreit auf, so kommt sozusagen das dicke Ende, der Schrecken, beim Anblick der wandelnden Glocke nach. B. schließt sich der letzten Auffassung an, ohne der Ansicht C.'s ihre Berechtigung absprechen zu wollen.

Die Vorstellung vom Wackeln der Glocke macht nachträglich einige Schwierigkeit. Angesichts einer Demonstration ad campanam erscheint es als das Natürlichste, den vorstehenden Klöppel als das ausschreitende Bein, den Rand als das kürzere nachhinkende zu denken. Die Bewegung bloß auf den Rändern wird als unwahrscheinlich abgelehnt. F. monirt den Widerspruch, auf dem Gebiete des Wunderbaren die Instanz des Natürlichen und Wahrscheinlichen anzurufen. Nachdem einmal ein Wunder, das Wandeln der Glocke, geschehen sei, komme es auf ein weiteres nicht mehr an. Demgegenüber bemerkt C., daß der Dichter, wenn er das Wunderbare erst eingeführt, den übernatürlichen Boden gelegt hat, sich auf demselben nach den Gesetzen der neugeschaffenen Wirklichkeit oder doch ihrer Möglichkeit bewegt. Er erinnert z. B. an Goethes Zauberlehrling. Indem das Wunderbare sich doch wieder den Bedingungen der realen Welt zu fügen scheint, gewinnt es gleichsam eine sublimirte Natürlichkeit und dadurch an jener idealen Wahrscheinlichkeit, auf welche der Dichter abzielt. Nur das Märchen macht hierin eine Ausnahme. B. hält die Frage überhaupt für irrelevant. Nach ihm stellt der Dichter die Bewegung der Glocke einfach so dar, wie sie dem geängsteten Kinde erschienen ist, ohne daß beide sich über die Mechanik den Kopf zerbrechen. Ebensowenig braucht und soll es der Leser thun.

5. Strophe. Bei der Unbestimmtheit des Ausdrucks gehen die Auslegungen zur 2. und 3. Zeile weit auseinander. Die Mehrzahl konstruirt: Das arme Kind läuft, kommt in Schrecken als wie im Traum. Dagegen wird gefragt: wohin kommt das Kind? Antwort: in die Kirche. Einwand: unmöglich! Denn daß das Kind die Richtung nach der Kirche nimmt, wird erst in der folgenden Strophe gesagt. Kommen in diesem Sinne wäre also eine überaus matte Vorwegnahme, die einem Goethe nicht zuzutrauen. A. faßt das es als allgemeine Andeutung, die ihren

konkreten Inhalt erst Zeile 4 durch die Glocke erhalte. Nach ihm ist der Sinn der Stelle: das arme Kind ist in Schrecken, denn die Glocke läuft, kommt näher, wie sich wohl im Traume dergleichen Unwahrscheinlichkeiten ereignen, und droht das Kind zu decken. C. erwidert darauf, daß diese Auslegung des es als von der Glocke gemeint an sich nicht unmöglich scheine, nur widersprächen ihr die folgenden vier es, die sämtlich allein vom Kinde zu verstehen sind. Von einem Goethe könne man nicht annehmen, daß er unverständlich und geschmacklos mit einem so gefährlichen Pronomen wirtschafte. Daher, und weil die Glocke doch nicht laufe, werde jeder unbefangene Leser auch die ersten es auf das Kind beziehen. Der Zusatz als wie im Traume passe sehr wohl auf das Letztere. Der Schrecken benimmt es so, daß es seines klaren Bewußtseins beraubt ist. F. gesteht, daß ihm die ganze Strophe den Eindruck des Unklaren und Verworrenen mache und er sich außer stande fühle sie den Schülern zum Verständnis zu bringen. Dies Unbestimmte und Abgebrochene, meint D. hierauf, das der Darstellung unleugbar anhafte, liege vielleicht in der Absicht des Dichters, der damit den inneren Zustand des Kindes, seinen stupor semisomnis, habe malen und auf den Leser übertragen wollen. Ebendeshalb, fügt V. hinzu, vertrage die Strophe, je mehr Anlaß sie zur Diskussion gegeben, desto weniger schulmäßige Erklärung. Man müsse sie mehr dem Gefühle als dem Verstande nahezubringen suchen, z. B. durch angemessenes Vorlesen. Aber vielleicht ist der bemängelte Text gar nicht einmal derart, daß man an einer annehmbaren Auslegung zu verzweifeln braucht oder gar mit Götzinger den Vorwurf der Unverständlichkeit und Nachlässigkeit gegen den Dichter erheben darf. Es läuft, es kommt, ist ohne Zweifel von dem Kinde gesagt und malt sein ängstliches, darum planloses Hin- und Herlaufen, bald entfernt es sich von dem Standpunkte des idealen Zuschauers (läuft), bald nähert es sich ihm (kommt), bis es endlich richtig (Str. 6, ursprünglich hurtig), in plötzlicher Besinnung oder instinktiver Eingebung den Weg zur Kirche einschlägt.

6. Strophe. Seinen Husch nehmen erläutern alle Bearbeiter ungefähr = hurtig eine unvermutete Wendung einschlagen, gewandt mit der Geschicklichkeit des Ausweichens, Schnelle mit dem Vorsprunggewinnen vor der schwerfälligen Glocke.

Zur Kirche, zur Kapelle fassen die meisten Bearbeiter als eine Selbstberichtigung des Dichters: die Kirche war vielmehr nur eine Kapelle. E. meint, es solle damit die ängstliche Hast des Kindes bezeichnet werden, wie in anderem Falle wohl gesagt wäre: nach Hause, nach Muttern! B. erinnert daran, daß die katholische Messe oft an einem Nebenaltar in einem Nebenraume oder in einem Anbau celebrirt wurde. Unter

Kapelle sei hier ein solcher Anbau zu verstehen. Das Kind, dessen eigentliches Ziel die Kapelle[1]) sei, erhoffe Rettung schon mit der Gewinnung der Kirchenthüre. V. wendet ein, daß in diesem Falle die Worte wohl hätten umgekehrt gestellt werden müssen: zur Kapelle, (wenn auch nur) zur Kirche! Endlich D. will zugeben, daß mit der Doppelbezeichnung eine Art Präzisirung gegeben sei, aber keine bauliche oder lokale, sondern eine poetische Verengerung. Nachdem nämlich die allgemeine Vorstellung der Kirche im Hörer — im Hörer, nicht im Leser, wie bisher gesagt sei — hervorgerufen, werde sie zur bestimmteren der Kapelle herabgeschraubt und damit das Milieu des ganzen Vorganges in kleindörfliche Verhältnisse verlegt, wo bekanntlich Märchen und wunderbare Geschichten sich mit Vorliebe ereignen. V. hält diese Erklärung für zu geistreich um wahr zu sein; er schließt sich E.'s Auffassung an.

7. Strophe. Schade = ausgestandene Angst.

Nicht in Person sich laden. Unter Person versteht A. das Kind, an welches sich die Glocke besonders gewendet habe, während alle Übrigen durch das Geläute summarisch eingeladen seien. Bevorzugt wird jedoch die gewöhnliche, auch näher liegende Erklärung, wonach unter Person die Glocke gemeint ist, die das Kind nicht mit dem bloßen Klange, sondern als leibhaftiger Häscher herbeigeholt hat. —

F. muß dem Gedichte sittlichen Gehalt absprechen. Die ausgestandene Angst und die Furcht vor gleicher Gefahr gewähren keine Bürgschaft für die wahre innere Besserung des Kindes. Es sei vielmehr zu befürchten, daß sein so erzwungener, fortan regelmäßiger Kirchenbesuch ein bloßes opus operatum bleibe. C. hält dem Kritiker vor, daß dieser selbst vorhin den Stock als wirksames Mittel zur Erzwingung des Gehorsams empfohlen habe, während V. bemerkt, daß diese Frage später bei der Erörterung der „Idee" des Gedichtes ihre Beantwortung zu erwarten habe. Vorläufig könne man sich mit der Hoffnung begnügen, daß eben die fortgesetzte Teilnahme am Gottesdienste den Zwang allmählich in freiwilligen Gehorsam umwandeln werde.

A. und F. weisen schließlich auf die Fülle von Stoff und die große Verschiedenheit der Auslegungen hin, welche die Besprechung zu Tage gefördert habe. Sie können einerseits trotz vieler richtigstellender Ergebnisse dem Dichter den Vorwurf des ungenauen und vieldeutigen Ausdruckes nicht ganz ersparen, andererseits befinden sie sich in Verlegenheit, auch nur das Richtiggestellte im Unterricht an den Mann zu bringen. Der

1) Bei der späteren Durchnahme des Gedichtes vor der Klasse verstand ein Schüler unter Kapelle den Sängerchor, in welchem das Kind als Sopranist mitzuwirken habe.

ersteren Bemerkung gegenüber erinnert V. an die sprungweise Darstellung der volkstümlichen Ballade, welche nur die Pointen herauskehrt, nur auf den Höhen der Handlung sich bewegt, die dazwischenliegenden Thäler auszufüllen aber dem Hörer überläßt. Durch diese stoßweise Fortbewegung, sowie die eigentümliche Mischung knappster Andeutung und ausmalender Sinnfälligkeit entsteht allerdings ein gewisses Schillern, eine Mehrdeutigkeit des Ausdruckes, die aber dem Leser oder Hörer keineswegs das Verständnis erschwert, sondern ihn vielmehr anreizt, das Gesagte selbständig zu präzisiren, das Ungesagte zu ergänzen und dadurch Phantasie und Empfindung in lebhaftere Schwingung zu versetzen. Und zwar geschieht diese Mitarbeit nicht durch eingehende Analyse des Details, wie sie soeben als Muster für die Vorarbeit des Lehrers vorgenommen, sondern in der unmittelbaren Thätigkeit des erregten Innern, dem der gegebene Anstoß genügt, um alle Kräfte wachzurufen, den unterschlagenen Fäden des Zusammenhanges nachzuspüren, die Phantasie farbiger spielen, die Stimmung immer weitere Wellenkreise in die Seele werfen zu lassen. Statt sofort gesättigt zu sein, verlangt der Hörer nach Wiederholung.

Hierin liegt vielleicht zum Teil das Geheimnis der tiefen und nachhaltigen Wirkung, der Dauerhaftigkeit des Volkstümlichen in der Poesie, zugleich aber auch ein Fingerzeig, wie ein Gedicht wie das besprochene zunächst hinsichtlich der Wort- und Sacherklärung im Unterricht zu behandeln ist. Nur das darf vom Lehrer erklärt und erörtert werden, was dem Schüler geradezu unverständlich ist, z. B. ein noch nicht gehörtes Wort, eine beispiellose Konstruktion. Bestimmte Vorschriften lassen sich hierüber nicht geben. Nichts erklären ist immerhin besser als zu viel erklären. Im übrigen lasse man die Phantasie des Schülers allein arbeiten, selbst wenn sie einmal eine falsche Richtung einschlägt, und sorge durch angemessene Wiederholung des Gehörten für das allmähliche Hineinfühlen in das poetische Detail. Auch die Einführung in den Zusammenhang und Aufbau des Gedichts hilft später manche Schwierigkeit im Einzelnen heben.

Fragt man, welchen Nutzen denn eine Vorbereitung habe, wie die gegenwärtige, wenn doch die Resultate praktisch nicht verwertet werden dürfen, so verhält es sich damit ähnlich wie mit dem Studium der höheren Mathematik, die im Schulunterricht gar nicht zur Verwendung kommt. Je gründlicher und tiefer die Erkenntnis des Lehrers ist, desto souveräner und geistiger, desto unbefangener und sachlicher wird er sie vermitteln können. Halbwisser und mangelhaft Vorbereitete bleiben in der Materie stecken und vermögen im Unterricht diejenige Entsagung, das weise Verschweigen nicht zu üben, welches nicht bloß das Kennzeichen eines Meisters des Stils, sondern auch des durchgebildeten Lehrers ist.

# Sprechzimmer.

## 1.

### Zu R. Kades Besprechung meiner Tieck-Ausgabe.

Kade hat mich durch seine Besprechung meiner Ausgabe von „Tiecks Werken“ zu aufrichtigem Danke verpflichtet. Darf ich sein Lob im ganzen als ein hoffentlich nicht unverdientes annehmen, und mich eben deshalb darüber freuen, so muß ich indes doch ein Verdienst, das er mir zuschreibt, bescheiden ablehnen. Er sagt: „In den philologisch-kritischen Teil der Ausgabe gehört auch die fleißige Chronologie der Werke Tiecks, die bei einer Auswahl um so erwünschter kommt, als sie eine Übersicht über Tiecks großartige Gesamtthätigkeit ermöglicht. Tieck hat selbst in der Ausgabe (der „Gedichte“) von 1821 einen ähnlichen Versuch für seine Gedichte gemacht, der hier benutzt werden konnte. Aber auf alle Werke durchgeführt ist der Plan meines Wissens noch nicht.“ Da ich mich nicht gern mit fremden Federn — wenn auch ohne mein Verschulden — schmücken möchte, so muß ich zur Steuer der Wahrheit darauf hinweisen, daß Rudolf Köpke in seiner Biographie des Dichters schon im Jahre 1855 (2. Band, S. 285 flg.) ein „Chronologisches Verzeichnis von Tiecks Werken“ veröffentlicht hat. Obwohl sich Köpke bei seiner Arbeit hauptsächlich an Tiecks eigene (doch nicht immer zuverlässige) Angaben und andere naheliegende Quellen halten konnte und obwohl ihm mancher Irrtum mit untergelaufen ist, so gebührt ihm doch das große Verdienst eines ersten, im ganzen sehr glücklichen Versuches; ich darf nur das viel kleinere beanspruchen, Köpkes Entwurf sorgfältig geprüft und an nicht wenigen Stellen auf Grund entlegenerer Hilfsmittel berichtigt zu haben, worüber an geeignetem Orte Rechenschaft abgelegt werden soll.

Da ich annehme, daß einige Leser dieser Zeitschrift durch Kades Aufsatz veranlaßt worden sind, meine Tieck-Ausgabe zu kaufen, so wird es nicht unangemessen sein, wenn ich die Gelegenheit benutze, um ein paar kleine Berichtigungen zu jener Ausgabe hier beizufügen.

Im „Vorwort des Herausgebers“ (1, S. VIII, Zeile 9) bitte ich „litterarische Belege“ statt „l. Beilagen“ zu lesen. — In der Einleitung zur „Genoveva“ sind (1, S. 172) die Tage, an denen Tieck abends Goethen seine Dichtung vorlas, ohne Not unbestimmt angegeben. Wie aus Goethes Tagebüchern (Goethes Werke, Sophien-Ausgabe III, 2, S. 273 flg.) zu ersehen ist, fanden die Vorlesungen am 5. und 6. Dezember 1799 statt. — Der Plural „Thronen“ hätte S. 406, Zeile 4 nicht in „Throne“ geändert werden sollen, da er auch sonst, z. B. Goethes Faust, V. 4963, nachweisbar ist. — Auf S. 424 des 1. Bandes bitte ich unter den Lesarten zu 22, 26 „Felsenbank“ für „Felsenwand“ zu verbessern. —

Im 2. Bande muß es (wie Kade richtig vermutet) S. 355, letzte Zeile, „seine (nicht: feine) edle Rhetorik" heißen; ebenda ist auf S. 356 der Schluß der dritten Anmerkung zu streichen, da, wie in der Biographie S. 59 richtig angegeben ist, die Gräfin Henriette in der That die älteste (nicht die jüngste) Tochter Finckensteins war. — Daselbst bitte ich auf S. 358 die zweite Anmerkung (und ebenso die dazu gehörige Vermutung in den „Lesarten") zu tilgen; da nämlich S. 354 der „Sänger" in die Gesellschaft tritt, so kann er hier auch reden, obwohl er sonst nicht am Gespräche teilnimmt. — In den Lesarten zu 153, 14 desselben Bandes muß „gaukelt" in „gaukeln" geändert werden. — Auf S. 14 des 3. Bandes muß es in der ersten Anmerkung „Lessing zu (nicht: an) Jacobi" heißen. — Ein häßlicher, aber glücklicherweise leicht erkennbarer Druckfehler hat sich auf S. 47 desselben Bandes in meiner „Einleitung" erst nach der letzten Revision eingeschlichen; in der vorletzten Zeile sind daselbst die Worte „Uroania, der" in „Urania, oder" zu bessern; eine Seite weiter steht am Schluß der ersten Anmerkung „als Nr. 5", wo es heißen muß „in Band 5". — Auf S. 56, Anmerkung 1 ist in der Jahreszahl 1552 die dritte Ziffer ausgesprungen: in Anmerkung 2 „allgemeine" statt „allgemein" gedruckt; auf S. 66, Anmerkung 1 ist „Band 2, Anmerkung 1" (statt f) zu lesen. — Endlich bitte ich zu dem poetischen Citat auf S. 77 den Nachweis: „Aus Goethes Singspiel Jery und Bätely" hinzuzufügen.

Bautzen. **Gotthold Klee.**

2.

## Zu Goethes Sterndreherlied (Epiphanias) 1781.

Viehoff bemerkt in seinem Kommentar zu Goethes Gedichten I, 108, daß der Anfangsvers einem Volksliede entnommen sei, das am Dreikönigsabend von drei Knaben gesungen werde, die, einen großen Stern auf einer Stange tragend, in den Häusern erschienen und sich vom Hausherrn eine Gabe erbaten. Daß der Brauch in und um Nürnberg noch 1803 geübt wurde, beweist das Gedicht von Joh. Konr. Grübel „Die in und um Nürnberg herumziehenden Sternsänger" (Grübels sämtliche Werke herausgegeben von K. Frommann, Nürnberg 1873, Bd. 3. S. 235).

Auch hier klingen die Verse 7 flg.:

Wir sind wol das Land schon gezogen durchaus,
Senn unser drei König', haut kaner ka Haus,
Haut kaner kan Fleck'n, ka Dorf und ka Stadt,
Haut kaner von uns no mei Lebta nix g'hat.
Is aner wöi der ander trinkt jeder röcht gern,
Und wos wier verziehr'n, bringt alles der Stern.

die wohl auf volkstümlicher Grundlage beruhen, an das Goethesche Gedicht an.

Northeim. **R. Sprenger.**

3.

## Zu Goethes Musen und Grazien in der Mark.

Wie ist der Gedanke labend:
Solch ein Edler bleibt uns nah!
Immer sagt man: Gestern abend
War doch Vetter Michel da.

„Gestern abend war Vetter Michel da, Vetter Michel war gestern abend da" haben wir als Kinder in Quedlinburg als Tanzverschen gebraucht. Sollte das vielleicht der Anfang eines älteren Liedes sein, auf das Goethe hier anspielt?

Northeim. **R. Sprenger.**

4.

## Ein Jugendgespiele Fritz Reuters.

Die Fachgenossen kennen wohl meistens die kleine Skizze von Fritz Reuter „Meine Vaterstadt Stavenhagen". Darin spielt auch ein Glasermeister „Kitte Risch" eine Rolle. Er war ein Jugendgespiele unseres Dichters und wußte sehr viel aus Reuters Jugendzeit zu erzählen. Die Reuterbiographen haben die Erinnerungen dieses Mannes oft benutzt. Am Mittwoch den 18. Januar 1893 ist Risch in Kladrum bei Crivitz in Meklenburg gestorben, wo er in seinen letzten Lebensjahren bei Verwandten wohnte. Die Freunde Reuters sterben nun immer mehr dahin. Was ich von den zahlreichen Wismarschen Freunden an Erzählungen gerettet habe, werde ich nächstens in dieser Zeitschrift veröffentlichen. Manches findet sich schon, wie ich auch früher bemerkt habe, bei Gustav Raatz, Dichtung und Wahrheit in Fritz Reuters Gestalten. Das sind mehrere Artikel in der „Deutschen Lesehalle", der Sonntagsbeilage zum „Berliner Tageblatt". Leider sind die einzelnen Aufsätze schwer zu erlangen. Der Verfasser will sie aber gesammelt herausgeben.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

---

Formal-sprachliche Bildung durch den Unterricht in der Muttersprache, formal-logische Bildung durch den Unterricht in der Mathematik. Von Dr. Völcker, Direktor des Realgymnasiums zu Schönebeck a. E. Berlin, Friedberg und Mode 1893.

Der Verfasser dieser anregenden und gehaltvollen Schrift steht in Bezug auf die Grundanschauungen über Wert und Ziel des deutschen Sprachunterrichts, auch die Lehrweise an unseren höheren Schulen überhaupt, auf Hildebrandschem Standpunkt — Grund genug, sie den Lesern dieser Zeitschrift warm ans Herz zu legen. Doch sind die hier veröffent-

lichten Aufsätze, soweit sie sich in Einzel- und Hauptfragen mit dem Inhalte des Buches „Vom deutschen Sprachunterrichte" berühren, keineswegs in dem Sinne von diesem abhängig, daß uns die Arbeit eines der vielen „Nehmer" vorläge, die es so geschickt verstehen, die schönsten Früchte, die in anderer Leute Gärten gereift sind, als Kinder ihres Geistes auszustellen, und die ernten, wo sie nicht gesäet haben. Vielmehr ergiebt sich schon aus der äußeren Form, in der Herr Völcker seine Gedanken darbietet, daß diese „zu verschiedenen Zeiten" niedergeschrieben sind auf Grund eingehenden „Nachdenkens, Lesens und eigener Erfahrung." Die ernsten Erwägungen machen durchaus den Eindruck, daß sie allmählich aus „inneren Zweifeln" eines ehrlichen und begeisterten Schulmannes erwachsen sind, der nicht eher ruht, als bis er die quälenden Bedenken durch eine befriedigende Antwort beseitigt hat.

„Wenn das Latein — so fragt er — nicht mehr die erste Sprache sein soll, wie soll formal-sprachliche Bildung erzielt werden? wie soll die Vermittelung der grammatischen Grundbegriffe an den Schüler erfolgen? Ist nicht die Muttersprache vor allem dazu geschaffen, formalbildend zu wirken? Wie ist überhaupt der Begriff der formalen Bildung zu fassen? Wie ist das Prinzip der Anschauung und das des sprachlich-sachlichen Unterrichts zu verstehen und durchzuführen? Wie können wir zu wissenschaftlichem Denken erziehen?"

Schon aus diesen Fragen, die in ruhigem Tone rein sachlich erörtert werden, erhellt, daß die Kenntnis der Schrift nicht bloß für die Lehrer des Deutschen von höchster Wichtigkeit ist, sondern alle angeht, die der Untersuchung so grundlegender, trotz Schulreform noch lange nicht in rechter Weise erledigter Hauptstücke des höheren Unterrichts Teilnahme entgegenbringen. Die Thatsache vollends, daß es ein Altphilologe ist, der hier mit Wärme und größter Entschiedenheit für die vollen Rechte des muttersprachlichen Unterrichts gegenüber den fremden Sprachen, für den Vorzug einer neueren vor dem Latein eintritt, der sich nicht scheut, den Wert des Übersetzens aus den fremden Sprachen und in sie stark anzuzweifeln und seiner Meinung auch (S. 74) einen entsprechend scharfen Ausdruck zu geben, und der zugleich, wie mir scheint, billig und verständnisvoll über die Bedeutung und Stellung des mathematischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterrichts im höheren Schulwesen zu urteilen vermag — diese Thatsache erscheint in besonderem Grade geeignet, die Aufmerksamkeit auf die Schrift zu lenken, mag man den darin vertretenen Ansichten auch nur zum Teil beistimmen können oder sie, wie manche thun werden, wohl gar ohne weitere Prüfung der Gründe zurückzuweisen geneigt sein.

Herrn Völckers Ausführungen sind von dem Gedanken beherrscht, daß unablässig und immer stärker zu fordern sei, daß das Deutsche eine herrschende Stellung im gesamten Unterricht der höheren Schule einnehme, nicht etwa aus nationalen und ästhetischen Rücksichten, sondern gerade wegen der zu erzielenden vielgenannten „formalen Bildung", diese aufgefaßt nicht in einseitig philologischem Sinne, sondern als „Apperzeption", als wirkliche Klärung und geistige Bereicherung.

Indem er auf Grund einer allgemein gehaltenen Erörterung der psychologischen, logischen und sprachlichen Grundbegriffe die Frage, ob „die sprachlichen Formen unmittelbar logische Bedeutung" haben, verneint und durch die Betrachtung einer einzelnen Sprache, des Lateins, worin Männer wie O. Jäger „höchste Schärfe und Klarheit sprachlicher Fixierung menschlicher Beziehungen und Verhältnisse" zur Erscheinung gebracht sehen, jene Ansicht bestätigt findet, prüft er[1]) die Behauptung, daß logische Schulung, beste geistige Gymnastik, Erziehung zu wissenschaftlichem Denken durch das Studium der lateinischen Grammatik und das Übersetzen aus dem Deutschen ins Lateinische gewonnen werde. Er kommt zu dem Ergebnis: die Ansicht, daß „die intensive Beschäftigung mit Grammatiken eine gründliche Übung in der Logik bedeute, beruht auf der irrigen Annahme, daß man durch scharfe Erfassung dessen, was in den Sprachen verschieden ist, die Einsicht in das schärfe, was in allen Sprachen gleich ist." Das Übersetzen aber gilt ihm[2]) nur als eine Vorübung zu logischem Denken, die auch an anderen Stoffen bethätigt werden könne und deren Wert durchaus nicht unersetzlich sei. Die Erziehung zur richtigen Verknüpfung von Ursache und Wirkung, zum logischen Denken und somit zu wissenschaftlicher Arbeit falle dem mathematischen und mathematisch-naturwissenschaftlichen Unterricht zu und nicht der Grammatik der alten Sprachen, die nur als ein Mittel zu unmittelbarer Einführung in das klassische Altertum behufs geschichtlicher Bildung zu betrachten sei und als Förderung zur Erlernung fremder Sprachen. Formal bildend wirke der deutsche Unterricht, insofern er zum richtigen Gebrauch der Muttersprache anleite und in die Welt der Begriffe einleite.

Mit Recht dringt Völcker auf eine weitere Fassung des Begriffs „formale Bildung" und tadelt es als eine Verdunkelung des Begriffes selbst, wenn man in einseitiger Weise von einem Lehrstoff spreche, der

1) im Anschluß an Ohlert, die deutsche Schule und das klassische Altertum, Hannover 1891; Allgemeine Methodik des Sprachunterrichts in kritischer Begründung, Hannover 1893.

2) mit Neudecker, der klassische Unterricht und die Erziehung zu wissenschaftlichem Denken. Eine kritische Untersuchung, Würzburg 1890.

besonders die „Verstandesthätigkeit" entwickele. Jedenfalls dürfe niemand, der den einseitigen Grundsatz einer abstrakten, rein formalen Bildung betone, für die der Stoff völlig gleichgiltig sei, die das Wissen nur um des Wissens willen suche, den Vertretern eines anderen Standpunktes es verargen, daß ihnen als „das idealste Ziel gelte, nicht mit dem Erlernten den Mitmenschen, dem Staat, der Kirche zu dienen." Die Vorwürfe, die Völcker gegen den formalistischen Lateinbetrieb[1]) und die auf dieser formalistischen Grundlage aufgebaute gesamte Unterrichtsweise erhebt (S. 79), sind leider wohl mehr als eine bloße Behauptung.

Die Frage nun, wie die Schule zu wissenschaftlichem Denken erziehe, wenn die sprachlich-logische Schulung durch das Latein diese Aufgabe nicht löse, führt den Verfasser auf den Begriff der inneren Aneignung (Apperzeption), der Thätigkeit, auf der alle fortschreitende Entwickelung des Geistes beruht. Die Möglichkeit und Art ihrer Ausübung muß maßgebend sein für die Gestaltung des ganzen Unterrichts. Die apperzeptive Thätigkeit vollzieht sich beim Kinde zunächst im Bereiche der sinnlichen Auffassung, und dazu zu erziehen, ist die Aufgabe der Naturwissenschaft und des Zeichenunterrichts; aber ein ausgiebiger Unterricht in der Muttersprache muß dem zu Hilfe kommen, d. h. ein solcher, der nach Hildebrand „mit der Sprache zugleich den Inhalt der Sprache voll, frisch und warm erfassen läßt durch die anschauende Ausbildung der inneren Sinne, der Empfindung u. s. w." Begriffe zu bilden und zu klären, also formal bildend zu wirken, das ist die vornehmste Aufgabe des deutschen Unterrichts (S. 16—24). Um aber diese Aufgabe, zu Durchdringung der Allgemeinbegriffe hinzuführen und somit formal zu bilden, auch nur annähernd zu erfüllen, bedarf der deutsche Unterricht einer größeren Stundenzahl und die Verbindung mit dem Latein ist zu lösen.

Die Begründung dieser Forderung läuft hinaus auf das Ergebnis: Apperzeption an Stelle der allzufrüh eintretenden Abstraktion, wie schon Herder gefordert, oder mit Hildebrand: Zu der Bildung der Sinne, besonders des Sehens hat „die wichtige und notwendige Fortsetzung dieses einzig richtigen Weges in die innere Welt hinein oder hinauf, die anschauende Ausbildung der inneren Sinne" zu treten.

Auf welche Weise mit der Arbeit an und mit dem Deutschen zugleich das Verständnis der allgemeinen Begriffe angebahnt werden kann,

---

1) Wie es gekommen ist, daß das Schlagwort „formale Bildung" von der philologischen Pädagogik mehr und mehr betont und gegenüber der Unzufriedenheit der Kreise, die an der Schule in Bezug auf den altsprachlichen Unterricht beteiligt sind, ausgespielt worden ist, setzt Völcker S. 76 flg. auseinander.

Digitized by Google

wie also sprachliche und formale Bildung zusammengehen, weist Völcker im einzelnen nach in dem Abschnitte: „Wie wirkt der deutsche Unterricht formalbildend?“ (S. 28—35), Ausführungen, in denen die Übereinstimmung mit Hildebrandschen Anschauungen so groß ist, daß wir uns hier ein näheres Eingehen auf sie ersparen dürfen. Natürlich sucht auch Völcker eine gründliche Lösung der Aufgabe in der geschichtlichen Betrachtungsweise. Die Kenntnis des Altdeutschen ist nicht nur notwendig für eine vertiefte und bewußte Beherrschung des Neuhochdeutschen, sie fördert nach Hildebrand auch mehr als jedes andere Unterrichtsfach, die Geschichte nicht ausgenommen, „das geschichtliche Denken und das Verständnis für die Entwickelung alles Seienden.“ Gerade darin liegt ein hoher erziehlicher Wert. Diese zugleich geschichtliche, psychologische und nationale Betrachtungsweise ist weit wirksamer als die von der philologischen Pädagogik so stark betonte und einseitig gefaßte historische Bildung.

Mit diesen Andeutungen ist natürlich der Inhalt dieses Kernstückes von dem formalbildenden Werte der Muttersprache nicht erschöpft. So soll von den mannigfaltigen Denkübungen[1]), zu denen jene so reichlich Gelegenheit giebt und zwar ungesucht, für den reiferen Schüler die Beschäftigung mit der Lehre von der Definition und der Klassifikation nicht ausgeschlossen sein. Auch den Wert betont Völcker, den die Pflege einer reinen, deutlichen Aussprache für die formal-ästhetische Bildung besitzt. Trefflichen Bemerkungen begegnet man über die Übungen im mündlichen und schriftlichen Ausdruck, alles vom Gesichtspunkte aus des im weiteren und höheren Sinne formalen Bildungswertes betrachtet.

Den landläufigen Satz, daß das Deutsche der Mittelpunkt des gesamten Unterrichts sein müsse, weist Völcker, wie so manches andere Schlagwort, als unklar und darum unhaltbar zurück, berichtigt ihn aber, anknüpfend an einen Ausspruch Hildebrands, dahin, daß „der (in des Verfassers Sinne ausgestaltete) deutsche Unterricht nicht nur das natürliche Band sei, durch das die verschiedenen Richtungen unseres höheren Schulwesens auf einheitlicher Grundlage verknüpft werden, sondern viel mehr noch als seither die einheitliche Grundlage des gesamten Schulwesens bilden müsse; denn er sei berufen, die von der philologischen Pädagogik geradezu geforderte (?) Kluft zwischen der höheren und der Volksschule auszufüllen, den unheilvollen Riß, der sich durch das Empfinden der gelehrten Welt und der Alltagswelt hindurchzieht, zu überbrücken.“ Was Völcker hier als nationale Aufgabe des deutschen Unterrichts ausspricht,

1) Aber warum bleiben die vortrefflichen Muster aus dem Bereiche der Logik des Sprachgeistes, die Rudolf Hildebrand in dieser Zeitschrift uns geschenkt hat, in jenem Zusammenhang unerwähnt?

haben unsere Nachbarn im Westen in seiner Tragweite längst erkannt und bei der Neugestaltung ihres Unterrichtswesens wohl beachtet, indem sie der Muttersprache, wie dem volkstümlichen Element überhaupt, auch in der höheren Jugendbildung einen breiteren Raum gewährt haben. Kein anderer aber als Rudolf Hildebrand ist es gewesen, der durch sein Buch vom deutschen Sprachunterricht das französische von Michel Bréal beeinflußt hat, durch welches jene Reformen unseres Wissens ganz wesentlich bestimmt worden sind. So weist Völcker dem deutschen Unterricht seine Stelle an im Dienste der denkbar höchsten Aufgabe, die der Schule gestellt werden kann: „Unsere höhere Schule soll die leitenden Kreise unseres Volkes ausbilden, sie muß das Verständnis für die großen religiösen, politischen und sozialen Fragen unserer Zeit wenigstens anbahnen. Das kann sie nicht durch das immerhin sehr mäßige Verständnis fremder Sprachen, durch Übersetzen und durch einen vielfach noch viel zu formalen Sachunterricht erreichen. Es muß der deutsche Unterricht in seiner vollen Ausgestaltung als Sach- und Sprachunterricht mit steter Beziehung auf sittliche, ästhetische, politische und soziale Begriffe der Gegenwart mit großer Stundenzahl die Grundlage des gesamten Unterrichts werden." „Ja im deutschen Unterrichte, der den Kern des deutschen Geistes in der Hand hat, ist für eine frische Zukunft eine große Umkehr nötig" (Hildebrand). Freilich, um eine so umfassende Aufgabe durch den deutschen Unterricht zu lösen — der Stoff dazu ist in Mannigfaltigkeit und in Hülle und Fülle vorhanden[1]) allein im Gebiete des Deutschen, das Wort in dem umfassenden Sinne gemeint, der mit deutscher Philologie begriffen wird — dazu müßte, wie Völcker fordert, „eine deutsche Stunde täglich für alle Klassen" eingeführt werden. Ungeheuerlich oder lächerlich kann eine so erhebliche Verstärkung der Stundenzahl[2]) — wie diese zu beschaffen sei, sagt Völcker freilich nicht — nur demjenigen erscheinen, der sich nie die Frage hat beantworten müssen, wie er es wohl anfange, bei der heutigen Stundenzahl den gewiß nicht geringen Anforderungen des Gesetzes im Deutschen einigermaßen zu genügen. Es muß eine Aufgabe über der anderen zu kurz kommen, oder man wird alle gleich oberflächlich und äußerlich abzuthun genötigt sein. Für die Prima ist dies kaum Übertreibung, da eine den Lehrer befriedigende Behandlung nur der hervorragendsten Dichtwerke, soll sie Geist und Gemüt gleicherweise wahrhaft befruchten, auch nicht in akademischen Vortrag verfallen, sondern die ernsthafte Mitarbeit der Schüler in

1) s. O. Lyon in dieser Zeitschr. S. 705 ff.

2) In Preußen erhielt das Deutsche im Jahre 1816 40 Stunden (Latein 68), eine Zahl, die freilich im Jahre 1856 auf 20 herabgesetzt ward (gegen 86 lateinische Stunden).

Anspruch nehmen, viel mehr Zeit erfordert, als für sämtliche Aufgaben heute noch zur Verfügung steht. Wieviel günstiger steht es da doch (um unsere sächsischen Verhältnisse festzuhalten) um den Unterricht in Obersekunda, seitdem dem Mittelhochdeutschen eine dritte Stunde gegönnt ist. Den Bemerkungen Völckers über die Unterstützung, die dem Deutschen angeblich durch die übrigen Unterrichtsfächer[1]) erwachsen, kann man, meine ich, nur beistimmen.

Für uns steht es fest, daß, wenn die Aufgaben des eigentlichen Unterrichts in der Muttersprache so tief und innerlich gefaßt werden, wie es nach Hildebrands und anderer Vorgang hier wieder Völcker fordert, nicht bloß der deutsche, sondern der gesamte übrige Unterricht, vor allem der fremdsprachliche bedeutende Vorteile daraus ziehen werden: „Klarheit und Wahrheit des Denkens und Sprechens wurzeln und wachsen im Bereich der Muttersprache. Sie ist die natürliche Grundlage alles weiteren Denkens ins Abstrakte hinaus, die sinnliche Welterfahrung wie die eigenste Seelenerfahrung ist in ihr niedergelegt. Sie ist der sicherste Spiegel für das Gedeihen des Gedanken- und Empfindungslebens unseres Volkes. Mit dieser Quelle geistigen Lebens eignet sich der Einzelne unwillkürlich das Empfinden, das Gemütsleben seines Volkes an. So hilft die Muttersprache den Charakter eines ganzen Volkes begründen und erhalten."

Wir meinen, wer so hoch denkt von dem Wert und der Würde der Muttersprache, dürfe auch fordern, daß er gehört werde über die ihr zukommende Aufgabe im Jugendunterricht, oder richtiger gesagt, in der Erziehung unseres Volkes. Nicht danach fragen wir, ob alles und jedes von dem, was in der angezeigten Schrift gesagt ist, völlig neu sei, wohl aber, ob wahr und gut. Auch solch ein Evangelium können gar viele in mancherlei Zungen verkünden; wer es thut, getrieben vom Geiste der Wahrheit, dem stehen als Zeugen und Helfer seiner Sache die Führer des pädagogischen Fortschritts zur Seite, die Völcker vielfach als seine Bundesgenossen zitiert hat. Dürfte man doch auch in dieser Schrift ein Anzeichen dafür erblicken, daß die Erfüllung der Hoffnung immer näher rücke, der H. Grimm so zuversichtlichen Ausdruck mit den Worten gegeben hat: „Wir treiben in der Richtung, daß die deutsche Sprache zu dem endlich wird, von dem alle Lehre ausgeht."

---

1) Beachtenswert scheint ein Programm (Schönebeck 1892), worin Völcker über Erfahrungen in Bezug auf die in den übrigen Fächern angefertigten Ausarbeitungen berichtet.

Leipzig. G. Berlit.

Karl Woermann, Zu Zwei'n im Süden. Zweite durchgesehene Auflage. Dresden, L. Ehlermann. 1893. IX und 160 S., geh. M. 2.50, geb. M. 4.

Binnen Jahresfrist hat das schöne Woermann'sche Werk eine zweite Auflage erlebt, ein Erfolg, der lyrischen Gedichten in unserer Zeit nur selten beschieden ist. Wir freuen uns dieses Erfolges, den die poetisch tief empfundenen Lieder Woermanns vollauf verdienen; denn er ist uns ein Zeichen, daß in unserem Volke gesunder Geschmack wieder zu erwachen beginnt. Wir empfehlen auch die zweite Auflage allen, denen das Gute und Echte in unserer Litteratur am Herzen liegt, aufs angelegentlichste und verweisen im übrigen auf unsere Besprechung der ersten Auflage (Zeitschr. 6, 854).

Dresden. **Otto Lyon.**

Jugend-Gartenlaube, Farbig illustrierte Zeitschrift zur Unterhaltung und Belehrung der Jugend. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. Band IV. 288 S. Pr. M. 2.50.

Schon wiederholt haben wir in unserer Zeitschrift die Jugend-Gartenlaube (früher Kinder-Gartenlaube) empfohlen. Sie enthält so viel Gutes und Belehrendes in anmutiger Form, daß wir nur wünschen können, daß sie in jedes deutsche Haus und in alle Schülerbibliotheken ihren Einzug halten möge.

Dresden. **Otto Lyon.**

Julius Sturm, Kinderlieder. Nürnberg, Verlag der Jugend-Gartenlaube. 117 S. Pr. M. 6.

Der hervorragende Dichter bietet hier eine Sammlung seiner schönsten Kinderlieder dar, die wir ihres natürlichen Tones und ihrer gesunden Empfindung wegen allen ans Herz legen möchten. Fast durchgängig trifft der Verfasser den rechten Kinderton und hält sich frei von allem Tändelnden und Läppischen. Hübsche Bilder sind beigefügt.

Dresden. **Otto Lyon.**

---

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 9. September: Moriz Heyne, Deutsches Wörterbuch, bespr. von O. Behaghel. (Es ist nicht ein „kleiner Grimm", den uns Heyne hier vorlegt, sondern ein durchaus selbständiges Werk, die reife Frucht mehr als zehnjähriger Vorbereitung; Heynes gewandte taktvolle Hand hat ihre Aufgabe in trefflicher Weise gelöst). — H. Nabert, Das deutsche Sprachgebiet in Europa und die deutsche Sprache sonst und jetzt, bespr. von Albert Waag. (Die übersichtliche Schilderung des deutschen Sprachgebietes in dieser von warmem Patriotismus

zeugenden Schrift dürfte auch manchem Fachmann willkommen sein.) — Eduard Sievers, Altgermanische Metrik, bespr. von H. Hirt. (Ein zusammenfassendes Handbuch, welches für die nächste Zeit die Grundlage für die weiteren Untersuchungen abgeben wird; es giebt auf diesem Wissensgebiet kein gleich ausführliches und gleich in die Tiefe dringendes Lehrbuch.) — J. A. Frenzen, Kritische Bemerkungen zu Fischarts Übersetzung von Rabelais Gargantua, bespr. von L. Fränkel. — Fr. Meißner, Der Einfluß des deutschen Geistes auf die französische Litteratur des 19. Jahrhunderts bis 1870, bespr. von R. Mahrenholtz.

——, Nr. 10. Oktober: H. Paul, Grundriß der germanischen Philologie, bespr. von L. Tobler. — Chr. Bartholomae, Studien zur indogermanischen Sprachgeschichte II, bespr. von L. Sütterlin. — W. Brauer, Althochdeutsche Grammatik, 2. Auflage, bespr. von O. Behaghel. — E. Kettner, Untersuchungen über Alpharts Tod, bespr. von O. Behaghel. — A. Bock, Über die Margaretenlegende des Hartwig von dem Hage, bespr. von O. Behaghel. — Albert Leitzmann, Untersuchungen über Berthold von Holle, bespr. von O. Behaghel. — Schönbach, Altdeutsche Predigten, bespr. von Joh. Schmidt. — F. A. Stocker, Das Volkstheater in der Schweiz, bespr. von Gustav Binz.

Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 3: Drauma-Jóns saga, herausgegeben von Gering. — H. Jaekel, Der Name Germanen. — R. Sprenger, Zu Konrads von Fußesbrunnen Kindheit Jesu. — M. Spanier, Ein Brief Th. Murners. — A. Schmidt, Die Briefe von Goethes Mutter an ihren Sohn, als Quelle zu seinen Werken. — F. Detter, Bericht über die Verhandlungen der germanischen Sektion der 42. Philologenversammlung in Wien.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 3: Th. Hampe, Studien zur Geschichte des Meistersanges. — S. Kleemann, Der Verfasser der Insel Felsenburg als Zeitungsschreiber. — K. Scherer, Rud. Erich Raspe und seine Beziehungen zu Anna Louise Karschin. — J. Niejahr, H. v. Kleists Prinz von Homburg und Hermannsschlacht. — E. Pistl, Quellen für J. Ayrers Sing- und Fastnachtsspiele. — R. M. Werner, Zur Volkslitteratur. — Th. Distel, Aktennachlese zu Liscow und Gellert. — K. Drescher, Litterarische Nachwirkungen A. von Hallers. — E. Müller, Vorarbeiten zu Schillers Tell. — O. Harnack, Bemerkungen über die Normen einer Ausgabe von Goethes Sprüchen in Prosa. — B. Seuffert, Die zweite Auflage von Heines Buch der Lieder. — Derselbe, Herder der Waldbruder.

Süddeutsche Blätter für höhere Unterrichtsanstalten, herausgegeben von Karl Erbe I, 3: W. Golther, Über Ortsnamen auf -ingen und -ungen.

## Neu erschienene Bücher.

Erich Schmidt und Bernhard Suphan, Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schiller-Archivs herausgegeben. Abdruck der 8. Schrift der Goethe-Gesellschaft. Weimar, Hermann Böhlau 1893. XXXVI, 268 S. Preis: 1,80 Mark.

Karl Berger, Die Entwickelung von Schillers Ästhetik. Gekrönte Preisschrift. Weimar, Hermann Böhlau 1894. 325 S. Preis: 4 Mark.

Edwin Wilke, Deutsche Wortkunde. Ein Hilfsbuch für Lehrer und Freunde der Muttersprache. Leipzig, Richard Richter 1893. 278 S. Preis: 2,75 Mark.

Kletke und Sebald, Lesebuch für höhere Mädchenschulen mit Berücksichtigung des Unterrichts in der Litteraturgeschichte von Haller bis auf die Gegenwart. 8. Aufl. besorgt von Dr. L. H. Fischer, Stadt- und Kreisschulinspektor zu Berlin. Altenburg, H. A. Pierer 1894. 594 S. Preis: 4 Mark.

Oskar Hubatsch, Homers Ilias. Bielefeld und Leipzig, Velhagen und Klasing 438 S. Preis geb. 3,50 Mark.

R. Lippert, Deutsche Sprachübungen für entwickeltere Schulen. Heft 1—4. Freiburg im Breisgau, Herder 1893. Preis des Heftes 0,35 Mark.

Reinhold Bechstein, Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide Cottas Schulausgaben deutscher Klassiker mit Anmerkungen. Stuttgart, Cotta 1893.

Karl Erbe, Leichtfaßliche Regeln für die Aussprache des Deutschen, mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung. Nebst einem ausführlichen Wörterbuche. Stuttgart, Paul Neff 1893. 125 S. Preis: 1,50 Mark.

Ernst Ziegeler, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen für Tertia und Untersekunda II. Zweite verbesserte Auflage. Paderborn, F. Schöningh 1893. 116 S. Preis: 1,50 Mark.

Oscar Thiergen, Alget. Ein Sang von Frieslands Inseln. Dresden, Heinrich Morchel 1894. 122 S.

Karl Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung, fortgeführt von Edmund Goetze. Zweite Auflage; 13. Heft. (V. Band, Bogen 16—Schluß.) Dresden, L. Ehlermann 1893. S. 240—565.

Bötticher u. Kinzel, Geschichte der deutschen Litteratur und Sprache. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1894. 174 S. Preis: 1,80 Mark.

Karl Kinzel, Gedichte des neunzehnten Jahrhunderts, gesammelt, litterargeschichtlich geordnet und mit Erläuterungen versehen. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses, 1894. 264 S. Preis: 2 Mark.

Elisabeth Hofmann, Aschenbrödel. Eine Erzählung für die Jugend. Verlag der Kinder-Gartenlaube, Nürnberg, geb. 4 Mark.

Lebe! Eine Dichtung von F. Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland. 100 S. Preis: 2 Mark.

Annette Hamminck-Schepel, Ausführliche Bearbeitung der „Vier Monatsgegenstände" im Pestalozzi-Fröbel-Hause. Berlin, Hermann Walther, 1893. 84 S.

Friedrich Kluge, Etymologisches Wörterbuch der deutschen Sprache. 5. verbesserte Auflage (8.—10. Lieferung), Straßburg, K. J. Trübner 1894. Preis der Lieferung 1 Mark.

Arthur Schultz, Der Mensch und seine natürliche Ausbildung. Wider das althergebrachte Verfahren in Erziehung und Unterricht. Berlin, Richard Heinrich 1893. 184 S.

H. Dunger, Kinderlieder und Kinderspiele aus dem Vogtlande. Mit einem einleitenden Vortrage über das Wesen der volkstümlichen Kinderlieder. Zweite vermehrte Auflage. Plauen i. V., F. E. Neupert 1894. XII, 194 S.

Theodor Hampe, Deutsche Kunst und deutsche Litteratur um die Wende des 15. Jahrhunderts. Vortrag gehalten auf dem kunsthistorischen Kongreß zu Nürnberg, am 25. Septbr. 1893. Nürnberg, S. Soldan. 32 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Zum Hexameter.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Der Hexameter ist in seinem rhythmischen Bau ein kleines Kunstwerk von hoher Schönheit und Vollendung und sollte im Unterricht angelegentlich benutzt werden zur Erweckung und Ausbildung des Kunstsinnes der Schüler, der im gewöhnlichen Unterricht schlummern bleibt und doch so leicht wach werden kann, um die schönsten Blüten zu treiben. Und zwar meine ich nicht bloß den lateinischen und griechischen Hexameter, sondern auch den deutschen, denn alle drei sind im wesentlichen eins, d. h. im Rhythmus, dem sich dort Länge und Kürze der Silben wie hier Hebung und Senkung dienend unterordnen.

Der Hexameter hat gemischten Rhythmus. Er baut sich aus zwei verschiedenen Gattungen von Takten oder Füßen auf, d. h. dem Daktylus, einem hüpfenden, und Spondeus, einem schreitenden Takte. Der Wechsel von beiden, der selber wechselnd ist, bildet die lebendige Schönheit des Verses. Allerdings kommt dabei dem Daktylus eine bevorzugte Stellung zu; denn ein Hexameter aus lauter Spondeen ohne jeden Daktylus ist unmöglich, einer aus lauter Daktylen aber, abgesehen vom letzten Fuße, wohl möglich aber keineswegs nothwendig oder auch nur schön. Daß dem Hexameter der Daktylus seinen Stempel giebt, das zeigt sein Vorrecht auf den vorletzten Fuß, wodurch dem Ganzen, wie auch der Gang vorher gewesen sein mag, ein hüpfender Charakter aufgeprägt wird.[1]) Daß aber der Daktylus darum keineswegs allein der eigentliche Herr des Verses ist, das beweist der letzte Fuß, der nie Daktylus sein kann, sonst würde der Vers am Ende haltlos, gleichsam ins Leere hinunterfallend. Im sechsten Fuße ist ja nur Spondeus oder Trochäus möglich. Da nun jedem Verse der Schluß oder das Schlußglied seinen Charakter giebt, so zeigt sich beim Hexameter der Wechsel von hüpfendem und schreitendem Rhythmus als sein Charakter.

---

1) Im antiken Hexameter freilich kommt auch im vorletzten Fuße Spondeus vor, aber nur dann, wenn dafür dem Daktylus im vorvorletzten sein Recht gegönnt ist.

In jungen Jahren beim Lernenden stellt sich leicht die Meinung oder das Gefühl ein, als gehörten in den Hexameter eigentlich nur Daktylen und die Spondeen rührten von einem die Schönheit störenden Ungeschick her, wobei freilich der letzte Fuß eine bleibende Störung wäre. Auch in der Geschichte der alten Metrik zeigt sich diese Neigung, wenn in der späteren Zeit z. B. Quintus Smyrnäus und Nonnus Panopolitanus ihre Hexameter möglichst aus Daktylen bauen.

Daß das aber ein Irrtum ist, der das Wesen des Verses berührt, zeigt schon der besprochene Schluß desselben mit seinem Wechsel des Rhythmus, und sieht man sich von da aus im Verse nach rückwärts um, so zeigt sich die überraschende Erscheinung, daß auch der Fuß vor dem vorletzten Fuße, also dem letzten Daktylus, gern als Spondeus auftritt. Ich war überrascht, als ich das vor kurzem erst einmal bemerkte, und es sich so stark aufdrängte, daß an einen Zufall nicht zu denken ist. Man sehe nur den Anfang von Ovids Metamorphosen darauf an und höre; ich unterstütze durch die Schrift das Auge, was auch dem Gehör zu Gute kommen wird, worauf doch eigentlich alles ankommt.

In nova fert animus **mutatas** dicere formas
corpora. Dî, coeptis, nam **vos mutastis** et illas;
adspirate **meis: prima**que ab origine mundi
ad mea perpetu**um de**ducite tempora carmen.
Ante mare et **tellus, et,** quod tegit omnia, coelum,
unus erat toto **naturae** vultus in orbe,
quem dixere chaos; rudis **indigesta**que moles;
nec quidquam, nisi pondus **iners; congesta**que eodem
non bene junct**arum dis**cordia semina rerum.
nullus adhuc mundo prae**bebat** lumina Titan;
nec nova crescendo **reparabat** cornua Phoebe;
nec circumfus**o pen**debat in aëre tellus
ponderibus librata **suis, nec** brachia longo
margine terrarum **porrexerat** Amphitrite:
quaque fuit tellus, **illic et** pontus et aër,
sic erat instabilis tel**lus, in**nabilis unda,
lucis egens **aër: nulli** sua forma manebat
obstabatque aliis aliud, quia corpore in uno
frigida pugnabant cali**dis, hu**mentia siccis,
mollia cum duris, sine pondere habentia pondus.
hanc deus et melior **litem na**tura diremit:
nam coelo terras, et **terris** abscidit undas:
et liquidum **spisso se**crevit ab aëre coelum.
quae postquam evolvit, **caecoque e**xemit acervo
dissociata locis con**cordi** pace ligavit.

ignea convexi vis et sine pondere coeli
emicuit, summaque locum sibi legit in arce.
proximus est aër illi levitate locoque:
densior his tellus, elementaque grandia traxit;
et pressa est gravitate sui. circumfluus humor
ultima possedit, solidumque coërcuit orbem.

Ich breche ab. Das genügt als Stichprobe, zumal das Stück vom Dichter als Vorwort zu seinem Hauptwerke wohl mit besonderer Sorgfalt gearbeitet ist.

Von den 31 Versen sind 17 in der besprochenen Weise gebaut, also mit einem Spondeus vor dem letzten Daktylus. Außerdem habe ich noch 8 ebenso bezeichnet (V. 3, 5, 9, 12, 17, 23, 26, 28), bei denen der fragliche Spondeus um einen Fuß zurückgeschoben ist, also statt eines zwei Daktylen vor sich hat; es ist wohl leicht klar, daß diese zweite Art nur eine Abart der ersten ist und mit dieser unter einen Gesichtspunkt gehört. Auch der versus spondiacus (14.) stellt sich dazu. Ein ganz daktylischer Vers ist aber nicht darunter.

Es ergiebt sich wohl hieraus, daß diese Verse mit einem Spondeus dicht oder nahe vor den schließenden Daktylen dem Dichter die liebsten und schönsten waren. Und unser Gefühl urteilt auch ohne Schulung noch ebenso. Der Dichter hat da einmal richtig getroffen, was Allgemeingut des unbewußten Kunstgefühls jetzt und damals war. Am deutlichsten tritt das heraus, wenn der übrige Vers rein daktylisch ist, z. B. bei Ovid (nach dem Gedächtnis);

est locus, Utopiam veteres dixere coloni.
barbarus hic ego sum, quia non intelligor ulli.

Und ebenso schon bei Homer, z. B.:

*οὐκ ἀγαθὸν πολυκοιρανίη, εἷς κοίρανος ἔστω.*
*ἔσσεται ἦμαρ, ὅταν ποτ᾽ὀλώλῃ Ἴλιος ἱρή.*
*πρόσθε λέων, ὄπιθεν δὲ δράκων, μέσση δὲ Χίμαιρα.*

Auch aus Horaz möchte ich doch noch eine Stichprobe geben, und nehme dazu den Eingang der Epistola ad Pisones oder De Arte Poetica:

Humano capiti cervicem pictor equinam
iungere si velit et varias inducere plumas
undique collatis membris, ut turpiter atrum
desinat in piscem mulier formosa superne;
spectatum admissi risum teneatis, amici?

credite, Pisones, isti tabulae fore librum
persimilem, cuius, velut **aegri** somnia, vanae
fingentur species, ut **nec pes** nec caput uni
reddatur formae. pictoribus atque poetis
quidlibet audendi semper fuit aequa potestas.

Also unter 10 Versen 6 mit Spondeus vor dem letzten Daktylus, bei vieren vor dem vorletzten. Es geht in dem Verhältnis nicht gerade so weiter, im ganzen aber stimmt Horazens Versbau in dem Punkte zu dem des Ovid, und es ist bei Virgil nicht anders, dessen Eclogen sogar mit einem daktylischen Musterverse beginnen:

Tityre, tu patulae recu**bans sub** tegmine fagi etc.

Aber — worauf ich es eigentlich abgesehen hatte, nur daß ich dazu des Vorigen nicht entbehren konnte — wie steht es damit bei unseren Dichtern? Ich war nicht wenig gespannt, als ich daran ging sie abzuhören.

Man höre denn:

Hab ich den Markt und die Straßen doch **nie so** einsam gesehen!
Ist doch die Stadt wie gekehrt! wie **ausge**storben! Nicht fünfzig,
Däucht mir, blieben zurück, von **allen** unsern Bewohnern.
Was die Neugier nicht thut! So **rennt und** läuft nun ein jeder,
Um den traurigen Zug der armen Vertriebenen zu sehen.
Bis zum Dammweg, welchen sie **ziehn, ist's** immer ein Stündchen,
Und da läuft man hinab, im **heißen** Staube des Mittags.
Möcht' ich mich doch nicht rühren vom Platz, um zu sehen das Elend
Guter fliehender Menschen, die nun, mit geretteter Habe
Leider das überrheinische **Land, das** schöne, verlassend,
Zu uns herüber kommen, und **durch den** glücklichen Winkel
Dieses fruchtbaren Thals und **seiner** Krümmungen wandern.
Trefflich hast du gehandelt, o Frau, daß du milde den Sohn fort
Schicktest, mit alten Linnen und **etwas** Essen und Trinken,
Um es den Armen zu spenden; denn Geben ist Sache des Reichen.
Was der Junge doch fährt, und **wie er** bändigt die Hengste!
Sehr gut nimmt das Kütschchen sich **aus, das** neue; bequemlich
Säßen Viere darin, und auf dem Bocke der Kutscher.
Dießmal fuhr er allein; wie rollt es leicht um die Ecke!
So sprach, unter dem Thore des **Hauses** sitzend am Markte
Wohlbehaglich, zur Frau der **Wirth zum** goldenen Löwen.

Da sind unter 21 Zeilen 15 so gebaut, daß im vorvorletzten Fuße kein Daktylus steht, also mehr als dort bei Ovid und Horaz. Allerdings ist in der deutschen Art ein Unterschied von der antiken, da in ihr wirkliche Spondeen selten sind und man viel mit Trochäen vorliebnehmen muß. Doch ist das Unglück nicht so groß, wie die strengen

Digitized by Google

Klassiker meinen; denn es handelt sich ja nicht um die Quantität, sondern um die rhythmische Bewegung, der ein gut gesprochener Trochäus (auf das gute Sprechen müßten die Lehrer dringend halten) dieselben Dienste thut, wie ein Spondeus.

Übrigens wäre es falsch, die andern Zeilen auch, also alle, so gebaut zu wünschen, damit wäre der Schönheit ein wahrer Abbruch gethan, da auch die schönste Form nicht eintönig wiederholt werden soll (das tötet das schönste Leben), sondern im Wechsel und in der Mannigfaltigkeit ihr wahres Leben findet. Es ist aber wohl gut, aus Hermann und Dorothea noch mehr zu hören. Also der Eingang des dritten Buches:

Also entwich der bescheidene **Sohn der** heftigen Rede;
Aber der Vater fuhr in der **Art fort**, wie er begonnen:
Was im Menschen nicht ist, kommt auch nicht aus ihm und schwerlich
Wird mich des herzlichsten Wunsches **Erfüllung** jemals erfreuen,
Daß der Sohn dem Vater nicht **gleich sei**, sondern ein beßrer.
Denn was wäre das Haus, was wäre die Stadt, wenn nicht immer
Jeder gedächte mit Lust zu **erhalten** und zu erneuen,
Und zu verbessern auch, wie die **Zeit uns** lehrt und das Ausland! u. s. w.

Trefflich auch, ja besonders gelungen in Schillers Spaziergang:

Sei mir gegrüßt, mein Berg, mit dem **rötlich** strahlenden Gipfel!
    Sei mir Sonne gegrüßt, die ihn so lieblich bescheint!
Dich auch grüß' ich, belebte **Flur, euch** säuselnde Linden
    Und den fröhlichen Chor, der auf den Ästen sich wiegt,
Ruhige Bläue, dich auch, die **uner**meßlich sich ausgießt
    Um das braune Gebirg, über den grünenden Wald,
Auch um mich, der endlich ent**flohn des** Zimmers Gefängnis
    Und dem engen Gespräch, freudig sich rettet zu dir:
Deiner Lüfte balsamischer **Strom durch**rinnt mich erquickend
    Und den durstigen Blick labt das energische Licht.
Kräftig auf blühender **Au er**glänzen die wechselnden Farben,
    Aber der reizende Streit löset in Anmut sich auf.
Frei empfängt mich die Wiese mit weithin verbreitetem Teppich,
    Durch ihr freundliches Grün schlingt sich der ländliche Pfad,
Um mich summt die geschäftige Biene, mit zweifelndem Flügel
    Wiegt der Schmetterling sich über dem rötlichen Klee,
Glühend trifft mich der Sonne **Pfeil, still** liegen die Weste,
    Nur der Lerche Gesang wirbelt in heiterer Luft.
Doch jetzt braust's aus dem nahen **Gebüsch, tief** neigen der Erlen
    Kronen sich, und im Wind wogt das versilberte Gras;
Mich umfängt ambrosische **Nacht; in** duftende Kühlung
    Nimmt ein prächtiges Dach schattender Buchen mich ein.
In des Waldes Geheimnis entflieht mir auf einmal die Landschaft,
    Und ein schlängelnder Pfad leitet mich steigend empor.

Ich breche ab, was ich wollte ist ja wohl erreicht. Da kommen übrigens auf 9 Hexameter mit dem fraglichen Spondeus oder Trochäus nur 3 mit Daktylus, also noch weniger als bei Goethe oben. Die eingeschobenen Pentameter, in denen ja der Daktylus wuchert, mögen ihren Anteil daran haben.

Hier wirft sich aber, und das war mir die Hauptsache, eine Frage auf mit einer merkwürdigen Antwort: Wie kamen unsere Dichter zu dieser feineren Kunst im antiken Hexameter? Sicher nicht aus der Schulmetrik, denn diese wußte nichts davon. Jetzt zwar ist in der philologischen Wissenschaft die Sache wohl beobachtet und behandelt, aber erst seit verhältnismäßig kurzer Zeit, noch in Gottfried Hermanns Metrik steht nichts davon. Unsere Dichter haben es also selbst gefunden, bloß mit dem eigenen feinen Kunstgefühl, mit dem sie jenes Verfahren in seiner Schönheit, teils den alten Versen ablauschten, teils in sich selbst gegeben fanden.

Denn noch empfinden wir ohne davon eigentlich zu wissen, nur darauf aufmerksam gemacht die Schönheit jenes Verfahrens, wir weiden uns auch unbewußt an dem Tonfall eines Verses wie:

im Hexameter steigt des Springquells flüssige Säule,
im Pentameter drauf sinkt sie melodisch herab.

Fragt man nach dem Grunde des Wohlgefallens: es ist das Gesetz des Gegensatzes, das hier die Schönheit hebt und herstellt. Der Daktylus wird schöner und lebendiger am Spondeus, der Spondeus am Daktylus. Gerade die Verschiedenheit der beiden Füße in ihrer Bewegung hebt, wenn sie dicht zusammentreten, die Eigenheit beider deutlich heraus. Und da der letzte Daktylus im Verse dessen Hauptglied ist, das seinen Charakter bestimmt, so ist gerade hier der Spondeus vor ihm so wirksam, um ihm seinen ganzen Schwung zu geben. Das müssen unsere Dichter gefühlt haben auch ohne alle Lehre und Theorie, und auch unsern Schülern ist es leicht nahe zu bringen, und kann ihr schlummerndes Kunstgefühl erwecken, pflegen und bilden helfen. Die Schule hat aber, ich sage das wohl erwogen, keine höhere Aufgabe als diese, und es giebt dafür kein besseres, reicheres und so allgemein geltendes, auch kein wohlfeileres Mittel als eben die Sprache, in Prosa sowohl als in ihrer schönsten Gestaltung, der Dichtung.

# Die Schwänke des Hans Sachs und das Komische.

Von **Christian Semler** in Dresden.

> Der Gebildetste soll noch über das Komische der groben Kollisionen der vollen und herzlichen Lache sich nicht schämen.
>
> Fr. Vischers Ästhetik, Band I, § 189.

Der Zweck dieses Aufsatzes ist, den Schwänken des Hans Sachs durch die Schule allmählich einen größeren Leserkreis zu gewinnen. Damit ist aber zugleich beabsichtigt, auf die Behandlung des Komischen in dem deutschen Unterricht hinzuweisen. Wir müssen deshalb, wenn auch nur einleitend, das Wesen des Komischen näher ins Auge fassen, um uns so den Weg zu bahnen, der zu Hans Sachs führt. Der obige Leitspruch, den wir dem Gedankenschatze des Ästhetikers Vischer entlehnten, soll von vornherein für diejenigen ein Wink sein, welche dem Derbkomischen, wie es in diesen Schwänken zu Tage tritt, weniger zugethan, vielleicht sogar abgeneigt sind.

Schon vor Hans Sachs war diese Stufe des Komischen durch ein Meisterwerk bei uns wohl bekannt. Und diese derbkomische Dichtung verdanken wir dem Wunsche einer vornehmen Frau, welche Willem veranlaßte, die Tiersage in deutsche Verse zu bringen. So entstand im 13. Jahrhundert der flandrische Reinaert. Willem überragt freilich den ehrsamen Nürnberger Handwerksmann hinsichtlich der Gestaltungskraft sehr bedeutend. Er handhabt das Komische in großem Schnitt; Witz und Ironie, allerdings auch vernichtender Spott und Hohn stehen ihm zur Verfügung. Die Selbstsucht, die Dummheit und Scheinheiligkeit in Staat und Kirche vereinigen sich zu einem Weltbild, welches den Bildern des verfallenden Staatslebens in den Lustspielen des Aristophanes wenig nachgiebt. Hans Sachs ist milder, und in der Anwendung des Derbkomischen will er mit vollem Bewußtsein nicht die Grenze überschreiten. Seine Absicht ist auch nicht lediglich zu erheitern, sondern er will zugleich wie ein Reformator belehren und bessern. Seine Leser sucht er nicht in den vornehmen Kreisen, sondern wendet sich an den „gutherzigen gemeinen Mann", während Willem von den etwa beim Vorlesen des Reinaert zuhörenden Bauern nichts wissen will. Der flandrische Dichter giebt ein Ganzes, ein Gemälde des Weltlaufes. Hans Sachs bietet uns in seinen Schwänken nur eine Reihe von Sittenbildern. Überblicken wir dieselben jedoch, so erhalten wir schließlich auch ein Weltbild: das

16. Jahrhundert thut sich farbenreich vor unseren Blicken auf. Nicht bloß der erste Teil von Goethes Faust, sondern auch die Geschichte der Reformationszeit erhält einen anschaulichen und dadurch den höheren Unterricht ungemein belebenden Hintergrund. Die Geistlichen, die Frauen und die Bauern sind freilich die Lieblingsfiguren, aber daneben sehen wir fahrende Schüler und Landsknechte, den Hofnarren und den Eulenspiegel, adelige Herren und Kaufleute, Ärzte und Kurpfuscher, Knechte und Mägde. Wir blicken auf das Festessen in der vornehmen Stube und in das Wirtshaus, in die Scheune und auf die Hausflur, in die Küche und in den Keller; wir hören auch bei grimmiger Kälte die Raben auf dem Galgen schreien. Wir folgen einem kecken Schneider und würfelnden Landsknechten in den Himmel und dem Teufel in die Hölle. Das Umfassende des Weltbildes, wie es das Heldengedicht und der Roman zeigen, finden wir also in diesen Schwänken; nur drehen sie sich nicht um eine zusammenhängende Handlung. Sie gleichen den Zeichnungen Hans Holbeins zum Totentanz, in denen alle Stände vorgeführt werden. Und wie hier der Tod an jeden herantritt, so bei Hans Sachs die Narrheit.

Hans Sachs gab mit seinen Schwänken dem Bürger und Bauer ein echtes Volksbuch in die Hand, wie es in ähnlicher Weise Luther durch eine Fabelsammlung beabsichtigte. Die Schlußbetrachtung, die er den lustigen Geschichten beifügt, ist zwar häufig spießbürgerlich und beeinträchtigt die komische Wirkung des Vorgangs; aber sie bot dem gemeinen Manne Stoff zum Nachdenken und zur Nutzanwendung. Doch auch für uns ist sie noch heutzutage lehrreich. Wir sehen einen Mann vor uns, der die sittliche Wiedergeburt, welche Luther brachte, in die untersten Schichten verbreiten will. Sicher freut er sich selbst an den komischen Vorgängen, an dem Anprall, welche Leidenschaft und Gedankenlosigkeit oder die List an der Gegenlist finden; aber er will zugleich die Selbstbesinnung erwecken und daran erinnern, wie die Menschen sein sollten. Er trägt in seinem Gemüt das sittliche Ideal und sieht um so schärfer die Verdunkelung desselben; doch Bitterkeit und Hohn kennt er darum nicht. Die Worte Schillers im Wallenstein passen so recht auf ihn:

Das Spiel des Lebens sieht sich heiter an,
Wenn man den sichern Schatz im Herzen trägt.

Deshalb würde Hans Sachs auch nicht dem Ausspruche Schillers beipflichten:

Wer erfreute sich des Lebens,
Der in seine Tiefen schaut?

Er hat die volle Zuversicht zum Leben; er sieht ja das heranbrechende Morgenrot einer besseren Zeit, welche die Reformation bringt. Er hat die größte Achtung vor der Kirche und der Geistlichkeit; aber

deshalb gerade durchschaut er auch den Verfall derselben. Keiner hegt eine so große Verehrung für die Frauen; darum will er auch von den Zerrbildern derselben nichts wissen. Für die Bauern hat er ein warmes Herz; aber er kennt so gut wie Luther ihren Aberglauben und ihren Geiz, ihre Gefräßigkeit und Verwilderung. Willem, der Dichter des Reinaert, sah eine bessere Zeit nicht heranbrechen, und noch weniger erblickte sie Aristophanes. Beide sind daher bitterer und unbarmherziger in ihrer Komik. Aristophanes sah nur den Verfall des einst so herrlichen Athens; die Mahnung des Sokrates, sich selbst zu erkennen, konnte das Heil bringen, aber der Lustspieldichter verstand den Philosophen nicht. Hans Sachs dagegen begriff sofort, was Luther wollte.

Hans Sachs hat nicht nur die Begabung für das Derbkomische, er besitzt zugleich Humor. Er denkt über die Welt, über den Staat und die Kirche und hegt Zutrauen zu der Entwicklungsfähigkeit der Menschen. Sein gesunder Sinn und sein reines Gemüt lassen sich nicht den Glauben an das Gute rauben, wenn er auch noch so viel Häßliches und Böses um sich herum erblickt. Es schmerzt ihn die Entstellung seines Ideals, aber er wird kein Schwarzseher. Das ist Humor. Er trägt indessen denselben nicht bloß in sich, sondern kann, was Aristophanes nicht vermochte, ideale Gestalten schaffen, die einen leisen humoristischen Zug haben. So sehen wir, wie der Nürnberger Schuhmachermeister sich schon dem großen Shakespere nähert, der begeisterungsfähige und ideale Figuren hat und doch mit diesen das Komische, sei es in aktiver oder passiver Weise, verschmilzt, wie in Porzia im Kaufmann von Venedig, in Rosalinde und Beatrice, in Olivia und Viola. Ohne den sittlichen Idealismus der Reformation hätte Shakespere so nicht dichten können.

Wir haben bereits das Wesen des Komischen gestreift, und es ist nun unsere Aufgabe, es mit steter Rücksicht auf den deutschen Unterricht eingehender zu behandeln.

Die Natur und das Kulturleben zeigen ein Emporarbeiten von niederen Stufen zu höheren. Der tierische Körper entwickelte sich allmählich zum menschlichen, und in der Weltgeschichte werden die niederen Standpunkte verlassen und höhere betreten, um das Zweckmäßige und Wahre, das Gute und Schöne zur größeren Vollkommenheit zu führen. Ragt nun die niedere Stufe plötzlich in die höhere hinein, oder sinkt die höhere herab, so entsteht ein Widerspruch, eine Kluft, wir stutzen und lachen. Verlängert sich die menschliche Nase rüsselartig, so schwebt dem phantasievollen Betrachter ein Elefant vor. Bilden Stirn und Nase einen langgezogenen Rücken, so schaut ein Hammel uns an. Lange, dünne Beine erinnern an den Storch oder den Kranich. Niest ein auf der Bühne Ermordeter, so kämpft die Natur gegen den künstlerischen Schein.

Was uns zum Lachen reizt, ist ein unerwartetes und Spannung erregendes, meist ein eiferartiges und keckes Heraustreten aus der Schranke. Diese kann die bauende und gliedernde Natur sein, gegen die sich z. B. ein dicker Bauch rebellisch auflehnt, um statt eines bescheidenen Körperteiles lieber als mächtiger Sack oder Kessel etwas für sich zu sein. Gewöhnlich ist die Schranke das Zweckmäßige und Vernünftige, das Wahre, Gute und Schöne, die Sitte und der Anstand. Diese Fesseln werden nachgerade lästig, der steife Ernst des Lebens erst recht. Die Losung ist jetzt Freiheit und Gleichheit. Diese geben Selbst- und Lebensgefühl, und wer beide hat, ist lustig und guter Dinge. Der krummbeinige Knirps stellt sich verwegen neben einen Riesen; er ist auch da. Nun kommt freilich der Anprall und damit die bedenkliche Seite des Heraustretens. Der Brummer, der so unwirsch in der Stube herumsummte, stößt mit dem Kopf an die Fensterscheiben. Der neue Cylinder, der so siegesgewiß getragen wurde, fliegt beim Sturm in die Luft und hängt an einem Baumast. Die Strafe kommt, wenn auch nicht wie im Trauerspiel als Schicksal, so doch als irgend ein Verlust, als Prügel oder Beschämung. Mit dieser Katastrophe tritt denn auch die überschrittene Schranke wieder in ihr Recht ein. Die Alltagswelt behauptet ihren Platz und ist mit ihrem Kommißbrote auch nicht zu verachten. Der komische Vorgang zerfällt so in drei Stufen, in die Erhebung, den Anprall und die Rückkehr zum Gewöhnlichen. Ein Spruch Goethes veranschaulicht dies:

Wenn einer auch sich überschätzt,
Die Sterne kann er nicht erreichen.
Zu tief wird er herabgesetzt,
Da ist denn alles bald im Gleichen.

In dem Komischen sehen wir also ein Heraustreten aus der Schranke, welche das Leben zieht, und wir, die Zuschauer oder Leser, freuen uns, daß einmal einer den Mut hat, über die Schnur zu hauen und den Zwang abzuschütteln. Das wissen schon die Kinder, welche den Schelmenstreichen von Max und Moritz zujubeln; sie möchten gern mitmachen. Verläßt nun der Mensch den Kreis des Gebotenen oder Gewohnten, so muß etwas da sein, was ihn hervorlockt, ihn reizt und zum erhabenen Eifer spornt. Dies kann schon ein Lieblingsgericht sein; gefährlicher ist der Wein und noch mehr die Liebe. Oft sind es die Menschen selbst wieder, welche den Dummen oder den durch Leidenschaft Verblendeten an der schwachen Seite fassen. Häufig ist es die List und Schelmerei, die dem Unvorsichtigen und Vorwitzigen auf den Fersen folgt. Wir kennen ja den Reineke Fuchs als Meister hierin. Nicht selten geschieht es nun, daß der Gefoppte und Geprellte die Gegenlist anwendet, wie ein Witz durch einen besseren überflügelt wird. Alle diese Fälle zeigen sich in den

Schwänken des Hans Sachs. Auch finden wir in denselben die **Verkleidung**, die so gern und so wirksam von den komischen Dichtern angewandt wird. Sie dient ja der List und Schelmerei, wie der Pilgerstab und die Pilgertasche Reineke. So sehen wir in den Schwänken das eine Mal einen fahrenden Schüler, das andere Mal einen Bauer als Teufel. Aristophanes macht den ausgiebigsten Gebrauch von der Verkleidung; Tiere benehmen sich wie Menschen, Männer treten als Frauen, Frauen als Männer auf. Shakespere läßt Porzia, Rosalinde und Viola Männerkleidung anlegen. Der Narr in Was ihr wollt spielt einen protestantischen Geistlichen. Bei Hans Sachs zieht Eulenspiegel als Wanderprediger mit der Reliquie herum. Cervantes verherrlicht den hirnverbrannten Romanleser Don Quixote als mittelalterlichen Ritter und den gefräßigen und furchtsamen Bauer Sancho Pansa als edeln Schildknappen. Durch eine derartige Mummerei werden die Personen aus ihrer Schranke gerückt, sie betreten eine höhere Stufe und erhalten so den zum Komischen nötigen erhabenen Schein. Hierher gehört auch das Komödiespielen, wie im Sommernachtstraum, wo Handwerker ein Stück aufführen, oder in dem I. Teil von Shakesperes Heinrich IV., wo erst Falstaff, dann der Prinz Heinrich den erzürnten König spielen. Der Wachtmeister in Schillers Lager gefällt sich in der Rolle Wallensteins.

Wir sagten, die komische Person müsse gereizt werden, die Schranke zu überschreiten. Dies kann nun in **derbkomischer** Weise, schwank- und possenhaft geschehen, d. h. so, daß der ganze Vorgang ein äußerlich anschaulicher und die Stimmung ein lustiges Behagen ist, wie das eigentliche Volk es liebt. Gebrechen, Leidenschaften und Laster, List und Schabernack stehen im Vordergrund, und der Anprall ist ein mehr oder weniger handgreiflicher, etwa wie in dem komischen Teil der englischen Pantomimen, die zur Weihnachtszeit zum Jubel von alt und jung aufgeführt werden, oder wie in dem Kasperletheater im Wurstelprater in Wien, wo ein Bär einer Köchin begegnet, die vom Fleischer kommt und einen Korb trägt. Petz öffnet denselben, nimmt eine Wurst heraus, schlägt damit die Köchin tot und verzehrt dann seine Beute. In dieses Gebiet gehören auch die Schattenbilder an der Wand, die oft eine höchst ergötzliche Wirkung hervorbringen, wenn sie z. B. einen Bauer beim Zahnarzt oder einen allzu lebhaften Pfarrer auf der Kanzel zeigen.

Die Narrheit kann indessen auch auf eine geistigere Art hervorgelockt werden, nämlich durch **Witz** und **Ironie**. Die Ironie wendet eigentlich auch die Mummerei an, denn sie macht ihr Opfer zu einem höheren Wesen, aber nur, um es desto tiefer zu stürzen. Hans Sachs kennt, wie wir sehen werden, dieses Mittel auch. Ebenso steht ihm der Witz in seinen verschiedenen Formen als Klang- und Sinnwortspiel und

als vergleichender oder bildlicher Witz zur Verfügung. Der Witz dient zur Neckerei und Fopperei und damit zum Hervorlocken des Gegenwitzes. Über Falstaffs Bauch und Bardolphs Kupfernase ergießt sich ein Strom von Witzen. Falstaff dient wieder; aber Bardolph ist zu dumm dazu. Der Witz übt sich hauptsächlich an der Sprache, an den Worten und ihrem Klang und Sinn, aber auch an dem Doppelsinn der Rede. Er verdreht den Sinn in Unsinn und macht das ernste Denken als eine lästige Schranke lächerlich. Der bildliche Witz ähnelt dem Gleichnis und wirft rasch und keck die entlegensten Vorstellungen zusammen, als ob sie im Einklang ständen. Er offenbart so recht die Freiheit und Willkür, die im Komischen schaltet. Der Genuß bei dem Witz und der Ironie ist geistiger als bei der Posse; dem Ausübenden, d. h. dem Schützen, der die Pfeile abschießt, liegt übrigens die Gefahr nahe, selbstgefällig und boshaft zu werden. Auch wird er, wie wir bei dem Hofnarren und heutzutage bei dem Witzbold sehen, leicht aufdringlich und lästig.

Der Humor, die höchste Stufe des Komischen, wendet den Witz und die Ironie gegen sich selbst und gegen das Weltganze an. Der Humorist sieht ein, daß er in der großen Narrenwelt seinen Platz hat, er wartet auch nicht, bis ihm ein Nachbar die Narrenkappe aufsetzt und kommt dem Lachen anderer durch eigenes Lachen über sich selbst zuvor. Die Welt ist ihm ein Tummelplatz der Narren, und trotzdem liebt er sie. Der Humorist fühlt sich nicht so sinnlich behaglich wie der Tölpel und der Schelm in dem Schwank und in der Posse; er ist auch nicht so kalt wie der Ironiker, der nicht Scheibe sein will. Er kennt den Schmerz, den die herben Erfahrungen mit sich bringen. Nicht bloß an Hamlet, auch an Falstaff müssen wir hierbei denken. Der Humorist durchschaut die Welt und sich selbst; er sieht das Kleinliche und Beschränkte, das Häßliche und Böse und bewahrt sich doch den idealen Sinn und die Begeisterung: sogar ein Falstaff durch seine unverwüstliche heitere Laune. Hans Sachs sieht, wie wir schon früher bemerkten, die Welt als Humorist an; er kennt ihre Schwächen und Laster, hat aber zugleich die Zuversicht, daß sie des Höchsten fähig ist. Eine solche Art des Denkens besitzt in bevorzugter Weise Shakespere, und Goethe läßt sie in dem Prolog im Himmel im Faust den Herrn aussprechen. Der Humor macht durch die Selbsterkenntnis milde. In diesem Sinne sagt Goethe, er kenne keinen Fehler, den er nicht selbst begangen habe, und einer seiner volkstümlichen Sprüche lautet:

Mit Narren leben wird dir gar nicht schwer,
Versammle nur ein Tollhaus um dich her;
Bedenke dann, das macht dich gleich gelind,
Daß Narrenwärter selbst auch Narren sind.

In dem Humor liegt die Weltanschauung, daß Ewiges und Zeitliches, Hohes und Niedriges untrennbar verflochten sind. Wäre die Welt vollkommen, so würde sie recht unvollkommen sein, denn alsdann gäbe es kein Streben, vor allem aber keinen Spaß mehr, denn Gebrechen und Schwächen, Häßliches und Böses bestünden nicht. Durch die Germanen, durch das Christentum und die Reformation kam ein viel tieferer Idealismus in die Welt, als ihn das Altertum kannte. Deshalb ist auch unser Humor selbstgewisser und seelenvoller. Aristophanes steht unerreicht da, weil er die großen Verhältnisse des Staatslebens zum Thema nahm und sie in prächtigen Situationen und mit nie versagendem Witz dem Gelächter der Athener preisgab. Einen solchen Freimut und eine derartige Freiheit kennen wir heutzutage nicht. Aber der Humor der Neuzeit denkt tiefer und gründlicher über die Welt, als es Aristophanes vermochte. Der Leichtsinn seiner Athener steckte doch auch ihn an und machte ihn blind für die Einkehr in das Innere, wie Sokrates sie verlangte. Dazu kommt, daß die Liebe, zumal diejenige vor der Ehe, seit dem Mittelalter ein Thema ist, welches dem Humor unerschöpfliche Anregungen bietet. Shakespere ist hierin unübertroffen. Welch einen Idealismus der Seele zeigen Romeo und Julia, und was für einen Hagel von Witzen läßt Mercutio los, wenn er die Naturseite der Liebe aufdeckt, und wie freut sich die bejahrte Amme, wenn sie ihre Zweideutigkeiten anbringen kann! Die hohe Begeisterung der Liebenden wurde aber hierdurch nicht beeinträchtigt. Es giebt indessen wohl kein Werk in der ganzen Dichtkunst, welches das innerste Wesen des Komischen und seine Stufen bis zu dem Humor so klar veranschaulicht wie Shakesperes Was ihr wollt. In dem höheren Unterricht muß bei der Besprechung des Komischen eingehend auf dieses Stück, welches auch im Englischen gelesen werden kann, hingewiesen werden. Wir wollen hier in ganz kurzen Zügen die nötigen Winke geben, aber zugleich mit dem bestimmten Zweck, dadurch die Schwänke des Hans Sachs entsprechend einzuleiten.

In Was ihr wollt verfällt die verschiedene Art der Liebeswerbung dem Komischen. Die Liebe reizt zu dem Heraustreten aus der Schranke. Die eigentlichen Hervorlocker der Narrheit sind der Junker Tobias gegenüber dem Junker Bleichenwang, Maria gegenüber Malvolio und die als Mann verkleidete Viola gegenüber der Gräfin Olivia. Bleichenwang wird zum Auftreten als Freier Olivias gewaltsam gedrängt, der Hausverwalter Malvolio wird in dieselbe Rolle durch einen erfundenen Liebesbrief hineingeschmeichelt, und Violas männliche Kleidung und entschiedenes Wesen entzündet in der vorher so spröden Olivia eine stürmische Liebesglut. Der Junker Tobias ist der Schelm

und die lustige Person, die aus lauter Freude am Scherz das Kammermädchen heiratet. Bleichenwang ist zwar auch lustig, doch noch mehr der Tölpel, der indessen lichte Augenblicke hat und dann nach Haus will. Olivias Hofnarr vertritt den Standpunkt des Witzes; durch seine Wortspiele treibt er die ihm in den Weg Kommenden aus der Alltagsstimmung und nötigt sie zum Wortgefecht, zu einem geistigen Ballspiel. Maria übt durch die Erfindung mit dem Liebesbriefe eine überlegene Ironie, wodurch sie Malvolio, den mürrischen und frömmelnden Puritaner, in einen verrückten Don Quixote umwandelt. Die in ihrem Hauswesen so verständige und den Neckereien des Narren gegenüber so nachsichtige Olivia vermag in ruhigen Augenblicken sich zur Selbstbesinnung aufzuraffen und über ihre Tollheit zu lächeln: dies ist Humor. Die holde Viola, das versteckt blühende Veilchen, vertritt diese Stufe des Komischen noch anschaulicher. Sie, die den Herzog heimlich liebt und doch sein Liebesbote bei Olivia sein muß, kann über diese seltsame Lage lächeln und in schelmischer Weise ihrem Herrn ihre Liebe andeuten. Aber sie vermag zugleich über die Schwäche der Frauen klar zu denken, sie übt also Weltbetrachtung. Hierzu kommt dann ihre Selbstentäußerung, sodaß das liebliche Mädchen zu einem weiblichen Idealbilde im Stile Raphaels verklärt wird. Trotzdem bringt sie ihre männliche Kleidung und ihr männliches Auftreten in die lächerlichsten Lagen. Es entgeht eben niemand seinem Schicksal; das Komische ist allmächtig und allgegenwärtig. Olivias Narr hat also recht, wenn er sagt: „Narrheit geht rund um die Welt; sie scheint allenthalben.“ So müssen auch wir, die Leser dieses Stückes, denken und uns gestehen, daß wir schon häufig ganz ähnliche Dummheiten gemacht haben wie Bleichenwang, Malvolio und die Gräfin. Dies macht uns bescheiden und milde. Das Komische ist demnach ein Erzieher.

Jetzt wählen wir eine Anzahl der Schwänke des Hans Sachs aus und besprechen sie nach ihrem komischen Inhalt. Auf die Quellen des Dichters und seine Sprache gehen wir nicht ein. Da wir nun den Lesern nicht zumuten können, die Schwänke im Gedächtnis zu haben oder zu kennen, so geben wir den Verlauf der Handlung in hinreichend anschaulicher, aber knapper Fassung.

### Erste Gruppe: Der Tölpel gegenüber den Dingen.

Die Dinge sind hier die Hervorlocker der Narrheit. Wer Phantasie besitzt, sieht sie als Kobolde, als unheimliche Geister an, die dem unvorsichtigen Sterblichen wie Wegelagerer auflauern. In dieser Hinsicht gehören sie eigentlich auch zu den Schelmen und Schalken der nächsten Gruppe. Den Anfang mache Der Kohlenbauer mit den Spul-

wecken (Weißbrot in Form einer Spule). Dieser verkauft in der Stadt seine Kohlen und benutzt die günstige Gelegenheit, wo seine Frau ihn nicht bemerkt, sich an schönem Weißbrot einmal nach Herzenslust gütlich zu thun. Bei der Rückfahrt flüchtet er vor dem strömenden Regen in einen hohlen Baum, kann aber, da ihm inzwischen der Leib so anschwoll, nicht wieder heraus. Ein vorübergehender Holzhacker befreit ihn mit seiner Axt. Um sich von dem Schreck zu erholen, macht er es sich auf dem Wagen bequem und schläft ein. Landsknechte drehen die Pferde herum, sodaß er statt nach Hause in die Stadt zurückkommt. Hier verspielt er im Wirtshaus sein Geld. Nun kommt er endlich heim, und seine gefürchtete Ehehälfte liest ihm gehörig den Text. — Die Schranke ist die Furcht vor der Hauspolizei. In dem Gefühl der Fessellosigkeit sind die Semmeln die Verführer, die auf ihr Schlachtopfer lauern und den wiederholten Anprall veranlassen, der in dem häuslichen Hagelwetter den Höhepunkt erreicht. Der Tölpel ist durch die Gefangenschaft in dem Baum zur Vorsicht gemahnt, aber da er sich frei von den ehelichen Schranken fühlt, läßt er sich gehen. Zu beachten ist die Steigerung der Strafen für die dreimalige Willkür und Überhebung im Essen, Schlafen und Spielen. Der Narr in Was ihr wollt würde sagen: „Das Vergnügen macht sich über kurz oder lang immer bezahlt." Übrigens kann sich der Bauer damit trösten, daß er einmal ein paar Stunden lang zum wohligen Freiheitsgefühl gekommen ist und unbeaufsichtigt im Schlaraffenland verweilt hat.

**Der Mönch mit dem gestohlenen Huhn.** Ein Mönch oder ein Heuchelmeier, wie ihn der Dichter nennt, hatte in einem wohlhabenden Hause die Osterkuchen zu weihen, machte aber bei dieser Gelegenheit lange Finger und steckte ein gebratenes Huhn in die Kutte. Kaum jedoch ist er in seine Zelle zurückgekehrt und schwelgt in der Vorahnung des Genusses, so kommt von dem Abt der Befehl, in der Kirche bei dem Heiltum (der Reliquie) zu sitzen und Ablaß zu verkaufen. Nun laufen durch die offene Thür die Hunde herein, riechen das gebratene Huhn in der Kutte und drängen sich um den Mönch. Nach dem erledigten Ablaßgeschäft muß dieser noch obendrein eine Messe lesen. Ein Laienbruder hilft ihm das weiße Chorhemd anziehen; die Hunde indessen werden immer zudringlicher. Da holt der Mönch zu einem gehörigen Tritte aus, trifft jedoch den Laienbruder, daß dieser auf den Boden fliegt. Das Volk lacht und meint, dies solle ein Osterspiel vorstellen. Der Prior aber legt den ungeschliffenen Gesellen bei Wasser und Brot in das Klostergefängnis. — In diesem Schwank ist das Huhn der Kobold, und die Hunde spielen die Rolle wie in der vorigen Geschichte die Landsknechte; durch sie geschieht zugleich die Steigerung der

Handlung. Das Überspringen der Schranke des geistlichen Amtes wird veranlaßt durch das Stehlen und dann durch das zornige und unbedachtsame Verfahren. Sehr anschaulich bricht sich der Eifer, das Huhn zu verzehren, an den Hunden und dann an der die Naschhaftigkeit nicht gerade reizenden Strafe. Die Rückkehr zur Alltäglichkeit wird dem Klosterbruder nach der Erlösung aus der Hungerkur im Gefängnis lieber sein, als noch einmal in die Versuchung des Mausens zu geraten. In der Schlußbetrachtung sagt der Dichter, die Geistlichen stünden nicht höher als die anderen Menschen und die Tonsur trage zu ihrer Wertschätzung nichts bei.

Der Pfaffe schrie an dem Altar: Der König trinkt. Auch hier kommt das Erhabene des geistlichen Standes zu Falle. Ein Pfarrer feierte mit einer fröhlichen Gesellschaft den heiligen Dreikönigsabend. Es wurde ein König nebst seinem Hofgesinde gewählt, und so oft der König trank, mußten die anderen rufen: Der König trinkt. Dem Pfarrer war aber der Wein zu Kopf gestiegen, und er schlief ein, sodaß ihn seine neben ihm sitzende Köchin wiederholt aufrütteln mußte, wenn er rufen sollte. Nun hatte er früh am Morgen die Messe zu lesen, aber in dem noch nicht verflogenen Weinrausche lehnte er sich über den Altar und schlief ein. Als der Meßner ihn anstieß, schrie er pflichtgemäß wie in der Nacht: der König trinkt. Die Bauern dachten, der Pfarrer wäre plötzlich verrückt geworden, der Bischof aber nahm ihm zur Ernüchterung eine Pfründe. — Hier ist der Wein der Dämon, welcher sich wie eine Naturgewalt des Geistes bemeistert. Das Komische liegt in dem Herabsinken in das Traumleben, in das Bewußtlose. Die Schlußbetrachtung verlangt, daß das Leben der Geistlichen ihrer Lehre entspreche. Übrigens ist hier, wie in dem vorigen Schwank, die Ehre der Kirche durch die Strafe des Vorgesetzten gewahrt.

Der eigensinnige Mönch mit dem Wasserkrug. Ein Mönch war so unverträglich und über alle Störungen in Haus und Hof so mißgelaunt, daß ihn der Abt wiederholt in das Gefängnis steckte. Endlich bat er, ihn in den Wald zu lassen, wo eine Einsiedelei frei sei; vielleicht finde er hier die Ruhe. Dies wurde ihm gestattet. Er nahm nur einen Wasserkrug mit; aber dieser wird, wie der Ästhetiker Vischer in seinem Roman Auch Einer sagen würde, das verhängnisvolle Objekt für ihn. Wenn er gefüllt in der Ecke steht, wirft er ihn in der Dunkelheit um und überschwemmt die Zelle, und wenn er an der Decke hängt, stößt er mit dem Kopfe daran und überschüttet sich. In der Wut wirft er ihn auf den Boden und tritt mit den Füßen auf die Scherben. Dann aber kommt die Besinnung, und er sieht ein, daß der Stein des Anstoßes in ihm selber liege. Der Krug wird sein Erzieher, und er

kehrt geheilt in das Kloster zurück. Wenn er dann über seine frühere Thorheit lachen kann, hat er auch Humor. — Die Schranke war die Selbstbeherrschung, die doch gerade von einem Geistlichen verlangt werden muß. Ein Krug lockt ihn aus der Schranke hervor und entzündet den Jähzorn, der als Selbstgenuß das Gegenteil der christlichen Selbstentäußerung ist.

Verwandt diesem Schwank ist derjenige vom Heinz Unruh. Dieser läßt sich durch einen seinem Kohl gefährlichen Hasen so in Zorn bringen, daß er den Gutsherrn bittet, denselben zu jagen. Dabei wird aber der Garten und das Feld fürchterlich zugerichtet. Sehr lebendig ist der Hase geschildert; Hans Sachs zeigt sich als aufmerksamer Naturbeobachter.

Warum die Bauern nicht gern Landsknechte beherbergen. Bei einer eisigen Kälte sieht ein bettelnder Landsknecht einen Verbrecher am Galgen hängen, der gute Hosen trägt. Er streift dieselben ab; jedoch an die Füße sind sie festgefroren. Da haut er sie ab und trägt sie mit den Hosen fort. In einer warmen Bauernstube darf er die Nacht schlafen. Dorthin bringt man auch wegen der Kälte ein neugeborenes Kalb. Früh am Morgen zieht der Landsknecht unbemerkt ab, nimmt die Hosen mit, läßt aber die abgehauenen Füße stehen. Diese findet nun die Magd, und da sie glaubt, das Kalb habe den Landsknecht gefressen, so schlägt sie Lärm im Hause. Der Bauer bewaffnet sich, aber seine Frau verhindert ihn zu dem gefährlichen Tiere zu gehen. Er eilt nun zum Schultheiß, der sofort die Gemeinde in Wehr und Waffen auf dem Kirchhof versammelt. Alle stürmen vor das Haus, keiner aber wagt sich hinein. Da wird der Beschluß gefaßt, dasselbe zu verbrennen und den Bauer zu entschädigen. Dabei aber brennt das ganze Dorf ab. — Die Einfalt der Bauern wird hier im Tone des Märchens lächerlich gemacht. Dieselbe steigert sich bis zum Wahnwitz. Das Komische besteht in dem Heraustreten aus den Schranken des verständigen Denkens und in dem Sieg des Kleinen und Unscheinbaren. Wir sagen: vive la bagatelle! Wer nicht von Kindesbeinen an die Märchen liebgewonnen hat, wird diesen hübschen Schwank leicht für bloßen Unsinn halten.

### Zweite Gruppe: Der Tölpel gegenüber dem Schelm.

Der Abt mit dem bösen Zahn. Ein Abt litt an heftigen Zahnschmerzen und wandte sich nicht an einen Sachverständigen, sondern an seinen Schmied. Die Frau desselben rät zu einem heißen Bad aus Wiesenkräutern: helfe das eine nicht, so helfe das andere. Aber die Schmerzen steigern sich nur, und der Kranke ist sehr unwirsch. Da führt ihn der Schmied zum Amboß und bindet den schlimmen Zahn mit einem

Faden daran. Dann holt er ein glühendes Eisen herbei und eilt damit auf den Mund des Abtes los. Dieser springt entsetzt fort, aber der Zahn wird dabei herausgerissen, ohne daß der Geistliche in der Erregung den Schmerz fühlt. Der Schmied gelangt zu großer Gunst. — Der geistliche Herr ist der Tölpel, der Schmied dagegen der Schelm.

Eine ähnliche, aber noch lustigere Geschichte ist Der Bauer mit dem Saumagen. Ein Bauer hatte sich auf der Kirchweih an Kuttelflecken (Kuhmagen) übergessen und war krank. Da kommt ein landfahrender Kurpfuscher und verspricht ihn zu heilen. Die Arzneien helfen indessen nichts, und der Bauer soll sich den Bauch aufschneiden lassen, um den Magen herauszunehmen und zu fegen. Der Kranke fügt sich ins Unvermeidliche und läßt sich in einen Backtrog binden. Der Heilkünstler nimmt den Magen heraus, reinigt ihn mit einem Strohwisch und mit Sand und hängt ihn zum Trocknen im Hofe auf einen Zaun. Inzwischen kommt aber ein Rabe und nimmt die Beute von der Hecke weg. Der entsetzte Arzt schneidet in der Not einer Sau, die auf dem Miste herumlief, den Magen heraus und steckt denselben dem Bauer in den Leib. Dieser wurde frisch und gesund und konnte alles aufessen. Hiervon stammt die Redeweise, daß jemand, der gehörig einhauen kann, einen Saumagen habe. — In diesem Schluß spitzt sich das Komische zu: das Lächerliche ist die Begründung. Wir betreten damit das Gebiet des Witzes. Auch kommt ein nicht übles Klangwortspiel vor; der Bauer verstand nämlich statt Purgatzen (Purganz) ein paar Katzen, die er zur Kur verspeisen solle. Der Bauer ist zwar der Tölpel, aber, ähnlich wie Bleichenwang in Was ihr wollt, zugleich die lustige Person. Hübsch ist, daß er bei der Gefahr der Operation nur an das Korn denkt, das er noch nicht nach Hause geschafft habe. Dem Bauer steht der Kurpfuscher als Schelm gegenüber. Aber diesen überlistet dann der diebische Rabe wieder. Das Erhabene in dem Schwank ist der Magen, um den sich alles dreht, wie in der Erzählung des Menenius Agrippa in Shakesperes Coriolan. Indessen vertritt auch der Pfuscher das Erhabene, indem er die wissenschaftliche Miene eines Arztes annimmt. Die Schlußbetrachtung des Dichters, die vor den Kurpfuschern warnt, ist gar zu hausbacken und verwischt den guten Eindruck der heiteren Geschichte.

In der folgenden Erzählung, die zu den besten gehört, verstärkt die Verkleidung die komische Wirkung. Der einfältige Müller mit den Spitzbuben. Ein geiziger Müller, der keine Kinder hatte, scharrte viel Geld zusammen, und so that es auch seine Frau hinter dem Rücken ihres Mannes. Eine Diebesbande verkleidete sich nun als Christus und die zwölf Apostel, um dem Müller einen Besuch zu machen. Heimlich legen

sie in den Keller ein Faß Bier und in den Tümpel beim Hause einige Fische. Sie treten ein als die heiligen Männer, bitten um ein Mittagessen und versprechen, durch ihren Segen den Müller reich zu machen. Daß sie Wunder thun können, beweisen sie durch das Bier und die Fische, welche sie auftragen lassen. Nach Tisch bringen Mann und Frau ihr Geld, damit es Christus segne und mehre. Der die Hauptperson vorstellte, that, als ob er das Geld segnen wolle, schob es aber Petrus in den aufgehobenen Mantel. Alle liefen davon, und die Geprellten mußten außer dem Schaden noch den Spott ertragen, den man ihnen zurief. Sie standen da, sagt der Dichter, wie ein Pfeifer, der einen Tanz verdorben hat. — Dieser Schwank hat etwas von der komischen Kraft in Willems Reinaert. Der Müller und seine Frau gleichen auch dem König Nobel und seiner Gemahlin, die durch Habsucht und Leichtgläubigkeit der List Reinaerts verfallen. Das Erhabene in dem Schwank liegt auf beiden Seiten, bei dem Müller und seiner Frau durch das Eiferartige des Aberglaubens und bei den Spitzbuben durch den heiligen Schein. Sehr wirksam ist die Spannung und Erwartung, die für das Komische so bezeichnend sind; dazu kommt der grelle Widerspruch zwischen der gläubigen Verehrung und der Spitzbüberei. Ausgezeichnet ist ferner der plötzliche Anprall. Die Strafe ist zwar ein grober Denkzettel, aber kein Schicksal, denn die Geizigen hätten ja nichts von ihrem Gelde gehabt. Doch sie lebten einmal einige Stunden in dem Schlaraffenlande der thörichten Hoffnungen. Übrigens lernen wir in diesem Schwank, daß in dem Komischen das Unmoralische in den Hintergrund tritt. Wir gönnen den bösen Gesellen ihren Raub, wie die Kinder den beiden Schelmen Max und Moritz die gebratenen Hühner gönnen, die sie der Witwe Bolte gestohlen. Hans Sachs wollte mit seiner Erzählung die alte Kirche treffen, die den Aberglauben großzog. Eine sittliche Wirkung brachte er also doch auch hervor neben der komischen. Luther hätte sich sicher an diesem Schwank erfreut; die Schwänke liebte er ja, wie wir aus seinen Tischreden wissen.

Der Bauer mit dem bodenlosen Sack. Ein Bauer hatte viel Unglück in seiner Wirtschaft, er verarmte und schloß einen Vertrag mit dem Teufel, der seine Seele haben solle, wenn er ihm einen Mehlsack mit Geld fülle. Der pfiffige Bauer wollte aber seine Seele nicht in Gefahr bringen, trennte daher unten den Sack auf und setzte sich damit in der Nacht an das Firstloch der Scheune. Der Teufel quälte sich wiederholt mit dem Herbeischaffen verborgener Schätze ab, merkte jedoch endlich die List und warf den Bauer in die Scheune hinunter. Dieser wurde zwar lahm, hatte aber Geld und konnte in der Weinstube neben den reichen Nachbarn sitzen. Schließlich beichtet er dem Pfarrer seine Sünde, der sich zum Wohl der Kirche den glückbringenden Sack aus-

bedingt. — Der Teufel ist hier der Tölpel, wie häufig bei Hans Sachs, und der Bauer der Schelm. Der Schluß geißelt die Habsucht der Kirche.

In den beiden folgenden Schwänken dreht sich das Komische hauptsächlich um den Doppelsinn der Rede, wodurch der Ernst der Sprache lächerlich gemacht wird. Die zwei diebischen Bachanten in dem Totenkerker. Zwei fahrende Schüler schliefen in einem unterirdischen Totenhaus, wo sie zugleich ihre gestohlenen Sachen verbargen. Der eine erbeutete einen Sack Nüsse, und der andere wollte einen Hammel herbeischaffen. Inzwischen saßen Bauern mit ihrem Pfarrer in dem Wirtshaus, zechten Wein und erzählten sich Gespenstergeschichten. Der Pfarrer wollte nichts davon wissen, daß die Seelen nachts umherschwirrten und war sofort bereit, das Totenhaus zu besuchen, wenn ihn ein Bauer wegen seines gichtlahmen Beines tragen wolle. Sie kamen die Treppe des Kellers hinunter, hörten aber plötzlich das unheimliche Aufknacken der Nüsse. Das mußten Geister sein. Der Schüler jedoch glaubte, sein Geselle bringe den gestohlenen Hammel und rief, er solle ihn auf den Boden werfen, dann wolle er ihn abstechen. Der Bauer warf den runden Pfaffen an die Erde und rannte fort; dieser aber war plötzlich zu einem schnellfüßigen Achill geworden, folgte ihm nach und kam wieder ins Wirtshaus. In der Freude, daß die Gicht verschwunden war, ließ er Wein auftragen, gelobte jedoch in der Frühe den Seelen eine Messe. — Der fahrende Schüler ist, ohne es sein zu wollen, der Schalk. Der Pfarrer ist anfangs die lustige Person, dann der prahlerische und doch furchtsame Tölpel, zuletzt wieder die lustige Person. Das Heraustreten aus der Schranke, die Prahlerei nämlich, wird durch den Wein veranlaßt. Dieser ist der Kobold wie bei dem Pfarrer, der in der Trunkenheit an dem Altare rief: Der König trinkt.

Die vernaschte Köchin. Ein Herr verwöhnte seine Köchin dadurch, daß er ihr nicht auf die Finger sah. Eines Abends hatte er einen Gast zu sich geladen und zwei Hühner braten lassen. Der angenehme Geruch derselben reizte die Magd, und sie fing an zu naschen, sodaß für den Abend nicht viel übrig blieb. Die Schuld wollte sie auf die Katzen schieben, die ja immer in solchen Fällen herhalten müssen. Da kommt der Gast, und sie erfindet, wie im Kindermärchen, die List, diesen vor ihrem Herrn, der allen Gästen die Ohren abschneide, bange zu machen, sodaß er Hals über Kopf die Treppe wieder hinuntereilt. Der Wirt hört den Lärm, und die Köchin erklärt, der Gast habe sich mit den beiden Hühnern aus dem Staube gemacht. Der Herr eilt ihm nach und ruft, eins dürfe er behalten, das andere solle er ihm wiedergeben. Der Geladene bezieht diese Worte natürlich auf seine Ohren. — Die Geschichte ist sehr ansprechend erzählt; sie bietet ein drolliges Sittenbild.

Erst sind die Hühner die Schelme, welche die Köchin aus der Schranke locken, dann aber wird diese der Schalk, der sowohl den Gast als ihren Herrn am Narrenseile hält. Die beiden treten durch ihre Leichtgläubigkeit aus der Schranke des verständigen Denkens heraus. Übrigens freuen wir uns an dem sinnlichen Behagen und der List der Magd wie an den Streichen Reinekes. Das Häßliche und Böse der Nascherei, der Lüge und der gestörten Gastlichkeit tritt ganz zurück gegenüber dem Komischen. Die Schlußbetrachtung des Dichters stört jedoch diesen Eindruck durch nüchternes Gerede über die Dienstboten.

Ebenso verkehrt ist die Schlußbetrachtung bei dem Schwank Der Doktor mit der großen Nase. Ein Abt hatte seinen Arzt zu Tische geladen, in dessen Gesicht eine riesige rote Schnabelnase prangte. Der Hofnarr macht darüber ziemlich wohlfeile Bemerkungen und wird deshalb wiederholt zur Thür hinausgeworfen und geprügelt. Der Dichter rügt das Verhalten des Narren, das ja aufdringlich sein mag; aber zum Witzemachen wird er doch gehalten. Er hätte die Schuld auf den Arzt schieben sollen, der sich verblüffen ließ, statt durch Selbstverlachung seinen Humor zu zeigen. Der Tölpel ist der Arzt, bei dessen einfältiger Empfindlichkeit wir an die Verse Goethes denken:

Wer sich nicht selbst zum besten haben kann,
Der ist gewiß nicht von den Besten.

### Dritte Gruppe: Der Schelm gegenüber dem Schelm.

Der Pfarrer mit dem Stationierer. Ein Wandermönch kam mit seiner Reliquie in ein Dorf und erhielt von dem Pfarrer für die halbe Einnahme die Erlaubnis, eine Predigt zu halten und die Bauern mit seinem Heiltum zu bestreichen. Der Mönch will jedoch am Schluß nicht teilen, und der Pfarrer nimmt ihm die ganze Ernte weg mit der Bemerkung, sein Orden verbiete ihm, Geld bei sich zu tragen. Der Pfarrer ist indessen ein lustiger Bruder und lädt den Stationierer ein, im nächsten Dorf eine tüchtige Mahlzeit mit ihm zu halten. Gesagt, gethan. Unterwegs müssen sie nun über einen Bach, der sehr schlammig ist. Da der Pfarrer wegen seiner neuen Hosen besorgt ist, nimmt ihn der Mönch auf den Rücken. Mitten im Bach jedoch fragt ihn dieser ob er auch das Geld bei sich habe. Der Pfarrer bejaht es, und sofort wirft ihn der Mönch in den Bach mit der Bemerkung, er (der Mönch) dürfe kein Geld bei sich tragen. — Auch hier sehen wir wieder wie schon früher das Doppeldeutige der Rede. Prellerei und Schabernack bilden eine große Kluft zwischen den Geistlichen und ihrem Vorbilde Christus. Der Pfarrer, der das ganze Geld an sich genommen hatte, mußte auf der Hut sein, aber die Aussicht auf das gute Mittagessen

macht ihn unvorsichtig. Die Schlußbemerkung des Dichters, daß eine List eine überlegenere finde, ist am Platze.

Der Mönch Zwiefel mit seinem Heiltum. Wieder haben wir es mit einem durchtriebenen Bruder in Christo zu thun. Dieser kam mit einer Papageienfeder im Kästchen, die aber der Engel Gabriel verloren haben sollte, in eine Stadt und hielt eine Predigt. Zwei Schelme hatten sich vorher in seine Stube im Wirtshaus geschlichen, aus dem Reliquienkästchen die Feder weggenommen und dafür Kohlen hineingelegt. Sie wollten sehen, wie sich der Mönch aus der Schlinge ziehen werde. Dieser öffnet auf der Kanzel das Kästchen und findet zu seinem Schreck Kohlen statt der Feder. Aber unbeirrt wie Reineke wendet er die Blicke gen Himmel und entschuldigt sich dann, er habe sich zu Hause vergriffen und statt der Feder Gabriels die Kohlen genommen, auf denen der heilige Laurentius verbrannt worden sei. Damit bestreicht er nun den Frauen die Schleier. — Wenn die Mönche solche Streiche machen, so kann auch Hans Sachs in einem Schwank den Eulenspiegel als Stationierer verkleidet auftreten lassen, der den Frauen den Schädel des heiligen — Stolprian zum Küssen vorhält. Zu der Geschichte von dem Mönch Zwiefel fügt der Dichter eine passende Schlußbetrachtung. Die Stationierer fragten nicht nach der Seele, sondern nach dem Geldbeutel der Leute; die Welt wolle aber einmal betrogen sein. Doch jetzt höre man wieder (seit Luther) das reine Wort Gottes, deshalb halte jedermann den Beutel zu. Trotzdem sind wir dem schelmischen Mönche nicht böse, wir freuen uns über seine Selbstgewißheit und die witzige Erfindung. Das Unmoralische der Lüge und der Täuschung tritt zurück. Übrigens wußte auch Luther in seinen Tischreden Geschichten von den Wandermönchen zu erzählen.

### Vierte Gruppe: Tölpelei und Schelmerei gegenüber geistig-sittlicher Überlegenheit und dem Humor.

Hier treten, ähnlich wie bei Shakespere, edle, ja, ideale Personen in dem komischen Vorgange auf. Wir beginnen mit: Die junge, ehrbare Witwe Franziska. Die schöne junge Frau wurde von zwei Liebhabern unablässig bestürmt; aber sie hielt ihre Ehre hoch. Indessen war sie nicht etwa kalt und schroff ablehnend, sie erging sich auch nicht in einer wohlgesetzten Moralpredigt, sondern beseitigte die Aufdringlichen durch einen ausgesuchten Scherz. Sie hat also Humor. Der eine muß sich des Nachts in die Gruft eines eben verstorbenen reichen Wucherers legen und dessen Totenkleid anziehen. Der andere, der hiervon nichts weiß, soll seinen Nebenbuhler, also die scheinbare Leiche ihr in die Wohnung bringen. Da aber ein Mord vorgekommen war, so sind die

Wächter doppelt auf der Hut und verfolgen den Liebhaber mit seiner Last, sodaß dieser sie hinwirft und fortläuft. Dasselbe thut der Hingeworfene. — Zunächst ist der scharfe Gegensatz zu beachten zwischen den geängstigten Liebhabern und der heiter gestimmten Frau. Sie hat geistig-sittliche Überlegenheit und zugleich volle Freude am Spaß. In der Schlußbetrachtung macht der Dichter die Frauen auf solche Vorbilder echter Weiblichkeit nachdrücklich aufmerksam.

Wir kommen zu einem vortrefflichen Schwank: Der Mönch mit dem Kapaun. Wieder betritt ein frommer Bruder die Bühne, um uns als verwegener Esser, als ungehobelter Gast und Fechter mit Scheingründen aufzuspielen. Der Beichtvater eines Edelmannes hatte die Osterkuchen geweiht und war zur Tafel geladen worden, an der neben der Herrschaft zwei Söhne und zwei schöne Töchter saßen. Der geistliche Vater hieb ein, daß ihm der Schweiß über das Gesicht lief. Schließlich wurde noch ein Kapaun aufgetragen, und der Hausherr erwies dem Mönche die Ehre des Zerlegens. Dieser entschuldigte sich, er könne dies nur nach der alten Weise thun. Aufgefordert es so zu machen, gab er dem Herrn den Kopf, den Hals der Hausfrau, die Beine den Söhnen und die Flügel den Töchtern, den Rumpf verzehrte er selbst. Alle sind erstaunt, doch zuletzt fragt ihn ironisch der Edelmann, auf welcher Hochschule, auf welchem Meisterstuhle er das Zerlegen gelernt habe. Der Mönch giebt eine witzige Begründung, die uns zeigt, daß er zum Hofnarren mehr als zum Beichtvater beanlagt sei. — Trefflich ist der Gegensatz der gutartigen vornehmen Familie und des gefräßigen und kecken Pfaffen. Vernichtender hätte auch Aristophanes die Situation nicht ausmalen können. Der Edelmann besitzt echten Humor, er wird nicht erregt, sondern übt milde Ironie, lädt aber den Bruder in Christo nicht mehr ein. Noch ist das Erwartungs- und Spannungsvolle der adligen Familie bei dem Zerlegen des Kapauns hervorzuheben.

St. Peter mit der Geiß. Dieser ausgezeichnete Schwank ist so bekannt, daß wir den Inhalt nicht wiederzugeben brauchen. Petrus tritt aus der Schranke heraus, indem er sich unterfängt, die Welt besser zu regieren als sein Herr. Dieser führt ihn durch eine Ziege ad absurdum. Das Besserwissenwollen und die Streberei erleben einen derben und unvergeßlichen Anprall. Petrus geht in sich wie der Mönch mit dem Wasserkrug. Christus hat denselben milden Humor wie in dem vorigen Schwank der Edelmann; aber ein komisches Licht fällt auf beide. Wir lächeln über den Edelmann, daß er einen so verschmitzten Gesellen als Beichtvater haben kann, und so lächeln wir über Christus, daß ein so wunderlicher Heiliger wie Petrus sein Nachfolger und Stellvertreter wird. Dieses thut jedoch unserer Ehrfurcht und Liebe keinen Eintrag. Wir

bewahren die ideale Stimmung, daß wenn solche Personen wie Christus auf der Erde möglich sind, auch das Wahre, Gute und Schöne unzerstörbar ist. In Christus wird der Geistlichkeit ein Vorbild hingestellt, wie es nur Goethe in der Legende vom Hufeisen zu verkörpern verstand. In seiner Schlichtheit brauchte er nicht mit einem Reliquienkästchen wie die Stationierer herumzuwandern: seine Reliquie war seine selbstlose Gesinnung. Übrigens wollen wir doch noch einmal auf Petrus zurückkommen. Müssen wir nicht, wenn er müde hinter der Ziege hertrabt und schwitzt, an die Worte des Hofnarren in Was ihr wollt denken: „Narrheit geht rund um die Welt; sie scheint allenthalben"?

Schließlich kommen wir auch zu Gottvater. Der anmutige Schwank heißt: Die ungleichen Kinder Evas. Der Herr sagt Eva seinen Besuch an. Diese schmückt das Haus mit Blumen und Maien, wäscht und putzt die guten und schönen Kinder, versteckt aber die schlimmen und häßlichen mit echter Frauenlist. Ein Tölpel ist indessen sie auch, denn in ihrer Dummpfiffigkeit vergißt sie, daß Gott allwissend ist. Dieser segnet die Kinder und verheißt ihnen hohe Stellen im Staat. Jetzt rückt Eva auch mit ihrer verwilderten Bande hervor, sodaß der Herr über die ruppigen und struppigen Rangen herzlich lachen muß. Doch weist er auch ihnen Stellen an, freilich niedrigere bis zum Hausknecht. Dies verdrießt die Frau Mama, die sie doch anfangs gar nicht zeigen wollte; aber sie wird eines Besseren belehrt. — Wie in dem vorigen Schwank ein komisches Licht auf Christus fiel, so hier auf Gottvater; denn Eva will ihn überlisten, und ferner besinnen wir uns darauf, daß die verwahrlosten Kinder doch auch seine Geschöpfe sind. Ähnliches sehen wir in Willems Reinaert, wo Gott und die unsterbliche Seele, dadurch daß sie der Fuchs so häufig und so frommthuend im Munde führt, dem Komischen nicht entgehen. Dasselbe geschieht auch bekanntlich in Goethes Prolog im Himmel mit dem Herrn, wenn ihn Mephistopheles den Alten nennt.

Wir sind zu Ende mit unserer Auswahl der Schwänke und scheiden ungern von diesen heiteren Geschichten. Den Lesern, welche denselben zugethan sind, steht jetzt die schöne Ausgabe von Edmund Goetze (Halle, Niemeyer 1893) zu Gebote. Hoffentlich wird der Herausgeber später auch noch eine Auswahl mit den nötigen Worterklärungen treffen. Die Schüler brauchen indessen nicht unbedingt die Schwänke vor sich zu haben. Dieselben können vom Lehrer vorgelesen, dem Inhalte nach abgefragt und dann nacherzählt werden. Die Übungen im genauen und fließenden Erzählen sind ein ausgezeichnetes Bildungsmittel; sie legen den Grund für den Aufsatz und die freie Rede, aber zugleich auch für den geselligen Verkehr und Austausch im späteren Leben. Es kann dabei auf

die folgende Weise verfahren werden. Zuerst hat der Schüler genau zuzuhören, wenn der Lehrer vorliest; dies ist für viele eine sehr heilsame Anstrengung. Dann folgt das Abfragen des Gehörten, um die nötige Klarheit und Übersicht über den Verlauf der Geschichte und ihre Gliederung zu sichern und so das Nacherzählen zu erleichtern. Dieses letztere muß nach zwei Richtungen hin geübt werden. Zunächst ist der Inhalt ganz kurz, aber dennoch genau und anschaulich wiederzugeben. Dann folgt eine Erzählung, welche in alle Einzelheiten eingeht, wodurch das Sittenbildliche und das Komische deutlich wird. Bei dem Vortrag ist der Ernst streng zu wahren, es darf keine Miene zum Lächeln oder Lachen verzogen werden. Hierdurch würde die Wirkung des Komischen nur abgeschwächt.

Wir kommen nun noch, hinsichtlich des Unterrichts, auf den Inhalt dieser Schwänke zu sprechen. Eine Zahl derselben eignet sich schon für die unteren und mittleren Klassen der Gymnasien und Realgymnasien, andere aber nur für die Oberklasse. Viele Schwänke schildern in den Geistlichen den damaligen Verfall der alten Kirche, der von dem Standpunkte der Reformation aus angesehen wird. Dies kann möglicherweise in den katholischen Schulen von vornherein Unwille und Ärgernis erregen. Zeigt nun der Lehrer, daß im früheren Mittelalter sogar die Geistlichen die Tiersage benutzten, um über ihren eigenen Stand Scherz zu machen; daß ferner die katholische Kirche nicht stehen geblieben ist, sondern sich zu höheren Stufen entwickelt hat und ihre sittlichende Macht eine gründlichere geworden ist, so wird durch diese Darstellung dem Anstößigen die Spitze abgebrochen, sodaß sich die Phantasie ungestört den heiteren Lebensbildern in den Schwänken hingeben kann. Dasselbe Verfahren wird der protestantische Lehrer einschlagen, damit zwischen diesen beiden Kirchen eine selbstlose Anerkennung herrsche. Jeder Protestant, der ein Hochamt im Kölner Dom oder in dem Stephansdom in Wien mitanhörte, wird sicher eine tiefe Seelenregung empfunden und die Bedeutung der katholischen Kirche erkannt haben. Und lachen wir in den Schwänken über die Mönche der alten Zeit, so freuen wir uns auf den Ferienreisen an den trefflichen Herren in den Benediktinerklöstern und hören gern zu, wenn uns unbefangene Leute erzählen, wie die Mönche verschiedener Orden trotz der Schrecknisse der winterlichen Natur die Alpenbewohner, die keinen Pfarrer halten können, hochoben aufsuchen. In den protestantischen Schulen wird ferner der Lehrer darauf hinweisen, daß schon Luther sehr wohl auch die Schwächen der evangelischen Geistlichen kannte; dies hören wir in seinen Tischreden Daß Shakespere, dessen Feuerauge wie wenige den ewigen Kern des Christentums durchschaute, von frömmelnder und scheinheiliger Streberei im Protestantismus nichts wissen wollte, zeigte er durch die Verhöhnung Malvolios

in Was ihr wollt. Und Lessing nahm für den Patriarchen im Nathan als Urbild einen starrgläubigen und verfolgungssüchtigen Geistlichen der lutherischen Kirche. Wird alles dies unparteiisch erwogen, so kann die Komik in den Schwänken des Hans Sachs nicht verdrießen und ärgern.

Ist aber das Komische an sich der Schule nicht gefährlich? Wenn es in seinem innersten Wesen erfaßt wird, sicherlich nicht. Das Derbkomische erweckt ein volles und gesundes Lebensgefühl und fordert auf, es bei naturwüchsigen Leuten, bei Bauern und Handwerkern aufzusuchen, die es am meisten lieben und ausüben. Mephistopheles in Goethes Faust giebt uns den richtigen Wink:

Die schlechteste Gesellschaft läßt dich fühlen,
daß du ein Mensch mit Menschen bist.

Die vornehmen Leute und der gebildete Mittelstand sind vorsichtig oder spielen Versteck; das eigentliche Volk ist nicht so ängstlich: es narrt andere, läßt sich aber auch manchen Rippenstoß gefallen. Die nach höherer Bildung strebende Jugend darf sich nicht von dem Volke scheu zurückziehen. In dieser Hinsicht muß Goethe ihr Vorbild sein.

Was den Witz betrifft, so übt dieser den Sprachsinn und lehrt sorgsam auf Wort und Gedanken achten, daß nichts Närrisches über die Lippen geht. Zugleich reizt er zum munteren Wortgefecht, welches rasch die Langeweile verscheucht.

Die höchste Stufe des Komischen, der Humor, geht aus von dem Ernst des Lebens, von herben Erfahrungen und bitteren Enttäuschungen; er denkt über die Welt nach, hat Liebe und Begeisterung für sie, wiewohl er die Igel und Stachelschweine kennt, die sich ihm in den Weg legen. Ein echter Humorist ist Menenius Agrippa in Shakesperes Coriolan; der reiferen Jugend erweckt er die vollste Freude. Der Humorist übt Selbsterkenntnis; ehe er über die Fehler der anderen lacht, macht er sich über die eigenen lustig. Dieser Geist geht von den Dichtungen in die Jugend über. Sie lernt, daß gegenüber den scharfen Pfeilen des Komischen eine Reihe von Untugenden abgelegt werden muß, als da sind Empfindlichkeit und Eitelkeit, Prahlerei und aufdringliches Pathos, Großmannsucht und Größenwahn, Scheinheiligkeit und klugverschleierte Streberei. Werden diese Gebrechen beseitigt oder auch nur abgeschwächt, so kann der Erzieher sich freuen.

Das harmlose und herzliche Lachen erfrischt und verjüngt den Körper und die Seele, und mit dem Ernst des Lebens verträgt es sich auch. Hören wir, wie der Philosoph Kant darüber denkt: „Voltaire sagte, der Himmel habe uns zum Gegengewichte gegen die vielen Mühseligkeiten des Lebens zwei Dinge gegeben: die Hoffnung und den Schlaf. Er hätte noch das Lachen hinzurechnen können."

# Welche und Welches.

Von **Franz Branky** in Wien.

In diesen Blättern, die der deutschen Sprache und Litteratur so liebevolle Teilnahme entgegenbringen, darf gewiß auch einmal eine Frage zehnten Ranges zur Besprechung kommen.

„In der Volkssprache werden zuweilen wer und was, dann welche fehlerhaft angewendet, z. B. Du hast viele Federn, gieb mir welche (statt einige)!" — so lesen wir in der fünften Auflage von Josef Lehmanns Deutscher Schulgrammatik, Prag, 1888, S. 169.

Ist diese Theorie, welche da gelehrt wird, richtig? Darf man ohne weiteres dieser Regel beistimmen? In welcher Bedeutung ist in dem angeführten Citate das Wort „Volkssprache" zu nehmen? Ist diese ganze Lehre auch haltbar? Wurde das über „welche" gefällte Urteil aus einem zureichenden Grunde gefällt? — Diese und ähnliche Fragen beschäftigten mich, als ich den obigen Ausspruch gelesen hatte.

Daß in dem Worte „welche" der Inhalt von einer unbestimmten Menge liegt, läßt sich gewiß nicht bestreiten. Ebenso muß man auch zugeben, daß gute und gewandte Prosaisten sich dieser Redensweise bedienen und vorwiegend in Fällen, von denen man sagen muß, diese Fügungen hören sich gut an und thun der Sprache in Rücksicht auf Kürze, Bündigkeit und Deutlichkeit des Ausdrucks nicht den geringsten Eintrag. Und daß diese Art zu reden nicht nur in der Volks- sondern auch in der Litteratursprache zu Hause ist, zeigen folgende Beispiele.

Weigand bemerkt in seinem Wörterbuche: welcher, welche, welches ist auch adjektivisches nur ein unbestimmtes Geringes ausdrückendes Pronomen. Zur deutlicheren Veranschaulichung dieser Lehre setzt er die Beispiele hinzu: Hier sind Nüsse, ich will dir welche geben. — Im Dorfe Kaffee zu entlehnen, um ihm welchen zu machen. (J. M. Miller, Siegwart, 833.) — Auch Adelung erklärt dieses Pronomen als ein unbestimmtes Zahlwort und stellt die Beispiele auf: Ich habe Äpfel, wollt ihr welche? — Von diesen Früchten waren welche sauer, welche süß. Ich hatte welche sonst bei mir (Gell.). — Wenn ich das Glück tragen könnte, so würde mir der Himmel gewiß auch welches geben. — Allerdings setzt er die Weisung bei: „Dieser Gebrauch ist nur der vertraulichen Schreibart angemessen, für die höhere aber nicht edel genug."

In Gellerts Werken findet man diese Redeweise öfters. An Rabener schreibt er in einem vom 29. Jänner 1761 datierten Briefe: König

Friedrich habe zu ihm (Gellert) gesagt: „Komme Er wieder zu mir, und stecke Er Seine Fabeln zu sich und lese Er mir welche vor. Und in einem Briefe an Borchward (sämtl. Werke VIII, 22) heißt es: „Sie sollen aber gewiß der erste seyn, dem ich meine Arbeiten zuschicke, wenn ich welche habe; denn von wem wollte ich lieber und eher gelesen seyn als von Ihnen?"

Aus Dresden sogar waren welche da. (J. G. Schummel, Fritzens Reise nach Dessau, VII. Brief.)

Eine treffliche Stelle finde ich auch im Litteraturbuche von Theodor Vernaleken. Der bringt im zweiten Bande S. 291 flg. ein Bruchstück aus Tiecks Übersetzung des Cervantes, jener interessanten Stelle, die schildert, wie Don Quixote Windmühlen für Ritter hält. Freund Sancho mit seinem geraden und schlichten Verstande und seiner gezügelten Einbildungskraft meint freilich „Windmühlen muß jeder kennen, wer nicht selber welche im Kopfe hat". So stellt Tieck, der Romantiker, der treffliche Übersetzer, der humor- und geistvolle Prosaist dar.[1])

Auch in unseren Tagen ist diese Fügung ganz geläufig. „Es giebt unter den Mannsleuten welche, die gerade so unerträglich sind, wie die Blaustrümpfe." Das behauptet Dr. Hansjakob, In Italien, II, S. 103.

„Ich machte ihr begreiflich, daß das Kanzleipapier sei und nicht mir gehöre, zu Hause aber hätte ich welches, das mein wäre, davon wollte ich ihr bringen. — Nun habe ich welches von Hause mitgebracht. (Grillparzer, Der arme Spielmann, VIII, S. 66.) — Bei R. Hamerling fand ich die Stelle (leider vergaß ich Band und Seite anzumerken): Als diese dann hörte, daß ich Verse mache, ließ sie sich welche von mir vorlegen.

Trude jubelt laut auf, dann sagt sie betroffen: „Ich hab' aber keine Tanzschuh'. — Laß dir welche machen". Hermann Sudermann, Geschwister, S. 64.

Die Senatoren freilich! Sofern noch welche leben in Afrika, hassen sie alles, was Vandale heißt. Felix Dahn, Gelimer, S. 25.

„Welche kenn ich auch, die sich dagegen sträuben, von außen bewegt zu werden, scheu und bang, ihren heiligen Frieden zu verlieren oder vertrocknet und eingerostet in ertötender Selbstsucht." (J. Wolff, Der Sülfmeister I, 276.)

---

1) In Tiecks Don Quixote findet sich noch öfters dieser Sprachgebrauch: Er zog dabei eine große Strecke fort und die Sonne braunte so heftig und heiß auf ihn hinunter, daß sie ihm leicht die Sinne verrückt, wenn sie welche angetroffen hätte. I. Band, 1. Buch, cap. 2. — Es war auch nicht schwierig, einen solchen Dolmetscher anzutreffen, denn man hätte dort wohl welche für unverständlichere und ältere Sprachen finden können. I. Band, 2. Buch, cap. 1.

Digitized by Google

„Habt Ihr kein Wunderpflaster im Hause?“ frug Ilsabe.

„Doch doch! ich habe noch welches“, erwiderte Martin und ging es zu holen. (Ders. II, 81.)

Theodor Mügge läßt (Afraja II, 51) die schöne Hanna sprechen: „Es ist schön hier. Welch seltsame Natur! Welche zahllosen Klippen!“ — Im ersten Ausrufe will welch das Auffallende in der Art und Gattung, das Großartige zum Ausdruck bringen. Im zweiten Ausruf hebt welche die Menge, die bedeutende Anzahl, die Vielheit hervor.

In den Zeitschriften von heutzutage ist diese Redensweise auch häufig anzutreffen. Die „Chronik der Zeit“, Jahrgang 1890, S. 827 schreibt: So nimm dieses Geldstück, und er (der Doktor) wird dir welche (d. i. Medizin) geben.

„An dessen Rockzipfel er sich jeweilig klammert, um darauf seine Ansichten zu stützen, insofern er eben welche hat.“ (Zeitschrift für Volkskunde, Jahrg. 1892, S. 158.)

Die österreichische Volkszeitung vom 17. August 1892 bringt auf Seite 4, Spalte 2 unter dem Stichwort „Unsere Dienstboten“ eine Miscelle des Inhalts: Frau: „Bevor ich Sie aufnehme noch eine Frage: Lesen Sie Romane?“ — Köchin: „Nein, aber ich schreibe welche!“

„Wenn welche dennoch straucheln, so würde es menschlicher sein, zu heilen als zugrunde zu richten.“ (Dr. Keferstein in den pädag. Blättern von K. Kehr, Jahrg. 1892, S. 127.)

Dieses Beispiel führt in die Kreise der Pädagogen. In der pädagogischen Welt sind es vorwiegend die Personen weiblichen Geschlechts, die diese Fügung mit Vorliebe anwenden. Einen Beweis hierfür liefert das Büchlein: „Garten, Feld und Wald von Hedw. Haberkern (Leipzig und Wien).“ Da liest man: Bring bald wieder welche (nämlich Schneeglöckchen), sagte die gute Dame, S. 2. — Als er dann wieder welche suchen wollte (S. 2). — Jedes Kind hat welche gepflückt (S. 3).

Das sind Belege aus dem Litteraturschatze deutscher Prosa, Belege aus älteren und jüngeren Tagen, aus vornehmeren und geringeren Quellen, die zeigen, wie weit diese Fügung verbreitet ist, und wie tief sie bereits in unserer Sprache Wurzel geschlagen hat. Den letzteren Umstand kann man sehr gut beobachten, wenn man jenen Leuten genauer auf den Mund sieht, die ohne alle grammatikalischen Düfteleien reden, nämlich so, wie es ihnen der Augenblick für die jeweilige Sachlage, die sie darzustellen haben, eingiebt. All diese Beispiele und Einzelfälle in Wort und Schrift kann man doch nicht gut als lauter Irrtümer und Sprachfehler bezeichnen.

Die Männer, welche Lehr- und Hilfsbücher für den deutschen Sprachunterricht verfassen, werden unter den angedeuteten Verhältnissen

wohl erwägen müssen, ob sie eine so weit verbreitete und allgemein verständliche Redewendung mir nichts dir nichts mit Bann und Interdikt belegen dürfen. Was nicht absolut falsch, unrichtig oder gegen den Geist unserer Sprache ist, das sollen Stil- und Sprachbücher nicht bekämpfen, am wenigsten in der Weise, daß dasjenige, was etwa weniger üblich ist oder geringere Verbreitung gefunden hat, gleich in den Bereich des Schlechten und Fehlerhaften verwiesen werde. Denn dadurch geschähe der Mannigfaltigkeit im Ausdruck allzuleicht Eintrag; das aber wäre schlimm, wenn man solches durch derartige apodiktische Behauptungen erzielte. Im Gegenteile, man soll sich freuen, wenn man merkt, daß der Sprache Abwechslung und Reichtum zu Gebote steht. Die Sprache stößt von selbst ab, was sich überlebt hat, und was sich nicht mehr bewährt. Die Schule soll gegen derartige Fügungen, wie wir sie kennen gelernt haben, nicht zufelde ziehen; aber gerade an dieser Stätte wird, sobald man nur irgendwie Gelegenheit hat, das kräftige Warnungssignal aufgesteckt: welche darf nie für eine Menge, für ein unbestimmtes Etwas angewendet werden, „denn" — so hörte ich bei einer Prüfung noch obendrein — „das wäre österreichische Ausdrucksweise, sogenanntes Wiener Deutsch!" Zu den Austriacismen ist in meiner Heimat diese Redensweise verwiesen worden! Auch nicht schlecht! Die Belege aus Weigand, Gellert, Tieck, J. Wolff zeigen indes deutlich genug, daß wir Wiener an den Redewendungen „gieb mir welche — nimm dir welches" nicht Ursache sein können, daß sie entstanden sind.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

Zu dem Spruche „Heile, heile Segen" rc., Zeitschr. 7, 63.

Der fragliche Spruch ist in mehr oder weniger abweichender Fassung sehr weit verbreitet und daher sicher nicht neueren Ursprungs, wie F. Teetz annimmt. Ernst Meier führt in seinen „Deutschen Kinderreimen aus Schwaben" den Segensspruch ganz ähnlich an (Nr. 7):

Heile, heile, Segen!
Drei Tage Regen,
Drei Tage Sonnenschein,
Bis morne Morgen ist älls vorbei!
oder:
Thut dem Kindle nimmer weih!

Auch in Unterfranken ist der Spruch sehr verbreitet. Ich habe ihn dort im letzten Jahre an verschiedenen Orten gefunden, so in Kreuzwertheim, in Steinmark (südöstl. Spessart), in Ruppertshütten, in Mespel-

brunn und in Miltenberg. Die Verse 1 bis 3 stimmen in all diesen Fassungen, abgesehen vom Dialekte, mit den entsprechenden Versen bei Meier überein. Die vierte Zeile erscheint mehr oder minder variiert:

Kreuzwertheim: Soll das Wehwehle widder vorbei sei'.
Steinmark: Soll ålles wieder gsund sei'.
Ruppertshütten: Wird es bald geheilet sein.
Mespelbrunn: Morgen muß vorüber sein.
Miltenberg: Muß scho wieder vergesse sein.

Auch in Amberg und in Türkheim (im bayr. Schwaben) kommt der Spruch in ganz ähnlicher Form vor.

Mit der von Teetz angeführten Fassung aus Bremerhaven stimmt besonders die folgende überein, welche mir Herr J. Blum aus Seligenstadt mitgeteilt hat:

Hale, hale Sege,
Morje früh gebts Rege,
Übermorje Sonneschei',
Solls widder gehalt sei'.

Etwas umgestaltet erscheint der Spruch in der von Meier a. a. O. in Nr. 8 angegebenen Form:

Heile, heile Segen,
Drei Tage Regen,
Drei Tage Schnee,
Jetzt thut dir's nimmer weh.

Auch in dieser Gestalt ist der Reim weit verbreitet. Im Spessart habe ich ihn an mehreren Orten gefunden, so z. B. in Berg Rothenfels:

Häle, häle Sege,
Drei Dog Rege,
Drei Dog Schnee,
Düet dersch nemmer weh.

Auch für Neustadt a. d. Hardt, sowie für Regensburg ist mir das Vorkommen dieser Fassung, mit geringen Abweichungen in der 4. Verszeile, bezeugt.

Vgl. E. Meier, a. a. O., Nr. 10; Baslerische Kinderreime (von Brenner), Basel 1857, Nr. 19; Simrock, D. d. Kinderbuch (2), Nr. 60; Kehrein, Volkssprache in Nassau, Bd. 2, S. 86; Stöber, Elsässisches Volksbüchlein (2), Nr. 59; Rochholz, Alem. Kinderlied, Nr. 948.

Eine weitere Variante bietet der folgende Spruch, welchen ich in Hafenlohr am Main aufgezeichnet habe:

Häle, häle Sege,
Drei Dog Rege,
Drei Dog willer[1]) Wind,
Du bist unner[2]) bös (liebs) Kind.

---

1) = wilder. 2) = unser.

Ähnlich in Mittelfranken:

Hale, hale Sege,
Drei Dag Rege,
Drei Dag kühler Wind,
Hale, hale, liebs Kind. (Ergersheim.)

Heile, heile Segen,
Drei Dag Regen,
Drei Dag geht der Wind,
Heile, heile, guts Kind. (Windsheim.)

Eine weitere Gattung derartiger Segenssprüche knüpft offenbar an die Anwendung von Volksmitteln, namentlich Auflegen des Kotes gewisser Haustiere auf den „Wehfinger", u. ä. an.

Es folgt hier eine Reihe solcher Reime. Die aus Seligenstadt, Unterafferbach, Wertheim, Hofstetten, Amorbach, Neustadt a. d. H. und Dillingen verdanke ich schriftlicher Mitteilung, die übrigen habe ich an den betreffenden Orten selbst gesammelt.

Hale, hale Gensdreck,
Morjen is alles eweck. (Seligenstadt.)

Fast ebenso in Röttbach (südöstl. Spessart), Obernau und Gailbach (bei Aschaffenburg).

Häle, häle Gensdreck,
Iwwermorge is alles weck,
Hinkel [1]) ufn Mist
Hot alles weckgewischt. (Laufach.)

Hale, hale Hinkelsdreck,
Bis morge frieh es alles weck,
Hale, hale Gensblut,
Bis morge frieh es alles gut.
(Unterafferbach bei Aschaffenburg.)

Häle, häle Gensje,
'S Kätze hȧt e Schwenzje,
Häle, häle Hinkelsdreck,
Bis morge frieh is alles weck.
(Damm bei Aschaffenburg.)

Heile, heile Gensje,
'S Kätzje hȧt e (auch: kȧ) Schwenzje.
(Aschaffenburg.)

Hale, hale Gensle,
'S Kätzle hȧt e Schwenzle,
Stummschwenzeder [2]) Hund,
Mȧch ȧlles wieder gsund. (Steinmark.)

1) = Huhn. 2) = Stumpfschwänziger.

Hale, hale Gensle,
'S Gensle hot ka Schwenzle,
Bis de heiratst, is es scho lang widder geheilt.
(Schollbrunn im Spessart)

Heile, heile Lenzle,
'S Kätzle hat e Schwenzle. (Wertheim.)

Häle, häle Gensle,
'S Gensle håt e Schwenzle,
'S Gensle dås gä^e^t üwerm Staak[1])
Und läicht'm (Liesele) n warme Draak[2])
Ez hält's![3]) (Lohr.)

Häle, häle Katzle,
'S Katzle ge^e^t iwwern Waak nü
Un sch . . ßt e Haüfle Draak drü.[4]) (Hasenlohr.)

Hale, hale Säge,
'S Kätzje sitzt uf de Stääge[5]),
'S Kätzje sitzt uf'm Mist.
Waß nieme[6]), wås dem Kind is?
(Hofstetten bei Obernburg a. M.)

Häle, häle Säiche,
Es Kätzle springt iwwer die Stäiche,
Es Kätzle springt iwwer die Hecke weck,
Morge frieh is alles eweck. (Amorbach.)

Heile, heile Katzedreck,
Morge frieh isch alles weck. (Neustadt a. d. H.)

Heile, heile Katzedreck,
J wett, bis moaje ischt alles weck.
(Gegend von Dillingen.)

Varianten und verwandte Reime siehe bei E. Meier, Nr. 9; Simrock, Seite 15; Stöber, Seite 18; Rochholz, Seite 341; Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, Nr. 50—52; Woeste, Volksüberlieferungen in der Grafschaft Mark, Seite 3.

Zum Schlusse teile ich noch einige andere Besprechungsformeln und Segen aus Unterfranken mit.

Gegen das Angewachsensein:[7])

Bist du bewachsen an der Ripp,
Helf dir Jesus in der Kripp,
Hast du das Herz gespannt,
So hilf dir St. Johann.
Im Namen u. s. w. (Aschaffenburg.)

---

1) = Steg. 2) = Dreck. 3) Jetzt heilt es! 4) = hinüber . . . darüber. 5) = Stiege. 6) = Niemand. 7) Bavaria, 4, Abt. 1 (Unterfranken), Seite 219: „Brustentzündungen der Kinder nennt man „Angewachsensein", was dem Eingezogensein der Rippenmuskeln bei erschwertem Atmen entnommen ist."

(Karl,) hast du das Herz gespannt,
So nehm dir's ab der heil'ge Mann.
Er nehm dir's aus den Rippen
Und leg's dem lieben Jesukind in die Krippe.
Im Namen u. s. w. (Damm.)

Anwachs, weich' (drei Mal gesprochen)
Dem Kinde aus den Rippen,
Dem lieben Jesukind in die Krippen!
Im Namen u. s. w. (Damm.)

Gegen das Zahnweh:

Hast du das Tag und Nacht geschieht[1]),
So nehm es dir der liebe Herr Jesu Christ,
So segne es dir der heilige Mann,
Der einst sei' Ruh in der Krippe fand.
Im Namen u. s. w. (Amorbach.)

Gegen den „Schußbloder" (Gerstenkorn am Augenliede):

Schußbloder, der du dich erhobst,
Und die heilige Frau dich niederschlug,
Ich segne dich mit meinem rechten Daume,
Weich un mach immer mehr Raume!
Im Namen u. s. w.[2]) (Amorbach.)

München. **Anton Englert.**

2.

Lüning, Lünken, ein Name für den Sperling.

Grimm sagt einmal in der Mythologie, daß man den Sperling in Westfalen auch Lüning nenne. Er konnte den Namen nicht erklären. Mir hat der Name viel Schwierigkeiten gemacht, als ich in dieser Zeitschrift über Tiernamen handelte. Belegen kann ich den Ausdruck jetzt aus einem echten Meklenburger Schriftsteller. In John Brinckmans Kasper-Ohm un ik (3. Aufl. Rostock, Werther 1877) heißt es S. 33/34: Dor lẹd ik mi denn sachting up den Buk dal un kröp vörsichtig na de Hofsid hen, as'n Kater, de Lünkens odder Swaelken beluren will. Lünken ist am Fuße der Seite auch als Sperling erklärt. Ich will diese Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf die Werke von John Brinckman hinzuweisen. Sie sind interessant und für den Sprachforscher äußerst lehrreich. Heinrich Seidel hat über diesen leider zu wenig bekannten, hochbegabten meklenburgischen Schriftsteller im XXIX. Jahrgang des „Daheim" 1893 Nr. 9 eine interessante Studie veröffentlicht.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

1) So hat mein Collega Dr. Link, der mir die Sprüche aus Amorbach mitgeteilt hat, den Segen wiederholt sprechen hören.

2) Einige andere Besprechungsformeln aus Unterfranken stehen in der Bavaria, a. a. O., Seite 222 und 223.

3.

Mînlêde = Mein Lebtage.

Ztschr. VI, 442 habe ich geschrieben: „Mînlêde“ steht also für hochdeutsch: Mein (dein, unser und euer, sein) Lebtage = jemals. Fritz Reuter schien den Ausdruck nicht zu kennen, er schreibt „meindag“ und „seindag“ im Sinne von „jemals“.

Von privater Seite wird mir geschrieben, daß meine Vermutung unzutreffend sei. Es heißt z. B. Stromtid Kap. 26 Mitte (als Jungjochen erklärt, er wolle mit Gottlieb fahren): „So was is mich doch mein Lebtag' noch nich passirt“. Ich habe nicht sagen wollen, daß Reuter den hochdeutschen Ausdruck „Mein Lebtag' (Mein Lebtage)“ nicht kannte, sondern daß die Verstümmelung „Mînlêde“ ihm unbekannt oder wenigstens nicht geläufig war, er würde sonst sicher oft Gebrauch davon gemacht haben. Die Fachgenossen werden es mir gestatten, daß ich in dieser Zeitschrift auf die vielen anerkennenden, berichtigenden und verbessernden Zuschriften antworte, die mir täglich zugehen. Mir ist es eine Freude, daß meine Bemerkungen überhaupt beachtet werden, Berichtigungen sind mir natürlich stets erwünscht, auch auf niederdeutschem Gebiet. Ich bin Mitglied unserer gelehrten Gesellschaften und verfolge die einschlägige Litteratur von Tag zu Tag. Wenn ich trotzdem meine speziellen Dialektstudien möglichst zurückdränge, so denke ich dabei stets an den allgemein germanistischen Charakter unserer Zeitschrift, die hauptsächlich dem hochdeutschen Unterricht und nicht Dialektforschungen dienen soll. John Brinckman braucht die Form „min Lẹre“ sehr häufig, so z. B. „Kaspar-Ohm un ik“ (3. Aufl. Rostock, Werther 1877) S. 11: „Dat hadd ik von den Jungen doch min Lẹre nich dacht, dat möt ik gestan, Kasper!“ Daneben braucht er auch: sin Lẹwdag, z. B. ebenda S. 5: Ob dat nu dorvon kem, dat he so oft in Batavia wẹst wir, odder dat he sin Lẹwdag so vẹl veritablen Knaster smökt hadd etc.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

4.

Zu Matthias Sammlung „Das deutsche Volkslied“.

(Vgl. Ztschr. V, 693.)

19, 13. So sten die steglein auch allein. Die richtige Deutung findet sich in Uhlands Alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern. 3. Aufl. 4. Bd. Seite 257 (Anm. 291): „Steglein sind wohl die Stäbe, woran der Rosenstrauch aufgebunden wird. (Stalder II, 398: der Stiegel, Stigl, Stab, Pfahl; stiegeln, stäbeln, pfählen.) Vgl. Schmeller III, 624: die Steigen, Gitter aus Stäben oder Latten“.

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

## Zu Julius Wolffs Lurlei.

Im XII. Abent. „Der Lehnstag“ werden die Gaben aufgezählt, welche dem Grafen Dietrich von Katzenellenbogen von seinen Lehensleuten dargebracht werden:

Sie hatten Korn und Wein zu bringen
Und Vieh und Fische, Huhn und Ei,
Auch Hausgerät und Eisenklingen
Und seltner Dinge mancherlei;
Auf vierbespanntem Ochsenwagen
Zaunkönigleіn am seidnen Band,
Maikäfer, und im Kampf zu tragen
Zwei Harnischhandschuh' linker Hand.

Gewiß wird es schon manchem gleich mir aufgefallen sein, daß hier neben wirklichen Lehensabgaben auch solche erscheinen, die, wie der Zaunkönig auf einem Ochsenwagen, nur symbolische Bedeutung haben können. Vorgeschwebt hat dem Dichter wohl die Bemerkung Uhlands in seinen alten hoch- und niederdeutschen Volksliedern 3. Bd. (3. Aufl.) S. 75: „Merkwürdiger ist jedoch, daß die Hyperbel des kleinen Vogels, der mit zahlreichen Ochsenwagen zum Hügel geführt sein will, unter den scherzhaft symbolischen Leistungen des mittelalterlichen Rechtes als Antrittsgebühr eines französischen Vasallen erscheint, der seinem Lehnsherrn eine Lerche, auf einem Ochsenwagen gefahren und gebunden, zu liefern hatte, sowie auch die Beziehung Robins zu seinem Grundherrn (my landlord) daran gemahnt, daß ein Edelmann in Franken als Lehensabgabe dem Herrn jährlich auf Martini einen Zaunkönig bringen mußte.“

Northeim. **R. Sprenger.**

6.

## Zu dem Kinderliedchen „Christkind, komm in unser Haus“ (Ztschr. 4, 84, 367, 598; 5, 132; 7, 266).

Das fragliche Liedchen scheint auch in der Rheinpfalz weiter verbreitet zu sein. Ein Collega teilt mir folgende Fassung aus Neustadt a. d. Hardt mit:

Christkinnel, kumm in unser Haus,
Leer dei goldig Säck'l aus,
Stell dei Esel uf de Mischt,
Daß er Heu un Hawere frißt.

Auch aus Dernbach bei Landau liegt mir eine Aufzeichnung des Liedchens vor, die im Wortlaut mit der obigen übereinstimmt.

München. **Anton Englert.**

## 7.

## Zu Schillers „Wallensteins Lager".

11. Auftr. 197 flg. (858 flg.).

(Wachtmeister.) Er ist ein unmittelbarer und freier
des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

Es scheint nicht allgemein erkannt zu werden, daß hier Schiller, indem er den Genetiv des Reiches zwischen das Adjektiv freier und das zugehörige Substantivum setzte, die freie Wortstellung, welche noch in der Sprache des 17. Jahrhunderts herrschte, nachahmte. Nur so erklärt es sich, wenn A. Funke in seiner Schulausgabe des Wallenstein, Paderborn, Ferdinand Schöningh 1891 diese Verse in folgender Schreibung wiedergiebt:

Er ist ein Unmittelbarer und Freier,
Des Reiches Fürst, so gut wie der Bayer.

Funke sieht also Unmittelbarer und Freier fälschlich als Substantive an, die dem „des Reiches Fürst" parallel sein sollen.

Northeim. **R. Sprenger.**

## 8.

## Zu Goethes Hermann und Dorothea.

IV, 19 flg. Aber nur angelehnt war das Pförtchen, das aus der Laube
Aus besonderer Gunst durch die Mauer des Städtchens gebrochen
Hatte der Ahnherr einst, der würdige Burgemeister.

Zu dieser Stelle, welche meine Sekundaner nicht so ohne weiteres verstanden, vermisse ich eine Bemerkung bei Cholevius und in den anderen mir zugänglichen Ausgaben. Der Sinn ist unzweifelhaft, daß es dem hochmögenden Burgemeister[1]) aus besonderer Gunst des Rates verstattet gewesen, die Mauer der Stadt zu durchbrechen. Dies war sonst streng verboten. Vgl. Gustav Freytag, Bilder aus der deutschen Vergangenheit III, S. 103: „Die Zahl der Dörfer in Thüringen und Franken war (um 1618) etwas größer als jetzt. Auch die Dörfer waren nicht ganz ohne Schutzwehr; breiter Graben, Zaun oder Wand von Lehm und Stein umgränzten oft die Stätte des Dorfes, dann war verboten Thüren durchzubrechen" u. s. w.

Northeim. **R. Sprenger.**

---

1) Hier ist auch eine Bemerkung über Burgemeister = der burge meister am Platz, welches den Schülern meist als Entstellung von Bürgermeister gilt.

## 9.

## Zum armen Heinrich.

267 (Bech) Der ê ditz geriute
und der ez dannoch biute
daz was ein frîer bûmann

Da bûmann gewöhnlich einfach durch Ackersmann, Pflüger übersetzt wird, ist es wohl nicht überflüssig, darauf hinzuweisen, daß in Westfalen (s. Woestes Wörterb. S. 43) buggemann, Baumann die Bezeichnung für einen solchen ist, der das Feld eines anderen baut. So erklärt sich auch der noch häufig vorkommende Familienname Baumann. Auch das Verb bauen verwendet Justus Möser, Patriot. Phantas. (her. v. Zöllner. Leipzig, Brockhaus 1862. II. Teil, S. 15) noch in dieser speziellen Bedeutung: „Meine Eltern bauten damals Retmars Erbe, welches unsere Vorfahren wer weiß wie lange und zuerst als Eigentümer besessen hatten". Auch die alte Bedeutung von bauen = bewohnen verwendet Möser noch. Vgl. edd. S. 48: „Ich lernte hieraus, daß die praktische Einsicht des alten Greises weiter ging wie meine Theorie, und bedauerte den Mann, der bei dem Mangel der Leibzucht die Hölle mit seinen Kindern bauen mußte . . ."

Northeim. **R. Sprenger.**

## 10.

## Muskate in der Bedeutung von Kot.

Ztschr. 7, 424 habe ich eine Stelle aus Fischarts Bienenkorb angeführt, welche mit Sicherheit darthut, daß Muskate in der Redensart „wie die Kuh voll Muskaten" nichts anderes bedeutet als tierischen Kot. Übrigens ersehe ich nachträglich aus einer Vergleichung der angezogenen Stelle mit dem Original, daß Fischart die fraglichen Zeilen wörtlich aus dem Biencorf des Marnix übertragen hat. Hier lautet die Stelle: Want met desen Windt worden de Papen soo vol des H. Geestes, als een Koe vol wel-rieckende Muscaten.

In dem „Spreekwoordenboek der Nederlandsche Taal" von P. J. Harrebomée, Bd. II (Utrecht 1861), S. 110 sind drei Sprichwörter aufgeführt, in denen muskaat in der fraglichen Bedeutung gebraucht ist.

Hij is zoo vol beleefdheid, als eene koe vol muskaat.
Ze rieken naar duimkruid, als eene koe naar muskaat.
Dat riekt naar muskus, als de duivel naar notenmuskaat.

Das erste dieser Sprichwörter kommt schon in einer Sammlung aus dem Jahre 1550 vor („Gemeene Duytsche Spreekwoorden", Campen). Man vergleiche damit die Stelle bei Marnix, die Redensart Ztschr. 5, 151 (auch 7, 424), ferner das in Wanders Deutschem Sprich-

wörterlexikon 2, 1722 (vergl. Wander, Allgemeiner Sprichwörterschatz, Hirschberg, 1836, I, 153) verzeichnete schlesische Sprichwort „A ies vuller Kinste wie de Sau vuller Muskaten-Nisse" und das am selben Orte aus Chr. L. Grubbs „Penu Proverbiale" (1678) angeführte schwedische Sprichwort „Han är full med Lärdom som en koo af muskat".[1])

Zu dem letzten der drei oben mitgeteilten holländischen Sprichwörter vergleiche man die Ztschr. 7, 425 aus Simrocks Deutschen Sprichwörtern angeführte Redensart, sowie die niederdeutsche Fassung in Frommanns Mundarten, 6, 281: „He rukt na müskes as de drummel (= Teufel) na muscat" (niederdeutsch).

Einen weiteren Beleg für den Gebrauch des Wortes Muskate im Sinne von Kot bietet die folgende Stelle aus „Tölpels Bauernmoral", J. Scheible, Schaltjahr, I, 332: „Man kann zwar aber auch im Fall der Noth aus Kacheln, Töpfen, Nachtgeschirren, Hüten, Schuhen und Pantoffeln noch Bescheid thun; denn helf, was helfen mag: wenn es nur in den Magen lauft; es schmeckt so wohl, als wann es mit Roßmuscat abgewürzt wäre, nach dem bekannten Sprüchwort: Wann man keine Jungfrauen mehr hat, muß man mit Säugammen tanzen."

In gewissen Gegenden der Oberpfalz wird Muskatnuß noch heutzutage als verblümter Ausdruck für Exkremente gebraucht. Vergl. Fr. Schönwerth, Aus der Oberpfalz, Sitten und Sagen, Bd. 1 (Augsburg 1857), S. 127: „Zu den ekelhaftesten Dingen verirrt sich der Geist des Menschen, wenn er seine Absicht durchführen will; er verschmäht es nicht, auch leibliche Abgänge, besonders Muskatnuß, zu solchem Zwecke (Liebeszauber) zu verwenden".

Ztschr. 7, 425 habe ich die Vermutung ausgesprochen, daß der Ausdruck „Muskate" für „Kot" durch eine äußere Ähnlichkeit des fraglichen Gegenstandes mit der von Sprenger Ztschr. 5, 779 erwähnten Speise veranlaßt sein mag. Doch bin ich jetzt der Ansicht, daß der Ausdruck auf ein „lucus a non lucendo" zurückzuführen ist. Harrebomée führt II, CLXXIV die Redensart an: „Het riekt hier niet gelijk muskaat". Ganz übereinstimmend sagt man in der Gegend von Regensburg: „Da riecht's auch nicht nach Muskatnuß." Damit ist auch die in Grimms Wörterbuch unter Muskat verzeichnete Stelle aus Wielands Don Sylvio von Rosalva zu vergleichen. Im 3. Buch,

---

1) Vergl. auch Scheible, Das Schaltjahr, V, 578 (aus Tragicomödia ... von P. Münnigsfeind, 1617):

„Herr Curd steckt so voll Hinterlist,
Gleich wie ein Kuh voll Muscat ist".

2. Kapitel dieses Romans sagt Pedrillo, nachdem er sich aus dem Schlamme herausgearbeitet hat, zu seinem Herrn: „Ich fiel der Länge nach hinein und kriegte gleich ein Maul voll, das gewiß nicht nach Muscaten schmeckte".

Ich denke mir, daß diese Ausdrücke, in denen das Wort Muskatnuß (Muscaten) in seiner eigentlichen Bedeutung erscheint, die ursprünglichen sind, und daß man das Wort erst später in ironischem Sinne zur Bezeichnung von Kot gebrauchte. Dafür spricht auch der Umstand, daß „Bisam" in ganz ähnlichen Redensarten vorkommt wie Muskate. Z. B.: „Sie werden unsern Mist anbetten, und für Bisam halten", aus Luthers Tischreden, angeführt in Weislingers „Friß Vogel oder stirb", Seite 369; „Die Kunst, Fürtz für Gewürtz darzuschieben, Des Papsts Kaat für Biesam zulieben," Fischarts s. Dichtungen, herausgegeben von H. Kurz, Band 2, Seite 265: „Ein Gstanck, welchs gwiß keyn Bisam was," ibid. Seite 260; „Der ein greiffet mit eim finger drein, so greifft er inn dreck (Menschenkot), gleich von stund an gieng der rauch daruon, was es für bisam war," Vierh. Schwänke des XVI. Jahrhunderts, herausgegeben von Bobertag, Seite 235. Auch das holländische „muskus" (Moschus) kommt in derartigen Redensarten vor. Vergl. Harrebomée, Band 2, Seite 110: „Hij meent, dat zijn stront muskus is. — Hij riekt naar het geld, als eene koe (of: een bok) naar muskus (of: saffraan). — Het riekt naar muskus, zei Anna, en haar kind had haar bek ...."

Zum Schlusse will ich noch einiges zu der Redensart „Was nützt der Kuh Muskate" bemerken.

In Wanders Deutschem Sprichwörterlexikon Band 2, Sp. 1668 flg. ist eine Reihe von Varianten dieser und ähnlicher Redensarten angeführt, worunter mehrere, zum Teil aus älteren Sammlungen nachgewiesene, in denen statt Muskate Muskatnuß vorkommt. So: „Was kennt die Kuh von der Muskatnuß, kommt's ganze Jahr auf keinen Baum. — Was soll einer Kuh Muscatnuß; es thut's ihr noch wol Haberstro. — Was versteht eine Kuh von einer Muskatnuß, wenn sie Heu frißt. — Was weiss e Chue von ene Muskatnuss, wenn sie no nie in ene Apothek g'si ist." Vergl. noch Band 2, Sp. 1527 a. a. O. „Einer Kuh ist Haferstroh lieber als Muskatnuß," und Frommanns Mundarten, 4,466 „Was versteht è Kueh vun ęrę Muschketnuss!" (Elsaß). Auch Muskatblüte kommt vor. So: „Båß nötzt der Kuu Muschko-ateblüt, be-i dár tut'ß Håberstru-e." Vergl. Wander, 2, Sp. 1679: „Was versteht die Kuh von Muskatenblüte!" (Böhmisch.)

Aus diesen Beispielen geht hervor, daß Muskaten in Redensarten wie „Was nützt der Kuh Muskaten" wohl als Muskatnuß, bezw. Muskatenblüte aufzufassen ist und nicht an eine Krude (vergl. Ztschr. 5, 779 und 7,248) gedacht werden muß. Man vergleiche das italienische Sprichwort: „Was weiß eine Kuh vom Safranessen?" (Wander 2, Sp. 1679) und das deutsche (auch holländische) „Was weiß eine Kuh von Safran!" (ibid.)

Das lettische Sprichwort „Was sollen der Kuh Perlen" (ibid.) entspricht dem Sinne nach genau dem deutschen „Was nützt der Kuh Muskaten?" Daß Muskatnuß früher als eine außerordentlich geschätzte Ware angesehen wurde, beweisen folgende Verse, die in einem deutschen Volksliede vorkommen (Alemannia 9,57):

Und wenn alle Bäume trügen Muskat,
Und jedes Blatt wär' ein roter Dukat,
Und jeder Apfel ein Edelgestein,
Doch würde meines Trauerns kein Ende seyn.

München. **Anton Englert.**

## 11.

## Zu einer Stelle in Uhlands Herzog Ernst.

### Anfrage.

IV, 2 (V. 1568).
„Wenn dem Aar
Der Seinen eines aus den Lüften fällt,
So schießt er nieder und vertilgt's."

Uhland spielt hier wohl auf die mittelalterliche Naturgeschichte an, wie sie in den verschiedenen Bearbeitungen des Physiologus niedergelegt ist. Er berichtet vom Adler, daß er seine Jungen der Sonne entgegenführt, und die, welche ihre Glut nicht ertragen, aus seinen Füßen herabfallen läßt. Vgl. W. Grimm zu Konrads von Würzburg goldener Schmiede LI, 1. Das stimmt aber nicht genau zu Uhlands Angabe, der vielmehr den Adler die Jungen deshalb vernichten läßt, weil sie nicht kräftig genug sind, sich hoch zu schwingen. Vgl. auch den dramatischen Entwurf Konradin (zu Ende):

„Du weißt, was uns das Lied gesungen: „König
Und Adler, niedrig schwebend, taugen schlecht."

Da ich in mehreren Bearbeitungen des Physiologus und in Konrads von Megenberg Buch der Natur (in Wismanns Kommentar findet sich keine Bemerkung zu diesem Stück) nichts genau Entsprechendes gefunden habe, so frage ich hiermit an, ob jemand Uhlands Quelle für diese Angabe zu nennen weiß.

Northeim. **R. Sprenger.**

12.

Rost. (Anfrage.)

Unter Rost verstehen wir jetzt allgemein eine des Luftzuges wegen durchbrochene Unterlage für Feuer, auch ein Stabgitterwerk aus Holz, besonders ein liegendes. In der älteren Sprache (mhd. der rôst rost, doch auch fem. wie mnd. immer die roste) bedeutet es jedoch oft so viel als brennender Scheiterhaufen. Nun lese ich bei Kopp, Die brandenburgisch-preußische Geschichte bis 1740. Berlin, Julius Springer, 1857, Seite 73, daß unter Kurfürst Joachim I. „38 Juden auf einem hölzernen Roste auf dem neuen Markte in Berlin verbrannt wurden". Es ist nun die Frage, ob sich Rost in der Bedeutung Scheiterhaufen etwa noch hier und da landschaftlich erhalten hat, oder ob es sich hier nur um oberflächliche Wiedergabe einer alten Chronikstelle handelt. Ich möchte letzteres vermuten, denn die Verbindung hulzîner rôst findet sich in älterer Zeit (s. Lexer II, 499) öfter belegt.

Northeim. **R. Sprenger.**

13.

Binnen kurzem.

Während nach dem Schriftgebrauch „binnen Kurzem" nur von der Zukunft gebraucht wird, wendet es der bekannte Germanist Frommann in seiner Ausgabe von Grübels Werken, Nürnberg 1873 flg. 5. Bd. S. 226, von der Vergangenheit an, wo man gewöhnlich „seit kurzem" sagt, wenn er von der Dankbarkeit für Nürnberg spricht, die Stadt, „in welcher ich binnen kurzem (1857)[1]) meine zweite Heimat ... gefunden." Es wäre interessant zu erfahren, ob dieser Gebrauch etwa auf landschaftlicher Eigenheit beruht und sich sonst noch findet.

Northeim. **R. Sprenger.**

14.

Zu Goethes Sänger.

„Ich singe wie der Vogel singt,
Der in den Zweigen wohnet.
Das Lied, das aus der Kehle dringt,
Ist Lohn, der reichlich lohnet."

Hierzu bietet sich als schöne Parallele, wenn K. v. Würzburg (im Trojanerkrieg 170 flg.) sein eigenes keinen äußeren Lohn ansprechendes Dichten dem Gesange der Nachtigall vergleicht, die sich nicht darum kümmert, ob sie jemand höre oder nicht. Vgl. Uhlands Volkslieder III, 3, Seite 96.

Northeim. **R. Sprenger.**

---

1) binnen kurzem ist wohl hier: in kurzer Zeit. D. L.

15.

## Zu Schillers Glocke.

Über „Glockentaufe" handelt ein Aufsatz von G. Chr. Lichtenberg, zuerst erschienen im Göttinger Taschenkalender vom Jahre 1782 S. 26—39 (jetzt in L's. vermischten Schriften. Göttingen 1867 Bd. 6, S. 298). Ich vermute, daß Schiller den Aufsatz kannte und ihm auch das Motto entnahm. Am Schlusse heißt es nämlich: „Die Aufschriften auf den Glocken sind oft seltsam. Viele haben folgende, oder doch welche, die ohngefähr eben das sagen: Vivos voco, mortuos plango, fulgura frango d. i. Die Lebendigen rufe ich, die Toten beklage ich, die Blitze breche ich. Jedenfalls scheint mir der Hinweis auf diesen Aufsatz Lichtenbergs passender als z. B. die Bemerkung im Schiller-Lexikon von Rudolph und Goldbeck I. S. 341, wo bemerkt wird, daß das Motto sich als Umschrift auf der Glocke des Münsters zu Schaffhausen befindet.

Northeim. **R. Sprenger.**

16.

## Zu Uhlands Volksliedern.

III, 3, Seite 229 wird die Stelle aus der Br. Grimm, Hausmärchen I, 255 flg. angeführt, wo zwei fliehende Kinder, erst der Knabe zum Rosenstöckchen und das Mädchen zur Rose darauf, dann er zu einer Kirche und sie zur Krone darin sich verwandeln. Das Wort Krone ist von Uhland mit einem „?" versehen, er scheint also die Bedeutung von Krone = Kronenleuchter, die mir seit meiner Jugend noch ganz geläufig ist, nicht gekannt zu haben. Im Deutschen Wörterbuche 5, 2377 wird bemerkt: „Frisch 1, 178a kennt es als großen hangeleuchter in der kirchen, der gleichsam mit lichten gekrönet."

Northeim. **R. Sprenger.**

17.

Scheible teilt im Schaltjahr 4,177 unter anderen Sprichwörtern mit: „Wenn einem ein Wolf, Hirsch und Eber begegnet, das ist ein glückliches Zeichen." — Vergl. Wander, Sprichwörterlexikon, 5,370.

München. **A. Englert.**

18.

## Zu Schlegels Arion.

Im 5. Heft des 6. Jahrgangs S. 361 will Dr. May die letzte Strophe des Schlegelschen Gedichts Arion nicht dem Periander, sondern dem Arion zuweisen, weil es die Wirkung der dramatischen Scene abschwächen hieße, sie als Worte des Periander aufzufassen, auch erscheine der Vorgang ungleich bedeutungsvoller, wenn Arion persönlich die Strafe über die Ver-

brecher verhänge. Hierzu bemerke ich folgendes. Der Verfasser geht von der Voraussetzung aus, daß das Werk des Dichters vorwurfsfrei sei, daß er daher selbstverständlich auch die größte dramatische Wirkung müsse beabsichtigt haben. Nun ist aber gerade die dramatische Gestaltung dieses Gedichtes, wie allgemein anerkannt wird, dem Dichter wenig gelungen, falls er sie überhaupt beabsichtigt hat; das Gedicht ist nichts weiter als eine in Verse gebrachte Erzählung, die durch schönen Rhythmus, Wohllaut und glänzende Diktion sowie die Wahl des Stoffes besticht; sein poetischer Wert ist höchst zweifelhaft. Unter diesen Umständen ist diesmal die Annahme, daß der Dichter eben weniger wirkungsvoll geschildert habe, ebenso berechtigt, und nichts nötigt, dem Schlusse des Verfassers zuzustimmen, selbst wenn man seine Behauptung von der größeren dramatischen Wirkung gelten läßt. Übrigens ist das Prinzip von der Unfehlbarkeit eines Dichters, wonach man nicht fragt, was besagen die Worte nach des Dichters Darstellung, sondern was müßte der Dichter sagen, wenn das Gedicht den höchsten Anforderungen entsprechen und den höchsten Grad der Vollkommenheit besitzen soll, bedenklich, schon wegen der Subjektivität der Ansichten über dichterische Schönheiten, und hat bekanntlich in der Kritik und Erklärung der Horazischen Gedichte viel Unheil angerichtet. Indes ich will davon absehen; mag immerhin auch unserm Dichter gegenüber der Nachweis, daß eine Auffassung die angemessenere, wirkungsvollere, bessere sei, genügen, um sie als die vom Dichter beabsichtigte zu erweisen, so ist dies doch nur in den Fällen möglich, wo die Wage der Entscheidung zwischen zwei Erklärungen gleich steht; nimmermehr aber werden durch solchen Nachweis begründete Einwendungen entkräftet. Es erheben sich nun aber gegen die Annahme, Arion spreche die letzte Strophe, gewichtige Bedenken.

1. Die Situation, in welcher uns a) Arion vorgeführt wird. Dieser ist nach der Darstellung des Dichters für die Schiffer, die ja an seinem Tode nicht zweifeln können, eine übernatürliche, göttliche Erscheinung.

> Es trifft sie wie des **Blitzes Schein**
> Ihn wollten wir ermorden,
> Er ist zum **Gotte** worden.

Deshalb wollte und konnte der Dichter ihn nicht zum Verkünder der Strafe gebrauchen.

b) Periander. Ihn finden wir in einem Verhör mit den Schiffern begriffen. Nachdem er nämlich voll Staunen von Arion den Vorgang vernommen, fordert er als **Herrscher von Korinth** die Schiffer vor; in welcher Absicht, das sagen uns deutlich die Worte:

> Ich hätt' umsonst die Macht geborgt

zugleich machen sie im Hörer die Erwartung rege, daß er sie strafen werde. Arglos erscheinen sie. Da tritt während des Verhörs plötzlich der von Periander verborgen gehaltene Arion in demselben Aufzuge, wie er vor ihren Augen sich ins Meer gestürzt hatte, hervor. Sie sind wie vom Blitz getroffen, sie bekennen sich schuldig. Wer soll nun anders die Strafe über sie verhängen als Periander, der sie in der Absicht zu strafen vorgefordert, der mit ihnen das Verhör anstellt, der auch als Herrscher von Korinth allein befugt war, sie zu strafen?

c) Die Schiffer; diese läßt der Dichter ausdrücklich sagen, daß sie von Periander Strafe zu erwarten haben; aus Furcht vor ihm weisen sie Arions Anerbieten zurück.

Wo blieben wir vor Periandern,
Verrietst du, daß wir dich beraubt?
Uns kann dein Gold nicht frommen,
Wenn wieder heimzukommen
Uns nimmermehr die Furcht erlaubt.

2. Die Rede selbst. „Er lebet noch", so beginnt dieselbe, und das soll nun der Hörer oder Leser als Worte des Arion auffassen? Wer so schreibt, der kann von niemand erwarten, daß er sich Arion als Redner denkt, das hätte durch irgend ein Wort angedeutet werden müssen, umsomehr, als doch Strafen zu verhängen nicht Sache des Unterthanen, sondern des Herrschers ist und in dem Leser bereits mehrmals durch die Äußerungen Perianders und der Schiffer die Erwartung erweckt worden ist, daß Periander sie strafen werde. Ferner weist auch der Ausdruck „der Töne Meister" auf Periander als Redner hin. Unmöglich kann sich Arion in dieser Situation mit diesen Worten bei den Schiffern einführen, mag er noch so hoch von seinen Talenten denken. Es ist ja ganz etwas anderes, wenn ein Dichter von seinem Nachruhm singt, als wenn er als Strafrichter auftritt. Endlich der vierfache Wechsel in der Bezeichnung seiner Person, der dann vorläge:

Er lebet noch, der Töne Meister,
Der Sänger steht in heilger Hut.
Ich rufe nicht der Rache Geister,
Arion will nicht euer Blut.

spricht doch ebenfalls gegen obige Auffassung. Alle diese Bedenken fallen fort, wenn Periander diese Worte spricht: „Er lebet noch, der Töne Meister", so kann der Freund von seinem hochgeschätzten Freunde sprechen, „der Sänger steht in heilger Hut", aber „ich rufe nicht der Rache Geister", denen ihr eigentlich verfallen seid, denn „Arion will nicht euer Blut". Durch diese Begründung zeigt uns der Dichter den Sänger in seiner

edlen Denkungsweise — er wird hingestellt als der, welcher bei dem Herrscher ein gutes Wort für die Frevler eingelegt hat und dem zu liebe dieser die Strafe mildert — außerdem giebt er uns zugleich ein schönes und wirkungsvolles Zeugnis von der Freundschaft beider. Hiermit erledigt sich auch Viehoffs Einwand, daß „von Periander sich nicht wohl erwarten lasse, daß er die Raubmörder mit einer so gelinden Strafe abfertigen werde“.

Was die Erklärungsschriften betrifft, so behauptet Götzinger, die Worte der letzten Strophe spräche natürlich Periander; ihm schließen sich an Gude, Frick-Polack und Leimbach, dieser mit hinzugefügter Begründung. Nur Viehoff (Ausgew. Stücke I, S. 147) hat die Behauptung aufgestellt, ihm schiene Götzingers Ansicht nicht sehr natürlich, die qu. Worte klängen im Munde des Dichters besser als in dem des Königs, und ihm spricht es fast wörtlich Lüben-Nacke (III, S. 137) nach. Widmann in Körners praktischem Schulmann 1857 Bd. VI, S. 522, der übrigens ebenfalls von Viehoff abhängig ist, schreibt: „In der 26. Strophe ist nun die Strafe über die Schiffer ausgesprochen. Wer aber spricht die Worte aus, Arion oder Periander? — Mit welchen Worten ist die Strafe bezeichnet? (Mit den Worten: Nie labe Schönes euren Mut.) In wessen Munde klingen wohl diese Worte am besten, im Munde des Dichters oder des Königs? (im Munde des Dichters)“. Das aber aus einem so allgemein gehaltenen Gedanken, der noch dazu am Ende der ganzen Rede steht, ein Schluß auf den Redner nicht beweiskräftig ist, leuchtet ein; auch klingen die Worte ebenso gut in dem Munde Perianders, der die Kunst so hoch schätzt, daß er den Arion gar nicht von sich lassen wollte; ja wenn wir die Worte genauer betrachten und bedenken, daß unter dem Schönen hier zunächst doch die Gesangskunst zu verstehen ist, dann müssen wir sagen, sie sind in dem Munde des Sängers nichts weniger als passend, weil eine unerträgliche Anmaßung darin läge. Augenscheinlich haben Viehoff und seine Anhänger bei ihrer Erklärung sich nicht auf den richtigen Standpunkt gestellt; von jenem bedenklichen Prinzip ausgehend, daß des Dichters Werk in jeder Beziehung vollkommen sein müsse, übersehen sie gänzlich, daß nicht der Unterthan, sondern der Herrscher naturgemäß die Person ist, der es zukommt, die Schiffer zu bestrafen, daß daher, wenn in diesem Gedichte ausnahmsweise der größeren dramatischen Wirkung wegen der Unterthan die Strafe verhängen sollte, dies ausdrücklich hätte gesagt werden müssen. Wir kommen demnach zu folgendem Resultat: Da in dem Gedichte durch nichts angedeutet ist, daß Arion die letzten Worte spricht, vielmehr die vom Dichter gezeichnete Situation sowie die Äußerungen Perianders und der Schiffer und die Rede selbst auf Periander hin-

weisen, dem es auch naturgemäß, wie niemand leugnen kann, zukommt, die Strafe zu verhängen, so müssen wir mit Götzinger sagen: „Natürlich spricht die Worte dieser letzten Strophe nicht Arion, sondern Periander“.

Für die Einzelerklärung bemerke ich zu Str. 22:

Ich hätt' umsonst die Macht geborgt.

Periander soll damit als fromm und gottesfürchtig hingestellt werden, indem er anerkennt, daß er seine Macht von den Göttern, von Zeus habe. Wegen seines frommen Sinnes vergl. Str. 4:

Wir wollen mit Geschenken die Götter reich bedenken.

Str. 23. Mich kümmert seine Wiederkehr. Vergl. ἐπιμέμφεται ἑκατόμβης Ilias, 1,65 er zürnt wegen einer (nicht dargebrachten) Hekatombe.

Herford i. Westf. **E. Meyer.**

## 19.

### Zu Schillers Tell III, 3, vgl. 5. Heft 1892 S. 362.

Gegen Hoffmanns Erklärung der Worte in Schillers Tell III, 3

Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest alle,

welche nach ihm bedeuten sollen „du rettest damit alle“ spricht unzweideutig der Zusammenhang — man lese die vorausgehenden Zeilen — und der Charakter des Geßler. Die Worte sind eine biblische Reminiscenz cf. Luk. 23,35 flg. Das Fehlen der Partikel „ja“ ist bei einem Dichter ohne Anstoß, übrigens würde man mit demselben Rechte bei der Hoffmannschen Erklärung den Zusatz „damit“ vermissen. Auch ist seine Erklärung an und für sich gesucht und unnatürlich, wie das der Verfasser selbst gefühlt hat.

Herford i. Westf. **E. Meyer.**

## 20.

### Zu Goethes Hermann u. Dorothea IX, 224, vgl. 8. Hft. 1892, S. 573.

Und vermied nicht Umarmung und Kuß, den Gipfel der Freude,
Wenn sie den Liebenden sind die langersehnte Versich'rung
Künftigen Glückes im Leben, das nun ein unendliches scheinet.

Düntzer hält seine Erklärung, nach welcher „das“ auf Leben sich beziehe gegen den englischen Erklärer aufrecht; hören wir die Gründe. 1. Das Relativ müsse sich regelmäßig auf das nächstvorhergehende Hauptwort beziehen; bedenkt man aber, daß künftigen Glückes im Leben gleich künftigen Lebensglückes ist, so schwindet das Bedenken, der Hauptbegriff ist eben künftigen Glückes. 2. Hat denn, so fragt er, das lang gewünschte Glück unzertrennlichen, liebevollen Zusammenlebens früher

weniger unendlich geschienen? Allerdings! vor dem das Jawort besiegelnden Kusse war ja ihr Glück ungewiß und zweifelhaft. 3. Dem Brautpaare erscheine das Leben durch dieses Glück ein ganz anderes, es schaue in dasselbe als in eine Unendlichkeit, das Leben scheine ihm ewige Dauer zu haben. Mit nichten! in betreff der Dauer ihres Lebens ändert sich durch die Verlobung die Anschauung der Liebenden nicht; dagegen sieht der Liebende sein Glück nur in der Geliebten und glaubt, ohne dieselbe nicht glücklich sein zu können; deshalb erfüllt in solcher Stunde der Seligkeit Liebende die Überzeugung, daß von nun ab ihr Glück, so lange sie leben, unendlich d. h. ohne Ende und unvergänglich sei. Der englische Erklärer hat also Recht mit seiner Behauptung.

Herford i. Westf. **E. Meyer.**

---

Die Aufgaben des deutschen Unterrichts an einem Realgymnasium. Vorschläge und Entwürfe von Gustav Fabricius, Realgymnasiallehrer. Bützow o. J. (1893). Druck der Ratsbuchdruckerei von C. Buhr.

Die vorliegende Abhandlung ist in der klaren und besonnenen Art geschrieben, welche dem Verfasser eigen ist. Obgleich frei von unangenehm berührender Polemik, weiß sie doch das als richtig Erkannte stets aufrecht zu erhalten und unterscheidet sich durch die in ihr herrschende Ruhe und Objektivität vorteilhaft von vielen anderen mit nervöser Hast geschriebenen Arbeiten über denselben Gegenstand. Sehr wohlthuend berührt des Verfassers pietätsvolles Verhalten gegen seine früheren Lehrer (vergl. Seite 3, 28, 29).

Jedem, der vor ihm auf demselben Gebiete gearbeitet hat, — die vorhandene Litteratur ist ausreichend benutzt — läßt der Verfasser sein Recht zukommen; er hebt lobend hervor, inwiefern die einzelne Arbeit einen Fortschritt bezeichnet, ohne die ihm weniger richtig erscheinenden Ansichten unwidersprochen zu lassen. Er hat natürlich von seinen Vorgängern vieles entlehnt; der kundige Leser merkt aber der Arbeit an, daß hier eine Menge in langjähriger Praxis gesammelter, eigener Erfahrungen ausgenutzt und verarbeitet sind. Dadurch bekommt das Ganze einen besonderen Wert; es sind nicht aus der Luft gegriffene, schön klingende, aber graue Theorien, welche hier vorgebracht werden, sondern Darlegungen des in Wirklichkeit schon Erprobten.

Die Einzelheiten des deutschen Unterrichts werden in folgenden Kapiteln vorgeführt:

A. Der Unterricht in der deutschen Grammatik, Orthographie und Interpunktion mit genauer Abgrenzung der Klassenpensen, Seite 5—10.

B. Lektüre und Litteratur (auch mit Rücksicht auf Lesen und Vortrag). Dabei wird ebenfalls die Verteilung des Lehrstoffes im einzelnen angegeben. Seite 10—18.

C. Schriftliche Übungen (Diktate, Gedächtnisschriften d. h. Niederschrift eines wörtlich gelernten Stoffes, Übersetzungen aus dem Lateinischen), Aufsätze mit kurzer Angabe praktischer Korrekturzeichen. Seite 18—25. Darauf folgen im Anhange, welcher eine wissenschaftliche Begründung der Ansichten des Verfassers enthält

1. Bemerkungen zur Grammatik, Interpunktion und Orthographie. Seite 26.
2. Bemerkungen zur Lektüre. Seite 27 und 28.
3. Bemerkungen zu den Aufsätzen. Seite 28 und 29.
4. Nachträge zum Stoffgebiet der Aufsätze. Seite 30—32.

Die zu besprechende Arbeit findet ihre Begründung und Berechtigung darin, daß es in der That mit der Praxis nicht gut in Einklang zu bringen ist, wenn den Schulen des größten Teils Deutschlands für den Unterricht im Deutschen allgemein geltende spezielle Lehrpläne vorgeschrieben werden sollen. Es ist gewiß richtig, daß der preußische oder sächsische Lehrplan für Mecklenburg nur mutatis mutandis anzuwenden ist, vergl. Seite 3 und 37. Es giebt auch auf diesem Gebiete viele Wege, welche zu demselben Ziele führen; auch in dieser Beziehung dürfen den Einzelstaaten berechtigte Eigentümlichkeiten nicht verkümmert werden. Und ich bin überzeugt davon, daß auf dem Wege, den der Verfasser hier angiebt, die Leistungen der Schüler nicht hinter denjenigen in anderen Staaten zurückstehen werden. Ich glaube, daß die so gewonnene Ausbildung der Zöglinge um so solider sein wird, als sie nur durch ganz allmähliches Fortschreiten erreicht wird. Wenn dieser Lehrplan innegehalten wird, dann wird die Anfertigung der deutschen Aufsätze dem Schüler selbst Freude bereiten, da nichts von ihm verlangt wird, was nicht auch schwächer Begabte leisten können.

Von Einzelheiten kann ich aus Mangel an Raum nur wenige hervorheben.

Die kurzen Andeutungen, welche sich auf die Lektüre beziehen, sind durchaus zu billigen. Der Verfasser legt namentlich darauf Gewicht, daß dem Schüler besonders in den unteren Klassen der Genuß an einer Dichtung nicht beeinträchtigt werde. Daher fordert er S. 11: „Es ist nicht mehr zu erklären (z. B. bei poetischer Lektüre), als zum Verständnis notwendig ist, aber auch nicht weniger. Grammatische Erklärungen sind

(nämlich in den unteren Klassen) ganz fernzuhalten“. Meiner Ansicht nach könnte das Gesagte der Hauptsache nach auf alle Klassen ausgedehnt werden.

Sehr gut hat mir auch die auf derselben Seite stehende Bemerkung über die Wiedergabe des Inhaltes des Gelesenen gefallen: „Man verbessere nicht jede Unrichtigkeit und Ungenauigkeit, sondern nur das, was absolut falsch ist“. Sie gilt nach meinen Erfahrungen nicht nur für den deutschen, sondern erst recht für den fremdsprachlichen Unterricht. Es ist z. B. ganz verkehrt, zu verlangen, daß der Anfänger beim Sprechen des Französischen oder Englischen keine Fehler mache. Man lasse ihn nur ruhig Fehler machen, — sie kommen im Laufe der Jahre ganz von selbst in Wegfall. Die Hauptsache ist stets, daß er sich zunächst einigermaßen verständlich machen kann. Viele kommen vor lauter Furcht, Fehler zu machen, nie zum Sprechen einer fremden Sprache. Darum darf auch hier nur das Wichtigste korrigiert werden; wer alles, was nicht richtig ist, verbessert, richtet nur Verwirrung und Schaden an. In diesem Punkte ist Pedanterie am übelsten angebracht.

Den einsichtigen Lehrer verraten die Ausführungen auf S. 17 und 24: „Gesättigt werden die Schüler auf diese Weise zwar nicht; aber ist denn das auch der Zweck? Sie sollen vielmehr hungrig und durstig werden und das Verlangen tragen, späterhin immer wieder aus dem erfrischenden Quell zu schöpfen“. „Nicht übersättigt sollen die Schüler werden, sondern hungrig nach geistiger Speise“ 2c. Eine solche Wirkung vermag freilich nur der Lehrer hervorzubringen, der selbst von seinem Fache begeistert, mit Freudigkeit sein Amt verwaltet.

In der ganzen hier besprochenen Schrift begegnet man nirgends einer kleinlichen und pedantischen Auffassung des Unterrichts im Deutschen. Die Anforderungen für jede Klasse sind nicht zu hoch gespannt und genau präzisiert.

Es ließe sich noch vieles lobend hervorheben, ich muß aber, um nicht zu lang zu werden, die Leser für weiteres auf die Lektüre der interessanten Arbeit selbst verweisen.

Rostock i. M. **F. Lindner.**

Oswald Reißert, Otto mit dem Barte. Eine deutsche Sage. Zur Aufführung in höheren Schulen bearbeitet. Leipzig, Rengersche Buchhandlung. 1892. 43 S. Geheftet 70 Pf.

Oswald Reißert, Däumling. Ein Märchen. Zur Aufführung in höheren Schulen bearbeitet. Ebenda. 1892. 51 S. Geheftet 80 Pf.

Es ist ja wahr, daß einer Schulaufführung klassischer Dramen die Eigenart der darstellenden Kräfte und die Inscenesetzung große Schwierig-

keiten in den Weg stellen. Aber dennoch lassen sich nach meiner Ansicht manche der für die Kunstbühne verfaßten Schauspiele auch mit Schülern bewältigen. Die nur für die Schule angefertigten Stücke sind oft Gelegenheitswerke, deren patriotische Absicht höher steht als ihr poetischer Wert, sie verfallen leicht in matte Allegorie, sie entbehren meist des rechten dramatischen Lebens und tragen mehr deklamatorischen Charakter.

Eine Aufführung von Reißerts Otto mit dem Barte würde aber doch die Mühe lohnen. Das Stück verherrlicht deutsche Kraft, Tapferkeit und Treue. Es entnimmt seinen Stoff dem Gedichte Konrads von Würzburg, wonach der Kaiser Otto den schwäbischen Ritter Heinrich von Kempten wegen Gewaltthätigkeit zum Tode verurteilt, als er aber von ihm am Barte gezaust und schwer bedroht wird, ihn nur mit Verbannung bestraft, und später, weil er von ihm aus Todesgefahr gerettet ist, ihn ganz begnadigt. Die Änderungen, welche Reißert mit der Sage vorgenommen hat, sind angemessen. Das Ganze ist flott geschrieben, es fehlt nicht an Humor, die Behandlung erinnert an Hans Sachsens Schwänke. Kleinigkeiten, wie daß Vers 16 einen Fuß zu viel hat, den Provinzialismus in Vers 896 und den Anachronismus in Vers 570 nimmt man gern mit in den Kauf.

Zwischenpersonen im Drama wie z. B. in Herrigs Volksschauspielen bedeuten für mich einen Verstoß gegen die poetische Wahrheit. Sie werden ja mit dem griechischen Chore verglichen, aber sie sind nicht ideale Zuschauer, wie sie wohl genannt werden, sondern recht nüchterne Beobachter, welche die zuschauende Menge immer wieder aus dem Reiche der Phantasie zurückreißen. In einem Schuldrama aber, an das man nicht den höchsten Maßstab legen darf, kann man die vorkommenden Zwischenpersonen — hier sind es ein Schüler und ein fremder Herr — als bequemes Auskunftsmittel immerhin gelten lassen. Reißert will nämlich, um die Aufführung zu erleichtern, die eigentliche Bühne durch ein einfaches Podium ersetzen und auf alle scenische Ausstattung verzichten. Zu meiner Freude teilt er aber die üblichen Bedenken gegen die theatralische Gewandung nicht. Als einen Vorzug des Stückes sehe ich es an, daß nicht nur Schüler der oberen Klassen Gelegenheit erhalten, ihre Kräfte zu üben, sondern für einige Nebenrollen auch auf kleinere Schüler gerechnet wird.

Der Däumling lehnt sich im allgemeinen an L. Tiecks dreiaktiges Märchen „Leben und Thaten des kleinen Thomas, genannt Däumchen" an. Die Handlung wird noch häufiger als in dem anderen Spiele durch die Reden einer Zwischenperson unterbrochen, die hier einzig und allein in Tipp besteht, einem anmutigen, kleinen Genius mit dem Zauberstabe. Der Stoff ist ja bekannt. Däumling wird beinahe samt seinen sechs

Brüdern vom Menschenfresser Schrumm geschlachtet, läuft dann in dessen Meilenstiefeln umher und erhält schließlich die Hand einer Prinzessin. Ein so kindliches, phantastisches, burleskes Märchenspiel wendet sich natürlich besonders an die Kleinen. Diese wird es gewiß in großes Entzücken versetzen, während es in den größeren Schülern schwerlich eine dankbare Zuhörerschaft finden wird. Die 18 Rollen lassen sich fast sämtlich auf Schüler der unteren und mittleren Klassen verteilen.

Die Stücke sind bereits in Hannover, Emden, Striegau und Berlin R. S. III aufgeführt. Möge auch in anderen Anstalten der Versuch einer Aufführung namentlich mit dem ersten Spiele gemacht werden!

Wesel. **Heinrich Gloël.**

Die deutsche Interpunktionslehre. Die wichtigsten Regeln über Satz- oder Lesezeichen und die Redestriche dargestellt und durch Beispiele erläutert von Dr. O. Gloede, Oberlehrer in Wismar. Leipzig, Druck und Verlag von B. G. Teubner. 1893.

Diese kurze, aber klare und alles Wesentliche behandelnde Arbeit des auf vielen Gebieten thätigen und fruchtbaren Verfassers ist aus der eigenen Unterrichtspraxis herausgewachsen und wird gewiß überall willkommen geheißen werden. Wer aus Erfahrung weiß, wie schwierig es ist, nicht bloß Anfänger, sondern auch Vorgeschrittenere in der richtigen Anwendung der Interpunktionszeichen zu unterweisen, wird es dem Verfasser Dank wissen, daß er sich der Mühe unterzogen hat, eine für die Schule (und für Erwachsene) unmittelbar brauchbare Zusammenstellung dieser Regeln zu geben. Es wäre sehr wünschenswert, daß diese kleine Schrift in recht vielen Anstalten eingeführt würde. Sie eignet sich nicht nur zur direkten Durchnahme in der Klasse, sondern vermöge ihrer Übersichtlichkeit auch zum Nachschlagen. Die Forderung, daß die Interpunktionslehre im engen Anschluß an die Satzlehre behandelt werden müsse, ist richtig und wird wohl auch überall durchgeführt.

Es ist aber in manchen Fällen wichtig, daß dem Schüler auch einmal eine zusammenfassende Übersicht über den Gebrauch der Satzzeichen gegeben werde Dazu eignet sich nun Gloedes Büchlein ganz vortrefflich. Die Menge Beispiele, welche jede Regel erläutern, sind besonders wertvoll. Was mir besonders gefallen hat, ist die Anerkennung und Besprechung der rhetorischen Interpunktion, wenn ich diesen Ausdruck bilden darf, cf. Seite V und 18. Dieser Punkt ist, soweit sich meine Kenntnis der einschlägigen Litteratur erstreckt, bisher in für Schüler bestimmten Sprachlehren ꝛc. noch nicht hervorgehoben worden.

Das Schwierigste in der Interpunktionslehre scheint mir immer die Anwendung des Semikolons zu sein. Die Regeln, welche über dieselbe

p. 9 flg. in Verbindung mit p. 17 u. ö. gegeben werden, sind völlig ausreichend.

Daß sich der Verfasser nach der geltenden amtlichen Rechtschreibung richten mußte, ist selbstverständlich, — daß sich Bedenken gegen dieselbe erheben lassen, nur zu bekannt. So z. B. ruft auch die Regel, daß man bei Eigennamen das „s" des Genetivs nicht durch Apostroph abtrennen soll (cf. p. 32), meines Ermessens leicht Unklarheiten hervor. Es fällt mir dabei ein hiesiges Firmenschild ein, auf welchem „Adams Steinhauerei" steht. Wie heißt nun der Inhaber: Adam oder Adams? Denn nach hiesigem Gebrauche kann Adams in solcher Verbindung auch Nominativ sein, ohne daß ein Kolon dahinter steht. Auf diese offizielle Orthographie gestützt verwirft Gloede auch die Wiederholung der Satzzeichen oder die Vereinigung mehrerer. Als rhetorische Interpunktion scheint sie mir häufig recht anschauliche Wirkung hervorzubringen. Ich persönlich bin für möglichst ausgedehnte Anwendung der Satzzeichen, für große Anfangsbuchstaben, für verschiedene Druckschrift, für Apostroph. Dies alles gewährt dem Leser eine große Erleichterung, und das ist ein bei der Masse des zu Lesenden doch gewiß nicht zu unterschätzender Vorteil.

Bei den angeführten griechischen Worten sind die Accente in manchen Fällen gesetzt, in anderen weggelassen, vergl. Seite 9 und 15; vor dem letzten Absatz auf Seite 25 ist wohl „Anmerkung 9" weggefallen.

Ich kann jedem Fachgenossen die hübsche und lehrreiche Schrift nur bestens empfehlen und spreche zuletzt noch die Hoffnung aus, daß der Druckfehlerteufel mir nicht etwa gerade in Bezug auf Interpunktion in dieser Besprechung Streiche gespielt hat. Der Verfasser selbst ist dieser Gefahr glücklich entgangen.

Rostock i. M. **F. Lindner.**

A. Koch, Die Schule und das Fremdwort. 85 S. 8°. Essen, Bädeker, 1890. M. 1.60.

Aus dem Titel ist nicht ersichtlich, daß ein gutes Drittel des Büchleins ein „Verzeichnis der in der Schule entbehrlichen Fremdwörter mit dem deutschen Ersatzworte" enthält. Wir haben davon die Abteilung „Sprachunterricht" genauer geprüft und die Auswahl, sowie die Verdeutschung ganz passend gefunden: nur Parabase = Anrede erscheint uns zu weit und Tetrameter = Achtfüßler zu eng, und Paradigma würden wir vielleicht lieber durch das einfache Muster als durch Musterbeispiel, Antepaenultima lieber durch drittletzte als durch vorvorletzte Silbe ersetzen. Ebenso zutreffend sind die voraufgehenden Erörterungen,

warum die Fremdwörter überhaupt und besonders von der Schule bekämpft werden müssen und was diese dafür thun soll. Dabei wird glücklicherweise eine Übertreibung vermieden, wie man sie befürchten könnte nach dem Wahlspruch auf dem Titelblatt: „Was zu thun ist, muß und kann allein von der Schule ausgehen." Wohl aber waren 1890 so gut wie jetzt übertrieben Kochs Klagen über die Gleichgiltigkeit der Schulmänner gegen die Sprachreinigung. Das beweisen schon die Mitgliederlisten des Allgemeinen Deutschen Sprachvereins. Und wer thut denn in dessen Zweigvereinen für das innere Leben mehr als jene durch Vorträge u. s. w.? Wenn sie manchenorts in deren Vorständen nicht in entsprechendem Maße hervortreten, so hat das ähnliche, hier nicht weiter zu erörternde Gründe wie bei den Geschichts-, Altertums- und vielen anderen ideellen Zwecken dienenden Vereinen, zu deren Erhaltung und Belebung gerade die höheren Lehrer im Verhältnis zu ihren Mitteln, ihrer Muße und der ihnen sonst bisher zugestandenen öffentlichen Geltung sehr viel und jedenfalls mehr als manche bevorzugte Stände beigetragen haben und beitragen. Das soll keine pharisäische Selbstbespiegelung sein, die eine weitere Steigerung dieses löblichen Eifers beeinträchtigen könnte; vielmehr erkennen wir ausdrücklich an, daß eine solche Steigerung hier und da möglich und wünschenswert wäre. Aber wenn die Schulmänner früher, vielleicht gar gleich anfangs noch viel eifriger für die Sprachreinigung eingetreten wären, dann wäre die Bewegung vom großen Publikum zu einer „Schulmeistersache" gestempelt worden, was ja auch jetzt noch sogar von manchen Hochschullehrern versucht worden ist, und hätte dann schwerlich ihre heutige Bedeutung erlangt.

Von den genannten allgemeinen Erörterungen Kochs hat uns besonders gefallen die Ausführung über Unterschied und Geschichte der Lehn- und der eigentlichen Fremdwörter, die etwas kürzere, aber selbständigere über den Gebrauch in den Schriften unserer Klassiker und die verständige Behauptung, daß das Ersatzwort nicht immer gleich den Begriff des Fremdwortes ganz genau zu decken brauche, sondern auch allmählich in ihn hineinwachsen könne. So ist es in der althochdeutschen Periode gegangen, als zum ersten Mal mit einer Menge neuer Begriffe auch eine Menge fremdsprachlicher, zumeist lateinischer Ausdrücke über die deutschen Sprachgrenzen drang oder zu dringen drohte; so ist es auch noch in der mittelhochdeutschen durchgeführt oder doch versucht worden, wie z. B. Kramms hübsche Abhandlung über die Mystiker (Prg. Bonn, Gymn.) jüngst gezeigt hat. Wenn diese Versuche auf philosophischem Gebiete durch den Niedergang der Mystik und das Aufkommen des Humanismus vereitelt worden sind, so beweist das noch nichts gegen ihre innere Berechtigung. Läßt doch auch eine Mutter, der es knapp geht, ihrem Knaben den ersten Abend-

mahlsrock so weit machen, daß er ihn erst nach mehreren Jahren ausfüllen kann.

Den wider Erwarten geringen Ertrag der Fremdwörter für den fremdsprachlichen Unterricht behandelt Koch auf Grund der Abhandlung Plattners (Realschule in Wasselnheim 1889), wozu noch die wenige Jahre vorher von Mörs (Realprogymnasium in Bonn) herausgegebene gezogen werden konnte. Auffälligerweise erwähnt er hierbei ein le blamage, ein Wort, das im Französischen gar nicht vorhanden ist. — Das Wort Ackusativ schwankt meines Wissens nicht „zwischen deutscher und fremder (Akkusativ?) Betonung", sondern zwischen Áckusativ und dem anscheinend im Westen und Süden Deutschlands gebräuchlicheren Akkúsativ, ganz wie Súperlativ und Supérlativ. Unrichtig oder mindestens unklar ist auch, daß „Hornemann seltsamerweise für Aorist das Wort Ingressiv neugebildet habe." Ingressiv ist ja ein längst bekanntes Wort für die sonst Inchoativ genannte Gebrauchsweise des Aorist. Auch haben wir bisher Pfotengram und maulhängkolisch nicht als „Volksumdeutung" von Podagra und melancholisch (S. 23) angesehen, sondern als Fischartsche Wortspielereien, und auch der Gartenjardin (S. 28) dürfte nicht naiver Unkenntnis und Fremdwörtersucht seine Entstehung verdanken, sondern nur dem augenblicklichen Plaisir-Vergnügen etwa eines Studenten. Um aber auch unsere Einzelbemerkungen mit einer Anerkennung zu schließen, so hat es uns gefreut, von Koch die Aussprache „Offissier" gegeißelt zu sehen, die leider noch immer nicht bloß in einigen Mädchenpensionaten verübt wird, sondern auch, wenigstens noch vor wenig Jahren, auf den königlichen Bühnen in Berlin und Dresden und natürlich auch auf Provinztheatern, wie in Köln zu hören war, und zwar einträchtiglich in Opern, wie der Weißen Dame, und in Schauspielen wie der Minna von Barnhelm.

Boppard. **Karl Menge.**

Franz von Löher, Kulturgeschichte der Deutschen im Mittelalter. München, Carl Mehrlich. Band I. 1891. Band II. 1892. Band III (wird 1894 aus dem Nachlaß ausgegeben werden).

Ich weiß nicht, ob es der Entschuldigung bedarf, wenn ich in der Zeitschrift, die dem deutschen Unterrichte gewidmet ist, ein Werk anzeige, das zunächst und vorwiegend geschichtlichen Inhalts ist. Allein so eng verweben sich doch die Fäden zwischen Sprache und Geschichte, und vornehmlich der Kulturgeschichte, daß die Berechtigung einer Anzeige eines noch dazu so vortrefflichen Buches wird gut geheißen werden. Dazu kommt noch, daß wir es zu thun haben mit dem Werke eines so kerndeutschen Mannes, wie Geheimrat v. Löher, der es für eine

„Schande" ansah, daß wir vor fremdem Wesen und namentlich vor dem römischen Rechte „auf dem Bauche liegen" (in einem Privatbriefe). Der Geist, der das Leben des Mannes durchzog, lebt auch in seinem Werke, das als wissenschaftliches Denkmal des Lobes nicht bedarf. Wohl aber sei die Form als künstlerisch vollendet hervorgehoben; der ungeheuere Stoff ist so verarbeitet, daß man das Buch mit Vergnügen liest, und doch merkt man, daß der Verfasser überall aus der Quelle schöpft, wenn er auch, um für den weiteren Kreis der Gebildeten lesbar zu bleiben, allen Notenkram weggelassen hat. Band I behandelt die Germanenzeit, Band II die Frankenzeit, Band III die Kaiser- und Städtezeit. Jeder Lehrer der Geschichte und des Deutschen sollte das Werk benutzen.

Flensburg. **Wasserzieher.**

Heuwes, J., Goethes Götz von Berlichingen. Mit ausführlichen Erläuterungen für den Schulgebrauch und das Privatstudium. (F. Schöninghs Ausg. deutscher Klass. mit Kommentar XIV.)

Heuwes hat als Wahlspruch eine Charakteristik des Götz von — Ampère vorgedruckt, d. h. wohl dem Litterarhistoriker Johann Jakob, nicht dem Physiker Andreas. Die Charakteristik von dem Franzosen ist so treffend wie irgend eine von einem deutschen Kritiker, paßt aber zur Einführung dieser Ausgabe dieses Schauspiels genau so gut wie die Ouverture von La chasse du jeune Henri par Méhul zur Eröffnung eines in den siebziger Jahren im Kölner Gürzenich zu Ehren Kaiser Wilhelms I. gegebenen Prunkkonzertes.

Im Text (Umarbeitung von 1773) sind nicht bloß die Scenen, sondern auch die Zeilen numeriert. In den Fußnoten sind zahlreiche Varianten, namentlich aus dem Abdruck von 1787, sowie Parallelstellen aus Götzens Lebensbeschreibung angeführt. Auch die neueren Erklärer hat Heuwes fleißig benutzt, vor allem Frick, welchem er auch in der trefflichen Schematisierung der Handlung (a. Handlung und Gegenhandlung, b. Übersicht über den Gang der Handlung) zumeist gefolgt ist, sowie in der Zurückführung ihres psychologischen Gehalts auf den Kampf Götzens um seine Ehre und deren Vernichtung durch eigene Schuld, ohne aber die gangbare Auffassung Hegels von dem einheitlichen Grundgedanken („Berührung und Kollision zweier Zeitalter, der mittelalterlichen Herrenzeit und des gesetzlichen modernen Lebens") auszuschließen. Außer den letztgenannten Sachen enthält der Anhang Entstehung, Aufnahme und Wirkung, Stoff, d. h. die geschichtlichen Daten über Götz, dichterische Gestaltung des Stoffes und Angabe von 77 Themen aus dem Stücke.

Von den Fußnoten werden die sachlichen durch eine Karte des Schauplatzes zweckmäßig unterstützt und sind die sprachlichen sehr aus-

führlich, nach unserem Gefühl zu ausführlich für die in Betracht kommenden Klassen. Deren Schüler müssen eine Synkope wie: Da gab ihm's Kind das Geld, von selbst verstehen und brauchen jedenfalls nur einmal, aber nicht wiederholt und gar kurz hinter einander darüber belehrt zu werden. Das gilt auch von Wendungen wie „ein schön Buch“, von dem veralteten „die müßige Leute“. Und wozu Ausdrücke wie Raum geben, mit Fleiß = absichtlich, noch mit Hinweisen aufs Griechische und Lateinische erklären oder an das Liedel des Türmers: „Heisa, mach's Thor auf!“ den philologischen Schnörkel hängen: Adonischer Vers!? Dagegen fehlt die nötige Erklärung I 4 Z. 92: „Sie halten den Juristen so arg als einen Verwirrer des Staats, einen Beutelschneider, und sind wie rasend, daß sich dort keine anbauen.“ Dieser Daß-Satz würde, rein sprachlich gefaßt, zunächst das Gegenteil des Gemeinten und den Sinn ergeben: darüber, daß = weil . . .; vermutlich deshalb hat Goethe 1787 geändert: wenn einer dort sich niederzulassen gedenkt. Diese Variante hat Heuwes angeführt, aber nicht angegeben, daß obiges daß, so ungewöhnlich die Wendung auch ist, nur final oder allenfalls auch konsekutiv gefaßt werden kann. Auch I 1. Z. 27 ist die Erklärung: „Zum Kreuze kriechen = sich als reuigen (Sol) Sünder tief demütigen, nach einem alten kirchlichen Brauch“, vielleicht noch nicht konkret genug für diejenigen Leser, welche die in katholischen Gegenden, namentlich an Wallfahrtsorten noch heute, wenn auch seltener als früher vorkommende Andachts- und Bußübung, während der letzten Strecke auf den Knieen rutschend oder auf Händen und Füßen kriechend sich dem gefeierten Kreuzbilde zu nähern, nicht genauer kennen. Unmittelbar vor dieser Stelle erwidert Sievers auf die Annahme seines Genossen Metzler, daß zwischen Götz und dem Bischof von Bamberg „alles vertragen und geschlichtet wäre“: Ja, vertrag du mit den Pfaffen! Heuwes erklärt Sinn und Konstruktion von vertragen ganz richtig. Wenn er aber hinzusetzt: hier fehlt jedoch das Sachobjekt; vollständig hieße es: Vertrag du den Streit mit den Pfaffen! so ist das nur halb richtig und trifft das Wesentliche der Wendung nicht. Dieses wird erst klar, wenn man sie mit ähnlichen volkstümlichen Ausdrücken vergleicht wie: Ja, vertrag du und der Henker; da vertrag du und der Teufel; vertrag du und kein Ende; vertragen und kein Ende! Der Antwortende will eine Annahme, Zumutung u. dergl. als unhaltbar, unnütz, unerträglich in schärfster und knappster Form zurückweisen und greift nun aus der vorhergehenden Äußerung das Verbum auf und zwar, wohl infolge und zum Ausdruck seiner Erregung, in der Regel mit Auslassung des Objektes.

Zu dem Ausdruck einem das Bad segnen (Ebda. Z. 41; auch gesegnen) konnte Heuwes freilich die Erörterungen von R. Reichel, Israel,

R. Sprenger und Hildebrand (alle in Z. f. d. d. U. 1892[1]) noch nicht benutzen; aus Hildebrands abschließenden Bemerkungen ist es doch sehr wahrscheinlich geworden, daß die Redensart auf einen dem das Bad Verlassenden zugerufenen Segenswunsch zurückzuführen ist. Demselben Forscher verdanken wir auch die Wiederherstellung der alten Namensform Sesenheim, nicht Sessenheim, wie Heuwes S. 159 schreibt. Vergleiche Z. f. d. d. U. IV 237 (Hildebrand, Gesammelte Aufs. S. 244).

S. 21 nimmt Heuwes mit Düntzer in dem Namen Weislingen eine Hindeutung auf die falsche höfische Weisheit an, zu II 1 Z. 85 („Da reißt sich kein Weisling los") eine Anspielung auf den Fisch Weißling, mit Hinweis auf III 4, wo Sickingen geradezu sagt: Sie verglich mich mit ihrem Weißfisch. Ob man in diese Mischung als dritte Zuthat auch den Schmetterling Weißling werfen dürfte? Bekannter ist er jedenfalls noch mehr als sein Namensvetter aus der Wasserwelt und würde auch besser als dieser Weislingens Wesen bezeichnen, auch ebenso gut zu II 1 passen.

Doch damit sind wir schon über den I. Aufzug hinausgeraten und auf diesen wollten wir unsere Bemerkungen zu Heuwes' Fußnoten beschränken. Der Leser wird aber gerade aus unserer genaueren Durchsicht dieses Teils schon den Eindruck gewonnen haben, daß wir an diesem fortlaufenden Kommentar verhältnismäßig wenig aus- und zuzusetzen haben. Und wenn er für die Schullektüre den Schülern stellenweise etwas zu viel bietet, so ist er ihnen zur Privatlektüre um so mehr zu empfehlen.

Boppard. **Karl Menge.**

Max Koch, Geschichte der deutschen Litteratur. Stuttgart, Göschen 1893. Sammlung Göschen. 278 S.

In bessere Hände als in die Max Kochs konnte die Abfassung einer Litteraturgeschichte für die Sammlung Göschen nicht gelegt werden. Mit großer Sachkunde, umfassender Belesenheit, feinem Geschmack und sicherer Gewandtheit hat sich Professor Koch der ihm gestellten, überaus schwierigen Aufgabe entledigt. Wer jemals den Versuch gemacht hat, ein weites Wissensgebiet auf so geringem Raume in seinen wesentlichen Zügen und dabei doch in anziehender Form darzustellen, der wird Kochs bedeutsame Arbeit hinreichend zu würdigen wissen. Er hat es verstanden, nicht nur ein genaues, sondern auch ein fesselndes und begeisterndes Bild von

---

1) Anlehnend an Hildebrand S. 732 bemerke ich, daß am Rhein noch heute sich segnen sehr gebräuchlich ist = sich bekreuzigen, sich mit dem Kreuzzeichen versehen, das Kreuz vor sich machen; se signo crucis notare, signum crucis formare.

unserer Litteraturentwickelung von der ältesten Zeit an bis zu den Bayreuther Festspielen hin zu entwerfen. Überall fühlt man, daß der Verfasser aus eigenster genauester Kenntnis der Litteraturwerke heraus diese schildert, nirgends begegnet man den sonst in Litteraturgeschichten so landläufigen allgemeinen Redensarten und abgenutzten Schlagwörtern, überall ist die Auffassung und Darstellung eigenartig und genau, dazu geht durch die ganze Schrift von Anfang bis zu Ende jene Frische und Klarheit, wie sie nur aus der unmitttelbaren Anschauung der Quellen hervorzugehen vermag. Überall bekundet Koch zudem eine völlige Vertrautheit mit der neuesten Forschung; so findet sich S. 95 sogar bereits die Jeepsche Hypothese aufgenommen, daß „die zur Thorheit gewordene Schildbürger-Weisheit Hans Friedrich von Schönberg 1597 im Lalenbuche verspottet habe.“ Besonders dankenswert ist es auch, daß der Verfasser die Litteraturgeschichte bis in unsere Tage fortgeführt und auch jüngere Dichter wie Ferdinand Avenarius, Hermann Sudermann, Gerhard Hauptmann, Karl Bleibtreu u. a. kurz besprochen hat; von Felix Dahn ist sogar der erst 1893 erschienene „Julian der Abtrünnige“ mit als ein an trefflichen Einzelheiten reiches, sehr geschickt gestaltetes Werk erwähnt. Wir sehen hieraus, wie Max Koch, ein gelehrter Forscher ersten Ranges, dennoch mitten im Leben unseres Volkes und unserer Zeit steht, ein leuchtendes Beispiel für viele andere Universitätsprofessoren, die leider nur allzuhäufig in unbegreiflicher Weltabgeschiedenheit einer weltfremden Klostergelehrsamkeit nachjagen und damit bei dem abergläubischen Respekt unseres Volkes vor aller systematisch vorgetragenen Kathederweisheit oftmals einen wenig heilsamen Einfluß auf Wissenschaft und Leben ausüben. Möchte sein Beispiel fleißige Nachfolge finden!

Was aber an Kochs Arbeit noch ein ganz besonderes Lob verdient, das ist seine entschiedene und entschlossene Deutschgesinnung, die man gleichfalls unter den Universitätslehrern und leider auch unter den Germanisten mit der Laterne suchen kann. Durch Kochs ganze Schrift geht der frische, warme Hauch echten nationalen Empfindens, sein Werk ist durch und durch deutsch im besten Sinne des Wortes. Das rechnen wir ihm ganz besonders hoch an, und Unzählige werden seine Arbeit mit gleicher Begeisterung und innigem Danke gegen den Urheber lesen, wie wir es gethan haben. Möchte doch das ganze deutsche Volk solchen Gelehrten, die wie Max Koch freudig und frei von zünftlerischem Dünkel unter das Volk treten, durch begeisterte Heeresfolge den Dank zahlen, der solchen Männern gebührt. Wir wünschen seiner Arbeit die denkbar weiteste Verbreitung.

Eine stilistische Unebenheit ist es, wenn S. 60 steht: „Die Vereinigung der sonst nach dem Handwerk streng getrennten Zünftler in

einer gemeinsamen zünftlerischen **Vereinigung** hatte eine günstige Wirkung." Harry Heine wurde nicht 1797 (S. 244), sondern 1799 geboren. Ein Druckfehler ist es, wenn S. 227 gesagt wird, daß Immermann seine Epigonen 1852 begonnen habe (statt 1832). Diese und einige andere kleine Versehen, die der schönen Leistung des warmfühlenden Gelehrten keinerlei Eintrag thun, sind in einer hoffentlich recht bald nötig werdenden neuen Auflage zu tilgen. Und so sei das kleine, aber wertvolle Buch Schule und Haus aufs wärmste empfohlen, als ein knapper und sicherer Führer durch die weiten und verwickelten Gänge unserer Litteratur.

Dresden. **Otto Lyon.**

G. **Wustmann**, Als der Großvater die Großmutter nahm. Ein Liederbuch für altmodische Leute. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Fr. Wilh. Grunow. XVI, 608 S. Preis eleg. geb. M. 6. 50.

Unsere Zeit ist arm an eigenartigen und starken Persönlichkeiten. Um so mehr freuen wir uns, wenn wir in Wissenschaft, Kunst oder Leben auf eine solche stoßen; denn was wir vor allem in unserer alles gleichmachenden Zeit bedürfen, das sind feste, widerstandsfähige, scharfkantige Persönlichkeiten. In Wustmann haben wir eine solche vor uns, und wenn wir mit ihm in Gegnerschaft geraten sind durch unser freimütiges Urteil über seine „Allerhand Sprachdummheiten", das wir eben deshalb abgaben, weil wir wußten, daß eine starke Persönlichkeit wie Wustmann nur den strengsten Maßstab der Beurteilung erfordert: so kann uns dies natürlich nicht veranlassen, nun etwa alles, was von ihm kommt, (wie es jetzt leider auch in der Wissenschaft und Kunst in Bezug auf sachliche Gegner nach dem traurigen Vorbilde politischen Parteihaders Mode geworden ist) in Bausch und Bogen zu verurteilen, sondern wir behalten uns, unserem Grundsatze gemäß immer nur der Sache zu dienen, die Entscheidung von Fall zu Fall vor. Noch in einem anderen Punkte sind wir entschlossene Gegner des genialen Herausgebers der Grenzboten. Die schul- und lehrerfeindliche Haltung der Grenzboten ist ein schwarzer Flecken in dieser sonst so gesunden und frischen Wochenschrift, der man nachrühmen muß, daß sie in nationaler, wirtschaftlicher, wissenschaftlicher und politischer Beziehung fast immer das rechte Wort zur rechten Zeit zu sprechen weiß. Ganz abgesehen davon, daß die Grenzboten gerade in den Kreisen des höheren Lehrerstandes sehr viel gelesen werden und daß oft gerade die besten Beiträge von „Schulmeistern", wie Wustmann mit Vorliebe sich ausdrückt, geschrieben sind, so erscheint es als eine merkwürdige Befangenheit in altererbten Vorurteilen, daß ein Blatt,

das sonst so scharfen Blickes alle gesunden Keime zur Entwickelung und Neugestaltung unseres nationalen und politischen Lebens zu finden und zu fördern weiß, die Fülle von Kraft und Begeisterung, von Pflichttreue und Liebe zum Volke, von Poesie und Geistesgewalt, die im Lehrerstande vorhanden, freilich oft durch die „Verhältnisse“ künstlich niedergehalten und deshalb vielfach dem Fernstehenden verborgen ist, durchaus nicht zu sehen vermag.

Abgesehen von diesen Punkten finden wir jedoch in dieser frischen und lebendigen Persönlichkeit so viel wirklich Bedeutendes und Gutes, das aus den reinsten und besten Quellen unseres Volkstumes fließt, daß wir den feindlichen Gewalten gegenüber, die unser Volk und unsere Eigenart bedrohen, die nationalen und volkstümlichen Bestrebungen Wustmanns so nachdrücklich als möglich zu fördern und zu unterstützen bereit sind. Wir haben schon vor Jahren Gelegenheit genommen, Wustmanns Alumneumserinnerungen, in denen die Frische und Natürlichkeit des sechzehnten Jahrhunderts sich mit der Feinheit und Grazie des achtzehnten Jahrhunderts paart, warm zu empfehlen, wir befinden uns heute in derselben Lage der vorliegenden Gedichtsammlung gegenüber. Das Buch enthält keine Volkslieder, sondern nur volkstümlich gewordene Erzeugnisse der Kunstpoesie, aber es sind doch zum größten Teile Lieder, aus denen uns ein Hauch echt deutschen Empfindens entgegenweht. An manchen Liedern nehmen wir freilich nur insofern Anteil, als sie uns zeigen, wo ein Vers, eine Strophe oder irgend ein geflügeltes Wort des Gesellschaftslebens unserer Tage ursprünglich gestanden hat und in welchem Zusammenhange sie da vorkommen, aber viele sind uns aus dem Elternhause her noch heute lieb und teuer, weil sie wie holde Genien unsere Kindheit umgaben. Ich habe beim Durchlesen des Buches wie in einem schönen Traume gelebt, meine Kindheit stieg vor mir auf, alle die Lieder, die damals meine Eltern und älteren Geschwister sangen und in die ich fröhlich mit einstimmte, wurden wieder vor mir lebendig; überall fielen mir zu den Texten, die Wustmann giebt, die Melodien wieder ein, trotzdem ich sie sicher seit fünfundzwanzig Jahren nie wieder gesungen habe. Andere Lieder kamen auf, andere Opern wurden Lieblinge des Volkes, und die politischen Ereignisse von 1866 und 1870 namentlich verscheuchten die harmlosen altmodischen Lieder, die der Herausgeber hier gesammelt hat, sogar aus der Kinderstube. Mit außerordentlicher Sachkenntnis und Vertrautheit mit der Litteratur jener Zeit hat Wustmann in diesem Buche alles nur Erreichbare unmittelbar aus den Quellen zusammengetragen; überall weist er in Anmerkungen die Stelle, wo das betreffende Lied zum ersten Male an die Öffentlichkeit trat, genau nach. So ist das Buch nicht nur eine Quelle des Genusses

für jeden, dessen Eltern und Großeltern diese Lieder sangen und deklamierten, sondern auch ein sehr wertvoller Beitrag zur Kultur- und Litteraturgeschichte. Da finden wir die verbreitetsten Fabeln Gellerts, Lichtwers (unter anderm auch: „Tier und Menschen schliefen feste", das die meisten heute nur noch aus der philologischen Bemerkung kennen, daß man den Anfang nicht ins Griechische übersetzen könne), Gleims, Willamovs, Pfeffels, Michaelis', Gedichte Bertuchs (Ein junges Lämmchen weiß wie Schnee), Claudius' (War einst ein Riese Goliath u. a.), Bürgers (Wer sagt mir an, wo Weinsberg liegt? und: Ein Pilgermädel jung und schön u. a.), Lossius' (An einem Fluß, der rauschend schoß), Schubarts (In einem Bächlein helle), Langbeins (Die Abenteuer des Pfarrers Schmolke und des Schulmeisters Bakel u. a.), Mahlmanns, Vulpius' (In des Waldes finstern Gründen), Schlotterbecks (In Mirtills zerfallner Hütte), Dinters, Nicolays, Tiedges, Chamissos u. a. Mit heimlicher Freude liest man die bekannte Kinderfabel: „Es war einmal ein Kater, der brummte täglich sehr", und Lieder wie: „Gestern abend war Vetter Michel hier, gestern abend war Vetter Michel da" oder „Das Canapee", aus dem noch das geflügelte Wort weiter lebt: „Die Seele schwingt sich in die Höh, der Leib liegt auf dem Canapee", das in etwas veränderter Form jetzt freilich auf die Walze der Drehorgel geraten ist, Dunkers Familiengemälde: „Mein Herr Maler! wollt' er wohl all' uns konterfeien?", Uelzens „Namen nennen Dich nicht. Dich bilden Griffel und Pinsel sterblicher Künstler nicht nach", das heute noch in dem Scherzworte weiter lebt: „Namen nenne ich nicht, denn ich bin ein Griffel und Pinsel", ferner Karl Gottlob Kramers Kriegslied: „Feinde ringsum!", Martin Usteris Gesellschaftslied: „Freut euch des Lebens!", Kotzebues: „Es kann schon nicht alles so bleiben hier unter dem wechselnden Mond", Seumes: „Wo man singet, laß dich ruhig nieder, ohne Furcht, was man im Lande glaubt; wo man singet, wird man nicht beraubt: Bösewichter haben keine Lieder" u. a. u. a. Auch die Lieblingslieder unserer Eltern und Großeltern aus den verbreitetsten Opern und Singspielen jener Zeit sind angeführt, z. B. aus der komischen Oper: Die verwandelten Weiber (Ohne Lieb und ohne Wein, was wär unser Leben?), aus der komischen Oper: Die Jagd (Als ich auf meiner Bleiche ein Stückchen Garn begoß), aus dem Schauspiel: Ehrlichkeit und Liebe (Arm und klein ist meine Hütte), aus der Zauberflöte, dem Donauweibchen, der Schweizerfamilie, aus Johann von Paris, Preziosa, dem Freischütz u. a. u. a. Wir können die Fülle des Anziehenden und Fesselnden, das Wustmann in einem stattlichen Bande vereinigt hat, hier selbstverständlich nur andeuten und auch nicht annähernd wiedergeben. Möge jeder nach dem schönen Buche selbst greifen; es gehört nicht nur in die Hand jedes

Lehrers, sondern auch in jede Schülerbibliothek und vor allem ins deutsche Haus. Mir ists warm ums Herz geworden, als ich darin las, und ich denke, so wird es manchem andern auch gehen. Es ist ein köstliches Buch.

Im einzelnen habe ich folgende Wünsche. Vermißt habe ich: „Reich mir die Hand, mein Leben" aus Mozarts Don Juan, das unser Kindermädchen zu Hause mir fast jeden Abend vorsang, ferner das damals sehr beliebte Raucherlied: „Wenn mein Pfeifchen dampft und glüht und der Rauch von Blättern sanft mir durch die Nase zieht, ei, dann tausch' ich nicht mit Göttern! Schwindet dann der Rauch im Wind, fang' ich an zu lachen, denke so vergänglich sind alle, alle andern Sachen" u. a. (ich zitiere aus dem Gedächtnis). Holteis Lied: „In Berlin, sagt' er" ist nicht vollständig; so fehlt die Strophe:

Nimm zehn Brief, sagt er,
Mit hinab, sagt er,
Gieb sie alli, sagt er,
Richtig ab, sagt er,
Hier der groß', sagt er,
Hat sein Bauch, sagt er,
Und geschrieb'n, sagt er
Sind sie auch.

Ich zitiere wiederum nur aus dem Gedächtnis, da ich die betreffende Partitur nicht erlangen konnte. Endlich möchte ich dem Herausgeber noch den Gedanken ans Herz legen, ob sich nicht eine größere Ausgabe seiner Sammlung mit Varianten (manche dieser Lieder sind wie Volkslieder zersungen und im Munde der Singenden umgestaltet worden) und mit den Melodien veranstalten ließe. Ich glaube, der Herausgeber würde sich durch eine solche Erweiterung ein Verdienst erwerben und ein würdiges Seitenstück zu Erks Volksliedern schaffen. Das Gesellschaftslied unserer Vorfahren sollte vor uns gleichfalls wieder so lebendig werden, wie es das Volkslied geworden ist. Wenn wir auch manche dieser altmodischen Lieder belächeln, es dringt doch aus ihnen ein echter Ton unseres alten, engbegrenzten und harmlosen, aber doch so innigen und reinen Familienlebens zu uns, ein Ton, den wieder einmal nachdrücklich zu vernehmen unserm Geschlechte sehr gut wäre. Auch dies würde zu unserer nationalen Wiedergeburt ein gut Stück beitragen, und schon jetzt gebührt Wustmann der Ruhm, diese fast verschollenen Klänge zuerst wieder aufgesucht und dem deutschen Hause bequem zugänglich gemacht zu haben.

Dresden. **O. Lyon.**

## Kleine Mitteilungen.

— H. Riegel hat den Vorsitz in dem Vorstande des Allgemeinen deutschen Sprachvereins niedergelegt. An seine Stelle wurde Herr Oberstleutnant a. D. Max Jähns in Berlin gewählt.

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. Nr. 11. November: Kleinere Schriften von Jakob Grimm, 8. Band, besprochen von O. Behaghel. — R. Wolkan, Böhmens Anteil an der deutschen Litteratur des 16. Jahrhunderts; Derselbe, Das deutsche Kirchenlied der böhmischen Brüder im 16. Jahrhundert, besprochen von H. Lambel. — Richard Löning, Die Hamlet-Tragödie Shakespeares, besprochen von L. Proescholdt. — Nr. 12. Dezember: B. Delbrück, Vergleichende Syntax der indogermanischen Sprachen, besprochen von H. Schuchardt. — Alwin Schultz, Deutsches Leben im 14. und 15. Jahrhundert, besprochen von O. Behaghel. — G. Bonet Maury, G. A. Bürger et les origines anglaises de la ballade littéraire en Allemagne, besprochen von Albert Waag. — J. Hain, Über die bildliche Verneinung in der mittelenglischen Poesie, besprochen von O. Glöde. — Shakspere. Fünf Vorlesungen aus dem Nachlaß von Bernhard ten Brink, besprochen von L. Proescholdt. — Adolf Hauffen, Shakespeare in Deutschland, besprochen von L. Proescholdt.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 37, 4: E. H. Meyer, Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung. I. Zum Orendel. — Zwierzina, Überlieferung und Kritik von Hartmanns Gregorius (Fortsetzung und Schluß). — Much, Eddica. — von Grienberger, Dietmar von Aist. Recensionen.

Leipziger Lehrerzeitung I, 13. 14. Paul Hösel, Das Recht der Persönlichkeit. — 15. 16: Friedrich Sachse, Die Bedeutung Pestalozzis für unsere Zeit.

Neue Bahnen IV, 12: Kahnmayer und Schulze, Warum haben wir ein neues Lesebuch für einfache Volksschulen geschrieben?

## Neu erschienene Bücher.

Karl Hirzel, Zeitfragen aus dem Gebiete des württembergischen Gymnasialwesens. I. Über Vorbildung und Prüfung zum höheren Lehramt. Tübingen, H. Laupp 1893. 47 S. Preis: 0,80 Mark.

Gotthold Klee, Das Buch der Abenteuer. Fünfundzwanzig Geschichten, den deutschen Volksbüchern nacherzählt. Mit 16 Abbildungen. Gütersloh, C. Bertelsmann 1894. 592 S. Preis: geb. 4,50 Mark. (Eine prächtige Gabe für die Jugend.)

G. Tschache, Material zu deutschen Aufsätzen in Stilproben, Dispositionen oder kürzeren Andeutungen für die mittleren Klassen höherer Lehranstalten. 2 Bändchen. 4. Auflage, neu bearbeitet von Fr. Drischel und Rud. Hantke. Breslau, J. U. Kern 1893. 176 S. Preis: 2,50 Mark.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

## Zu

# Rudolf Hildebrands 70. Geburtstage.

Siebzig Jahre! — Himmelssegen,
Gnadenfülle allerwegen
Künden diese Worte an.
Zu des Lebens steiler Höhe
Führte Dich in Glück und Wehe
Treu der Gottheit Hand hinan.

Du, der deutschen Sprache Meister,
Riefst herauf die alten Geister,
Die gesunken in das Grab,
Führtest sie zu Hochgewinne
Vor des Volks erstaunte Sinne
Mit der Forschung Zauberstab.

Deutsche Lust und deutsche Klage,
Deutsches Recht und deutsche Sage
Drangen aus der Nacht hervor;
Deutscher Sprache heil'ge Töne
Hehr und rein in alter Schöne
Trafen wieder unser Ohr.

O wie quillt aus tiefem Bronnen
Mächtig zu dem Licht der Sonnen
Nun verjüngt die alte Kraft:
Deinem Geiste ist's gelungen,
Hast den alten Feind bezwungen,
Der uns hielt in harter Haft.

Mit des Sehers tiefem Schauen
Führst Du zu der Dichtung Auen
Uns, die Rätsel deutend, hin:
Goethes Fülle, Schillers Sehnen,
Luthers Wucht und Walthers Wähnen
Und des Volkes Kindersinn.

Weithin über deutsche Grenzen,
Wo des Nordens Felder glänzen,
Wo des Südens Sonne lacht,
So nach innen, so nach außen,
Wenn die Stürme uns umbrausen,
Hält Dein Name treue Wacht.

Drum wo deutsche Völker wallen
Und wo deutsche Laute schallen,
Alles jubelnd Dich umkreist,
Tiefbeglückt von Deinem Walten,
Grüßend Hildebrand den Alten:
Gott mit Dir und Deinem Geist!

13. März 1894. **Otto Lyon.**

# Zum Unterricht der Engländer in Deutschland in der deutschen Sprache und Litteratur.

Von **Karl Breul** in Cambridge.

Mit Recht hat W. Scheffler in seinem in dieser Ztschr. I, 69—71 veröffentlichten Aufsatze „Der deutsche Unterricht und der Ausländer" darauf hingewiesen, daß es eine dankbare und der „Z. f. d. d. U." würdige Aufgabe sei, sowohl den deutschen Unterricht im Auslande als auch die Bedürfnisse des deutschlernenden Ausländers in Deutschland selbst in den Kreis ihrer Betrachtung zu ziehen. Dieser Anregung ist aber leider von seiten der Fachgenossen bisher noch nicht genügende Beachtung zu teil geworden. Ich beabsichtige nun im folgenden über den deutschen Unterricht an sich in Deutschland aufhaltende Engländer einige auf vieljähriger Erfahrung beruhende Ausführungen zu machen. Ich hoffe, bei einer späteren Gelegenheit einen Bericht über den in England selbst erteilten deutschen Unterricht zu liefern, besonders über den Unterricht an den höheren Schulen, welcher bisher in keiner Weise einheitlich, und nur selten methodisch, geregelt ist. An weitaus den meisten Schulen wird er dem Französischen, der stets zuerst gelehrten neueren Fremdsprache, gegenüber, ganz ungebührlich vernachlässigt. An den Universitäten wird das Deutsche bislang am gründlichsten in Cambridge getrieben, da vorläufig nur hier ein wirklich wissenschaftliches Studium der neueren Sprachen von der Universität eingerichtet ist, während Oxford leider bis jetzt das Studium der neueren Sprachen noch nicht offiziell anerkannt hat und der in London und an der Victoria University erteilte Unterricht mehr elementarer Natur ist. Die Victoria University hat bisher den neueren Sprachen eine Stelle in ihren höchsten (Honours) Prüfungen verweigert. An der Londoner Universität giebt es zwar Prüfungen für die Grade eines Master of Arts und Doctor of Literature, aber da bislang die Universität nur prüft, nicht aber auf die Prüfungen wissenschaftlich vorbereitet, müssen sehr viele Kandidaten sich ihre Kenntnisse ohne jede Anleitung und Schulung, wie es eben geht, aus Büchern erwerben. Über die Methode und Ziele des Studiums an unserer Hochschule darf ich wohl auf meine in den Englischen Studien XII, 144 flg., XIII, 163/4, und XVIII, 43 flg. veröffentlichten Aufsätze hinweisen.

Für diesmal beschränke ich meine Ausführungen auf die Bedürfnisse jener großen Anzahl junger Engländer, welche, der deutschen Sprache unkundig oder doch nur sehr ungenügend mächtig, nicht nur in deutschen Familien oder Pensionen Unterkunft und Unterhaltung, sondern auch bei

deutschen Lehrern gründliche Unterweisung in unserer schönen, aber schwierigen, Muttersprache suchen. Schon mehrfach habe ich von befreundeten Kollegen Anfragen erhalten, welche Lehrbücher in solchen Fällen zu benutzen, welche Ziele zu erreichen seien.[1]) Möchten die folgenden Hinweise und Ratschläge sich nun einem größeren Kreise von Fachgenossen nützlich erweisen!

Es ist eine bekannte Thatsache, daß eine sehr große Anzahl junger Engländer und Engländerinnen (und viele Amerikaner und Amerikanerinnen) sich oft jahrelang zu ihrer Ausbildung in Deutschland aufhalten. Einzelne Städte werden besonders bevorzugt z. B. Düsseldorf, Bonn, Neuwied, Marburg, Heidelberg, Freiburg, Hannover, Dresden u. a. In einer Reihe eigens für sie eingerichteter Pensionen erhalten sie Unterricht in der deutschen Sprache und Litteratur, einige wenige werden zum regelmäßigen Besuch der höheren Schulen zugelassen, andere endlich suchen ihre besonderen Zwecke bei einem Privatlehrer schneller zu erreichen. Die meisten jungen Engländer, welche auf längere Zeit nach Deutschland kommen, wünschen nach ihrer Rückkehr in die Heimat irgend eine Prüfung zu bestehen, welche ihnen die Thür zu weiterem Fortkommen öffnet. Sie bringen von Haus einige Lehrbücher mit nach Deutschland herüber, deren Wert meist ein sehr zweifelhafter ist. Mit den von Deutschen für Deutsche geschriebenen Hilfsbüchern können sie gewöhnlich wenig anfangen, anfangs schon der fremden Sprache halber. Sodann enthalten die deutschen Grammatiken und Klassiker-Kommentare, da sie sich an deutsche Leser wenden, keine Auskunft über die sehr zahlreichen eigentümlichen Schwierigkeiten, mit welchen ein Ausländer zu kämpfen hat, während viele sehr ins einzelne gehende Bemerkungen für Anfänger im Deutschen nur verwirrend sind. Ein deutscher Lehrer, welcher Ausländern in der Muttersprache Unterricht zu erteilen und dabei wirkliche Erfolge zu erzielen wünscht, sollte es sich daher zur unerläßlichen Pflicht machen, die eigenartigen Schwierigkeiten, welche das Deutsche dem Ausländer, also z. B. dem Engländer, bereitet, gründlich zu studieren, sich mit den besten Lehrmitteln, sowie den zu erreichenden Zielen wenigstens im großen und ganzen vorab bekannt zu machen.[1]) Er kann dabei sicher sein, daß, besonders bei der

---

1) Eine wirklich gute methodische Anleitung, wie das Deutsche in seinen Grundzügen einem Engländer zu lehren sei, giebt es noch nicht. Einige Winke für den Anfangsunterricht (alte Methode) giebt C. Colbeck, On the teaching of modern languages in theory and practice. Cambridge. Universitäts-Druckerei, 1887. Weitaus die meisten seiner praktischen Bemerkungen beziehen sich jedoch auf den Unterricht im Französischen. Mancherlei brauchbare Ausführungen enthält das Buch des zu früh verstorbenen W. H. Widgery. The teaching of languages in schools. London. Nutt. 1888 mit nützlicher Bibliographie. Eine

Mangelhaftigkeit vieler der bis jetzt vorhandenen Hilfsquellen, seiner eigenen ergänzenden Arbeit immer noch ein reiches Feld zu bebauen übrig bleibt.

Bevor ich mich zu den Hilfsmitteln für das Studium des Deutschen wende, ein Wort über die von den meisten Deutschlernenden angestrebten Ziele. Viele junge Engländer wünschen, nachdem sie sich in Deutschland genügend vorbereitet haben, eine englische Universität zu beziehen. Da es bekanntlich in England kein einheitlich geregeltes höheres Schulwesen, geschweige denn Abiturienten-Prüfungen, giebt, liegt es jeder Universität ob, den Bildungsgrad der sich ihr zuwendenden jungen Leute selbst zu prüfen. Die für uns hauptsächlich in Betracht kommenden Universitäten sind Cambridge, Oxford, London und die nordenglische Victoria University. Die Aufnahmeprüfung muß in einer Anzahl von Fächern abgelegt werden, zu denen auch Deutsch gehören kann (nicht muß). Die Prüfungen sind ausschließlich schriftlich, und die in der Klausur gedruckt vorgelegten Fragebogen sind nachher käuflich zu haben. Aus ihnen übersieht man leicht und zuverlässig das Maß der in den einzelnen Fächern und Prüfungen gestellten Anforderungen. In Cambridge heißt diese Vorprüfung The Previous Examination (im Studentenslang „The little go") in Oxford Responsions (im Studentenslang Smalls), in London Matriculation, an der Victoria University The Preliminary Examination. Die Fragebogen (Examination Papers) von Oxford und Cambridge kann man in einem besonderen Heftchen nach jeder Prüfung kaufen, die von London und der Victoria University werden alljährlich in dem University Calendar veröffentlicht, der auf dem Wege des Buchhandels bezogen werden kann. In derselben Weise kann man die in den sogenannten Local Examinations, den College Entrance Examinations, den Scholarship Examinations und den verschiedenen Examinations for the Civil Service und Examinations for Commercial Certificates gestellten Fragebogen kaufen.[1]) Ein für angehende Offiziere des englischen Heeres zusammengestelltes auf die Prüfungen vorbereitendes Buch sind die „Army and Navy Examination Papers compiled from papers recently set at public examinations" von J. F. Davis. London. Hachette. 1893. Ein anderes, mit etwas weiterem Programm, heißt 100 German Examination

---

der Z. f. d. d. U. entsprechende Zs. giebt es nicht; einzelne nützliche Aufsätze und Besprechungen finden sich dagegen gelegentlich im Journal of Education, der Educational Times, der Educational Review. Ein Fachblatt, The Modern Language Monthly, ist nach kurzem Bestehen wieder eingegangen. Am meisten bieten ohne Frage die amerikanischen Modern Language Notes (Jahrgang VIII. 1893).

1) Man wende sich u. a. an die Buchhandlung von D. Nutt, 270 Strand. London. W. C. oder an die von Deighton, Bell & Co. Trinity Street. Cambridge.

Papers ... mit Anmerkungen herausgegeben von C. Rühle. London. Nutt. [6]1889. Von Prof. Rühle sind noch mehrere ähnliche Ausgaben veranstaltet worden. Die in den großen öffentlichen Prüfungen gestellten Anforderungen halten sich im allgemeinen immer ziemlich auf derselben Höhe, und somit genügt die Durchsicht einiger Bogen, um dem Lehrer zu zeigen, was etwa von seinem Schüler in der betreffenden Prüfung verlangt werden wird. Natürlich liegt es mir völlig fern, ein übertriebenes Durchpauken alter Fragebogen mit dem Schüler — wie es leider manchmal geschieht — zu empfehlen. Ich weiß sehr wohl, daß gründliche Unterweisung und eifrige Aneignung ohne fortwährenden Hinblick auf einen bestimmten Zweck die beste und würdigste Vorbereitung auf jede Prüfung ist. Aber ein Lehrer sollte doch über das, was sein Schüler später leisten muß, gründlich unterrichtet sein. Auch darf er nicht vergessen, daß der junge Engländer meist weit unselbständiger in seiner Arbeit ist als der junge Deutsche, und daß er von einem Lehrer, auf den er Vertrauen setzt, auch durchaus erwartet, daß dieser für ihn die besten Hilfsbücher anzugeben und ihn auf dem besten Wege zu einem ihm, dem Lehrer, wohl bekannten Ziele zu führen wissen werde. Einen eigenen Studienplan wird sich auch ein älterer Schüler oder Student fast nie machen, eigene Wünsche über den Unterrichtsgang nur in den seltensten Fällen äußern. Dies liegt in den englischen Verhältnissen, wird aber von deutschen Lehrern, so viel mir bekannt geworden ist, eigentlich niemals genügend berücksichtigt. Es ist durchaus erforderlich, daß ein deutscher Lehrer seinem englischen Zögling, was Methode des Unterrichts und zu benutzende Hilfsbücher anbetrifft, von vornherein bestimmt und wohlunterrichtet gegenübertritt. Einige der besten der im folgenden aufgezählten Bücher sollte daher der Lehrer, welcher diesen gewiß oft anregenden Unterricht zu seinem Beruf oder Nebenberuf zu machen wünscht, sich auf jeden Fall vorher anschaffen und durcharbeiten.

Die Anzahl der hier gebrauchten Hilfsbücher für das Studium des Deutschen ist außerordentlich groß, die der wirklich brauchbaren aber im Grunde klein. Ich führe im folgenden fast ausschließlich Bücher an, welche mir persönlich wohl bekannt sind, glaube aber kaum irgend ein wirklich bedeutendes englisches Werk übergangen zu haben. Eine Reihe guter amerikanischer Bücher habe ich unterschiedslos mit den englischen angeführt; doch lag es nicht in meiner Absicht, auf diesem Gebiet alles Gute zu verzeichnen. Bei den kommentierten Klassikern und auch sonst hie und da mag es gelegentlich eine neuere Auflage als die von mir angeführte geben, meist aber ist die augenblicklich neueste Auflage genannt.

Von Schulgrammatiken der modernen deutschen Sprache erwähne ich die folgenden, welche aus dem einen oder dem anderen

Grunde empfehlenswert sind: H. C. G. Brandt. A grammar of the German Language for High Schools and Colleges. Designed for beginners and advanced students. Boston. [4]1888. (Brauchbar, und wissenschaftlich am höchsten stehend.) H. W. Eve. A School German Grammar. London. [3]1886. (Vielverbreitet, praktisch.) Kuno Meyer. A German Grammar for Schools. Based on the principles and requirements of the Grammatical Society. London. [3]1891. (Kurz und gut für Anfänger.) Neben diesen von mir vorzugsweise empfohlenen verdienen genannt zu werden: C. E. Aue. Grammar of the Germ. Lang. with exercises. London & Edinburgh. 1886. (Praktisch.) — A. L. Meissner. The public School German Grammar. London. Hachette. (Praktisch). W. D. Whitney. A Compendious German Gramar. London. 1880. (Wissenschaftliche Grundlage.) — Hermann Lange. The German Manual. A German Grammar, a Reading Book and a Hand-Book of Conversations in German, adapted for Class teaching and private study. Oxford. [2]1884. (Praktisch.) T. H. Weisse. Complete practical grammar of the German language. London. [3]1872. (Sehr ausführlich.) — Franz Lange. Concise German Grammar in three progressive Courses. (I. Elementary. II. Intermediate. III. Advanced course: a complete German Grammar.) London. 1889. Nach anderem System: Franz Lange. Juniors' German in „New analytic method of learning languages". London. 1891. Eine kurze systematische Vergleichung der deutschen Laute mit den englischen auf wissenschaftlicher Grundlage findet sich am Schluß meiner Ausgaben von Lessings Fabeln (Cambridge PPS. 1887) und ausführlicher in der des Doctor Wespe (Cambridge PPS. 1888). Eine ebenfalls ganz knappe Zusammenfassung der Metrik eines deutschen Dramas in Blank Verse ist in meinen Ausgaben von Schillers Tell (PPS. 1890) und von der demnächst erscheinenden von Schillers Wallenstein. I. (PPS. 1894) zu finden.

Für Sprachübungen, familiäre und idiomatische Redensarten: Franz Lange. Easy German dialogues. Specially compiled for the use of beginners and young pupils. London. 1893. L. E. Wirth. German Chit-Chat or Deutsche Plaudereien. London. [5]1888. — Alb. Hamann. Echo of spoken German. with a German-English vocabulary by A. L. Becker. Leipzig. 1892. (Sehr empfehlenswert.) — Aug. Koop. Dictionary of English idioms with their German equivalents. London. [2]1891. (Brauchbar, aber noch sehr besserungsfähig.)

Ferner ist vor kurzem von Macmillan eine „Commercial Series" begründet, deren uns hier interessierender, von F. C. Smith bearbeiteter Teil „Introduction to commercial German" 1892 in London erschienen ist. Der grammatische Teil des Buches ist freilich recht schwach.

Sehr nützlich für künftige Studenten der Naturwissenschaften, welche deutsche wissenschaftliche Werke zu lesen haben, ist H. Blake Hodges. A Course in scientific German. Boston. USA. 1891. Man nennt naturwissenschaftlich-mathematische Studien hier „science" im Gegensatz zu den historisch-philosophischen, welche allgemein „arts" heißen. Scientific German bedeutet daher häufig naturwissenschaftliche und mathematische deutsche Prosa. Brauchbar ist auch Francis Jones. A German Science Reader. London. Percival and Co.

Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche heißen mit dem Kunstausdruck: „composition", „prose composition" oder einfach „prose"; die Übersetzung aus der fremden Sprache heißt „translation" (vergl. „thème" und „version"). Die gangbarsten Bücher für Übersetzungen ins Deutsche sind: E. Fasnacht. Macmillan's Course of German Composition. First course. Parallel German English Extracts and parallel English-German Syntax. London. 1890. — C. A. Buchheim. Materials for German Prose Composition. London. [9]1884. — Emma Buchheim. German Composition for Beginners. Oxford. 1893. — Charles Harris. Selections for German Composition, with Notes and Vocabulary. Boston. USA. 1890. — Hermann Lange. German Composition. A theoretical and practical guide to the art of translating English prose into German. Oxford. [3]1891. Ein Schlüssel zu den Aufgaben ist für Lehrer vom Secretary to the Delegates of the Clarendon Press. Oxford. zu beziehen. Übersetzungen aus dem Englischen ins Deutsche werden hier noch massenhaft angefertigt, ohne daß der Erfolg der großen aufgewandten Mühe entspricht. Auch ist das Deutsch in einigen der angeführten Lehrbücher nicht immer tadellos idiomatisch, sondern manchmal rechtes Übersetzungsdeutsch. Ein deutscher Lehrer wird hier jedenfalls häufig zu bessern haben.

Für Aussprache und phonetische Unterweisung ist sehr zu empfehlen: Wilh. Vietor. German Pronunciation. Practice and Theory. Heilbronn. 1885. — W. Vietor. Table of German Sounds (Vietor System) with explanations and examples. Marburg. 1893. — Recht brauchbar ist auch das Buch von Laura Soames. An Introduction to Phonetics. English, French and German. With reading lessons and exercises. London. 1891. (Die Angaben über deutsche Aussprache beruhen meist auf Vietor, doch zeigt Miß Soames in einigen Punkten auch selbständiges Urteil.)

Für allgemeine Sprachprobleme ist Vorgeschritteneren, die sich auf höhere philologische Prüfungen vorbereiten, eine praktische Bearbeitung von Pauls „Prinzipien der Sprachgeschichte" zu empfehlen, welche jedoch auch eigenes Gutes, besonders für englische Leser, bringt. Es ist dies das Werk von Strong, Logemann and Wheeler. Introduction to

the Study of the History of Language. London. 1891. Pauls 'Prinzipien' sind übrigens auch von Prof. Strong wortgetreu ins Englische übertragen worden. (London. 1888.)

Brauchbar als Einführung in die Geschichte der deutschen Sprache ist die freie Übertragung von Behaghels bekanntem Büchlein „Die deutsche Sprache". Der Übersetzer und Bearbeiter ist E. Trechmann; der Titel lautet: A short historical grammar of the German language. London 1891. Manche für Engländer nützliche Hinweise und ein willkommenes Inhaltsverzeichnis sind der Übersetzung hinzugefügt. Weniger geeignet, aber keineswegs unbrauchbar, ist das ältere Werk von H. A. Strong and Kuno Meyer. Outlines of a History of the German Language. London 1886. Vorzüglich ist natürlich der von Eduard Sievers geschriebene Artikel „The German language" in der neuesten Auflage der Encyclopaedia Britannica, Bd. X (1879), 514—521. Jeder Band derselben besteht aus mehreren Heften; das Heft, welches „Germany" enthält, ist, wie alle andern, einzeln käuflich. In demselben Bande hat J. Sime die deutsche Geschichte (473—513) und Litteratur (522—546) behandelt. Gewarnt werden muß vor F. Helfenstein, A comparative grammar of the Teutonic languages. London. 1870, sowie vor A. M. Selss, A brief history of the German language. London. 1885.

Nur wenige junge Engländer werden während ihres Aufenthalts in Deutschland geneigt sein, sich mit altdeutschen Studien zu beschäftigen; diese wenigen werden auch im stande sein, deutsche einschlägige Werke zu lesen. Doch mögen als zur Einführung in die älteren deutschen Sprachstufen als für Engländer besonders geeignet die folgenden Büchlein von Prof. J. Wright in Oxford empfohlen werden: A Middle High-German Primer. With Grammar, Notes and Glossary. Oxford. 1888. — An Old High-German Primer. With Grammar, Notes and Glossary. Oxford. 1888. — A Primer of the Gothic Language. With Grammar, Notes and Glossary. Oxford. 1892. Primer heißt so viel wie Elementarbuch. Die drei Bücher gehen zwar großenteils auf die deutschen Arbeiten von Paul und Braune zurück, doch zeigt besonders das sehr geschickt angelegte gotische Büchlein darüber hinaus eigene Arbeit in der trefflichen klaren Herleitung der gotischen Laute aus den germanischen und dieser aus den indogermanischen. Ein größer angelegtes, vorzügliches Hilfsbuch für das Studium des Gotischen ist das von T. le Marchant Douse. An Introduction, phonological, morphological, syntactic to the Gothic of Ulfilas. London. 1886. Vor anderen gotischen Grammatiken in englischer Sprache ist zu warnen.

Die Wörterbücher von Flügel, Lucas, Thieme, Köhler u. a. sind in Deutschland überall bekannt. Hinzufügen möchte ich einige kleine

englische Handwörterbücher, welche für Anfänger ausreichen. W. D. Whitney. A compendious German and English dictionary, with notations of correspondences and brief etymologies. London. 1884. (Trefflich. Die neue Orthographie neben der alten.) — E. Weir. New German Dictionary. London. 1889. (Praktisch und billig. Neue Orthographie.) — M. Krummacher. A dictionary of every-day German and English. London. 1893. — Noch knapper ist Nutt's English-German Conversation Dictionary to which is added a German-English Vocabulary, compiled by R. Jäschke. London. 1893. Dies ebenso billige wie brauchbare kleine Buch in handlichstem Format wird sich gewiß unter den Deutschland besuchenden Engländern bald ebenso viele Freunde erwerben, wie die kleinen trefflichen Sprachführer des Leipziger bibliographischen Instituts, nach denen dieses offenbar gearbeitet ist, in Deutschland gefunden haben. Selbst Kluges etymologisches Wörterbuch ist, obwohl man den Zweck nicht recht einsieht, von J. F. Davis ins Englische (recht unbefriedigend) übertragen und 1891 von Bell & Sons in London herausgegeben worden.

Mit Hilfsmitteln zum Studium der Litteraturgeschichte ist es weitaus am schlechtesten bestellt. Es giebt noch keine einzige auf eigenen Studien beruhende zuverlässige englisch geschriebene Geschichte der deutschen Litteratur. Nur eine Arbeit über einen speziellen Teil der Litteratur des sechzehnten Jahrhunderts macht eine um so rühmlichere Ausnahme. Am besten sind verhältnismäßig noch die Bearbeitungen der Litteraturgeschichten von Wilhelm Scherer und von Hermann Kluge. Manches Gute ist dagegen in den litterarhistorischen Einleitungen zu einigen Schulausgaben enthalten. Der Artikel von James Sime im zehnten Bande der Encyclopaedia Britannica (1879) ist bereits oben erwähnt worden. Auch von den Biographien Goethes, Schillers und Lessings läßt sich im großen und ganzen nicht allzu viel Erfreuliches sagen.

Von Werken, welche die deutsche Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Neuzeit darstellen, erwähne ich: W. Scherer, A History of German Literature, translated from the third German edition by Mrs. F. C. Conybeare. Oxford 1886. 2 Bde. Diese von der früh verstorbenen Tochter Professor Max Müllers verfaßte Übertragung hat leider auch noch eine Anzahl von Mängeln, ist aber trotzdem im Grunde noch immer das brauchbarste Buch. Es kostet gebunden über 20 Mark. Der für Anfänger und das große Publikum wichtigste Abschnitt: „Das Zeitalter Friedrichs des Großen und die Entwickelung der deutschen Litteratur bis zu Goethes Tode" ist aus dieser Gesamtübertragung im Jahre 1891 von der Clarendon Press zu Oxford als Sonderausgabe erfreulicherweise auch weniger bemittelten Studenten zugänglich gemacht worden.

Die Bearbeitung der bekannten kleinen Litteraturgeschichte von H. Kluge stammt von Miss Isabel T. Lublin. London. 1888. Sie wird viel gebraucht und ist auch immer noch mehr zu empfehlen als andere. Aber wie weit das Buch noch davon entfernt ist, zuverlässig zu sein, zeigt z. B. S. 146, wo als Singspiele Goethes aufgezählt werden „The Fisher's Wife", „Edwin and Elmire" und „The Sisters and Brothers" (die Geschwister). Auf S. 171 begegnet man unter Schillers Jugenddramen „Luise Müllerin", sowie dem Gedicht „Count Eberhard the Weeper". Die Übersetzerin kennt, wie man sieht, die Werke nicht durchweg aus eigener Anschauung. Noch weit weniger zu gebrauchen sind die Bücher von F. Metcalfe (London, 1858, beruht ganz auf Vilmar), E. Nicholson (London, o. J., beruht auf H. Kurz), A. M. Selss (London, [3]1884, unglaublich nachlässig), F. Gostwick and R. Harrison (London. [2]1883. Phrasenhaft und vielfach unrichtig). Wenn ein englischer Schüler (in Irland wird Selss viel gebraucht) eines dieser Bücher besitzen sollte, so müßte sein deutscher Lehrer sofort in der Lage sein, das Buch durch ein besseres (Scherer, Lublin — bis auf weiteres) zu ersetzen. Einzelne Aufsätze zur neueren deutschen Litteratur, besonders einige gute Kapitel über Goethe, enthält Hjalmar Hjorth Boyeson, Essays in German Literature. London. 1892. Ein ganz vorzügliches, überall selbständig aus den Quellen geschöpftes, geistvoll geschriebenes, aber für Schüler zu eingehendes und gelehrtes Werk ist das von Professor Charles H. Herford, Studies in the literary relations of England and Germany in the sixteenth century. Cambridge. University Press. 1886.

Über Goethe ist außer dem bekannten, in Deutschland wie in England viel gelesenen Buch von Lewes (ins Deutsche übersetzt von Frese) auf zwei größere und vier kleinere Arbeiten hinzuweisen. Die größeren sind beide Übersetzungen bekannter deutscher Werke: H. Grimm, Life and Times of Goethe (translated by Miss Sarah Holland Adams). Boston. USA. 1881. — H. Düntzer, Life of Goethe (translated by Thomas W. Lyster). 2 Bde. London 1883. Unter den kleinen billigen Leben ist zu empfehlen: James Sime, Goethe. London 1888. Mit sehr brauchbarer Bibliographie von J. P. Anderson. (1 Schilling.) — Oscar Browning, Goethe. London. 1892. — Ganz besonders anregend sind drei 1884 zuerst in der Contemporary Review veröffentlichte und jetzt stark überarbeitet in Buchform herausgegebene Aufsätze unseres geistvollen Cambridger Historikers J. R. Seeley. Goethe reviewed after sixty years. London. 1894. — Zu warnen ist dagegen vor A. Hayward, Goethe. Edinburgh u. London. 1878, was u. a. folgender diesem Büchlein entnommene und unseren Goethekennern empfohlene Satz begründen mag: S. 122: „Lili, his next, was only sixteen, though a widow; she was the daughter of a rich banker at

Frankfurt, with whom she resided". Goethes Frau heißt in diesem Buche überall Christine Vulpine!

Für Schiller ist die kurze Biographie von Th. Carlyle noch immer sehr lesenswert, obschon sie natürlich in vielen Punkten, besonders den rein biographischen, veraltet und auch sonst häufig zu bessern ist. In einer Volksausgabe von Chapman u. Hall ist sie für einen Schilling käuflich. Auch hat E. Bulwer seinen Translations from Schiller eine noch immer sehr lesenswerte kurze Sketch of Schiller's Life vorausgeschickt. Andere billige und für Anfänger brauchbare Ausgaben sind die von James Sime. Edinburgh u. London. 1882, und von H. W. Nevinson. London. 1889. (Mit interessanter Bibliographie von J. P. Anderson.)

Das Buch über Lessing von James Sime, 2 Bde., London 1877, ist viel umfangreicher als dessen Biographien Goethes und Schillers. Obschon er im Grunde meist aus Danzel und Guhrauer geschöpft hat, sind doch auch verschiedene brauchbare eigene Beobachtungen in seinem Werke vorhanden, das Lessing in England manchen Freund und Verehrer geworben hat. Eine rein gelehrte Arbeit wie die von Danzel und Guhrauer wäre in England ohne Zweifel so gut wie nie gelesen worden. Das Buch ist freilich nicht frei von Fehlern, namentlich, wo Übersetzungsproben gegeben werden. Kürzer sind die ebenfalls brauchbaren Biographien von Helen Zimmern (London. 1878) und von T. W. Rolleston (London. 1889.) Auch diesem letzteren empfehlenswerten Werkchen ist wie denen von Sime (Goethe) und Nevinson (Schiller), welche alle in gleichem Format und Einband in Scott's billiger Great Writers Series erschienen sind, eine willkommene Bibliographie der Lessing-Litteratur von J. P. Anderson beigegeben.

Über Goethe und seine Zeit liegen seit 1887 eine Reihe von Arbeiten vor, welche als Publications of the English Goethe Society (London. Nutt. 1887—93) erschienen sind. Am wichtigsten sind die 5 Bände „Transactions" (Bd. 2, 4, 5, 6, 7), in welchen Übersetzungen und Originalarbeiten abgedruckt sind. Einer wahrhaft lohnenden, von mir mehrfach angeregten Aufgabe, nämlich der Veranstaltung einer mustergiltigen Übertragung der Meisterwerke Goethes mit knappen, nur wirkliche Schwierigkeiten berücksichtigenden Anmerkungen und kurzer, aber auf der Höhe der Forschung stehender, Einleitung zu jedem Werke, einer Aufgabe, entsprechend der, welche die deutsche Shakespeare-Gesellschaft gelöst, hat sich leider die englische Goethe-Gesellschaft bislang nicht unterziehen wollen. Und doch hätte sie damit der Sache Goethes in England weit mehr genützt als durch die meisten der in den Transactions abgedruckten kleinen Aufsätze. Ich hoffe nun später einmal selbst eine solche Ausgabe zu veranstalten. Einzelne

anregende Artikel über deutsche Klassiker, wie z. B. der Matthew Arnolds über Heine, können hier natürlich nicht berücksichtigt werden.

Manchem Fachgenossen, Lehrern, sowie Studenten der englischen Sprache dürfte es erwünscht sein, an dieser Stelle einen Hinweis auf wenigstens einige der wichtigsten Übersetzungen deutscher Klassiker ins Englische zu erhalten. Die Meisterwerke Lessings, Goethes und Schillers, sowie ein Teil der Tagebücher und Briefwechsel ist veröffentlicht in Bohn's Standard Library. London. Bell & Sons. Jeder Teil, in Leinen gebunden, ist einzeln für durchschnittlich 3—4 Mark käuflich. Die Übertragungen sind ungleichwertig, je nach Begabung und Sorgfalt des Übersetzers. Manche sind sehr hölzern, z. B. der Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe, andere Werke dagegen sind vorzüglich wiedergegeben, wie z. B. Scotts „Götz von Berlichingen", Coleridges „Wallenstein". Doch selbst in letzteren Fällen hätten mancherlei Versehen der Übersetzer in späteren Auflagen wohl gebessert werden, und auch hier hätte die Goethe Society auf Grund ihres jetzt erweiterten Programms sich leicht ein wirkliches Verdienst um Goethe, seine Freunde und Zeitgenossen, erwerben können. Voraussichtlich wird aber in Bezug auf die in Bohns Sammlung enthaltenen Übersetzungen in nicht allzu ferner Zeit Wandel geschafft werden. Immerhin werden die Bände von Bohn's Standard Library, deren letzte ausführliche Kataloge jeder Buchhändler besorgen kann, auch schon jetzt manchem Fachgenossen gute Dienste leisten. Die beste Übersetzung des Faust ist die von Bayard Taylor.[1]) Die große amerikanische Ausgabe enthält hinter der Übersetzung noch eine Anzahl feinsinniger Anmerkungen. Es giebt mehrere billige englische Ausgaben dieser Übersetzung, zu empfehlen ist die in der Minerva Library of famous books. London. Ward, Lock & Co. 1886 erschienene und für 2 Mark käufliche. Andere gute Faustübersetzungen sind die von Sir Th. Martin, Miß Swanwick und von J. Anster. — Berühmt ist Carlyles Übersetzung des Wilhelm Meister. Lord Lytton (in Deutschland gewöhnlich Bulwer genannt) hat eine sehr ansprechende Übertragung der Gedichte Schillers geliefert (London. 1875). Sir Theodore Martin, welcher auch eine Reihe Heinescher Gedichte übersetzt hat, ist kürzlich (Febr. 1892, in Blackwood's Magazine) mit einer meisterhaften Übertragung von Wallensteins Lager hervorgetreten. Der Philolog Professor W. W. Skeat hat Uhlands Gedichte (The songs and ballads of Uhland. London. 1864) übersetzt. Frances Hellman hat bei Putnam's Sons (London. 1892) eine sehr nette Übersetzung aus-

1) Zum Vergleiche interessant ist die beste französische in diesem Jahre (1893. Paris. Delagrave.) erschienene Übertragung des Faust von François Sabatier. Die neben der einfachen Übersetzung veröffentlichte „Edition savante" enthält eine Reihe vorzüglicher sprachlicher, metrischer und sachlicher Anmerkungen.

gewählter Gedichte von Heine, Goethe und Geibel erscheinen lassen. Manche deutschen Gedichte sind von großen englischen Dichtern übertragen. Eine sorgfältige Zusammenstellung und Würdigung der hauptsächlichsten englischen Übersetzungen klassischer deutscher Werke wäre eine höchst verdienstliche, freilich nur in England selbst ausführbare Arbeit.

Eine große Anzahl deutscher klassischer Schriften ist nach und nach zum Gebrauch in Schulen in kommentierten Ausgaben, häufig mit sorgsam ausgearbeiteten Einleitungen und sonstigen nützlichen Beigaben versehen, in England und Amerika, meist von deutschen Dozenten, herausgegeben worden. Viele minderwertige Arbeiten sind freilich dabei mit untergelaufen, doch manche der besten Ausgaben können auch in Deutschland mit Vorteil von Lehrern für den Unterricht benutzt werden.[1]) Die Bücher sind durchschnittlich in handlichem Format gut in Leinen gebunden, mit schönen Lettern auf fehlerfreiem Papier gedruckt, klassische Schuldramen mit beigefügter Vers- oder Zeilenzählung versehen, in äußerer Ausstattung großenteils tadellos, freilich im Preis (2 bis 3 Mark) teurer als deutsche Bücher ähnlichen Charakters. Da in den besseren Arbeiten dieser Art den besonderen Schwierigkeiten, welche die deutsche Sprache den Engländern bietet, überall sorgfältig Rechnung getragen ist, Vergleichspunkte zwischen den beiden verwandten Sprachen hervorgehoben sind, so ist deutschen Fachgenossen dringend anzuraten, mit englischen Zöglingen bei der Lektüre deutscher Klassiker nicht deutsche, sondern stets englische Ausgaben zu benutzen. Dem mehrfach laut gewordenen Vorschlage gegenüber, Schülern von vorn herein fremdsprachliche Texte mit ausschließlich fremdsprachlichem Kommentar in die Hand zu geben, kann ich, von vereinzelten Fällen abgesehen, nicht beipflichten.

Von den leichtesten bis zu den schwierigsten Texten bietet sich schon jetzt die größte Auswahl, und alljährlich wird der bestehende Vorrat von den verschiedensten Seiten vermehrt. Auf mancherlei Schwierigkeiten der deutschen Muttersprache dürfte ein deutscher Lehrer, welcher nicht schon lange Ausländern Unterricht erteilt hat, überhaupt erst durch diese Ausgaben aufmerksam gemacht werden. Bei der Präparation der Texte wird der Schüler schon selbst die hauptsächlichen sprachlichen Schwierigkeiten überwinden und daher mit dem Lehrer schneller und genußreicher lesen können. Wo mehrere Ausgaben desselben Textes vorhanden sind, wird der Lehrer nach vorheriger Vergleichung die beste seinem Unterricht zu Grunde legen.

Eine Anzahl von Verlagsbuchhandlungen haben, abgesehen von den beiden alten Universitäten Cambridge und Oxford, Sammlungen von

1) Dies ist bereits im Archiv f. n. Spr. 1893 S. 293 betont worden.

Schulausgaben deutscher Werke veranstaltet. Die hauptsächlichsten Series of annotated German Classics sind die folgenden: (1) Pitt Press Series (Cambridge University Press, abgekürzt P. P. S.) (2) Clarendon Press Series (Oxford University Press, abgekürzt C. P. S.) (3) Macmillan's Series of foreign School Classics. (London, abgekürzt M. M.) (4) Bell & Sons, Whittaker & Co. (London). (5) Rivingtons (London). (6) Fr. Norgate (London). (7) Williams & Norgate (London). (8) Hachette & Co. (London). (9) Percival (London). Dazu kommt eine gute amerikanische Sammlung (10) Heath & Co. (Boston), in England vertreten durch W. Isbister (London).[1])

Ich will im folgenden eine hinlängliche Anzahl solcher kommentierten Ausgaben mit Beifügung des Verlages anführen. Auf eine lückenlose Aufzählung aller vorhandenen Ausgaben oder eine Kritik derselben ist es natürlich nicht abgesehen. Der Wert der einzelnen Arbeiten ist natürlich sehr verschieden. Wo mehrere Ausgaben desselben Textes vorhanden sind, habe ich sie möglichst vollständig aufgeführt, da in vielen Fällen schwer zu sagen ist, welche den Vorzug verdient oder welche für die besonderen Zwecke des Lehrers und die Fähigkeiten des Schülers sich am besten eignet.

Für junge Anfänger empfehlen sich: Heys Fabeln für Kinder, with illustrations by O. Speckter, edited with phonetic introduction, and transscriptions of the text; words, notes, and a vocabulary, by Fr. Lange. (Whittaker. 1888.) — B. Townson, Easy German Stories. A first German Reading Book. (Rivingtons. 1890.) — C. A. Buchheim, Modern German Reader. A graduated Collection of Prose extracts from modern German writers. 2 Bdchen. (C. P.) — Eine Auswahl aus dem Schatze deutscher Märchen bieten: Kinder- und Hausmärchen of the Brothers Grimm. A selection, edited by G. Eugène-Fasnacht. (MM. 1888.) — Deutsche Märchen. A collection of popular German tales by various authors, herausgegeben von M. Hofmann. (Hachette. 1891.) — Endlich Chr. von Schmid, Heinrich von Eichenfels, herausgegeben von G. Eugène-Fasnacht (MM. 1889).

Von Lessings Meisterwerken giebt es folgende Ausgaben: Minna von Barnhelm ist herausgegeben von C. A. Buchheim [5]1887. (C. P. S.), von J. A. F. Schmidt [2]1881 (Williams & Norgate); von S. Primer. (Heath. 1890.) — Nathan der Weise von C. A. Buchheim [2]1888 (C. P. S.). Die Prosafabeln von F. Storr [2]1882 (Rivingtons), und zusammen mit den Hauptabschnitten von Lessings Abhandlungen über die

1) Ich habe die Firmen hier so aufgeführt, wie sie bisher in den meisten Schulausgaben erschienen. Die von Rivington verlegten Schulbücher sind jetzt aber in den Verlag von Longman übergegangen, und Percival hat die Firma zu Rivington, Percival and Co. erweitert.

Fabel und mit 20 der besten Fabeln Gellerts in meinem Buche Lessing und Gellert, Fabeln. 1887. (P. P. S.) — Laokoon ist 1878 von A. Hamann herausgegeben und 1892 in einer teilweise neuen Bearbeitung von L. E. Upcott erschienen. (C. P. S.)

Folgende Hilfsmittel für das Studium Goethescher Schriften sind zu nennen: In Heath's Series (Boston. 1891) giebt es eine Einführung in Goethes Meisterwerke. Selections from Goethe's poetical and prose works. — Professor C. A. Buchheim hat einen Band Goethes Prosa (Deutsche Prosa. Band 2. [2]1890. Hachette) veröffentlicht. — Aus Dichtung und Wahrheit sind einzelne Abschnitte für Schule und Selbststudium ausgewählt, z. B. 'Goethes Knabenjahre' (1749—61. DW I—III) von W. Wagner und J. W. Cartmell ([2]1891. P. P. S.); die ersten 4 Bücher von C. A. Buchheim (1893. (Heath); und 'Sesenheim' von H. C. O. Huß (1889. Heath). — Die Italienische Reise ist teilweise von C. A. Buchheim ([3]1887. F. Norgate) herausgegeben. Einzelne Dramen werden in England viel gelesen: Götz in der Ausgabe von H. A. Bull (1883. MM.); Egmont in den Ausgaben von C. A. Buchheim ([4]1889. C. P. S.) und H. Apel (1868. Williams and Norgate); Iphigenie von C. A. Buchheim ([3]1889. C. P.) und H. Attwell (1885. Williams and Norgate); Tasso von Calvin Thomas (1891. Heath); Faust I von Jane Lee (MM. [2]1894) und von Calvin Thomas (1892. Heath), welcher auch den zweiten Teil herauszugeben gedenkt. Von Hermann und Dorothea giebt es die Ausgaben von A. von Ravensberg (1869. Williams and Norgate), von E. Bell und E. Wölfel (1875. Whittaker); von W. Wagner und J. W. Cartmell (1889. P. P. S.); und von W. T. Hewett (1891. Heath). — Die schönsten lyrischen Gedichte Goethes befinden sich in den unten zu erwähnenden Mustersammlungen mit Anmerkungen.

Trotzdem Schillers Genius den Engländern weit weniger sympathisch, sein Pathos und sein Idealismus ihnen schwerer faßlich ist als die Anschauungs- und Ausdrucksweise seines großen Weimarer Freundes, werden doch einzelne Werke Schillers in England eifrig gelesen. Schillers Prosa (Deutsche Prosa. I) ist der Titel einer von Professor C. A. Buchheim zusammengestellten Auswahl ([4]1889. Hachette). Rein historische Prosa bieten: Schillers historische Skizzen (Egmonts Leben und Tod; Belagerung von Antwerpen) von C. A. Buchheim ([3]1885. C. P. S.) Ferner Geschichte des dreißigjährigen Kriegs (Buch III) von Karl Breul (1892. P. P. S.) Novellistische Prosa bietet Der Geisterseher (Buch I) von E. S. Joynes (1890. Heath). Von Dramen ist zu erwähnen: Wallenstein von C. A. Buchheim ([5]1884. Whittaker). Wallensteins Lager allein von H. B. Cotterill (MM. 1887). Ich arbeite jetzt

an einer Ausgabe des ganzen Dramas, deren erster Teil (Lager und Piccolomini) zu Anfang 1894 in der P. P. S. erscheinen wird. Von **Maria Stuart** giebt es fünf Ausgaben, nämlich die von **V. Kastner** ([3]1890. Bell and Sons), **M. Förster** (1893. Williams and Norgate), **J. L. Bevir** (1887. Rivingtons), **C. Sheldon** (MM. 1888) und **K. Breul** (1893. P. P. S.). **Die Jungfrau von Orleans** ist herausgegeben von **J. Gostwick** (1883. MM.), **W. Wagner** ([2]1885. Whittaker), **B. W. Wells** (1890. Heath) und **C. A. Buchheim** (1893. C. P. S.). **Wilhelm Tell** ist das meistgelesene Drama Schillers. Ausgaben von **C. A. Buchheim** ([5]1880. C. P. S.; kl. Ausg. [2]1887. C. P. S.); **E. Fasnacht** (1887. MM); **K. Breul** (1890. P. P. S.; kl. Ausg. 1891. P. P. S.). Mehrere andere Kommentare sind in der ausführlichen Bibliographie zu meiner großen Ausgabe S. 254 angeführt. — Schillers **Lyrische Gedichte** sind zum Teil für Schulzwecke gut herausgegeben. Es giebt Selections from Schiller's lyrical poems, herausgegeben von **E. J. Turner** und **E. D. A. Morshead** (MM. 1886). Ferner Schiller's Minor Poems and Ballads . . . herausgegeben von **A. P. Vernon** (Williams and Norgate o. J.). Die Balladen allein sind herausgegeben von **Henry Johnson** (1888. Heath).

Eine Anzahl mehr oder minder sorgsam kommentierter Ausgaben enthalten **lyrische Gedichte** aller Art. Ich erwähne die folgenden: **C. A. Buchheim**, Deutsche Lyrik ([5]1885. MM); dazu als Ergänzungsband: Balladen und Romanzen (1891. MM). Sodann **C. G. H. Bielefeld**, Ballads of Uhland, Goethe, Schiller. (London. Nutt. [3]1880). Ferner **W. Wagner**, A book of ballads on German history. (1877. P. P. S. Chronologisch geordnet.) Von demselben **W. Wagner**, A book of German dactylic poetry. (1878. P. P. S.). Endlich **C. A. Buchheim**, German Poetry for repetition. ([4]1885. Longmans, Green and Co.). — **Uhlands** Balladen und Romanzen sind auch in einer für Anfänger bestimmten Auswahl herausgegeben von **E. Fasnacht**. (MM. 1888.) Eine Auswahl aus **Heines** Gedichten lieferte Professor **Horatio S. White** (Heath 1891).

Ich gehe zur Aufzählung einer Reihe von kommentierten Prosaschriften über. **Heines** Harzreise ist mehrfach herausgegeben, nämlich von **C. A. Buchheim** (1889, C. P. S.), von Van Daell ([3]1890 Heath.), endlich von **C. Colbeck** in seinen Selections from the Reisebilder and other Prose Works. (1885. MM). — Ein in England außerordentlich beliebter Schriftsteller ist **Wilh. Hauff**. Aus seinen **Märchen** sind besonders zwei Abschnitte in mehreren Ausgaben behandelt. Die Karawane von **A. Schlottmann** (1885. P. P. S.) und von **Herman Hager** ([3]1885. MM). Das Wirtshaus im Spessart von **A. Schlottmann** und **J. W. Cartmell** ([2]1893. P. P. S.), von **J. F. Davis** (1893. Hachette) und von **E. Fasnacht** (1893. MM). Die Novelle **Das Bild des**

Kaisers von Karl Breul (1889. P. P. S.). — Naturwissenschaftliche Prosa findet sich in C. A. Buchheims Ausgabe von Alex. v. Humboldts Natur- und Reisebildern (²1890. Fr. Norgate). — An geschichtlicher Prosa ist kein Mangel. Abgesehen von den oben erwähnten Auswahlen aus Schillers historischen Schriften erwähne ich: Freytags Karl der Große, nebst zwei andern 'Bildern aus dem Mittelalter', herausgegeben von A. B. Nichols. (1893. Holt. New-York); Fr. v. Raumer, Der erste Kreuzzug, herausgegeben von W. Wagner (1883. P. P. S.); H. Sybel, Prinz Eugen von Savoyen, herausgegeben von C. A. Buchheim (³1887. Fr. Norgate); G. Freytag, Der Staat Friedrichs des Großen, von W. Wagner (1881. P. P. S.) und von H. Hager (²1891. Rivingtons); F. Kohlrausch, Das Jahr 1813, von W. Wagner (1881. P. P. S.); endlich Webb's German Historical Reader. (1893. Holt). Die deutschen Sagen werden vertreten durch: German epic tales in prose, 1. Die Nibelungen von Vilmar, 2. Walther und Hildegund von Albert Richter, herausgegeben von C. Neuhaus. (Bell and Sons. 1888.) Eine Auswahl aus G. Klee's Heldensagen (Hagen. Hilde. Gutrun) giebt H. J. Wolstenholme (P. P. S. 1894). — Auch dem Zeitungsdeutsch ist ein interessantes Bändchen gewidmet worden: The German Newspaper Reading Book, containing extracts from forty newspapers . . . compiled and edited by W. T. Jeffcott und G. J. Tossell. (1883. Hachette.) — Eine große Menge der besseren Erzeugnisse neuerer und neuester Novellistik liegt in handlichen und verhältnismäßig billigen Ausgaben vor. Zunächst eine Deutsche Novelletten-Bibliothek . . . herausgegeben von Wilh. Bernhardt. (I 1888, II 1890. Heath.) Von einzelnen Heftchen zähle ich die folgenden auf, den Namen des Herausgebers in der Klammer vor der Jahreszahl. P. Heyse, L'Arrabiata (Bernhardt. 1893. Heath); Th. Storm, Immensee (Bernhardt. 1891. Heath); J. v. Eichendorff, Aus dem Leben eines Taugenichts (C. Osthaus. 1892. Heath); Wilh. v. Hillern, Höher als die Kirche (W. Clary. 1891. Heath); Wilh. Jensen, Die braune Erica (E. S. Joynes. 1889. Heath); Ad. Stifter, Das Haidedorf (O. Heller. 1891. Heath); H. Chr. Andersen, Bilderbuch ohne Bilder (W. Bernhardt. 1891. Heath); H. Riehl, Der Fluch der Schönheit (C. Thomas. 1891. Heath); H. Riehl, Burg Neideck (A. H. Palmer. 1893. Holt); F. v. François, Phosphorus Hollunder (C. Faulhaber. 1887. Heath). In einem Bande: B. Auerbach, Auf Wache, und Otto Roquette, Der gefrorene Kuß (Macdonell. 1885. Bell and Sons); G. Ebers, Eine Frage (F. Storr. Bell and Sons); E. T. A. Hoffmann, Meister Martin der Küfner und seine Gesellen (F. Lange. 1886. Bell and Sons); V. v. Scheffel, Selections from Ekkehard (H. Hager. 1890. Bell and Sons); K. Immermann, Der Oberhof (W. Wagner. 1885. P. P. S.

Natürlich ein Auszug); A. v. Chamisso, Peter Schlemihl liegt vor in den Ausgaben von M. Förster (Williams and Norgate 1877) und Emma Buchheim (C. P. S.). — Vier kulturhistorische Novellen von Riehl sind herausgegeben von H. J. Wolstenholme (1884. P. P. S.); dieselben von J. F. Davis ([2]1890. Hachette), zwei andere von H. T. Gerrans (1892. C. P. S.). — Auch eine Army Holiday Series ist eben von der Buchhandlung von Williams and Norgate gegründet, welche spannende und leicht lesbare moderne deutsche und französische Texte bringen soll. Der erste Band der deutschen Reihe enthält die zwei Geschichten: Auf verlorenem Posten. Eine wahre Geschichte vom Kriege 1870/71, von Joh. v. Dewall, und Nazzarena Danti, von Joh. v. Dewall, edited by a public school master and an army tutor. 1892.

Nicht klein ist auch die Auswahl an kleineren dramatischen Werken. C. A. Buchheim hat in zwei Bänden eine Sammlung von sechs etwas für Schulzwecke zurechtgemachten Lustspielen veröffentlicht. (Fr. Norgate.) — Hachettes German Theatre umfaßt bis jetzt vier billige Bändchen. Kurze Lustspiele mit spärlichen Anmerkungen. Ich nenne ferner: L. Uhland, Ernst von Schwaben (Wolstenholme. [2]1891. P. P. S.); G. Freytag, Die Journalisten (in den Ausgaben von Walter D. Toy. 1889. Heath; und von F. Lange. 1887. Bell and Sons); Paul Heyse, Hans Lange (A. A. Macdonell. 1885. Bell and Sons), R. Benedix, Doktor Wespe (in den Ausgaben von E. L. Naftel. Hachette. 1888, und von Karl Breul 1888. P. P. S.); G. v. Moser, Der Bibliothekar (Fr. Lange. 1890. Bell and Sons); K. Gutzkow, Zopf und Schwert (H. J. Wolstenholme. 1881. P. P. S.). F. W. Hackländer, Der geheime Agent (L. Milner Barry. P. P. S.) wird Anfang 1894 erscheinen.

Aus verschiedenen Gründen habe ich mich bei den einzelnen Ausgaben der Hinzufügung einer Kritik enthalten. Im allgemeinen kann man sagen, daß die Ausgaben von Wolstenholme für die Cambridger University Press (P. P, S.) und die von Buchheim für die Oxforder University Press (P. P. S.) durchweg empfehlenswert sind. Die sprachlichen Schwierigkeiten der Texte sind besonders in den Cambridger Ausgaben vorzüglich erläutert, während die litterarischen Einleitungen und Anmerkungen zu den großen Klassikern in den Oxforder Ausgaben vortrefflich sind. Die Londoner Ausgaben sind an Wert sehr verschieden, doch verdienen besonders die Arbeiten von H. Hager und von E. Fasnacht rühmende Erwähnung. Die amerikanischen Ausgaben (Heath) sind zum Teil sehr tüchtig, aber auch die weniger gut kommentierten haben den Vorzug, ansprechende und leicht lesbare Texte bequem zugänglich zu machen. Werke der Klassiker, welche sich weniger für Schullektüre und die großen Prüfungen eignen, wie z. B. Emilia Galotti, Don Carlos

Die Braut von Messina, Pandora, Das Käthchen v. Heilbronn, Das goldene Vließ, Sappho u. a. werden wohl nie in England kommentiert werden.

Eine für Anfänger bestimmte Auswahl aus der älteren deutschen Litteratur bietet Frl. Carla Wenckebach in ihrem Buch: Ausgewählte Meisterwerke des Mittelalters. (1893. Heath.) Die von kurzen Erläuterungen begleitete Blütenlese reicht etwa von 1100—1600 und giebt alle alten Texte in neuhochdeutscher Übersetzung. Nur eine vielgelesene Chrestomathie der gesamten deutschen Nationallitteratur von Ulfilas bis auf Grillparzer und Raimund bleibt mir zum Schluß zu erwähnen übrig. Ein zweibändiges, trefflich ausgestattetes, nicht billiges, von der Clarendon Press zu Oxford veröffentlichtes Werk. Es trägt den Titel: The German Classics, und beruht in erster Linie auf Max Müllers 1858 herausgegebenen German Classics. Eine gründlich umgestaltende Neubearbeitung wurde von dem frühverstorbenen F. Lichtenstein begonnen und nach dessen Tode von Dr. E. Joseph fortgeführt und beendet (1886). Der ganze Abschnitt „Goethe“ ist sehr geschickt von dem verstorbenen Wilhelm Scherer als Erläuterung der Entwickelungsstufen von Goethes Stil zusammengestellt. Das Ganze soll zur Veranschaulichung des in Scherers Litteraturgeschichte Vorgetragenen dienen, und bei allen Schriftstellern wird auf die englische Übertragung dieses Werkes hingewiesen. Knappe Vorbemerkungen über Leben und Werke jedes Dichters werden aber auch in der Mustersammlung den ausgewählten Abschnitten vorangestellt, die altdeutschen Stücke bis zur Reformationszeit sind unter dem Texte ins Neuhochdeutsche übertragen, erklärende Anmerkungen nicht beigegeben. Das Buch wird meist als Max Müller's German Classics angeführt.

Es würde mir eine große Freude sein, wenn obige Mitteilungen und Zusammenstellungen sich nicht nur vielen Fachgenossen in Deutschland nützlich erweisen, sondern auch in dieser Zeitschrift zu ähnlichen Übersichten über die bessern in französischer[1]), italienischer und anderen Weltsprachen verfaßten Hilfsbücher zum Studium der deutschen Sprache und Litteratur den Anstoß geben würden. Auch wäre eine eingehende Behandlung der amerikanischen Arbeiten erwünscht. Eine übersichtliche Zusammenfassung des auf diesem Gebiete im Auslande Geleisteten in den Spalten der Z. f. d. d. U. mit gelegentlichen Nachträgen der wichtigsten neuen Erscheinungen in späteren Jahrgängen wäre gewiß vielen Lehrern und Gelehrten willkommen und von mehr als augenblicklichem Wert.

---

1) Die Klassikerkommentare von A. Chuquet, E. und H. Lichtenberger, J Kont, M. E. Hallberg, u. a., die Übersetzungen von A. Regnier und F. Sabatier sind sehr verdienstliche Arbeiten. Über die Methode des deutschen Unterrichtes an Ausländer hat Michel Bréal (De l'enseignement des langues vivantes Paris. 1893) manchen nützlichen Wink gegeben.

# Gemischter Rhythmus.

Von Rudolf Hildebrand.

Gemischter Rhythmus, ich meine schreitenden und hüpfenden Rhythmus, wechselnd oder gemischt.[1]) Er erscheint in verschiedener Weise, hier aber soll nur von einer genauer die Rede sein, wo die Mischung in derselben Verszeile auftritt, z. B. in Goethes Erlkönig. Auch der Hexameter hat in dieser Weise gemischten Rhythmus und verdankt ihm zum Teil seine Schönheit.

Die andern Arten der Mischung, um auch diese kurz zu erwähnen, zeigen sie in der Weise, daß verschiedene Zeilen derselben Strophe in verschiedenem Rhythmus gehen. Recht bezeichnend z. B. in Schillers Gedicht 'Die Erwartung' in den vierzeiligen Strophen, die das Ganze durchbrechen und umrahmen:

Hör' ich das Pförtchen nicht gehen?
Hat nicht der Riegel geklirrt?
Nein, es war des Windes Wehen,
Der durch diese Pappeln schwirrt.

Da ist der Grund des verschiedenen Rhythmus von selbst gleich klar, die zwei ersten bewegteren Zeilen entsprechen der Bewegung der freudigen Erwartung, die zwei anderen treten sachgemäß in ruhigem Schritt zurück. Zufall ist es dabei nicht, daß diesen vier zweisilbige Füße gegeben sind, den beiden bewegten dagegen zwei dreisilbige, womit sie doch keineswegs zu Daktylen werden, was der gewünschten hüpfenden Bewegung sogar Abbruch gethan hätte.

Dann folgen fünffüßige Zeilen in Form der italienischen Stanze (die Steigerung von drei zu vier und fünf wird wieder zu einer besonderen Schönheit):

O schmücke dich, du grün belaubtes Dach,
Du sollst die Anmutstrahlende empfangen! usw.

Am Schlusse aber, wo die immer getäuschte Erwartung in überraschende Erfüllung übergeht, tritt diese durchaus im bewegtesten Tongange auf:

---

1) Über diese nicht von mir erfundenen Ausdrücke, die schon im 16. und 17. Jahrhundert bezeugt sind, offenbar auch in schulmäßigem Gebrauch, siehe den vorigen Jahrgang S. 5 flg. Fischart z. B. nennt die Hexameter gemengte Dreihüpfer und Zweenschritte. Mit diesen Ausdrücken finde ich die Sache bezeichnet, mit dem überlieferten Trochäus und Jambus, Daktylus und Anapäst aber nicht. Ich lasse diese in ihrer Geltung, wo sie am Platze sind, in rein deutscher Metrik aber sind sie das nicht, da sind sie tote Marken, die freilich bequem, aber sachstörend sind.

Und leis, wie aus himmlischen Höhen
Die Stunde des Glückes erscheint,
So war sie genaht, ungesehen,
Und weckte mit Küssen den Freund.

So weiß der Dichter die entschiedene Formenstrenge, worin er sein Gedicht aufbaut, im entscheidenden Augenblick am Schluß doch zu überschreiten, eben zur rechtesten Wirkung des Ganzen.

Ähnlich im Minnesange z. B. in dem Frühlingsliede des Heinrich v. Veldeke.[1]) Das Lied bewegt sich zum Ausdruck lebhafter Freude im hüpfenden tanzenden Rhythmus, der auch widerstrebend betonte Worte mit sich fortreißt, geht aber in der letzten Zeile plötzlich in ruhig schreitenden Rhythmus über. Zur rechten Beurteilung des Ganzen entgeht uns leider die Melodie.

Ín dem aprílle, sô díe blûmen springen,
sô lóuven die línden und grûnen díe bûchen
sô háven ir wílle die vógel und síngen,
wan síe minne vínden aldâr sie sie sûchen,
Án ir genôȥ wan ir blîschaf (Freude) is grôȥ,
der mích nie verdróȥ [2]).
wán sie swígen ál den wínter stílle.[3])

Noch anders erscheint die Mischung, wenn in einem Gedicht die verschiedenen Strophen sich in verschiedenem Rhythmus bewegen. Ein merkwürdiges feinsinniges Beispiel giebt Schiller im Eleusischen Fest (Musenalmanach 1799). Die Ceres wird gefeiert, wie sie die Menschheit aus der alten Wildheit rettete und den Segen des Ackerbaues stiftete. Es sind 29 Strophen, in der Hauptsache in schreitendem Rhythmus, die erste, mittelste und letzte aber treten in hüpfendem Rhythmus auf. Den Anlaß dazu bietet die erste Strophe mit ihrem Inhalt an die Hand. Denn dieser ist die Freude des Erntefestes, in die ältesten einfachsten Verhältnisse übersetzt:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen[4]) hinein!
Freude soll jedes Auge verklären:
Denn die Königin ziehet ein,

1) Ich nehme den Text Bartsch's in seinen Liederdichtern des XII.—XIV. Jahrhunderts S. 16, nur daß ich im Eingange die Reime aprille und wille (als Akkusativ Singularis), die der Mundart des Dichters gemäß sind, hergestellt habe.

2) D. h. die ich immer gerne hatte, die immer meine Freude war d. h. ihr Singen.

3) Sachlich ist dazu zu bemerken, daß man damals von dem Wanderzug der Vögel, um dem Winter zu entgehen, durchaus nichts wußte, eine Dunkelheit, die erst im 17. Jahrhundert allmählich wich.

4) Die Kornblumen gingen ja nicht in den Vers und waren auch nicht griechisch genug.

Die Bezähmerin wilder Sitten,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Und in friedliche feste Hütten
Wandelte das bewegliche Zelt.

Jetzt tritt Erzählung ein und damit statt des lyrisch geschwungenen gleichmäßig schreitend der epische Ton:

Scheu in des Gebirges Klüften
Barg der Troglodyte sich;[1])
Der Nomade ließ die Triften
Wüste liegen, wo er strich;
Mit dem Wurfspieß, mit dem Bogen
Schritt der Jäger durch das Land:
Weh dem Fremdling, den die Wogen
Warfen an den Unglücksstrand.

Und so weiter noch in 11 Strophen. Dann aber, gerade auf der Höhe der Geschichte und in der Mitte des Gedichtes wieder wie in der ersten Strophe:

Und gerührt zu der Herrscherin Füßen
Stürzt sich der Menge freudig Gewühl,
Und die rohen Seelen zerfließen
In der Menschlichkeit erstem Gefühl,
Werfen von sich die blutige Wehre,
Oeffnen den düster gebundenen Sinn
Und empfangen die göttliche Lehre
Aus dem Munde der Königin.

Und nun wieder 12 Strophen in einfachem Schritt mit dem schönen Ausklang des Ganzen:

Und von ihren Thronen steigen
Alle Himmlischen herab,
Themis selber führt den Reigen,
Und mit dem gerechten Stab
Mißt sie jedem seine Rechte,
Setzet selbst der Gränze Stein,
Und des Styx verborgene Mächte
Ladet sie zum Zeugen ein usw.

Und nun am Schluß wieder die erste Strophe, mit der das Ganze wie ein Kreis in sich zurückkehrt:

Windet zum Kranze die goldenen Ähren,
Flechtet auch blaue Cyanen hinein!
Freude soll jedes Auge verklären:
Denn die Königin ziehet ein,

1) Dies älteste Leben von Menschen in Höhlen als sogenannte Höhlenbewohner ist keine Fabel; ist es doch in Deutschland neuerdings nachgewiesen z. B. in den Höhlen der Fränkischen Schweiz. Die Knaben träumen sich's noch gern als romantisch.

Die uns die süße Heimat gegeben,
Die den Menschen zum Menschen gesellt.
Unser Gesang soll sie festlich erheben,
Die beglückende Mutter der Welt.

Übrigens ist zu den drei gemischten Strophen zu bemerken, daß der hüpfende Rhythmus nicht streng durchgeführt ist, indem einfache Füße eingemischt erscheinen. Daß dies der Schönheit keinen Eintrag thut, fühlt wohl jeder. Es wird nachher von dieser Freiheit mehr die Rede sein. Im ganzen ist das Gedicht wieder ein wahres Meisterstück des dichterischen Aufbaues und könnte als solches den Schülern wohl nahe gezogen werden, daß sie einmal deutlich sehen, wie der Dichter-Künstler arbeitet, besonders auch wie nahe Dichtkunst und Baukunst verwandt sind.

Es sollte aber eigentlich die Rede sein von dem Falle, wo die Mischung in demselben Verse auftritt. Auch das ist alt, aber doch anders als der Fall, den ich meine, d. h. die verschiedene Bewegung ist an eine strenge Regel gebunden, statt einer inneren Freiheit zu folgen. Klopstock zwar denkt auch auf diese Freiheit, kommt aber damit doch nicht aus dem Bann der strengen Form heraus. So in mehreren Oden, wo er in trochäische Verse je einen Daktylus einflicht. Aber so, daß der Daktylus in jedem Vers eine andere Stelle hat, indem er um einen Fuß vorrückt. So in der Ode: Die todte Clarissa vom Jahr 1750. (Ich hebe die betreffenden Daktylen durch den Druck hervor.)

**Blume, du** stehst verpflanzet, wo du blühest,
Werth, in **dieser Be**schattung nicht zu wachsen,
Werth, schnell wegzu**blühen, der** Blumen Edens
Beßre Gespielin.

**Lüfte, wie** diese, so die Erd umathmen,
Sind, die **leiseren** selbst, dir rauhe Weste
Doch ein Sturmwind **wird (o er** kömmt! entflieh du,
Eh er daherrauscht) usw.

Ebenso in der Ode „Furcht der Geliebten" vom Jahre 1753:

**Cidli, du** weinest, und ich schlummre sicher,
Wo im **Sande der** Weg verzogen fortschleicht,
Auch wenn stille **Nacht ihn um**schattend decket,
Schlummr' ich ihn sicher.

**Wo er sich** endet, wo ein Strom das Meer wird,
Gleit' ich **über den** Strom, der sanfter aufschwillt;
Denn, der mich **begleitet, der** Gott gebots ihm,
Weine nicht Cidli.

Das ist ganz hübsch und regt zu genauem Aufachten an (Klopstock gibt übrigens das Schema des Metrums über der Ode an), aber eigentlich schön wird es nicht. Dazu ist es zu berechnet, es bleibt uns kühl und

fremd, eine Künstelei. Was ich aber eigentlich meine und in den Vordergrund ziehen wollte, das ist solche Mischung mit Freiheit. Das beste Beispiel bietet Göthes Erlkönig:

Wer **reitet so** spät durch Nacht und Wind
Es ist der **Vater mit** seinem Kind;
Er hat den **Knaben wohl** in dem Arm,
Er faßt ihn sicher, er hält ihn warm.

Da tritt in dem Vers mit vier Hebungen und drei Takten je ein hüpfender Takt auf, aber nicht gebunden an derselben Stelle, sondern mit Freiheit wechselnd und das gibt die Schönheit des Verses. Im ersten Verse hat der erste Takt und damit der Anfang des Ganzen die hüpfende Bewegung, in den drei anderen der zweite d. h. die Mitte. Aber auch auf dem dritten ist sie möglich. So ist der hüpfende Takt gewissermaßen dem Verse als Ganzem überhaupt eigen, keiner einzelnen Stelle, er schwebt gleichsam darüber (im Schema wäre er gar nicht anzugeben) und läßt sich nieder gewöhnlich, wo ihn der Inhalt herbeizieht. Bei Klopstock ist zwischen dem Wechsel des Daktylus und dem Inhalt keine innere Beziehung. Bei ihm ist die Form Herrin des Inhalts, bei Goethe der Inhalt der Herr der Form. Diese Form mit dem Höhepunkte in der Mitte ist uns die wohlthuendste, ist die Schönste, aber durchgeführt würde sie wieder eintönig werden und die schöne Freiheit beschädigen. Im folgenden Verse treten zwei bewegtere Takte auf. Man könnte plötzliche Bangigkeit des Vaters darin ausgedrückt finden.

'Mein Sohn, was **birgst du so** | **bang dein Ge**sicht?'
'Siehst, Vater, du den **Erlkönig** nicht,
Den Erlen**könig mit** Kron' und Schweif?' —

Der Sohn legt in seiner ersten Zeile die größere Bewegung in den letzten Takt, in der zweiten aber in die Mitte. Der Vater antwortet zur Beruhigung in ganz ruhigem Rhythmus:

'Mein Sohn, es ist ein Nebelstreif'.

Ich will nicht so fortfahren, da nun jeder, der aufmerksam geworden ist, sich selbst leicht zurechtfinden wird und streitige Fälle, die vorkommen, hier nicht verhandelt werden können. Doch Einzelnes verdient noch hervorgehoben zu werden.

'Du liebes Kind, komm geh' mit mir!
Gar schöne Spiele **spiel' ich mit** dir;
Manch' bunte **Blumen sind** an dem Strand,
Meine Mutter hat manch **gülden Ge**wand.'
'Mein **Vater, mein** | **Vater, und** | **hörest du** nicht,
Was Erlenkönig mir leise verspricht?' —

'Sei ruhig, bleibe **ruhig, mein** Kind,
In dürren Blättern **säuselt der** Wind.'
„Willst, feiner Knabe, du mit mir gehn?
Meine Töchter sollen dich warten schön;
Meine Töchter führen den nächtlichen Reihn
Und wiegen und tanzen und singen dich ein."
„Mein | **Vater, mein** | **Vater, und** | **siehst du nicht** | dort
Erlkönigs Töchter am düstern Ort?"
„Mein Sohn, mein Sohn, ich | **seh' es ge**|nau:
Es | **scheinen die** | alten | **Weiden so** | grau."
„Ich | **liebe dich, mich** | **reizt deine** | **schöne Ge**|stalt;
Und | bist du nicht | willig, so | brauch ich Ge|walt."
Mein | **Vater, mein** | **Vater, jetzt** | **faßt er mich** | an!
Erlkönig | **hat mir ein** | Leids gethan!" —
Dem Vater | **grauset's, er** | **reitet ge**|schwind
Er | **hält in den** | **Armen das** | **ächzende** | Kind,
Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen | **Armen das** | Kind war todt.

In diesem letzten Teile mehrt sich der bewegte Rhythmus, macht auch von der Freiheit öfter Gebrauch, alle drei Takte in die Bewegung zu ziehen, wozu noch ein paar Mal der doppelte Auftakt beiträgt (V. 12 und 18); aber man fühlt und sieht leicht, wie das nur der wachsenden inneren Bewegung der Beteiligten entspricht. Einmal sogar steigert sich die Bewegung bis zur Ueberstürzung:

„Ich **liebe dich, mich** reizt deine schöne Gestalt"

ein Takt mit drei Senkungen, was der sonstigen Form aufs Grellste widerspricht, wie es denn auch ganz selten erscheint. Aber sachlich richtig ist es doch und läuft in seiner gewagten Form so mit unter, dem Inhalte aber entspricht diese Form ganz genau: dem Erlkönig bricht seine Leidenschaft endlich in Ungeduld aus und überstürzt sich in der Rede. Uebrigens trifft die Bedingung ein, die sonst für den Fall gilt, daß von den drei Kürzen die mittelste etwas gewichtiger ist. Auch tritt nach „dich" eine kleine Cäsur d. h. Pause ein, was der Freiheit wesentlich zu Gute kommt. Recht deutlich wird wohl aber auch dabei, daß an Daktylen da nicht gedacht ist. Zu bemerken ist wohl nur noch, daß der Rhythmus nach aller lebhaften unruhigen Bewegung schließlich wieder einlenkt in den Grundton seines Anfangs:

Erreicht den Hof mit Müh' und Noth;
In seinen **Armen das** Kind war todt.

Dieser Rhythmus aber mit seiner freien Ausgestaltung war in der Zeit etwas ganz Neues, hat aber für die weitere Entwickelung unserer Rhythmik große Folgen gehabt. Es war damit ein Bann gebrochen, der auf unserem Liede lag. Er ist z. B. noch fühlbar bei

Goethe in zwei Liedern, die dem Inhalt und dem Geist nach mit dem Erlkönig in eine Gruppe gehören d. h. in volksmäßiger Haltung wie dieser. In dem Gedichte „Geistesgruß" vom Jahr 1774 sagt der Geist unter anderem:

„Mein halbes Leben stürmt ich fort,
Verdehnt' die Hälft' in Ruh" —

das gebildete grammatische Sprachgefühl verlangte schon damals ganz sicher: „Verdehnte", dies aber versagte der Vers, der durchaus in strengster gebundener Form einhertritt und einen hüpfenden Takt unmöglich machte. So war die strenge Ueberlieferung. So wagte denn Goethe das gestutzte „Verdehnt", das an sich nun mit dem Präsens zusammenfiel und auch keinen Vokal hinter sich hatte, wie „stürmte" in „stürmt ich". Und ein gleicher Fall liegt vor im Fischer, gedruckt im Jahre 1779, aber wohl etwas früherer Entstehung:

Das Wasser rauscht', das Wasser schwoll,
Ein Fischer saß daran...

Rauscht', eigentlich unmöglich, nur durch den Zwang des Rhythmus herbeigeführt.

Woher nun plötzlich jene Freiheit? Sie kam aus dem Volksliede, in diesem Fall bestimmt herbeigeführt durch Goethes Vorbild für den Erlkönig, Herders Erlkönigs Tochter in den Volksliedern 2. Teil, S. 158 aus dem Dänischen übersetzt. Die Volkslieder sind gedruckt im Jahre 1779, Goethes Erlkönig stammt aus dem Jahre 1781. Bei Herder heißt es:

Herr Oluf reitet spät und weit,
Zu bieten auf seine Hochzeitsleut';
Da tanzen die Elfen auf grünem Land',
Erlkönigs Tochter reicht ihm die Hand.
„Willkommen, Herr Oluf, was eilst von hier?
Tritt her in den Reihen und tanz' mit mir."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Zwei güldne Sporne schenk ich dir.
Ein Hemd von Seide so weiß und fein,
Meine Mutter bleichts mit Mondenschein."
„Ich darf nicht tanzen, nicht tanzen ich mag,
Frühmorgen ist mein Hochzeittag."
„Hör' an, Herr Oluf, tritt tanzen mit mir,
Einen Haufen Goldes schenk ich dir."
„Einen Haufen Goldes nähm ich wohl;
Doch tanzen ich nicht darf noch soll."
„Und willt, Herr Oluf, nicht tanzen mit mir;
Soll Seuch und Krankheit folgen dir."

Sie thät einen Schlag ihm auf sein Herz,
Noch nimmer fühlt er solchen Schmerz.
Sie hob ihn bleichend auf sein Pferd,
„Reit heim nun zu dein'm Fräulein werth." usw.

Wie Herders Übersetzung, für Goethes Erlkönig Vorbild nach Inhalt und Form, ihm auch die neue Form des gemischten Rhythmus nahe legte, ist klar genug. Und doch ist ein Unterschied. Was bei Herder, für den freilich der alte Bann auch gebrochen war[1]), doch mehr nach Bequemlichkeit gebraucht wird, ist bei Goethe doch mit dem Inhalt so in Beziehung gebracht, daß offenbar ein Kunstbewußtsein dabei thätig war.

Herder hat in seinen Volksliedern überhaupt von diesem Rhythmus in freier Mischung viel Gebrauch gemacht in den Übersetzungen englischer, lithauischer, dänischer Lieder. Auch dreisilbige Senkung kommt vor wie bei Goethe z. B. Band 1, S. 96 in einem englischen Liede „die drei Fragen" (Es hat vierhebigen Rhythmus, an fünf Hebungen ist nicht zu denken): „O was ist länger als der Weg daher? Oder was ist tiefer als das tiefe Meer? Oder was ist lauter als das laute Horn? Oder was ist schärfer als der scharfe Dorn?" usw.

Goethe hat in der Fischerin, dem Singspiel, das er im Jahr 1781 zur Aufführung im Tiefurter Park schrieb und das mit dem Erlkönig eingeleitet wird, noch vier Lieder aus Herders Volksliedern verwendet, dänisch, englisch, lithauisch und wendisch, alle in gleichem freien Rhythmus, der doch im Erlkönig eigentlich erst zur Kunstform gesteigert erscheint. Übrigens tritt die Neuerung, die man zugleich als eine Befreiung von hemmender Fessel empfand, auch unabhängig von Herder auf, gleichzeitig und früher schon. So besonders in Wielands Oberon (begonnen 1779), wo das Vorbild der italienischen Stanze nach allen Seiten so frei, ja rücksichtslos behandelt wird, daß der schöne strenge Bau des Vorbildes wohl wie mutwillig zerbrochen erscheinen kann; es sind zwar die acht Zeilen beibehalten, aber von ungleicher Länge, die Reimstellung und Reimart willkürlich frei, und nicht einmal das abschließende Reimpaar der beiden letzten Zeilen beibehalten. So ist auch der streng schreitende Rhythmus des Vorbildes in willkürlichen Wechsel umgesetzt, wobei freilich oft eine malerische Wirkung beabsichtigt und erreicht ist, im ganzen aber doch das Gefühl der bequemeren Nachlässigkeit nicht völlig weichen will. So hat diese Form des Oberon mit der des Erlkönig doch nichts Rechtes gemein. Auch bleibt ja der Unterschied zwischen Lied und Epos dabei wirksam.

Bei Goethe selber kommen in Frage (abgesehen von den noch älteren Oden an Behrisch) die Gedichte aus der Genieperiode in ungebundener Form,

1) Vergleiche die Ausführung in den Fragmenten I, 127, flg. (Gefesseltes Silbenmaß).

die noch keinen rechten Namen haben und auch im Rhythmus eine völlige Ungebundenheit zeigen. Aber mit denen hat es eine ganz andere Bewandtnis. Sie bezeichnen, dem Geniebegriff entsprechend, einen völligen Bruch mit der Überlieferung, sie zerbrechen gleichsam die gewonnenen überlieferten Formen und sind im Grunde eigentlich gehobene Prosa, wobei allerdings der Inhalt besser zu der vollen tiefen Wirkung kommt als in der alten strengen Form.

Der Rhythmus im Erlkönig dagegen ist eine reine Weiterbildung des Überlieferten, nur mit einem belebenden Hauch, der von außen hineindrang. Ähnlich ist bei Schiller ein Jugendgedicht (aus der Anthologie von 1782), die Schlacht, wo freilich kein Bruch mit der Überlieferung vorliegt, sondern der rhythmische Aufbau in seinem verschiedenen Gange und Tone mit wahrhaft schöpferischer Kraft und völliger Unabhängigkeit von aller Überlieferung in den Dienst des stürmisch wechselnden Inhalts gestellt ist. Es ist ein unvergleichliches Meisterwerk. Eine ähnliche Bewandtnis hat es mit der Kerkerscene in Goethes Faust, die eben mit ihrer Freiheit des Rhythmus gleichfalls ein Meisterwerk ersten Ranges ist. Zu erwähnen wäre auch Schubarts Ewiger Jude 1783, der in seinem zweiten Teil in leidenschaftlichfreien Rhythmus übergeht. Außerdem Mahler, Müllers Genovefa (1779), auch Schillers Glocke, Wallensteins Lager und manches Andere. Aber das alles tritt abseits von unserer Betrachtung, da wir es von Hause aus nicht mit epischer dramatischer Dichtung, sondern nur mit dem Liede zu thun hatten, in dessen Gestaltung das Volkslied seit Herder so schön belebend eingreifen sollte. Schon Goethes König in Thule und Flohlied im Faust, die auch den alten Bann schon mehrmals brechen, mögen das vom Volkslied entnommen haben. Erwähnt muß doch auch werden Schillers Größe der Welt, gleichfalls ein Jugendgedicht aus der Anthologie:

Die der schaffende Geist einst aus dem Chaos schuf,
Durch die schwebende Welt flieg ich des Windes Flug,
  Bis am Strande
  Ihrer Wogen ich lande,
Anker werf, wo kein Hauch mehr weht
Und der Markstein der Schöpfung steht usw.

Aber auch das gehört eigentlich nicht hierher, denn es liegt keine freie Mischung vor, sondern eine solche in streng durchgeführter Form; sie ist veranlaßt durch Klopstocks Oden in horazischem Bau, nur mit Reimen geziert.

Die Form aber, wie sie im Erlkönig am schönsten auftritt, ist doch auch vorher schon im Gebrauche zu finden z. B. in Versen, die von Goethe in der Beilage zu dem Briefe vom 17. Juli 1777 an die Frau von Stein aus Weimar nach Kochberg gerichtet sind. Es gehen auch Verse vom Herzog vorher, rasch hingeworfen und daher in der Form in mehr nachlässigem hüpfenden Rhythmus gehalten, in den Un=

geübte gar zu gern verfallen. Dann aber folgende Verse von Goethe, für unseren Zweck höchst erwünscht:

Und ich geh' meinen alten Gang
Meine liebe Wiese lang.
Tauche mich in die Sonne früh,
Bad ab im Monde des Tages Müh.

Leb' in Liebes-Klarheit und Kraft,
Thut mir wohl des Herren Nachbarschaft,
Der in Liebes-Dumpfheit und Kraft hinlebt
Und sich durch seltenes Wesen webt . . .

Die Verse sind hingeschrieben ohne jeden Gedanken an Veröffentlichung oder an einen Maßstab der herrschenden Kunst, stehen gleichsam ganz außerhalb aller damaligen Kunstübung. Hätte man den Dichter fragen können, was er da für Verse schreibe, er hätte vermutlich von Knittelversen gesprochen. Aber wir sind schon jetzt klar, wie sie auf dem Wege liegen, auf dem der Liedvers sich zu der neuen schönen Form entwickelt, wie wir sie vollendet im Erlkönig sehen. Zu bemerken ist auch die aus ächter deutscher Art hervorgehende freie Behandlung des Auftakts, der ein paar Mal fehlt, aber auch doppelt erscheint, mit der Freiheit, wie sie dem Volksliede eigen ist, ins Kunstlied freilich nicht übergegangen, wenigstens erst bei Heinrich Heine.

Reichlichen Gebrauch vom gemischten Rhythmus hat Schiller gemacht in Liedern und Balladen z. B. in dem Liede, das Thekla im Wallenstein singt:

Der Eichwald brauset, die Wolken ziehn,
Das Mägdlein wandelt an Ufers Grün.
Es bricht sich die Welle mit Macht, mit Macht,
Und sie singt hinaus in die finstere Nacht,
Das Auge von Weinen getrübet usw.

Auch in dem Liede, das im Eingang des Tell der Fischerknabe singt:

Es lächelt der See, er ladet zum Bade,
Der Knabe schlief ein am grünen Gestade,
Da hört er ein Klingen wie Flöten so süß,
Wie Stimmen der Engel im Paradies usw.

Zu erwähnen ist auch das Reiterlied in Wallensteins Lager:

Wohl auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd;
Ins Feld, in die Freiheit gezogen!
Im Felde, da ist der Mann noch was werth
Da wird das Herz noch gewogen.
Da tritt kein Andrer für ihn ein,
Auf sich selber steht er da ganz allein usw.

Auch in den oben erwähnten Strophen in bewegtem Rhythmus im Eleusischen Fest ist der hüpfende Rhythmus oft gemildert durch schreitende Füße. Zu betrachten wären auch die Chöre in der Braut von Messina, wo

der Dichter in Nachahmung der kunstvoll freien Rhythmen der alten Tragödie sich des gemischten Rhythmus, in schönster wirksamster Weise bedient. Von Balladen ist besonders erwähnenswerth der Graf von Habsburg:

Zu Aachen in seiner Kaiserpracht
Im alterthümlichen Saale
Saß König Rudolfs heilige Macht
Beim festlichen Krönungsmahle usw.

Goethe aber hat von der Form in ihrer schönen Freiheit eigenen Gebrauch gemacht (auch in Bezug auf den Auftakt) in den dichterischen Sprüchen in deutscher Form aus späterer Zeit, doch so, daß er sich mit der Freiheit oft der Prosa näherte. Ein genaueres Eingehen hierauf ist ja hier nicht möglich. Nur ein paar Proben, die für jeden zur Erinnerung ausreichen werden:

Epheu und ein zärtlich Gemüth
Heftet sich an und grünt und blüht.
Kann es weder Stamm noch Mauer finden,
Es muß verdorren, es muß verschwinden.

Zart Gedicht wie Regenbogen.
Wird nur auf dunkeln Grund gezogen;
Darum behagt dem Dichtergenie
Das Element der Melancholie.

Ich bin so guter Dinge,
So heiter und rein,
Und wenn ich einen Fehler beginge,
Könnts keiner sein.

Über allen Gipfeln
Ist Ruh,
In allen Wipfeln
Spürest Du
Kaum einen Hauch,
Die Vögel schweigen im Walde.
Warte nur, balde
Ruhest Du auch.

---

# Zur Behandlung der mittelhochdeutschen Lektüre in Obersekunda.

Von **Friedrich Heußner** in Kassel.

Ich bin Herrn Kollegen Böttlicher sehr dankbar für seinen Aufsatz in Heft 9 dieser Zeitschrift vom vorigen Jahre über die Behandlung des Mittelhochdeutschen in Obersekunda. Er ist mir bis auf weniges, worin ich anders denke, ganz aus der Seele gesprochen, und auch ich bin der Ansicht, daß in diesem Punkte recht bald Klarheit und Einheitlichkeit geschaffen werden muß. Vielleicht giebt, wenn unter den Fachgenossen eine möglichste Einheit erzielt ist, dies der Oberschulbehörde Veranlassung, danach die Bestimmungen der Lehrpläne genauer zu fassen oder abzuändern.

Den Thesen 1 und 2 stimme ich ganz bei und füge dazu folgende Bemerkungen. Dem von Herrn B. bezeichneten Zweck scheint mir in Stoffauswahl die eben jetzt als 7. Abteilung des Lesebuchs von Hopf und Paulsiek erschienene Ausgabe von Hoffmann im ganzen wohl zu entsprechen, welche hauptsächlich „die großen Hauptabschnitte des Nibelungenliedes im Zusammenhang bietet" und daneben eine ausreichende Auswahl von Gedichten Walthers. Wenn es ferner heißt: „Die Schulausgabe muß die nötigsten Erläuterungen bieten", so verdient nach dieser Seite freilich die Bearbeitung des betreffenden Teiles des Hopf und Paulsiek von Henrici den Vorzug. Das alphabetische Wörterverzeichnis bei Hoffmann ist entbehrlich. Für den Lehrer soll es doch wohl nicht sein. Oder sollen die Schüler sich danach vorbereiten? Das wäre gegen den Sinn und die Absicht der neuen Lehrpläne. Gut aber ist eine übersichtliche Zusammenfassung der wichtigsten Erscheinungen der Formenlehre wie bei Hoffmann S. 163 flg. — Eine Übersetzung in den Händen der Schüler scheint mir auch bei Walther von der Vogelweide nicht erforderlich, ja unter Umständen sogar hemmend und störend.

Gegen These 3 habe ich folgendes zu erinnern. Warum wollen wir ängstlich eine Übersetzung von seiten der Schüler vermeiden? Ein verständnisvolles Lesen in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung muß der letzte Abschluß und die Blüte des Verständnisses sein. Dieses wird aber gründlich erst gewonnen, wenn der Schüler auch selbst übersetzt und der Lehrer sich dabei von dem vollen Verständnisse überzeugt hat. Man wird zu diesem Zweck anfangs nur langsam vorwärtsschreiten. Der Lehrer liest einen kleinen in sich geschlossenen Abschnitt von etwa 3 bis 5 Strophen aus den Nibelungen mit sorgfältigster Aussprache und sinngemäßer Betonung langsam vor, giebt, möglichst gruppierend, die nötigen sachlichen und sprachlichen Erklärungen, fragt, ob den Schülern noch irgend etwas unverständlich geblieben, läßt sie dann möglichst wortgetreu (nur nicht geschmacklos!) übersetzen und dann das Ganze noch einmal „verständnisvoll in richtiger Aussprache und sinngemäßer Betonung" lesen. Erst wenn dabei eine gewisse Sicherheit und Klarheit des Verständnisses von allen erreicht ist, kann wohl die These 3 auch nach ihrem vollen Wortlaute eintreten (vergl. S. 588).

Mit These 4 bin ich einverstanden, nur muß aus dem induktiv-heuristischen Verfahren (mit manchem Rückblick auf die vorausliegenden Sprachstufen und häufigem Hinweis auf die spätere Gestaltung der Sprache) sich zuletzt eine systematische grammatische Übersicht des Mittelhochdeutschen, etwa der bei Hoffmann entsprechend, für die Schüler ergeben, und diese muß den Schülern zum festen Besitz werden. Sonst bleiben doch die grammatischen Belehrungen nebelhaft, schweben in

der Luft und sind bald wieder völlig verduftet. Mit dem Gudrunliede müssen die Schüler doch auch bekannt gemacht werden, wie es auch Dr. Kinzel S. 588 verlangt. Ich würde dann lieber, wenn es die Zeit fordert, auf Hartmanns Armen Heinrich verzichten. Parzival muß natürlich, vielleicht in einer gekürzten Übersetzung, den Schülern bekannt werden und läßt sich auch in Obersekunda schon mit gutem Erfolg behandeln.

Mit These 5 bin ich gleichfalls einverstanden, nur in der Methode der Behandlung weiche ich auch hier ab. Ich würde von Walther den Schülern nur den mhd. Text in die Hand geben. Nach einleitender Vorbesprechung zu einem Gedichte, worin vom Lehrer das Hauptsächlichste über Inhalt, Veranlassung und Zweck gesagt ist, folgt Lesen durch den Lehrer, sprachliche und sachliche Erklärung in der oben bezeichneten Weise, sorgfältiges Übersetzen von seiten des Schülers, dann Vorlesen einer guten Übersetzung durch den Lehrer (es empfiehlt sich auch die von Legerlotz) mit Hervorhebung und Begründung der Abweichungen von der wortgetreuen Übersetzung des Schülers, dann zum Schluß ein Lesen des Schülers in der oben erwähnten Weise. Eine Übersetzung vorausgehen zu lassen, ist bei Walther schon deswegen nicht ratsam, weil eine gute Übersetzung (die es doch wohl sein soll) in manchem hier freier sein wird als etwa beim Nibelungenliede, eine solche freie Übersetzung aber für das Verständnis des Einzelnen bei dem Anfänger oft mehr hemmend als fördernd ist.

---

## Eine bis jetzt unbekannt gebliebene Ausgabe des deutschen Sprachverderbers.

Von **Hans Gräf** in Wolfenbüttel.

Den Freunden des 'Unartig Teutschen Sprachverderbers' wird die Nachricht willkommen sein, daß es eine merkwürdigerweise ganz unbekannt gebliebene Ausgabe aus dem Jahre 1647 giebt. Das Titelblatt des in der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel befindlichen Druckes lautet: Der | Vnartig Teutscher | Sprach-Verderber. | Beschrieben | Durch | Einen Liebhaber der rede- | lichen alten Teutschen | Sprach. | Wider alle die jenige, welche die | reine Teutsche Muttersprach mit allerley | frembden außlandischen wörtern viel- | faltig zu verunehren und zu ver- | tunckeln pflegen. | [Vignette] Cölln | Vor den Minnenbrüder | im Loret. | ANNO M. DC. XLVII.

Demnach liegt hier der ,Sprachverderber' in derjenigen Gestalt vor, in welcher er 1650 in ,Jo. Cocay Teutscher Labyrinth' erscheint. Eine wörtliche Vergleichung beider Ausgaben bestätigt dies vollkommen. Drei

Stellen ausgenommen[1]), ist die Übereinstimmung eine wörtliche. Es gilt somit das über A III (Dissert. § 2; vgl. Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht VI, 309 flg.) Gesagte von dieser Ausgabe ebenfalls, mit der unwesentlichen Einschränkung, daß der Druck von 1647 weniger offenbare Druckfehler enthält, und daß er in der Formengebung einzelner, besonders häufiger Worte (z. B. nicht : nit; das : daß, als Artikel) nicht ganz so willkürlich wechselt wie A III. Nimmt A III 52 Seiten (S. 111—163 des ‚Teutschen Labyrinths') in 12° ein, so ist der Text in der Ausgabe von 1647 mittels bedeutend kleineren und engeren Drucks auf 38 Seiten 12° zusammengedrängt.

Die drei letzten, nicht mit Seitenzahlen versehenen Blätter enthalten die wunderliche ‚Descriptio, Das ist: Eigentliche vnd gründliche Beschreibung, Was Ars, Lex, Mars Für wunderbahre Thiere seind,... In nachfolgende Reimen gesetzt... Gedruckt im Monat, Tag vnd Jahr, Da des Mars sein Regierung war', welche schließt mit den Versen

‚Weil ich nichts schändliches vollbring,
Acht ich Nachred vnd Lügen gering.'

Diese Descriptio folgt gleichfalls auf A III und bildet den Schluß des ‚Teutschen Labyrinths'.

Das Erwünschteste, was uns in Bezug auf den ‚Sprachverderber' begegnen könnte, wäre die endliche Entdeckung seines unbekannten Verfassers. Inzwischen möge dieser kleine Beitrag die Bibliographie des trefflichen Werkleins vervollständigen helfen.

---

## Zur Namenforschung.

Von **E. Mackel** in Perleberg.

Die biblischen und kirchlichen Namen hebräischen, griechischen und lateinischen Ursprungs, die zu Familiennamen geworden sind, haben bekanntlich bei dieser Umwandlung sich noch größere Veränderungen und Verkümmerungen gefallen lassen müssen als die Familiennamen, die aus altgermanischen Personennamen hervorgegangen sind. Der Grund dafür ist wohl zunächst in der Länge eines großen Teiles dieser fremden Namen, dann aber auch vor allem in der andersartigen Betonungsweise zu suchen, die der germanischen Art zu betonen widersprach. Bartholomäus war nicht nur zu lang und zu unbequem für den täg-

1) In der Ausgabe von 1647 fehlt das Eingeklammerte: S. 15 Z. 13 v. u.: ‚oder [auffs] wenigst'; S. 17 Z. 1: ‚bey [den] Hochzeiten'; S. 34 Z. 14 steht: ‚am allermeisten', gegen A III S. 157 Z. 8: ‚am meisten'.

lichen Gebrauch, es wurde auch nicht so betont, wie die Deutschen ihre einheimischen Namen zu betonen pflegten.

Hiermit zusammen hängt es nun, daß bei der Weiterentwickelung dieser ausländischen Personennamen zu Familiennamen sich eine Erscheinung zeigt, die diesen Namen eigentümlich ist: sie spalten sich nämlich förmlich in zwei Hälften, und jede Hälfte kann als besonderer Name fortleben. Während bei den sog. Koseformen der einheimischen altgermanischen Personennamen fast immer nur das erste Glied erhalten bleibt, verkümmert hier ebenso oft der erste Teil des Namens und der zweite Teil allein dient zur Schöpfung von Familiennamen. So wird z. B. aus:

| | |
|---|---|
| Bartholo-mäus einerseits | Barthel, anderseits Mewes, vielfach auch wohl Muhs[1]) und Mau. |
| Am-bros-ius | Ambrosch und Brose, Bröse, Bräsicke. |
| Nikol-aus | Nickel und Klaus, Klaas, Laus, Laas. |
| Matthäus, Mat-thias | Mathes, Metz und Thees, Dewes; Thies, Theiß. |
| Jacob, Jacobus | Jacobs, Jock und Köbs, vielfach wohl auch Jäckel, Jockel und Köpke. |
| Thomas, Thomasius | Thōms und Maas. |
| Dionysius | Dinnes[2]) und Nis, Niese. |

Der in meiner Heimat häufige Name Mielke wird z. T. auf Aemilius zurückgehen.

Es ist nun von vielen Namenforschern die Behauptung aufgestellt worden, daß die erste Reihe der Doppelformen namentlich auf oberdeutschem Gebiet, die zweite Reihe namentlich auf niederdeutschem Gebiet heimisch sei. S. Vilmar, Deutsches Namenbüchlein S. 6. Heintze, Die deutschen Familiennamen S. 37. Anm. 2 hält diese Scheidung wohl für schwierig, bestreitet sie aber nicht gerade, und so ist mir denn auch kein direkter Widerspruch bekannt geworden.

Eine Erklärung aber für diese merkwürdige Spaltung der Namen und für die noch merkwürdigere Verteilung auf Nieder- und Oberdeutschland ist meines Wissens noch nicht gegeben worden. Handelt es sich um

1) Der in meiner niederdeutschen Heimat (Regierungsbezirk Potsdam) namentlich auf dem Lande sehr häufige Name Muhs könnte auf Hierony-mus beruhen; dagegen gehören die ebenfalls niederdeutschen Namen Harms und Hermes nicht zu Hieronymus, sondern zu Hermann. S. Andresen, Konkurrenzen S. 20. Natürlich kann der Name Muhs auch auf dem niederdeutschen Worte Mus = Maus beruhen.

2) Dinnes könnte mit Tinnes auch auf Martinus (Augustinus?) zurückgehen; Andresen, S. 24.

einen geheimnisvollen Vorgang? Auf erfahrungsmäßigem Wege läßt sich die Frage wohl nicht mehr entscheiden: dazu ist der Austausch der Namen von Nord und Süd schon zu weit vorgeschritten. Nur durch planmäßige Durchstöberung der Kirchenbücher auf dem Lande, wo ja die Familien seßhafter geblieben sind, ließe sich vielleicht auf diesem Wege etwas erreichen. Es läßt sich wohl erkennen, daß Namen wie Bröse, Klöß, Mewes, Muhs, Laas, Thees, Thies, Thießen, Theis, Köbs, Köpke, Mielke niederdeutschen, Namen wie Ambrosch, Jock, Jockel, Jäckel, Nickel oberdeutschen Ursprungs sind. In Süddeutschland heißt Knecht Ruprecht Pelzenickel, in Süddeutschland holt Barthel den Most. Und wenn der Name Barthel, Berthel auch in Niederdeutschland so häufig ist, so muß man bedenken, daß ja auch Bertold (Berhtwald) denselben Namen ergeben kann. Vermag all dieses aber eine Thatsache zu begründen? Gesetzt nun aber, wir hätten es nur mit einer Annahme oder Vermutung zu thun: würde diese Annahme nicht zur Gewißheit und Thatsache erhoben werden, wenn sich die einzelne Erscheinung, von der wir sprechen, mit anderen Erscheinungen ähnlicher Art in Zusammenhang bringen und unter eine allgemeinere, umfassendere Regel stellen ließe, wenn sich eine Erklärung, ein innerer Grund auffinden ließe für den sonst so rätselhaften Vorgang, daß für den Oberdeutschen das erste Element, für den Niederdeutschen das zweite Element solcher Heiligennamen die Quelle von Familiennamen geworden ist? Ich meine aber, eine solche Erklärung könnte gefunden werden.

Soviel ist zunächst klar, daß nur der Teil des Namens verkümmerte, der nicht den Ton trug, und daß immer der Teil des Namens erhalten blieb, der betont war. Es muß also in diesen fremden Namen auf deutschem Boden bald der erste Teil, bald der zweite Teil den Ton getragen haben. Nun ist aber gar nicht denkbar, daß ein und derselbe Mensch je nach Gutdünken und Belieben bald das erste Element, bald das zweite Element eines Namens betont habe. Die Behauptung also, daß die Familiennamen, die aus den ausländischen Namen geflossen sind, in Oberdeutschland aus dem ersten Teil des Namens, in Niederdeutschland aus dem zweiten Teil hervorgegangen seien, deckt sich und ist gleichbedeutend mit der weiteren Behauptung: Die Oberdeutschen haben die erste Silbe, das erste Element des Namens betont, die Niederdeutschen aber die zweite Silbe, das zweite Element; der Oberdeutsche habe **Bar**tholomäus, **Mat**thias, **Mat**thäus ausgesprochen, der Niederdeutsche Barthol**omäus**, Mat**thias**, Mat**thäus**. Denn nur aus **Bar**tholomäus, **Mat**thäus, **Mat**thias konnte Barthel, Mathes, Metz, nur aus Barthol**omäus**, Mat**thias**, Mat**thäus** konnte Mewes, Muhs, Thies, Thees, Theis werden.

Und so gewinnt denn die ursprüngliche Behauptung in dritter Gestalt die Fassung: Bei den aus der Fremde eingeführten Namen haben die Niederdeutschen die fremde (in diesem Falle lateinische) Accentuierung beibehalten, die Oberdeutschen aber die einheimische, germanische Betonungsweise durchgeführt. Der Beweis für diese Behauptung aber ist so gut wie erbracht, wenn sich darthun läßt, daß die Norddeutschen auch sonst die fremde Betonungsweise von Lehn- und Fremdwörtern zu schonen lieben, die Süddeutschen aber überhaupt die Neigung haben, Fremdwörter nach deutscher Weise zu betonen, sie dem germanischen Betonungsgesetze zu unterwerfen. Denn das germanische Betonungsgesetz ist, daß im einfachen Wort die Wurzelsilbe, d. i. die erste Silbe, im Kompositum aber die erste Silbe des ersten Bestandteiles betont wird. S. Pauls Grundriß, Kluge S. 340, Behaghel S. 554.

Als besonders beweiskräftig führe ich zunächst fremde Namen an, die Vornamen geblieben sind. In Süddeutschland, ja noch in Thüringen, betont man: **Ge**org, **Ma**rie, **A**melie, **Jo**sephin', **E**lis', **Lu**is', **Kath**rin, in Norddeutschland aber Ge**org**, Ma**rie**, Ama**lie**, Jose**phine**, Eli**se**, Lui**se**, Katha**rina**. So sind denn auch in Mecklenburg und Vorpommern 'Org und 'Gust die stehenden Abkürzungen von Georg und August, und auf dem Lande in der Prignitz und der Altmark ist Elise, Ka**thrine** zu Liesch und Trien geworden. In süddeutschen Schulen ist die Aussprache **Ho**mer, **Vir**gil, **Ho**raz, **Ra**cine, **Cor**neille gang und gäbe.

Derselbe Unterschied besteht aber auch bei entlehnten Gattungsnamen. Der Süddeutsche und der Schweizer (und z. T. der Mitteldeutsche) betont **Pä**pa, **Mä**ma, **Pla**fond, **Bü**reau, **Com**mis, **Sou**per, **Di**ner, **Cra**yon, **Re**veu, **Me**nü, **Pa**pagei, **Rheu**matism, ja selbst **Ka**kao, ferner **En**tree, **Chaus**see, **Ku**pee[1]) u. s. f., der Norddeutsche Pä**pa**, Mä**ma**, Pla**fond**, Bü**reau**, Com**mis**, Sou**per**, Di**ner**, Cra**yon**, Re**veu**, Me**nü**, Papa**gei**, Rheuma**tis**mus, Ka**kao**, En**tree**, Chaus**see**, Ku**pee**. Noch mehr. In süddeutschen Schulen (namentlich in Baden und im Elsaß) neigen die Schüler dazu, die französischen Wörter, die sie in der französischen Stunde lernen und gebrauchen, nicht auf der letzten Silbe, sondern nach deutscher Weise kräftig auf der ersten Silbe zu betonen, in mehr als zweisilbigen Wörtern rücken sie den Ton wenigstens nach vorne (z. B. arrángement, conjugáison); und es ist ein Hauptvorwurf, den die Franzosen den Elsaß-Lothringern in ihrer Aussprache des Französischen, ihrer neuen Muttersprache, machten, daß sie nicht nur immer die erste Silbe betonten,

1) Eine merkwürdige Ausnahme macht das Wort Kaffee. Hier betont der Norddeutsche **Ka**ffee, der Süddeutsche Ca**fe**. Ich hörte eine Dame sagen, der Kaffee würde immer besser, je mehr man Café betone; sie meinte: je mehr man nach Süden käme.

sondern sie gar mit so kräftigem Accent betonten, wie ihn der Franzose gar nicht kennt. Wir aber erkennen in dieser elsässischen Betonungsweise des Französischen unsern altgermanischen Accent wieder, und es erfüllt uns mit Genugthuung, daß sich in der Betonung trotz sonstiger Verwälschung Jahrhunderte hindurch deutsche Art erhalten hat. — Überhaupt will es mir scheinen, als ob die Süddeutschen die Wurzelsilben in deutschen Worten mit noch größerer Energie und Kraft betonen als die Norddeutschen, und damit erklärt sich vielleicht am besten der stärkere Schwund der End- und Endungsvokale im Süden. — Und mit dem kräftiger entwickelten Gefühl, daß die erste Silbe des deutschen Wortes den Ton tragen müsse, erklärt sich vielleicht am besten die Erscheinung, daß auf süddeutschem, namentlich südwestdeutschem Boden in den unbetonten Vorsilben be- und ge (alt bĭ, gĭ, mit Stammabstufung gă) e namentlich vor spirantischen Lauten (S. Behaghel, Pauls Grundriß S. 576) ganz verloren gegangen ist[1]), so daß der Süddeutsche die Wörter Besuch, Gesicht, Geschichte, gefunden, gesehen, gehört, gesund: Bsuch, Gsicht, Gschicht, ghört, gsund, eigentlich Pßuch, Kicht, Kschicht u. s. f. ausspricht. Es war ihm unleidlich, daß der betonten Stammsilbe noch eine unbetonte Silbe vorausgehen sollte. Demselben Schicksal würden wohl die anderen unbetonten Vorsilben auch verfallen sein, wenn der Vokal nicht durch einen folgenden Konsonanten (wie in er-, ver-, zer-, ent-) geschützt wäre. Man spricht ja doch auch zßamme für zusammen.

Doch zurück zu unserer Aufgabe. Da gebiert eine Frage die andere, und eine letzte Frage bleibt noch offen. Was mag der Grund sein zu dieser verschiedenen Betonung von fremden Eigennamen und Gattungsnamen im Norden und im Süden von Deutschland? Behaghel sagt in seinem Buche „Die deutsche Sprache“ S. 137: „Der Unterschied zwischen Nord und Süd beruht darauf, daß im allgemeinen der Norddeutsche mehr Wert auf richtiges Sprechen legt als der Süddeutsche und so auch den fremden Accent genauer beizubehalten strebt“. Gewiß mag dem Norddeutschen eine gewisse schulmeisterlich pedantische Neigung eigen sein, Fremdwörter nach Form und Gestalt möglichst wenig zu ändern. Dann müßten wir aber annehmen, daß diese größere Gewissenhaftigkeit den niederdeutschen Stämmen schon im 11., 12. und 13. Jahrhundert angeklebt habe, denn um diese Zeit sind die biblischen und kirchlichen Namen hauptsächlich aufgenommen und zu Familiennamen umgewandelt worden. Sollte man nicht auch das Recht haben zu behaupten, daß bei den Oberdeutschen das nationale Sprachgefühl, wenigstens soweit es das germanische Betonungsprinzip angeht, viel lebendiger und kräftiger ent-

1) Zum Teil schon seit alter Zeit. S. Wilmanns Deutsche Grammatik § 330.

wickelt gewesen ist und noch ist als bei den Niederdeutschen? Fragen wir uns, wie das gekommen sein soll, so möchten wir um die Antwort verlegen sein. Aber es ist vielleicht nicht unangebracht, darauf hinzuweisen, daß die Gegenden, wo das Ausländische so kräftig in deutsche Formen geschmiedet wird, viel eher und viel länger und ununterbrochen der Wohnsitz germanischer Völkerstämme gewesen ist, als ein großer Teil der norddeutschen Lande. Handelt es sich doch um die Gebiete der Alemannen, Baiern, Rheinfranken und Thüringer! Die enge Vermischung der germanischen Stämme, die sich östlich der Elbe angesiedelt haben, mit den Slaven kann immerhin das Sprachgefühl nach gewissen Richtungen abgeschwächt haben. Sie mußten sich an zahllose Eigennamen mit fremdländischer Betonung gewöhnen. Ich erinnere nur an die vielen slavischen Ortsnamen auf —in, wie Ber**lin**, Schwe**rin**, Ne**belin**, die noch jetzt auf der letzten Silbe betont werden; an die vielen Personennamen auf —**in**, die von diesen Ortsnamen hergenommen sind. Wie dem aber auch sei, wir müssen der süddeutschen Art und Weise den Preis geben und könnten nur wünschen, daß auch die Norddeutschen sich ebenso deutschtümlich fremden Namen und Wörtern gegenüber verhielten wie die Süddeutschen.

---

## Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide?

Von **Adolf Hausenblas** in Reichenberg i. B.

Die litterarhistorische Forschung schien sich eben erst damit beruhigt zu haben, Tirol als die Heimat Walthers zu betrachten. Diese Annahme[1]) fand einen äußeren Ausdruck in der Errichtung des prächtigen Walther-Denkmales in Bozen. Da überrascht nun Dr. Hermann Hallwich die litterarische Welt durch einen Aufsatz[2]), welcher geeignet erscheint, den kaum gewonnenen Glauben gründlich zu erschüttern und die Walther-Frage von neuem aufzurollen. Ist es doch, als ob das Andenken des großen Sängers auch nicht zur Ruhe kommen sollte, wie er selbst ruhelos durch die Welt irrte. Ich betone im voraus, daß wir es bei dem genannten Aufsatz nicht etwa mit einer leichtfertigen Hypothesen-Reiterei zu thun haben, sondern mit einem Aufsatze, bei dem die Thatsachen selbst

1) Noch in neuester Zeit hat Domanig durch die Deutung des bekannten Waltherschen Klôsenaere als „Klausener" d. i. „Bewohner von Klausen in Südtirol" sie zu stützen gesucht. Hallwich nimmt auf diesen Versuch nicht Bezug.

2) Böhmen die Heimat Walthers von der Vogelweide? Mitteilungen des Vereins für Geschichte der Deutschen in Böhmen. XXXII. Jahrgang, S. 93—140. Soeben im Einzeldruck unter demselben Titel erschienen: Prag, Dominicus M. 1.20.

sprechen; er möge an dieser Stelle gebührende Erwähnung finden, damit er in weiteren Schul- und Fachkreisen bekannt werde. Sache der Walther-Kenner wird es sein, die von Hallwich angeführten Thatsachen zu beurteilen. Jedenfalls darf man an ihnen nicht vorübergehen.

Hallwich giebt zunächst eine kurze, recht übersichtliche Darstellung der bisherigen litterarischen Untersuchungen über „die Heimatfrage Walthers" und schließt diesen ersten Teil seiner Ausführungen mit der Aufzählung jener Punkte, die P. Patrik Anzoletti in seiner Schrift „Zur Heimatfrage Walthers von der Vogelweide" gleichsam als endgiltige Glaubensartikel für die Tiroler Heimatangehörigkeit des Dichters aufgestellt hat:

„1. Keine andere vorgebliche Heimat Walthers kann sich mehr halten, seit auf den Schrotthof am Layener Ried hingewiesen ward; es streitet auch keine andere mehr um die Ehre, sein Geburtsort zu sein; keine liegt seinen bekannten Wanderungen und Aufenthaltsorten so ferne, daß er sie nicht öfters ohne Mühe hätte besuchen können; keine liegt so hart am Wege der Kreuzfahrer, die nach Italien ziehen.

2. Die Hypothese hat keine bedeutenden Gegner mehr aufzuweisen; die Gründe der Gegner ließen sich alle unschwer widerlegen.

3. Es treffen auffallend viele Umstände zusammen, den Vogelweidhof unbestreitbar zur Geburtsstätte Walthers zu adeln:

Der Name Vogelweide in Weidbruck, Vogelstrich, Vogeltenne, Inner- und Außer-Vogelweide;

der Name Walther im Taufbuch Layens noch im 16. Jahrhundert, wo er sonst auch in dieser Gegend nicht mehr gefunden wird;

der Innervogelweidhof als Edelsitz um jene Zeit erwiesen;

das wie weiland fließende Wasser, also ein sich stets gleichbleibender größerer Fluß, die Eisack;

der ausgehauene Wald, das neu angebaute Feld" u. s. w.

In dem folgenden Abschnitte macht uns Hallwich mit seinem stärksten Beweismittel, dem „Duxer Stadtbuch von 1389"[1]) bekannt. Und hier sei denn mit aller Anerkennung gesagt, daß Hallwich den reichen Inhalt des Buches mit großem Geschick und wirksam für seinen Zweck verwertet hat. Er entwirft uns zunächst ein hübsches Kulturbild des deutschen Städchens Dux in jener Zeit. Da ist in erster Linie für unsere Frage von Bedeutung, daß unter den vielen im Stadtbuch enthaltenen

---

1) Fernerstehenden mag die Anmerkung nicht unwillkommen sein, daß Dux am Fuße des böhmischen Erzgebirges, also in Deutsch-Böhmen gelegen ist, nicht weit von Teplitz einerseits und dem schönen Cistercienser-Kloster Ossegg andererseits. Dux ist gegenwärtig einer der Hauptpunkte der böhmischen Braunkohlenindustrie.

Ruf- und Familiennamen jener Zeit der der „Vogelweyder“ und „von der Vogelweyde“ überraschend oft wiederkehrt und zwar 1. im Jahre 1389 Merten Sneyder vogelweyders eydem; 2. im Jahre 1390 Peczolt vogelweyder; 3. im Jahre 1395 Marsche sneyder vogelweyders eydem; 4. im Jahre 1396 Walther von der Vogelweyde; 5. im Jahre 1396 Barbara vogelweyders mvme; 6. im Jahre 1398 Walther von der Vogelweyde; 7. im Jahre 1404 hannus sneyder von Brüx vogelweyders son; 8. im Jahre 1404 des vogelweyders hof.

Zum letzten Male wird der Name Vogelweider in dem Stadtbuche im Jahre 1411 genannt.

Aus diesen und anderen einschlägigen Angaben des Stadtbuches zieht nun der Verfasser in dem dritten Teile seines Artikels („Die Vogelweider und der Vogelweidhof in Dux“) folgende Schlüsse: „Zu Ende des 14. Jahrhunderts und — wie nach dem Tenor der Urkunden nicht bezweifelt werden kann — nicht erst seit kurzer, sondern vielmehr seit langer, unvordenklicher Zeit ist in der Stadtgemeinde Dux das Geschlecht der Vogelweider oder von der Vogelweide angesessen. Beide Namensformen decken sich nach Analogie unzähliger Beispiele älterer und neuerer Zeit. Durch zwei männliche Sprossen ist die Familie vertreten: Petzold Vogelweider und Walther von der Vogelweide. Jener scheint der Ältere gewesen zu sein. Petzold ist Mitglied des Schöffenstuhls und zweifellos auch Inhaber des altererbten Familiengutes, des Vogelweidhofes, unmittelbar vor der Stadt.[1]) Thatsächlich hat Hallwich auch sichere Spuren „des vogelweyders hofes“ im Südosten der Stadt entdeckt. „Dieser Hof war nun ursprünglich ein Riesenburger[2]) Lehengut; aus dem Duxer Vogelweidhofe gieng mit aller Bestimmtheit der Walther von der Vogelweyde des Duxer Stadtbuches hervor — vielleicht auch ein Anderer, der zweihundert Jahre vor ihm denselben Namen trug und ihn zu hohen Ehren brachte vor Mit- und Nachwelt ... Vielleicht!“

Um dieses „Vielleicht“ zu erhärten, wirft unser Gewährsmann zunächst einen Blick auf die Kolonisation und auf die älteste Geschichte der Gegend um die Stadt Dux. Er findet dabei, daß „Slawko der Große aus dem Hause der Hrabieschitzer in Ossegg, der Stifter des Ossegger Klosters und muthmaßliche eigentliche Gründer der festen Riesenburg, ein älterer Zeitgenosse Walthers von der Vogelweide, des großen Sängers,

---

1) Die auf den genannten Walther von der Vogelweide bezügliche Eintragung im Stadtbuch berechtigt vollkommen zu diesem Schlusse.

2) Das Geschlecht hatte in der Nähe der Stadt Dux seine Burg, von der heute noch eine schöne Ruine erhalten ist. Im Jahre 1398 verließen die Riesenburger, „verarmt und verschuldet“, ihren Besitz.

war. Slawko starb 1226 oder bald darauf." Hallwich fährt fort: „Ist es ein Ding der Unmöglichkeit, — und hier soll ja vorerst nur von rein äußerlicher Möglichkeit oder Unmöglichkeit die Rede sein — daß, wenn nicht schon einer seiner Ahnen, dieser Slawko der Stifter, dessen Grundbesitz sich von Ossegg weit über das nachmalige Dux hinaus erstreckte, eben dort, kaum eine halbe Wegstunde von seiner Burg entfernt, am Ufer eines der sich dort hinbreitenden Seen, am Saume des Waldes, auf lichter, grüner Haide — nach deutscher Sitte, wie sie Heinrich der Finkler und andere vor ihm gepflegt — ein aviarium, ein Vogelgehege, eine Vogelweide angelegt und zu Schutz und Schirm dieser Weide einen Hof erbaut, einen Vogelweidhof, der dann nothwendig nach gutem Land- und Lehensrecht einem seiner weidwerkkundigen Mannen, einem Vogelweider — dem Stammvater der urkundlich genannten Duxer Vogelweider des vierzehnten Jahrhunderts — verliehen wurde?"

In dem Schlußteile seines Artikels („Böhmen die Heimat Walthers?") bringt der Verfasser weitere interessante Belege für die Wahrscheinlichkeit seiner Vermutung. Er erblickt in der Duxer Gegend der damaligen Zeit die Vorlage zu jenen Landschaftsbildern, wie sie, mit wenigen Strichen gezeichnet, in Walthers Liedern an verschiedenen Stellen auftauchen. Man muß gestehen, daß gerade die besonders charakteristischen Ortsangaben Walthers auf die Duxer Gegend passen, so die bekannte Stelle:

„Ich saz ûf eime grüenen lê
da entsprungen bluomen unde klê
zwischen mir und eime sê",

während bekanntlich gerade die Erwähnung des Sees nicht zur Hypothese der Tiroler Heimat stimmen will. Man nimmt ferner nach des Dichters eigener Andeutung an, daß seine Heimat in einer einsamen Waldgegend lag, aber auch zugleich in einer sehr belebten Landschaft, in der es herrlich gekleidete Frauen und stolze Ritter gab. Auch dieser Umstand würde auf die Duxer Heimat sich beziehen lassen. Mit Recht hebt Hallwich hervor, daß wohl nicht selten „herrlich gekleidete Frauen und stolze Ritter" aus dem Hofstaate Slawkos des Großen auf dem einsamen Vogelweider Hof am See erscheinen mochten. „Vieleicht schon Königin Judith — sie hatte seit etwa 1151 vorübergehend, vom Jahre 1174 bis zu ihrem Tode den bleibenden Aufenthalt in Teplitz — kam mit noch prächtigerem Gefolge dahin, dem staunenden Knaben eine unvergeßliche Erscheinung." Fragt man aber, wie etwa das in dem Knaben schlummernde Talent geweckt worden sein dürfte, so fällt auch hier die Antwort unserem geschichtskundigen Gewährsmann nicht schwer: „Leicht brachte der damals lebhafte Verkehr der Riesen-

burger Straße den Knaben mit allerhand Fahrenden von Meißen und Thüringen her in persönliche Berührung, wohl auch mit Sängern und Spielleuten, die am Hofe Slawkos um reichen Lohn ihre Kunst zum Besten gaben."

Fraglich bleibt, was den Jüngling in die Fremde trieb, und wie er schließlich an den Hof zu Wien kam, wo er „singen unde sagen" lernte, d. h. im Singen und Sagen die Meisterschaft erlangte. Nach vierzigjähriger Fahrt kehrt er in die Heimat zurück und findet sie in jeder Beziehung verändert. Jetzt klagt er in dem berühmten herrlichen Liede

„Owê war sint verswunden alliu mîniu jâr!"

über den Gegensatz von einst und jetzt. Nun ist es gerade dieser „Schwanengesang", der mit anderen Thatsachen in hervorragender Weise für Tirol als Heimat des Dichters sprechen soll. Aber sieh da, besonders bezeichnende Angaben in dem Gedichte wie

„vereitet ist daz velt, verhouwen ist der walt"

lassen sich mit viel größerer Sicherheit auf die deutsch-böhmische als auf die Tiroler Heimat deuten. Im Jahre 1199 gründete der erwähnte Slawko das Ossegger Cistercienser-Kloster; „die Ausrodung der Wälder aber, die Urbarmachung des Bodens war die nächste Aufgabe der angesiedelten Mönche." Wie nahe liegt die Vermutung, daß der greise Dichter nach vierzigjähriger Abwesenheit die Umgebung von Dux und Ossegg schon zum großen Teil in Ackerfeld verwandelt sah, wo ehedem herrlicher Wald den Knaben erfreute.

Nun aber soll das erwähnte Lied kurz vor der im Jahre 1228 geplanten Kreuzfahrt entstanden sein. Man hat nun die Vermutung ausgesprochen, daß der erwähnte Besuch der Heimat sozusagen vom Wege aus stattgefunden habe. Dies sei aber nur dann möglich gewesen, wenn die Heimat des Dichters nicht zu weit von der Weglinie nach Italien, also von dem Zuge der alten Brenner-Straße abseits lag. Auch aus diesem Grunde sei Südtirol als die Heimatgegend des Dichters anzunehmen. Dem entgegen macht Hallwich darauf aufmerksam, daß der Dichter, als er das Heimat-Lied sang, die lieben reise „noch nicht angetreten hatte", weil ihm die Mittel dazu fehlten; „eben diese hatte er wohl in seinem Geburtslande aufzutreiben gehofft." Dieses Moment haben schon andere vor Hallwich aufgegriffen. Hallwich aber ist in der glücklichen Lage, dasselbe für seine Annahme gut zu verwenden. Er erinnert daran, daß im Februar 1228 in Prag die Krönung Wenzels I., der in geradezu überschwenglicher Weise als Gönner deutscher Dichter gepriesen wurde, stattfand. „Konnte nicht Walther, eben da er sich kurz vorher im Westen

Deutschlands aufhielt, mit dem Erzbischof von Mainz[1]) zu den bei jenem Anlasse stattfindenden glänzenden Prager Hoffesten gekommen sein, sich dort einen Lohn und damit die Mittel zur Reise „über sê“ zu holen? Mußte er nicht die Überzeugung hegen, daß er, der damals längst schon vielberühmte und gefeierte Sänger, dem jugendlichen Königssohne, der den böhmischen Thron besteigen sollte, einem der begeistertsten Freunde deutscher Poesie, ein hochwillkommener Gast sein werde?“

Es läßt sich nicht leugnen, daß auch manche Umstände mehr untergeordneter Art durch die Annahme der deutsch-böhmischen Heimat des Dichters ein viel besseres Licht erhalten, so die Stelle

Von der Elbe unz an den Rîn
und her wider unz an der Unger lant.

Die Elbe ist die bedeutendste Wasserstraße Böhmens, und der Dichter konnte sie von Dux aus in zwei Wegstunden erreichen.

Durch Hallwich käme auch wieder „ein Reim des alten bekannten Meistersängerliedes von der zwölf Meister des Gesanges Herkunft“ zu Ehren:

„Der fünfft Herr Walter hieß/
War ein Landherr aus Böhmen gewiß/
Von der Vogelweid war schön“....

Ähnlich wie der Vorkämpfer für die Annahme der Tiroler Heimat, P. Patrik Anzoletti, faßt Hallwich das Ergebnis seiner Untersuchung in folgende Thesen zusammen:

1. Noch giebt es eine „andere vorgebliche Heimat Walthers“ außer dem Schrotthof am Layener Ried; auch diese andere streitet nach wie vor „um die Ehre, sein Geburtsort zu sein; sie liegt, wie irgendeine, seinen bekannten Wanderungen und Aufenthaltsorten so ferne, daß er sie nicht öfters ohne Mühe hätte besuchen können“. Die Lage „am Wege der Kreuzfahrer, die nach Italien ziehen, hat nichts Entscheidendes für sich.“

2. Die Tiroler Hypothese hat allerdings — bedeutende oder unbedeutende — Gegner aufzuweisen; die Gründe dieser Gegner sind erst, schwer oder unschwer, zu widerlegen.

3. Den „auffallend vielen Umständen“, welche zusammentreffen, den Layener Vogelweiderhof „unbestreitbar zur Geburtsstätte Walthers zu adeln“, stehen u. a. gegenüber:

Die Namen „vogelweyder“ und „des vogelweyders hof“ vor der Stadt Dux in den Jahren 1389—1404;

Der Name „Walther von der vogelweide“, nicht einem Taufbuche des 16., wohl aber in einem Stadtbuche des 14. Jahrhunderts, wo der Name Walther, wie auch später, sonst in dortiger Gegend nicht gefunden wird;

---

1) Dieser sollte die Krönung in Prag vornehmen.

daß „des vogelweyders hof“ vor Dux als Freihof um jene, also zweihundert Jahre frühere Zeit erwiesen;

das „wie weiland fließende Wasser“, der Reichtum unserer Landschaft an Gebirgsbächen, zugleich aber die Lage unseres Vogelweidhofes zwischen größeren Teichen an einem See;

„Der ausgehauene Wald, das neu angebaute Feld“ — genau im Winter 1227—1228; das alte Meistersängerlied, das Walther ausdrücklich als aus „Böhmen“ stammend bezeichnet, u. s. w.

Dies die Kernpunkte der Hallwichschen Untersuchung; sie ist jedenfalls ein sehr beachtenswerter Beitrag zur Walther-Frage und das ihr zu Grunde liegende Material ist wohl geeignet, auch der ernstesten Kritik standzuhalten. Allerdings ist durch die kleine Abhandlung die Heimatfrage Walthers nach der positiven Seite nicht gelöst, aber Hallwich hat eine bedeutsame neue Fährte entdeckt, auf die man mindestens ebensoviel Vertrauen setzen kann wie auf die Tiroler Hypothese.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Das Scherzrätsel aus Tirol.

Zur Entstehung des in dieser Zeitschrift (4, 8 S. 161 flg. und 167 und 7, 1 S. 61 flg.) angeführten Scherzrätsels aus Tirol dürfte vielleicht folgende Mitteilung einen Beitrag liefern.

Uralte Ab- und Kennzeichen, gewissermaßen das Alphabet der künstlerischen Bildersprache, haben sich auf dem Gebiete der zeichnenden Künste durch Überlieferung ausübender Künstler und der spätern Malerschulen fortgepflanzt. Mit der Zeit verdichteten sich diese Hilfsmittel der Kunst zu einem Schatze unwandelbar feststehender Formen. Einer solchen typischen Form bedienten sich Maler und Bildhauer, wenn sie die Gestalten unserer Stammeltern darstellen wollten, indem sie, wie Didron (Manuel d'iconographie chrétienne u. s. w. Paris 1845. S. 78) mitteilt, bereits auf den ältesten Kirchenbildern Adam und Eva, weil nicht geboren, sondern erschaffen, ohne Nabel darstellten, sodaß der mangelnde Nabel als das ausschließliche Kennzeichen des ersten Menschenpaares schon auf altchristlichen Bildwerken erscheint. (Vergl. auch Menzel, Christl. Symbolik I, 21. II, 152.) Es ist einleuchtend, daß solche, dem Volke täglich vor Augen befindliche Kirchenbilder bei aufmerksamen und denkenden Betrachtern schon früh dieses Rätsel erzeugen konnten.

Montabaur. **Schmitz.**

2.

In VII, 7, S. 492 dieser Ztschr. hat R. Sprenger die Redensart: in die Pilze gehen, d. h. verloren gehen, verderben, auf die Thatsache bezogen, daß die Pilze kaum aufgeschossen von Würmern angefressen werden und verderben, und meint, daß jener Ausdruck vielleicht soviel wäre, als unter die Pilze gehen, selbst zum Pilze werden. Vielleicht schwebten ihm dabei Ausdrucksweisen vor, wie „unter die Räuber, unter die Mönche gehen", d. h. ein Räuber, ein Mönch werden. Indessen will mir diese Deutung nicht recht glaubhaft erscheinen, so wenig wie die Weigands (Dtsch. Wtb.[4] II, 351): „in die Pilze gehen = verloren gehen, gleichsam wie Pilze Suchende, die sich verirren." Sollte man vielmehr etwa an die Erscheinung zu denken haben, daß Pflanzen durch Schmarotzerpilze geschädigt und allmählich vernichtet werden? Es giebt ja viele solcher Parasiten in Pflanzen, die auf diese schädlich wirken und Krankheiten erregen. In die Pilze gehen würde dann heißen: von den Pilzen vernichtet werden, dann überhaupt verderben. Diese Redeweise hätte ihr Analogon in der bekannten Wendung: in die Wicken gehen = verderben, vom Getreide hergenommen, das von Wicken umschlungen und erdrückt wird.

Gera, Reuß. **O. Rößner.**

3.

Laternenlieder.

In den mecklenburgischen Städten gehen die Kinder an lauen August- und Septemberabenden mit brennenden Papierlaternen umher, wobei sie in einfacher recitierender Melodie Lieder und Reime singen, von denen ich den Fachgenossen im folgenden einige mitteilen will. Die Reime sind im Osten und Westen des Landes verschieden. Hier in Wismar hört man sehr verschiedenartige. Das erste Lied muß sehr alt sein. Man hat in den ersten Zeilen Anklänge an das Heidentum und an den Gott Loki finden wollen.

1.

Laue, laue, littetitt,
En oll Mann up'n Fürhird sitt,
In de düster Kamer
Mit'n blanken Hamer.
Wi wulln so girn in'n Manschin gahn,
Wenn bloß de bösen Rüters nich kamen.
Dor kamens all her
Mit fulle Gewehr.
Huch Hahnerei!
De Bäcker de backt,
De Klock sleit acht,
De Hahn de kreiht,
De Wind de weiht.

2.

Laterne, laterne,
Sonne, Mond und Sterne,
Brenne aus, mein Licht,
Brenne aus, mein Licht,
Nur ja meine liebe Laterne nicht.
Meine Laterne ist hübsch und fein,
Darum geh ich ganz allein,
In dem dunklen Walde,
Wo die Büchsen knallen.
De Ollsch, de kümmt [mit de Lücht],
De de Lür bedrügt,
De de Eier halt,
Un nich bitahlt.
oder:
De Ollsch mit de Lücht
Kannt Bett [den 'n Pot] nich fin'n.
Ho! ho! ho!

Zu gleicher Zeit möchte ich die Fachgenossen auf die auch in Meklenburg verbreiteten Philottenlieder aufmerksam machen. Philotten sind die Balken, die durch ein schweres Gewicht („die Hitz") eingerammt werden. Die Lieder, die dabei gesungen werden, sind sehr interessant, ebenso wie die beim Stapellauf, beim Löschen und Laden der Schiffe, überhaupt bei allen Arbeiten auf der Schiffswerft.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

4.

Zannen, sich zauen. (Ztschr. 7, 628.)

Das zannen der Eislebener Gegend geht unzweifelhaft auf Zahn, mhd. zan zurück; vergl. Lexers Handwörterbuch III, 1028. Das Wort lebt noch im Bayerischen, vergl. Schmeller-Frommann II, 1127. Auch an zannen 'aufletschen' erscheint schon bei Walter von Rheinau 173,2 sî zannent dich rehte an als ein vihe.

sich zauen, eilen ist das mhd. zouwen Lexer III, 1162. Das Wort lebt noch im Nordfränkischen (Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterbuch II, 1064), in Aachen und Köln. Sowohl Weigand, Deutsches Wörterbuch II[3] 1159 als Schmeller-Frommann II, 1064 stellen das Wort mit got. taujan, 'agere, facere' zusammen. Wegen des im Imperativ hervortretenden K-Lautes ist zu bemerken, daß im Mhd. eine Nebenform zougen erscheint (s. Lexer a. a. O.).

Northeim. **R. Sprenger.**

5.

Schurle-Murle.

In einer Würzburger Zeitung, ich glaube dem Würzburger Journal, las man neulich die wunderliche Behauptung, der obenstehende Aus-

druck für das bekannte aus Sodawasser und Wein bestehende Getränk sei zurückzuführen auf den französischen Marschall Augereau, der bei seinen Zechgelagen regelmäßig mit den Worten: toujours l'amour die Liebe habe hoch leben lassen. Die französischen Worte seien dann in Schurle-Murle, oder, wie man auch sprechen hört, Schorle-Morle, verstümmelt worden. Die richtige Erklärung findet sich bereits im Grimmschen Wörterbuch VI, 2717 (vergl. auch V, 2812), wo ein Ausdruck der studentischen Zechkunst aus dem 16. und 17. Jahrhundert, nämlich curle-murle puff als Grundlage der seltsamen Lautverbindung nachgewiesen wird. Es wäre also überflüssig auf die Sache zurückzukommen, wenn ich nicht in der Lage wäre zu den im Wörterbuche angeführten Belegstellen eine weitere hinzuzufügen. In Christian Weises „Erznarren" aus dem Jahre 1673 liest man im 31. Kapitel: „da gieng Bier und Wein unter einander, da truncken sie den carle-morle puff, da soffen sie flores, da verkauften sie den Ochsen, da schrieben sie einen Reim auf den Teller, in Summa da plagten sie einander mit dem Sauffen, daß es eine Schande anzusehen war." Natürlich gehören wie das carle morle puff, so auch die übrigen Ausdrücke des vorstehenden Citats dem studentischen Trinkkomment des 17. Jahrhunderts an. Das „flores trinken" kann ich erklären, es wird in der Abhandlung de iure potandi also erläutert: „floribus bibitur, cum os pocli labris circumcluditur unoque impetu potus ad gutturem demittitur, cuius reflectio bullulas quasdam efflat quas flores[1]) nostri dicunt. So zum Unterschied von „haustικῶς, cum usitato modo totum sine expiratione extrahitur." Was jedoch die Wendung bedeutet: „Den Ochsen verkaufen" verstehe ich nicht, und für das letztgenannte „sie schrieben einen Reim auf den Teller", was man sich allenfalls erklären kann, fehlen mir wenigstens Belegstellen. Aufklärende Mitteilungen würde ich dankbar entgegennehmen.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

6.

## Zu Heines Berg-Idylle.

In den deutschen Volksliedern aus Böhmen, herausgegeben von Hruschka und Toischer, Prag 1891, findet sich S. 169 ein Lied aus Littitz, mit dessen Anfangsstrophen die einleitenden Verse der Berg-Idylle in Heines Harzreise (auch im Buch der Lieder abgedruckt) auffallende Ähnlichkeit zeigen. Auch das Versmaß ist dasselbe. Es ist daher sehr wahrscheinlich, daß Heine irgend eine Fassung des Volksliedes, von dem den Herausgebern auch eine mehr dialektisch gefärbte Aufzeichnung aus

---

1) Wenn noch jetzt der Schaum des Bieres zuweilen die Blume genannt wird, so mag das damit zusammenhängen.

einem alten Littitzer Liederbuch vorlag[1]), bei der Einleitung seines Gedichtes vorschwebte. In der folgenden Gegenüberstellung ist das Übereinstimmende durch Sperrdruck hervorgehoben.

1. **Auf dem Bergel steht a Hüttel,**
**Bei dem Hüttel steht ein Bam,**
Und so oft ih dort vorbeigeh,
Find' ih oftmal nimmer ham.

2. **In dem Hüttel is a Dirndal,**
Is so frisch als wie a Reh,
Und so oft ih dort vorbeigeh,
Thut mir's Herzal gar so weh.

3. **Und das Dirndal hat zwei Augen,**
**Wie im Himmel sein die Stern,**
Und so oft ih's Dirndal anschau,
Möcht ich närrisch g'rad drum wer'n.

(Volkslied.)

1. **Auf dem Berge steht die Hütte,**
Wo der alte Bergmann wohnt;
**Dorten rauscht die grüne Tanne,**
Und erglänzt der goldne Mond.

2. **In der Hütte steht** ein Lehnstuhl,
Reich geschnitzt und wunderlich,
Der darauf sitzt, der ist glücklich,
Und der Glückliche bin Ich!

3. **Auf dem Schemel sitzt die Kleine,**
Stützt den Arm auf meinen Schoß;
**Äuglein wie zwei blaue Sterne,**
Mündlein wie die Purpurros'.

(Heine.)

München. **Anton Englert.**

## 7.

**Zu dem Spottvers „Bonapart ist nimmer stolz", Z. 5,285 u. 7,271.**

Firmenich, Germaniens Völkerstimmen, 3. Bd. (Berlin 1854), S. 609:

Des Bonabartel is nima stolz,
Genga d' Leut mit Schwefelholz,
Genga s' Gassel af und o,
Leut, kafts ma Schwefel o!

(Aus dem Egerlande in Böhmen.)

Hruschka und Toischer, Deutsche Volkslieder aus Böhmen (Prag 1891), S. 81:

'S Bonapartl is ötza nimma stolz,
Hännelt mit Schwefelholz,
Schreit Gäss'n af u o:
„Leut', kafft ma Schwefel o!" (Tepl.)

S. 504 a. a. O. bemerken die Herausgeber, daß die Verse auch im Liederbuch für die Deutschen in Österreich, herausgegeben vom deutschen Club in Wien (Wien 1884), S. 63 in einer Fassung aus Niederösterreich mitgeteilt sind.

München. **Anton Englert.**

## 8.

**„Wie die Sprache altes Leben fortführt."**

Schießprügel. In militärischen Kreisen, in erster Linie bei Soldaten der untersten Rangstufen, wird öfters im Unmut das Infanterie-

1) Auch in den Tiroler Volksliedern, herausgegeben von Greinz und Kapferer, Leipzig 1889, steht das Lied (S. 50). Es beginnt dort: „Reb'nen Bachal steaht a Hüttal".

gewehr in geringschätziger Weise Schießprügel genannt, und vom Heere aus hat sich diese Bezeichnung in leicht begreiflicher Weise auch in der Sprache des gemeinen Mannes eingebürgert. Zu dieser verächtlichen Bedeutung ist der Ausdruck wohl nur deshalb herabgesunken, weil den meisten das klare Verständnis desselben verloren ging. Ursprünglich haftet ihm aber ein übeler Nebenbegriff nicht an. Er bezeichnete nämlich anfänglich die ersten wirklichen Handfeuerwaffen, wie sie in Flandern aufkamen und im 14. Jahrhundert von Italien aus auch in Deutschland bei gewissen Abteilungen der Söldnerscharen zur Einführung gelangten. Sie waren aus plumpem Eisengusse hergestellt. Weil die umständliche Behandlung der schweren, wenig handsamen Waffe, — deren verwickelter Mechanismus eine Unzahl Bewegungen und Griffe erforderte, bis der Arkebusierer das Gewehr schußbereit hatte, — die Annäherung der feindlichen Reihen in der Schlacht nur kurze Zeit aufhalten konnte, sodaß infolgedessen ein mehrmaliges Abfeuern des Kleingewehrs unterbleiben mußte und dadurch das Feuergefecht schnell beendigt war, drehten die Arkebusiere entschlossen ihre schweren eisernen Rohre um und bedienten sich im Nahkampfe derselben als Keulen oder Morgensterne. Wegen dieser Eigenschaft der Brustbüchse (Pétrinal, Poitrinal, weil sie mit einem Ringe am Brustharnisch befestigt war), einen Gebrauch als Doppelwaffe zu gestatten, wurde sie Schießprügel genannt, indem Prügel zunächst den unförmlichen derben Stock zum Schlagen bezeichnet und erst später auch in die Bedeutung der mit diesem Schlagwerkzeug erteilten Stockschläge überging.

Montabaur. **Schmitz.**

---

Albert Richter, Deutsche Redensarten. Sprachlich und kulturgeschichtlich erläutert. 2. vermehrte Auflage. Leipzig, R. Richter, 1893. 190 S. brosch. 2 M., eleg. geb. 3 M.

Es ist eine liebe Bekannte nicht nur der Lehrerwelt, sondern aller, die den sprichwörtlichen Wendungen gern bis auf ihren sitten- und sprachgeschichtlichen Grund nachgehen, diese Sammlung deutscher Redensarten, und so bedarf es zu ihrer Würdigung nicht vieler Worte. Die alten Vorzüge sind geblieben: die Wendungen sind nach den wichtigsten oder auffälligsten Worten alphabetisch geordnet; ihre Bedeutung, je nachdem auch ihr Bedeutungswandel wird so knapp als klar entwickelt: ohne daß gelehrter Ballast zur Schau gestellt wird, werden alle Redensarten durch ein abgerundetes Bild der Sitte, aus der sie entwachsen sind, unterhaltend erläutert. Gegenüber der ersten Auflage heißt die vorliegende mit Recht eine vermehrte; denn aus 100 Nummern und 49 gelegentlich erklärten Wendungen sind 122 und 69 geworden. Dem geschichtlichen Standpunkte des Verfassers entspricht es ganz, wenn unter

den neu hinzugekommenen auch einige etwas jüngere sind, z. B. Pomade sein, in die Rappuse kommen, für welch' letztere ich zur Bestätigung der Richterschen Auffassung darauf hinweisen möchte, daß wir Lausitzer nie Rappuse, sondern, nun einmal mehr slavischen als germanischen Blutes, nur Rabusche sprechen. Daß sich die Auflage nicht auch eine verbesserte nennt, hat seinen Grund weniger darin, daß sie keine Verbesserungen aufwiese; man vergleiche nur Nr. 89 mit der alten Nr. 74 oder den Schluß von Nr. 12 mit Wiss. Beih. zur Ztschrift d. a. d. Spr. B. III, 116, 3. Viel mehr beruht die Möglichkeit, die alten Stücke im wesentlichen unverändert zu lassen, auf der Gelehrsamkeit und Gewissenhaftigkeit, mit welcher schon in der 1. Auflage die richtige oder in streitigen Fällen die wahrscheinlichste Erklärung gegeben war.

Durch einige Wünsche, die ich trotzdem für eine gewiß nicht ausbleibende 3. Auflage hätte, will ich lediglich das Interesse bekunden, das ich für die möglichste Vervollkommnung dieses trefflichen volkstümlichen Bildungsmittels hege. S. 23 vermißt man neben der Sacherklärung eine deutliche Spracherklärung von preisgeben, nämlich die gewiß allein richtige aus dem französischen prise (mhd. prîs). Bei Nr. 12 wird mancher vergeblich nach der ähnlich lautenden und doch ganz anders zu erklärenden Wendung in die Brüche **gehn** suchen. Zur Erläuterung des Sinnes der Wendung einem den Daumen aufs Auge setzen möchte S. 34 der Hinweis auf die rohe Kriegssitte angebracht sein, dem sich nicht fügenden Besiegten mit dem Daumen das Auge auszudrücken. Auch für Hab und Gut S. 56 ist wohl die genauere und für Nr. 41 die einfachere Erklärung von Müller (vergl. diese Ztschr. 1891, S. 104 u. 101) vorzuziehen; denn in der letzteren volkstümlichen Wendung, die übrigens in der Lausitz häufiger lautet: sich die Hörner **ablaufen**, durch Anrennen nämlich, wie das Wild, ist von Hörnern die Rede, die sich der Träger selbst abstößt, während sie ihm bei der studentischen Deposition von einem andern abgestoßen wurden. Die allerdings ziemlich allgemein angenommene Erklärung von Maulaffe (Nr. 71 aus dem Niederdeutschen) scheint namentlich in Hinsicht auf die bayrische Form Sperraffe kaum haltbar, worin der Begriff des aufgerissenen Maules auch in dem Bestimmungsworte Sperr ausgedrückt ist. Endlich bei Nr. 1 u. 97 gäbe doch erst eine Anknüpfung an Sitte und Glauben der heidnischen Urzeit die volle Aufklärung, dort für das Schnüren, namentlich des Brautpaares, das auf die von den Jugendrüstigen zu überspringenden Schranken zurückgeht, hier für die Auswahl gerade des Schweines als Glückstier, die doch nur in Frô's goldborstigem Eber begründet sein kann.

Zittau. **Theodor Matthias.**

Die slavischen Siedelungen im Königreich Sachsen mit Erklärung ihrer Namen von Dr. Gustav Hey, Professor am Realgymnasium zu Döbeln. Dresden, Wilh. Baensch, K. S. Hofverlagsbuchhandlung 1893. 335 S. 6 M.

Schon längst war es der Wunsch derer, die sich mit Namenforschung oder mit älterer sächsischer Geschichte beschäftigen, eine Zusammenstellung und Erklärung sämtlicher slavischen Ortsnamen des Königreichs Sachsen zu besitzen. Für einige Gegenden war wohl in dieser Richtung etwas geschehen. Zuerst wurden die slavischen Ortsnamen im Erzgebirge behandelt von Immisch (1866). Im nächsten Jahre erschien Schmalers Abhandlung über die slavischen Ortsnamen in der Oberlausitz und ihre Bedeutung, welcher die von Immisch, Die slavischen Ortsnamen in der südlichen Oberlausitz (Zittau 1874), und von Kühnel, Die slavischen Orts- und Flurnamen in der Oberlausitz (Leipzig 1891), ergänzend zur Seite traten. Der Verfasser unseres Werkes selber veröffentlichte 1875 eine Schrift über die Ortsnamen der Döbelner Gegend, in welcher natürlich auch die slavischen nicht fehlten, und endlich hat Gradl im Archiv für Geschichte und Altertumskunde von Oberfranken Band 18, Heft 3 über die slavischen Ortsnamen im Fichtelgebirge und in dessen Vorlanden geschrieben, worin auch die des südlichen Vogtlandes (bis Plauen) eine Stelle gefunden haben. Ein Werk über die slavischen Ortsnamen des ganzen Landes gab es jedoch bisher nicht, und diese Lücke wird durch das vorliegende Buch ausgefüllt. Aber nicht nur für den Forscher, sondern auch für den Lehrer, der für den Unterricht im Deutschen, in der Heimatskunde und vaterländischen Geschichte manches Interessante darin finden kann, ist dieses Buch eine Fundgrube. Daher wird den Lesern dieses Blattes eine Besprechung desselben nicht unwillkommen sein. Es enthält eine Einleitung über slavische Geschichte und Altertümer (besonders in Sachsen), kurze Vorbemerkungen über slavischen Lautwandel, Grundsätze für die Namendeutung und das Hauptsächlichste über die Bildung der slavischen Ortsnamen. Auf Seite 39—311 folgen dann die Namen der slavischen Siedlungen in Sachsen, die urkundlich belegt und erklärt werden, in zwei Abteilungen: 1. Ortsnamen aus Personennamen, 2. Ortsnamen aus Appellativen. Den Schluß macht ein Anhang über nichtslavische, aber doch fremdklingende Ortsnamen und ein Register. Wie der Verfasser im Vorwort bemerkt, haben wir es hier mit der Frucht eines langjährigen Studiums zu thun, und die Gründlichkeit und Besonnenheit, mit welcher der Verfasser zu Werke gegangen ist, verdient hohes Lob. Daß „in nicht wenigen Fällen eine vollkommene Sicherheit der Deutung zu erzielen leider nicht möglich“ war, darf bei der Schwierig-

keit des Gegenstandes und bei dem Mangel an alten urkundlichen Belegen für viele Orte nicht Wunder nehmen. In den meisten Fällen ist die Etymologie unanfechtbar. Vermißt habe ich unter den angeführten Namen Korna bei Ölsnitz (1236 Cornowe), und da Zuchidol aufgenommen ist, so hätte auch Zmolidol Aufnahme finden sollen (usque in vallem Zmolidol, que teutonice dicitur Harzdal a. 1286), das bei Nossen oder Freiberg gesucht werden muß. Grodini, eine Befestigung bei Auerbach, wird 1122 erwähnt, ein torrens Bethscowa (decurrit in Milde fluvium) 1286. Dagegen ist Borna vielleicht nicht slavisch, da es 1297 apud Bronne heißt, auch bei Meerane ist mir die slavische Herkunft zweifelhaft (a. 1386 von dem Mer, 1408 czum Meher, 1412 den markt genant das Mere). Auch Tribel wird deutsch sein. Der alte slavische Name für den Tribelbach war Stirbile, den die eindringenden Deutschen in Tribel umtauften, wie sie auch ihre Siedelung benannten. Tribel gehört wahrscheinlich zu altdeutsch tribel, der Treibende, Treiber (mlat. tribulus). Vergl. Trebel (Bach in Pommern), urkundlich Tribula, und Triebel (Stadt in der Niederlausitz) a. 1160 Tribule (nach Oesterley). Zweimal kommt der Name Triebel auch in der Rheinprovinz (!) vor. Wie das slavische Stirbile durch das deutsche Triebel verdrängt wurde, so das slavische Cocotuia durch das deutsche Trieb (Triebbach, Zufluß der weißen Elster), und Trieb wird zu demselben Stamme gehören wie Triebel. Auch Kriebstein und Werda scheinen nicht slavisch zu sein. Trebelshain kann mit einem ad. Schimpfnamen *Trebel (Schmutzfink) zusammengesetzt sein (vergl. mhd. betreben) Im ersten Teile (Ortsnamen aus Personennamen) ist auf Seite 74 der Stamm *drubu zu tilgen (vergl. Seite 295), ebenso auf Seite 83 der Stamm greda. Denn Gröbel darf nicht von Gröbitz (Seite 239) getrennt werden. Mit slav. gredel läßt sich mhd. grendel vergleichen, das nicht bloß Balken, Riegel, sondern auch eingeschlossener Raum bedeutet und ebenfalls als Ortsname verwendet wird. Lauschka ist auf Seite 122 zum Stamme luch und auf Seite 123 mit Fragezeichen zu lusk gestellt. Man wird auf Seite 122 den Namen und auf Seite 123 das Fragezeichen streichen dürfen. Auschkowitz wird Seite 197 mit „Gelehrigsheim“ erklärt, einem unschönen und kaum den Sinn treffenden Worte. Bei Flöha (Seite 319) mußte auf Förstemann, die deutschen Ortsnamen (1863) verwiesen werden, wo der Name schon erklärt ist. Seite 195 ist nord. tôm für dôm verdruckt.

Für eine zweite Auflage, die ich dem schönen Buche von Herzen wünsche, möchte ich noch zwei Wünsche aussprechen. Die Namendeutung würde an Zuverlässigkeit nicht wenig gewinnen, wenn erstens in Bezug auf Herbeischaffung der alten Namensformen etwas mehr gethan würde, als

geschehen ist. Der Verfasser hat sich in der Hauptsache damit begnügt, den Cod. dipl. Sax. reg. auszunutzen, während er die kleineren Urkundenwerke unbenutzt gelassen hat. So ist es gekommen, daß eine Anzahl Namen ganz unbelegt geblieben sind, die sich zum Teil aus ziemlich früher Zeit belegen lassen. Dahin gehören Coschütz bei Elsterberg (a. 1267 Cussicz), Drochaus (c. 1298 Trachans), Rückisch (a 1209 Richnoc), Zobes (a. 1328 zue Zcobozen), Kemnitz bei Plauen (c. 1298 Kemeniz [Dorf], a. 1122 Kameniza [Bach]), Mislareut (a. 1358 Mizlotenrut, a. 1389 Muzcellotenrute, a. 1503 Mistleinreuth, a. 1504 Mislareut), Zwota (a. 1122 adzuatowa [Flüßchen]), Zschockau (a. 1267 Schacowe), Raschau bei Ölsnitz (a. 1281 Rachsowe, a. 1288 Raschowe, a. 1329 Ratscowe), Tobertitz (a. 1209 Dobratiz, Dobertiz, a. 1328 Tobertitz) u. a. Für andere würden sich ältere Belege als die angeführten gefunden haben. Regis wird aus slavisch rogozi, das Binsicht, Röhricht erklärt und aus dem Jahre 1228 mit Riguz, Rogutz belegt. Es kommt aber schon 1210 vor als Rogaz. Das Rogaz aber, welches bei Lepsius, Geschichte des Hochstifts Naumburg aus dem Jahre 1043 angeführt wird (Urk. Nr. 16), ist jedenfalls nicht unser Regis, denn es heißt dort: Rogaz in pago susilin et in comitatu deti (des Dedo) situm. Leisnig (zu les, Wald) wird aus dem Jahre 1175 als Liznach aufgeführt, aber schon 1040 kommt es als Lesnic vor. Öderan wird nicht erst 1389 erwähnt, sondern schon 1286 (Oderen) und 1336 (Oderin), Dahlen nicht erst 1282, sondern schon 1210 (Dolein), Zschopau nicht erst 1291, sondern schon 1286 (Schopawe), Pausitz nicht erst 1328, sondern schon 1282 (Pustenitz, neben Rizowe = Riesa), Plauschwitz nicht erst 1309, sondern schon 1297 und 1298 (Plonswicz) ꝛc. Zaulsdorf läßt sich schon aus dem Jahre 1328 belegen (Zcaulastorf). Die aus dem Jahre 1378 angeführte Form Czulensdorff stammt wohl aus einem Kopialbuche, nicht aus einer Originalurkunde. Aus zweifelhaften Quellen scheinen auch die urkundlichen Formen für Liebau zu stammen, nämlich Luba, Luhba, Lüba, Liba, welche wenigstens eingeklammert sein sollten. Ich kenne nur Lubthau? (a. 1288), cum castro Lubawe (a. 1327), Lubow (a. 1327), Lobow, Lobou (a. 1357), Lubow, Lubaw (a. 1358), Lobow (a. 1372), Loba (a. 1411), Lubow (a. 1430). — Zweitens wünschte ich, daß der Frage der Formenentsprechung etwas größere Aufmerksamkeit zugewendet würde. Groitzsch wird von asl. gradu, nsl. grad (Schanze, Burg) hergeleitet. In sämtlichen Namen sowohl in Sachsen, wie auch in Böhmen, Mähren und Provinz Sachsen, die zu grad gehören, erhält sich das d entweder bis heute oder wenigstens in den älteren Formen. Bei Groitzsch ist das nicht der Fall. Es heißt 1105 in burc-

wardio Groiska, Groutz, 1183 Groizh, 1188 de Grousche, 1196 Groutsch, 1215 Groize, 1217 Groicz, 1273 Groyts, 1293 Growts, 1331 Groycz, und das t vor z oder s darf man doch nicht als Vertreter des alten d auffassen. Ferner soll Weischlitz sich mit Všelisy, Familie Wšelis („Allschmeichlers"!) decken. Weischlitz heißt 1274 Wisols, 1328 Weyschols, 1387 Wischlitz, 1428 Weischals. Ich kann mir nicht denken, daß aus dem tiefstufigen Wšelis ein Wisols geworden ist, es könnte sich nach dem W doch nur eine Kürze eingestellt haben (vergl. asl. vĭselisu, Kind). Daß Siebenlehn, welches 1304 als Zybleuyben vorkommt, vom slavischen glava, hlava herkomme, ist auch des Lautstandes wegen nicht recht glaublich. Endlich will ich erwähnen, daß das slavische s zwar vor e und i häufig in sch, zsch übergeht, daß dagegen dieser Übergang vor altem a, o, u in Namen wie Zschockau, Zschocher, Zschopau, Zschöllau u. ä. nicht über jeden Zweifel erhaben ist.

Reichenbach i. Vogtl. **Oskar Böhme.**

Hopf und Paulsiek, deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Zweiter Teil. Erste Abteilung. Für Tertia und Untersekunda. 20., den neuen Lehrplänen gemäß abgeänderte Auflage, bearbeitet von R. Foß. Berlin, E. S. Mittler u. Sohn, 1892. XX und 393 S. 8.

Der Geh. Oberschulrat Prof. Dr. H. Schiller in Gießen hat bei seiner Besprechung — im Aprilheft v. J. in der Zeitschr. f. d. Gymnas., Seite 213 flg. — der 20. Auflage des deutschen Lesebuches von Hopf und Paulsiek für III u. IIB eine Reihe von Ausstellungen gemacht, die bei der großen Zahl von Auflagen, welche das Buch erlebt hat, sehr auffällig sind. Wenn Schiller zum Schluß seine Vorwürfe gegen die Ausgabe von Foß dadurch abzuschwächen sucht, daß er dieselben zum größten Teil gegen die neuen Lehrpläne gerichtet erklärt, so hätte er doch wohl besser gethan, diese Vorwürfe bei einer andern Gelegenheit vorzubringen.

Die neue Ausgabe von Foß beginnt mit Abschnitten aus den Liedern der Edda und zwar in der Nachdichtung von Wern. Hahn. In dieser Aufnahme der Göttersage aus der Edda und in der Aufnahme der Stücke aus Walthari, der Nibelungen und der Gudrun erblickt Schiller einen Fehler; er wirft Foß sogar vor, die Lehrpläne nicht richtig aufgefaßt zu haben. Die von Schiller angezogene Stelle der Lehrpläne S. 14: „Behandlung prosaischer und poetischer Lesestücke ꝛc." steht bei den Aufgaben der IIIB; bei den Aufgaben der IIIA heißt es, es soll im allgemeinen wie in IIIB verfahren werden, aber die poetische

Lektüre soll allmählich vor der prosaischen hervortreten. Da Lyrisches und Dramatisches gleich darauf besonders genannt werden, so soll sich das Hervortreten der poetischen Lektüre doch offenbar auf die epische beziehen, also wird es von den Lehrplänen wenigstens für nicht unerwünscht gehalten, daß von den nordischen und germanischen Sagen die poetischen Bearbeitungen zur Behandlung kommen. Ich kann demnach nicht zugeben, daß Foß die Lehrpläne nicht richtig aufgefaßt habe. Mir scheint auch der zweite Grund nicht stichhaltig zu sein, demzufolge Schiller die den gleichen Stoff behandelnden Stücke des prosaischen Teils für ausreichend erklärt — das sind nur 22 Seiten, während der poetische Teil demselben Gegenstand die doppelte Seitenzahl widmet —: Schiller meint, da der IIA die Einführung in das Nibelungenlied, die Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise zugewiesen sind, so dürften die Gedichte selbst nicht schon in der III antizipiert werden. Meiner Meinung giebt Foß keinen Anlaß zu Schillers Befürchtung, daß der IIIer „für die sehr weit abliegende Sprache der Edda empfänglich gemacht werden solle"; denn Foß wählte Proben aus der vortrefflichen Nachdichtung der Edda von Wern. Hahn. Daß aber die Anschauungen der Edda sogar unverständlich bleiben sollten für einen IIIer, der bei der jetzigen günstigen Verteilung des Geschichtsstoffes auch von den germanischen Göttersagen (die doch den nordischen so nahe stehen) eingehendere Mitteilungen erhält als bei der früheren Verteilung, kann ich mir nicht denken. Sollten indes die IIIer noch nicht die genügende Reife für das Verständnis dieser Proben aus der Edda haben, dann könnte ja dies Gebiet in IIB behandelt werden; Anlaß dazu würden die Wiederholungen der ältesten deutschen Geschichte in IIB schon genügend bieten. Auch an der zum Verständnis erforderlichen Zeit wird es nicht gebrechen; sollte sie dem Lehrer des Deutschen fehlen, dann könnte ja der Geschichtslehrer in IIIB oder in IIB die betreffenden Abschnitte besprechen. Daß in unseren mittleren Klassen das deutsche Altertum endlich gegenüber dem griechischen und römischen Altertum zu etwas größerer Geltung kommt, ist gewiß nicht zu bedauern. Warum soll ein junger Mensch bei seinem Eintritt ins Leben mit der griechischen und römischen Götterwelt besser bekannt sein als mit der unseres Volkes? Ich glaube, wir können unseren neuen Lehrplänen nicht genug Dank dafür wissen, daß der schon aus IIB Abgehende auch etwas von unserer deutschen Götterwelt weiß. Wenn diejenigen Schüler, welche weiter die IIA besuchen, einige Kenntnis von dem im deutschen Unterricht zu behandelnden Stoffe mitbringen, so wird der betreffende Deutschlehrer diesen Umstand wohl nicht zu bedauern haben.

Auf die Göttersagen folgen wie in der bisherigen Ausgabe von Paulsiek Proben des heroischen Epos, des Tierepos, der Idylle, des

romantischen Kunstepos, des neueren Heldengedichts, der Erzählungen, Balladen, Romanzen, der poetischen Schilderungen, der Fabeln, Parabeln und Paramythien, der Legenden, Allegorien und Rätsel, der Lehr- und Spruchgedichte, der Epigramme, der weltlichen und geistlichen Lieder und der elegischen Gedichte. Fast die Hälfte des diesen Proben zugewiesenen Raumes nehmen die Erzählungen, Balladen und Romanzen ein, und von der übrigen Hälfte ist ein Viertel der lyrischen Poesie zugewiesen. Mit der Auswahl aus den Erzählungen, Balladen, Romanzen und aus den lyrischen Dichtungen ist selbst Schiller zufrieden. Durch die übrigen Proben aber aus der Poesie wird er „recht lebhaft an unsere alten Poetiken und an jene Gedichtsammlungen erinnert, die von allem eine Probe geben zu müssen glauben". Diese Vollständigkeit bietet jedoch die neue Ausgabe des Paulsiekschen Lesebuches keineswegs, namentlich sind in der lyrischen Poesie verschiedene Gattungen übergangen. Ich glaube übrigens, viele Lehrer werden sich freuen, daß Foß ihnen nicht, wie Schiller es wünschte, die Möglichkeit genommen hat, ihren Schülern z. B. Proben aus der von deutschen Dichtern vielgepflegten Idylle zu bieten. — In dem poetischen Teil hat Foß verschiedene weniger bekannte und weniger bedeutende Dichtungen weggelassen. Es fehlen in der neuen Ausgabe z. B.: „Arion" von Tieck, „Des Gottes Antwort" von W. Fischer, „Die Geister am Mummelsee" von Mörike, „Mummelsees Rache" von Schnezler, „Das Siegesfest" von de la Motte Fouqué, „Harald" von Müller, „Die weiße Lilie" von Frhr. v. Vincke, „Luther und Frundsberg" von Hagenbach, „Elisabeth von Brandenburg" von Bäßler u. a. Daß beim Weglassen der beiden zuletzt genannten Dichtungen die Rücksicht auf die Gefühle der katholischen Schüler maßgebend war, kann nur gelobt werden. Warum „Die Meeresstille" von Goethe durch „Die Abendfeier" von Dahn ersetzt ist, ist mir nicht ersichtlich. Für diese fortgefallenen Dichtungen sind nun aber andere an die Stelle getreten, welche meist dem historischen Gebiete angehören und zur Belebung des Geschichtsunterrichts vortrefflich dienen. Ich nenne nur Abschnitte aus „Emma und Eginhard" von Gruppe, „Tells Tod" von Uhland, alle diejenigen Balladen von Schiller und dessen „Lied von der Glocke", die in den bisherigen Ausgaben noch nicht standen; ferner „Auf den Tod der Königin" von Schenkendorf ꝛc.

Die Änderungen, welche Foß an dem prosaischen Teile des Lesebuches infolge der neuen Lehrpläne vorgenommen hat, haben meiner Überzeugung nach auch das Richtige getroffen. Foß hat weggelassen u. a.: „Prometheus" von Schwab, die „Kirchenversammlung zu Clermont" von Wilken, „Das Testament" von Jacobs, „Das Bettelweib von Locarno" von H. von Kleist. An die Stelle der weggelassenen Abschnitte sind andere

getreten, die teils der älteren oder neueren deutschen Geschichte angehören, teils lebensvolle Naturbilder aus der Feder des Grafen Helmuth von Moltke bieten. In den Proben der rhetorischen Prosa ist der berühmte „Aufruf" Friedrich Wilhelms III. hinzugekommen; die Briefe sind jetzt sämtlich der neueren preußischen Geschichte entnommen. Beibehalten hat Foß die Charakteristiken Cäsars von Mommsen und Ottos d. Gr. von Giesebrecht, neu hinzugekommen sind die Charakteristiken v. Sybels von Kaiser Wilhelm I. und Fürst Bismarck. Die Beibehaltung, resp. Aufnahme dieser Charakteristiken ruft besonders den Spott Schillers hervor; er wünschte sich solche Tertianer oder Untersekundaner, die derartige Aufgaben bewältigten, die nicht immer seine Primaner lösen könnten. Sollen obige Charakteristiken, die als Muster trefflichster prosaischer Darstellung überall gelten, darum den Tertianern oder Untersekundanern vorenthalten werden, weil sie nicht alle Feinheiten derselben verstehen? Sollte dieser Grund allein maßgebend sein, dann müßte man obige Charakteristiken vielleicht noch von I ausschließen, weil es manche Primaner geben wird, die sie nicht verstehen. Ich erlaube mir, Schiller an Lessings Bekenntnis über seine Homerlektüre zu erinnern: als Knabe, als Jüngling und als Mann habe er jedesmal mit anderem Verständnis den Homer gelesen, aber jedesmal die größte Freude daran gehabt. Hat er vielleicht nicht immer Nutzen davon gehabt? Ich glaube, Foß hat obige mustergiltigen Prosaabschnitte seinem Lesebuch mit Recht nicht vorenthalten; völlig unverständlich sind sie auch wohl nach Schillers Meinung für Tertianer und Untersekundaner nicht, einige Nüsse knacken lassen ist aber pädagogisch nur richtig.

Ich glaube daher mit vollem Recht der Hoffnung Ausdruck geben zu können, daß die von Foß bewirkte Neubearbeitung dem altbewährten Lesebuch Paulsieks trotz der zahlreichen Ausstellungen Schillers die Aussicht auf eine noch recht große Zahl von Auflagen eröffnen wird.

Steglitz bei Berlin. **Heinrich Jacobsen.**

Die Bibel nach der deutschen Übersetzung D. Martin Luthers. Im Auftrage der Deutschen evangelischen Kirchenkonferenz durchgesehene Ausgabe. 2. Abdruck. Halle a. S., Druck und Verlag der v. Cansteinschen Bibelanstalt. 1892.

Nach dem Vorworte ist diese durchgesehene Ausgabe das Werk 26 jähriger Sorge und Mühe. Schon im Jahre 1855 gab der Pastor D. Mönckeberg in Hamburg die erste Anregung zu diesem Revisionswerk, und zwei Jahre später forderte eine Konferenz von Abgeordneten der deutschen Bibelgesellschaften, welche in Stuttgart stattfand, die Cansteinsche Bibelanstalt auf, das Werk der Bibelrevision in die Hand zu nehmen.

Die Cansteinsche Anstalt war dazu bereit und gewann den Pastor D. Mönckeberg für die Arbeit der theologisch-kritischen, den Dr. C. Frommann in Nürnberg und den Professor Rud. v. Raumer in Erlangen für die Arbeit der sprachlichen Revision. — Nachdem diese Männer ihre Vorarbeiten beendigt hatten, nahm sich 1863 die Deutsche evangelische (Eisenacher) Kirchenkonferenz der Sache an und stellte die Richtlinien für die Arbeit auf. Sprachlich suchte man alle Änderungen so zu gestalten, daß sie nach ihrer ganzen Ausdrucksweise in die Lutherbibel hineinpaßten und nahm deshalb die zu wählenden Wörter fast durchgängig aus dem Sprachschatze der Lutherbibel.

Zunächst ging man an die Durchsicht des neuen Testaments. An der theologischen Revision beteiligten sich hervorragende Gelehrte aus mehreren deutschen Staaten, während die sprachliche Arbeit wieder Dr. C. Frommann übernahm. 1870 erschien in der v. Cansteinschen Anstalt die revidierte Ausgabe des neuen Testaments.

Im April 1871 ward das alte Testament in Angriff genommen. Für die Gründlichkeit der Arbeit bürgen die Namen der bedeutendsten deutschen Theologen; die sprachliche Revision lag zuerst in den Händen des Dr. Frommann, nach seinem Tode trat jedoch eine Kommission an seine Stelle.

1883 erschien im Verlage der Buchhandlung des Waisenhauses zu Halle die Probebibel. Man ließ dann der Kritik zwei Jahre Zeit sich zu äußern und begann hierauf mit derselben Gründlichkeit die zweite Revision der ganzen Bibel. Im Januar 1890 fand die Schlußkonferenz aller Mitarbeiter statt, und im Frühjahr schritt die v. Cansteinsche Anstalt zur Drucklegung der neuen Ausgabe.

Über die Sprache dieser durchgesehenen Ausgabe bemerkt D. Dr. O. Frick im Vorwort: „Den ehrwürdigen Rost der Lutherbibel aber ganz tilgen, um an seine Stelle die Politur des modernsten Schriftdeutsch zu setzen, dazu hat man sich nicht verstehen können; denn damit würde man die Hoheit und Würde der Lutherbibel zerstört und das Behältnis unseres gegenwärtigen deutschen Sprachgutes, ja unsere deutsche Sprache selbst geschädigt haben.“ Ferner schreibt er: „Die Bibel ist ein Schullesebuch, aber nicht nur ein solches, sondern auch ein Volkslesebuch und auch ein Behältnis unseres gegenwärtigen Sprachguts; die Revisionsarbeit hatte auf die Schule alle mögliche Rücksicht zu nehmen; aber nicht nur auf die vielfach erstarrte Schulgrammatik, sondern ebensosehr auf die flüssige Grammatik der lebendigen Volkssprache.“

Zum Vergleiche teilen wir jetzt einige bekannte Bibelstellen aus der durchgesehenen Ausgabe mit:

1. Mose 49, 10. Es wird das Scepter von Juda nicht entwendet werden, noch der Stab des Herrschers von seinen Füßen, ... Psalm 8, 6.

Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönet. Psalm 23, 5. Du bereitest vor mir einen Tisch im Angesicht meiner Feinde ... Psalm 32, 6. Um deswillen werden alle Heiligen zu dir beten zur rechten Zeit; ... Psalm 73, 21. 22. Da es mir wehe that im Herzen und mich stach in meinen Nieren, da war ich ein Narr und wußte nichts, ich war wie ein Tier vor dir. Jesaias 53, 9. Und man gab ihm bei Gottlosen sein Grab, und bei Reichen, da er gestorben war, wiewohl ... Matthäus 6, 23. Ist aber dein Auge ein Schalk, so wird dein ganzer Leib finster sein. Wenn nun das Licht, das in dir ist, Finsternis ist, wie groß wird dann die Finsternis sein! Bei Matth. 28, 19. 20 steht die Anmerkung: Genau lauten die Worte: Darum gehet hin und machet zu Jüngern alle Völker, indem ihr sie taufet auf den Namen des Vaters und des Sohnes und des heiligen Geistes, und sie halten lehret u. s. w. Johannes 17, 3. Das ist aber das ewige Leben, daß sie dich, der du allein wahrer Gott bist, und den du gesandt hast, Jesum Christ, erkennen. Römer 3, 28. So halten wir nun dafür, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke, allein durch den Glauben. Epheser 5, 16. Und kaufet die Zeit aus; denn es ist böse Zeit.

Einige Fremdwörter sind geblieben. So steht Psalm 73, 10 Pöbel, Lukas 22, 6 ist Rumor durch Lärmen ersetzt, Apostelgeschichte 17, 28 bleibt Poeten, Römer 8, 39 Kreatur (vergl. Röm. 1, 25). 1. Korinther 16, 22 lautet: So jemand den Herrn Jesum Christ nicht lieb hat, der sei Anathema; Maran atha! (d. h. der sei verflucht; unser Herr kommt!)

Die häufige Anwendung des Apostrophs gefällt uns schon der Aussprache wegen nicht, ist auch bei uns im Bibeltext nicht gebräuchlich; vergl. z. B. Psalm 90, 10 (wenn's, sind's, wenn's, ist's), Lukas 19, 35 (brachten's), Johannes 18, 37 (sagst's). Ebenso halten wir den unnötigen Gebrauch der großen Anfangsbuchstaben in den Stellen Lukas 22, 29 (Und Ich will), 22, 41 (Und Er), 22, 70 (Denn Ich bin's) und anderswo für überflüssig.

Das Begleitwort zu dieser durchgesehenen Ausgabe, im Vorwort auf der V. Seite unten angekündigt [1) Das Werk der Bibelrevision. Begleitwort u. s. w.], ist nach einer Mitteilung der v. Cansteinschen Bibelanstalt gar nicht erschienen Als der Direktor der Franckeschen Stiftungen D. Dr. Otto Frick im Januar 1892 plötzlich starb, fand man in seinem Nachlaß das Manuskript zu diesem Begleitwort nicht vor.

Lüneburg. **H. Rohrs.**

---

## Kleine Mitteilungen.

Im Verlage von C. C. Buchner in Bamberg beginnt vom Jahre 1894 ab zu erscheinen: Euphorion, Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben

von Dr. August Sauer, o. ö. Professor an der deutschen Universität zu Prag. Die neue Zeitschrift hat die Bestimmung, die bis Ende 1893 fortgeführte von Professor Dr. Bernhard Seuffert redigierte „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“ (6 Bände, Weimar, Böhlau) sowie das ältere von Professor Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld geleitete „Archiv für Litteraturgeschichte“ (15 Bände, Leipzig, Teubner) zu ersetzen, wird sich daher vornehmlich der Pflege der neueren deutschen Litteraturgeschichte seit dem ausgehenden Mittelalter zuwenden, ohne die Geschichte der älteren deutschen Litteraturepoche und die Geschichte der fremden Litteraturen gänzlich auszuschließen. Bei der immer ausgedehnteren und immer mehr ins einzelne gehenden Forschung, welche den dichterischen Erzeugnissen vergangener Zeiten gewidmet wird, bei der immer größeren Bedeutung, welche die Geschichte unserer Litteratur für unsere nationale Entwickelung gewinnt, bei dem immer wachsenden, noch lange nicht zum Abschluß gebrachten Bestreben, die Nationallitteratur zur Grundlage unserer humanistischen Erziehung zu machen, kann die litterarhistorische Wissenschaft eines eigenen Organes auf die Dauer ohne Nachteil nicht entbehren. Soll der Entwickelungsprozeß unserer Nationallitteratur immer von neuem und immer richtiger dargestellt werden, soll in der Schule Wichtiges und Unwichtiges, Augenblicksschöpfung und Ewigkeitsdichtung immer schärfer von einander geschieden werden, soll der Wert und die Bedeutung unserer großen klassischen Litteraturperiode in immer weiteren Kreisen anerkannt werden, so muß auch die Forschung diesen hohen Zielen unausgesetzt zustreben. Den Blick stets auf das große Ganze und den Zusammenhang des Ganzen auf den Lauf der Jahrhunderte und den Wechsel der Epochen gerichtet, will die neue Zeitschrift sich der Erforschung des Einzelnen mit Liebe und Sorgfalt widmen, einem künftigen Geschichtsschreiber unserer Litteratur die Wege bereiten, neues Material herbeischaffen, das alte sichten, ordnen und geistig durchdringen; sie will die Litteratur im Zusammenhange mit der gesamten nationalen Entwickelung betrachten, will alle Fäden verfolgen, welche zur politischen und Kulturgeschichte, zur Geschichte der Theologie und Philosophie, zur Geschichte der Musik und der bildenden Künste hinüberleiten. Die Geschichte des Theaters und des Journalismus ist mit der Geschichte der Litteratur unzertrennlich verbunden. Die neue Zeitschrift wird nicht einseitig der Dichtung huldigen, sondern auch die von der Forschung lang vernachlässigte deutsche Prosa in ihren Gesichtskreis ziehen. Die Stoff- und Sagengeschichte, welche immer mehr an Ausdehnung gewinnt, wird sie nicht vernachlässigen. Philologische und ästhetische Untersuchungen sollen nebeneinander hergehen, sich gegenseitig ergänzend und berichtigend; sprachliche, stilistische, metrische Untersuchungen werden Aufnahme finden. Durch die Erörterung methodischer Fragen will die Zeitschrift unsere Forschung zu größerer Sicherheit und Klarheit anleiten. Alle Wandlungen unserer Litteratur gleichmäßig berücksichtigend wird sie ihre Ausbildung auch bis auf die Gegenwart herauf begleiten, sich aber stets dessen bewußt bleiben, daß das Erbe unserer klassischen Litteratur der Hort ist, der für alle absehbare Zeit die unerschütterliche Grundlage der deutschen Bildung bleiben müsse; und in der verehrungsvollen Hingabe an diese klassische Litteratur, in dem Streben zur vollen Erfassung dieser hohen Genien, zum vollen Verständnisse ihrer einzelnen Werke vorzudringen, wird die neue Zeitschrift ihre eigentliche und schönste Aufgabe erblicken. Der reichen wissenschaftlichen Produktion der Gegenwart wird sich die Zeitschrift durch kritische Übersichten zu bemächtigen trachten, ohne hier eine bibliographische Vollständigkeit anzustreben, für welche von anderer Seite ausreichend gesorgt ist. Durch längere oder kürzere Rezensionen wichtigerer Werke und Aufsätze will sie fördernd in den Fortschritt der Wissenschaft eingreifen. Auch hier sollen alle Richtungen zu

Worte kommen. Endlich will sie durch knapp gefaßte Referate über solche Bücher und Aufsätze, welche in Deutschland schwerer zu erreichen sind (nordamerikanische, slavische, ungarische, auch italienische), ihre Leser über den Fortgang der ausländischen litterarhistorischen Produktion auf dem Laufenden zu erhalten suchen. Diesem Programm entsprechend wird die Zeitschrift in drei, durch den Druck unterschiedene Abteilungen zerfallen: 1. Größere Aufsätze allgemeineren Charakters (Darstellendes, Zusammenfassendes, Methodisches 2c.). 2. Forschungen, Untersuchungen, Neue Mitteilungen (Briefe, Tagebücher, Urkunden, Texte 2c.). 3. Rezensionen und Referate. Vierteljährlich erscheint ein Heft im Umfange von 10 Bogen.

## Zeitschriften.

Das zwanzigste Jahrhundert IV, 4: Der Volkskrieg zwischen Magyaren und Rumänen. — Gedichte. Von Karl Bleibtreu und Adolf Grafen von Westarp. — Weltreich und Bundesreich. Von Adolf Reinecke. — Merlin. — Von der Deutschen Wuotanspriesterschaft. Von Guido List. (Fortsetzung.) — Die Hexe Fricka. Von Hans von Wolzogen. — Die Schäden unserer Zeit und ihre Heilung. Von Dr. phil. Hugo Hartmann. — Einiges über unseren Standpunkt. Von Lienhard. — Deutsche Aussprüche. — Auf deutscher Hochwacht: Zur Lage in Elsaß-Lothringen I — Unerfreuliches aus Luxemburg — Aus Österreich. — Zeitschau: Zur Jahreswende. — Die Schwächung des Dreibundes und die französisch-russische Verbrüderung. — Die deutsche Regierung. — Vom Büchertisch. — Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte. VI, 6: Vorstudien zur Poetik. I—IV. Von Eugen Wolff. — Der Ausdruck „Zweite Schlesische Schule". Von Carl Heine. — Ein unbekannt gebliebenes Gedicht des Desiderius Erasmus von Rotterdam. Von Karl Hartfelder. — Beiträge zur Geschichte des Klosterdramas. I. Mephistopheles. Von Jakob Zeidler. — Ein Zeugnis des 16. Jahrhunderts über Dr. Faustus. Von Friedrich Kluge. — Richard Förster: Sandro Botticellis „Geburt der Venus" und „Frühling". Von A. Warburg. — Karl Appel: Unbekannte italienische Quellen Jean Rotrous. Von A. L. Stiefel. — Hubert Roetteken: Herders Persönlichkeit in seiner Weltanschauung. Von Eugen Kühnemann. Herder in seinen Ideen zur Philosophie der Geschichte der Menschheit. Von Gustav Hauffe.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie. 1894. Nr. 1 Januar: F. Max Müller, Die Wissenschaft der Sprache. Vom Verfasser autorisierte deutsche Ausgabe, besorgt von R. Fick und W. Wischmann, besprochen von Hermann Hirt. — W. Schulze, Einführung in das Nibelungenlied, besprochen von Hermann Fischer. — Mac Mechan, The Relation of Hans Sachs to the Decameron, besprochen von Karl Drescher. — Hermann Fischer, Beiträge zur Litteraturgeschichte Schwabens, besprochen von Max Koch. — J. P. Uz, Sämtliche poetische Werke, herausgegeben von A. Sauer, besprochen von Albert Leitzmann. — Karl Olbrich, Goethes Sprache und die Antike, besprochen von Albert Köster. — Nr. 2 Februar: Albert Bachmann, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Grammatik und Wörterbuch; Gustav Legerlotz, Mittelhochdeutsches Lesebuch mit Einleitung und Wörterbuch nebst einem Anhange von Denkmälern aus älteren und neueren Mundarten, besprochen von Albert Leitzmann. (Während Legerlotz sich streng an die neuesten preußischen Lehrpläne anschließt und einer reichen Auslese der Nibelungen nach Zarnckes Text nur vier

Strophen der Gudrun, zehn Lieder Walthers und einige Dialektproben älterer und neuerer Zeit folgen läßt, gewährt Bachmann in vorzüglicher Auswahl reichen Stoff für Privatlektüre des Schülers, der nach litterarischen Prinzipien gewählt und geordnet ist; Bachmanns Lesebuch ist das gediegenste derartige Hilfsmittel, das wohl kaum übertroffen werden kann.) — G. Kawerau, Zwei älteste Katechismen der lutherischen Reformation (von P. Schulz und Chr. Hegendorf); N. Müller, Dr. Martin Luther, Von den guten Werken; Ludwig Enders, Flugschriften aus der Reformationszeit: Luther und Emser; besprochen von H. Haupt. — Julius Wahle, Das Weimarer Hoftheater unter Goethes Leitung, besprochen von Hans Devrient. (Ein lebendig geschriebenes Werk, das der Tiefe des Stoffes überall gerecht wird, obwohl der wissenschaftliche Wert dadurch verringert wird, daß Altbekanntes mit Neugefundenem oder aktenmäßig Festgestelltem so verquickt ist, daß die Zuverlässigkeit der Thatsachen im einzelnen doch erst wieder nachgeprüft werden muß.) — Friedrich Purlitz, König und Witenagemot bei den Angelsachsen, besprochen von G. Binz.

Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 4: G. Koch, Beiträge zur Würdigung der ältesten deutschen Übersetzungen anakreontischer Gedichte. Joh. Niejahr, H. v. Kleists Penthesilea. — J. Krejči, Nordische Stoffe bei Fouqué. — G. Bondi, Hallers Gedicht über die Ewigkeit. — R. Schlößer, Schröder und Gotter. — R. Krauß und B. Seuffert, Zwei Briefe Chr. Fr. D. Schuberts. — A. Leitzmann, Ein Brief von Herder und Caroline an Therese Forster. — E. Schmidt, Die schöne Seele. — B. Suphan, Goethe im Conseil. — Derselbe, Ein carmen amoebaeum aus Schillers Nachlaß. — R. Krauß und B. Seuffert, Briefe zur Schillerlitteratur. — B. Seuffert, Schlegels Bemerkungen über die Dekoration zum Jon. — Die Wiener Goetheausgabe von 1816. — H. Markgraf, Soldatenlob.

Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 4: E. Kettner, Die Plusstrophen der Nibelungenhandschrift B. — Derselbe, Zum Orendel. — H. Giske, Zu Walther 88, 1—8. — F. Kauffmann und H. Gering, Noch einmal der zweite Merseburger Spruch. — E. Roth, Zur Litteratur deutscher Drucke des 15. und 16. Jahrhunderts. — G. Binz, Johann Rassers Spiel von der Kinderzucht. — Nachträge und Zusätze zu den bisherigen Erklärungen Bürgerscher Gedichte. — Franz Branky, Vulgärnamen der Eule.

Alemannia 21, 3: Die Universität zu Freiburg i. B. in den Jahren 1818—1852 von Hermann Mayer. Zweiter Hauptteil. Die Regierung des Großherzogs Leopold 1830—1852. I. Auswärtige Einkünfte und Finanzen im allgemeinen. II. Zeitweilige Schließung und Reorganisation der Universität. III. Weitere Veränderungen in der inneren Einrichtung. IV. Lehrangelegenheiten. V. Abermalige Gefährdung des Bestandes der Universität. — Forstgeschichtliches aus dem Nellenburgischen. II. Von Julius Hamm. C. von der Wildfuhr, Wildbann und Wildpret. II. Die Nellenburgische Waldordnung des Kaisers Karl VI. vom Jahre 1724. III. Wald-, Holz- und Forstordnung für den Breisgau und die österreichischen Vorlande. IV. Folgerungen. — Werkmeister der Stadt und des Münsters zu Freiburg aus der Renaissance von Karl Schaefer. — Heinrichs Buch oder der Junker und der treue Heinrich. Herausgegeben von S. Englert, besprochen von J. E. Wackernell. — F. Pfaff, Festschrift zum 400jährigen Gedächtnis des ersten Freiburger Buchdrucks, besprochen von Fridrich Pfaff. — K. Bohnenberger, Geschichte der schwäbischen Mundart im 16. Jahrhundert. I. Besprochen von August Holder.

— R. Weitprecht, Die Pfarrmagd, besprochen von August Holder. — O. Kunzer, Katalog der Gymnasiumsbibliothek zu Konstanz, besprochen von Fridrich Pfaff. — Fragebogen zur Sammlung der volkstümlichen Überlieferungen in Baden. Von F. Kluge, E. H. Meyer, F. Pfaff.

## Neu erschienene Bücher.

Deutscher Liederhort. Auswahl der vorzüglicheren deutschen Volkslieder nach Wort und Weise aus der Vorzeit und Gegenwart gesammelt und erläutert von Ludwig Erk. Im Auftrage und mit Unterstützung der Königl. Preußischen Regierung nach Erks handschriftlichem Nachlasse und auf Grund eigener Sammlung neubearbeitet und fortgesetzt von Franz M. Böhme. Erster Band. Leipzig, Breitkopf und Härtel 1893. 656 S.

Beiträge zur Volks- und Völkerkunde. I. Wlislocki, Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen. Preis M. 5. III. Büttner, Lieder und Geschichten der Suaheli. Preis M. 4. Berlin, Emil Felber 1894.

Veit Valentin, Goethes Faustdichtung in ihrer künstlerischen Einheit. Berlin, E. Felber 1894. VIII, 309 S. Preis M. 5,40.

Karl Julius Krumbach, Geschichte und Kritik der deutschen Schullesebücher. I. Teil. Leipzig, Teubner 1894. IV, 81 S. Preis M. 1,20.

Karl Th. Becker, Die Volksschule der Siebenbürger Sachsen. Ein Überblick über ihre geschichtliche Entwickelung mit einem Anhang erklärender Beilagen. Bonn, Otto Paul, 1894. 156 S.

Rudolf Leinen, Über Wesen und Entstehung der trennbaren Zusammensetzung des deutschen Zeitwortes mit besonderer Berücksichtigung des Althochdeutschen. Inaugural-Dissertation. Straßburg, Heitz 1891. 78 S.

Karl Küchler, Die Faustsage und der Goethesche Faust. Leipzig, Gustav Fock 1893. 55 S.

Theodor Schauffler, Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters. 2. Ausgabe. Mit einem Anhang: Erläuterungen. Leipzig, B. G. Teubner 1894. VIII, 170 S. Preis M. 1,60.

— Hieraus besonders abgedruckt für die Besitzer der 1. Ausgabe von 1892: Erläuterungen zum Quellenbüchlein zur Kulturgeschichte des deutschen Mittelalters. Leipzig, B. G. Teubner. 1894. 50 S. Preis M. 0,60.

H. Kamp, Die Nibelungen metrisch übersetzt und erläutert. Metrische Übersetzung. 4. Auflage. Berlin, Mayer u. Müller 1893. 155 S.

Nägele, Beiträge zu Uhland. Uhlands Jugenddichtung. Programm des Königl. Gymnasiums zu Tübingen 1892/93. 48 S.

F. Tetzner, Deutsches Wörterbuch. Leipzig, Phil. Reclam jun. 331 S. Preis geb. M. 1.

H. J. Wolstenholme, Die deutschen Heldensagen (Hagen und Hilde, Gudrun) von Gotthold Klee, with introduction, notes and a complete vocabulary. Cambridge, University Press 1894. 172 S.

Martin Greif, Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, Amelang 1894.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Ein Stückchen ultramontaner Literatur-Geschichte.

Von Rudolf Hildebrand.

Sebastian Brunner, der alte römische Kämpe in Wien, hat nun auch das Gebiet der deutschen Literaturgeschichte in Angriff genommen, um es mit dem neuen ultramontanen Lichte zu beleuchten. Es ist ja seit der Erklärung der Unfehlbarkeit des Papstes eine ganze Strömung im Gange, um die deutsche Geisteswelt für den neuen Katholizismus zu erobern. Es liegen da auch gediegene Arbeiten vor, die, auf gründlichsten Studien fußend, nur durch den vorgefaßten veralteten Gesichtspunkt, wie er in der Unfehlbarkeit sich zuspitzt, vom rechten Weg und Ziel abgelenkt werden.

Was aber bei diesem neukatholischen Streben auch für wunderliche Dinge mit unterlaufen, davon eine Probe aus Sebastian Brunner. In seiner Schrift „Hau- und Bausteine zur neueren Literaturgeschichte der Deutschen 1885" kommt er unter anderem auf Gleims Halladat zu sprechen. Da heißt es z. B. „Am Ende dieses Gottgesanges läßt Gleim eine astronomische Raketengarbe zum Himmel steigen, die von seiner glänzenden Gelehrsamkeit hellleuchtendes Zeugnis ablegen soll. Es erinnert dieser Gleimsche Versuch, die Erde recht zu verkleinern und verächtlich zu machen, an den sentimentalen Hoppelpoppel (?) der Gebetbücher Ende des 18. Jahrhunderts, wo die Erde immer nur wie ein Tropfen am Welteimer schwebt! Merkwürdiger Weise hat dieses Bild, aus dem Bilderkreise eines Bierwirthes (Bierbrauers?) genommen, in jener Zeit allgemeine Verbreitung gefunden!"

Da kann man einen Blick thun in die stille Thätigkeit der Phantasie des Verfassers, der dabei blos an Bier denken konnte, nicht an Wasser wie andere Menschenkinder, und dabei hat er offenbar keine Ahnung, von wem das Bild eigentlich herrührt, nämlich aus einer der berühmtesten Oden von Klopstock „Die Frühlingsfeier 1759". Diese beginnt:

„Nicht in den Ozean der Welten alle
Will ich mich stürzen! schweben nicht!
Wo die ersten Erschaffnen, die Jubelchöre der Söhne des Lichts,
Anbeten, tief anbeten! und in Entzückung vergehn!

Nur um den Tropfen am Eimer,
Um die Erde nur will ich schweben und anbeten!
Halleluja! Halleluja! Der Tropfen am Eimer
Rann aus der Hand des Allmächtigen auch!

Da der Hand des Allmächtigen
Die größeren Erden entquollen!
Die Ströme des Lichts rauschten, und Siebengestirne wurden,
Da entrannst du Tropfen der Hand des Allmächtigen!"

Auch in der Ode „Die Welten" vom Jahre 1764 erscheint das Bild:

Groß ist der Herr! und jede seiner Thaten,
Die wir kennen, ist groß!
Ozean der Welten, Sterne sind Tropfen des Ozeans!
Wir kennen dich nicht!

Da fehlt der Eimer, der auch in der Frühlingsfeier nachher zurücktritt und doch das Bild am besten anschaulich macht! Es ist der Eimer, der eigentlich überfüllt aus dem Ziehbrunnen auftaucht: der Ziehbrunnen, der Anschauung sowohl gegenwärtig aus dem Dorfleben als auch geweiht aus der biblischen Welt.

Aber Brunners Äußerungen geben auch kein richtiges Bild von Gleims Gedanken. Es steht im Halladat[1]) ein Kapitel „Gott" S. 9—11. Es ist ein Hymnus in Klopstocks Stile. Er beginnt:

Der Einzige, der Allem alles ist,
Ist unser Gott! Geschöpfe betet an!
Er schuf was ist; Geschöpfe betet an!

. . . . . . . . . . . . . .

Du seine große, weite, schöne Welt
Mit allen deinen Feuerkugeln, du!
Du warest nicht, du wurdest, und du warst.
Du schöne Welt! Du warst und bist und bist
In deiner Pracht! Geschöpfe betet an!

Nachher ist von der Erde die Rede im Vergleich zum Firmament:

Von dir, du kleiner Ball, auf welchem wir
Zehntausend Millionen Ballen dort
Nur funkeln sehn, zu dir, du Sonnenball,
Und Sonnenball, von dir u. s. w. u. s. w.
Ha, welche Stufen, welche Stufen hier!

Da ist denn vom Tropfen nicht die Rede und auch nicht von Gelehrsamkeit, es ist alles hoher Schwung der Phantasie und des Gefühls aus Klopstocks Schule.

---

1) Halladat oder das rothe Buch. (Zum Vorlesen in den Schulen.) 1774, Hamburg, gedruckt bei Bode. Klein 4°. Die Exemplare sind in rotes Papier gebunden. Der Verfasser nennt sich aber nicht.

Wenn übrigens dieser Schwung ins Unendliche bis zu einer Höhe, wo die Erde so klein erscheint, unserm Verfasser nicht mundet, so ist das kein Wunder, er mundet ja dem Zeitgeist überhaupt nicht. Aber der Zeitgeist hat zu verschiedenen Zeiten verschiedene Bedürfnisse, und dieser Schwung und die Weiten des Unendlichen war damals den tieferen Seelen ein hohes Labsal, wie jetzt etwa eine Beethovensche Symphonie oder eine Passion von Sebastian Bach. Zudem war damals das Verständnis des Himmels mit seinem wunderbaren Leben eigentlich erst erschlossen worden durch Newtons Entdeckungen, in der Gesellschaft aber war eine Empfänglichkeit, ja ein Bedürfnis nach solchem Aufschwung, still vorbereitet durch die sittliche Versumpfung, unter der ganz Europa litt. Der Schwung in die reine Höhe rettet aus dem Schmutz und Sumpfe des Lebens. Dadurch wird vor allem auch Klopstock begreiflich.

Und noch ein Wort zum Schlusse, zu dem Brunner da die Anregung geben kann.

Die beiden Haupt-Konfessionen, in denen die christliche Kirche bei uns als getheilt vorliegt, haben jetzt zu einander ein Verhältnis, daß sie auseinanderstreben, nicht zusammen, wie man wünschen möchte. Das war nicht immer so. Aus den Greueln des 30jährigen Krieges entwickelte sich als Gegensatz bei tieferen Geistern ein Bedürfnis nach Wiedervereinigung, an der Leibniz aufs Eifrigste gearbeitet hat. Vor ungefähr hundert Jahren aber war die Annäherung beider Kirchen so weit erreicht, daß z. B. Klopstock in der Schweiz in einem Frauenkloster aus seinem Messias vorlesen konnte, und zwar von der himmlischen Einkleidung seiner Liebe zur Fanny, daß ferner Gellertsche Lieder in katholische Kirchengesangbücher wieder Aufnahme finden konnten, daß Papst Leo XII. den Protestanten Thorwaldsen mit dem Grabmal für seinen Vorgänger Pius VII. in der Peterskirche beauftragen konnte, alles Dinge, dergleichen jetzt vollständig unmöglich wäre. Wodurch es damals möglich war? Nicht blos durch die Oberflächlichkeit der sogenannten Aufklärung, sondern durch die Bildung, durch welche die beiden Gegensätze überhöht wurden und in der sie sich in einem Streben zu reiner Höhe zusammenfanden. Und wenn wir jetzt, leicht beklommen, an den Zwiespalt denken, der wieder klafft, so ist wieder nichts anderes in Aussicht, als die steigende Bildung, die die Kluft überwinden kann; ja das Ziel, das oft so unerreichbar scheinen kann, ist doch im Leben in gebildeter Gesellschaft, in Kunst und Wissenschaft schon oft erreicht.

Was aber Brunner oben bietet, das ist keine Bildung.

---

# Zu dem Aufsatze über den Umlaut.

(7, 750 flg.)

Von **Rudolf Hildebrand.**

Zu dem dort geführten Kampfe gegen die materialistische Auffassung des Umlauts und der Spracherscheinungen überhaupt gab mir Professor Burdach einen recht wesentlichen Beitrag. Wenn ich dort W. Scherer als den ersten Urheber jener Auffassung vorführen mußte, so machte mir Burdach bemerklich, daß Scherer selbst seine frühere Auffassung des Umlauts öffentlich als verfehlt bezeichnet und sich zu der teleologischen Theorie Steinthals ohne Hehl bekannt hat. „Das geschah in seiner Anzeige von Steinthals gesammelten kleinen Schriften in der deutschen Literaturzeitung 1881, 2. April, S. 516, auch abgedruckt in Scherers Kleinen Schriften Bd. I, S. 234 f. Dieser Widerruf lautet:

Am fruchtbarsten in diesem Sinne (d. h. für Erklärung sprachlicher Erscheinungen aus der Psychologie und Entscheidung zwischen entgegengesetzten Ansichten) darf wohl der bekannte Aufsatz über Assimilation und Attraction genannt werden, dessen Prinzipien für die Lehren vom Umlaut und Assimilation mit Unrecht (auch vom Referenten) bei Seite geschoben wurden.

Niemand wäre sicherlich geneigter gewesen, auf Ihren Standpunkt zu treten als Scherer, der überhaupt in seiner allerletzten Zeit Ihnen viel näher stand als Sie glauben und wissen." So hat also Scherer die Fahne des Materialismus noch eingezogen, mir zur wahren Freude, weil ich von der außerordentlichen Kraft, als sie auftrat, Außerordentliches erwartete und ihn dann doch hier und da auf irrige Fährten gerathen sah. Ob nun aber auch alle seine Anhänger und Getreuen jene Fahne wieder eingezogen haben? Das Einziehen ist doch an jenen beiden Stellen nicht öffentlich und sichtbar genug geschehen. Zudem flattern sie noch an anderen Stellen fröhlich im Winde, daß auch die Schule vor der Theorie noch nicht sicher sein wird, welche die Laute, diese zartesten Luftgebilde, eigentlich doch wie aus Stein oder Holz oder deren Atomen bestehend behandelt.

---

# Laura, eine Hölty-Studie.

Von **W. Nöldeke** in Leipzig.

Von den 123 Gedichten, welche die Hölty-Ausgabe von Halm, Leipzig 1869, enthält, sind mehr als 50 dem Grundtone nach Liebeslieder, und unter diesen befinden sich wieder mehr als 30, in denen

die Beziehung auf dieselbe Jugendgeliebte, die Hölty meistens Laura nennt, leicht nachzuweisen ist. Eine so nachhaltige Beeinflussung Höltys durch die Liebe zu Laura verleiht seinem Liebesleben eine Bedeutung, die eine größere Würdigung verdient, als sie bisher gefunden hat. Der Einfluß, welchen Laura auf die Stimmung des Dichters und auf seine ganze nur zu kurze Dichterlaufbahn ausübte, ist so bemerkenswert, daß es befremden muß, daß man an der Frage nach der Person der Geliebten und nach dem Wesen ihres Verhältnisses zu dem Dichter bis jetzt fast achtlos vorübergegangen ist. Dies ist um so auffallender, da schon Voß in der Biographie Höltys (2. Auflage der Gedichte. Hamburg 1804, S. XXIV flg.) einen Brief von Hölty mitteilt, der die Grundlage für weitere Nachforschungen darbot, welche in früherer Zeit leicht zu sicheren Erfolgen führen mußten.

Hölty war seinen poetischen Freunden in Göttingen in einem Stücke wenig ähnlich. Den meisten der jungen Leute lag das Herz auf der Zunge, so daß ihre Herzensgeheimnisse bald das Gemeingut der ganzen Genossenschaft wurden. (Vergl. 106 (193)[1]) „An einen Freund[2]), der sich in ein schönes Dienstmädchen verliebt hatte"). Hölty dagegen war verschlossen und wortkarg. Dennoch war Voß schwerlich der einzige Mitwisser seiner stillen Liebe; auch Miller wußte wohl darum. In einem Briefe, den Hölty am 14. Oktober 1773 von seinem Geburtsorte Mariensee, wo er die Herbstferien verlebte, an Miller richtete, der in Göttingen zurückgeblieben war, heißt es: „Vielleicht bekomme ich künftige Woche Laura zu sehen, ich weiß es aber noch nicht gewiß". Ein Jahr später spielt er Miller gegenüber wieder Verstecken. Am 12. Dezember 1774 schreibt er dem Freunde von Göttingen: „Ich habe an die Laura, die mein Freund T. besungen hat, einen Almanach geschickt und einen Brief voll Weihrauchkörner von ihr zurückbekommen". Der hier als Dichter von Lauraliedern angegebene Freund T. war nämlich Hölty selbst. In verschiedenen Jahrgängen des Göttinger Musenalmanachs sind seine Gedichte mit einem der seinem Namen entnommenen Buchstaben H. L. T. Y. unterzeichnet. Mit T. unterzeichnete auf die geliebte Laura bezügliche Gedichte sind: 28 (62), 38 (64), 44 (80), 46 (79), 91 (173), 94 (147) und 96 (169). Derselbe gute Freund wird in einem Briefe an Boie vom 4. Mai 1875 vorgeschoben. Hölty beschreibt eine Damen-

1) Die erste Zahl bezeichnet die Nummer der zitierten Gedichte in der Ausgabe von Halm; die in Klammern hinzugefügte zweite Zahl giebt die Seite an, auf welcher sich dieselben Gedichte in der sehr verbreiteten, aber minder kritischen Ausgabe von Friedrich Voigts (Hannover 1858. 2. Auflage) finden.

2) Dieser Freund war Seebach, nicht eigentlich Mitglied, sondern nur ein Affiliierter des Göttinger Dichterbundes.

gesellschaft in Mariensee: „Gestern abend saßen 13 Frauenzimmer auf einer Rasenbank an der Leine, und ich und mein Bruder saßen zu ihren Füßen im Grase. Es sind doch einige ziemlich artig unter ihnen. Auch eine kleine Schwestertochter der Laura, die mein guter Freund T. besungen hat, war unter der Anzahl. Sie ist 13 Jahre alt, und wird ungemein schön“.

Für Leser, denen die Einzelheiten über Höltys persönliche Verhältnisse nicht bekannt sind, sei hier bemerkt, daß sein Geburtsort Mariensee, vier Meilen von Hannover, Sitz eines Damenklosters, ist. Das 1215 durch Bernhard II., Grafen von Wölpe, von der Weser dahin verlegte und mit Bernhardiner-Nonnen besetzte Kloster wurde bei der Reformation nicht aufgehoben, sondern blieb eine Versorgungsstätte für 12 evangelische Klosterdamen, die unter einer von ihnen selbst gewählten Äbtissin stehen. Daher erklärt sich die große Damengesellschaft in dem kleinen Orte, der außer den Klosterdamen, dem Klosteramtmann, der zugleich das Klostergut bewirtschaftete, dem Pastor, dessen Patron das Kloster noch jetzt ist, dem Chirurgen und dem Förster keine Honoratioren zählte. Die Leine soll früher ihren Lauf näher bei Mariensee gehabt haben als jetzt. Sie fließt durch Wiesen; die Rasenbank wird also wohl auf einer der Klosterwiesen zu suchen sein. Die von Hölty erwähnte dreizehnjährige Schwestertochter seiner Laura war, wie ich später nachweisen werde, die am 29. November 1762 geborene Anna Sophie Elisabeth Meister.

Daß Boie sich durch Hölty über sein Verhältnis zu Laura habe täuschen lassen, halte ich für möglich; bei Miller halte ich es für durchaus unwahrscheinlich. Selbst wenn er vorher nichts erfahren hätte, so würde ihn die Erwähnung Lauras in Höltys Briefe vom 14. Oktober 1773 doch gewiß veranlaßt haben, nähere Erkundigungen einzuziehen, und Hölty würde ihm gegenüber offen gewesen sein, weil Miller seinem Herzen besonders nahe stand. (Vergl. die schöne Ode „An Miller“ 39 (75). Dennoch muß es auffallen, daß Miller in dem Anhange zu der Ausgabe seiner Gedichte, Ulm 1783, „Einiges von und über Höltys Charakter. 1776“ und in dem Gedichte „Auf den Tod meines seligen Freundes Hölty. An den Hutmacher Städele zu Memmingen. Im November 1776“ Laura und Höltys Liebe zu ihr gar nicht erwähnt, und doch hatte diese Liebe den Mosesstab geführt, der in Höltys Herzen der Lieder süßen Born öffnete.

Die älteren Encyklopädien beschränken sich in ihren Nachrichten über Hölty auf das Wenige, was sie bei Miller und Voß fertig vorfanden. Meusel, Lexikon der vom Jahre 1750 bis 1800 verstorbenen deutschen Schriftsteller. Leipzig 1806. Bd. VI, S. 10 und Denkwürdigkeiten aus dem Leben ausgezeichneter Teutschen des 18. Jahrhunderts. Schnepfen-

thal 1802. S. 569 bis 572 erwähnen Laura und ihre Einwirkung auf Hölty mit keinem Worte. Nur in der von einem Ungenannten zusammengestellten Sammlung der Gedichte Höltys: L. H. C. Höltys Gedichte. Wien bei F. A. Schraembl 1790 wird auf Seite XVI des Vorworts nach Abdruck einiger Zeilen des Höltyschen Briefes an Voß die Sache mit der nüchternen Bemerkung abgethan: „Gewiß, einer so vernünftigen Liebe darf sich ein dichterischer Jüngling keineswegs schämen".

Auch die neueren Litterarhistoriker erwähnen Laura nicht. Karl Goedeke bespricht in seinem „Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung" Bd. IV, Abt. I, S. 398 bis 401 Hölty und seine Dichtungen mit schöner Würdigung ihres dauernden Wertes, ohne seine Muse zu nennen.

Prutz (Der Göttinger Dichterbund Leipzig 1841, S. 354 bis 358) sagt von Höltys Liebesgedichten, sie seien abstrakt und ohne Sinnlichkeit (? Vergl. 24 (57), 56 (104), 117 u. a.), voll seraphischen Schwunges, meist an das Nebelbild der zukünftigen Geliebten gerichtet. Es ist wahr, zwei Lieder tragen die Aufschrift: „Die künftige Geliebte", 51 (86) und 56 (104), aber wenn man genau zusieht, so trägt die künftige Geliebte doch Lauras Züge. Einem dieser beiden Gedichte legte Hölty selbst großen Wert bei. In einem Briefe an Voß vom 21. August 1775 giebt er ihm den Vorzug vor zwei anderen Gedichten, die er gleichzeitig für den Musenalmanach schickte. In einigen anderen Gedichten spricht Hölty eine abstrakte nicht auf eine bestimmte Person gerichtete Liebessehnsucht aus, denn Laura ist für ihn unerreichbar, und doch, „Welch ein Himmel ist die Liebe! Ich freute mich, daß mein Herz noch fühlen konnte", so schreibt er in dem Berichte über die Michaelis 1874 mit Miller unternommene Reise nach Leipzig in Bezug auf die Begegnung mit zwei lieblichen Mädchen vor einer Schenke zwischen Merseburg und Leipzig.

Friedrich Voigts giebt in seiner Ausgabe von Höltys Gedichten Miller und Voß als seine Gewährsmänner für Höltys Leben an, benutzt aber den Brief des Dichters an Voß gar nicht. In seinem Roman „Hölty", Hannover 1844, hat er dem Dichter ein schönes Denkmal gesetzt; wenn auch hier und da in dem Lebensbilde des eigenartigen Jünglings die Farben etwas zu stark aufgetragen sein mögen. Da spricht er es aus: „Laura hatte Hölty zum Dichter gemacht, aber wie ein Traumbild war alles vorüber". Auch die Konventualin Goldenau läßt er Hölty mahnend zurufen: „Ich weiß wohl, daß du eine Liebe verloren hast: darum bist du ja eben ein Dichter geworden. Der Dichter aber muß leben unter den Lebendigen". An einer anderen Stelle warnt sie ihn: „Mit diesem steten Jammer um ein verlorenes Glück verstimmst du

die Saiten der goldnen Harfe, die ein Gott in deine Brust gesenkt. Denke doch daran, daß ein Gut, welches wir einmal besessen, uns niemals wieder verloren geht". Übrigens verwertet Voigts die edle Gestalt Lauras und Höltys glühende Liebe zu ihr gar nicht für das schöne Bild, das er uns von dem Dichter entwirft. Erst dem Tode nahe erglüht Hölty nach Voigts in neuer Liebe zu Angelika, die sich in den Dichter verliebt hat, ohne ihn zu kennen. Angelika ist wie es scheint von Voigts erfunden, zu den von Hölty in seinen Briefen genannten Schönheiten, die seine Aufmerksamkeit erregten und ihn zeitweilig beschäftigten, ohne ihm wärmere Gefühle einzuflößen, gehört sie nicht.

Außer den oben erwähnten beiden Mädchen, deren Anblick zwischen Merseburg und Leipzig das Dichterherz stärker schlagen ließ, erwähnt er in Briefen an Miller vom 10. und 24. November, 12. Dezember 1774 und 2. Februar 1775 noch „das kleine Entzücken", ein junges Mädchen in Münden. Mit Voß war Hölty im Hause ihrer Eltern gern gesehen und weilte dort einige Mal zu längerem Besuche. Die jungen Leute gingen mit der Familie zu Balle, kleine Geschenke wurden ausgetauscht, Hölty korrespondierte sogar mit dem kleinen Entzücken, aber ganz bestimmt spricht er sich gegen Miller über seine Gefühle für sie folgendermaßen aus: „Das Mädchen ist artig, hat viel Verstand und andere gute Eigenschaften, aber ich liebe sie nicht und werde sie nie lieben. Dies wird Dir Dein Genius auch sagen, wenn er kein Lügengeist ist."

Tiefer scheint den Dichter eine spätere Begegnung berührt zu haben. Am 2. Mai 1775 schreibt er an Boie senior: „Bei meinen Verwandten in Hannover hatte ich das Glück, mit einem unvergleichlich schönen Mädchen in Gesellschaft zu sein, an deren Anblick ich mein krankes mattes Herz ein wenig labte. Sie heißt Lüderitz, ist schlanker Länge, brauner Haare und schwarzer Augen, ich würde sie eine Grazie nennen, wenn ich Jakobi wäre." Am 21. September schreibt er demselben Freunde: „Künftigen Dienstag reis' ich nach Hannover, um meinen Bruder zu besuchen und ein schönes Gesicht zu guterletzt noch einmal zu sehn."

Die vorstehenden Herzensergießungen zeigen uns nur, daß Höltys Herz für zartere Gefühle nicht abgestorben war, was er als ein Glück pries. Größeren Einfluß auf sein Gemütsleben und seine Dichtungen haben alle diese späteren Beziehungen nicht gewonnen. Am 25. Mai 1775 schreibt er an Voß, bei dem er sich nach der Liebe des Grafen Fritz Stollberg erkundigt: „Ich möchte gern alle im Himmel der Liebe wissen, in welchem mir weiland auf kurze Zeit einer von den goldnen Stäben gereicht wurde. Aber man verbannte mich, und Wolken bedeckten den goldnen Stuhl. Nun schwank' ich an der Schwelle herum, und die Thür wird mir zugehalten."

Es bleibt also wohl dabei, daß die Liebe zu Laura Höltys einzige Liebe gewesen, daß Laura als seine einzige Muse zu betrachten ist. Diese Ansicht kann durch seinen Brief an Voß vom 13. Dezember 1773 nur befestigt werden. Der Laura betreffende Abschnitt lautet folgendermaßen:

„Laura ist in der Stadt geboren und erzogen. Sie ist die schönste Person, die ich gesehen habe; ich habe mir kein Ideal liebenswürdiger bilden können; sie hat eine majestätische Länge und den vortrefflichsten Wuchs, ein ovalrundes Gesicht, blonde Haare, große blaue Augen, ein blühendes Kolorit, und Grazie und Anmut in allen ihren Mienen und Stellungen. Nie habe ich ein Frauenzimmer mit mehr Anstand tanzen sehen; und das Herz hat mir vor Wonne gezittert, wenn ich sie ein deutsches oder welsches (sie versteht Italienisch und Französisch) Lied singen hörte. Sie fand ein großes Vergnügen an Kleists und Geßners Schriften; ob sie Klopstock liest, weiß ich nicht. Als ich sie kennen lernte, war sie bei ihrer Schwester, die in meinem Geburtsorte verheiratet war, und im Dezember 1768 starb. Es war ein schöner Maiabend, die Nachtigallen begannen zu schlagen, und die Abenddämmerung anzubrechen. Sie ging durch einen Gang blühender Apfelbäume, und war in die Farbe der Unschuld gekleidet. Rote Bänder spielten an ihrem schönen Busen, und oft zitterte ein Abendsonnenblick durch die Blüten, und rötete ihr weißes Gewand und ihren schönen Busen. Was Wunder, daß so viele Reize einen tiefen Eindruck auf mich machten, den keine Entfernung auslöschen konnte. Einen Bogen würde ich anfüllen müssen, wenn ich alle verliebten Fantasien und Thorheiten erzählen wollte, worauf ich verfiel. Nach einem Jahre kehrte sie wieder in die Stadt zurück. Man kann in einem Jahre manchen Göttertraum haben, manches Liebesgedicht machen. An beiden fehlte es nicht ... Zweimal habe ich sie nach ihrer Verheiratung gesehen.... Als ich meine Eltern im vorigen Herbste besuchte, hörte ich, daß sie krank sei, und daß man ihr kein langes Leben zutraute... Es ist Sünde, sie ferner zu lieben. Meine Liebe ist auch so ziemlich verloschen; nur eine süße Erinnerung und ein süßes Herzklopfen, wenn mir ihr Bild vor Augen kommt, sind davon übrig. Doch habe ich oft noch den brennendsten Wunsch, sie einmal wieder zu sehen. Ob sie Gegenliebe

> für mich gehabt hat? Ich habe ihr niemals meine Liebe merken lassen, noch merken lassen können. Wie konnte ein Jüngling, der noch auf keiner Universität gewesen war, um dessen Kinn noch zweideutige Wolle hing, Liebeserklärungen thun und auf Gegenliebe Rechnung machen? Genug von Herzensangelegenheiten. Ich schäme mich fürwahr, diesen Brief geschrieben zu haben; doch es sei, litterae non erubescunt."[1])

Das ist gewiß ein wunderbarer Brief! Er liest sich fast wie ein Mädchenbrief, der das erste Herzensgeheimnis eines Backfisches enthält, so zart, so keusch ist alles gehalten.

Wenn man der Liebe Höltys an der Hand der Zeitfolge nachgehen will, so ist die erste Frage, wann er Laura kennen lernte. Der Brief nennt das Jahr nicht, giebt aber Andeutungen. Hölty war noch nicht Student (V. 39), um sein Kinn hing noch zweideutige Wolle (V. 40). Nun war Hölty, lange von seinem Vater allein unterrichtet, zwar von vielen schon zum Studium für reif gehalten, dann noch zu gründlicherer Vorbereitung von Michaelis 1765 bis dahin 1768 auf die alte Kalandsschule in Celle geschickt, wo er im Hause seines Oheims, des Kanzleirats Gössel, liebevolle Aufnahme fand. Er blieb dann noch den Winter über im Vaterhause und ging erst Ostern 1769 nach Göttingen. Das erste Zusammentreffen mit Laura kann also nicht vor Mai 1768 angenommen werden. Wenn für Hölty das alte Gesetz für das Erblühen der ersten Liebe: „Achtzehn Jahre und dann im Mai" — auch zutraf, so müßte der Maiabend, an welchem er Laura unter blühenden Apfelbäumen zum ersten Male erblickte, ins Jahr 1767 gefallen sein, denn Hölty ist am 21. Dezember 1748 geboren. Es müßte dann angenommen werden, daß er zu den Pfingstferien von Celle nach Mariensee gekommen wäre. Dazu stimmt nicht, daß Pfingsten 1767 erst auf den 6. Juni fiel. Wir müssen also weiter zurückgehen; und da es nach V. 26 flg. wahrscheinlich ist, daß Hölty während des ganzen Jahres, welches Laura in Mariensee verlebte, in ihrer Nähe war, also das Vaterhaus noch nicht verlassen hatte, so müssen wir bis ins Jahr 1764 zurückgehen. Hölty war im Mai 1764 allerdings noch nicht 16 Jahr alt, allein er war ein frühreifer Mensch und ein geborener Dichter.

Das Gedicht, in welchem Hölty das erste Erblicken Lauras verherrlicht, „An die Apfelbäume, wo ich Laura erblickte" 45 (91), trägt

---

1) Um den Zusammenhang zwischen den einzelnen Gedichten und den Angaben des Briefes leichter nachweisen zu können, sind die Zeilen des Briefes numeriert; sie werden mit einem vorgesetzten V. citiert werden.

bei Halm das Datum „Im Januar 1774." Es ist hier jedoch darauf hinzuweisen, daß die Datierung der Gedichte sich meistens auf die Zeit bezieht, wo sie ihre jetzige Gestalt bekommen haben oder zuerst gedruckt sind. Eine viel frühere Entstehung des Gedichtes ist also auch hier nicht ausgeschlossen. Da gerade dies Gedicht eine größere litterarische Bedeutung gewonnen hat, so sei ihm hier ein Raum gewährt:

An die Apfelbäume, wo ich Laura erblickte.
Im Januar 1774.

Ein heilig Säuseln und ein Gesangeston
Durchzittre deine Wipfel, o Schattengang,
Allwo mein Herz die erste, hohe
Feuerergießung der Liebe fühlte!

Die Abendsonne bebte, wie lichtes Gold,
Durch Purpurblüten, bebte, wie lichtes Gold,
Um ihres Busens Silberschleier,
Und ich zerfloß in Entzückungsschauer.

Nach langer Trennung küsse mit Engelskuß
Ein treuer Jüngling hier die geliebte Braut,
Und schwör in diesem Blütendunkel
Ewige Treue der Auserkornen.

Ein Blümchen sprosse, wann wir gestorben sind,
Aus jedem Rasen, welchen ihr Fuß betrat,
Und trag auf jedem seiner Blätter
Meines verherrlichten Mädchens Namen!

Wer erkennt hier nicht das Urbild von Matthissons „Adelaide", jenem durch Beethovens Komposition (opus 46. 1798) unsterblich gewordenen Hohenliede der Liebe! Die nahe Verwandtschaft der beiden Dichtungen liegt auf der Hand, und die Priorität Höltys ist ebenso unbestritten, wie die Thatsache, daß Matthisson sich öfter fremde Gedanken aneignete und mit dem weichen Zauber seiner Poesie neu gestaltete. Seine Adelaide erschien zuerst im Musenalmanach für 1790. Daß er Höltys Dichtung zu schätzen wußte, geht daraus hervor, daß er sie mit einigen anderen Gedichten Höltys in seine Anthologie (Zürich, 1803 bis 1807) aufnahm.

Wenn das Gedicht in der ältesten Handschrift und in den beiden von Voß besorgten Ausgaben in der Überschrift statt des Namens „Laura" den Namen „Julie" trägt, so ist das eine Vertauschung der Namen, der wir wiederholt begegnen. Julie, richtiger Juliane, war der Name von Lauras Schwester, B. 13. Ebenso nennt der Dichter die angesungene Geliebte in der Ode „An einen Blumengarten." 31 (245), deren zwei letzte Strophen den Schauplatz verherrlichen, wo er Laura zuerst erblickte. Julie heißt die Geliebte auch in „Erinnerung" 75 (133), Julchen in „Minnelied" 83 (49), Juliane in

„Entzückung" 91 (173), und doch ist es gänzlich ausgeschlossen, daß Hölty neben der unverheirateten auch der verheirateten Schwester seine Huldigungen und seine Liebesschwüre dargebracht habe. B. 31 flg. Julie kannte er seit seinem 11. Lebensjahre, sie war die nächste Nachbarin des Höltyschen Hauses.

An das erste Sehen der Geliebten mahnt auch 25 (243) „An die Phantasie." Die rosenwangichte Phantasie wird angerufen, mit dem Dichter in die Tage des Flügelkleides zu wandeln und in die Tage der ersten Glut. (Zeile 12—15, 22—28).

Zu den Lauradichtungen sind auch die folgenden zu rechnen: 32 (60) „An Daphnes Kanarienvogel." Der nicht ungewöhnliche Gedanke, daß der ihrer Huld sich erfreuende Vogel glücklicher sei als der Dichter, wird in ziemlich matter Weise ausgeführt. Das Gedicht stammt gewiß aus recht früher Zeit, und nach einem Briefe Millers an Voß hatte Hölty selbst dies Gedicht in seinem Album als „verworfen" bezeichnet. In einer älteren aus dem Stammbuch des Hainbundes stammenden Handschrift ist das Gedicht überschrieben: „An Laurens Kanarienvogel." 53 (93) „Die Liebe" feiert die reine heilige Liebe, die in des Dichters Saitenspiel Flammen der Seele ergoß, seit er Daphne sah. 117 „An Daphne" ist zuerst bei Halm gedruckt. Der Dichter fleht, von Liebe entzückt, Daphne an, ihre Reize zu verhüllen, damit er nicht in dem Taumel ersinke. Nachdem der Dichter selbst uns bei dem ersten dieser drei Gedichte den Weg gezeigt hat, dürfen wir ohne Bedenken auch bei den beiden anderen für „Daphne" „Laura" lesen.

In zwei Gedichten heißt die Gefeierte Minna. 27 (235) „Der Traum" gehört zu der Hölty eigenen Gattung der Traumbilder. Der Name Laura war in der Verbindung mit Petrarka, der mit seiner Geliebten ihm erscheint, nicht zu umgehen. Da es aber unzulässig war, neben der ersten Laura eine zweite anzuführen, so lag die bequeme Vertauschung mit dem Namen „Minna" nahe. Daß die Ode als Traum bezeichnet ist, erklärt der Unterschied zwischen dem darin geschilderten Liebesverhältnisse und der Wirklichkeit genügend.

Zweifelhafter erscheint es, ob 70 (237) „An Minnas Geist" auch auf Laura zu beziehen sei. Die Entstehung des Gedichtes verlegt Halm in das Jahr 1772. Da Laura nun am 13. Dezember 1773 noch lebte, so wäre eine Beziehung auf Laura nur dann zulässig, wenn man sich erinnert, daß sie für den Dichter tot war. B. 31 flg. Zu derselben Auffassung sehen wir uns bei 92 (88) „An ein Mädchen, das am Fronleichnamsfeste ein Marienbild trug", genötigt. Der Schluß lautet:

„— — frommes Mädchen, wohne
Wo die fromme Laura wohnt."

wobei der Tod beider antizipiert ist.

In der kleinen Ode 30 (66) „An ein Veilchen" finden wir den Namen Rosaura. Laura paßte nicht in das Versmaß. In dem Liede 65 (272) „An eine Quelle", das dem Inhalte nach nur auf Laura bezogen werden kann, heißt sie Chloe. Nur ein einziges Mal, in der Geburtstagsode 48 (248), wird Laura mit ihrem wirklichen Namen „Henriette" genannt, jedoch wegen der metrischen Unbrauchbarkeit des Namens auch nur in der Überschrift.

Die Umgebung von Mariensee kann nicht wohl romantisch genannt werden, doch ist sie nicht reizlos. Der Ort liegt an der Leine, die, von Gebüsch umsäumt, eine grasreiche Niederung in vielen Schlangenwindungen durchströmt. Südlich und westlich schließt sich der ansehnliche Klosterforst nah an das Dorf; von einem höheren Punkte, der Hohnhorst, sieht man den schilfdurchwachsenen Teich, der, früher von seeartiger Ausdehnung, dem Orte den Namen gegeben haben dürfte. Dazu kommen die ansehnlichen Gebäude des Klosters, des Klostervorwerks und der daran grenzenden Pfarre, welche von großen wohlgepflegten Gärten umgeben sind. Bei Höltys bescheidenem Sinne und seiner stark ausgeprägten Vorliebe für das Landleben darf es nicht befremden, wenn ihm die schlichte Idylle als das reizvollste Naturbild erschien. Seit sich an diese Örtlichkeit die Erinnerung an die erste Liebe schloß, wird sie ihm zum Paradiese. Wie in dem oben abgedruckten Gedichte der Baumgang, so wird in den Gedichten 30 (66) „An ein Veilchen", 65 (212) „An eine Quelle", 77 (145) „Der Anger" der Quell und seine Umgebung verherrlicht, wo der Dichter, selbst ungesehn, Laura erblickt hat. Das dort erblühende Veilchen soll, von Laura gepflückt, ihr sagen, daß die Tropfen in seinem blauen Kelche aus der Seele des treuesten Jünglings flossen, der sein Leben verweint und den Tod wünscht. Die Verherrlichung des Baches, dessen Uferbüsche dem Liebenden gestatten, Laura am anderen Ufer Maiblumen pflücken zu sehen, erinnert an 45 (91) und an V. 4 flg. 15 flg. Auf dem Anger, den Laura oft betrat, nahe der murmelnden Quelle wünscht er einst sein Grab zu finden. Ein Glühwurm soll die Blumen in dem Rasen, wo sein Mädchen schlummerte, beleuchten, damit er sie küsse und mit Thränen fülle. 47 (247). Erinnerung läßt ihn die Geliebte noch einmal über den grünen Anger schreiten sehen, zeigt sie ihm am offenen Fenster, im Blumengarten, seinen Blicken vom Vaterhause aus erreichbar. 31 (245) und 75 (133). Die Laube, deren Einsamkeit Laura oft aufgesucht hat, wird in 94 (147) gefeiert. Von dort aus sah der Dichter Laura im Kahn den nahen Teich befahren. Möchten doch die Winde sie an diese Laube heranflügeln, damit er sich im Schauer der Linde ihr zu Füßen werfen kann, um seine Liebe zu gestehen. 97 (157).

Dennoch hat er seine Liebe nie gestanden, B. 40 flg., aber der Städterin Reiz, ihr blaues Augenpaar hat ihm die Ruhe, die allgefällige Herzerfreuerin geraubt. 26 (58). Könnte er nur eine flügelschnelle Minute in ihrem Himmel atmen, so wäre er seliger als alle Staubgeborenen. 44 (80). In der Mainacht lassen Nachtigallen- und Taubenpaare ihn fühlen, daß er auf Erden einsam bleibt, und seine Thränen rinnen. 49 (81). Der Mond lachte einst dem frohen Knaben Kühlung zu, jetzt wird sein Silberschein bald den Leichenstein des Dichters beleuchten, den Minneharm würgt. 85 (132). Die Nachtigall tönt allen Menschen Ruhe und Frieden zu, dem Dichter aber bricht „trotz allen Fugen, so Vögel schlugen", vor Minneschmerz das Herz. 89 (150). Als längst schon das geliebte Bild in seiner Seele in Schlummer lag, heißt er die Nachtigall fliehen, weil sie es wach tönt. 101 (125). B. 32 flg. Noch leidenschaftlicher spricht Hölty die Sehnsucht nach Ruhe aus in 58 (103) „Die Schale der Vergessenheit". Er bittet seinen Genius um eine Schale aus dem Strom der Vergessenheit, um in den silbernen Schlummerquell das Bild der spröden Gebieterin, den allsiegenden Blick, der ihm im Marke zuckt, das Beben der weißen Brust und die süße Musik, die der Lippe entfloß, zu versenken. B. 9. 19.

Höltys Liebe zu Laura war und blieb eine durchaus einseitige, B. 36 flg.; das bezeugen auch alle bisher angezogenen Dichtungen. Das einzige Gedicht, das allenfalls eine Erwiderung der Gefühle des Dichters von Seiten Lauras ahnen lassen könnte, ist 59 (59) „Der Kuß", und doch ist auch dieser Kuß geraubt, was nach der Sitte jener Tage nichts Unerhörtes ist, so daß man auch dieses Gedicht aus späterer Zeit (1775 oder 1776) deshalb noch nicht aus der Zahl der Lauradichtungen auszuschließen braucht. Auch in einer Variante zu dem oben angeführten Gedichte 58 (103) wird ein (vielleicht im Pfänderspiel) ersiegter Kuß erwähnt, der im Lethe versenkt werden soll. Glücklich ist der Dichter nur im Traum 27 (235). Laura sitzt ihm gegenüber, von Rosen überschattet, sie windet Kränze und singt engelhaft. Da weckt ihn das Zirpen einer Grille. Zürnend über das zerstörte Traumglück, sendet er die Grille zu Laura, um sie aus dem Schlummer zu erwecken. Die Erwachende wird, so hofft er, dann seiner freundlich und mitleidsvoll gedenken. Doch er ruft die Grille zurück. Laura soll nicht weinen und klagen, keine Zähre soll ihr Auge trüben, 33 „An die Grille" B. 23. Dann wieder bittet der Dichter die Grille, ihm Schlummer entgegen zu zirpen, daß seine Seele raste und im Traumgesichte sein süßes Mädchen ihm Freude lächle, 46 (79) „An die Grille". Im Traum sieht er ein geliebtes Bild, das ihm in die Seele drang. Beim Erwachen ist es entflohen, nun fleht er: Komm selber, süßes Bild der Nacht, komm mit

den Engelsmienen V. 6, in der leichten Schäfertracht V. 18flg., mit der schwanenweißen Hand, dem roten Busenband V. 18, dem großen Augenpaar V. 5. 67 (115) „Das Traumbild". Auch das Gedicht 95 (121) „An ein Ideal" ist im Göttinger Musenalmanach unter dem Titel „Traumbild" abgedruckt. Laura erscheint dem Dichter im Morgentraume. — 99 (153) „Das Traumbild" ist das letzte in dieser Reihe. Der Mond, der mit dem Harm des Dichters vertraut ist, malt ihm Lauras Bild an die Wand. V. 4; 99, 28.

Wie tief des jugendlichen Dichters Seele mit der Liebe zu Laura verwachsen war, wird uns mit erschütterndem Ernste in dem Gedichte 38 (64) „An Gott" (bei Voß in der 2. Aufl. „Reue") vorgeführt. Der Dichter beichtet reuevoll, daß er ein sterbliches Weib heißeren Feuers geliebt habe als seinen Mittler. Im Beichtstuhle brannte das Mädchen ihm im Marke, am Altare war Laura seiner Seele Gefühl und Wunsch und ihr geweihte Sehnsuchtsthränen träufelten über den Kelch des Bundes. (Vergl. 29, 10—12.) Auf der anderen Seite aber preist der Dichter auch wieder die läuternde und erhebende Wirkung der Liebe, die nicht nur veredelt, sondern auch beglückt. 53 (93).

Besonders quält den hoffnungslos Liebenden Lauras Abschied aus Mariensee, ihre Rückkehr nach der Stadt, d. h. nach dem nur 4 Meilen von Mariensee entfernten Hannover, V. 26. Er ist eifersüchtig auf die Stadt. Der Mai, die Nachtigall, alles ruft ihm jetzt zu: Liebe lächelt Dir nicht. Rosicht schwebt es herauf. Laura erscheint ihm, die den ersten Rausch überirdischer Wonne durch seine bebende Seele goß. Ach, es ist ein Phantom! Laura liebt das Dörfchen nicht mehr, gaukelt von Ball zu Ball im schallenden Kerzensaal. Sie mißkennt sein Herz, weil sein Gewand prunklos ist und sein Fuß die Talente nicht hat, die Lutetien lehrt. So grollt der unglückliche Dichter, 23 (58) „Sehnsucht nach Liebe". Er sucht die Geliebte, mit Harm erfüllt, bald bei des Dorfes Linden, bald in der Stadt, und nirgends findet er sie, 67 (115) „Das Traumbild". Als der Mai kommt, ruft der Verlassene die Städterinnen aus der Städte goldner Kluft auf die Frühlingsflur hinaus; dort sollen sie die Sommerhüte mit Kirschblüte schmücken und Reigen tanzen, 68 (113). Die Natur erscheint verschönt, wenn die gute Reine, die des Dichters Jünglingsherz bezwang, durch Thal und Au wandelt, aber die Natur ist freudenleer, wenn die minnigliche Frau entflieht. Möchte sie nie entfliehen! 79 (138) „Minnelied". Der Mond soll ihm leuchten, daß er den Platz finde, wo sein Mädchen oft der Stadt vergaß, dann aber soll er sich verhüllen und weinen, wie sein Verlaßner weint, 96 (169) „An den Mond." Sein Genius soll ihm sagen, wo Luna die Geliebte jetzt beslimmert, wo sie die ersten

Maienglocken pflückt, wo der Abendwind mit ihren blonden Locken spielt. 99 (153) „Traumbild".

Obgleich ihn Gegenliebe nie beglückt, bleibt der Verlassene doch Laura treu, treu bis in den Tod. Mit dem Bilde des besten Freundes wird ihr Bild in seiner Brust leben, bis die Rasengruft ihn hüllet; und die hüllet ihn bald, 39 (75) „An Miller".

Die Ahnung eines frühen Todes klingt durch viele Gedichte Höltys. Es ist erklärlich, daß mit der Sehnsucht nach der unerreichbaren Geliebten die Todesgedanken zur Todessehnsucht wurden. Der Dichter erinnert sich, wie des Todes eherner Fußtritt ihm oft durch der Kindheitstage Dämmerung hallte. Den Kronengeber, welcher den Sterblichen die Ketten abreißt, der den Knaben einst verschonte, jetzt ruft ihn der Jüngling herbei. Entfesselt will er Laura entgegenschweben und ihr Engel sein, 28 (62) „Laura". Er will Andacht über sie strömen, wenn sie vom Kelch des Bundes trinkt, der Denkerin will er in die duftende Frühlingsnacht folgen, ihren Schlummer behüten, den frommen Morgentraum von ihrer Stirne wehn und sie in die Frühlingsluft hinausführen. Am Throne des Erlösers wird sie ihm einst dafür danken, 29 „Laura". Wann, so fragt er, wird der Geliebten blaues Auge ihm lachen? Sie ist entflohen; nun wird er bald welken und sterben. 100 „Trauerlied". Umsonst schaut der Mond hell durch die Apfelbäume (V. 17) umsonst in die Laube 94 (147), 97 (157), die Schauplätze seines Glückes. Wenn einst die Geliebte dort sein Grab besucht, soll der Mond ihr leuchten, daß sie eine Rose breche und an ihre Wange drücke, 107 „An den Mond".

So begleitet die Liebe zu Laura Hölty durch alle Stufen seines kurzen Lebens, nur durch sie ist er ein Dichter. Ohne Minnelohn steht er, bis zum Tode getreu, im Minnedienste. Eine so dauernde und tiefgehende Beeinflussung eines Dichters durch die erste unglückliche Liebe steht einzig da in unserer Litteraturgeschichte, und Hölty hat dadurch wohl das Recht erworben, sich und seine Liebe neben Petrarka und Laura zu stellen, von der er den Namen für seine Geliebte entlehnt haben mag, 27 (235). Das Mädchen, das eine solche Liebe einzuflößen im stande war, muß große persönliche Vorzüge besessen haben, und das wird durch Höltys begeisterte Schilderung in dem Briefe an Voß voll bestätigt.

Die Nachforschungen nach Lauras Person, zu welchen mich diese Betrachtung veranlaßte, haben bis jetzt noch nicht zu ganz befriedigenden Erfolgen geführt, die ich trotzdem den Lesern nicht vorenthalten will.

An der Hand des Höltyschen Briefes fortschreitend, suchte ich zuerst festzustellen, wer Lauras im Dezember 1768 in Mariensee verstorbene Schwester gewesen sei. Die Wahl unter den zu der angegebenen Zeit in dem kleinen Dorfe Verstorbenen konnte nicht schwer sein, denn viele

konnten wohl nicht eine so hochgebildete Schwester haben. Auf meine Anfrage erhielt ich denn auch alsbald von Herrn Pastor Rautenberg in Mariensee die Antwort, die Verstorbene könne keine andere sein als die Frau des Amtmanns Meister. Der Eintrag im Kirchenbuche lautet folgendermaßen:

„Den 23. Dezember (1768) ist selig in dem H. entschlafen die wohlgeb. Fr. Lucie Juliane Meistern, geb. Hagemanns, H. Joach. Caspar Meisters, Amtmanns zu Mariensee Fr. Gemahlin, u. begraben den 29te, aet. 36 Jahr, 8 Monat, 10 Tg."

Daraus ergab sich, daß Laura unter dem Namen Hagemann zu suchen sei, daß sie in Hannover wohnte, ergab der Brief, denn die Stadt an und für sich konnte für Mariensee nur Hannover sein. Eine durch Herrn Pastor Höpfner veranlaßte Umfrage bei den Herren Kirchenbuchführern an den verschiedenen Stadtkirchen führte bald zur Auffindung der Frau Meister. Sie ist eine Tochter des damals an der Marktkirche angestellten Pastors Laurentius Hagemann und ist am 14. April 1731 geboren. Über die Person des Vaters habe ich mit Mühe nur folgendes ermitteln können: Laurentius Hagemann wurde 1692 in Wolfenbüttel geboren und am 1. September 1728 von Nordhausen, wo er als Pfarrer amtiert haben muß, was bei dem Mangel aller kirchlichen Nachrichten aus jener Zeit dort nicht nachzuweisen ist, an die Marktkirche zu Hannover berufen. 1742 wurde er Konsistorialrat, Superintendent und zweiter Hofprediger an der Neustädter Kirche, 1748 erster Hofprediger und Generalsuperintendent der Grafschaft Hoya, 1761 Generalsuperintendent des Fürstentums Kalenberg. Er starb am 2. Mai 1762 und wurde in der Marktkirche begraben. Der Mädchenname seiner Frau ist nirgends genannt, ebenso wenig ist bekannt, wo sie nach des Mannes Tode gewohnt hat. Im Kirchenbuche der Marktkirche findet sich außer Juliane nur noch eine einzige Tochter von Laurentius Hagemann. Am 15. März 1729 wurde Margarete Elisabeth Henriette Hagemann geboren. Sie muß Höltys Laura sein. Ich habe mich wegen des großen Altersunterschiedes zwischen ihr und dem 1748 geborenen Dichter lange gesträubt, daran zu glauben und nach einer jüngeren Tochter des Konsistorialrates Hagemann gesucht. Allein weder in den Taufregistern der Marktkirche, noch in den wohlerhaltenen und lückenlosen Registern der Neustädter und der Schloßkirche finden sich weitere Eintragungen aus der Hagemannschen Familie. Auch über die Eheschließung von Lucie Juliane Meister, über die V. 29 erwähnte Verheiratung Lauras und über ihren V. 30. 31 erwarteten baldigen Tod sind keine Urkunden aufgefunden.

In Mariensee selbst hoffte ich weitere Aufschlüsse zu finden und wurde dabei von Herrn Pastor Mercker freundlich unterstützt. Es lag

nahe anzunehmen, daß Laura bei den Kindern ihrer Schwester einmal Gevatter gestanden habe. Das erste Kind der Eheleute Meister, ein am 8. Juni 1761 geborener Knabe, wurde von den beiden Großvätern, Konsistorialrat Hagemann aus Hannover und David Meister aus Ülzen, über die Taufe gehalten. Das zweite Kind, ein am 29. November 1762 geborenes Mädchen, hatte nur eine Gevatterin, die Großmutter Hagemann. Dies Kind ist die von Hölty in dem Briefe an Boie sen. vom 2./4. Mai 1775 erwähnte dreizehnjährige Schwestertochter von Laura. Bei dem dritten Kinde, welches die Nottaufe erhielt und bald darauf starb, sind Gevattern gar nicht angegeben. Bei Karl Ludwig Friedrich, geboren 10. Juni 1765, werden neben der Frau Äbtissin von Breidenbach Superintendent Rathlef aus Nienburg und Amtmann Busmann als Springe genannt und bei dem letzten Kinde, der am 11. Oktober 1767 geborenen Dorothea Konradine Juliane, die Frauen der vorgenannten Herren. Von diesen kann Laura keine gewesen sein, da sie nach dem Briefe beim Tode ihrer Schwester, Dezember 1768, wohl noch unverheiratet war. Von Frau Superintendent Rathlef konnte überdies durch einen Auszug aus dem Kirchenbuche in Nienburg festgestellt werden, daß sie eine geborene Neuburg war.

Auch die Beichtregister, welche Höltys Vater lückenlos geführt zu haben scheint, und aus denen ich über jene Abendmahlsfeier Aufschluß zu bekommen hoffte, welche zu dem Gedichte 38 (64) „An Gott" Anlaß gab, ließen mich im Stich. Angehörige des Klosters sind nur selten in dem Beichtregister verzeichnet; vielleicht kommunizierten sie in der Regel privatim.

Noch blühen in Hannover verschiedene Familien Hagemann und Meister, aber einen Zusammenhang derselben mit Konsistorialrat L. Hagemann oder mit Amtmann Meister in Mariensee habe ich durch die mir bekannten Mitglieder dieser Familien, deren Entgegenkommen ich dankbar anerkenne, nicht ermitteln können. Vielleicht ist der in Frage kommende Zweig der Hagemannschen Familie ausgestorben, da Laurentius Hagemann einen Sohn nicht gehabt zu haben scheint. Möchte die Veröffentlichung dieser Studie dazu beitragen, mir unbekannt gebliebene Thatsachen und Verhältnisse ans Licht zu fördern und Familienüberlieferungen zur Aufklärung über die Person Lauras nutzbar zu machen.

Wie jetzt die Sachen stehen, bleibt nichts anderes übrig als, trotz des Altersunterschiedes, Margarete Elisabeth Henriette Hagemann als Höltys Laura anzuerkennen. Dafür spricht, daß Hölty sich in dem Geburtstagsgedichte des Namens „Henriette" bedient, und daß eine jüngere Schwester der Amtmännin Meister nicht nachzuweisen ist. Als inneren

Grund für die Wahrscheinlichkeit dieser Annahme darf man wohl die hohe persönliche Bedeutung ansehen, welche Laura durch ihre Bildung und durch ihre äußere Erscheinung gehabt haben muß. Wenn der Dichterjüngling als Grund der Hoffnungslosigkeit seiner Liebe dem Freunde gegenüber seine eigene bartlose Jugend hervorhebt, so liegt darin eingeschlossen doch unverkennbar auch das Zugeständnis des erheblich höheren Alters der Geliebten. Einer Gleichaltrigen hätte er wohl ohne Bedenken seine Liebe gestanden. Rechnen wir dazu das einsame Leben und das still verschlossene Wesen Höltys, der bis dahin in Mariensee kaum Gelegenheit hatte, junge Mädchen kennen zu lernen, vor allem aber, daß er ein geborener Dichter war, so dürfen wir manches Bedenken aufgeben.

Mögen glückliche Umstände uns noch nähere Kenntnis von Lauras Person und ihren Lebensschicksalen verschaffen und uns dadurch den großen und nachhaltigen Einfluß, den sie auf Hölty ausübte, noch verständlicher machen!

## Schillers „Spaziergang“ und Goethes Gedicht „Ilmenau“.

Von **J. Gaßner** in Salzburg.

Noch niemand hat meines Wissens hingewiesen auf die Ähnlichkeit, die zwischen Schillers „Spaziergang“ und Goethes Gedicht „Ilmenau“ obwaltet sowohl hinsichtlich der poetischen Situation und Stimmung, aus der beide Gedichte erwachsen sind, als namentlich bezüglich ihrer Anlage.

Beide Dichter sehen wir auf einem Spaziergange begriffen und beide führen uns gleich medias in res. Durch die vor ihnen sich ausbreitende schöne Natur in eine poetisch gehobene Stimmung versetzt, geben beide Dichter sich dieser Stimmung willig hin, betrachten in deren Licht die Schönheiten der sie umgebenden und vor ihnen sich ausdehnenden Landschaft: sie werden dabei des inneren Gegensatzes zwischen ihren gewöhnlichen Lebensverhältnissen und ihrem jetzigen Zustande auf das Lebhafteste inne: „das Bedürfnis nach Simplicität“, das Verlangen nach der poetischen Flucht aus dem engen, dumpfen Alltagsleben ans Herz der ewig jungen, reinen und schönen Gottesnatur erscheint bei beiden bis zu einem sehr hohen Grade getrieben und die Natur tritt uns in beiden Gedichten, wie Schiller es von der Elegie verlangt, entgegen als Gegenstand einer gewissen „sittlichen Trauer und reinmenschlichen Sehnsucht.“

Bei beiden Dichtern finden wir also im Anfange (Spaziergang V. 1—58, Ilmenau V. 1—28) eine echt elegische Stimmung und Situation. Aus dieser sehen wir sie hierauf beide übergehen in den

Zustand der poetischen Ekstasis, der dichterischen Verzückung und damit zugleich zum mittleren und umfangreichsten, in den Rahmen einer Vision gefaßten Teile ihres Gedichtes (Spaziergang V. 59—172, Ilmenau V. 29—155) und zum Schlusse aus den anfänglich heiteren, zuletzt bänglichen Gesichtern wieder zurückkehren in den Zustand des hellen Tagesbewußtseins, wenn wir so sagen dürfen, oder aus der Situation des rein poetischen Schauens (der Vision) in die des dichterischen Anschauens, um das Ganze ausklingen zu lassen in Worten und Tönen der Befriedigung über das Schöne und Beglückende der unmittelbaren Umgebung, beziehungsweise der Gegenwart (Spaziergang V. 173—200, Ilmenau V. 162—191).

Beide Gedichte haben also am Schlusse den bekannten lyrischen Kreislauf glücklich beschrieben; bei der Lesung beider machen wir, wie es bei allen echten Erzeugnissen der Dichtkunst sein muß, die inneren Wandlungen und seelischen Prozesse des Dichters mit durch und fühlen uns am Ende geistig gehobener, reicher und gefestigter denn am Beginne.

So zeigen sich bei aller Verschiedenheit in Zweck, Stoff, Gehalt und Form der beiden Gedichte dennoch unverkennbare Analogien in der Anfangssituation, im technischen Aufbaue, in der lyrischen Klangfarbe und der poetischen Wirkung.

Nicht zu übersehen ist allerdings über diesen Analogien die leichte, anmutige und echt poetische Art, wie Goethe in V. 27 und 28 und in V. 156—161 den Übergang aus der Eingangssituation zur Vision und aus dieser zum Schlußteile symbolisch anzudeuten und künstlerisch zu vermitteln weiß, während bei Schiller die Aufrüttelung aus dem ekstatisch-visionären Zustand in V. 173 ebenso plötzlich und unvermittelt vor sich geht, wie die Entrückung in die Vision zwischen V. 68 und 69. Goethe zeigt sich an beiden Stellen, wo diese Übergänge stattfinden, ungleich gewandter und poetischer als Schiller.

Zu beachten ist ferner, daß Goethe das Zerrinnen des zuletzt „ängstlichen Gesichts", das Wiederleuchten der wahren Sonne und das damit in seiner Seele aufflammende Bewußtsein, das neue schönere Leben, dessen Beginn er in V. 19 und 20 herbeigesehnt, längst schon begonnen zu haben, in V. 161—165 mit einem wahren Aufschrei der Freude und Wonne begrüßt und erst von V. 166 ab wieder in eine ruhigere Stimmung einlenkt, indes Schiller dem Gefühle des frohen Wiedererwachens und Sichwiederfindens am Herzen der ewig getreuen Mutter Natur viel langsamer und sozusagen behutsam vortastend sich überläßt und bis zum Schlusse gleichsam geflissentlich und absichtlich in der klassischen Gleichgewichtsstimmung der Elegie verharrt.

Daß Schillers „Spaziergang“ als Ganzes an poetischem Wert und Gehalt weit über Goethes „Ilmenau“ steht, das doch immer nur ein Gelegenheitsgedicht bleibt, wenn auch der besten und schönsten eines, die je verfaßt wurden, dürfte von niemand bestritten werden.

Schließlich sei noch kurz darauf hingewiesen, daß auch Goethes „Zueignung“ mit der Darstellung einer poetischen Morgenwanderung beginnt, dann in diejenige einer dichterischen Vision übergeht und bei dieser am längsten verweilt, ohne jedoch, wie der „Spaziergang“ und „Ilmenau“, einen der Eingangssituation vollkommen entsprechenden Schlußteil anzufügen und so die volle künstlerische Abrundung dieser Gedichte zu gewinnen.

---

# Die Bedeutung der durch die neuen Lehrpläne geforderten deutschen Klassenarbeiten und ihr Verhältnis zum deutschen Aufsatz.

Von **H. Jacobsen** in Steglitz b. Berlin.

Die deutschen Aufsätze schöpfen im wesentlichen ihre Aufgaben aus dem deutschen Unterricht selbst und dienen zu dessen größerer Vertiefung. Da sich nun der deutsche Unterricht hauptsächlich mit den Werken unserer Klassiker beschäftigt, so ist es nicht zu verwundern, daß die Aufgaben zu den deutschen Aufsätzen wesentlich aus dem Gebiete der deutschen Litteratur genommen werden. Wenn sich auch hier eine große Fülle von Aufgaben bietet, so bleibt doch eine gewisse Einseitigkeit bestehen, und die Gefahr der einseitigen Ausbildung im schriftlichen Ausdruck liegt sehr nahe. Diese Gefahr wird auch dadurch nicht verhütet, daß demjenigen Lehrer des Deutschen, der noch andern Unterricht in der Klasse erteilt, die Möglichkeit geboten ist, auch aus diesen andern Fächern Aufgaben für seine deutschen Aufsätze zu wählen; denn da hierbei der Zufall eine zu große Rolle spielt, so bleibt die Gefahr der Einseitigkeit bestehen.

Und doch bieten die meisten andern Unterrichtsfächer so mannigfache Gelegenheit, auch aus ihnen Aufgaben für den deutschen Aufsatz zu wählen. Was zunächst die Religion betrifft, so giebt es sowohl im Bereich des alten als auch in dem des neuen Testaments eine Fülle von Aufgaben, die sich zum Gegenstand einer Erzählung eignen. Die herrlichen Reden Christi können ihrem Gedankengang nach wiedergegeben werden; zahlreiche Gleichnisse fordern zu fruchtbaren Vergleichungen auf. Hervorragende biblische Persönlichkeiten bieten Stoff zu Charakteristiken. Die Wiedergabe des Gedankenganges einer größeren Schrift, etwa eines

Paulinischen Briefes oder dergleichen, könnte den Inhalt einer von den Schülern der oberen Klassen geforderten Abhandlung bilden. — Die Lektüre der fremden Sprachen fordert zu zusammenfassenden Inhaltsangaben auf; die dramatische Lektüre giebt zu Charakterdarstellungen erwünschte Gelegenheit. Es ist offenbar, daß „durch eine derartige Vertiefung des Schülers in den Stoff dem so häufig zu beobachtenden gedankenlosen Übersetzen aus den fremden Sprachen ein fester Damm entgegengesetzt werden würde“. — In der Geschichte bieten den Schülern der oberen Klassen die großen welthistorischen Persönlichkeiten hinreichenden Stoff für eingehendere Darstellungen, wie sich auch für solche Schüler Übersichten bestimmt abgegrenzter Zeitabschnitte ganz besonders eignen. Für die Schüler der mittleren Klassen gewährt die Geschichte hinlänglich Stoff zu Erzählungen. — Daß für Beschreibungen in der Erdkunde und den Naturwissenschaften die ausreichendste Gelegenheit ist, ist ohne weiteres klar. — So bieten demnach die meisten wissenschaftlichen Unterrichtsfächer für deutsche Ausarbeitungen geeigneten Stoff in ergiebiger Fülle. Zunächst dienen solche Ausarbeitungen der Vertiefung und Befestigung des sachlichen Wissens; für weiteres Fortschreiten wird eine sichere Grundlage geschaffen, und damit fällt der Vorwurf, der von mancher Seite gegen die deutschen Klassenarbeiten gemacht ist, daß ihre Anfertigung den Lehrer bei seinem Unterricht im Fortschreiten störe. Außerdem bieten solche Klassenarbeiten zugleich erwünschte Gelegenheit zu Übungen im schriftlichen Ausdruck und bewahren die Schüler vor der Einseitigkeit, welche die fast ausschließliche Darstellung von litterarischen Aufgaben notwendig zur Folge haben muß. Ich meine darum, man kann den „Lehrplänen“ von 1891 nur Dank wissen, daß sie das Gebiet der deutschen Aufsätze oder Ausarbeitungen erheblich erweitert haben.

Für diese Erweiterung hat die Unterrichtsbehörde aber keineswegs den Dank aller Schulmänner geerntet. Abgesehen von der Zahl derer, die aus Bequemlichkeitsrücksichten sich gegen die vermehrte Thätigkeit — und die haben fast alle Lehrer durch diese neue Einrichtung erhalten — auflehnen, giebt es auch solche, die, auf sachliche Gründe gestützt, jene Vermehrung geradezu für ein Übel halten. Zu diesen Männern gehört der hochverdiente Verfasser der „Erziehungs- und Unterrichtslehre für Gymnasien und Realschulen“, der Geh. Oberregierungsrat Dr. Wilh. Schrader. In der 5. Auflage (Berlin 1889) schreibt derselbe S. 493: „Die Gewandtheit und Fertigkeit des Ausdrucks, welche man durch häufige Aufsätze erreichen will, wird durch die gut geleitete Beschäftigung mit den Schriftstellern und namentlich durch die über den gesamten Unterricht verbreitete Übung im sorgfältigen Sprechen wirksamer und an-

gemessener vorbereitet." „Denn", so heißt es a. a. O. S. 472 flg., „jeder Lehrer soll seine Schüler sorgfältig anhalten, den Unterrichtsstoff nicht nur klar zu durchdenken, sondern auch in sprachrichtigem und angemessenem Ausdruck wiederzugeben, und ohne diese Übung, welche in Wahrheit in keiner Lehrstunde fehlen kann und bei jedem einigermaßen aufmerksamen Lehrer thatsächlich eintritt, würde alle Mühe des deutschen Unterrichts umsonst sein." Daß alle Lehrstunden dazu benutzt werden könnten, die Schüler in der Gewandtheit und Fertigkeit des Ausdrucks zu üben, ist wohl der Wunsch aller rechten Lehrer; aber die Möglichkeit der Verwirklichung dieses Wunsches ist nur eine sehr geringe. Der Lehrer muß bei der mündlichen Wiederholung vor allem darauf achten, ob das Sachliche seinem Schüler zum klaren Bewußtsein gekommen ist; der Lehrer muß sich dann in den meisten Fällen mit den mehr oder weniger vokabelartigen Antworten des Schülers begnügen; er wird zwar alle Sprachwidrigkeiten in diesen Antworten verbessern, aber es fehlt ihm einfach die Zeit, bei den Antworten des Schülers darauf zu dringen, daß diese gerade in dem angemessensten Ausdruck und in fließender, wohlgeordneter Rede erfolgen. Der Lehrer wird immer mehr den Inhalt als die Form der Antworten berücksichtigen müssen. Aus diesen thatsächlichen Verhältnissen ist nun, glaube ich, auch die Anordnung der Schulbehörde in betreff der deutschen Klassenarbeiten hervorgegangen.

Dieselben veranlassen den Schüler, sich eine größere Gedankenreihe vorzustellen; der Schüler wird gezwungen, für seine Gedanken die richtige Ordnung zu suchen, Zusammengehöriges zusammenzustellen, Hauptsächliches von Nebensächlichem zu trennen — gerade hierin machen Anfänger die gröbsten Fehler —; kurz er wird angehalten, seinen Stoff logisch zu zergliedern. In den mittleren Klassen wird der Lehrer freilich nicht unterlassen dürfen, dem Schüler noch die Disposition an die Hand zu geben — wenn Zeit dazu reicht, nachdem sie durch Lehrer und Schüler gemeinsam gefunden —; in den oberen Klassen wird der Schüler die Disposition schon von selbst finden. — Für das, was der Schüler sich klar und deutlich vorgestellt hat, wird er sich nun den angemessensten Ausdruck suchen. Während er bei der mündlichen Antwort, bei der es auf Schnelligkeit ankommt, hauptsächlich auf den Inhalt derselben achtet, hat er bei der schriftlichen Ausarbeitung Zeit, auch die treffendste Form für die Antwort zu suchen; er wird sich bemühen, unklare und unbestimmte Ausdrücke zu beseitigen; lästige Wiederholungen, wie sie bei ungeübten so häufig sind, wird er zu vermeiden suchen. — Wenn der Lehrer bei der Beurteilung der deutschen Klassenarbeiten vor allem auf die gute Ordnung und den klaren, angemessenen Ausdruck der Gedanken Bedacht nimmt, dann ist wohl zuversichtlich zu hoffen, daß „diese deutschen

Klassenarbeiten der Übung im schriftlichen Ausdruck eine besondere Unterstützung sichern" (Lehrpläne S. 71).

Für die deutschen Klassenarbeiten gilt dieselbe Voraussetzung wie für die deutschen Aufsätze: der Gegenstand, über den der Schüler schreiben soll, muß ihm hinreichend bekannt sein. Fehlte diese Voraussetzung, dann würde die deutsche Klassenarbeit den Schüler nur „zu gleisnerischer Phrase, zu hohler Schönrednerei" führen. Mit Recht sagt Laas, deutscher Aufsatz in I. Berlin 1868, S. 32: „Die Feder unserer Schüler soll nur benutzt werden, um Eigenes, Wahres zu behandeln; was sie sagen, muß ihre Angelegenheit sein, sie müssen es selbst völlig klar begriffen haben und billigen mit ganzer Seele." Die einzelnen Fachlehrer, welche die Klassenarbeiten schreiben lassen, müssen sich also vor Anfertigung derselben durch eingehende Wiederholungen überzeugen, ob der zu behandelnde Gegenstand vom Schüler gewissermaßen schon verdaut ist, ob er sein festes geistiges Eigentum geworden ist. Ist dies geschehen, dann wird die Klassenarbeit die Schüler dazu führen, sich über einen Gegenstand „einfach, angemessen und zusammenhängend" auszudrücken. Dies Resultat ist natürlich erst nach einer Reihe von ähnlichen Übungen zu erwarten; jede spätere Arbeit giebt Gelegenheit, die Fehler der früheren zu vermeiden, und so wird allmählich eine Fertigkeit in angemessener schriftlicher Darstellung erzielt. Diese Fertigkeit wird nun wieder günstig auf den mündlichen Ausdruck des Schülers einwirken; auch bei der mündlichen Antwort wird er sich bemühen, dem Inhalt die rechte Form zu geben.

Nach dem Vorstehenden verfolgen die durch die „Lehrpläne" von 1891 vorgeschriebenen deutschen Klassenarbeiten ähnliche Ziele wie die deutschen Aufsätze: sie sollen die Übung im schriftlichen Ausdruck unterstützen; sie sollen den Schüler befähigen, auf eng begrenztem Raume einen Gegenstand in angemessener Sprache und in guter Ordnung darzustellen. Die deutschen Klassenarbeiten sollen aber keineswegs die deutschen Aufsätze aus ihrer bisherigen wichtigen Stellung verdrängen. Die Lehrer, welche die deutschen Klassenarbeiten zu beurteilen haben, werden ja bei der Rückgabe hervorragende Fehler, die gegen den Ausdruck oder gegen die Anordnung gemacht sind, rügen; sie „können sich aber nicht näher auf die Sache einlassen, keine weitläufigen Belehrungen und Übungen daran knüpfen." „Wie man in edler und ungezierter Weise schreiben soll, kann man zunächst nur an wohlgewählten Mustern lernen, die man fleißig studieren muß. Wirkliche Fülle, Varietät, Geschmeidigkeit, wohl gar Geschmack ist nur durch anhaltende Lektüre musterhaft geschriebener deutscher Poesie und Prosa zu gewinnen." Die zu diesem Zweck nötigen Übungen und Belehrungen hat nun gerade der deutsche

Unterricht zu veranstalten, wie er auch Belehrungen über die Auffindung des Stoffes und die zweckmäßige Ordnung derselben geben muß. „Denn erfahrungsmäßig sind doch viele Schüler so ungeschickt, schwerfällig und verworren, daß sie ohne solche Handhabe, deren Gebrauch ihnen angewöhnt ist, wie verlassen wären." cf. Laas, deutsch. Auff., S. 15 flg.

Wie die Lehrer bei der Rückgabe der deutschen Klassenarbeiten sich auf rhetorische Belehrungen nicht einlassen können, ebenso wenig können sie auf die sonstigen rein formalen Fehler der betreffenden Klassenarbeit eingehen; sie haben diese Arbeit für ihr Fach nur als Wiederholungsaufgabe zu betrachten. Darum erscheint es mir nicht angebracht zu sein, von diesen Klassenarbeiten Verbesserungen oder Umarbeitungen machen zu lassen, wie es bei den deutschen Aufsätzen geschieht und geschehen muß.

Sollen für die Schüler die deutschen Klassenarbeiten eine erfolgreiche Übung im schriftlichen Ausdruck sein, dann dürfen sie bei Abfassung derselben durch formale Schwierigkeiten nicht mehr allzusehr behindert werden. In der Rechtschreibung, Deklination, Konjugation, Satzlehre und der damit innig zusammenhängenden Interpunktionslehre müssen sie schon möglichst große Sicherheit erzielt haben, damit nicht die Arbeit durch Fehler gegen rein Formales erheblich entstellt und in ihrem Gesamteindruck ungünstiger beurteilt wird; die Freude der Schüler an derartig entstellten Arbeiten würde doch wesentlich verringert. Darum, meine ich, darf man diese Klassenarbeiten nicht schon in IV beginnen lassen, wo doch die grammatischen Unterweisungen erst beendigt werden. Ferner halte ich es für ratsam, die betreffenden Arbeiten erst ins Unreine machen zu lassen. Bei der Reinschrift haben die Schüler noch einmal Gelegenheit, etwaige Unklarheiten zu beseitigen, fremdartige Satzbildungen zu verbessern, Unebenheiten im Ausdruck auszugleichen. Ist diese doppelte Anfertigung schon durch die gebührende Achtung vor dem Lehrer geboten, dem man doch nicht gut zumuten darf, sich durch die meist unleserlichen Schriftzüge des Unreinen hindurchzuarbeiten, so ist sie noch aus einem andern Grunde sehr wichtig. Giebt der Schüler das Unreine ab, das erfahrungsmäßig schnell, also meist auch schlecht geschrieben ist, so gewöhnt er sich leicht an den Glauben, daß diese Klassenarbeiten weit weniger wichtig seien als der häusliche deutsche Aufsatz, bei dem doch auf die peinlichste Sorgfalt mit Recht so großes Gewicht gelegt wird.

# Zur Disposition des „Spazierganges“ von Schiller.[1])

Von J. Gaßner in Salzburg.

Im Anschlusse an die Vergleichung des „Spazierganges“ mit Goethes Gedichten „Ilmenau“ und „Zueignung“ biete ich hier den Versuch einer Disposition des erstgenannten Gedichtes, die aber alles eher sein will, als eine Wiedergabe des poetischen Gehaltes der Schillerschen „Elegie“ und nichts mehr, als ein bloßer Anlauf zur anatomischen Bloßlegung ihres technischen Aufbaues durch nüchterne logische Zergliederung und demgemäß ein bescheidenes Hilfsmittel zum leichteren Eindringen in ihren Gedankengang sowie zum etwaigen Auswendiglernen des Gedichtes.

**I. Einleitender Teil:** V. 1—58.

Der Dichter verläßt seine enge Behausung und gewöhnliche Umgebung und tritt einen Spaziergang an. Durch die Betrachtung der vor ihm sich entfaltenden Naturschönheiten wird er in eine eigentümlich gehobene, elegische Stimmung versetzt und in dieser betrachtet er, immer weiterwandernd:

1. die schöne Natur an und für sich, lediglich in ihrer wohlthuenden Einwirkung auf ihn selbst (V. 1—36),
2. die Natur als treue Freundin des Menschen und diesen in inniger Vereinigung mit ihr und in glücklicher Abhängigkeit von ihr (V. 37—58).

**II. Ausführender oder Hauptteil:** V. 59—172.

**Thema:** Die Menschheit in ihrem Entwicklungsgange als Trägerin der höheren Kultur. (Schauplatz der kulturellen Entwicklung: Stadt und Staat.)

Übergang von der Einleitung zur Durchführung des Hauptthemas: V. 59—68.

1. In seiner bisherigen ruhigen Betrachtungsweise wird der Dichter zunächst gestört durch den Anblick einer Landschaftsscenerie, deren Charakter von den bis dahin ins Auge gefaßten Naturbildern auffallend abweicht und woraus ihm nicht mehr der Geist liebevoller Vereinigung des Menschen mit der Natur, sondern der Geist der Absonderung und Trennung entgegenweht, hindeutend auf die Herrschaft des Menschen über die Natur (V. 59—66).

---

1) Vergl. mit vorliegender Skizze Lüben und Nacke, Einführung in die deutsche Litteratur. Leipzig, 1879, 8. Aufl. II. T. S. 502 flg. K. L. Leimbach, Ausgewählte deutsche Dichtungen. Kassel, 1885, 3. Aufl. IV. T. I. Abt. S. 230 flg. und die bei Leimbach, a. a. O. S. 242 angegebenen Werke.

2. Im Hintergrunde dieser neuen Scenerie taucht denn auch vor dem Auge des einsamen Wanderers das glänzende Bild einer Stadt auf (V. 67 und 68): dadurch wird die Aufmerksamkeit des Dichters von der näheren und ferneren landschaftlichen Umgebung plötzlich und gänzlich abgelenkt, und während sein Fuß den bereits eingeschlagenen Weg ruhig fortsetzt und die nunmehr zu schildernde Ideal-Stadt thatsächlich weder durchschreitet[1]) noch in ihrer Nähe vorbeizukommen braucht, betritt sein Geist das Gebiet der reinen Intuition und entwirft in der

Durchführung des Themas V. 69—172

in Form einer dichterischen Vision

ein großartiges Gemälde des Kreislaufes der menschlichen Kultur[2]) oder ein Gemälde der Entwicklung des Menschen als Kulturträgers und zwar schildert er:

1. des Menschen kulturelle Thätigkeit nach ihrer positiven, schöpferischen Seite in seiner Eigenschaft
   a) als Städte- und Staatengründer (V. 69—100),
   b) als Pfleger und Förderer
      α) des Gewerbes und des Handels (V. 101—120),
      β) der schönen Künste (V. 121—128),
      γ) der Wissenschaften (V. 129—136);
2. des Kulturmenschen Thätigkeit nach ihrer negativen, destruktiven Seite und zwar
   a) das Durchbrechen der bisherigen sittlichen Schranken infolge der eingetretenen falschen Aufklärung (V. 137—142),
   b) das Versinken in den Zustand vollständiger Entsittlichung und die lange Dauer desselben (V. 143—164),
   c) die gewaltsame Reaktion der gesunden Menschennatur gegen diesen zuletzt unerträglich werdenden Zustand in der Revolution (V. 165—172).

**III. Schlußteil:** V. 173—200.

1. Uebergang von der Vision zur eigentlichen Schlußsituation (V. 173—184): Aus der schauerlichen Vorstellung der Revolution wie aus einem „finstern Traume" plötzlich erwachend, sieht

---

1) Irrtümlich heißt es in dem bei Manz (Jul. Klinkhardt u. Co.) in Wien erschienenen Deutschen Lesebuch für österreichische Gymnasien von K. F. Kummer und K. Stejskal VII. Bd. 2. Aufl. S. 381 (1. Aufl. S. 403) als Erklärung zu V. 173 bis 184: „Aus seinen Betrachtungen, in die verloren der Dichter die Stadt durchschritten hat (!), erwachend, sieht er sich verirrt in eine ganz wilde Gegend."

2) Von der Natur zur Kultur und Hyperkultur und von dieser und der mit ihr verbundenen Korruption zurück zur Natur.

sich Schiller verirrt in eine von Menschenhand noch unberührte, öde und schaurige Wildnis.

2. Schluß im engeren Sinne (V. 185—200): Hier, am Herzen der reinen, noch unentweihten Natur gewinnt der Dichter seine frühere Fassung wieder und es kommt ihm, der durch die in der Vision durchgemachten seelischen Prozesse innerlich ein anderer geworden ist und sich nunmehr nicht bloß als Einzelmensch, sondern als Stellvertreter seiner ganzen Gattung fühlt, das erhebende und trostvolle Bewußtsein: in der kindlichen Rückkehr zur ewig sich gleich bleibenden und gegen den Menschen unveränderlich treuen Mutter Natur besitzt der Mensch und die Menschheit ein nie versagendes und nie erschöpftes Verjüngungsmittel und den richtigen Weg zur friedlichen Ausgleichung der notwendigen Folgeübel des höheren Kulturlebens mit den Forderungen einer gesunden, einfachen Natürlichkeit.

---

# Ein Luzerner Osterspiel.

Von R. Foß in Berlin.

In dem neuesten, dem 48. Bande des „Geschichtsfreundes" oder der „Mitteilungen des Historischen Vereins der fünf Orte Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug", der in Einsiedeln und Waldshut bei Benziger & Co. in diesem Jahre erschienen ist, steht eine Arbeit über ein Luzerner Osterspiel. Da diese Zeitschrift in Deutschland wenig verbreitet ist, so möchte ich mir erlauben, die Aufmerksamkeit auf diese hübsche Gabe des Dr. Renward Brandstetter zu lenken, dem wir manche gelehrte Untersuchung über den Luzerner Dialekt verdanken. Der Titel des Aufsatzes lautet: Die Aufführung eines Luzerner Osterspieles im 16./17. Jahrhundert. Zum Teil nach neu aufgefundenen Quellen.

Der Verfasser hat vier Pläne beigegeben, durch die das Spiel trefflich erläutert wird.

Der Spielplatz zerfällt in drei Abteilungen, von denen die eine für das Spiel bestimmt ist, die zweite für den Aufenthalt der „Agenten" d. h. der Schauspieler, die dritte für die „Spektanten" die Zuschauer. Die Bühne besteht aus zwei Etagen, deren unterste das eigentliche Theatrum ist, in dem sich die meisten Vorgänge abspielen. In ihm befindet sich auch die Hölle; über ihm zwischen den Erkern des Hauses „zur Sunnen" ist eine Bühne errichtet, die ziemlich hoch liegt, so daß man zu ihr auf einer Leiter hinaufsteigen muß. Das ist der Himmel. Durch das Theatrum ist eine Rinne gegraben, welche den Jordan darstellt, die je-

doch erst dann mit Wasser gefüllt wird, wenn der Verlauf des Spieles dies bedingt.

Alle zehn Jahre pflegte man das Osterspiel aufzuführen und unterließ das nur, wenn schwere Zeitläufe, wie Pestjahre ꝛc. eingetreten waren. Gespielt wurde zwei Tage hintereinander und zwar begann man um sechs Uhr morgens.

An der Spitze der Agenten steht der Regent des Spieles, der mit vier Präsidenten für die Aufrechthaltung der Ordnung zu sorgen hat. Ihm zur Seite steht als Ammanuensis „ein tugendlicher Knabe". Vor sechs Uhr des Morgens beten die Agenten in der Kapelle zu Sankt Peter und hören eine Messe, zugleich aber wird dort auch geschminkt, gepudert und sonst zurechtgemacht, was vonnöten ist. Punkt sechs Uhr ziehen sie jeder in seinem Kostüm in geordneter Prozession, Fähndrich und Proklamator voraus, nach dem Spielplatz. Nur Adam, Eva und die Schlange finden sich nicht in dem Zuge, sondern Eva ist schon im Theatrum in einer Grube verborgen, Adam an einer anderen Stelle und die Schlange hat sich im Sinai versteckt. Dieser Berg steht auf dem Spielplatz und ist mit dem Himmel in Verbindung gesetzt. Damit niemand in die mit Gras bedeckten Gruben tritt, in denen Adam und Eva sitzen, sind Wächter davor gestellt.

Wenn nun alle Agenten auf dem Platze sind, singen die Engel „silete", dann ertönen dreimal die Heerhörner und die Trompeten thuend ein Herrlich Uffblasen. Bei diesem Tusch besteigt der Pater Aeternus den Himmel und die Engel folgen ihm nach. Die andern Agenten stehen auf dem Platze; in ihre Mitte tritt der Fähndrich des Proklamators und spricht eine captatio benevolentiae. Nach ihm reitet der Proklamator ein, nimmt seinen Helm ab und betet mit zum Himmel gewendeten Blicken.

Nachdem er geendet, rufen alle ein kräftiges Amen. Darauf setzt der Proklamator seinen Helm wieder auf und verkündet, man wolle das alte und neue Testament spielen und habe dazu Gottes Hilfe nötig. Diese wolle man durch das „Pater noster, Ave Maria und den Glauben" erflehen. Das geschieht von allen Anwesenden auf den Knieen.

Nachdem nun der Regent und die vier Präsidenten ihre Plätze eingenommen haben, beginnt das Spiel.

Die Aufführung ist eingeteilt in vier Quartiere und diese wieder in Akte. Vor jedem der 54 Akte wird ein Prolog gesprochen. Das erste Quartier dauert von 6 Uhr morgens bis 12 Uhr mittags und hat acht Akte. Es umfaßt die biblische Geschichte von der Schöpfung bis zur Geschichte der Judith. Höchst eigentümliche Veranstaltungen sind getroffen, um die Vorgänge anschaulich zu machen. So z. B. bei der

Tötung Abels. Kain zückt die Haue, die vorne eine Höhlung mit ganz dünnen Wänden hat. Diese Höhlung ist mit flüssiger, roter Farbe gefüllt. Abel trägt, um den Schlag nicht zu fühlen, ein Beckethüblin und darüber eine Perrücke. Sobald ihn Kain getroffen hat, wirft er sich zu Boden und die rote Farbe spritzt als Blut weit hin.

So besteht die Cisterne, der „Sod", wie sie im Werke heißt, in die Joseph von seinen Brüdern geworfen wird, aus einem Bottich, der in den Boden eingegraben ist.

Im sechsten Akte ziehen die Juden, Moses und Aaron an der Spitze, mehrmals den Platz hinauf und hinab und singen „das Hungergsang". Währenddes beginnen schon einige zu murren:

„Wee, Wee, wie wird es uns ergan, —
Wie sol ich jetzt min leben anfan."

Moses bittet vor dem Balkon stehend den pater aeternus um Speise. Dieser sendet das Manna. Es war ein Gebäck von der Form und Größe eines Schillings und wird durch einen starken „blast" (Wind), der durch künstliche Röhren von den Dächern her erzeugt wurde, über den Platz gestreut. — Bald aber murrt das Volk wieder gegen Moses und singt den Durstgesang. Dann ziehen sie mit Moses zum Wasserfelsen. Dieser ist ein großes Faß, mit Wasser gefüllt und an verschiedenen Stellen mit leicht zerbrechbaren gläsernen Hähnen versehen. Das Ganze ist mit steinfarbenem Tuche bedeckt. So wie nun Moses auf die Hähne schlägt, stürzt das Wasser heraus und die Juden trinken.

Während der Gesetzgebung auf dem Sinai sind die Rauchmacher in den auf der Bühne befindlichen Berg gegangen, aus dessen Ritzen bald ein dicht qualmender Rauch hervordringt. Zugleich machen die „Tonderer" auf den Estraden der anstoßenden Häuser vermittelst der Donnerfässer den Donner, Schüsse knallen und die Harsthörner ertönen.

Beim Opfer vor dem goldenen Kalbe singen die Juden, „ettwas hupfende", mit Reigen:

Hiber, heber, gabel, gobel,
Wir opferend Cuontz von Tobel
Kykrion und Überwitz,
Cuculus und Spillenspitz,
Nerplenstein und Fliegenbein,
Haselnuss und Löchli drinn,
Das mag wol sin ein schlechter Gwin.

Im siebenten Akt kämpft David mit Goliath und wirft ihm ein mit flüssiger roter Farbe gefülltes Ei an den Kopf, worauf der Riese hinstürzt und David ihm das papierene Haupt abschlägt, welches er über seinem wirklichen Kopfe befestigt hat.

Nach dem achten Akte ist um 12 Uhr mittags das erste Quartier zu Ende, also der vierte Teil der Vorstellung. Das Spiel geht zwar ununterbrochen fort, aber überall wird gegessen und getrunken und man ist bisweilen ziemlich laut.

Mit dem zehnten Akte beginnen die Darstellungen aus dem neuen Testamente. Im zwölften Akte wird die Beschneidung vorgenommen, die höchst eigentümlich und anschaulich vorgeführt wird. Dann reiten die drei Könige von verschiedenen Seiten ein; jeder hat ein „seltzames Thier bey sich, einen Cameel, einen Elephanten, ein Dromedari“, wahrscheinlich nur Nachbildungen. Die Könige ziehen mit ihrem Gefolge ein: zuvorderst ein Trompeter zu Roß, ein Reiter, der die Fahne trägt, das fremde Tier, darauf ein Knabe, der die Opfergabe bringt, ein Lakai zu Fuß, der König zu Roß und hinter ihm zwei Trabanten zu Fuß.

Nach dem Wegzuge der drei Könige erteilt Herodes vier Reitern den Befehl nach Bethlehem zu gehen und die Kindlein zu ermorden. Diese ziehen dahin, sie sind row, verrukt, fräfen. Sie wenden sich zuerst an einen der dort versammelten Hirten:

Hirtt, lupff den grind uf, mich verstand!
Wo ist der Jung Juden küng Im Land?

Die Hirten achten nicht auf sie, schweigen und lassen sich im Essen nicht stören. Da ergreift der Ritter Haman den Hirten Gedeon beim Schopf. Da heben sie dhöüpter allgmach uff, und antworten böchisch, mit groben, purischen Gebärden: Nemend Ir der schönen Fröwlin war! Die Ritter gehen fluchend weiter und begegnen den Kindsmüttern, welche die Kindlein wiegen. — ꝛc.

Der 20. Aktus ist besonders merkwürdig. Er ist betitelt: Magdalenae Historia.

Simon Pharisaeus ladet den Salvator zum Mahle ein. Unterdessen begiebt sich Magdalena in ihren Garten und schickt ihren Diener an den Hof des Herodes, um ihre Buhlen, die vier Ritter, einzuladen. Sie kommen, thuond Ir Reverentz, Nero büttet Ir die Hand. Sy machend ein wyll mit dem seittenspiel, dann so leitt Nero die gygen von Im. Magdalena und Nero spielen an einem Tische, die anderen an einem anderen Schach.

Die Diener rüstent den Credentz uff, Confect und Marzipan in Silbergeschirren, und schenken Wein. Vor dem Garten laufen Teufel hin und her und treiben allerhand Possen. Nun geht Methusalem, der Diener des Simon Pharisaeus, am Garten vorbei, Brot und Fisch tragend. Magdalena fragt, was sie für Gäste bewirteten; er antwortet: den Salvator, der aller menschen sünd hinwegnimpt. Das rührt ihr

Herz und nun kommen die Engel vom Himmel und sprechen ihr als die Stimmen des Gewissens leise in die Ohren, wogegen sich die Teufel erheben, aber von den Engeln in die Hölle getrieben werden. — So wird Magdalena bekehrt und erscheint in „Leidkleider" gethan, ruft ihren beiden Mägden und geht zum Apotheker Aromata zu kaufen. Damit eilt sie zum Salvator und erhält Verzeihung. —

Hiermit endet das zweite Quartier. — Noch zwei Akte des dritten Quartiers werden am ersten Tage gespielt, so daß 23 Akte dem Zuschauer vorgeführt sind. Der letzte giebt die Geschichte mit dem Bethrisen, den der Salvator heilt. Wie dieser sich gesund fühlt, wutscht er uff, erschüttet sich, streckt die glider, beschaut sich, nimpt syn Beth uf sich, gat heim.

Das Spiel hört um 6 Uhr auf. Nun folgen drei Epiloge, dann betet man ein Vaterunser, ein Ave Maria und den Glauben.

Alle Spektanten nicht bloß die katholischen sunder auch die unkatholischen, sind höchlich erbaut von dem trefflichen Spiele. Die Gesandten von Frankreich und von Venedig gratulieren dem Regenten.

Darauf folgt allgemeine Lust; überall wird bis in die Nacht gezecht; die Regierung spendet den fremden Ehrengästen Elsäßer in Fülle. Jedem der fremden Eidgenossen, der mitgespielt hat, schenkt die Regierung ein Paar Hosen in den Farben der Stadt: weiß und blau.

Am zweiten Tage fängt das Spiel wieder um 6 Uhr an.

Im dritten Akte, dem 26., der betitelt ist: das Gespräch mit dem legis peritus" bleibt dieser im Gespräche mit dem Salvator stecken, er fängt an zu stottern und wird bleich vor Angst. Da eilt der Regent herbei, stellt sich hinter ihn und liest ihm die Verse einzeln aus seinem Textbuch so lange vor, bis er sich erholt hatte und weiter spielen konnte.

Der 39. Akt zeigt uns die Peinigung des Salvators wie folgt: Ruffus bringt das stuelin. Agrippa dhuont alls wolle er Salvatorem setzen, zucht imme dz stueli dannen, das er rugklingen über uss faldt. Sy zuckend jnn bim Haar wider uff dz stüelin.

Hercules verbindt im die Ougen,
Cyrus gibt im ein baggen streich.
Agrippa zucht jnn bim Haar,
Nero stosst inn mit dem Fuoss etc.

Das sind die vier Ritter des Pilatus, die den Herrn peinigen. — Als Judas sich erhängt hat, laufen die Teufel voll Freuden herbei; einer nimmt ihm seine Seele, ein schwarzes Eichhörnchen oder einen „läbenden geruppften hanen", aus dem Busen. Einer steigt auf den Baum und kehrt ihn um, er hatte sich nämlich mit dem Gesicht gegen den Baum erhängt. Ein dritter kratzt ihn mit seinen Krallen am Leib

und zerreißt dabei „alls ob das ongferd beschehe“, die Fäden, mit denen unter seinem Mantel Tiereingeweide angenäht waren. Man sieht ihm nun die Eingeweide aus dem Leibe dringen. Endlich wird er auf einen Karren geladen und unter dem Gesange der Synagoge in die Hölle gebracht. Hier wird er, in effigie, verbrannt.

Mit dem 42. Aktus schließt am zweiten Tage um 12 Uhr das dritte Quartier. Es wird zwar keine Pause gemacht, aber überall wird gegessen und getrunken und besonders hoch geht es im Himmel her. Dazu lächelt der Regent, denn er weiß, daß seine gnädigen Herren weder Marzipan noch Hippokras, sondern nur Fleisch, Brot und Käse den Spielenden bezahlen wollen.

Das vierte Quartier beginnt mit dem 43. Aktus: condemnatio Domini. Auf Golgatha werden zuerst die Schächer gekreuzigt. Dann reißt Nero dem Salvator den Rock vom Leibe. Veronica bringt dem Salvatori das guot trankh, Nero stosst sy hindersich, nimpt ir den becher; Proclus bringt das bitter tranckh. Dar zwischen setz Nero an, trinckht das guodt, büdt sinen gsellen auch dar. Proclus büdt jme das schlecht tranckh. Nero schmöckt ans Tranck, büdtes dz bitter tranckh dem Salvatory:

Jesu, sä, trinkh dz für din Collatz,
Ob dir villicht gläg din gschwatz.“

Dann wird er gekreuzigt, doch ist in den Quellen nicht klar dargestellt, wie das geschieht.

Die Verfinsterung von Sonne und Mond wird folgendermaßen bewirkt. Man hat am Himmelsbalkon eine Sonne und einen Mond ausgehängt, in schöner Vergoldung glänzend. Jetzt werden sie umgekehrt, hinten sind sie blutig rot oder schwarz.

Nun kommend uff den platz, einandern zuo begegnen, Dionisius Areopagita und sin Gsell Appolophanes Philosophi. Dionisius hadt in der Hand ein spheram mundj oder Globum Astronomicum, Appollophanes ein buoch; Ein schärbechn midt wasser, und ein Brüllen uff. Auf der Reise begriffen, machen sie einander auf das Wunder am Firmament aufmerksam. — So geht das Spiel weiter, bis der Salvator im 46. Akte aus dem Grabe steigt und mit den Engeln vor die Hölle geht. Da diese verschlossen ist, stößt er mit dem Fuße daran. Die Tüffel machendt ein wild geschrey darinn.

Salvator.

Ir Fürsten der Höll, thuond uff die Thor,
Der König der Eeren ist darvor!

Lucifer.
Wär is er denn, der kung der Eeren!
Wir wüssendt hie von keinem Herren.

Salvator.
Im strydt der gwaltig Gott und Herr,
Der selb ist der Küng der Eer." etc.

Mit dem 55. Akt, mit Pfingsten schließt das Spiel.

Da es wohl gelungen ist, überläßt sich alles der ungebundensten Lustigkeit. Der Regent aber begiebt sich zunächst in die Kapelle zu Sankt Peter, um seinen Dank dem Herrn abzustatten und dann erst in die Zunftstube zu einem fröhlichen Trunk.

---

## Deutsche Treue und Deutsche Ehre.

Von **E. Wasserzieher** in Flensburg.

Auf Reisen und Wanderungen, die mich durch das Vaterland und darüber hinaus bis Kopenhagen, Riga, Edinburg, Paris und San Francisco führten, habe ich mancherlei Erfahrungen über deutsche Treue und deutsche Ehre gesammelt. Ich will einige davon mitteilen mit der Bemerkung, daß ich hier unter Treue die Anhänglichkeit an das angestammte Volk und unter Ehre den Stolz auf die Zusammengehörigkeit mit dem Vaterlande verstehe.

In Grindelwald saß ich mit einem Schweizer Pfarrerspaare an der Wirtstafel und wir sprachen über die deutsche und die französische Sprache in der Schweiz. Ich sagte, ich glaubte zu bemerken, daß diese in größerer Achtung stände und mehr gepflegt werde, als jene, was sich auch darin zeige, daß in der deutschen Schweiz, z. B. in Basel, auf den Geschäftsschildern häufig deutsche und französische Inschriften zu sehen seien, während man in der französischen Schweiz, z. B. in Genf, sich mit französischen begnüge. In der deutschen Schweiz hebe man die Zweisprachigkeit des Landes hervor, in der französischen beachte man die deutsche Sprache wenig, obwohl die deutschredenden Bewohner der Schweiz in der Mehrzahl seien.

Der Pfarrer gab das zu, begründete es aber mit den Worten: Ja, das Französische ist doch nun einmal wichtiger als das Deutsche! —

Auf der Reise von Kalifornien nach dem Osten befanden sich in demselben Eisenbahnwagen mit mir ein paar Chinesen. Es ist bekannt, in welch geringer Achtung diese bei den Amerikanern stehen. Nun mochten die Zopfträger irgend ein Versehen, ich weiß nicht welches, gemacht haben, kurz, der Schaffner rief ihnen unwillig und verächtlich zu:

You are worse than the Dutch! (Ihr seid noch schlimmer als die — Deutschen.)

Was bei dem Grindelwalder Pfarrer und dem Yankeeschaffner so in die Wagschale fällt, ist, daß Millionen ihre Ansichten teilen.

In dem Fremdenbuch einer geschlossenen Gesellschaft, eines Gesangvereins der thüringischen Stadt E . . . . g sah ich die Inschrift: Mr. N. N., darauf Angabe eines Handwerks in englischer Sprache und eines amerikanischen Städtchens in Illinois oder Minnesota. Der Mann war vor 10 Jahren aus E. nach den Vereinigten Staaten ausgewandert und glaubte seiner „Ehre" das schuldig zu sein, sich seinen erstaunten Landsleuten amerikanisiert vorzustellen. Dabei ist zu beachten, daß in Minnesota und mehr noch in Illinois sehr viele Deutsche wohnen. In Nauvoo in Illinois z. B., wo ich mich ein halbes Jahr aufgehalten habe, sind vielleicht 90 Prozent der Einwohner (im ganzen sinds nur 1500) deutsch. Die einzige Zeitung des Ortes, von Hibbert und Baumert geleitet, erscheint in englischer Sprache, weil die 10 Prozent Engländer und Irländer sie sonst nicht lesen könnten.

Im altehrwürdigen Heidelberger Schloß habe ich erlebt, daß der Führer der paar Engländer zu Liebe die Erläuterungen in englischer Sprache gab; von den Deutschen, die mit dabei waren, nahm er wohl an, daß sie des Englischen kundig seien. Sein Englisch nun freilich war wohl den Engländern eben so schwer verständlich als uns Deutschen. Man denke sich eine deutsche Erklärung im Shakespearehause zu Stratford!

In Frankfurt a. M., der alten Kaiserstadt, hört man kaum einen Vornamen so häufig wie Jean; und in Flensburg, der deutschen Nordmark des Reiches, heißen nicht wenig Mädchen Mary.

Ich wäre begierig, die französische, englische oder dänische Stadt kennen zu lernen, wo irgend ein fremdländischer Vorname im Schwange wäre. Das Traurige bei uns ist, daß nur wenige sich des „Affenmäßigen" bewußt werden! Im Gegensatz dazu steht die alte französische Kolonie in Frankfurt, wo vielfach heute noch französische Vornamen üblich sind, wie Charles u. a.

Niemand kann sich mehr als ich für die eigenartige Entwickelung der deutschen Volksstämme erwärmen. Wir wollen keine Schablone; der Schwabe und der Sachse und der Bayer sollen nicht verpreußt werden; die Individualität soll, wenn sie überall in der Welt verschwindet, wenigstens in Deutschland bewahrt bleiben.

Aber geht es nicht zu weit, wenn im Jahre 1871 die Deutschen in San Franzisco hessische, bayerische und sächsische Siegesfeste veranstalteten? Was mögen die Amerikaner dabei gedacht haben?

# Eine zusammenfassende Behandlung des Schillerschen Gedichtes „Die Götter Griechenlands“.

Von **Max Schneidewin** in Hameln.

Die sehr begreifliche Frage, ob man das Gedicht „Die Götter Griechenlands“ überhaupt in der Schule (Obersekunda oder Prima) behandeln soll, wird sich, denke ich, nach der folgenden Darstellung in bejahendem Sinne dahin beantworten, daß die kritische Beherrschung des Gedankengehaltes des Gedichtes besser ist, als das aus privatem Lesen der Schillerschen Gedichte (wie auch aus der Litteraturgeschichte) sich ergebende Wissen von der bloßen Thatsache, daß der Lieblingsdichter des deutschen Volkes in einem als poetisches Erzeugnis herrlichen Gedichte mit Begeisterung den altgriechischen Götterglauben gepriesen und mit tiefem Schmerze seine Verdrängung durch das Christentum beklagt hat.

Ich denke mir die folgende zusammenfassende Behandlung zugleich als die mündliche Vorbereitung eines häuslichen Aufsatzes „Versuch einer Beurteilung des Gedankengehaltes des Schillerschen Gedichtes „Die Götter Griechenlands“.

Wovon ist in der Einleitung naturgemäß auszugehen?

Von der Thatsache, daß das Gedicht ein besonders berühmtes, aber auch berüchtigtes ist.[1])

Wie läßt sich der Hauptinhalt des Gedichtes zusammenfassen?

Schiller feiert den griechischen Polytheismus und besonders seinen Einfluß auf das altgriechische Leben. Er beklagt schmerzlich, daß dieser Polytheismus durch das Christentum verdrängt ist.

Welches große Gegengefühl bringen wir deshalb sogleich dem Gedankengehalte des Gedichtes entgegen?

Daß unserem festen Bewußtsein nach der christliche Monotheismus ja eine viel höhere Stufe des religiösen Glaubens ist als der helleniſche Polytheismus.

Muß deshalb nicht Schillers Gedicht als eine Verirrung erscheinen?

Ja, wenn man dem Dichter nicht in sehr weitem Maße das Recht einräumt, auch vorübergehenden Stimmungen Raum zu geben.

Ganz recht: dichterische Stimmungen muß man als solche begreifen, und nicht als den programmatischen Ausdruck einer Gesinnung ansehen.

1) Litterarhistorische Bemerkungen darüber hat die Erklärung beigebracht. — Die folgenden Fragen und Antworten sollen der Klarheit der Darstellung dienen, und man braucht sie sich nicht immer gerade so auf Lehrer und Schüler verteilt denken.

Übrigens mag aus zeitgeschichtlichen[1]) Gründen Schillers wirkliche Gesinnung vorübergehend sich gar nicht so weit von diesem Stimmungsausdruck entfernt haben. Wir für uns machen uns das Schillersche Gedicht als ein Stimmungsbild erträglich. — Wodurch steht aber auf alle Fälle das Gedicht sehr hoch?

Durch den Reichtum an poetischen Schönheiten seiner Sprache und Gedankeneinkleidung, auf welche die Einzelerklärung sehr vielfach hingewiesen hat.

Können wir jenes erwähnte große Gegengefühl gegen den Gedankengehalt des Gedichtes aber nicht in ganz bestimmte kritische Gedanken ausprägen?

Wir haben das im einzelnen schon bei der Erklärung gethan.

Wenn wir diese Gedanken nun einmal geordnet zusammenfassen, werden wir einmal von welchem Charakter des Gedichtes absehen?

Eben von dem Charakter, daß es bloße Stimmungen abschildert.

Ganz recht: wir werden gegen angenommene ernste Gesinnungen und Urteile einmal ernste Gegengesinnungen und -Urteile ins Feld führen. Wir sind uns dabei bewußt, daß wir die Beurteilung des Gedichtes als solche überschreiten; aber wir finden es sehr der Mühe wert, die bloßen Gedanken, die uns in demselben entgegentreten, einmal durch wahrere und mächtige Gegengedanken zu überwinden.

I. A. Weshalb feiert Schiller den griechischen Polytheismus zuerst?

Weil er die Natur mit Lebensfülle durchströmt, die Naturwesen verlebendigt habe. (Str. 2—4.)

(Preist Schiller etwa die sog. hylozoistische Naturauffassung an dem hellenischen Polytheismus?

Nein, der den meisten ionischen Naturphilosophen angehörige Hylozoismus denkt sich alle Materie nur nicht von einem Analogon der niedrigsten Lebenserscheinungen ausgeschlossen, bei Schiller aber sind die Naturwesen im griechischen Polytheismus mit göttlichen Wesen von menschenähnlicher Beschaffenheit verschmolzen.)

Preist Schiller aus dem angegebenen Grunde **mit Recht** den griechischen Polytheismus?

Man kann gegen diese Auffassung Schillers einwenden:

1. Die Naturwesen waren was sie auch jetzt sind, die Umgestaltung lag nur in der menschlichen Anschauung.

---

1) Hier kann auf den Ansturm der Aufklärungsperiode gegen den positiven Glauben hingewiesen werden, mit seinem Ausläufer, der Erhebung der Vernunft zur Göttin in der französischen Revolution.

2. Es ist doch fraglich, ob die Alten auch nur in dieser Anschauung konsequent gelebt haben, denn der Charakter der Wirklichkeit drängt sich doch der natürlichen Anschauung allzu sehr auf. Wahrscheinlich ist jene Anschauung (z. B. der Sonne als eines wagenlenkenden Sonnengottes, des Baumes als einer Dryade u. dgl.) wenigstens in der geschichtlichen Zeit nur ein Eigentum der dichterischen Einbildungskraft und Sprache. Dann aber lebt für diese ja noch heute die Freiheit fort, die alten Sagengebilde in den Figuren der Metapher und Personifikation zu verwerten.
3. Jene Anschauung ernstlich durchgedacht, führt ja zu drückenden und peinlichen Vorstellungen: was wäre das z. B. für eine Daseinsweise, mit menschenähnlicher Empfindung als Dryade ohne Bewegung in einem Baum eingekerkert zu sein, oder als Najade weiter nichts zu thun zu haben, als immerfort aus der Urne „der Ströme Silberschaum“ nachzugießen?

I. B. Behandelt Schiller **mit Recht** im Gegensatz zu der altgriechischen die neuere Naturanschauung als eine tote, genauer als die eines toten Wesens?

Schiller konnte wohl mit Recht die Naturauffassung der ihm zeitgenössischen französischen sog. Encyclopädisten als einen Materialismus verabscheuen, welcher nichts als mechanische Bewegungsart kennt. Aber im Christentum, der Schiller stets als Gegensatz zu der polytheistischen griechischen vorschwebenden Weltepoche, ist das ganz anders: denn

1. „trägt“ dort „Gott alle Dinge mit seinem kräftigen Wort“, „in ihm leben, weben und sind wir“, d. h. auch die Welt erhält Lebendigkeit durch den lebendigen Gott, in dessen Schöpfer- und Erhalterwillen sie wurzelt, „die Himmel erzählen die Ehre Gottes und die Feste verkündigt seiner Hände Werk“ — darin erscheint doch wahrlich nicht die Natur als tot.
2. Nichts hindert, die Anziehung (Str. 14. 15), zum mindesten dichterisch aufzufassen als eine geistigere Kraft der Sympathie von Wesen zu Wesen, wie es Schiller selbst in seinem Gedicht „Freundschaft“ gethan hatte, oder noch hinter ihr einen Drang zur Freude als den untersten Trieb auch der Körperwelt zu denken, wie er selbst in seinem „Lied an die Freude“ (bes. Str. 4) gethan hatte, beides als Sohn seiner Zeit, ohne Beeinflussung durch die Anschauungsweise des griechischen Polytheismus.

II. A. Feiert Schiller **mit Recht** die **Heiterkeit** der griechischen Welt? (Str. 6—8.[1])

---

1) Str. 5 kann die Zusammenfassung einfach übergehen, sie enthält keinen ernstlichen Gedanken.

Es ist dem Dichter bereitwilligst zuzugeben, daß der griechische Tempel (Str. 7) den überwältigenden Eindruck einer heiteren Lebensauffassung macht, daß die griechischen Festspiele (Str. 7) durch adelnde Anmut des dabei zur Erscheinung kommenden Volkslebens das Treiben unserer Volksfeste und unseres durch hohes Wetten trüb angehauchten höheren Sportwesens weit hinter sich ließen; dagegen war der Bacchuskult (Str. 8) durch wilde und sinnliche Leidenschaftlichkeit schon früh entartet. Aber

1. bezeugt mit der gesamten alten Litteratur sozusagen a priori die Vernunft selbst, daß auch das griechische Altertum dem allgemeinen physischen und sittlichen Elend, welches mit allem Menschenleben verbunden ist, keineswegs entrückt war;
2. fehlt es bei den Griechen nicht an ausdrücklichen Stimmen der Dichter und Weisen, welche das Menschenlos wegen seiner Beschränktheit und seiner Übel beklagt haben. Auch auf den vollendetsten Götterbildern der griechischen Kunst liegt — den Augen der Scharfblickenden nicht verborgen — oft ein gewisser Schleier der Schwermut, von einem christlichen Schriftsteller einmal genannt: der Stempel der unerlösten Kreatur.

(Welche Bemerkung insbesondere müssen wir zu den in diesem Passus (Str. 6) vorkommenden Verse:

„Damals war nichts heilig als das Schöne"

machen?

Wir werden dem Schönen freilich alle ihm besonders eigene Herrlichkeit überlassen, aber „Heiligkeit" ist doch ein Prädikat, welches wir sittlicher und religiöser Gesinnung und That vorbehalten müssen.)

II. B. Findet Schiller **mit Recht** in dem christlichen Weltalter die Herrschaft „finstern Ernstes und traurigen Entsagens" (Str. 6) über die Gemüter der Menschen?

Es ist dem Dichter zuzugeben, daß gewisse Entartungen der Askese und des Pietismus dieses Urteil rechtfertigen zu können scheinen, aber in Summa sind das Ausnahmen gegen die echten Ausgestaltungen des eigentlichen christlichen Geistes. Denn dieser verlangt zwar

1. ernste, jedoch nicht „finstere" Buße,

beruhigt sich aber nicht bei ihr, sondern erblickt

2. in dieser nicht das letzte Ziel des religiösen Lebens, sondern nur einen Durchgangspunkt zum fröhlichen Bewußtsein der Versöhnung mit Gott, zu der „Freude in dem Herrn", zur „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes".

III. A. Feiert Schiller **mit Recht** die Unsterblichkeitsvorstellungen der alten Griechen? (Str. 10, 11.)

Nein: Denn

1. streng durchgedacht ist die endlose Fortsetzung der irdischen Beschäftigung (Str. 10) eine schlechte, unerträgliche Unsterblichkeit;
2. vergißt Schiller das Zeugnis des Achilleus in der Nekyia der Odyssee über den Unwert der Schattenexistenz im Hades;
3. ist der Glaube an ein Wiedersehen nach dem Tode (Str. 10) nicht der griechischen Welt eigentümlich. Vielmehr

III. B. hat Schiller hier die zur Durchführung der Gedanken in diesem Gedichte sonst meist durchgeführte Antithese ganz unterlassen. Sie würde auch für seine Grundansicht vor dem Vorzuge des altgriechischen Glaubens ungünstig ausfallen. Denn:

1. enthält der christliche Glaube als den Kern des ewigen Lebens die „selige Anschauung Gottes“, also etwas unübertrefflich Hohes, dem die griechische Unsterblichkeitshoffnung nichts Ähnliches an die Seite zu setzen hat,
2. enthält der christliche Glaube doch auch die Hoffnung auf das Wiedersehen derjenigen, die sich in diesem Leben nahe gestanden haben.

IV. A. Beklagt Schiller **mit Recht**, daß die Vielheit der Götter alle Ehre an den Einen abgegeben habe? (Str. 13.)

Keineswegs: Denn

1. ist sein „Einen zu bereichern unter allen“, mag man es nun als Zweck- oder als Erfolgsatz fassen, natürlich ein nur dem Stimmungsaugenblick angehörender nicht ernster Gedanke, zumal sofern aus ihm herausklingt, als ob (wie durch Ausbeutung oder Vergewaltigung) viele Wesen von einem mächtigeren in ihrem Rechte verkürzt seien;
2. fühlen wir ja unsere stetige Voraussetzung, daß der Fortgang von der Vielheit einer Götterwelt zu einem einheitlichen letzten Weltgrunde ein größter Fortschritt ist und daß dieser (von Offenbarung hier ganz abgesehen) nicht nach dem vorigen seltsamen Schillerschen Motive, sondern aus einem vernünftigen religiösen Grundtriebe unserer Natur erfolgt, durch die paradoxe Anwandlung unseres großen Dichters nicht im mindesten erschüttert.

IV. B. Beklagt Schiller **mit Recht**, daß in der neuen Naturanschauung die Welt einer ewig sich wiederholenden Tretmühle gleiche? (Str. 15.)

Das Leben innerhalb der einzelnen Geschlechter und Arten der Naturwesen stellt zwar einen (während des Bestandes der Gattung) gleichmäßigen Kreislauf dar, in der Gegenwart so gut wie im Altertum, aber:

1. ist vom Protoplasma bis zu den höchsten Tierarten hinauf eine großartig aufsteigende Linie der Lebensentwickelung vor uns aufgethan;
2. liegt im Menschenleben auch nicht eine ewige Wiederholung des Gleichen vor, sondern ein gutes Stück reichster Entwickelung von Niederem zu Höherem schon jetzt geschichtlich vollendet vor unseren Augen.

Schluß. Der Gedankengehalt des Schillerschen Gedichtes kann also nicht im mindesten als eine ernstliche Bedrohung anderer entsprechender Gedanken, die wir in uns tragen, erscheinen. Abgesehen von allen Gegengedanken im einzelnen müssen wir zum Schluß noch gegen die Anschauungsweise des Gedichtes geltend machen:

1. daß in dem Gedichte die seltsame Fiktion zu grunde liegt, als ob der griechische Polytheismus einst dasselbe Feld (das neue Europa, insbesondere Deutschland) besetzt gehalten hätte, welches später vom Christentum eingenommen ist. Für Deutschland hätte der Dichter doch das Leben im germanischen Heidentum mit dem Leben nach dem Christentum vergleichen müssen.
2. daß eine Klage (außerhalb dichterischer Stimmung) um den Untergang dessen schwerlich berechtigt ist, welches unserer klaren Einsicht zufolge schon der unaufhaltsam vorschreitenden Verstandeskultur gegenüber sich als ernstlicher Glaube unmöglich halten konnte.

Nachträgliche Bemerkung für den Lehrer. In unserer gärenden und zersetzten Zeit, in welcher allwöchentlich neue litterarische Angriffe auf das Christentum oder immer verschiedene Versuche, echtes Christentum von falschem zu unterscheiden, erfolgen, ist keineswegs bei jedem Lehrer vorauszusetzen, daß er selber durchaus auf christlichem Boden steht. Da aber Schiller sozusagen die Proportionsgleichung aufstellt:

Griech. Polytheismus : Christentum = Licht : Finsternis und den Inhalt des ersten Gliedes mit dem Prädikat der (einstigen) Existenz multipliziert denkt, so dürfen und müssen wir, allen etwaigen Zweifeln an dem Ob des Soseias zum trotz, auch das zweite Glied mit demselben Prädikat multipliziert denken, d. h. wir müssen in diesem Falle rein idealen Inhalt mit idealem Inhalt vergleichen.

# Sprechzimmer.

## 1.

## Denkt das Volk über seine Sprache nach?

Auf diese Frage geben zahlreiche Rätsel Aufschluß. Einfache Feststellung sprachlicher Thatsachen geben folgende Reime aus bayr. Mittelfranken (Burgbernheim bei Windsheim):

Von klaana Becken
Hems an Ochsen und a Kuah
Mer konn nit sogn zwee
Und konn nit sogn zwua

und

A Hündla und a Kätzla streiten um a Bah
Da raffen ka zwee und zwua, mer konn ner sogn zwaa.

Die drei Formen des Zahlwortes zwei haben in jüngster Zeit infolge eines Zeitungsartikels, der aus einem elsässischen Blatt in bayrische überging, viele Köpfe bei uns lebhaft beschäftigt. Die zahlreichen Zuschriften an die betreffenden Blätter bewiesen, wie es nur eines äußeren Anstoßes bedarf, um die Aufmerksamkeit auf sprachliche Dinge zu lenken, wie andererseits ganz nahe liegende Erscheinungen den Städtern vollkommen fremd sind. Auch obige Verse sind aus Anlaß der Zeitungsartikel ans Tageslicht gekommen und mir von H. U. Emmert in B. mitgeteilt worden.

Würzburg. **O. Brenner.**

## 2.

## Dereinst.

Das Wort kommt, wie die Wörterbücher ausweisen, erst seit dem 18. Jahrhundert vor und wird als unorganische Bildung erklärt, etwa auch als Verkürzung von dermaleinst. Ich halte dies nicht für wahrscheinlich und empfehle folgendes zur Erwägung. Ganz im Sinn von dereinst wird in schwäbisch-alemannischen Schriften eine ganz ähnliche Form gebraucht. Lexer Mhd. Wb. führt aus schwäbischen Urkunden der Mon. Zoller. (I) deheinest an. Im Schwz. Idiot. III 319 flg. finde ich entsprechende Formen aus dem 15., 16. und 18. Jahrhundert. Mir ist dehainest aus der Spiezer Gregoriushs. (15. Jhd. P.-B. Beitr. III 116) und aus einer Lindauer Chronik (um 1570) bekannt. Bedenkt man, daß in Schweizer Mundarten r und ch zusammenfallen, so wird man es nicht für unmöglich halten, daß das gesprochene χ als r geschrieben wurde, zumal wenn man an dermaleinst dachte. Wie hat das alem. Wort seinen Weg in die Schriftsprache gefunden?

Würzburg. **O. Brenner.**

3.

Zu O. Glödes Bemerkungen über „Stein und Bein klagen“ VI, 577.

O. Glöde geht von der Redensart „Stein und Bein schwören“, die Schmitz behandelt hatte, zu der andern über „Stein und Bein klagen“ aus der jene „übertragen“ sei. Er will sie erklären aus einer mecklenburgischen Sage in der Sammlung von Bartsch, wo ein Mädchen das, was sie durch einen Eid gebunden an Menschen nicht verraten darf, einem Steine mitteilt, doch so, daß die Menschen es hören. Mir erscheint diese Deutung sehr bedenklich. Ich sehe davon ab, daß nach meinem Sprachgefühl Stein und Bein Akkusativ ist; das Sprachgefühl kann irren. Wer wird es ferner glauben, daß das Bein „einfach für formelhaft“ zu halten sei, daß es „des Reimes wegen zur Verstärkung zu Stein hinzugefügt“ sei! In den vergleichungsweise herangezogenen Ausdrücken, wie „Saus und Braus“, „Tod und Teufel“ u. s. f. ist doch der zweite Teil sehr bedeutungsvoll.

Hauptsächlich aber möchte ich hier ein starkes Bedenken erheben gegen die Herleitung der Deutung aus der Sage bei Bartsch. Diese Sage findet sich bei Bartsch mehrmals in wechselnder Form. Aber dabei ist keineswegs stehend, daß das Mädchen, um den Schwur zu umgehen, sein Geheimnis einem Steine klagt. Für den Stein erscheint in Nr. 344 ein Ofen, in Nr. 615 der Schlagbaum am Thor. Wenn aber dieser Zug der Sage so schwankend ist, wenn der Stein nur neben anderen Dingen vorkommt, so ist es wohl klar, daß man hierauf die Erklärung der weitverbreiteten Redensart nicht bauen kann.

Neustrelitz. **Th. Becker.**

4.

Sprechen kann er nicht, er denkt aber um so mehr.

Anfang dieses Jahres stand im Rostocker Anzeiger eine Geschichte von einem Bauern, welcher, als er auf dem Markte einen Papagei für eine hohe Summe verkaufen sah, schleunigst nach Hause eilte, um seine Gänse, die doch viel größer als der Papagei waren, bei dem seiner Ansicht nach sehr günstigen Preisstande für Geflügel zu noch höheren Preisen zu verkaufen. Als er nun wegen seiner Geldforderung ausgelacht wurde, und man ihm vorhielt, der Papagei stehe so viel höher im Preise, weil er sprechen könne, antwortete er: „Sprechen kann meine Gans zwar nicht, sie denkt aber um so mehr.“

Eine ganz ähnliche Geschichte erinnere ich mich deutlich schon vor Jahren gelesen zu haben. Trotz allen Nachsuchens ist es mir jedoch nicht gelungen, sie wieder aufzufinden. Vielleicht ist sie einem der Fachgenossen

bekannt, der dann wohl die Freundlichkeit haben wird, sie mitzuteilen. Mir kam diese Erzählung wieder ins Gedächtnis bei der Lektüre einer ganz ähnlichen, die dieser wohl als Vorbild gedient hat. Durch gleichen Zufall ist es mir auch gelungen, die Quelle zu Reuters „Hier geiht e hen, dor geiht e hen“ aufzufinden cf. Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung IV p. 72.

Im ersten Bande von Le Page Disgracié ov l'on void de vifs caractères d'hommes de tous temperamens et de toutes professions par Mr. de Tristan. Paris MDCXLIII (der Verfasser Tristan l'Hermite erzählt darin seine Jugendgeschichte cf. H. Körting, Gesch. d. frz. Romans im XVII. Jhdt., Bd. II (1887) p. 154 flg.) liest man die Geschichte D'vne Linote qui auoit cousté dix pistolles au Maistre du Page disgracié, et qui ne sceut iamais siffler.

Dem Pagen waren von seinem Herrn 10 Pistolen gegeben worden, um dafür einen Hänfling zu kaufen, der ihm durch seinen schönen Gesang zu angenehmem Schlafe verhelfen sollte. Der Page verspielt aber fast das ganze Geld und kauft für die ihm verbliebene Summe von 30 Sous einen rohen Hänfling mit Käfig. Seinem Herrn spiegelt er natürlich vor, das sei der gewünschte, durch seinen schönen Gesang berühmte Vogel. Als nun der ungelehrte Hänfling durchaus nicht singen will, macht der Herr dem Pagen Vorwürfe: „Que veut dire cela, petit Page, vostre linote ne dit mot?“ Der schlaue Page antwortet darauf: „Monsieur je vous reponds que si elle ne dit mot, elle n'en pense pas moins.“ Freilich konnte ihn diese Ausrede auf die Dauer vor der verdienten Strafe nicht schützen.

Da nun der Roman des Tristan seinerzeit in Frankreich sehr beliebt war (cf. H. Körting a. a. O. p. 151 Anm. 2), so wäre es wohl möglich, daß er auch in Deutschland bekannt und so die Quelle für derartige Erzählungen geworden wäre. Eine deutsche Übersetzung davon kenne ich freilich nicht, auch habe ich den Ursprung der Geschichte noch weiter rückwärts nicht verfolgt.

Rostock i. M. **F. Lindner.**

5.

## Chimke und Drache.

Zu meinem Aufsatz über das Petermännchen, Chimmeken, Wolterken und Hödeke als gute Hausgeister in Heft 3 S. 194—199 dieser Ztschr. sind mir viele ergänzende Zuschriften zugegangen. Wenn ich S. 199 gesagt habe: „Der hat einen Chimken oder Drachen“, so soll das nicht heißen, daß der Chimke und der Drache dasselbe seien. Chimke ist immer ein freundlicher Geist, der Drache meistens ein böser, der in

einer Wolke über das Haus wegzieht und Läuse und anderes Ungeziefer ausschüttet. Das niederdeutsche Wort „de Drak“ ist allgemein bekannt, man denkt aber nicht an den mythischen Lintwurm. „De Drak treckt“ = Der Drache zieht (in der Luft) ist eine oft in niederdeutschen Gegenden gebrauchte Redensart. In einigen Fällen bringt der Drache aber auch Glück ins Haus, er schüttet Geld und dergl. aus.

Wismar i. M. **O. Glöde.**

6.

### Zu der niederdeutschen Homerübersetzung von August Dühr in Charlottenburg.

Daß das Niederdeutsche nicht bloß eine für Komik und Humor geeignete Sprache ist, das wissen alle, die sie mit Bewußtsein sprechen oder die Erzeugnisse ihrer Litteratur kennen. Man kann in unserer Muttersprache des Menschen größtes Leid, seinen tiefsten Schmerz gerade so schön ausdrücken, wie es im Griechischen und Hochdeutschen möglich ist. Ob aber die plattdeutsche Sprache sich für eine kongeniale Homerübersetzung eignet, das ist doch gewiß eine andere Frage. Homer ist in alle Sprachen übersetzt, mit größerem oder geringerem Geschick, weshalb sollte nicht auch in der gemütvollen plattdeutschen Sprache eine lesbare zu liefern sein. Das Original ist nun einmal nicht zu ersetzen. Daß der Hexameter verworfen ist, halte ich für richtig, daß die vielen hypermetrischen Verse durch das Wesen des Naturtaktes verteidigt werden können, glaube ich nicht ganz, in einem solch innigen Verhältnis steht denn unsere schöne Sprache doch nicht zu dem sanften Gewoge der ewigen See. Die Idee einer niederdeutschen Homerübersetzung verwerfe ich nicht, die Ausführung halte ich auch für möglich; nur glaube ich nicht, daß schon diese Übersetzung die völlige Lösung des Problems ist, vielleicht kann sie dazu dienen, das Problem seiner Lösung näher zu bringen. Verse wie: Und dat Dings dor schmet hei warbelnd mit A v e k rin mang de Griechen und ähnliche sind entschieden unschön, viele von den gewählten Ausdrücken sind nicht echt niederdeutsch, sondern messingsch, andere rein hochdeutsch.

Ich habe für eins der nächsten Hefte dieser Zeitschrift und für das nächste Heft von Herrigs Archiv je einen längeren Artikel über Dührs interessanten Versuch geschrieben. Meine Ausführungen beruhen auf bisher noch nicht veröffentlichtem Material, das mir der Verfasser privatim zur Verfügung gestellt hat. Dührs Unternehmen verdient entschieden Beachtung, mag die Beurteilung günstig oder ungünstig ausfallen. An dieser Stelle gebe ich eine Übersicht über die gesamte Litteratur, die sich im Laufe eines Jahres an die Homerübersetzung angeschlossen hat, sowie eine neue, bisher noch nicht gedruckte Probe.

Eine niederdeutsche Homerübersetzung von August Dühr in Charlottenburg. Zeitschr. für den d. Unterr. VII[3] S. 180—193.

Darin eine sehr lehrreiche Einleitung, ferner die Übersetzung von Ilias *A*, 560 flg., Ilias *B*, 369 flg., Ilias *B*, 453 flg., Ilias *Γ*, 361 flg., Ilias *Δ*, 158 flg., 301 flg., 411 flg., ferner Ilias *A*, 1 flg. und der Schluß des achten Gesanges.

Die erste Anzeige und Besprechung erschien in der Staatsbürgerzeitung vom 27. Juli 1893. Darauf in ähnlicher Form in anderen Zeitungen. Es folgte:

O. Glöde, eine niederdeutsche Homerübersetzung von A. Dühr. Herrigs Archiv XCI 2/3, S. 293—297.

Darin wird die Beschreibung von Achills Schild neu mitgeteilt; es werden Bedenken gegen den Dialekt und die Form der Übersetzung erhoben.

Der Ansicht Glödes widerspricht in einigen Punkten der Rostocker Anzeiger vom 19. Dezember 1893. Glöde antwortet im Rostocker Anzeiger vom 29. Dezember 1893. Im nächsten Heft von Herrigs Archiv (XCII, S. 1—6) erscheint von mir: Noch einmal August Dührs niederdeutsche Homerübersetzung. [Darin ein Stück aus dem 23. Buch der Ilias: Patroklos sin Gräwnis]. Das folgende Stück stammt ebenfalls aus dem 23. Buch der Ilias. Das Ganze wird demnächst in dem Blatte „Uns Eekbohm", dem Verbandsorgan des Allgemeinen Plattdeutschen Verbandes, gedruckt werden. Es scheint mir wünschenswert, daß nun nach Veröffentlichung so vieler Proben sich auch andere Kenner des Niederdeutschen über den Wert der Übersetzung aussprechen. Der Verfasser gedenkt jedenfalls, das Ganze als Buch zu veröffentlichen, und ich hoffe im Interesse unseres niederdeutschen Dialektes, daß die Zahl der Leser recht bedeutend wird.

Doch nu wull de Scheiterhopen nich so recht in 't Brennen kamen;
Dunn würd von den Held Achill de Sak up anner Ort annahmen.
Afsids von den Scheiterhopen stellt' hei sich, as wull hei reden,
Und dat durt dunn ok nich so lang' und dunn füng hei an to beden
To de beiden starken Wind, den Nurdwind und dorto den West,
Und hei ded de beid' tolawen Opfer up dat allerbest;
Ut' nen gollnen Beker let hei rike Opferspennen fleten
Und hei hapte, dat dörch Bidden sich de beid' bewegen leten
Rantokamen, dat so rasch as mäglich mücht dat helle Für
Brennen weg de velen Liken, wenn man irst de Holtstot hier
Richtig in dat Brennen kem. De rasche Iris hürt' sin Beden
Und ded as ein Twischenbad de Wind' ehr luftig Rik antreden.
In den Palast von den Bruskopp, von den Zephyr, seten s' fast,
Wo se to 'ne dägte Mahltit nahmen hadden korte Rast.
Dor kem nu de Iris an to lopen, ganz in wille Hast,
Und stünn schwewig up den Steinsüll. As de ehr to sehen kregen,

Deden se mit einen Satz all up von de Stohllehnen flegen,
Und se schregen dörcheinanner, dat s' doch to ehr mücht' rankamen.
Doch se wehrt' dat Sitten af und hadd dunn so dat Wurt sich nahmen.
„Darw nich sitten! Runner möt ick wedder an de See ehrn' Strand,
Grote Opferfest sünd anseggt in dat Aethiopenland
För de unstarwliken Götter, und ick möt denn doch gestahn,
Dat ick nich girn fehlen mücht, wenn de Festmahltit deiht angahn.
Ick bin blot hier, üm to seggen, dat Achilles bidden deiht,
Dat de Nurdwind und de Westwind, dese Störmköpp alle beid,
Kamen müchten, hei versprekt ok schöne Opfer, wat hei kann,
Wenn s' man düchtig blasen wullen an den Scheiterhopen ran,
Up den Held Patroklos liggt, dat hoch de Läuchen mücht upschlagen,
Und to Asch den stillen Mann brennt, üm den all de Griechen klagen"
Na dit Wurt flög se dorvon. De äwer wiren nu nich lat
Und se bröken heftig los und all ehr' Stormkraft hadden s' prat.
Äw're See gung rasch ehr Blasen, hoch de Wellenbarg' sich höwen,
As mit Brusen und mit Susen se in 't düst're Water schnöwen.
Und bald deden s' all bi Troja äwre fette Feldmark flegen,
Wo se an den Scheiterhopen dunn mit duwwelt' Kraft ranschlögen.
Los mit Rastern und mit Bullern kam de rode Läuchen tagen,
Dörch de ganze Nacht dörch leten se de Flammen hochup schlagen
Ut den Scheiterhopen, üm den schrill ehr willes Led se süngen.
Und de ganze Nacht dörch ded Achill ehr Opferspennen bringen,
Ut 'nen gollnen Mischkrog ded hei Win in Henkelbeker geten
Und mit feierlich Ümschwenken let hei em tor Ird dalfleten,
Dat ringsüm de Bodden nat würd üm den heiten Scheiterhopen,
Und dorbi ded hei vull Trur Patroklos sin arm Seel anropen.
As ein Vadder üm den Sähn klagt, de sin armen Öllern beid,
Wo as Brüdjam hei müsst' starwen, bröcht in allerschwerstes Leid,
Wo hei ehr to Stohm und Asch brennt, so ded ok Achilles klagen,
As üm sinen Kriegskamraden ded dat Für tosamenschlagen.
Ümmer ded hei hier rümschlieken üm den hellen Scheiterhopen
Und hei künn kein End nich finnen mit sin Klagen und sin Ropen.
To de Stunn, wenn äw're Ird de Morgenstirn deiht hell upstrahlen,
Wo de Morgenröd de See mit Stripen bald ward gel anmalen,
Was de Scheiterhopen dalbrennt und de letzte Flamm löscht' ut.
Tworst de Wind, de dullen Brusköpp, towten dor noch ümmer lut,
Doch se schickten sich all an, torügg in ehr hog' Hus to flegen
Äw're Thrakisch See, wo dunnernd hoch die wilden Wachten schlögen.
Mäud von 't Waken und von 't all ret von den Scheiterhopen hier
Sich Achill afsids. De söte Schlap mit Macht bald kamen wir. —

Wismar i. M. **O. Glöde.**

7.

## Zu Schillers „Wilhelm Tell".

Im vorjährigen 11. Hefte dieser Zeitschrift spricht sich Bernhard Stein, Warendorf, unter Nr. 7 des Sprechzimmers über die Idee aus, welche dem „Kampf mit dem Drachen" zu Grunde liegt. So sehr ich den Ausführungen des Verfassers, namentlich auch insoweit sie die An-

sicht Krügers (V. S. 35 d. Ztschr.) widerlegen, zustimme, ebenso sehr befremdet mich das Urteil, welches er gegen Ende seiner Ausführung über die That Tells an Geßler fällt. Sollte Schiller den Parricida wirklich nur als „deus ex machina" eingeführt haben, um uns über unser sittliches Gefühl „hinwegzutäuschen"? Will uns der Dichter wirklich die That Tells als Akt der Notwehr „aufdringen," wenn er ihr die scheußlichere des Parricida gegenüberstellt? Dies wäre doch der ganzen tiefsittlichen Richtung unseres Schiller zuwider und, soweit ich den Dichter kenne, der einzige Fall, wo er eine unsittliche That ernstlich beschönigen wollte. Ich bin vielmehr der Überzeugung, daß Schiller den Parricida eingeführt hat, nicht um uns zu täuschen, sondern im Gegenteil den, der etwa geneigt wäre, sich über die sittliche Berechtigung der That Tells zu täuschen, von dieser Täuschung zu befreien. Auf Steins Frage, ob sich Tell wirklich in Notwehr befinde, möchte ich allerdings mit einem entschiedenen Ja antworten. Ein Mann, der von seinem Bedrücker bereits einmal aufs entsetzlichste gequält worden, der gebunden und geknebelt auf dessen Schiff gebracht worden ist, um dahin geführt zu werden,

„wo weder Mond noch Sonne dich bescheint,"

und der sich schließlich nur dadurch rettet, daß er den Feind den Wogen des aufgeregten Sees preisgiebt, hat allerdings von diesem nichts anderes zu erwarten, als was selbst den Mord aus dem Hinterhalte als einen Akt der Notwehr erscheinen läßt. Weil Tell aus dem sicheren Hinterhalte seinem Feinde das totbringende Geschoß in die Brust sendet, ihn als einen „feigen Mörder" hinstellen zu wollen, erscheint mir nicht berechtigt. Tell mußte annehmen, daß Geßler, wie es ja auch der Fall war, den Weg nach Küßnacht zu Pferde und von Reisigen begleitet zurücklegte; Pfeil und Bogen waren also die einzige Waffe, deren er sich bedienen konnte. Und daß er die That aus dem Hinterhalte vollbrachte, erscheint mir ebenfalls vollkommen berechtigt. Wenn Tell nicht Weib und Kind der rohesten Gewaltthätigkeit des Landvogts ausgesetzt sehen wollte — und wer könnte ihm dies auch nur im entferntesten verargen — so durfte er mit der Ausführung der That keinen Augenblick zögern, durfte vor allen Dingen den Landvogt nicht in seine feste Burg zu Küßnacht gelangen lassen. Nun hat aber Tell nur einen Pfeil bei sich:

Entränn er jetzo kraftlos meinen Händen,
Ich habe keinen zweiten zu versenden.

Tell mußte also für ein Gelingen der That alles aufbieten, er mußte vor allem einen sichern und verdeckten Standort haben, wenn er nicht in die Gefahr geraten wollte, die letzte Anstrengung, die er machen konnte, um sich in seiner Not zu wehren, durch einen Fehlschuß ver-

eitelt zu sehen. Deshalb ist es mir auch als ein Beweis sein durchdachter Darstellung erschienen, wenn ein hochgefeiertes Mitglied unserer Dresdner Hofbühne, das uns leider binnen kurzem verlassen wird, in der Rolle des Tell in der fraglichen Scene vor Abschuß des Pfeiles ein wenig hinter dem Hollunderstrauch hervortritt und vor den Augen der Zuschauer mehrere Sekunden bedächtig zielt, um sein Ziel nicht zu verfehlen. Derselbe Tell, der als der beste Schütze im Schweizerlande bekannt ist, der

„'nen Apfel schießt vom Baum auf hundert Schritt,“
der
„den Vogel trifft im Flug,“

zielt hier bedächtig auf die breite Brust des Geßler, weil eben viel auf dem Spiele steht: sein Leben und das von Weib und Kind. Denn wenn ein Landenberger den alten unschuldigen Vater des Jünglings blenden ließ, der den Boten des Landvogts geschlagen, obgleich jener

...mit Wahrheit schwört,
er habe von dem Flüchtling keine Kunde,

was hatten dann von einem Geßler die Angehörigen des Mannes zu erwarten, der den allgewaltigen Landvogt auf Leben und Tod in die Wellen hinausstieß?

Darum ist mir die Gestalt des Parricida, so oft ich den Tell gelesen oder auf der Bühne gesehen, nie als ein deus ex machina erschienen, der dazu da sei, den Leser über die Empfindung, er habe es in Tell mit einem feigen Mörder zu thun, hinwegzutäuschen. Ein Vergleich zwischen den beiden Gestalten fällt allerdings auch für mich „zu Gunsten des Schweizer Helden“ aus, aber so, daß mich geradezu ein Grausen überkommt, wenn ich die unstete, flüchtige, vom Gewissen gequälte Gestalt des Parricida die geweihte Stätte betreten sehe, deren Glück und Frieden der Vater des Hauses nach unsagbaren Kämpfen aus schwerer Not gerettet hat.

Ich glaube, aus dem Herzen des Lesers und Zuschauers heraus weist Tell die hilfeflehende Hand des Parricida mit den Worten zurück:

Laßt meine Hand los! —

und nur im Vollgefühl einer unbefleckten Seele weicht Tell der Frage seiner Gattin, wer der Fremde sei, aus mit den Worten:

Forsche nicht!
Und wenn er geht, so wende deine Augen,
Daß sie nicht sehen, welchen Weg er wandelt.

Dresden. **O. Schoepke.**

8.

Über dramatische Schüleraufführungen. (Zu Ztschr. VII, 386 flg.)

Über diesen Gegenstand hat H. Gloël a. a. O. eine Reihe trefflicher Bemerkungen veröffentlicht. Ich habe selbst einige Erfahrung auf diesem

Gebiete, habe aber nur wenig hinzuzufügen. Ich bin mit Gloël vollständig der Meinung, daß die Vorteile der Schüleraufführungen die Nachteile bei weitem überwiegen. Mit der vierten Direktorenversammlung von Hannover stimme ich aber darin überein, daß ganze Dramen nur bei außerordentlichen Gelegenheiten zur Aufführung kommen sollen. Sonst scheint es mir zu genügen und im Interesse der Schüler zu sein, wenn einzelne Akte oder eine Reihe zusammenhängender Scenen, und zwar bei Gelegenheit der Schulfeste, aufgeführt werden. Frauenrollen zur Darstellung zu bringen, halte ich im allgemeinen für gewagt. Einzelne Äußerlichkeiten möchte ich an dieser Stelle besprechen. Stellung, Auftritt und Abgang muß gründlich eingeübt werden. Die meisten Bewegungen müssen allerdings vom Lehrer erst vorgemacht werden. Gloël bemerkt sehr richtig, daß die Schüler die Neigung haben, die Bewegungen nicht lang genug anzuhalten. Sie lassen sie nicht zur Entwickelung und Reife kommen. Es ist aber auch darauf zu achten, daß die Bewegung schon anfangen muß, bevor der Spieler die entsprechenden Worte spricht. Sehr ist darauf zu sehen, daß die Schüler die Füße still halten, während sie sprechen; es wird ihnen sehr schwer.

Mit Gloël meine ich, daß neuere Stücke vaterländischen Inhalts den Vorzug verdienen. In erster Linie sollten Scenen aus solchen Stücken aufgeführt werden, die an der Schule selbst gelesen werden[1]). Es ist von großem Werte für Schüler, wenn sie sehen, welch ein Leben, welch eine Bewegung, welch ein vertiefteres Verständnis in ein Stück kommt, wenn es dargestellt wird. Ich meine, es trägt mit dazu bei, den Schülern das Leseleben zu verleiden. Scenen aus anderen Stücken haben wieder den Nebenvorteil, daß mancher Schüler, mancher Zuhörer sich angeregt fühlt, sich mit dem ganzen Stück bekannt zu machen. Zu Gloëls reicher Auslese möchte ich noch folgende Scenen als sehr geeignet für Schüleraufführungen anführen:

Oktavio Piccolomini macht Isolani und Buttler von Wallenstein abspenstig (Wallensteins Tod II, 4—6; auch 4—7); Rütliscene, von dem Augenblick an, wo alle beisammen sind (Tell II, 2); Brutus und Antonius an Cäsars Leiche, Shakespeare-Schlegel III, 2; Körners Zriny III; Prinz Friedrich von Homburg V, 1—7, mit den herrlichen, von echt vaterländischem Geiste durchglühten Worten des Kurfürsten, des alten Kottwitz und des Prinzen von Homburg[2]); Graf Schwarzenberg

1) Unter diesen sollte meines Erachtens Prinz Friedrich von Homburg nicht fehlen.

2) Scene 5 wird zur Hälfte gestrichen, von der Stelle ab, wo Graf Hohenzollern die zweite Bittschrift überreicht.

und Johann Georg von Brandenburg[1]) (Wildenbruch, Generalfeldoberst II, 8—9 mit dem packenden Aufrufe an Brandenburg „Hohenzollern ich rufe dich!"). Für das übrige verweise ich am besten auf Gloël selbst.

Perleberg. E. Mackel.

9.

## Frage.

In dem ältesten Faustbuche von 1587 (Abdruck von W. Braune, Halle 1878, S. 53. 54) Kap. 25 findet sich ein „Brief" Fausts an seinen guten Gesellen Jonas Victor, einen Leipziger Arzt. Es heißt da:

„In everm schreiben meldet ihr auch bittweise von meiner Himmelfart vnter das Gestirn, so jr, wie jr mir zuschreibt erfaren, euch zuberichten, ob jm also seye oder nicht, vnd euch solchs gantz vnmöglich dünckt, so es doch einmal geschehen ist. Ihr auch dabey setzet, es müsse etwaß durch den Teuffel oder Zauberey geschehen seyn. Ja wett Fritz: Es sey jhm aber wie jhm wölle, ist es endlich geschehen"...

Was bedeutet da: Ja wett Fritz?

Osterode, Ostpr. Johannes Müller.

10.

## Der Sperlingsname.

Im Anschluß an meine Bemerkungen in dieser Ztschr. VII, 7, 495 flg. teilt mir Kollege Leithäuser aus Barmen mit, daß mösche bzw. müsche am ganzen Niederrhein und auch im benachbarten Westfalen sehr häufig gebraucht wird. In Barmen wird der männliche Sperling möschen-käp (letzteres Abkürzung für Kaspar) genannt (vergl. Leithäuser, Gallicismen in niederrheinischen Mundarten, Leipzig, Fock). In Barmen ist die für den Staar gebräuchliche Form sprôle f. Auch das aus dem Holländischen eingedrungene plâte findet sich am ganzen Rhein, auch in weiterer Bedeutung cf. blikplâte, owesplâte (Ofendeckel), plâtenkop (als Schimpfname). Über den Sperlingsnamen ist im letzten Korrespondenzblatt des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung (XVI, 6, 1892 S. 82 flg.: Die Namen der Vögel im Niederdeutschen) gehandelt worden. Unter den Lübecker Vogelnamen werden folgende aufgeführt: Lünk, Dacklünk, Sperling (Holstein. Idiotikon von Schütze), lunink (Lübben-Walther, mnd. Handwörterbuch); wahrscheinlich = der Laute. Dacklünk paßt gut zu dem von mir Ztschr. VII, 119 erwähnten „Dackpeter". In dem Vornamen „Jochen" wie in den Ausdrücken „Sparlingsjochen, Jochen driest, grot Jochen, Pasters Jochen, Johann Kloppstart" kommt nun

1) Mit leichten Änderungen lassen sich die kurzen Frauenrollen ausscheiden.

Käp = Kaspar hinzu. Die Bedeutung „der Laute“ würde meine Ausführungen über den französischen Namen des Sperlings „Droins“ (a. a. O. S. 120) bestätigen.

Unter den Lübecker Vogelnamen finden sich ferner: Möösch = Lünk, Dackpeter; Retmöösch, Retsinger = Rohrsperling, unter den aus dem Regierungsbezirk Münster aufgezeichneten: Debbert = Lüning; Leislünink = Rohrammer; Lüning = Haus- und Feldsperling. Der erste Teil des Wortes „Leislünink“, der wieder in „Leisdragge“ (Schilfsänger) vorkommt, ist gleich nd. lûs, luhs, lusch = Schilf, carex. (Vergl. meine Anfrage: up dô luhs, Korr. d. V. f. nd. Sprachf. XVI, 5. S. 70, Sprenger, Mielck, Schumann, Korr. d. V. f. nd. Sprachf. XVI, 6. S. 88 flg.; Sprenger über den „Lausebrink“ im Hausfreund, Northeim, 25. April 1893, Glöde, Korr. d. V. f. nd. Sprachf. XVII, 1.)

Wismar i. M. **O. Glöde.**

---

Hermann Schmolke, Regeln über die deutsche Aussprache. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Friedrichs-Realgymnasiums zu Berlin. Ostern 1890. R. Gärtners Verlagsbuchhandlung, Progr.-Nr. 96. 44 S.

Bescheidenerweise bezeichnet der Verfasser seine Schrift als „Versuch eines Anstoßes, auf einem vielfach zweifelhaften Gebiete Einigung zu erzielen“ und will seine Regeln nur „probeweise“ hinstellen, über welche „das gemeine Bewußtsein zu entscheiden“ habe. Schon im 5. Heft des 2. Jahrganges dieser Zeitschrift S. 422 flg. habe ich zu zeigen versucht, daß eine vollständige einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen weder erstrebenswert, noch erreichbar ist. Von dieser Ansicht hat mich auch vorliegende Arbeit nicht abgebracht. Sie beruht auf sorgfältiger Beobachtung der in den gebildeteren Brandenburger Kreisen üblichen Aussprache; das, was in diesen als mundartlich verpönt ist, wie j für anlautendes g, wird in ihr als „schrecklich“ bezeichnet. So eignet sie sich recht wohl zu einer Grundlage für die einheitliche Aussprache des Schriftdeutschen in den Brandenburger, ja vielleicht in allen niederdeutschen Schulen, wenn anders die holsteinischen, hannoverschen und westfälischen, dem Beispiele ihrer Bühnen folgend, anlautendes sp und st als schp und scht (§ 23) sprechen wollen. — Für die auf hochdeutschem Sprachgebiet liegenden Schulen aber, abgesehen von denen in Schlesien, der Niederlausitz, in der Herzberger, Dessauer und einigen anderen nordmitteldeutschen Gegenden, ist die vorliegende Schrift gar nicht, oder doch nur mit größter Vorsicht zu verwerten. Der Verfasser kennt bloß stimmhafte oder tönende weiche, nicht stimm- oder ton-

lose weiche Konsonanten. Allerdings haben die meisten indogermanischen Sprachen, wie einst das Arische noch die stimmhaften Verschluß- und Reibelaute b, d, g, s, j; doch im Nieder- und Hochdeutschen sind sie gemeinsam im Auslaut stimmlos geworden. Während sich nun ersteres mit dieser Wandlung begnügt, hat das Hochdeutsche auch im An- und Inlaut schon seit Jahrhunderten die stimmhaften b, d, g, s, j in stimmlose umgewandelt, welche auch einige andere Sprachen besitzen. Fordert man also im Hochdeutschen die stimmhafte Aussprache dieser Laute, so verlangt man damit von uns Hochdeutschen die Aufgabe eines wesentlichen, geschichtlich entwickelten Kennzeichens und eine künstliche Rückbildung des hochdeutschen Lautstandes, mit anderen Worten: Man fordert von uns, daß wir die auf unserem Sprachgebiet entstandene Schriftsprache niederdeutsch aussprechen, oder so, wie es unsere Väter vor 6 oder 5 Jahrhunderten thaten. Die Durchführung einer solchen erzwungenen lautlichen Reaktion ist äußerst schwierig und zeitraubend für die Schule. Und wenn unsere niederdeutschen Brüder der reichsdeutschen Uniformierung halber das von uns verlangen, so könnten unsere englischen Vettern der pangermanischen Einheit wegen auch beanspruchen, w und th so wie sie und unsere Väter einst vor 1000 Jahren zu sprechen. Wird b, d, g recht langsam und sanft, p, t, k dagegen recht plötzlich und etwas aspiriert gebildet, so sind sie lautlich genug unterschieden. Und auch das weiche stimmlose s und j läßt sich von ss und ch scharf abgrenzen. Außer diesem Hauptpunkte befremdet mich Mitteldeutschen noch manche andere Forderung, so daß ich Gelübde mit kurzem ü, Hedwig dagegen mit langem e, Lorbeer mit kurzem o, das e in heben, edel, ledig, Predigt, reden und Esel wie ä sprechen soll.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Florin, Andreas, Präparationen zur Behandlung lyrischer und epischer Gedichte nebst Einführung in die Methodik derselben. Davos, Hugo Richter. 1893. 183 S. 8°.

Das Buch zielt auf „die höheren Klassen der Volksschule und aufwärts", sagen wir: und auf die unteren und mittleren Klassen höherer Schulen. Es enthält im I. Teil a) Einige Ausblicke auf die Methodik des deutschen Unterrichts; b) Über die unterrichtliche Behandlung von Gedichten. Doch umfaßt auch der wesentliche Inhalt von Ia „die Lektüre als Mittelpunkt des deutschen Unterrichts", nach Florin auch des grammatischen. Die letztere Forderung Florins, sowie seine weitere, daß der möglichst vollendete Vortrag des Gedichtes durch den Lehrer der Einzelerklärung nicht vorausgehe, sondern folge, steht im Widerspruch mit den neuen preußischen Lehrplänen. Bewußten Widerspruch erhebt Florin

gegen Düntzers Erklärungsweise und zuweilen auch unter lebhafter Betonung seiner sonstigen Anerkennung gegen Lyons Methode, wobei er sich nicht immer gegenwärtig gehalten hat, daß beide nicht für Schüler und Lyon ausdrücklich für die Lehrer geschrieben hat. Letzteres erkennt er freilich einmal an, nämlich da, wo er verlangt, daß erst hintereinander die sachlichen und dann die sprachlichen Erläuterungen gegeben, daß erst der Inhalt und dann die poetische Form erfaßt werden soll. Aber der Entstehungsweise sprachlicher Kunstwerke entspricht das nicht, und oft genug ist der Inhalt ohne Erklärung sprachlicher Einzelheiten nicht oder nicht genau zu erfassen. Ist er aber ohne dieselben voll zu erfassen, dann dürften sie, wenigstens im Sinne der erwähnten Lehrpläne, bei der Durchnahme des Gedichtes eine fragliche Existenzberechtigung haben und mit einem Auswandererschein für die grammatische Stunde zu versehen sein, wo sie als „dagewesene Beispiele" sehr willkommen sind. Sehr verständig ist die Mahnung, daß der Lehrer das Gedicht zunächst ohne Kommentar zu verstehen suchen soll, weil er so besser beurteilen lerne, was etwa dem Schüler unklar sein könne. Dann aber solle er solche „von weitblickenden Gesichtspunkten und nur ausnahmsweise Zerfaserungskommentare für Einzelheiten" zu Hilfe nehmen. Ob freilich Florin nicht selbst, wenn auch weniger bei den sprachlichen Bemerkungen, so doch manchmal bei „der Vorbereitung mit Erweckung der Stimmung", besonders bei der Ausmalung der Situationen und andererseits bei der Vertiefung der verschiedenen Arten des „Bewußtseins" oder des Interesses der Zerfaserung nahe gekommen ist, darüber wird das Urteil je nach der Annäherung an den Herbartschen Standpunkt verschieden lauten.

Doch hat sich Florin die Selbständigkeit des pädagogischen Urteils gewahrt und nicht vergessen, daß nicht allen Bäumen dieselbe Rinde gewachsen ist. Er lehnt es ausdrücklich ab, an gereimter Prosa, wie an dem Gellertschen Gedicht „Der Bauer und sein Sohn" das ästhetische und z. B. an Goethes „Fischer" das sittliche Bewußtsein der Schüler vertiefen zu wollen, und widersteht dieser zweiten Versuchung auch bei Schillers „Alpenjäger", wo ihr so viele erlegen sind[1]. Und die Erklärung gerade des Alpenjägers bildet, wie sich bei der auch sonst stark hervortretenden Landsmannschaft des Verfassers erwarten läßt, den Glanzpunkt des zweiten, besonderen Teiles, der „Präparationen" (S. 58—183).

1) Nur die Aufforderung, zur Erklärung von Uhlands „Einkehr" draußen den Schatten eines Apfelbaumes aufzusuchen, will uns doch als eine weitgehende und für die meisten Schulen außer den Internaten recht bedenkliche Folgerung aus dem Exkursionsprinzip erscheinen. Wenn das Oskar Jäger erfährt! Der hat so schon für eine rheinische Schulmännerversammlung die Frage zur Verhandlung vorgeschlagen: Wieviel Arten von Exkursionen giebt es schon? Welche wären etwa noch zu erfinden?

Wie Florin hier in voller Übereinstimmung mit den preußischen Lehrplänen die verwandten Gedichte Schillers: Das Lied des Alpenjägers und „Mit dem Pfeil, dem Bogen" angeschlossen hat, so hat er vorher Tells Tod von Uhland, Das Lied vom braven Mann von Bürger, Johanna Sebus von Goethe, Der Lotse von L. Giesebrecht zusammengestellt. Weiterhin Die Rache von Uhland und Die Sonne bringt es an den Tag von Chamisso; Der Fischer von Goethe, Das Fischerlied aus Schillers Tell, Die Loreley von Heine und Der Erlkönig von Goethe; Die Auswanderer von Freiligrath, Das Lied eines Landmannes in der Fremde von Salis, O mein Heimatland von Keller, Der alte Häuptling von Widmann und Die drei Indianer von Lenau (S. 132 verdruckt Leman). Florins Begeisterung für das letzte Gedicht teile ich vollkommen, würde aber doch Bedenken tragen, es in einer Zeit, wo die Selbstmordmanie auch in den Schulen zunimmt, sogar in unteren oder mittleren Klassen durchzunehmen. Auch kann nur ein Mann und zwar nur einer mit geschichtlich durchgebildetem Geiste, aber nicht die Jugend mit ihrer edlen, aber unkritischen Parteinahme für die Naturvölker die ergreifende, aber im Laufe der Weltgeschichte unvermeidliche Tragik des Existenzkampfes zwischen Natur- und Kulturvölkern richtig und ganz würdigen.

Die letzte Gruppe bilden Schillers Taucher, Handschuh und Bürgschaft. Außerdem ist noch Abdallah von Chamisso kurz und Das Lied von der Glocke ausführlich behandelt. Die Einzelerklärungen geben inhaltlich weder zu besonderem Tadel noch im allgemeinen zu besonderem Lobe Anlaß. Druckfehler enthält das Buch ziemlich viel, z. B. S. 53 Linning statt Linnig, S. 155 Athanasius Kirchner statt Kircher (der bekannte Jesuit, dessen Erzählung Schiller im Taucher benutzt hat); ebenda ist durch die Art des Druckes die beabsichtigte Mitteilung, daß Bliedner ein „Schiller-Lesebuch" herausgegeben hat, ganz verdunkelt. Aber es ist doch ein wenn auch für einen Schweizer eher zu entschuldigendes Versehen, wenn heute noch von einer „preußischen Provinz Niederrhein" gesprochen wird. Auch hinsichtlich des Ausdrucks mögen die meisten Inkorrektheiten auf Rechnung des Druckers kommen und einige mir befremdliche Wendungen vielleicht anderen Lesern weniger auffallen, z. B. der häufige transitive Gebrauch von anklingen (die Stimmung ist anzuklingen), der freilich, wenn ich mich recht erinnere, schon in den Schriften von Herbartianern vorkommt; auf Nörgeleien eintreten statt eingehen S. 45, 67.

Doch wollen wir in keine weitere Nörgelei eintreten und das Buch auch den Amtsgenossen außerhalb der Schweiz zur Beachtung empfehlen. Namentlich die jüngeren können für die Methode viel daraus lernen.

Boppard. **Karl Menge.**

Jahrbuch des Vereins für niederdeutsche Sprachforschung. Jahrg. 1892. XVIII. Norden und Leipzig. Diedr. Soltaus Verlag. 1893.

Karl Koppmann giebt eine warm und liebevoll geschriebene Skizze von dem Leben des am 28. Mai 1892 zu Rostock verstorbenen Gymnasialdirektors Dr. Karl Ernst Hermann Krause. Als Forscher in hansischer Geschichte und niederdeutscher Sprache und Litteratur ist Krause in den Kreisen der Germanisten rühmlichst bekannt. In Stade gehörte er dem historischen Verein für Niedersachsen an, trat dann in Rostock dem Verein für mecklenburgische Geschichte und Altertumskunde bei, 1871 befand er sich unter denen, die zu Lübeck den Hansischen Geschichtsverein konstituierten. Die Schriften Krauses größeren und geringeren Umfanges sind äußerst zahlreich. Von besonderer Bedeutung für die Arbeitsrichtung des Gelehrten wurde die Mitarbeiterschaft an der von Ranke angeregten Deutschen Biographie und den Jahresberichten der Geschichtswissenschaft. Aus der großen Zahl der von ihm herrührenden Artikel — gegen 400 — hebt Koppmann ausdrücklich den hervor, in dem uns in Anlehnung an die über Lothar Udo II von Stade erhaltenen Nachrichten eine sorgfältig gearbeitete Revision der Genealogie des ganzen Stader Grafenhauses gegeben worden ist (Bd. 19, S. 257—261). Die Beschäftigung mit norddeutscher Spezialgeschichte führte ihn auf die niederdeutsche Sprachforschung. Im Jahrbuch erschienen viele interessante Artikel von Krause, so die drei Aufsätze über Quetsche, Zwetsche (1886), Zitelose (1889), Bohne und Vietzebohne (1890), die auch auf seine reichen botanischen Kenntnisse deuten. Für unser niederdeutsches Heimatland ist Krauses Tod ein fast unersetzlicher Verlust, ich betraure in ihm einen wohlwollenden Lehrer und Förderer meiner Studien.

Auf Seite 15 flg. teilt Johannes Bolte niederdeutsche und niederländische Volksweisen mit, zu denen am Ende des Bandes eine Musikbeilage gehört. Das Lied von der blauen Flagge, eine niederländische Melodie des Siebensprunges (De Zevensprong: Ei, wie kan de Zevensprong, Ei, wie kan se dansen? Is der dan geen eene man, Die de zeven sprongen kan? Dat eene etc.), Pierlala und ein Drinck Liedeken sind die vier mitgeteilten Lieder.

K. Euling teilt den Kaland des Pfaffen Konemann aus einer neuen Handschrift (H) mit. Eine Ausgabe ist schon im 23. Jahrgange der Zeitschrift des Harzvereins für Geschichte und Altertumskunde 1890, S. 99 flg. erschienen. Der Abdruck der Hornburgischen Handschrift erscheint durchaus gerechtfertigt: Der Hornburgische Kaland, ex veteri Manuscripto, quod Hornburgi in scrinio ecclesiae asservatur. Aus der

Betrachtung des Schatrowe (Sachsenspiegel, Lehnrecht IV, 1) beweist C. Walther das gerade Gegenteil von Stobbes Ansicht (Geschichte der deutschen Rechtsquellen, Abt. I (1860) S. 314): Die einzige Stelle, welche Stobb gegen die Annahme eines ndd. Originaltextes des Sachsenspiegels verwenden zu können glaubte, liefert einen besonders gewichtigen und starken Beweisgrund für dieselbe. C. Walther weist dann „lôven“ in der Bedeutung „sich belauben“ nach. H. Jellinghaus hat gelegentlich der Besprechung der mnd. Litteratur in Pauls Grundriß der germanischen Philologie auch die niederdeutsche Rechtslitteratur gesammelt, die er S. 71—78 mitteilt.

Ein bremisches Pasquill aus dem Jahre 1696 druckt J. Fr. Iken ab. Sehr interessant wird allen Niederdeutschen die Darstellung des Lautstandes der Glückstädter Mundart durch J. Bernhardt sein. Es scheint merkwürdig, daß sich das in der Stadt Glückstadt gesprochene Platt auf ein äußerst kleines Gebiet beschränkt, da die Sprache außerhalb der Stadt — die Landbevölkerung wohnt auf zwei Seiten nur etwa je zwei Minuten, auf der dritten etwa zehn Minuten entfernt — im Vokalismus und auch sonst ganz bedeutend vor der in der Stadt gesprochenen Sprache abweicht. Hier in Meklenburg kennt man auch Ähnliches, wenn auch die Dörfer etwas weiter von der betreffenden Stadt entfernt liegen. Der Rostocker Dialekt unterscheidet sich deutlich von dem vor den Thoren liegenden Biestower, Barnstorfer, Schutower, Bramower einerseits, dem Kessiner, Rickdahler und Kassebohmer andererseits. Auch der Dialekt der Stadt Wismar trennt sich scharf von dem der Dörfer Wendorf und weiterhin Gägelow, Proseken und Zierow (in letzterem Dorf hört man besonders deutlich das nachklingende i in: huᵢs, lüᵢtt und anderen Worten).

R. Priebsch teilt eine Marienklage (gedruckt bei Schade, Geistliche Gedichte des XIV. und XV. Jahrhunderts vom Niederrhein) aus einem Manuskript des British Museum, Sloane Nr. 2601 Pp. XV. Ihd. 12^mo mit, desgleichen ein viertes Blatt aus dem niedersächsischen Pfarrherrn von Kalenberg, das auch im British Museum aufbewahrt wird.

J. Bolte beschreibt eine Prosabearbeitung des Crane von Berthold von Holle, die er in der Handschrift 2667 der Darmstädter Hofbibliothek entdeckt hat.

W. Seelmann bringt Bemerkungen über mundartliche Aussprache, die sich in den Schriften Georg Rollenhagens finden. Rollenhagen, der bekannte Verfasser des Froschmeuseler, war 1542 in Bernau bei Berlin geboren, verlebte seine Jugend in seiner Vaterstadt und in Prenzlau und dann den größten Teil seines Lebens bis zu seinem Tode 1609 in Magdeburg. Seine Nachrichten über die niederdeutsche Mundart gründen sich also ohne Zweifel auf eigene Wahrnehmungen.

S. 124—129 spricht Seelmann über niederdeutsche Fibeln des 15. und 16. Jahrhunderts. Walther (zu den Königsberger Pflanzenglossen im Jhrb. XVII, 81 flg.) weist nach, daß die Heimat des Urhebers dieser Glossen nicht der Niederrhein, sondern die Gegend an der Maas und Schelde ist. Wir haben also in ihnen ein Denkmal südniederländischer Sprache aus der Zeit des Übergangs derselben vom altfränkischen Standpunkt in den der mittelniederländischen Schriftsprache.

Am Schlusse des Bandes untersucht Seelmann die verschiedenen mittelniederdeutschen langen o, und W. Schlüter liefert eine eingehende Anzeige der zweiten neu bearbeiteten Auflage von Roediger's bekanntem Buch „Paradigmata zur altsächsischen Grammatik" (S. 160—164).

Wismar i. M. **O. Glöde.**

R. Buchheim, Oberlehrer. Zum deutschen Unterricht. Wissenschaftliche Beilage zum Programm des Königlichen Realgymnasiums in Zittau. Ostern 1890. Programm-Nr. 549. 22 S.

Vorliegende Programmarbeit beweist vor allem, daß der Verfasser mit Lust und Liebe den deutschen Unterricht erteilt und ein ebenso warmes Herz wie klares Verständnis für denselben besitzt. Ist auch zu hoffen, daß die meisten Lehrer des Deutschen nichts wesentlich Neues darinnen finden, so gewährt es doch einen eigentümlichen Reiz, zu sehen, wie die durch eigene Erfahrungen errungenen Ansichten auch von einem anderen unter ähnlichen Verhältnissen erworben worden. Der Verfasser hat seine Erfahrungen in den Klassen von VI bis III$^b$ eines Realgymnasiums gesammelt. Als Leitsterne haben ihm R. Hildebrand und E. Palleske vorgeleuchtet. In vier Abschnitten handelt er 1. über Lese- und Denk-, sowie 2. über Vortragsübungen, 3. über die Behandlung der Volksmundarten in der Schule und 4. über schriftliche Arbeiten. In einem 5. Abschnitte giebt er zum Schlusse noch ein paar Mahnworte für den häuslichen Kreis. In den meisten Punkten pflichte ich, wie wohl die meisten Lehrer, welche ähnlichen Unterricht erteilt haben, dem Verfasser vollständig bei, so darin, daß der grammatische Stoff möglichst auf die Lateinstunden abgewälzt werden müsse, daß Lese-, Denk- und Vortragsübungen eifrigst zu betreiben seien und zwar mit Hilfe eines Lesebuches, dessen Inhalt nicht allen möglichen Unterrichtsfächern, sondern der deutschen Götter- und Heldensage, der Kulturgeschichte, den aus dem vollen Leben entnommenen Erzählungen, den Fabel- und Märchensammlungen und den deutschen Dichterwerken entlehnt ist, daß Rechtschreibung und Grammatik am besten ihren Platz bei der Heftrückgabe finden und daß die Behandlung der Mundarten ins innere Wesen unserer Muttersprache

einführe. Auch das Sprechen im Chor, wofür der Verfasser sich warm begeistert, erachte ich als eine sehr gute Vorübung zum freien Einzelsprechen und zum Einzelvortrag, jedoch eben nur als eine Vorübung, nur als ein Mittel zum Zwecke, welches wegfallen muß, sobald dieser erreicht ist. Von der vierten Klasse an ist meines Erachtens das Chorsprechen einzustellen, abgesehen von derartigen Fällen, wo in einem Gedichte selbst ein Chor spricht; so habe ich den blinden König derartig vortragen lassen, daß ein Schüler die erzählenden Worte des Dichters, einer die des Königs, ein dritter die des Räubers, ein vierter die des Prinzen und die übrigen die der Fechter sprachen.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Lebe! Eine Dichtung von Ferdinand Avenarius. Leipzig, O. R. Reisland. 100 S. Preis M. 2.

„Der Held der Dichtung verliert unerwartet und gerade, da er ein Heim begründen will, seine leidenschaftlich geliebte Braut. Zunächst kann er den Verlust nicht fassen — als er ihn nach und nach begreift, erkennt er auch mehr und mehr, wie all sein bisheriges Leben in dieser Gestorbenen gewurzelt hat; haltlos treibt er nun der Verzweiflung, dem Wahnsinn, dem Selbstmord entgegen. Da stellt ihn plötzlich das Schicksal mitten hinein in anderer Menschen Leid, zwingend, zu vergleichen. Und wie er sich sträuben mag, er kann sich der Wirkung so eindringlicher Anschaulichkeit nicht entziehen. Leise zuerst, doch nach und nach anschwellend zu unwiderstehlichem Befehl hallt aus dem Unbewußten seiner Seele das Lebe! Die Wohlthat des Mitleids, des Denkens und Sorgens für andere, der Arbeit überhaupt geht ihm allmählich auf und dazwischen das Bewußtsein davon, wie viel ihm die Geschiedene gegeben hat, was nicht gestorben ist. Die Ahnung erdämmert, die Erkenntnis erlichtet sich ihm, daß gerade der Schmerz alle Kräfte seiner Seele geübt und gestärkt hat zur Empfänglichkeit auch für das Große und Schöne. So geht auch jene Zeit vorüber, da er in Entsagung auf eigenes Glück nur aus Pflichtgefühl weiter zu leben entschlossen ist: als ein Weihegeschenk des tiefsten Schmerzes erkennt er in sich die Fähigkeit auch zu tiefinnerlicher Freude. Den wir als unreifen Jüngling kennen gelernt, verlassen wir als einen zu voller geistiger Mannheit gereiften großen Menschen." So schildert Avenarius selbst in einem sehr lesenswerten Vorworte den Inhalt seiner Dichtung. Diesen fesselnden Inhalt, der mitten aus den tiefsten Rätseln der Menschenseele aufsteigt, giebt der Dichter in einer neuen lyrischen Form. Neben die große dramatische Form und die große epische Form, die wir besitzen, stellt Ave-

narius hier zum ersten Male eine große lyrische Form, „bei der wie bei Drama und Epos zu der Wirkung der Teile eine Wirkung tritt der Beziehungen zwischen den Teilen." Jedes einzelne Stück dieser Dichtung ist ein lyrisches Gedicht für sich, ist der sich aus der Seele emporringende befreiende Ausdruck der Gewalten, die sich im Busen bekämpfen, und doch ergänzen und durchdringen sich alle diese Stücke gegenseitig und fügen sich unter fortwährendem Wechsel der Stimmungen und Anschauungen zu einem lebendigen, reichgegliederten Ganzen zusammen. Der Gedanke, eine solche Form zu schaffen, war ein außerordentlich glücklicher, und wir müssen sagen, daß der Verfasser in der vorliegenden Dichtung ein wohlgelungenes Beispiel dieser neuen lyrischen Form gegeben hat. Nirgends sinkt die Darstellung zu einem bloßen Liedercyklus herab, wie wir solche in Menge besitzen, sondern wir haben durchaus von Anfang bis zu Ende die Empfindung, daß wir in dem Ganzen ein einziges großes lyrisches Gedicht vor uns haben, das sich doch aus zahlreichen wechselnden Stimmungen und den verschiedensten unmittelbaren Abdrücken des inneren geistigen und seelischen Lebens zusammensetzt. So erhebt sich die vorliegende Dichtung hoch über bloße Liedercyklen, wie sie uns etwa in Rückerts Liebesfrühling oder in den Canzonen- und Sonettenkränzen früherer Jahrzehnte entgegentreten.

Gerade das, was wir sonst in unserer modernen Dichtung vielfach so schmerzlich vermissen, finden wir bei Avenarius in reicher Fülle vor: wirkliche schöpferische Kraft, Reinheit, Tiefe und Größe. Schon das ganze Problem, in das uns der Dichter mitten hineinstellt, ist von solcher Bedeutung, daß es eigentlich jeder Mensch von Empfindung und Begabung in seinem Innern einmal durchkämpfen muß, und die Lösung, die Avenarius giebt, ist die einzig richtige, zugleich aber auch die menschlich reinste und höchste, die gefunden werden kann. Nicht in den Genüssen und Lüsten der Welt sollen wir unsern Schmerz betäuben, sondern am Leid der ganzen Menschheit sollen wir unser eigenes messen und in opferthätiger Liebe zu unsern Mitmenschen sollen wir Linderung unseres Schmerzes finden, sodaß wir zuletzt die Einheit von Schmerz und Freude empfinden, ja zu der Erkenntnis durchdringen, wie nur der zur reinsten Höhe des Menschentums emporzuklimmen vermag, der durch die schwere Schule des Leides gegangen ist. Zum ersten Male seit langer Zeit tritt uns in dieser Schöpfung eines modernen Dichters das Erhabene wieder entgegen, das so lange in unserer Dichtung geschwiegen hat. Eine große, weitausgreifende dichterische Phantasie reißt uns in mächtigem Fluge zu ungeahnten, neuen Welten mit sich fort, und wir stehen erstaunt und erschüttert, wir fühlen: das ist endlich einmal wieder der Flügelschlag des echten Dichters. In die Plattheit und Weitschweifigkeit unserer mo-

dernen Rhetoriker, die sich als Poeten aufspielen, in die Öde und Dürre unseres unfruchtbaren Litteratentums, in die ganze erbärmliche Nullität unserer vielgeschäftigen Lohnschreiber und Tintensklaven bricht wie ein frischsprudelnder, Leben und Labe spendender Quell, der allmählich zum stolz dahinrauschenden Strome anschwillt, diese von Avenarius geschaffene Dichtung herein. So mochte dem vorigen Jahrhundert zu Mute sein, als Klopstocks Riesengestalt in die damalige Welt hineintrat. Nur daß Avenarius mit der tiefquellenden Phantasie zugleich eine Gestaltungskraft verbindet, wie sie Klopstock nie besessen hat, einen Wirklichkeitssinn, der mit gesunden und markigen Knochen auf dem festen Boden der Thatsachen steht. So ist z. B. der Hochgesang an die Gottheit und den Schmerz, den Avenarius auf S. 97 seiner Dichtung giebt, das naturnotwendige Ergebnis einer ganzen Reihe von Empfindungen und Anschauungen, von inneren Erlebnissen, die uns vorher in ebenso ergreifenden und packenden Gedichten geschildert sind, er erscheint wie die Lösung eines psychologischen Rechenexempels. Dadurch erhebt er sich zum gesteigerten Ausdruck moderner Weltanschauung, der aber doch zugleich durch die Größe der dichterischen Empfindung und die Erhabenheit der Sprache für alle Zeiten giltig ist. Obwohl dieser Gesang seinem vollen Inhalte und seinem tiefsten Sinne nach nur im Zusammenhange der ganzen Dichtung erfaßt werden kann, setzen wir ihn doch als Probe der ganzen Behandlung des Problems hierher:

Du Unbekanntes, das durchs Unendliche hin
Die Welten streut
Und über sie Herbste und Lenze:
Ich, dieses Stäubchens Erde Staub,
Empfinden darf ich
Dein großes Heiliges!

Ihr meine Augen,
Wie wart ihr schwach,
Ehe die Nacht euch zu sehen gelehrt
Mit ihres Dunkels Geheimnissen
Und ihren stillen
Weltenkündern, den Sternen droben
Und hienieden
Dem Fensterschimmer aus Menschenhütten!
Du meine Seele,
Wie warst du taub,
Ehe die Stimmen der Nacht dich gelehrt,
Auch das Ferne und Leise zu hören am Tag —
Wie warst du arm,
Du meine Seele,
Wie bist du reich!

Was auf der Erde atmet und fühlt:
Mit stumpfen Sinnen
In einem Wirrsal verschwommener Formen
Tastet so oft es durch Engen dahin —
Mich aber führtest du, Schmerz,
Mich aber weihtest du, Schmerz, zum Glück.

Denn nicht die Feindin,
Wie Kinder glauben,
Ist dir die Freude:
Des gleichen Vaters
Erhabene Züge trägt sie wie du,
Und durch dein ernstes Land
Führst du uns selber der Schwester zu.

Freude, Schwester des Schmerzes du!
Weinenden Auges jubl' ich:
Durch meine Adern rauscht's wie Gesang —
Wie vom Schöpfungsmorgen betaut,
Neu ist, was ich erblicke!

Auf gleicher Höhe mit der dichterischen Anschauung steht die Sprachbehandlung. Durchweg ist der Ausdruck charakteristisch, durchweg ursprünglich. Nirgends begegnen wir, wie sonst in neun Zehnteln der nachgoethischen Dichtung, zusammengeplünderten Phrasen und hohlen Redeformeln. Überall ist der Ausdruck vollgesättigt mit Anschauung und Empfindung, überall ist der Rhythmus genau aus der Stimmung und der augenblicklichen Lage herausgeboren. Hier können einmal die Formendrechsler und Redekünstler, die mit erborgten Phrasen nach Wohllaut und nichts weiter jagen, lernen, was ihnen fehlt. Hier können sie sehen, was den Dichter macht: das von Empfindung übervolle Herz, über dem ein scharf und klar schauender Geist thront und das infolgedessen die eigenen Gedanken auch mit eigenen Worten zu sagen weiß.

In Avenariusens Dichtung leuchtet das Morgenrot einer neuen Zeit. In der Entwickelung des modernen Realismus bedeuten solche Erscheinungen wie die vorliegende Dichtung und Gerhard Hauptmanns Hannele sicher einen wichtigen Wendepunkt, der wohl der Ausgangspunkt neuer und eigenartiger Entfaltung sein wird. Aber gerade deshalb dürfen wir auch nicht verschweigen, was den reinen Kunstgenuß in der vorliegenden Dichtung stellenweise, wenn auch nur an vereinzelten Punkten, trübt. Avenarius giebt uns neben ganz köstlichen, voll empfundenen und rein wiedergegebenen Seelenbildern, auch solche, die mit zu grellen Farben aufgetragen sind, ja fast ins Bizarre übergehen (z. B. S. 26. 32. 36. 44. 45. 51. 57 u. a.). In dieser Neigung zu romantischer Ironie liegt eine große Gefahr. Bei manchem Dichter schon, z. B. bei Gottfried Keller,

diesem großen dichterischen Ingenium, hat sich solche Neigung nach und nach zur Manier entwickelt, und wir wünschen dringend, daß Avenarius, der das Zeug dazu hat, einmal einer der wirklich Großen in unserer Litteratur zu werden, vor diesem Abwege, auf den gerade die Besten unter den Neueren sich so häufig verirrt haben, bewahrt bleibe. Noch ist es eine verschwindend kleine Zahl von Zügen, welche in der hier besprochenen Dichtung auf diese Manier hindeuten, noch vermögen sie den echten Gehalt der Dichtung nur in geringem Maße zu beeinträchtigen. Auch soll ja der wahre Dichter jedes Register der Stimmung zu ziehen vermögen, nur dürfen diese kleinen Nebenregister nicht zu häufig und nicht zu lange gezogen werden, damit sie nicht schließlich das große gewaltige Register des echten Menschheitsklanges der Empfindung übertönen.

Diese kleine Anmerkung nur nebenbei. Im ganzen aber haben wir es hier mit einem Werke zu thun, das wir mit aufrichtiger und großer Freude begrüßen als eine Schöpfung von tiefer seelischer Bewegung und hinreißender Gewalt des Ausdrucks. Nicht wie im Traume, sondern mit hellen Augen sehe ich es: Ein neuer Frühling unserer Litteratur ist angebrochen.

Dresden. **Otto Lyon.**

---

## Zeitschriften.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte 7, 1: Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. Von Karl Borinski. — Kleists Penthesilea. Von Hubert Roetteken. — Der Vergessenheitstrank in der Nibelungensage. Von Otto L. Jiriczek. — Englische Komödianten in Rothenburg ob der Tauber. Von Karl Trautmann. — „Verse aus dem Gulistan", übersetzt von Friedrich Rückert. Von Ed. Bayer. — Was ist Übersetzen? Von Alfred Biese. — Marmontel in Ungarn. Von Heinrich v. Wlislocki. — Max Koch, Edmund Dorers nachgelassene Schriften, herausgegeben von A. Fr. Graf v. Schack. — Franz Muncker, Studien zur Litteraturgeschichte, Michael Bernays gewidmet von Schülern und Freunden. — Ludwig Fränkel, La leggenda di Alessandro Magno. Von Dario Carraroli.

Zeitschrift für das Gymnasialwesen 1893, 12. Heft: R. Lehmann, Die mittelhochdeutsche Lektüre in Obersekunda.

Preußische Jahrbücher 75, 1: O. Harnack, Eine neue Fausterklärung.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins 9, 2 u. 3: Karl Erdmann, Gedankenloser Wortgebrauch und sein Nutzen.

Neue Bahnen 5, 2: Joh. Meyer, Pädagogische Tagesfragen.

Guiseppe Sergi, Educazione e Istruzione. Rivista di pedagogia e scienze affini. Roma, Paravia e Comp. 1894. I, 1: G. Sergi, Nostro programma.

Tägliche Rundschau Nr. 28, 29, 30, 33 u. 34: Theodor Matthias, Joh. Gottfried Herder. Ein Beitrag zu seiner Würdigung im Lichte neuer Deutschbewegung. (Tritt warm für Herders Stellung vor Lessing in der Schule ein.)

## Neu erschienene Bücher.

Jul. Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatólski, Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte. 2. Band (Jahr 1891) 1. u. 2. Abt. Stuttgart, Göschen 1893. Ladenpreis geh. M. 12,60, geb. M. 14,60.

Alfred Meiche, Sagenbuch der sächsischen Schweiz. Leipzig, B. Franke 1894. 140 S.

John Ries, Was ist Syntax? Ein kritischer Versuch. Marburg, Elwert 1894. 163 S.

Josef Müller, Jean Paul und seine Bedeutung für die Gegenwart. München, H. Lüneburg 1894. 436 S. Preis M. 9.

A. Noelle, Beiträge zum Studium der Fabel mit besonderer Berücksichtigung Jean de la Fontaines. Nebst vergleichenden Texten und metrischen Verdeutschungen. Cuxhaven 1893, Programm der staatlichen Realschule.

Ernst Eckstein, Verstehen wir deutsch? Volkstümliche Sprachuntersuchungen. Leipzig, Karl Reißner 1894. 2. Aufl. 163 S. Preis M. 2.

Emil Kraepelin, Professor der Psychiatrie in Heidelberg, Über geistige Arbeit. Jena, Gustav Fischer 1894. 26 S. Preis M. 0,60.

Karl Woermann, Was uns die Kunstgeschichte lehrt. Einige Bemerkungen über alte, neue und neueste Malerei. Dresden, L. Ehlermann 1894. 202 S.

H. Kretschmann, Deutsche Aufsätze in Untersekunda. Programm des Königl. Gymnasiums zu Danzig. 25 S.

P. Hellwig, P. Hirt, U. Zernial, Deutsches Lesebuch für höhere Schulen. 4. Teil, Lesebuch für Tertia. Dresden, L. Ehlermann. 400 S.

Festschrift zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands in Aufsätzen zur deutschen Sprache und Litteratur, sowie zum deutschen Unterrichte von Karl Biltz, O. Brenner, Sigmund Feist, Ludwig Fränkel, Karl Franke, O. Glöde, H. Gloël, Ernst Henschke, Friedr. Kluge, Max Koch, C. Krumbach, Karl Landmann, Rudolf Löhner, Ernst Martin, A. Matthias, Karl Müller, Julius Sahr, Rudolf Schlößer, Franz Schnedermann, H. Unbescheid, Eugen Wolff, herausgegeben von Otto Lyon. Mit einem Bildnisse Rudolf Hildebrands. Leipzig, B. G. Teubner 1894. 364 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Humor im Kinderliede.

Von **Rudolf Hildebrand.**

Wenn man das Kinderlied nun immer öfter wissenschaftlich benutzt findet, besonders metrisch, so gibt es doch noch sonst auch manches daran zu lernen und zu lehren. Ich möchte heute einmal etwas vom Humor darin sagen, der uns leicht entgeht, weil das Kind einen anderen Humor braucht als wir Erwachsene. Überhaupt ist das Kinderlied nicht immer leicht zu verstehen, zumal wenn es wie viele in alte Zeit zurückreicht, die uns noch manches Rätsel aufgibt. Aber zum Humor.

Da ist ein Liedchen von den fünf Fingern, das man mit kleinen Kindern von 2 bis 3 Jahren spielt, denn ein Spiel ist es zugleich,

Das ist der Daumen,
Der schüttelt die Pflaumen,
Der list sie auf,
Der trägt sie heim,
Und der kleine Schelm da ißt sie ganz allein (dabei wird der kleine Finger tüchtig geschüttelt).

Das ist jedem Leser bekannt, an den Kinderschuhen abgelaufen und kann doch wohl noch eine kurze Beleuchtung brauchen. Der Erwachsene, der das Kind auf dem Schoß hat, hat mit einer Hand die rechte Hand des Kindes gefaßt und hält ihm mit der anderen der Reihe nach seine Fingerchen vor, indem er jedem sein Amt bei der Pflaumenernte zuspricht. Nur der Daumen geht dabei leer aus, obwohl er die Pflaumen durch den Reim zu Wege bringt, er steht aber wie ein vornehmer Herr abseits von dem Geschäft, war es doch in alter Zeit ein in Ernst und Scherz geführter Streit, ob der Daumen zu den Fingern gehöre, weil er selbst nicht so heiße (siehe z. B. den Schluß von Walthers Liede: Dô der sumer komen was L. 95, 16). Die anderen Finger sind wie Personen behandelt, der kleinste Finger als der wichtigste, der ohne eigene Mühe von aller Mühe seiner Kameraden allein den Gewinn zieht. So geht das kleine Spiel in einer unerwartet lustigen Wendung aus und das Kind lacht auf, zumal es in dem kleinen Schelm gern sich selber sieht. Auch wird die letzte Zeile, die ja aus dem Rhythmus heraustritt, rascher und recht prosaisch gesprochen, was denn die lustige Wirkung nicht wenig erhöht. Das Spielchen muß denn auch zwei-, dreimal wiederholt werden. Ich denke, das ist Humors genug, geschlossener und

guter, in den paar Zeilen, und ihm ist das Ganze entsprungen und rührt her von einem, der sich recht auf die Seele des Kindes verstand.

Ein anderes Liedchen, zugleich wieder Spielchen, noch einfacher, bei 1—2jährigen Kindern gebraucht, hat auch den Zweck, das Kind lachen zu machen, besonders gern gebraucht, wenn das Kind verstimmt ist. Man faßt das Kind bei den Ärmchen, schlägt die flachen Händchen zusammen, daß sie den Takt zum Liedchen angeben. Dieses, halb gesprochen, halb gesungen, lautet:

Eins, zwei, drei —
Hicke, hacke Heu —
Hicke, hacke Haferstroh,
Morgen machmers[1]) wieder so.

Das Kind ist von dem Spiel höchlich ergötzt, schon dadurch, daß es den Takt selbst schlägt; in den zwei ersten Versen, die nur drei Töne haben, der erste sogar nur drei Silben (jede aber einen Hochton), wird die vierte Versstelle, die doch den rhythmischen Rahmen erst fertig macht, dargestellt durch das Taktschlagen der Händchen. Das kleine Ding ist voll rhythmisch musikalischen Reizes. Es steigt von der möglichst einfachen Form durch Füllung des rhythmischen Rahmens auf zum geschlossenen Ganzen. Auch das Vokalspiel Hicke, hacke Heu trägt zum Reize bei, den das Kind schon dunkel empfindet. Übrigens wird auch hier am Ende das Tempo beschleunigt, was denn der Wirkung die Krone aufsetzt. Das Kind lacht und hat allen Unmuth vergessen.

Das Lachen machen als bewußten Zweck verfolgt ein Leipziger Spruch, mir aus meinen Knabenjahren aus eigener Übung wohl bekannt. Wenn zwei mit einander entzweit waren und einer auf den anderen böse, wie der Ausdruck ist, und der Schuldige den anderen zu versöhnen oder wieder gut zu machen wünschte, brauchte er den Spruch:

Bist du böse,
Beiß in Pelz,
Kommst du bis nach Weißenfels;
Kommst du bis nach Halle,
Sind die Bösen alle.

Der Schluß lautet auch: Ist die Bosheit alle. Das erscheint uns zunächst wie recht saftlose Witzelei, ist aber aufs Feinste berechnet auf den Zweck, den Verstimmten lachen zu machen, damit er sich zur Versöhnung neige. Der Sprechende trat dem Verstimmten, der schmollend dastand, von hinten an und sagte ihm unerwartet über die Achsel, flüsternd mit komischem Stimmklang, ins Ohr jene Verse.

1) so und durchaus nicht anders, und wen das gar zu schulwidrig oder gar barbarisch ansieht, behöre nur sich selber, er kann es an sich selber hören.

Schon der erste Vers verfehlte nicht leicht seine Wirkung. Denn zum Lachen reizt schon der durchgehende Stabreim und gutmütig versöhnlich klingt darauf, doch zugleich komisch genug: Wenn du böse bist und beißen willst, so beiß nicht mich, sondern in den Pelz, da kannst du dich satt beißen ohne Schaden. Und nun auf 'Beiß in Pelz' der mit den Haaren herbeigeholte Reim Weißenfels, der sich dem Klange nach doch so von selbst darbietet. Das ist und wirkt wahrhaft lächerlich. Nun brauchte man nur der Saale entlang zu gehen und kam nach Halle, das für den krönenden Gedanken den erwünschten Reim bot. So ist das Dingelchen ein Meisterstück von Witz in feinster Berechnung. Übrigens besteht der Spruch auch in einfachster Form, so daß dem Bösen auch ein besserer Stoff zum Beißen dargeboten wird: Bist du böse, beiß in die Klöße; in Greiz: Bist du bös, beiß in die Klöß.

Eigentümlich ist es, wenn in einem Liede auf ein anderes Bezug genommen wird und dies geradezu als Anknüpfung benutzt, auch mit leisem, schönem Humor. Folgendes Liedchen habe ich aus einem Dorfe bei Delitzsch und außerdem bei Oschatz:

Bauer baue Kessel,
Wir tanzen, tanzen brav,
Der Großpapa im Sessel
Kommt nimmermehr in Schlaf.
Er wollt ein Auge machen,
Als ob er böse wär,
Da mußt er wieder lachen
Und schaute wieder her.

Bauer baue Kessel ist der Anfang des Liedes und Spieles, das ich im 3. Jahrg. S. 4 f. genauer behandelt habe und das sich als uralt erweisen ließ. Die heutige Form aber ist zum Schlusse ins Komische verkehrt:

Bauer baue Kessel,
Morgen wird es besser,
Übermorgen tragen wir Wasser ein,
Bauz fällt der ganze Kessel ein.

Bei der letzten Zeile fallen die Kinder, die den Kessel selber singend und tanzend darstellen, sofort über den Haufen, was nicht ohne Lachen und Lärm abgeht. Aber eben das ists, was den Großpapa am Schlafe hindert; er will böse werden, aber das lustige Treiben siegt über seinen Unmut, daß er doch wieder heiter zusieht.

Einen köstlichen leisen Humor athmet auch folgendes Spielliedchen. Die Kinder tanzen in der Runde und singen dazu in einer hübschen Melodie, einfach und lebendig:

Der Abt ist nicht zu Hause,
Er ist auf einem Schmause,
Und wenn er wird zu Hause kommn,
So wird er schon geklingelt kommn.

Es ist eine Scene aus dem Klosterleben. Die Kinder selbst sind die Klosterinsassen, und da der Abt einmal auswärts auf einem Schmause ist, so thun auch sie sich ein Gütchen und tanzen, und was man sich wohl hinzu denken kann, schmausen. Die Schelle an der Pforte wird schon warnen, wenn es wieder Zeit wird, fromm zu sein. Man wird das Liedchen in die Zeit vor der Reformation setzen müssen, da es bei uns längst keine Klöster mehr giebt, geschweige denn daß die Kinder da von den Geheimnissen des Klosterlebens hätten wissen können. Übrigens wird es auch als wirkliches Spiel behandelt, wobei die Zellen durch Stühle vertreten sind.

Der Humor, zumal von reiferen Kindern, greift aber auch nach derberen Mitteln. Also er liebt es z. B. einen in höherem Tone anfangenden Spruch mit einer Derbheit zu schließen.

Folgender Spruch zum Auszählen beim Spielen, in Sachsen verbreitet[1]), setzt in einem gehobenen traumhaften Tone an (der im Volkslied überhaupt sehr beliebt ist), der Gedanke flicht sich aber dann in Sprüngen in einer langen Kette fort, die uns ermüdend ist, für die Spieler aber nicht, die gerade daran den Hauptspaß haben, auf den Ausgang begierig, den eine platzende Maulschelle. Sehr bemerkenswert ist noch dabei der metrische und sprachliche Aufbau, von dem ich schon einmal gehandelt habe im 3. Jahrg. S. 12 f.

Ich gieng einmal nach Engelland,
Begegnet mir ein Elephant,
Elephant mir Gras gab,
Gras ich der Kuh gab,
Kuh mir Milch gab,
Milch ich der Mutter gab,
Mutter mir ein Dreier gab,
Dreier ich dem Bäcker gab,
Bäcker mir ein Brodchen gab,
Brodchen ich dem Hundchen gab,
Hundchen mir ein Pfötchen gab,
Pfötchen ich der Köchin gab —
Köchin mir eine Schelle gab.

Übrigens wird in einer anderen Fassung die Maulschelle doch auch gesühnt, womit freilich das Lachen über den alten Schluß wegfällt. In Greiz geht es so aus:

1) Die obige Fassung stammt aus der Waldenburger Gegend; anderwärts wie in Wermsdorf und dem Erzgebirge mit mancherlei Abweichungen.

Pfötchen ich der Magd gab,
Magd mir eine Maulschell gab,
Maulschell ich der Mama sagt,
Mama Magd hat fortgejagt.

Der Humor geht aber auch bis ins Äußerste vor und bewegt sich in solchen tollen Sprüngen, daß die Ordnung der Dinge durcheinander geworfen wird und ein innerer Faden außer dem des tollen Humors kaum noch zu finden ist. Als Muster dieser Art kann dienen ein Spruch aus des Knaben Wunderhorn, Berlin 1846, 3 S. 457, wo doch die letzten 4 Zeilen ursprünglich nicht dazu gehören:

Ich saß auf einem Birnenbaum,
Wollt gelbe Rüben graben,
Da kam derselbe Bauersmann,
Dem diese Zwiebeln waren!

Ach, ach du Schelm, ach, ach du Dieb!
Was machst du in den Nüssen,
So hatt' ich all mein Lebetag
Kein beßre Pflaumen gessen.

Der Esel hat Pantoffeln an,
Kam übers Dach geflogen.
Ach, ach ich armes Mägdelein,
Wie bin ich doch betrogen!

Ich habe eine Fassung aus Borna (es liegt an der Wihre, einem Flüßchen), die aber auch nicht rein erhalten ist, denn der Anfang ist aus einem Spruch über die verkehrte Welt:

Anno eens, wo die Wihre brannte
Und die Bauern bellten
Und die Hunde zu Markte fuhren,
Gieng ich die Buttergasse nuf
Und die Johannisgasse wieder ruf.
Da begegnete mir ein Maulbeerbom,
Da war recht schöne Sache drom,
Da pfluckt'ch mer eine Hand voll Schoten,
Da kam der Bauer, was wolltern
In mein Erdbirn.
Da hab ich in mein ganzen Leben
Noch keene solchen guten gebratenen Sperlinge gegessen,
Als wie die Haselnüsse schmeckten.

Dem Erwachsenen wollen diese Dinge nicht munden, auch nicht als Humor, er sieht keinen Zweck dieses sinnlosen Durcheinander, auch keinen heitren oder satirischen, aber Kinder in einem gewissen Alter, wo sie sich auch mit ihren Gedanken in der Schule wie in Stränge eingezwängt fühlen, finden in solchen befreienden Bocksprüngen die höchste Genugthuung. Es kommt ihnen wie die höchste Blüthe des Witzes vor.

Ich kann mich nicht enthalten zum Schlusse eine Probe von der Dichtung dagegen zu stellen, die den Kindern in der Schule als Nahrung gegeben wird. Da singen sie z. B.:

Der Sandmann ist da,
Der Sandmann ist da,
Er bringt den schönen weißen Sand,
Ist allen Leuten wohlbekannt,

und so endlos wiederholt. Es ist nämlich zugleich als Tanz behandelt, wobei die Kinder in zwei Reihen gegeneinander stehen und allemal ein Paar in der Gasse hinauf tanzt, unter dem Gesang der Andern. Als Melodie ist benutzt die des alten Studentenliedes „Was kommt dort von der Höh'", was denn dem Ganzen nebst dem Tanze einen lebensvollen Anstrich gibt. Aber der Inhalt, der doch die Hauptsache sein soll? Kann denn etwas kraft- und saftloser sein?

Als Zugabe dann noch und als Probe, wie viel Kraft und Saft in wenig Zeilen möglich sind, ein englischer Kinderspruch beim Auszählen zum Spielen:

Zickety dickety dock,
the mouse ran up the knock (Glocke)
the knock struck one,
dawn the mouse ran,
zickety dickety dock.

Die Maus auf dem Kirchenboden läßt sich einfallen an der Glocke hinauf zu laufen; da schlägt diese eins, wohl bemerkt nur eins, und wie rasch springt die Maus wieder hinunter. Das kleine Ding wäre eines großen Dichters würdig und die Kinder haben sich's doch selber gemacht.

Welcher Erwachsene wird oder kann sich denn auch in das Leben und Empfinden einer Maus einlassen?

---

## Der Aktuarius Salzmann, Goethes Straßburger Mentor.[1]

Von **Heinrich Düntzer** in Köln a. Rh.

Unter den Männern, welche seit der Mitte des achtzehnten Jahrhunderts auf ihre Vaterstadt Straßburg einen dauernden wohlthätigen Einfluß in schlichtem, echt deutschem Sinne geübt, nimmt Johann Daniel Salzmann eine um so bedeutendere Stelle ein, als sein Wirken unserer sich hebenden deutschen Litteratur zu gute gekommen; denn daß Goethe hier neben dem strengen Zuchtmeister Herder den milden, liebevoll dessen Geist und Herz erkennenden Berater in dem mehr als ein Vierteljahr-

1) Eine Skizze von Salzmanns Leben habe ich in der Münchener „Allgemeinen Zeitung" Beilage 1892 Nr. 272 gegeben.

hundert älteren Straßburger fand, war für das sprudelnde Genie, das den Fernstehenden halbnärrisch erscheinen konnte, von den wohlthätigsten Folgen. Darum müssen wir mit warmem Danke des Mannes gedenken, der, vierzig Jahre nach der Vergewaltigung seiner deutschen Heimat geboren, Zeuge ihrer freien, leider durch den Widerstreit der Stadt, des Bischofs und des Adels verworrenen Verwaltung, dann des gegen Ende der Regierung Ludwigs XV. überhandnehmenden französischen Einflusses, der Greuelherrschaft der Republik und des welterobernden Kaiserreichs sein sollte, ehe der Neunzigjährige, aller Mitgeborenen beraubt, nach so wechselvollen, auch seine Nächsten bitter treffenden Geschicken die Welt verließ, an der er mit inniger Liebe, aber nicht ohne Glauben an ein besseres Jenseits, gehangen.

Als zweiter Sohn des Handelsmannes und Beisitzers des großen Rates Johann Salzmann wurde unser Johann Daniel am 26. März 1722 geboren. Schon vor Vollendung seines sechsten Lebensjahres verlor er den Vater, zwei Jahre später die Mutter; diese war die Tochter eines französischen Handelsmannes, dessen Familie vor der Religionsverfolgung nach der Schweiz geflohen war. Von den Vorfahren des Vaters war einer ein berühmter Arzt und Professor, dessen Bruder ein vorzüglicher Kanzelredner gewesen. Der noch lebende Oheim war Salzdirektor und Licentiat der Rechte, ein Vetter widmete sich dem Dienste der Kirche. Unter der Vorsorge gebildeter Verwandten genoß er mit seinem drei Jahre älteren Bruder den Unterricht des Gymnasiums, das freilich fast nur die alten Sprachen in trockenster Weise überlieferte. Beide widmeten sich auf der Hochschule ihrer Vaterstadt dem Rechtsstudium; unser Johann Daniel wurde Licentiat der Rechte. Darauf besuchte er ein Jahr lang Paris. Als Fünfzigjähriger schrieb er an einen in Paris augenblicklich weilenden deutschen Bekannten, der sich über das Getümmel der französischen Hauptstadt etwas verstimmt geäußert hatte: „Ich denke, wenn Sie noch ferner sich in dem Gewühle der Pariser Welt herumtragen, so wird Ihnen diese große Wahrheit immer einleuchtender werden: daß, mit welcher Verachtung wir auch auf fremde Nationen, die nicht in unsere Form gegossen sind, herabsehen, dennoch jede hier und da etwas aufzuweisen habe, das unserer Existenz eine schönere und glücklichere Wendung geben kann. Ich habe meinen Kopf ein Jahr lang in Paris herumgetragen, und unter anderem mir angemerkt, daß man allda den sinnlichen Vergnügungen, ja selbst den Künsten und Wissenschaften einen Firniß zu geben weiß, den man anderswo vergebens suchen würde, so sehr es auch manchmal an Wahrheit und Gründlichkeit fehlen möchte.“ Mit dem ihm eigenen Ernste verwandte er diesen Aufenthalt zu seiner weiteren Ausbildung nicht bloß in seinem Fache, sondern auch in Kunst, Wissen=

schaft und Leben. Daß er große Gewandtheit im französischen Ausdrucke besaß, berichtet Goethe; die in Paris glänzende geistliche und weltliche Beredsamkeit mußte seinen regen Geist nicht weniger anziehen als die sonstige reiche Bildung, besonders die großartigen Sammlungen für Wissenschaft und Kunst.

Während sein Bruder sich der Vertretung adeliger Familien gewidmet zu haben scheint (er starb als wirklicher Hofrat des Fürsten von Leiningen-Dachsberg), finden wir ihn selbst im Jahre 1751 bei der Ökonomiekammer, ja er würde damals zum Sekretär derselben ernannt worden sein, hätte nicht nach dem feststehenden Wechsel diesmal ein Katholik an die Stelle des abgegangenen Lutheraners treten müssen. Doch schon am 17. August 1753 wurde er zum „Vogteischreiber oder Aktuarius bei einem löblichen Vogteigericht (Vormundschaftsgericht)" gewählt, welches Amt er mit voller Hingabe verwaltete, da es ihm erwünschte Gelegenheit bot, mit seinem Rate Witwen und Waisen zu dienen. Dies that er mit solcher Einsicht und so liebevollem Anteil, daß er bei seiner gemütlichen Anspruchslosigkeit bald allgemeines Vertrauen und hohe Achtung erlangte. Seine Thätigkeit beschränkte sich nicht auf amtlichen Beistand, er suchte den Bedrängten auch zu förderlicher Thätigkeit zu verhelfen. So wissen wir, daß er den Töchtern des 1735 gestorbenen Diakonus Joh. Jak. Lauth hilfreich zur Seite stand. Von diesen war die ältere im Jahre 1723, die andere sechs Jahre später geboren; der eine der beiden hinterlassenen Knaben zählte beim Tode des Vaters erst zwei Jahre. Wohl unter seiner Beihilfe übernahmen die Töchter ein Kosthaus für Studenten[1]), das sich besonders dadurch empfahl, daß der allbekannte und beliebte Salzmann den Vorsitz übernahm, wie auf Hochschulen häufig solche von ansehnlichen Männern durch ihre Teilnahme gehobene Studententische sich fanden. Zufällig wissen wir, daß Salzmann schon im Jahre 1760 einer in seinem Hause gehaltenen Übungsgesellschaft vorstand, die wohl sein regelmäßiges Zusammentreffen mit jungen Studierenden bei gemeinsamem Tische veranlaßt haben dürfte. Schon frühe wird es Salzmann Bedürfnis gewesen sein, da er, trotz seiner Wohlhabenheit, keinen eigenen Haushalt führte, an einem Orte zu speisen, wo er Gelegenheit zur Unter-

1) Schon im Jahre 1766 bewohnten die Jungfern Lauth das in der Nähe der beiden Gebäude, worin Vorlesungen gehalten wurden, gelegene Eckhaus der Knoblochgasse und des Schiffergäßchens, das sie erst 1779 ankauften; wann sie es bezogen, konnte Froitzheim, der sich um die Straßburger Ortsfragen sehr verdient gemacht hat, nicht erkunden. Ihr Bruder, Johann Daniel, der 1773 Notar wurde, wohnte bei ihnen und hatte dort seit dieser Zeit seine Amtsstube. Diese befand sich auf dem ersten Stocke nach hinten, vorn das helle geräumige Speisezimmer, das mit der Küche durch ein Schiebfensterchen in Verbindung stand. Der zweite Stock ward meist an Studenten vermietet; unten befanden sich Magazinräume.

haltung mit begabten, den Wissenschaften sich widmenden jungen Leuten fand, so daß die persönliche Leitung des Lauthschen Mittagtisches nicht weniger seinem eigenen Bedürfnis als dem Wunsche entsprach, sich anderen hilfreich zu erweisen. Dieses Zusammenleben mit jüngeren geistig begabten Leuten war eine Erfrischung des an allem geistigen Leben warmen Anteil nehmenden Menschenfreundes, und ihm um so nötiger, als er schon frühe an Schwermut litt, die er durch viele Bewegung und gesellige Unterhaltung zu bekämpfen suchte. In einem Briefe des Jahres 1800 berichtet er einem jüngeren Verwandten, er leide seit kurzem wieder, wie in seinen Jugendjahren, an Schwermut, doch habe er von frühe an die seltene Kunst geübt, seinen Freunden nur seine angenehme Seite zu zeigen. Darin stimmte er mit Merck überein, der bei Anfällen von Mißmut die Gesellschaft mied.

Schon manche begabten jungen Leute verschiedener Länder hatten sich Salzmanns belehrender Unterhaltung und seines freundlichen Anteils zu erfreuen gehabt, als im Frühjahr 1770 der infolge eines langwierigen Übels noch sehr reizbare, von Herrenhutischem Wesen angewehte zwanzigjährige Frankfurter vom großen Hirschgraben, der Enkel des Stadtschultheißen, dessen Name Textor bei den Juristen einen guten Klang hatte, in die von Salzmann geleitete Lauthsche Tischgesellschaft trat, wohl nicht auf Empfehlung seines mit der Familie Lauth verwandten Hauswirtes, eines Frankfurters, da dessen Sohn erst in die Familie Salzmanns heiratete. Vier Monate später schreibt der jetzt wieder völlig Gesundete, kurz vor seiner Meldung zu den juristischen Prüfungen, an seine fromme Freundin Klettenberg: die Straßburger Herrenhuter, an die er sich einige Zeit stark gehalten, hätten seine Lebhaftigkeit doch endlich unerträglich gelangweilt, dagegen habe eine das gerade Widerspiel bildende Bekanntschaft ihm bisher nicht wenig genützt. „Herr Salzmann, ein Ideal für Mosheimen oder Jerusalemen, ein Mann, der durch viel Erfahrung mit viel Verstand gegangen, der bei der Kälte des Blutes, womit er von jeher die Welt betrachtet hat, gefunden zu haben glaubt: daß wir auf diese Welt gesetzt sind, besonders um nützlich zu sein, daß wir uns dazu fähig machen können, wozu denn auch die Religion etwas hilft, und daß der Brauchbare der Beste ist, und alles, was draus folgt." Freilich hat Froitzheim daraus, man weiß nicht wie, geschlossen, dieser habe das weibliche Geschlecht nicht besonders wert geschätzt, obgleich er in allen Familien und als Vater der Witwen und Waisen verehrt war. Er hat die Äußerung eben mißdeutet und zugleich verstümmelt. Goethe durfte der frommen Freundin, die das Leben in und mit Christus für das höchste Glück und die wahre Bestimmung des irdischen Daseins hielt, nicht verraten, wie sehr er sich der Leitung dieses Mannes anvertraut

habe; er bemerkte nur, es scheine, daß er durch alle Klassen, durch Menschen von den verschiedensten Lebensanschauungen, gehen solle. Für seinen christlichen Glauben, der früher Schiffbruch gelitten hatte, brauchte sie noch nicht zu fürchten, da er an diesem Tage (es war der Sonntag vor seinem Geburtstage) mit der Gemeinde zum Abendmahl gegangen war, doch konnte ihr nicht entgehen, daß das wirkliche Leben den nach frischer Entwickelung seiner lebhaften Natur strebenden feurigen Jüngling in seine Kreise zu ziehen begonnen hatte, wie er denn erst nach längerer Zeit sich wieder an die Freundin wandte, die in seiner traurigen Krankheitslage ihm so liebevoll zur Seite gestanden hatte. Daß seine jetzigen Umstände ihm nicht wenig zu versprechen schienen, vertraute er ihr; die vielen Menschen, die er sehe, die vielen ihm querüber kommenden Zufälle (die Durchkreuzungen seiner Absichten und die Enttäuschungen seiner Vorstellung von andern) gäben ihm Erfahrungen und Kenntnisse, die er sich nie habe träumen lassen. Hierbei war der durch reiche Erfahrung und besonnenes Nachdenken über Welt und Leben herangereifte ältere Freund, dem er alles vertrauen durfte, ihm ein erwünschter Leiter. Unter allen seinen Straßburger Freunden schwebte dem Dichter, als er sein Jugendleben beschrieb, am deutlichsten das Bild dieses seines Mentor vor, zu dessen Vollendung er nur wenige Züge frei hinzuzufügen brauchte; es lebte frischer als das seiner übrigen Bekannten in seiner Seele. Wenn er ihn mehr als zehn Jahre älter macht (er war achtundvierzig Jahre alt, nicht in den Sechzigern), so deutet dieses wohl darauf, daß er ernster aussah und körperlich viel gelitten hatte. Man muß gegen Goethe so verstimmt sein, wie Froitzheim ist, um zu wagen, in der Angabe des höheren Alters eine absichtliche Täuschung aufzuspüren. Seine äußere Gestalt beschreibt Goethe nicht, keineswegs weil er sich ihrer nicht mehr erinnerte, sondern weil sie weniger bedeutend war und sich keine besondere Veranlassung bot, ihrer zu gedenken, was bei Meyer, Jung und Lersé der Fall war, während sein ihm sehr nahe tretender Freund Weyland gar nicht beschrieben wird. Nur die bezeichnende Tracht des alten Junggesellen, der ein schönes Vermögen besaß, schildert er gleich bei der ersten Erwähnung. „In seinem Äußern hielt er sich knapp und nett, ja er gehörte zu denen, die immer in Schuh und Strümpfen und den Hut unter dem Arm gehen; den Hut aufzusetzen war bei ihm eine außerordentliche Handlung. Einen Regenschirm führte er gewöhnlich mit sich [als leidenschaftlicher Spaziergänger, wie es in unsern Tagen Karl Simrock in gleicher Weise that], wohl eingedenk, daß die schönsten Sommertage oft Gewitter und Streifregen über das Land bringen.“ Bei Tische, wo Salzmann obenan saß, war er „der allgemeine Pädagog“, wie Goethe sagt. „Sein Verstand, seine Nachgiebigkeit, seine Würde, die er bei allem Scherz und

selbst manchen Ausschweifungen, die er uns erlaubte, immer zu erhalten wußte, machten ihn der ganzen Gesellschaft lieb und wert, und ich wüßte nur wenige Fälle, wo er sein ernstliches Mißfallen bezeigt oder mit Autorität zwischen kleine Händel und Streitigkeiten eingetreten wäre." Da wird er denn auch wohl einmal als Vorsitzer durch Hutaufsetzen Ruhe hergestellt haben. Freilich hören wir später, daß, habe er einmal vorfallende Händel nicht auf seine väterliche Art beschwichtigen können, so sei Lersé als Schieds- und Kampfrichter eingetreten, doch dürfte der Aktuarius alle solche Streitigkeiten kaum bei Tische geduldet haben. Besonders habe er darauf gehalten, heißt es weiter, daß dem billigen roten Weine nicht zu viel zugesprochen wurde.

Über seine juristischen Studien, besonders über die Forderungen, welche man an die zur Erlangung des Licentiats nötigen Prüfungen mache, wird er mit Salzmann gesprochen haben, doch ist das, was „Wahrheit und Dichtung" darüber enthält, nichts weniger als zuverlässig. Die Äußerungen über die Straßburger juristischen Professoren lauten in der zufällig erhaltenen früheren Fassung ganz anders und werden nicht Salzmann zugeschrieben. Daß dieser ihn an einen Repetenten verwiesen, zu dem man großes Vertrauen gehegt, widerspricht gerade der älteren Fassung. Dort hieß es, mit seinem Besuche der juristischen Vorlesungen sei es anfangs ganz leidlich gegangen, bis er mit einigen Verwegenern über seine Absicht zu promovieren gesprochen habe; diese hätten ihn ausgelacht, daß er deshalb noch weitläufig studieren wolle. Es gäbe „Repetenten, die eine Art von schriftlichem Katechismus besäßen, welcher alle Fragen enthalte, die nur ex utroque jure beim Examen könnten gethan werden". Mit einem solchen Manne sei er denn einig geworden, daß er ihm ein solches Manuskript mitgeteilt. Aber auch diese Darstellung ist nicht richtig. Wir wissen, daß Goethe die Hefte, welche er der Prüfung wegen durchsah, von einem älteren Juristen erhielt, der nach Straßburg gekommen, um nachträglich das Licentiat sich zu erwerben; diesen lernte er am Salzmannschen Tische kennen und ward mit ihm näher bekannt. Wir werden seiner sogleich zu gedenken haben.

Unter den Tischgenossen, deren Zahl, wenn wir Goethes Bericht trauen dürfen, damals geringer war als im nächsten Winter, befand sich der Mediziner Friedrich Leopold Weyland aus Buchsweiler, mit dem Goethe sich um so näher befreundete, als dessen Vater ein paar Jahre Arzt in Frankfurt gewesen war[1]) und er selbst dort einige Zeit sich niederzulassen

1) Georg Leopold Weyland war gleich nach seiner Promotion im Jahre 1740 als Arzt in Frankfurt aufgetreten. Er soll in das Bürgerrecht seines Großvaters eingetreten sein. Wer dieser gewesen und worauf sich die etwas sonderbare Sage bezieht, war bisher nicht zu ermitteln.

gedachte. Ein zweiter Buchsweiler Landsmann, der schon in Saarbrückischen Diensten stehende Engelbach, kam anfangs Mai, um als Licentiat der Rechte zu promovieren, ein dritter, der schon genannte Lersé, der Theologie studierte, im Juni. Der von Goethe genannte Ludwigsritter ist nachweislich eine zur Ausschmückung gemachte Erfindung[1]), so daß das Raten auf einen der vielen zur Zeit in Straßburg weilenden Ludwigsritter, dessen Namen wir zufällig erfahren, doppelt ungehörig ist. Auch 1792 in der Champagne begegnete Goethe vielen Ludwigsrittern. Keiner von allen zog Salzmann so mächtig an, wie der junge Frankfurter, dessen Geist, Herz, mannigfache Kenntnisse, frische Munterkeit und entschiedene Zuneigung ihn erfreuten, wie dieser am älteren wohlwollenden, reich gebildeten, mit den Verhältnissen Straßburgs, des Elsasses und Frankreichs vertrauten Manne einen festen Halt fand; liebte es ja Goethe von jeher, sich an ältere, erfahrene Männer anzuschließen, sich von ihnen leiten zu lassen, auf die sein herzliches, geistsprühendes Wesen eine wahrhaft bezaubernde Kraft übte, ohne daß seine geniale Überschwenglichkeit den tiefer schauenden Menschenkenner störte. Wechselseitiges Vertrauen gründete bald die innigste Verbindung zwischen dem reifen Manne und dem feurigen Jüngling. Für Salzmann war viele Bewegung ein Bedürfnis und nicht weniger sah der noch an starker Reizbarkeit der Nerven leidende jüngere Genosse auch in frischer Luft und langen Spaziergängen ein willkommenes Heilmittel. So war denn Goethe bald der stete Begleiter des Aktuarius auf weiteren und näheren Wanderungen in der Umgegend, wo dieser bei vielen Familien, welche in der schönen Jahreszeit ihre dortigen Landhäuser bewohnten, ein angenehmer Gast war, dessen junger Freund sich auch bald die Herzen gewann. Gern fügte er sich den Eigenheiten des den Fünfzigern nahen Mannes, der ein Whistspiel nicht leicht entbehren konnte, und so schaffte er sich auch einen dazu nötigen Spielbeutel an. Wenn die reiche Erfahrung, die vielseitige Bildung und der schöne reine Menschensinn des ihm wohlwollenden älteren Freundes den Rechtskandidaten fesselten, so rissen diesen Goethes jugendliche Munterkeit, das Feuer seines lebhaften Dranges, sein sprühender Geist, die mit offenster Vertraulichkeit und herzlicher Gutmütigkeit verbunden waren, unwiderstehlich hin. Freilich mußte Salzmann ihn zuweilen berufen, wenn seine ausschweifende Einbildung ihn über alle Schranken trieb, ihn, wie er später gegen diesen äußerte, in ein Zirkelchen warf, worüber er Sonne, Mond und die lieben Sterne vergaß, aber er that es mit warmer Liebe und wohlthuender Ruhe, nicht in scheltendem, mit kalter Sittlichkeit ihn zurechtweisendem Tone, ja er sah ihm manches

1) Vgl. meine Ausführung in der „Zeitschr. f. d. deutschen Unterricht" VI, 401.

nach, um sein Zutrauen zu gewinnen, ähnlich wie es Goethe später mit dem Herzog Karl August that, mit dem er sogar an manchen Thorheiten teilnahm, zu denen diesen seine noch nicht ausgetobte Jugend hinriß. Sittliche Betrachtungen, wie sie der Aktuarius liebte, waren Goethe so wenig zuwider, daß er schon unter seinen Jugendgenossen als eifriger, in solchen sich selbstgefällig ergehender Redner galt; auch gründeten sich diese bei Salzmann auf reiche Erfahrung und tiefes Nachdenken, waren nicht eisige Flocken trüber Unlust am Leben, dessen heiterer, aber bedächtiger Genuß gerade den Grundpfeiler seiner ganzen Lehre von menschlicher Glückseligkeit bildete. Bei dem vollen Vertrauen, das Goethe zu ihm gefaßt, mußte er auch seiner eigenen häuslichen Verhältnisse gedenken, und so dürfte er ihm kaum ein gewisses Mißverhältnis zu seinem Vater verborgen haben: aber auch hier wirkte Salzmann milde versöhnend, ja Wolfgang wird dem Vater von der Bekanntschaft eines so tüchtigen Mannes berichtet haben, deren dieser sich freuen mußte. Auch mit seinen dichterischen Versuchen hielt er gegen Salzmann nicht zurück, besonders mit seinen „Mitschuldigen", auf die er damals viel hielt, und das hier zu Tage tretende Talent konnte diesem nicht entgehen, wenn ihn auch der Grundgedanke kaum ansprach. An Unterhaltungen über die Malerei wird es zwischen einem so einsichtsvollen Kunstfreunde und dem Schüler Oesers nicht gefehlt haben. Salzmann hatte die Pariser Sammlungen nicht vergebens besucht, wogegen Goethe besonders von der niederländischen Kunst angezogen war. Ob der in Goethes späterer Erinnerung mit Vorliebe erwähnte Silen über Salzmanns Kamin ein Bild oder eine plastische Darstellung war, wissen wir nicht. Eine von Goethe selbst radierte Landschaft schenkte dieser ihm als Zeichen seiner besonderen Verehrung. Der tiefe, ja überwältigende Eindruck, den der mächtige Münsterbau auf dessen hingerissene Seele übte, mußte dem geborenen Straßburger wohlthun. Die Schönheiten und Wunder der Natur, mit seinem frischen Auge geschaut, aus jubelndem Herzen begrüßt, entzückten Salzmann, seine glühende Empfindung für alles, was des Menschen Kraft und Würde zeigt, regte ihn verständnisvoll an. Welch ein Genuß war es für diesen, wenn der herrliche Jüngling von seiner Elsaß-Lothringer Reise erzählte, auf der ihn das Zaberner Schloß und die berühmte Steige, Festungen und Bergschlösser, Glas-, Eisen- und Alaunenwerke, die Duttweiler Steinkohlengrube und ein brennender Berg so mannigfach angezogen, auf der ihn zu Niederbrunn die aus Bauernhöfen entgegenleuchtenden Reste des Römerbades so ahnungsvoll in das Leben und Weben des Altertums versetzt hatten, wenn er von der Wallfahrt nach dem Odilienberge berichtete, auf welcher das Bild der Heiligen so unauslöschlich in seine Seele geprägt worden!

Wir gedachten schon der von Salzmann sehr frühe gegründeten Übungsgesellschaft. Diese kam regelmäßig Donnerstags nachmittag um drei Uhr in seiner dem Rathaus gegenüber gelegenen Wohnung in der Langgasse zusammen; durch kleine Beiträge wurde hier für Anschaffung der Tageslitteratur gesorgt, während auch Salzmanns eigene Büchersammlung und die städtische, deren Bibliothekar ihm befreundet war, den Mitgliedern zu Gebote standen. Aus den erhaltenen lückenhaften Angaben wissen wir, daß zu dieser Gesellschaft im Anfang der sechziger Jahre der später in Kopenhagen angestellte Magister Wöldicke, vom Winter 1763 bis zum Herbst der Begleiter des Grafen Schulin, O. Fr. Müller, gehörte, der sich später durch zoologische Schriften bekannt gemacht. An dieser anregenden Gesellschaft, in welcher unter des Aktuarius umsichtiger Leitung Vorträge von den Mitgliedern gehalten und besprochen wurden, muß sich auch Goethe beteiligt haben. Wenn Jung, dessen wir später zu gedenken haben, ohne Salzmann zu nennen, erzählt, eine Anzahl edler Studierender hätten sich in Straßburg zu einer Gesellschaft der schönen Wissenschaften verbunden, so zeugt dies nur von getrübter Erinnerung, und so wird auch seine Behauptung, Goethe habe sich auf diese nicht eingelassen, sei nur zuweilen darin erschienen, um „ihn aufzumuntern, den lieben Jünglingen zu helfen", nicht als zuverlässig gelten können. Wie hätte Goethe sich dieser von Salzmann liebevoll geleiteten Gesellschaft entziehen können, bei welcher er Gelegenheit zur Übung in freiem Vortrag und zur Besprechung aller ihm am Herzen liegenden Gegenstände fand. Ein anderer Genosse dieser Gesellschaft rühmt mit Begeisterung, Salzmann, der längst Einheimischen und Fremden durch vollendete Humanität, ganz einzige Liebe und Güte bekannt und allen teuer gewesen, habe wie ein Steuermann den Lauf gelenkt, vor Klippen gewarnt und die stürmischen Wogen der jugendlichen Gemüter beruhigt.

Daß Goethe sich auch darin nach Salzmann gerichtet, daß er in Schuh und Strümpfen, den Hut unter dem Arm, ja mit einer vom Friseur ihm verordneten Haartour gegangen, können wir der novellistischen Ausschmückung von „Wahrheit und Dichtung" kaum glauben, dagegen wird das seltene Paar nicht bloß Bekannte auf ihren Landhäusern, sondern auch Lustorte zusammen besucht haben, wo sich „an Sonn- und Werkeltagen ein fröhlicher Haufe zum Tanze versammelt fand". Unter den Häusern, wohin Goethe häufig mit Salzmann ging, waren das der ihm verwandten Braunschen Familie und das des wohl mit den Kostjungfern verwandten Müllers Lauth, den Boisserée noch im Jahre 1808 manches vom jungen Goethe erzählen hörte.

Als Wolfgang Ende September die beiden juristischen Prüfungen bestanden hatte, schrieb er an Freund Engelbach, den er im Sommer als Licentiaten nach Saarbrück begleitet hatte: „Der Aktuarius und ich werden uns ehstens kopuliren lassen. [Das Verhältnis hatte sich immer enger geknüpft.] Alle Jungen in der Stadt verfertigen Drachen und ich bossle par compagnie an meiner Disputation!" Der Vater hatte ihm besonders ans Herz gelegt, eine tüchtige gelehrte Arbeit zu liefern, die dem Namen Goethe Ehre mache, wie er selbst zur Zeit durch seine umfangreiche Abhandlung über den Antritt der Erbschaft nach römischem und deutschem Rechte gethan hatte. Mit der Wahl seines Gegenstandes, dem Nachweise aus Geschichte und Recht, daß der Staat befugt sei, eine bestimmte Religionsübung festzusetzen, hatte er sich einverstanden erklärt. Kaum würde ihm Salzmann einen für die juristische Fakultät einer französischen, an den katholischen Glauben gebundenen Hochschule so bedenklichen Stoff angeraten haben, aber der selbstbewußte Kandidat hatte ihn deshalb wohl nicht befragt, und war, nachdem er seine Aufmerksamkeit einige Zeit auf diesen gewandt und der Vater ihn genehmigt hatte, nicht davon abzubringen gewesen. Auch war er weit entfernt, seiner Mahnung zur Vorsicht in der Behandlung Gehör zu geben, sondern er wollte seinen ihm am Herzen liegenden Satz in schärfster Weise durchführen. Freilich hatte es damit zunächst noch gute Wege, da bald so manches der Ausführung hindernd entgegentrat.

Mitte September machte Goethe Herders Bekanntschaft, die aber erst später für ihn bedeutend werden und einen großen Teil seiner Zeit in Anspruch nehmen sollte. Derselbe Monat brachte Jung Stilling, der aus dem niedrigsten Stande durch mancherlei seinen festen Glauben an Gottes Beistand in äußerster Not stärkende wechselnde Schicksale zu einem glücklichen Augenarzte sich emporgearbeitet hatte und nun in seinem dreißigsten Jahre nach Straßburg gekommen war, um unter den berühmten Lehrern der Arzneiwissenschaft sich gründlich auszubilden. Ihn begleitete ein noch zehn Jahre älterer Chirurg, Engelbert Troost von Elberfeld. In die Universitätsmatrikel sind beide unter dem 18. September eingetragen; erst am 2. Oktober findet sich, wie Froitzheim bemerkt, in der Matrikel der medizinischen Fakultät Johann Meyer von Lindau eingetragen. Dieser aber war ein älterer Schüler Lobsteins, der jetzt zurückgekehrt war, um als Arzt zu promovieren; er mochte auch schon seit einiger Zeit in Straßburg verweilt haben, ehe er sich wieder in die Matrikel eintrug. Auch von einem weiteren mit Goethe befreundeten Mediziner der Lauthschen Tafelrunde, dessen „Wahrheit und Dichtung" nicht namentlich gedenkt, haben wir Kunde. Unter dem 12. Oktober steht in der Matrikel der als Genosse des Lauthschen Tisches genannte Friedrich

Wilhelm OFeral,[1]) ein Dresdener, der gleichzeitig mit Goethe in Leipzig studiert hatte (die Leipziger Matrikel verzeichnet ihn am 13. Juni 1767) und diesem damals bekannt geworden zu sein scheint. Nach Jung aßen damals bei den Jungfern Lauth an zwanzig Personen; darauf allein scheint Goethes Bericht zu beruhen, im Herbste habe die Tischgesellschaft sich wohl auf zwanzig Personen vermehrt, und was er daraus folgert, die Unterhaltung sei dadurch beinahe schicklicher geworden, während man früher, wo die meisten Anwesenden Mediziner gewesen, sich mehr habe gehen lassen. Aber wirklich dürften eben jetzt erst die Mediziner das Übergewicht erhalten haben, wodurch Goethe selbst veranlaßt wurde, medizinische, ja sogar geburtshilfliche Vorlesungen zu besuchen. Gerade Meyer hatte ein sehr belebendes, durch seinen Witz zuweilen verletzendes Mitglied in den Tafelkreis gebracht, dem er aber vielleicht schon früher angehört hatte. Auch diesen geistreichen, rücksichtslosen, aber ungemein gutmütigen Menschen, dessen von Goethe erwähnte „Liederlichkeit“ nicht auf sinnliche Ausschweifungen, sondern auf sein schlottriges, um äußern Anstand unbekümmertes bequemes Wesen sich bezieht, wußte Salzmann mit väterlicher Milde zu beherrschen, wovon die warme Liebe und hohe Verehrung in dessen erhaltenen Briefen an den Aktuarius aus Wien und London zeugt. Allbekannt ist aus Jungs und Goethes Erzählung, wie ein von Meyer auf Jungs kindlichen Glauben gemünzter Spott, über den alle übrigen mit Ausnahme von Salzmann und Troost gelacht hatten, von Goethe scharf abgefertigt wurde. Salzmann mußte sich über dieses tüchtige, aus gutem Herzen geflossene Auftreten seines Lieblings freuen, der neben ihm eine Art Herrschaft über die Tischgenossen übte, und Jungs herzliche Zuneigung hatte der junge Frankfurter sich gerade dadurch dauernd gewonnen. Aus Jungs Bericht ersehen wir, daß Goethe Weyland gegenüber saß, den er als den Elsässer Melzer bezeichnet, neben ihm einer, von dem er nichts mehr sagen will, als daß er ein guter Rabe mit Pfauenfedern gewesen, was ich nur darauf beziehen kann, daß er sich auf Goethes Freundschaft etwas zu gute gethan, weshalb er sich auch den Johannesplatz neben ihm ausgewählt hatte. Es ist wohl O Feral gemeint, den Goethe später als „eine gute Seele“ bezeichnet.

Leiteten die medizinischen Studien und Herders Bekanntschaft ihn schon von der juristischen Dissertation ab, so kam dazu die Liebe zu der

1) Wenn er in Goethes Brief an Salzmann O Ferul oder O Ferol heißt, so könnte dies eine gangbare falsche Aussprache des Namens sein, wenn nicht etwa eine Art Spitznamen in Erinnerung an das lateinische ferula, die des Martial bekannter Vers: Ferulaeque tristes, sceptra paedagogorum (X, 62) und das Ferulae überschriebene Epigramm (XIV, 80) nahe legten.

Sesenheimer Pfarrerstochter, die er auf der Rückkehr von den mit Weyland in Buchsweiler zugebrachten freiheitern Tagen Mitte Oktober kennen lernte. Freilich fällt die nähere Verbindung mit dieser erst in die Wintermonate, das entschiedene Liebesgeständnis kurz vor den Frühling, aber immer schweiften die Gedanken des in Straßburg durch so gar verschiedene Anziehungen zerstreuten, zum halben Mediziner gewordenen jungen Dichters oft nach dem einsamen Pfarrhause mit seinen ländlichen Vergnügungen und dem Schatze, den seine liebedürstende Seele dort gefunden hatte. Von dem Glanze, welchen dies neue einzige Glück seiner Seele verlieh, empfand der Vertraute seines ganzen Wesens, der treue Salzmann mehr als der seines mächtigen Geistes wegen verehrte Herder, da er sein Zutrauen durch spöttische und herbe Mahnungen zurückgescheucht hatte und ihn seine Überlegenheit meist launisch fühlen ließ. Diesen besuchte er fast täglich während seiner traurigen, nach langen, mehrfach geänderten sehr schmerzlichen Versuchen erst im nächsten Februar aufgegebenen Augenkur. Dadurch kam er besonders um die Abende, die er sonst so gern mit Salzmann verbracht hätte. Innerlich litt darunter das Verhältnis zu diesem keineswegs: mittags war er immer mit ihm zusammen; auch an Spaziergängen um Straßburg, worauf die Freunde ihre Ansichten und Erfahrungen austauschten, wie Goethe es in ähnlicher Weise zu Leipzig Oeser gegenüber gethan, konnte es nachmittags nicht fehlen. Ja, daß dieser den in Straßburg gestrandeten hochbedeutenden nordischen Gast trotz seiner oft höhnischen Behandlung in seinen Leidenstagen unablässig besuchte, war dem Aktuarius ein neues erfreuliches Zeichen seines guten Herzens und seines ernsten Bildungstriebes. Salzmann lernte wohl Herder nicht kennen, der sich gleich anfangs zurückhielt, höchstens den berühmten Schöpflin und dessen seine bedeutenden Arbeiten fortsetzenden Schüler Oberlin und Koch besucht haben wird, durch die er auch die ihm nötigen Bücher erhielt. Letztere, der eine in Straßburg, der andere in Buchsweiler geboren, woher so manche Genossen des Lauthschen Tisches stammten, waren jüngere Freunde Salzmanns. Auf die Andeutungen in „Wahrheit und Dichtung“, Salzmann habe mit diesen Freunden ihn im Elsaß zu fesseln gesucht, ja man habe gedacht, er wäre berufen, einst eine so bedeutende Rolle zu spielen wie der eben den Tag seines vor fünfzig Jahren angetretenen Lehramtes feiernde Schöpflin, dürfte keineswegs zu fußen sein. Wenn auch Salzmann dem herrlich begabten Jüngling das Höchste zutraute, seine Richtung war eine durchaus andere, mit deutschem Ernste wollte er sich selbst ausbilden, und seine vom Vater bestimmt ausgesprochene Bestimmung war in dem neuen schönen Hause als Advokat unter seiner eigenen regen Teilnahme zu wirken und später allmählich an den Würden und

Ehren der Handels- und Reichsstadt teilzunehmen. Bei dem vollen Vertrauen, das Goethe gegen Salzmann hegte, muß er ihm auch diese Absicht seines Vaters mitgeteilt haben, welcher entgegenzuwirken der gewissenhafte, selbst echtdeutsch gesinnte Berater seiner Jugend nicht beabsichtigen konnte.

Freilich ganz eigen war der Studiengang des jungen Frankfurters, der nach Straßburg gesandt war, um dort das Licentiat der Rechte sich zu erwerben, da die juristische Fakultät bloß dieses erteilte, die Doktorwürde nur ausnahmsweise erst später unter besonderen Feierlichkeiten verlieh; statt seine zum Licentiate geforderte Schrift auszuarbeiten, hörte er medizinische Vorlesungen, widmete einen großen Teil seiner Zeit dem kranken Herder, dessen durch vielseitige Kenntnis älterer und neuerer Litteratur genährter tiefschauender Geist, dessen dichterisch angewehtes Wesen ihn so mächtig anzogen, daß er sich seine bittere Schärfe und seinen polternden Unmut gefallen ließ; er gab sich sonst mancherlei Neigungen hin, zeichnete, radierte, dichtete, musizierte. Salzmann ließ sich durch alles dieses nicht irren, da er auf seine rasch und lebendig das Verschiedenste ergreifende Fassungskraft, seinen hellen Verstand und sein edles Herz baute; er gewann ihn durch sein Vertrauen und konnte dadurch ihn sicher beraten, ohne ihn zu verletzen. Als 1786 der Livländer Heinrich Storch Salzmann besuchte, vertraute ihm der von seinem Goethe begeisterte ältere Freund die auf vertrautester Bekanntschaft gegründete Überzeugung, dieser könne alles aus sich machen, was er wolle. Auch in seiner Übungsgesellschaft überragte er alle sowohl bei seinen Vorträgen, wenn er sich zu solchen gestimmt fühlte, als bei den Verhandlungen. An diesen Übungen nahmen auch andere als die Tischgenossen teil; so auch der drittehalb Jahre vor Goethe geborene Heinrich Leopold Wagner, Sohn eines zur Zeit wohlhabenden Straßburger Handelsmannes, dessen aufgewecktes Wesen Salzmann nicht entging. Die Vorträge erstreckten sich über die mannigfachsten Gegenstände, auch dichterische Versuche waren nicht ausgeschlossen, und so mag Goethes Posse Mondo alla riversa, vielleicht auch der erste Versuch von Meyers L'Aveugle de Palmyre dort vorgetragen und besprochen worden sein.

An lustigen Streichen ließ es Goethe auch in Straßburg nicht fehlen; war er ja mit einem in gleichem Alter stehenden Sohne des älteren Professor Ehrmann, dem Mediziner Christian Ehrmann, der bis in sein spätes Alter ein Spaßvogel blieb, enge befreundet, hörte auch mit ihm Vorlesungen bei dessen Halbbruder, dem jüngeren Professor Ehrmann. In der Familie Ehrmann erzählte man sich, wie mir Bibliothekar Schneegans vor vielen Jahren schrieb, folgendes Stückchen: Jung wohnte damals in dem zweiten Hause des alten Fischmarktes, der

Krämergasse gegenüber. Die beiden mutwilligen Freunde wußten es fertig zu bringen, daß sie ihm von dem Nachbarhause aus unbemerkt eine Rolle Geld in das Zimmer schoben, was Jung als neuen Beweis der in der Not stets bereiten unmittelbaren Hilfe Gottes verehrte.

Mit dem März ward zu Salzmanns ängstlicher Sorge Goethes Verhältnis zur Sesenheimer Pfarrerstochter immer leidenschaftlicher; erkannte der treue Mentor ja, nach dem, was er von der Absicht des alten Goethe und dessen starrem Charakter vernommen hatte, dieser werde eine seine Pläne störende Verbindung mit der Familie eines elsässischen Dorfpfarrers nie zugeben, und er sah Wolfgang auf dem Wege, die sichere Hoffnung, daß er sie heimführen werde, in Friederiken zu erregen und sich selbst unauflöslich an die Geliebte zu fesseln, so daß für beide die traurigsten Folgen zu fürchten standen. Die zur Promotion zu liefernde Abhandlung stockte, während die Leidenschaft immer stieg. Das Drängen des Vaters war vergebens, des Sohnes Gedanken richteten sich fast einzig nach Sesenheim, wohin ihn der nahende Frühling immer häufiger trieb. Schon am 12. März erwarb sich Meyer das Licentiat, blieb aber vorab noch zu weiterer Ausbildung. Mitte April schied Herder, da er den durch seine unglückliche Augenkur in Straßburg so lange unterbliebenen Antritt seiner Stelle als Hofprediger und Konsistorialrat in Bückeburg nicht weiter aufschieben konnte. Er besuchte auch Salzmann, ohne daß ein näheres Verhältnis zu diesem sich bildete. Möglich ist es, daß er auch der Übungsgesellschaft einmal beiwohnte, an welcher damals Jung, Lersé, Wagner, der tüchtige junge Theolog Röderer u. a. sich mehr beteiligten als der von seiner Liebe verschlungene Goethe.

Anfangs Mai erklärte Goethe sich gegen Friederiken in einer Weise, welche dieser die Gewißheit gab, daß er sich mit ihr auf das Leben zu verbinden dachte. Aber kaum fühlte er sich als ihren Verlobten, als sich auch die peinigendsten Zweifel erhoben, ob er die Zustimmung des Vaters zu dieser dessen Absicht vereitelnden Verbindung je erhalten werde. Bei näherer Betrachtung konnte er sich nicht verhehlen, daß die Geliebte in das Haus seines streng waltenden und über eine ihm so wenig genehme Schwiegertochter erbitterten Vaters nicht passen, sich dort unglücklich fühlen würde; ja er mußte fürchten, dieser werde eine solche Heirat nie zugeben, so daß er sie nur durch einen entschiedenen Bruch mit ihm durchsetzen könne, wodurch er sich selbst und auch die Geliebte in äußerste Not setzen würde.

Seine Verzweiflung teilte er Salzmann mit, der nach gewissenhafter Erwägung der Verhältnisse ihm nur dringend raten konnte, sein Friederiken in der Leidenschaft gegebenes Versprechen zurückzunehmen, da er dasselbe nicht halten könne. Wirklich gelang es diesem, ihn zu

bestimmen, als er vor Pfingsten nach Sesenheim ging, wo die Geliebte von einem Fieberanfall ergriffen war (er selbst litt am Husten), ihr die Unmöglichkeit zu erklären, sein Wort zu halten, da er dadurch mit seinem Vater sich überwerfen und sich und die Geliebte unglücklich machen würde. Wohl hatte er Salzmann versprochen, in wenigen Tagen zurückzukehren, aber es war ihm unmöglich, so bald den lieben Kreis zu verlassen, in dem er sich selig gefunden, den aber sein unbesonnen gegebenes Wort so sehr betrübt hatte, da das versprochene Glück als ein unerfüllbarer Traum sich erwies. Die vier Briefe, die er aus Sesenheim an den auf die Rückkehr dringenden Salzmann während seines mehr als vierwöchentlichen Aufenthaltes schrieb, sind in meiner Schrift „Friederike von Sesenheim im Lichte der Wahrheit“ eingehend behandelt. Es zeugt von einem nichts weniger als feinen sittlichen Gefühl, wenn man das in ihnen sich tiefschmerzlich ergießende Bekenntnis seiner Schuld nur als Geständnis der Verführung nehmen zu können geglaubt hat. Wer so stumpfen Sinnes ist, sollte nur ja nicht in Goethes Seele lesen zu können sich einbilden. Froitzheims Scharfsinn hat nur entdeckt, daß Salzmann Goethes Liebschaft in Sesenheim „abfällig beurteilt“ habe, daß er, obgleich er gewußt, Goethe habe Friederikens jungfräuliche Ehre geraubt, ihm geraten, die Entehrte fahren zu lassen, er dessen Schuld mit ironischer Kälte für eine verzeihliche Jugendthorheit erklärt. Wer angesichts der Briefe an Salzmann so etwas für möglich halten kann, hat das Recht verwirkt, in solchen Fragen mitzusprechen. Goethe konnte unmöglich die Geliebte und ihre Familie verlassen, ohne sich Verzeihung seines Leichtsinns erwirkt zu haben. Daß er diese wirklich nach längerer Zeit erlangt, davon sind die vier Briefe das sprechendste Zeugnis. Salzmann hatte fest darauf gerechnet, Goethe werde sein ihm gegebenes Wort halten, die Unmöglichkeit, gegen den Willen des Vaters Friederiken heimzuführen, erklären und um Verzeihung seiner Schuld bitten. Am Lauthschen Tische hatte er die baldige Rückkehr Goethes von Sesenheim verkündet. Aber statt seiner kam am Botentage nach Pfingsten ein Brief, in welchem der unglückliche Liebhaber die Unmöglichkeit, Friederikens Zauberkreis zu verlassen, und den zerreißenden Schmerz aussprach, der Geliebten und ihrer Familie solchen Kummer bereitet zu haben, doch der Wunsch, den Mädchen ein Vergnügen zu bereiten, gab ihm den Gedanken ein, sich durch den guten Aktuarius Zuckerzeug schicken zu lassen. Daß er sobald noch nicht kommen werde, erklärte er in entschiedenster Weise. Da mußte Salzmann ernstlich fürchten, Goethe werde nicht die Kraft der Entsagung haben, nicht im stande sein, ihm Wort zu halten. Er sandte das Zuckerwerk dem guten Jungen, dessen gequältes Herz sich hier so rührend verriet, der über die eigentliche Sache nichts zu sagen

vermochte (nur der Besserung seines Hustens und seines rasenden Tanzens am Pfingstmontag mit der älteren Schwester gedachte er), forderte ihn aber dringend zur Rückkehr auf mit Hinweisung auf die Pflicht, endlich die zur Promotion nötige Abhandlung einzureichen, und auf das Stutzen der Tischgenossen über sein langes Ausbleiben. Aber auch als er in der nächsten Woche Salzmann seinen Dank für die Sendung aussprach, konnte er ihm nur melden, daß er noch immer nicht an die Rückkehr zur Stadt zu denken vermöge. Von dem Zustand seines Herzens, von der Erfüllung seines ihm gegebenen Wortes schwieg er ganz. Da mußte Salzmanns Furcht, er werde nicht Selbstüberwindung genug besitzen, immer höher steigen. Unter den Tischgenossen war Weyland, der ihn in Sesenheim eingeführt hatte, über Goethes Verweilen im Pfarrhause empört, da dieses sein Verhältnis zu Friederiken immer mehr ins Gerede bringen müsse, und er wußte, daß er dieses lösen wollte. Er wird seinen Ärger darüber gegen die anderen Tischgenossen nicht zurückgehalten haben, die nun, wie wir es von Meyer wissen, über die Tollheit dieses Corydon spotteten, der seiner Liebe entsagen wolle, aber es nicht vermöge, sondern dem Hause der Geliebten zur Last falle. Dieser aber vermochte nicht von Sesenheim zu scheiden, ehe ihm sein leichtfertiges Versprechen, das er nicht halten konnte, von Friederiken und der Familie verziehen war. Zu Salzmanns höchster Beunruhigung schwieg er am Botentage der nächsten Woche, wodurch dieser veranlaßt wurde, als er ihm die von Frankfurt eingelaufenen besorgten Briefe des Vaters und der Seinigen zu übersenden hatte, ihn an sein ihm gegebenes Wort zu erinnern und ihm den traurigen Zustand vorzuhalten, in welchen er sich und die Geliebte und seine Familie versetzen werde, wenn er gegen den Willen des Vaters die Heirat mit Friederiken durchsetzen wolle, die auch deren Eltern unter solchen Umständen nicht gestatten könnten. Mittlerweile hatte er die volle Verzeihung der durch seine Schuld Betrübten erhalten. Der Brief, in welchem er dies nicht mit deutlichen Worten ausspricht, aber die eingetretene Veränderung seines Zustandes, die Beruhigung seiner freilich noch durch den Schmerz der Entsagung gequälten, aber von der Last seiner Schuld befreiten Seele, deutet alles an. Dieser Salzmann hocherfreuende, von einem Alpdruck befreiende Brief muß auf den 12. Juni fallen. Jetzt kann er sein Kommen versprechen, wenn er es auch launig und recht unbestimmt thut, da der Gedanke, Sesenheim verlassen zu sollen, ihm noch schwer auf die Seele fällt. Die innere Beruhigung, daß er den Wunsch Salzmanns erfüllt und dem Willen des Vaters und dem Frieden seiner Familie das Opfer seiner Seele gebracht, verkündet uns das Schlußgebet: „Behüt' mir Gott meine lieben Eltern! Behüt' mir Gott meine liebe Schwester! Behüt' mir Gott meinen lieben Herrn

Aktuarius! Und alle frommen Herzen! Amen." Dieses Gebet deutet unverkennbar auf die Befreiung seiner gepreßten Seele, der es wehe gethan, seiner Familie solchen Kummer zu machen.

Um diese Zeit war der im einundzwanzigsten Jahre stehende Livländer Jakob Lenz, einer der Söhne des pietistischen Pastors der deutschen Gemeinde zu Dorpat, in Begleitung zweier kurländischen Barone von Kleist, die in französische Regimenter als Offiziere eintreten wollten, nach Straßburg gekommen. Der kleine zartgebaute, etwas scheue und linkische Jüngling, mit einem netten, einnehmenden Köpfchen, von lebhaftem frühreifem Geiste und der bewegtesten Einbildungskraft, war in Königsberg, wo er sich für den Dienst der Kirche, wie sein älterer schon im Geiste des Vaters als Landpastor wirkender Bruder, vorbereiten sollte, durch Grübeln über die Lehre von der Erlösung zu einem entschiedenen Leugner der Wahrheit des christlichen Glaubens geworden, und hatte sich infolge dieser Zerrüttung der Seele ganz den schönen Wissenschaften und einem losen Leben hingegeben. Zerfallen mit den Seinigen und vom Drange nach höherer Bildung und einem gesegneteren Lande hingerissen, hatte er sich von den beiden Brüdern bestimmen lassen, von Königsberg durchzubrennen und sie auf einer vergnüglichen Reise über Berlin und Leipzig nach Straßburg zu begleiten. Sie hatten seine Schulden bezahlt und ihn auf der Reise und in Straßburg freizuhalten versprochen, so daß er ganz von ihrer Güte abhing, obgleich er sonst für die Freiheit schwärmte. Schon als er nach Straßburg kam, war sein lebhafter, warmer und flüchtiger Geist krankhaft erregt. Der Umgang mit dem soldatischen Kreise seiner Barone, wo der bürgerliche Begleiter von etwas wunderlichem Wesen eine sonderbare Erscheinung war, auch wohl zuweilen gehänselt wurde, konnte dem nach wissenschaftlicher Ausbildung strebenden, dichterisch begabten heißblütigen Jüngling nicht genügen. Bald kam er, wohl durch die Übungsgesellschaft, mit Salzmann in nähere Verbindung, der sich durch sein seltsames Wesen angezogen fühlte, und da er bald von seiner traurigen Lage, seinem Zerfall mit dem Vater und dem Christentume hörte, auch seine Abhängigkeit von den Baronen bemerkte, ihn zu einem geordneten Lebensgange zurückzuführen hoffen mochte. Lenz vernahm auch, wenn nicht durch Salzmann selbst, durch Mitglieder der Übungsgesellschaft, von den Liebeswirren des genialen Frankfurter Kandidaten und sprach darüber mit Salzmann, wie sich aus einem seiner späteren Briefe an diesen ergiebt.

Goethes drittem Sesenheimer Briefe an Salzmann folgte in wenigen Tagen ein weiterer, der seine baldige Rückkunft meldete, und den Aktuarius bat, in die der Überbringerin zu gebende Antwort einen

Louisdor zu stecken, da sein nach Sesenheim mitgenommenes Geld während des überlangen Aufenthalts erschöpft worden. Nie wird der gute Mentor freudiger ein Goldstück ausgegeben haben; denn auch der sonstige Inhalt des Briefes war sehr erfreulich, da er nicht allein die völlige Aussöhnung bewies (er sprach von den „Leuten, die ihn liebten", von einem „Zirkel von Freuden", von einem „Horizont von Glückseligkeiten um ihn"), und wenn er auch die Entsagung (die Zugabe, die „das Schicksal zu jeder Glückseligkeit drein wiegt") bitter empfand, so fühlte er doch den Mut, es im Leben neu zu versuchen, ja er droht launig dem „lieben Manne", der ihm alles verzeihen möge, er solle sich in Straßburg auf „ein abenteuerliches Ragout Reflexionen, Empfindungen, die man unter dem allgemeinen Titel Grillen eigentlicher bezeichnen könnte", gefaßt machen.

Mit offenen Armen empfing Salzmann seinen geliebtesten Jünger, der sein Wort gelöst und mit schwerem Herzen der leichtfertig angeknüpften Liebe entsagt hatte. Auch er fühlte, welch bittern Schmerz den Liebenden die durch die Verhältnisse gebotene Trennung machen müsse, aber um beider willen hatte er Goethe zur Entsagung gedrängt, deren Notwendigkeit dieser selbst erkannte. Ebenso entschieden forderte er die endliche Vollendung der bei der Fakultät einzureichenden Abhandlung, damit Wolfgang nach dem Willen des Vaters baldmöglichst nach Hause zurückkehre; denn dieser hatte auf seine frühere Absicht verzichtet, Wolfgang auf einige Zeit nach Paris gehen zu lassen. Freilich hatte Goethe noch eine schwere Prüfung zu bestehen, als Friederike mit Mutter und Schwester ihre Verwandten in Straßburg besuchten, wo die Geliebte sich zurückhaltender gegen ihn zeigen mußte.

Daß die Fakultät den Druck der freisinnigen Abhandlung Goethes nicht bewilligen konnte, hatte Salzmann vorausgesehen, aber diesem jetzt zu raten, einen anderen Stoff zu wählen, hielt er für vergeblich; dazu ging die Sache rascher, wenn die Fakultät den Druck verweigerte und, wie vorauszusehen war, den Kandidaten aufforderte, über Thesen zu disputieren, was denn auch geschah. Rasch wurde nun, wohl nicht ohne Salzmanns Hilfe, eine übergroße Zahl von Thesen aufgestellt. Von Salzmanns Teilnahme an der am 6. August erfolgten Promotion wissen wir nichts. Nach derselben machte Goethe mit seinen Freunden noch einen lustigen Ausflug nach dem obern Elsaß. Auch Lenz, der sich gleich nach Goethes Rückkehr von Sesenheim an Goethe angedrängt hatte, könnte sich dabei beteiligt haben, nicht Jung, der kurz nach Goethe wieder aus der Heimat angekommen war, wo er sich mit seiner Braut, deren schwere Krankheit ihn aus seinen fleißig betriebenen Studien abgerufen hatte, vermählt hatte, was auch Salzmann als eine durch die Verhältnisse gebotene mannhafte That anerkannte.

Hatte Goethe auch Friederiken entsagt, ihren Verlust empfand er noch oft sehr bitter, wo ihn denn Salzmann, dem er alle seine Gefühle vertrauen durfte, zu beruhigen versuchte. An einem nebligen Morgen sprach er Friederiken in einem ihr gesandten Gedichte das Gefühl aus, wie sehr sie ihm immer fehlen werde. Aber mit einem dichterischen Abschiede wollte er sich nicht begnügen, der Sehnsucht, sie noch einmal zu sehen, konnte er nicht widerstehen, mochte auch Salzmann noch so verständig und dringend ihm raten, die Aufregung eines persönlichen Abschiedes sich und der Geliebten zu ersparen. Während der letzten in jugendlichem Tollen mit den Freunden verbrachten Tage packte ihn der Drang nach Sesenheim so mächtig, daß er sich entschließen mußte, am nächsten Morgen nach Sesenheim zu reiten. Davon zeugt der an Salzmann den Abend vor diesem Abschiedsritte geschriebene Zettel: „Die Augen fallen mir zu. Es ist erst neun. Die liebe Ordnung! Gestern Nachts geschwärmt. Heute früh von Projekten aus dem Bette gepeitscht [wohl wegen seines Besuches in Sesenheim]. O es sieht in meinem Kopf aus, wie in meiner Stube [wo alles wohl wegen des Einpackens zur Abreise durcheinander liegt], ich kann nicht einmal ein Stückchen Papier finden als dieses blaue. Doch alles Papier ist gut, Ihnen zu sagen, daß ich Sie liebe, und dieses doppelt; Sie wissen, wozu es bestimmt war. [Das Papier, worin die von Salzmann geschickten Zuckersachen verpackt waren, hatte er von Sesenheim mitgebracht.] Leben Sie vergnügt, bis ich Sie wiedersehe. In meiner Seele ists gar nicht heiter, ich bin gar zu sehr wachend [trotz des Zufallens der Augen], als daß ich nicht fühlen sollte, daß ich nach Schatten greife [da er seinen Schmerz durch einen letzten Besuch Sesenheims zu trösten hofft]. Und doch — Morgen um 7 Uhr ist das Pferd gesattelt, und dann Ade." Salzmann wußte es sich zurechtzulegen, daß Goethes leidenschaftliches Drängen diesmal seinen weisen Rat nicht befolgt hatte; deutete ja auch dieser Entschluß auf Goethes gutes Herz, das sein verübtes Unrecht bitter empfand, und es war nicht das erste Mal, daß er auf seine Mahnung nicht hörte.

Noch ehe Goethe Straßburg verließ, sollte ein besonderes Band ihn mit der lieben Stadt verbinden. In einer Gesellschaft, in welcher auch der Theolog Röderer sich befand, sprach er mit begeisterter Wärme seine Überzeugung aus, daß auf den hohen Münsterturm nach dem Plane des Meisters noch vier leichte Turmspitzen hätten kommen sollen, eine höhere statt des plumpen Kreuzes auf die Mitte. Da vernahm er zu seiner größten Freude von dem eben anwesenden Orgelbauer Silbermann, daß die alten Risse im Münsterarchiv seine Vermutung vollkommen bestätigten. Und nun ruhte er nicht, bis er diese Spitzen selbst auf den Rissen gesehen und auf ölgetränktes Papier durchgezeichnet hatte. Salz-

mann sah voraus, daß Goethe bei seiner begeisterten Liebe für das Münster und seiner entschiedenen Ausdauer bei allem, was er einmal ergriffen hatte, auch diese schöne Entdeckung verfolgen und als Verkünder des Ruhmes des schönsten Wahrzeichens seiner geliebten Vaterstadt hervortreten werde. Aber von diesem erhielt er im letzten Augenblicke noch einen Auftrag, der ihm bewies, daß er der Geliebten, welcher er mit schwerem Herzen entsagt hatte, auch jetzt noch liebevoll gedachte, wo er jede weitere Verbindung vermeiden mußte. Sein guter Mentor sollte Friederiken durch ihren mit Sesenheim in steter Verbindung stehenden Straßburger Oheim zwei Hefte Kupferstiche in einer Weise zukommen lassen, die ihr bewies, daß der scheidende Geliebte sie sende. Salzmann durfte sich beim rührenden Abschied das Zeugnis geben, das die gerechte Nachwelt dankbar bestätigen muß, daß er durch Liebe und reinen, besonnenen Anteil auf den heißblütigen, stürmischen, von mächtigem Geist und edelstem Herzen getriebenen Jüngling zugleich beruhigend und erhebend gewirkt habe. Mit gespannter Erwartung seiner an deutschem Wesen hängenden, alles Edlen und Schönen sich innig freuenden Seele sah er der Entwickelung einer so einzigen Natur entgegen, die zum Höchsten bestimmt sei. Eine viel mühevollere, weniger versprechende, endlich erfolglose Thätigkeit hatte er Lenz zuzuwenden, den er mit seinem Vater zu versöhnen und auf einen geordneten Lebensweg zurückzuführen hoffte, was aber der Wankelmut und die Zerfahrenheit des dichterisch begabten, ehrsüchtigen Schwärmers und die Starrheit des jeder Vermittelung widerstehenden bitter grollenden pietistischen Vaters unmöglich machte. Doch fehlt uns jede Kunde, daß Lenz noch bei Goethes Abreise und im Laufe des Jahres in Straßburg gewesen.

Friederike, das Münster und Shakespeare hielten Goethe auch in Frankfurt mit Straßburg und Salzmann in Verbindung. Da der Aktuarius wegen der Wahl der Friederiken zu schickenden Kupferstichhefte in Zweifel stand, so wandte er sich deshalb an den Auftraggeber. Goethe erwiderte, wohl in der ersten Hälfte des September. „Lieber Herr Aktuarius," begann er, „Ihr Zettelchen hat mir die Freude gemacht, Ihre Hand mich in Frankfurt sehen zu lassen. Hier haben Sie meine, und eine Versicherung, daß ich Sie liebe." Bei den Kupfern möge er sich auf sein Gesicht verlassen, die Zeichnung müsse nur „gustös", der Stich schön schwarz sein; er habe zwei Hefte von je 6 bis 8 Blättern, von Papillon oder Papiller im Sinne gehabt. Vielleicht hatten diese Friederiken, als sie in Straßburg war, besonders gefallen; sie sollten ihr wohl als Zeichenvorlagen dienen. Aber auf die bestimmten Hefte kam es nicht an, und er durfte überzeugt sein, daß Salzmann mit seinem feinen Kunstsinne eine gute Wahl treffen werde. Auch ob er die Sendung mit

einem Zettelchen oder ohne ein solches der „guten“ Friederike zukommen lasse, überließ er seiner Entscheidung. Auf die Frage, was er mache, erwiderte er mit der alten Vertraulichkeit, es sei nichts. „Desto schlimmer! Wie gewöhnlich: mehr gedacht als gethan; deswegen wird auch nicht viel aus mir werden. Wenn ich was vor mich bringen werde, sollen Sie's erfahren.“ Salzmann ersah daraus, daß er mißstimmt sei, was bei ihm nicht selten war, und dieser wußte und nicht übel deutete, da solche Launen rasch bei ihm vorübergingen. Daß er noch immer mit dem Münster beschäftigt sei, zeigte ihm der am Schlusse gegebene Auftrag, Silbermann, wenn er ihn sehe, zu grüßen, ihn um eine flüchtige Kopie des Münsterfundaments zu bitten, auch ihn unter der Hand zu fragen, ob und wie man zu einer Kopie des großen Risses kommen könne. Was Goethe zunächst in Frankfurt unternahm, galt Shakespeare und Ossian; den Namenstag des ersteren, den 14. Oktober, dachte er in Frankfurt feierlich zu begehen und eine gleiche Feier bei der Übungsgesellschaft in Straßburg anzuregen. Der letzteren wegen wandte er sich an Jung, nicht an Lersé, dem er beim Abschiede als Verehrer Shakespeares eine Ausgabe des „Othello“ geschenkt hatte (er war wohl wegen der Ferien nicht in Straßburg), auch nicht an den Shakespeareschwärmer Lenz, von dem er wohl wußte, daß er nicht in Straßburg war. Zur hohen Freude gereichte es dem Frankfurter Advokaten, daß die Worte, welche er zu Straßburg über das Münster gesprochen, Röderer und dessen jüngeren Freund Haffner, mit denen er wenig bekannt geworden, jetzt veranlaßt hatten, sich vertrauensvoll an den Entfernten zu wenden. Goethes Erwiderung spricht seine schwärmerische Begeisterung für das größte Werk der deutschen Baukunst warm aus; eine Nachschrift enthält die Bitte, Röderer möge, wenn er als Theologe es über das Herz bringen könne, für den Antrag der Namenstagsfeier Shakespeares stimmen, den er durch Jung an die Übungsgesellschaft habe stellen lassen. So erfuhr auch Salzmann, welche Begeisterung Goethes Bewunderung des Münsters auch in seinem Kreise erregt hatte, und daß seine Verehrung Shakespeares sich zu dem Entschluß emporgeschwungen, dessen Namenstag in Frankfurt zu feiern, er auch eine ähnliche Feier in der Übungsgesellschaft durchzusetzen bemüht war, wenn er sich auch deshalb nicht an ihn als Vorsitzer gewandt hatte.

Salzmanns Brief vom 5. Oktober, dessen Goethe gedenkt, ist verloren gegangen. Er enthielt wohl nicht bloß die Meldung der Ausführung des Auftrags an Friederiken, sondern auch der Promotion Meyers zum Doktor, die in dessen Abwesenheit am 26. September stattgefunden, und des Beschlusses der Übungsgesellschaft, die beantragte Namenstagsfeier zu halten, bei der Lersé die Festrede halten sollte. Daß

Goethe diesen Brief unbeantwortet ließ, wird Salzmann nicht übel gedeutet haben, da er wußte, wie leicht dieser ganz von einem Gegenstand hingerissen wurde, sodaß er alles übrige darüber vergaß. Wie sehr diesen auch am 14. Oktober die Shakespearefeier, wobei er über den britischen Riesengeist und auch über den keltischen Ossian sprach, erfreut haben wird, darauf scheint ihn Mißmut über sein Advokatspielen ergriffen zu haben, und selbst die lustige Weinlese, welche diesmal vom 21. bis zum 23. in Frankfurt gehalten wurde, scheint ihn nicht besonders erheitert zu haben; er gedachte dabei wohl seiner Friederike, wie er dies im letzten Straßburger Liede vorhergesehen. Allen Freunden schwieg er, auch Jung und Lersé, da es ihm bei seinem starken Vorwärtsstreben, wie er Salzmann später schrieb, immer traurig war, abgerissene Fäden in der Einbildungskraft wieder anzuknüpfen; selbst die Verbindung mit Herder stockte. Wahrscheinlich hatte ihn das Münster auf das Mittelalter geführt. War es auch zum Teil Zufall, daß ihm die eigene Lebensbeschreibung des Götz von Berlichingen in die Hand kam, Zufall war es nicht, daß er diesen als Bild mittelalterlicher, zu dessen Zeit schon versinkender Mannhaftigkeit und Freiheit ergriff, um sein dramatisches Standbild der Nachwelt zur Bewunderung hinzustellen. Erst als er diese Dramatisierung zum großen Teil vollendet und den Schluß sich im Geiste ausgebildet hatte, durfte er sich sagen, er habe „etwas vor sich gebracht“, und da mußte es auch Salzmann erfahren, wie er es ihm im September versprochen hatte.

Vom 28. November ist der Brief, womit er Salzmann dieses erfreuliche Ereignis mitteilte. „Sie kennen mich so gut, und doch, wett' ich, Sie raten nicht, warum ich nicht schreibe. Es ist eine Leidenschaft, eine ganz unerwartete Leidenschaft. Sie wissen, wie mich dergleichen in ein Zirkelchen werfen kann, daß ich Sonne, Mond und die lieben Sterne darüber vergesse. Ich kann nicht ohne das sein, Sie wissens lange, und koste [kost' es], was es wolle, ich stürze drein. Diesmal sind keine Folgen zu befürchten. Mein ganzer Genius liegt auf einem Unternehmen, worüber Homer und Shakespeare und alles vergessen worden.“ Wie innig wohl mußte es dem echt deutschen kernhaften Salzmann thun, wenn er weiter las: „Ich dramatisire die Geschichte eines der edelsten Deutschen, rette das Andenken eines braven Mannes, und die viele Arbeit, die michs kostet, macht mir einen wahren Zeitvertreib, den ich hier so nötig habe; denn es ist traurig, an einem Ort zu leben, wo unsere ganze Wirksamkeit in uns selbst summen muß. Ich habe Sie nicht ersetzt, und ziehe mit mir selbst auf dem Felde und auf dem Papier herum. In sich selbst gekehrt, ists wahr, fühlt sich meine Seele Essorts, die in dem zerstreuten Straßburger Leben verlappten. Aber eben das wäre eine traurige Gesellschaft, wenn ich nicht alle Stärke, die ich in

mir selbst fühle, auf ein Objekt würfe, und das zu packen und zu tragen suchte, so viel mir möglich, und was nicht geht, schlepp' ich. Wenns fertig ist, sollen Sie's haben, und ich hoff' Sie nicht wenig zu vergnügen, da ich Ihnen einen edeln Vorfahr (die wir leider nur von ihren Grabsteinen kennen) im Leben darstelle. Dann weiß ich auch, Sie lieben ihn auch ein bischen, weil ich ihn bringe." So hätte er nicht schreiben können, wäre ihm schon in Straßburg die Lebensbeschreibung von Götz bekannt gewesen, die ihn gleich entzündet haben müßte, und es wäre ihm unmöglich gewesen, es seinem vertrauten Mentor zu verheimlichen. Bezeichnend für Salzmanns Charakter ist es auch, daß er dessen Freude an dem biederen, mannhaften, derb dreinschlagenden Ritter voraussetzt. Wenn Goethe weiter schreibt, alles um ihn herum sei tot, Frankfurt bleibe das Nest, Gott möge ihm aus diesem Elend helfen, so wußte Salzmann dies sich zurechtzulegen, und mit Spannung sah er der verheißenen Dichtung seines Lieblings entgegen, der ihn „die vielen Veränderungen, die mit ihm bisher vorgegangen", nur ahnen ließ. Noch ehe er eine Abschrift des Stücks an Salzmann absenden konnte, überraschte ihn die Ankündigung, die juristische Fakultät sei geneigt, ihm den Doktortitel zu erteilen, was für eine besondere Ehre galt. Das mußten Salzmanns Anpreisungen bei einem der Professoren von Goethes ungemeinem Talent erwirkt haben, der über das Münster eine so glückliche Entdeckung gemacht und eben beschäftigt sei, einem der edelsten Deutschen ein großes dichterisches Ehrendenkmal zu errichten. Gleichzeitig oder kurz vorher traf auch ein Mitte Dezember geschriebener Brief Salzmanns ein, den Goethe eilig mit den Worten beantwortete: „Lieber Mann. Der Pedell [der ihm den Beschluß der Fakultät mitgeteilt] hat schon Antwort: Nein! Der Brief kam etwas zur ungelegenen Zeit [wo ihm die ganze Juristerei verleidet war] und, auch das Caeremoniel weggerechnet, ist mirs vergangen, Doktor zu sein. Ich hab' so satt am Licentieren, so satt an aller Praxis, daß ich höchstens nur des Scheins wegen meine Schuldigkeit thue, und in Deutschland haben beide gradus gleichen Werth. Ich danke Ihnen für Ihre Vorsorge. Wollten Sie das mit einem Höflichkeitssäftchen Herrn Professor [der auf Salzmanns Wunsch den Antrag gestellt hatte] andeuten, würden Sie eine Nachpost bringen, so viel als eine Gelegenheitsvisite. Fahren Sie fort mich zu lieben und an mich zu denken. Der arme OFeral jammert mich. Er war eine treue Seele." Salzmann hatte den am 7. Dezember an der Auszehrung erfolgten Tod von OFeral gemeldet.[1]) Salzmann nahm es dem jungen

1) Daß die Zeitbestimmung in der Weimarischen Ausgabe der Briefe (79): „Ende August 1771?" irrig sei, konnte man schon früher erkennen. Seit Froitzheim den Todestag OFerals festgestellt, ist die richtige unzweifelhaft.

Dichter keineswegs übel, daß er das auf seine Veranlassung gemachte ehrenvolle Anerbieten der Fakultät abgelehnt hatte, wie unangenehm es ihm auch dem Professor gegenüber sein mußte. Bald darauf stellte sich Goethes Abschrift seines „Götz“ ein, die den Aktuarius außerordentlich erfreute. Er sah die Dichtung genau durch und schrieb einige Bemerkungen darüber nieder. Am 3. Februar 1772 zeigte Goethe ihm an, daß er den „Götz“ und das Beigeschlossene erhalten habe. „Es freut mich Ihr Beifall und ich danke für Ihre Mühe.... Das Diarium meiner übrigen Umstände ist, wie Sie wissen, für den geschwindesten Schreiber unmöglich zu führen. Inzwischen haben Sie aus dem Drama ersehen, daß die Intentionen meiner Seele dauernder werden, und ich hoffe, sie soll sich nach und nach bestimmen. Aussichten erweitern sich täglich und Hindernisse räumen sich weg, daß ich es mit Zuversicht auf diese Füße schieben kann, wenn ich nicht fortkomme. Ein Tag mag bei dem andern in die Schule gehen; denn einmal vor allemal die Minorennität läßt sich nicht überspringen. Leben Sie wohl und denken Sie an mich, wenn es Ihnen wohl geht.“ Soviel Bescheidenheit bei soviel Talent mußte Salzmann innig erfreuen. Dieser, der auf die litterarischen Erscheinungen in Deutschland achtete, hatte ihn auch gefragt, ob die eben begonnenen neuen „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ der Anschaffung wert seien und er nicht selbst dabei beteiligt sei. Die Antwort konnte nicht ganz wahr sein, da er seinem neuen Freunde Merck, der ihn schon für dieselben gewonnen, versprochen hatte, über die Mitarbeiter nichts zu verraten. Er schrieb daher: „Mit der gelehrten Anzeige hab' ich keinen Zusammenhang, als daß ich den Direktor [Merck] kenne und hochschätze und ein Mitinteressent [J. G. Schlosser] mein besonderer Freund ist. Halten Sie sie ja! keine in Deutschland wird ihr in Aufrichtigkeit, eigener Empfindung und Gedanken vortreten. Die Gesellschaft ist ansehnlich und vermehrt sich täglich.“ Bisher war wirklich noch kein Beitrag von ihm darin erschienen, und daß er daran teilnehmen werde, schloß seine Äußerung nicht aus.

Nur die Lückenhaftigkeit unserer Überlieferung verschuldet es, daß wir aus den nächsten dreizehn Monaten keine Briefe Goethes an Salzmann kennen. Die freundliche Verbindung dauerte ununterbrochen fort. Eine Freude für den Aktuarius war die am 22. März erfolgende Promotion Jungs zum Licentiaten der Medizin, wobei der Dekan hervorhob, noch keinem Kandidaten habe er mit solcher Freude das Licentiat erteilt, weil Jung in anderthalb Jahren mehr gethan als andere in fünf. Jung reiste mit Salzmanns besten Wünschen den 29. den Rhein herab nach Elberfeld; die Promotion zum Doktor erfolgte später in seiner Abwesenheit. Lersé ging mit Salzmanns besten Hoffnungen als Hofmeister nach Versailles.

Dagegen hatte dieser zu bedauern, daß H. L. Wagner, da der Vater sein Vermögen verloren hatte, durch Schulden genötigt war, Straßburg zu verlassen und sich eine Hofmeisterstelle auswärts zu suchen, was für einen von Schuldnern verfolgten Studenten nicht leicht war. Mag auch die briefliche Verbindung Goethes mit Salzmann keineswegs lebhaft gewesen sein, so ist es doch undenkbar, daß er ihm von seinem Aufenthalt zu Wetzlar nichts gemeldet, ihm nicht sein hohes Lied auf das Straßburger Münster, den Bogen „Von deutscher Baukunst“, mitgeteilt hätte, den er am 12. Dezember 1772 an Kestner sandte. Vom Wiederanknüpfen eines unterbrochenen Verhältnisses ist gar keine Spur; der nächste erhaltene Brief, vom 6. März 1773, deutet auf fortwährende freundliche Verbindung.

Auch über Salzmanns Beziehung zu Lenz schweigen unsere Quellen fast ein ganzes Jahr lang, ja es fehlen alle Briefe, die uns über des jungen Livländers Aufenthalt während der letzten fünf Monate von 1771 Auskunft gäben. Seine Hauptfreunde waren Jung und der Jurist Ott, der im März 1773 klagt, auch ihn werde er bald verlieren. Zwischen Lenz und Goethe fand diese Zeit über keine Verbindung statt. Den Winter, vielleicht erst seit dem Anfange des neuen Jahres, wird Lenz in Straßburg zugebracht haben. Salzmann suchte ihn zur Versöhnung mit dem Vater zu bestimmen, der leider keinen Schritt that, dem Sohne die Rückkehr zu erleichtern, sondern darauf bestand, er solle reuevoll auf Kosten seiner Barone zu ihm zurückkommen. War auch Lenz einmal gewillt, dem Vater zu gehorchen, so schreckte ihn doch bald der Gedanke zurück, im kalten Norden dem Willen des starren Pietisten unterworfen zu sein, dem Vater das Opfer seiner Überzeugung und jeder freien Regung für das menschlich Schöne bringen zu müssen. Da suchte denn Salzmann ihn zu bestimmen, Jurist zu werden, wozu er, wie lebhaft ihn auch die schönen Wissenschaften und besonders die seit frühester Zeit geübte Dichtung anzogen, doch sich zu entschließen schien. Im Mai folgte er dem jüngeren Baron, dessen Regiment zunächst die Festung Fort-Louis bezog. In dem nahe dabei gelegenen Sesenheim lernte er die von Goethe geliebte reizende Tochter des Pfarrers Brion kennen. Da setzte er sich gleich in den Kopf, bei dieser Goethes Nachfolger werden zu müssen, und diesem Treulosen gegenüber, mit dem er jede Verbindung aufgegeben hatte, als Treuliebenden sich zu bewähren. Er sehnte sich nach ihrer Liebe, und nicht allein verliebte er sich in Goethes Friederike, er glaubte, was er wünschte, und wagte sogar Salzmann in einem tollen Briefe zu versichern, er und Friederike hätten sich ewige Liebe versprochen, ja die Furcht zu äußern, die Reise, welche die Mutter mit ihren beiden älteren Töchtern zu ihrem Bruder nach Saarbrücken antrat, habe den Zweck, Friederiken dort zu

lassen und sie so von ihm zu trennen. Der kluge Aktuarius kannte die Einbildungssucht von Lenz zu gut, als daß er seiner närrischen Versicherung geglaubt hätte, Friederike habe die ihre ganze Seele füllende Liebe zu Goethe so rasch vergessen und sich dem aussichtslosen wunderlichen Träumer in die Arme geworfen. Er lachte ihn aus, daß er seine Einbildungen ihm aufbinden wolle, und forderte ihn auf, statt sich solchen Träumereien hinzugeben, ernstlich an seine Rückkehr zu einem ordentlichen Leben zu denken und sich, wie er versprochen, eifrig der Rechtswissenschaft zu widmen. Aber Lenz erwiderte mit leeren Redensarten und kecker Beteuerung der Wahrheit. Auch daß Salzmann bei dessen kurzem Aufenthalt in Straßburg seine ernsten Mahnungen wiederholte, half wenig, wenn er auch nach der Rückkehr versicherte, seine weisen Lehren hätten gefruchtet, seine Leidenschaft habe sich so ziemlich vernünftig aufgeführt, bleibe aber Leidenschaft. Wirksamer war, daß Friederike, da Lenz ihre Freundlichkeit für Neigung genommen, ja zu einem Liebesroman in Gedanken ausgesponnen, sich etwas zurückhaltender gezeigt, ja Verdacht gegen ihn geschöpft hatte, als er mit schlecht verhohlener Hast Goethes Briefe und Gedichte zu erhaschen suchte. Da wurden denn seine Besuche seltener, doch that er gegen Salzmann, als ob das Verhältnis noch unverändert fortbestehe, wenn er auch nur von „kleinen Scenen" sprach, in denen er und eine andere Person die Hauptakteurs seien, die er aber nicht abschildern könne. Fieberhaft ergriff ihn von neuem sein Wahn, als der Abzug des Regiments von Fort-Louis nach Landau bevorstand. Der nächste an Salzmann in Fort-Louis begonnene Brief suchte vorab noch den Wahn aufrecht zu erhalten. Beim nächsten Besuche in Straßburg werde er ihm viel zu erzählen, Auftritte zu schildern haben, die er jetzt nicht mehr [aus Eile] der Feder anvertrauen könne, weit rührendere als alles, was er jemals zu erdichten im stande wäre. Der Sturm der Leidenschaft sei jetzt zu heftig, so daß sein Rechtsstudium still stehe; hoffentlich werde es sich zu Landau wieder kümmerlich legen, dort werde er dann, soweit es sein zur andern Natur gewordenes Lieblingsstudium, die schönen Wissenschaften, erlaube, das Jus eifrig fortsetzen. Der eine ganz andere Stimmung zeigende Schluß des Briefes ist in Sesenheim geschrieben, kurz vor dem Liebesgeständnisse an Friederike, wodurch sich die frühere Rodomontade des Schwures ewiger Treue von selbst widerlegt. „Ich erwarte heut Abend noch einen Gnadenstoß. O lassen Sie mich mein beschwertes Herz an Ihrem Busen entladen! Es ist mir Wollust zu denken, daß Sie nicht ungerührt bei meinem Leiden sind, obschon es Ihnen noch unbekannt ist; denn Trennung ist nicht die einzige Ursache meines Schmerzes." Er fürchtet offenbar, Friederike werde seine Liebe zurückweisen, weil sie die Treue gegen

Goethe bewahrte. Dies geschah wirklich, aber Lenz gab auch jetzt nicht alle Hoffnung auf, sondern rechnete auf Friederikens Hand, wenn er eine Lebensstellung habe. Im nächsten Briefe ist von Sesenheim keine Rede mehr; er erzählt dagegen, er sei in Gesellschaft dreier lieben Mädchen und einer schönen, schönen Frau gewesen, und bekennt, das Fleisch sei schwach und die Liebe lasse sich nicht auswurzeln. Salzmann soll verstehen, auch in dieser Gesellschaft sei er unwillkürlich an seine Liebe zu Friederiken gemahnt worden. Und damit soll auch der weitere Ausruf in Verbindung stehen: „Ich muß doch Jurist werden!" Salzmann wird ihn wiederholt gemahnt haben, sich aller Träumereien zu enthalten und sich ernstlich dem erwählten Fache zu widmen. Aber, obgleich von Friederiken abgewiesen, muß er, ehe er Fort-Louis verläßt, von Friederiken und Sesenheim Abschied nehmen. Seinen echt Lenzischen Aufenthalt zu Sesenheim schildert mit Lenzischen Farben der Brief an Salzmann vom 1. September. Denselben Tag wollte er noch einmal nach Sesenheim gehen, „um ihn recht vergnügt dort zuzubringen". Dieser Ausdruck reißt ihn aber zu einer recht komödienhaften Schilderung seiner entsetzlichen Liebesschmerzen hin. Über diesen eigentlichen Abschied fehlt uns jede Mitteilung. Salzmann mochte hoffen, damit sei diese Friederikenkomödie zu Ende, aber Lenz hielt an dem Wahne fest, Friederike allein könne ihn glücklich machen, und um sie zu erlangen, wollte er sich eine Lebensstellung zu erwerben suchen.

Von Landau schrieb er Salzmann in einer Weise, welche zeigte, daß das Rechtsstudium, wenn auch noch nicht ganz aufgegeben, doch hinter seiner Beschäftigung mit dem Theater und eigenen Tragödien weit zurückstehe. Neben der Bibel bildete ein dicker Plautus jetzt sein Haupt- und Grundbuch; er begann, nach Beendigung einer Tragödie eine Komödie des römischen Dichters zu übersetzen. Dabei grübelte er wieder in der Lehre von der Erlösung und er überraschte Salzmann mit der frohen Verkündung, er sei wieder Christ geworden, aber freilich kein streng gläubiger, und sein Widerwille gegen den geistlichen Stand bestehe noch immer. Daß er seinen Wahn an Friederikens Liebe nicht aufgegeben, ersah Salzmann aus der renommistischen Äußerung: seine Seele sei in Landau zu einem Entschlusse ausgewickelt, dem alle seine Vorstellungen, ja die der ganzen Welt vielleicht keine andere Falte geben könnten; dies möge der ältere Freund ihm verzeihen, da jeder ja dem Drange seiner Natur folgen müsse. So sah Salzmann alle Mühe an ihm verloren; ihn zu dem zu bestimmen, was ihm Not that, mußte er aufgeben, er konnte ihm nur in einzelnen Fällen ratend und helfend zur Seite stehen.

Als er darauf Straßburg wieder besuchte, hielt ihm Salzmann freilich wieder ernstlich seine Tollheit vor. Die Folge war, daß er, ohne sich

von ihm zu verabschieden, nach Landau zurückkehrte, und auch dort einige Zeit gegen ihn stumm blieb. Endlich brach er doch sein Schweigen. „Ihre weisen Rathschläge über einen gewissen Artikel meines Herzens fang' ich an, mit Ernst in Ausübung zu setzen", schrieb er, „allein eine Wunde heilt langsamer, als sie geschlagen wird. Und wenn ich die Leidenschaft überwinde, wird doch der stille Wunsch ewig nicht aus dem Herzen gereutet werden, mein Glück, wenn ich irgend eines auf dieser kleinen Kugel erwarten kann, mit einer Person zu theilen, die es mir allein wird reizend und wünschenswert machen." Wegen seines Lebensberufs war er noch immer schwankend, da die Jurisprudenz ihn nicht anzuziehen vermochte, die Geschichte der Kunst wegen der nötigen Gelehrsamkeit ihn abschreckte; es blieb ihm nur sein „Lieblingsstudium", die schönen Wissenschaften, besonders das Theater. So kam er denn wohl in der Wende des Jahres nach Straßburg zurück. Die Liebeskomödie hatte ausgespielt, er widmete sich der Bühne, für die er neun Stücke des Plautus frei bearbeitete. Diese brachten ihn dann wieder mit Goethe in Verbindung.

Daß trotz der Brieflücke Goethe gegen Salzmann nicht ganz geschwiegen haben könne, wurde bereits bemerkt. Wie den Bogen „Von deutscher Baukunst", so wird Goethe ihm auch seine beiden theologischen Schriftchen gesandt haben. Aus dem ersten vom Jahre 1773 erhaltenen Brief Goethes (vom 6. März) ergiebt sich, daß Salzmann von seiner Umarbeitung des „Götz" wußte und er Goethe seine eigene handschriftliche Abhandlung über die Rache nebst anderen sittlichen Betrachtungen gesandt hatte. Der bezeichnete Brief beginnt: „Ihre Betrachtungen über die Rache haben mir viel Freude gemacht. Ich habe Sie so ganz, Ihre Sinnesart und Ton gefunden. Mein Vater hält sie vor allen des Druckes würdig, und ich denke, Sie fahren fort, Ihre Gedanken über die merkwürdigsten Gegenstände der Religion und Sittenlehre niederzuschreiben, und geben sie uns dereinst in einem Bändchen. Es war, als wenn ich mich mit Ihnen selbst unterhielt', und die Klarheit im Ausdruck muß jedermann einnehmen. Was ich vermißt habe und sicher erwartete, weil es so gerade in Ihrem Wege lag, war die Reflexion, daß die Vergebung der Beleidigung, als eine Wohlthat, den Beleidiger verbinden müsse, und also schon direkter Nutzen hervorspringe, was Christus durch ‚feurige Kohlen aufs Haupt sammeln' ausdrückt. Arbeiten Sie ja nichts dergleichen, ohne es uns zu kommuniciren." So stand also auch schon Goethes Vater damals, und wohl bereits einige Zeit früher, mit Salzmann in Verbindung. Aus dem Verfolge des Briefes ersehen wir, daß dieser seinem jungen Freunde den Anfang einer Bearbeitung Plautinischer Komödien für die Bühne mit der Bitte gesandt hatte, ihm seine Meinung darüber zu sagen.

Daß sie von Lenz sei, hatte er auf dessen Wunsch verschwiegen, da dieser wahrscheinlich erst hören wollte, wie Goethe, mit dem er außer Verbindung gekommen, der auch von seinem Sesenheimer Anschlag vernommen haben konnte, über sein Unternehmen urteile; im günstigen Falle wollte er ihn mit der Entdeckung überraschen, er selbst, den er eher mit Shakespeare als mit Plautus beschäftigt glauben würde, sei der Bearbeiter. Schon daß Salzmann sich der Sache annahm, ließ Goethe darauf näher eingehen, und daß der Verfasser sich raten lasse, erfreute ihn als eine seltene Erscheinung. Bei der Rücksendung äußerte er, dem bisher auf Sittlichkeit und Langeweile beschränkten deutschen Theater würden solche Bearbeitungen willkommen sein, weil sie Munterkeit und Bewegung hineinbrächten, doch müßten sie, um Beifall zu finden, alles vermeiden, was nicht nach dem Sinne der Zuschauer sei, besonders seien die fremden Personennamen durch gewohnte deutsche zu ersetzen. Auch das ewige Fluchen und Schwören beim Teufel sei abzustellen; der Bearbeiter habe es häufig zugesetzt oder statt hercle eingeführt, das unserem wahrhaftig entspreche; nur in einem Anfalle von Leidenschaft und bei gemeinen Leuten sei auf der Bühne ein Fluch gestattet. Wenn er hinzufügt: „Sie werden diese Anmerkungen sehr wunderlich finden, wenn Sie in meinem Berlichingen auf manchen Schimpf und Fluch treffen werden [die neue Bearbeitung hatte er größtenteils beendet], davon ich jetzt [in diesem Briefe] nicht Rechenschaft geben kann“, so hatte er in dieser solche Flüche und gemeine Schimpfworte stehen lassen, wo sie den Charakter der Personen oder der leidenschaftlichen Aufregung entsprachen; auch waren viele Beteuerungen aus der Quelle herübergenommen, weil sie dem Gebrauch jener Zeit entsprachen — und für die Bühne war „Götz“ gar nicht bestimmt. Diese Bemerkungen sollten nur die Präliminarien zu den künftigen „Ratschlagungen“ sein; denn auf die „innere“ Ausführung könne er sich nicht einlassen, diese sei einzig Sache des Verfassers. Alle Spezialkritik von Stellen und Worten sei ihm verhaßt, ja auch bei seinen eigenen Arbeiten unleidlich. Plautinische Lustspiele könnten nur gespielt ihr Glück machen, da man in ihnen überall die Fratzenmasken sehe, in denen sie dargestellt worden; drum komme alles darauf an, das Ding den Theaterdirektoren anschaulich und gefällig zu machen. Die Klarheit und Entschiedenheit des jungen Dichters, der eben durch seinen „Götz“ die Welt zu bewegen im Begriffe stand, aber auch dem unbekannten von Salzmann empfohlenen Bearbeiter der lateinischen Komödien beizustehen bereit war, mußte diesem ungemein wohlthun, noch mehr der herzliche, von warmem Schaffungsdrange zeugende Schluß des Briefes: „So leben Sie denn wohl und antworten Sie bald. So lang das Eisen glüht, muß geschmiedet sein, und wenn wirs bald zu Stande bringen, machen wir uns an etwas

Neues. Wär' ich nur einen halben Tag unter Ihnen, es sollte mehr ausgemacht werden als mit allen Episteln. Unterdessen ists auch eine Wohlthat, in der Ferne einander (zu) umfassen und zu lieben, wie ich Sie, und es einander sagen zu können."

Da Lenz sich nun zu erkennen gab, kam es zwischen den seit Straßburg geschiedenen Freunden zu lebhaften Verhandlungen. Salzmann freute sich, daß derselbe jetzt eine Erfolg versprechende Thätigkeit, wenigstens augenblicklich, gefunden habe. Doch nur um den Druck war es Lenz vorab zu thun, nicht um das Theater. Mit den Leiden, die Lottens bevorstehende Vermählung, Herders mit völliger Trennung endendes Mißtrauen und Mercks Abwesenheit Goethe machten, verschonte dieser den guten Aktuarius. Endlich im Juni erfreute er ihn mit der Sendung mehrerer Abdrücke seines „Götz", der mit einem Schlage den Advokaten Goethe, der bald als Verfasser bekannt wurde, zu dem berühmtesten deutschen Dichter machte. Auch Salzmanns einsichtiger Beifall wird der von seinem Gefühl für einheitliche dichterische Wirkung zeugenden Umschmelzung des ersten Gusses nicht gefehlt haben. Lenz geriet über „Götz" ganz außer sich und stellte sich wie ein Bundesbruder Goethe zur Seite. Die Verhandlungen über die Bearbeitung der Lustspiele gingen fort; nacheinander wird Goethe die fünf Stücke erhalten haben und nun auch auf einen Verleger bedacht gewesen sein, da Lenz den Druck dringend verlangte. Wohl in den September gehört Goethes undatierter Brief an Salzmann (Br. 171): „Sie haben lange nichts von mir selbst, wohl aber gewiß von Lenz und einigen Freunden [Röderer und Haffner, wenn nicht auswärtige Freunde wie Lersé und Meyer gemeint sind] allerlei von mir gehört. Ich treibe immer das Getreibe [bin rastlos thätig]; denn Plautus' Komödien fangen an sich herauszumachen. Lenz soll mir doch schreiben. Ich habe was für ihn aufm Herzen [wegen des Verlags?]. Wenn Sie das [überflüssige] Exemplar „Berlichingen" noch haben, so schicken Sies nach Sesenheim unter Aufschrift an Mſll. Brion, ohne Vornamen. Die arme Friederike wird einigermaßen sich getröstet finden, wenn der Untreue vergiftet wird. Sollte das Exemplar fort sein, so besorgen Sie wohl ein anders." Auch jetzt, wo Lotte für ihn verloren war, gedachte er, da er nach Straßburg schrieb, wieder der verlassenen Geliebten, gegen die er sich schuldig fühlte; von der doppelgängerischen Verliebtheit des Bearbeiters der Plautinischen Komödien ahnte er nichts. Der Brief schließt vertraulich: „Ich möchte wohl wieder einmal hören, wie's Ihnen geht, was das Kamin macht u. s. w. Meine Schwester heiratet nach Karlsruh." Schlosser hatte gemeldet, daß er nächstens zur Heirat nach Frankfurt komme. Der ehemalige brüderliche Freund Goethes Weyland war 1772 als Arzt nach Frankfurt über-

gesiedelt.[1]) Aber er war mit Goethe Friederiken wegen zerfallen, und selbst Salzmann vermochte nicht ihn zur Versöhnung mit Goethe zu bewegen. Wagner hatte eine gute Hauslehrerstelle in Saarbrücken beim Präsidenten von Günderode erhalten, aber er sehnte sich nach litterarischem Ruhme.

Da die Weygandsche Buchhandlung Goethe ersucht hatte, ihr sein nächstes Werk in Verlag zu geben, so bot er ihr die von ihm durchgesehenen Lustspiele nach dem „Plautus“ von einem seiner Freunde an. Die ersten Druckbogen, nicht den Antrag der Buchhandlung, wie Goethe selbst angiebt, scheint er am Hochzeitstage der Schwester, am 1. November, erhalten zu haben; den 3. sandte er diese mit ein paar Hochzeitsgedichten an Frau Jacobi. Mit Lenz stand er jetzt auf dem vertrautesten Fuße. Da sie sich gegenseitig alles mitteilten, was sie zu stande brachten, so erhielt der Freund auch Goethes Farze „Götter, Helden und Wieland,“ und er ruhte nicht, bis er diesem die Erlaubnis abgedrungen hatte, sie ohne Namen im nahen Kehl drucken zu lassen. Er that es wohl nicht, um Goethe zu schaden, wie dieser später wähnte, sondern um den Kampf gegen Wieland, zu dem er selbst sich jetzt entschieden hatte, glänzend zu eröffnen und in dem Dichter des „Götz“ den bedeutendsten Verbündeten auch nach außen zu gewinnen. Daß der Dichter des „Götz“ der Verfasser sei, kam bald aus; einer so geistvollen Verhöhnung hielt man nur ihn fähig, und Lenz selbst wird damit nicht zurückgehalten haben. Unter denjenigen, welche das Erscheinen der Farze bedauerten, befand sich auch Salzmann. Um sein eigenes Fortkommen war Lenz, dem der Kampf gegen Wieland im Kopfe lag, jetzt unbekümmert; er hielt sich ganz an den älteren Baron, dessen Liebe zu der jungen Juwelierstochter Cleophe Fiebich er in jeder Weise förderte. Er selbst schrieb Gedichte in des Barons Namen an die Geliebte, ja seltsamerweise wollte er die Möglichkeit, daß dieser von ihr ablasse, dadurch abschneiden, daß er ihn beim Notar ein förmliches Eheversprechen (Lenz selbst hatte es aufgesetzt) unterschreiben ließ, mit der Bestimmung eines namhaften Schadenersatzes, falls er sein Wort nicht erfülle. Zu Salzmanns Bedauern versank Lenz immer mehr in sein träumerisches Sinnen und Trachten. So fand ihn Lavater, damals noch Helfer (Diakon) an der Waisenhauskirche zu Zürich, der Verfasser der „Aussichten in die Ewigkeit“, mit dem Lenz sich nun auch in Verbindung gesetzt hatte, da dieser auf der Badereise, die ihn auch zu Goethe führen sollte, durch Straßburg kam. Was die geschwätzige Hauswirtin Lavater sagte: „Ist ein

1) Die Frankfurter Rats- und Stadt-Kalender führen ihn in den Jahren 1773 bis 1778 unter den Ärzten als „Fürstlich Hessen-Darmstädtischen Hofrat“ an, mit der Angabe „wohnt auf den Trierischen Plätzchen“. Seit 1779 heißt es von ihm: „Ist außerhalb“.

herzensguter Junge, aber ob noch was aus ihm wird, soll mich wundern", war auch Salzmanns Sorge: ernstlich mußte er fürchten, das zappelnde Genie, das keine Ständigkeit bekommen könne, werde verpuffen, während er von Goethe, der schon so Schönes geleistet hatte, mochte er auch zu einzelnen Ausschreitungen sich hinreißen lassen, das Höchste erwarten durfte. Salzmann machte damals die persönliche Bekanntschaft des durch werkthätige Liebe und wärmstes Gottvertrauen alle Herzen gewinnenden Züricher Geistlichen, dem er die treuesten Grüße an Goethe mitgab. Um diese Zeit lernte er auch Goethes Schwester und Schwager kennen und lieben; in letzterem fand er einen wenn auch ernster gestimmten Genossen seines auf die Glückseligkeit der Welt gerichteten Sinnes. Auch Lenz lernte das Schlossersche Ehepaar kennen, das ihn als Freund Goethes und wegen seines sich leicht einschmeichelnden kindlichen Wesens lieb gewann. Er hatte sich damals auch schon durch seine Komödie „der Hofmeister" bekannt gemacht, welche die Reihe der Stücke beginnt, durch die er im Gegensatz zu dem Sittenverderber Wieland sittlich wirken wollte. Das Stück zeugte von so großer dramatischer Kraft, daß viele es Goethe zuschrieben; ja es wurde ein Lieblingsstück des berühmten Schröder. Salzmann mußte es auffallen, daß Lenz durch grelle Darstellung unsittlicher Verhältnisse sittlich zu wirken glaubte, und er eine unglückliche Familiengeschichte, die er wesentlich ganz getreu, sogar mit Benutzung der Charakterzüge wirklicher Personen, darstellte, als Warnung gegen die Erziehung durch Hofmeister verwandte. Eine andere sittliche Absicht wollte er mit einer zweiten Komödie „Der neue Menoza" erreichen, die er gleich, nachdem sein „Hofmeister" durch Goethe einen Verleger gefunden hatte, nach einem dänischen Roman entwarf, worin ein asiatischer Prinz vergebens die Welt durchzieht, um wahre Christen zu suchen. Salzmann mußte sich durch die schauderhaften, wüsten Scheußlichkeiten, die hier, freilich zum Teil mit großer dichterischer Kraft, vorgeführt wurden, abgestoßen fühlen. Als das Stück im Herbst erschien, brachte es Lenz besonders zu Straßburg in Verruf. Dagegen durfte Salzmann sich des Beifalls freuen, den gleichzeitig Goethes „Klavigo" als ein tüchtiges Bühnenstück fand, mochten auch mißgünstige und einseitige Beurteiler darin schon den Nachlaß von Goethes dichterischer Kraft sehen wollen.

Für Lenz durfte Salzmann einige Hoffnung schöpfen, als dieser am 3. September sich als Theolog immatrikulieren ließ. Aber verlor er sich auch einige Zeit mit Röderer wieder in theologische Grübeleien, an ein folgerechtes Fortschreiten auf der so viele Jahre aufgegebenen Bahn war nicht zu denken: Dichtung und Leben, die sich bei ihm wunderlich ineinander wirrten, rissen ihn hin. Ehe der ältere Baron Straßburg verlassen hatte, war sein jüngster Bruder angekommen, der in dessen

Wohnung eintrat und die Sorge für Lenz übernahm. Unglücklicherweise meinte der immer in Einbildungen lebende Komödiendichter, die Liebe Cleophens dem älteren Bruder erhalten zu müssen, weil der jüngste ihr den Hof machte, aber er verliebte sich darüber allmählich selbst in diese, was denn seinen Baron veranlaßte, mit ihm eine wirkliche Komödie zu spielen, die er so weit trieb, daß es zu einer Forderung kam und der Spaß zuletzt zum völligen Bruche führte, wonach Lenz nun allein für seinen Unterhalt sorgen mußte. Cleophe hatte die Bewerbung des verblendeten Dichters spöttisch abgewiesen. Diese tolle Geschichte hat Lenz selbst in einem Tagebuch, zuerst französisch, dann für Goethe deutsch, nicht ohne Geist geschrieben; erhalten ist letztere bis nahe vor dem Bruche, Ende Oktober 1774. Hier kommt auch Salzmann vor, der sich von dem jüngsten Baron einmal bei Cleophen einführen ließ. Lenz berichtet am 4. Oktober: „Salzmann kam, man spielte, man sang; ich übersetzte ihr die italienischen Worte, die sie mit Vergnügen anhörte, und sich das cor mio zweimal wiederholen ließ. Salzmann besah die Gemälde. Ich sagt' ihm endlich: ‚Sie haben eins noch nicht gesehen, das das schönste ist.' Und so nahm ich sie dreist bei der Hand und führte sie gegen den Spiegel. Sie beklagte sich bei der Mutter, daß ich Herrn Salzmann das schönste Gemälde hätte zeigen wollen, und sie vor den Spiegel gestellt. Salzmann sagte, es sei vielleicht nicht sowohl Galanterie gewesen als das Herz, so mich das gelehrt. Ich machte einen Bückling. Er that mir einen Gefallen mit der Anmerkung. Sie lief hinaus, eine Miniatur zu holen, Annette und Lubin in einem Ringe von Elfenbein ausgearbeitet. Ich ward in dem Stückchen einen Vogelbauer gewahr, den sie durchaus nicht sehen wollte. Ich wiederholt' ihr das Wort zwei-, dreimal. Sie beklagte sich bei Salzmann über meinen Mutwillen, der uns beide nicht verstand." Das tolle Gebaren des neuen Studierenden der Theologie mußte Salzmann bedauern. Und es wurde immer närrischer. Auch die „Anmerkungen übers Theater", die in possierlicher Weise wider das gangbare Drama Sturm liefen, waren nicht in Salzmanns Sinne, wenn er auch mit dem Gedanken, daß jedes Volk seine eigene Form des Dramas haben müsse, übereinstimmen konnte. Sie gehören wohl in diese Zeit[1]), wie auch der Plan zu einem dritten Drama „Der Poet, Weg zum Ehemann." Am 7. November schrieb er seinem Bruder Christian, dieses sein letztes Stück, das seinem Herzen am nächsten sei, solle Ostern erscheinen, und er bat ihn, es dann mit dem „Hofmeister" und „Menoza" zusammenbinden zu lassen. Wahr=

1) Vgl. meinen Aufsatz in den „Blättern für litterarische Unterhaltung" 1892 Nr. 16.

scheinlich sollte der mit seinen Einbildungen umherschweifende Dichter nun endlich in den ehelichen Hafen einlaufen.[1]) Während der Komödie mit Cleophen am 25. September hatte er „Werthers Leiden" gelesen, die ihn aber anfangs nicht besonders erregt zu haben scheinen; den 27. bemerkte er nur, diese hätten ihn veranlaßt, Cleophen, von der er beleidigt sich zurückgehalten hatte, wieder zu besuchen. Tiefer empfand wohl Salzmann die hohe dichterische Kraft in der lebendigen Zeichnung der Seelenzustände und in warmgefühlten Naturschilderungen. So hatte sein Liebling, wie im Drama so auch im Roman eine neue Bahn eröffnet. Freilich mochten ihn die traurigen Wirkungen betrüben, die „Werthers Leiden" auf so viele Gemüter übten.

Der gute Aktuarius muß damals körperlich gelitten haben, da er sich am 23. November zur Bitte an die Behörde veranlaßt sah, ihm wegen leiblicher Beschwerde den Licentiaten Breßle zur Seite zu geben. Schon am 5. Dezember wurde dieser Wunsch ohne Verminderung seines Gehaltes ihm gewährt. An demselben Tage wandte sich Goethe an den alten Freund, mit dem er seit längerer Zeit nicht mehr brieflich verkehrt hatte, wenn er ihm auch seinen „Werther" hatte zukommen lassen. „Es ist auch wieder Zeit", begann er, „daß Sie einmal geradezu etwas von mir hören, daß ich Ihnen sage, es gehe bei mir immer seinen alten Gang [wie er früher geschrieben hatte, er treibe immer das Getreibe, da er wußte, daß dem an ihn glaubenden Freunde die Gewißheit seiner rührigen Thätigkeit genüge]. Sie werden etwas von mir gehört und gesehen haben, daß ich nicht ganz unfleißig war, und werden künftig hoffentlich noch mehr sehen und hören." Dann fragte er, wie der Frankfurter, den er jetzt habe, sich anlasse; er wette, besser als sein Bruder. Wir wissen nicht, welche Frankfurter Brüder gemeint sind, aber die Frankfurter hielten sich wie die Buchsweiler an Salzmann; von zwei Studierenden, die 1775 und 1777 im Lauthschen Hause wohnten, wissen wir, daß sie von Buchsweiler und Frankfurt waren. Eine Nichte Salzmanns war an den Handelsmann und Bürger, den Zweibrücker Friedrich Schmid in Frankfurt, verheiratet. Auch nach Lenz erkundigte er sich; von Salzmann möchte er gern hören, wie dieser sich aufführe: fast sollte man meinen, daß ihm sein Treiben nicht recht gefalle. Von Salzmanns sittlichen Abhandlungen war in den erhaltenen Briefen zuletzt im März 1773 die Rede gewesen, aber ihrer muß auch noch weiter gedacht worden sein, da Goethe ohne weitere Verbindung fortfährt: „Und nun gilts die Frage, ob Ihre moralischen Abhandlungen auf Ostern sollen gedruckt werden. Ich finde unter meinen Papieren drei über die Gemütsbewegungen, Neigungen und

---

1) Im „Goethe-Jahrbuch" X, 46—105 ist der Roman von Weinhold mitgeteilt und einsichtig erörtert.

Leidenschaften, über Tugend und Laster, über Religion. Wollen Sie nun diese vorher zur Durchsicht noch einmal wieder zurück haben, so melden Sie es, ich schicke sie Ihnen mit dem Postwagen. Haben Sie noch etwas dergleichen, so fügen Sie es hinzu und es soll stracks nach Leipzig. Melden Sie mir zugleich, was Sie für Bedingungen gemacht wünschen. Und somit wäre das Büchelchen schon so gut als fertig und eingebunden." Die herzlichste Freundschaft spricht sich dann weiter im Schlusse aus: „Schreiben Sie mir doch nächstens und glauben Sie, daß es auch keine Sünde wäre, mir öfter zu schreiben, als Sie bisher gethan haben, um mich in meinen übrigen Schwärmereien wieder in die glücklichen Gegenden zurückzuziehen, da wir so manche gute Stunde zubrachten. Behalten Sie mich lieb, fahren Sie fort Antheil an mir und den [dem] meinigen zu nehmen und glauben Sie, daß ich mich mit aller Wärme in Ihr gelbes Zimmer ans Kamin und zum Silen zurückdenke." Auffällt, daß der Brief nur von „Behalten" an eigenhändig sein soll. Goethe stand damals mit Weygand so gut, daß er gewiß war, dieser übernehme sofort alles, was er ihm empfehle. Salzmann scheint das Erscheinen der Sammlung verzögert zu haben.

Leider fehlen uns Goethes weitere Briefe an den Straßburger Freund. Alles, was dieser von dem berühmtesten deutschen Dichter vernahm, freute ihn. Von den Weimarer Prinzen war dieser in Frankfurt und Mainz auf das Freundlichste empfangen worden. Der Erzieher des jüngeren Prinzen, Major von Knebel, hatte ihn aufgesucht und ihn zum Besuche der Prinzen bestimmt. Ohne Zweifel geschah es auf Goethes Empfehlung, daß Salzmann im Januar 1775 von den Prinzen und Knebel aufgesucht wurde. Wie ehrenvoll dessen Urteil über den Dichter des „Götz" und „Werther", den er so genau kennen gelernt hatte, ausgefallen, welches Vertrauen dieser den Prinzen und ihrer Begleitung eingeflößt, ergiebt sich daraus, daß Knebel, als der Erbprinz durch die Farze „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten", die man allgemein Goethe zuschrieb, sein in ihn gesetztes Vertrauen getäuscht glaubte, sich deshalb an Salzmann wandte. Seine Antwort vom 12. April liegt uns vor. Übermorgen werde er an Goethe schreiben, erwiderte er, und er denke nicht übel zu thun, wenn er diesem Knebels und seines besten Prinzen Empfindung ganz mitteile. „Er ist, wie Sie wissen, jung und muthwillig, und vielleicht wird ihn dieses vorsichtiger machen. Herr Wieland verdient allerdings einen Herzog von Sachsen zum Gönner und Sie, bester Mann, zum Freunde zu haben. Der tiefsehende Goethe ist ein unbestechlicher Richter; Autorkoketterie und Eitelkeit haben Herrn Wieland nie verlassen, ohngeachtet seiner großen Talente, welche er zum Vergnügen seines Vaterlandes schon so reichlich gezeigt hat. Goethe hat

sich gewiß nie einfallen lassen, daß Ihro Durchlaucht oder Sie eine Intrigue zu Gunsten Herrn Wielands spielen wollten, allein er konnte denken, daß dieser letztere nicht ohne Absicht gehandelt, da er eine für Goethen so wünschenswerthe Bekanntschaft veranlaßt hat. Doch ein mehreres mündlich." Er hielt die Farze wirklich für einen Ausfluß von Goethes Laune, wofür sie die allgemeine Stimme erklärte, und wird sie bedauert haben; ob er sie genauer kannte, wissen wir nicht, jedenfalls entging ihm, daß der Erbprinz in der seine „Mainzer Reise" streifenden Stelle einen Vertrauensbruch sehen mußte. Knebel hatte auch gewünscht, Salzmann möge ihm die schöne Ausgabe des „Werther" schicken, ohne Zweifel die zweite, die in drei verschiedenen Drucken erschienen war, aber diese war in dem besten Drucke vergriffen, so daß er den gewöhnlichen schicken mußte. „So viel ich weiß", bemerkte er dabei, „arbeitet ein Dr. Leuchsenring [der bekannte Schwindler Franz L., der nicht Doktor, sondern Darmstädtischer Hofrat war] zu Paris an einer Übersetzung; ich fürchte aber, es möchte die beste Übersetzung dem Buch schaden, da sich das Ganze auf deutsche Sitten und Denkungsart gründet, auch der Stil selbst so viel Eigenheiten und Energie hat, die sich im Französischen nothwendig verlieren muß." Man sieht, wie sehr er den so entschieden in der herrlichen Dichtung hervortretenden deutschen Sinn schätzte. Außer Salzmann hatten die Prinzen auch Lenz gesprochen, den sie aber, wie dieser selbst ein Jahr später an Knebel schreibt, in einem seltsamen Aufzuge und einer noch seltsameren Lage und deshalb in einer sehr unphilosophischen Verlegenheit fanden. Sie werden ihn in seiner unordentlichen Stube, wo er in mehr als bequemem Hauskleide sich fand, überrascht haben. Wenn Salzmann an Knebel schreibt, Lenz lasse sich ihm empfehlen, so muß dessen Brief auch seiner gedacht haben.

Er wohnte damals bei der Tochter des frühe verstorbenen Konsulenten des geheimen Kollegiums der Dreizehn, der im dreiunddreißigsten Jahre stehenden Luise König, die trotz ihrer abstoßenden Häßlichkeit (im Gesicht hatte sie große Brandflecken) durch ihre Gemütlichkeit und Empfänglichkeit, noch mehr dadurch ihn anzog, daß sie mit Goethes Schwester, Herders Gattin und Schwägerin und mit einer durch Schönheit und Geist ausgezeichneten adeligen Dame Henriette von Waldner-Freundstein in Verbindung stand, deren Briefe sie ihm mitteilte.[1]) Lenz war da-

---

1) Wenn Luise König, bei der sich Lenz eingemietet hatte, im Jahre 1789 den obersten Stock des Lauthschen Hauses bewohnte, so darf man daraus nicht mit Froitzheim (Lenz und Goethe S. 81) schließen, daß dies auch im Jahre 1773 der Fall gewesen sei. Freilich schreibt diese einmal 1773, ein gewisser Schwenke esse „unten im Hause", was höchstens zeigt, daß die Bewohner des Unterhauses Kostgeber waren; die Lauthsche Speisestube war auf dem ersten Stocke, nicht unten im Hause. Seine einmal erwähnte Schuld bei der Jungfer Lauth schrieb sich vom Mittagtische her.

mals neben seinen ihn kümmerlich nährenden Privatstunden mit den allerverschiedensten Dingen beschäftigt, besonders wollte er als Wohlthäter der Menschheit wirken. Damals entstand unter Mitwirkung Röderers die Schrift „Meinungen eines Laien, den Geistlichen zugeeignet", durch die er das reine Christentum fördern wollte. Lenz nannte diese in seiner überschwenglichen Weise den unsichtbaren Grundstein seiner Poesie, seiner Wahrheit, seines Gefühls. Fast gleichzeitig schrieb er das scharf auf Wieland losschlagende „Eloge de feu Monsieur **nd écrivain très célèbre en poésie et en prose. Dedié au beau Sexe d'Allemagne", und die beredten, den Verbündeten erhebenden Briefe über die Moralität des „Werther", die Goethe einen Zweig aus Lenzens goldenem Herzen nannte, von denen er so entzückt war, daß Jacobi ihn kaum abhalten konnte, diese ausschweifende Verherrlichung drucken zu lassen. Auch begann er eine neue Bearbeitung der Plautinischen Komödien und eine Umdichtung seines „Menoza". Wahrscheinlich arbeitete er auch an seiner Komödie „die Soldaten", die gegen die liederliche Verführung der Bürgermädchen durch Offiziere gerichtet war, und an manchen anderen Plänen; aber bei allem Treiben fühlte er sich unglücklich. Sein Herz, das einer neuen wirklichen Komödie bedurfte, nachdem die mit Clephchen ausgespielt hatte, litt an einer unheimlichen Leere, so daß er von Straßburg weg nach Lothringen wollte, wahrscheinlich um eine ihm angetragene Hauslehrerstelle trotz seines Widerwillens und seines eigenen „Hofmeisters" anzunehmen. Schon hatte er schriftlich von Schlosser und seiner Gattin in Emmendingen Abschied genommen, als der Gedanke, letztere, in die er sich jetzt verliebt hatte, von der er sich auch wiedergeliebt wähnte, werde sich über seine Entfernung grämen, ihn nach Emmendingen sprengte, wo er sie krank fand und nicht zugelassen wurde. Er kehrte nach Straßburg zurück, und um Cornelien zu entsagen, bildete er sich einen Briefwechsel mit ihr hinter dem Rücken ihres Mannes ein. So hatte er den Stoff zu seinem längst beabsichtigten „Poeten als Weg zum Ehemann" gefunden, der jetzt zur „moralischen Bekehrung eines Poeten" wurde und einen durchaus abweichenden Ausgang nahm. Mit diesem Plan im Kopfe fühlte er sein Herz nicht mehr leer, Cornelie Schlosser war seine heilige Muse, die Reise nach Lothringen jetzt aufgegeben. Salzmann war mehr oder minder Zeuge von diesem Auf- und Abwogen der jeder festen Selbständigkeit unfähigen Seele des äußerlich und innerlich sich immer mehr zerstörenden Dichters.

Wie anders war es mit Goethe, der auch innere Kämpfe genug zu bestehen hatte, aber Salzmann erfuhr davon nichts, und dieser vertraute seiner guten Natur. Über die Prometheusfarze hatte Goethe ihn durch die auch öffentlich gegebene Erklärung beruhigt, daß diese von H. L. Wagner

sei. Leider war auch dieser Wagner einer der Schützlinge Salzmanns, die der Drang nach schriftstellerischem Ruhme nicht ruhen ließ. Dieser hatte ihn aus seiner Hofmeisterstellung in Saarbrücken nach Goethes Vaterstadt getrieben, wo er mit dem Dichter des „Götz“ in Verbindung getreten war, aber seine Schriftstellerei konnte ihn nicht halten. Auch diesen mußte Salzmann bedauern. Selbst der stille Jung erregte des Aktuarius Unmut, da er seine christliche Überzeugung in der mit Angabe seines Namens in Frankfurt erschienenen unbesonnenen Schmähschrift gegen Nicolai: „Die Schleuder eines Hirtenknaben gegen den hohnsprechenden Philister, den Verfasser des Sebaldus Nothanker“, aussprudelte. Dagegen machte es ihm große Freude, daß der wackere Lersé in seiner Nähe an Pfeffels musterhafter Kriegsschule in Colmar als Lehrer und Erzieher eine gesegnete Wirksamkeit gefunden. Aus den fünf ersten Monaten des Jahres 1775 fehlen uns Briefe Goethes an Salzmann; das vorhandene Verzeichnis seiner Postsendungen führt aus dem April, womit es anhebt, drei Briefe an Lenz auf, keinen an Salzmann, was aber nur dessen Lückenhaftigkeit verschuldet; denn ebenso gewiß hatte Salzmann den 14. an Goethe geschrieben, als dieser darauf nicht etwa mit der bloßen Einsendung seiner gedruckten Erklärung in einem Briefe an Lenz antworten konnte. Um zu versuchen, ob er Lili entbehren könne, reiste Goethe mit den Stolbergen im Wertherkostüm nach Straßburg, von wo er seine Schwester in Emmendingen besuchen wollte. In Karlsruhe gab er seiner vertrauten Freundin, der „lieben Tante“ Fahlmer, nach Straßburg die Adresse „an Aktuar Salzmann“. Fand der ältere Freund ihn auch in großer Aufregung, schwärmerisch den auch ihm sich vorstellenden Grafen Stolberg und seinem Bundesbruder Lenz ergeben, so hatte er doch das sichere Vertrauen, dieser werde sich bald wieder zurechtfinden; der herzliche Ausdruck seiner alten Liebe und seines festen Selbstbewußtseins erfreute ihn und seine besten Wünsche begleiteten ihn zunächst zu seiner Schwester, wohin er Lenz mitnahm. Von dort reiste er allein in die Schweiz.

Während Goethe sich dort an der herrlichen Natur und an Lavaters milder Gemütlichkeit und edler Menschenliebe herstellte, erließ Lenz in den „Frankfurter gelehrten Anzeigen“ zwei wunderliche Erklärungen, die Salzmann unangenehm berühren mußten, da sie die Augen der Welt in einer nicht vorteilhaften Weise auf diesen richteten. In der einen erhob er dagegen Einspruch, daß man ihn als Hofmeister in Straßburg bezeichne. Gegen diesen Stand habe er immer die heftigste Abneigung gehabt, nur ein halbes Jahr in Königsberg ihm angehört, neuerdings zwei Anträge aus seinem Vaterlande und einen aus der Nachbarschaft abgelehnt. Was er denn wirklich sei, sagte er nicht, nur daß ihn bisher die Freundschaft

junger Herren, deren Gesellschafter er gewesen, unterstützt habe; daß es damit zu Ende sei, verschwieg er, und es entging ihm, daß diese Stellung nichts weniger als eine würdige sei. Er hatte wahrlich keinen Grund, die Aufmerksamkeit auf seine kümmerliche Lage in Straßburg hinzulenken. In der anderen Erklärung versicherte er, der Wahrheit zuwider, mit seiner Autorschaft habe er nie Vorteile weder gesucht, noch erhalten; ein Freund, der sich genug Ruhm im Vaterland erworben, um zu seinem ersten Stücke den Namen herzugeben, habe ohne sein Wissen und Willen die ihm zu einer unschuldigen Ergötzung mitgeteilte Handschrift drucken lassen, und er wisse nicht, ob einige seiner Stücke, die hier und da bei Freunden in der Handschrift lägen, Verleger finden würden. Trotz der scheußlichen Scenen seines „Menoza", den er mit großer Besonnenheit und künstlerischer Einsicht gedichtet habe, erklärte er, sein Streben sei, überall schöne Natur zu malen, um nicht das Auge zu beleidigen, nicht Verzückungen in willkürliche Träume, die nur der schön finde, der wachend glücklich zu werden verzweifeln müsse. Von neuem hatte er sich in dichterische Träume und allerlei Lebenspläne versenkt.

Auf der sich verzögernden Rückkehr aus der Schweiz begrüßte der von der Liebe zurückgetriebene Goethe wieder seinen guten Aktuarius, und brachte mit Lenz schwärmerische Stunden zu. Von ersterem scheint er einen Auftrag übernommen zu haben; denn nach dem Verzeichnis der Postsendungen schrieb er diesem schon am Tage seiner Rückkehr, den 24. Juni; mit der nächsten Post schickte er ihm ein Paket. Wahrscheinlich sandte er ihm die unter seinen Papieren sich befindlichen sittlichen Betrachtungen, zu deren Druck sich Salzmann jetzt entschlossen hatte; er sollte sie vor demselben durchsehen und etwa noch andere hinzufügen. Doch ging es mit dem Druck nicht so rasch, wie Goethe es früher geplant hatte. Mit der Weygandschen Buchhandlung hatte er, wohl seit der zweiten Ausgabe des „Werther" gebrochen, so daß dieser auch von Lenz nichts mehr übernahm: jetzt mußte er es mit einem Frankfurter Verleger versuchen, der auch den Druck übernahm, doch verzögerte sich die Sache infolge der Aufregung, in welche Goethe nach der Rückkehr geriet. Fabelhafte Gerüchte über diesen, die in Frankfurt umherschwirrten und von da durch Gegner und Anekdotenjäger in alle Weiten verbreitet wurden, mögen auch Salzmann zu Ohren gekommen sein, aber er baute zu sicher auf dessen feste Natur, als daß er um ihn wirklich besorgt gewesen wäre, ja von der Gunst, welche ihm der zur Regierung gekommene, dann zu Karlsruhe vermählte jetzige Herzog von Weimar bezeigte, wird er das Beste geahnt haben, wenn er auch an dessen Anstellung am Weimarer Hofe kaum denken konnte. Der Druck seiner Abhandlungen sollte wohl erst im Winter beginnen.

Mit Lenz ging es indessen immer mehr abwärts, obgleich er sich jetzt auch mit Herder und Zimmermann in Verbindung gesetzt hatte, die ihm Verleger zu seinen „Soldaten" und den Wieland in unerhörter Weise verunglimpfenden „Wolken" verschafften. Sonderbar zog er sich nach dem mit so jubelnder Begeisterung ihn erfüllenden Besuche Goethes von diesem zurück. Seine zeitweilige völlige Verstörung bezeugt vor allem sein Brief an Herder vom 28. August, wo er sich zu der Äußerung versteigt, mit den Guten, die er immer die Großen nenne, habe er noch nicht anbinden dürfen, obgleich Salzmann, den er seinen Sokrates nannte, so liebevoll sich seiner angenommen, zu Goethe und Lavater sich das vertrauteste Verhältnis gebildet hatte; er könne es auch nicht bei seinem Berufe, aus den elenden Hunden, unter denen er webe und wühle, etwas zu machen. Schauspielerische Rednerei ist es, wenn er jammert: „Ach so lange ausgeschlossen, unstet, einsam und unruhvoll! Den ausgestreckten Armen greiser Eltern, all meinen lieben Geschwistern entrissen (?), meinen edelsten Freunden ein Räthsel, mir selbst ein Exempel der Gerichte Gottes, der nie unrecht richtet, und selbst wenn er züchtigt, einen Heraufblick zu ihm erlaubt. Das hatte ich um Sokrates verdient. Bedaure mich Herder, aber liebe mich!" Unter dem Sokrates kann hier nur Wieland verstanden werden, den er geschmäht hatte, wie Aristophanes den wirklichen Sokrates. Wie kann aber der Himmel ihn deshalb züchtigen, da er selbst die noch schlimmer mit diesem umgehenden „Wolken" sich zum Verdienst anrechnete. Salzmann sah, wie der Unglückliche seiner Einbildung und Träumerei zur Beute geworden. Lenz selbst ließ durch Lavater Fritz Stolberg sagen, er sei eine im Verlöschen begriffene deutsche Seele, und er sprach immer von seinem baldigen Tod. Zur Zeit als Goethe den Kammerjunker von Kalb erwartet, der ihn in einem herzoglichen Wagen als Gast an den Weimarer Hof bringen soll, sieht er sich gedrungen, dem Dichter Gotter in Gotha, der aber ja davon nichts Goethe verraten solle, die Bitte zu stellen, ihm sechs bis sieben Dukaten für ein kleines eben fertig gewordenes Stück vom Schauspieldirektor Seyler zu verschaffen, da er in Straßburg in einer traurigen Lage sei und er in seinem Vaterlande alle Aussicht durch die Komödienschreiberei sich verdorben habe. Und dieser verunglückte Komödienschreiber, wie er sich ein andermal nennt, der immer von seinem Tode fabelt, daneben aber an eine dreijährige Reise nach Italien mit dem Sohne eines jüdischen Bankiers in Berlin denkt, der trotz seiner Privatstunden von Tag zu Tag immer tiefer in Schulden gerät, will neben anderen Wohlthaten, die er der Menschheit zu erzeigen hofft, an eine Umgestaltung von Salzmanns Übungsgesellschaft in eine der deutschen Sprache gewidmete denken. Vor drei Jahren hatte er Salzmann gebeten, jene Pflanzschule

ja nicht zu vernachlässigen, aus welcher wohlthätige Bäume seinen Kindeskindern gezogen werden könnten. Im Herbste 1773 rühmte er sich gegen Goethe: „Ich habe viel in der Societät zu überwinden: auf einer Seite ists Unglauben, Verrücktheit, vages Geschnarch von Belleliteratur, wo nichts dahinter ist als Nesselblüthen; auf der anderen steife leise Schnakenmoralphilosophie, die ihren großmütterlichen Gang fortkriecht, daß ich oft drüber die Geduld verlieren möchte. Da könnte Götz nicht durchdringen, der beiden gleich abspricht. Daher fing ich an, ut vates, den Leuten Standpunkt ihrer Religion einzustecken, das itzt unter viel Schwürigkeiten geschehen ist; die Erfolge wird die Zeit lehren. Und nun stürm' ich mit Ossians Helden hinein, das alte Erdengefühl in ihnen aufzuwecken, das ganz in französische Liqueurs evaporirt war, daß wirs ausführen können, was ich mit ganzer Seele strebe, deine Helden [die altdeutschen] wieder naturalisiren." Den undatierten Brief hat man irrig in das Jahr 1775 gesetzt, ihn auf die „Meinungen eines Laien" und die Übersetzung aus Ossian in der „Iris" seit dem Juni 1775 bezogen. Hier ist nicht von Veröffentlichungen, sondern von Vorträgen in der Gesellschaft die Rede, welche freilich Gegenstände betrafen, die auch in seinen spätern Arbeiten erscheinen. Lenz wollte damals dem berühmten Dichter des „Götz" zeigen, daß er auch auf seine Weise wirke, und dabei scheute er sich nicht, auf so schnöde Weise die sittlichen Betrachtungen seines Sokrates Salzmann zu bezeichnen, die er noch im vorigen Jahre so hoch gehalten hatte. Statt der sittlichen, auf reinem Menschengefühl gegründeten Betrachtungen, statt der natürlichen Religion, war er jetzt mit der wahren Auffassung des Christentums aufgetreten, als ob er damit die Nichtgläubigen belehren, die Kalten erwärmen könnte; dann aber hatte er Ossians Heldenzeit gefeiert, als ob er damit etwas ganz Neues den Unkundigen offenbart hätte, da er doch die Ossianbegeisterung schon vorfand, als er nach Straßburg kam, Goethe selbst seiner Friederike aus ihm übersetzt hatte. Salzmann hatte sein Treiben in der Übungsgesellschaft nicht gehindert, weil er es für unschädlich hielt und es gern sah, daß Lenz dadurch von anderen Träumereien abgehalten wurde, wie leid ihm auch sein närrischer Übermut thun mußte. Jetzt hatte er eine völlige Umgestaltung der Salzmannschen Übungsgesellschaft zugedacht, die bisher so vorteilhaft zu freier Übung der jungen Geister gewirkt hatte; sie sollte in Zukunft allein der deutschen Sprache gewidmet sein, wie es an so vielen Hochschulen längst deutsche Gesellschaften gab, im Gegensatz zu den älteren lateinischen, zugleich aber dem in Straßburg herrschenden französischen Einfluß entgegenwirken, alle französischen Vorträge in Zukunft ausgeschlossen sein. Salzmann war damit nicht einverstanden, weil er dazu keine Veranlassung und auch nicht die nötigen Kräfte in seiner

Vaterstadt fand, da er den Männern, die sich dort der Pflege der deutschen Geschichte, Litteratur und Sprache gewidmet hatten, seinen Freunden Oberlin und Koch, nicht zumuten konnte, einem Übungsverein beizutreten; doch gab er endlich dem Drängen von Lenz nach, daß künftig an den Donnerstag-Nachmittagen in seinem Saale eine deutsche Gesellschaft tage, er selbst aber trat zurück. Freilich war die Absicht äußerst lobenswert, aber an Kräften fehlte es, und vor allem hätte es eines Mannes von entschiedenem Ansehen und eindringender Kenntnis auch der älteren und mittleren deutschen Litteratur bedurft: ein von Schulden gequälter Fremder, der sich mühsam seinen Unterhalt verschaffte, in dessen Kopf die wunderlichsten Pläne und Träume durcheinander gaukelten, der Brandts „Narrenschiff" zwei Jahrhunderte zu spät setzte, war nicht der rechte Leiter, mochte er auch mit Wärme für die Pflege der heimischen Sprache eintreten und mit feinem Sinne Vorzüge unserer Sprache vor der französischen hervorziehen, denen aber die französisch Gesinnten, ja auch Unparteiische andere nicht unbedeutende der französischen Sprache entgegensetzen konnten. Das Ergebnis war, wie es kaum anders sein konnte, daß man das Französische nicht ausschließen konnte, schon vor Ende des ersten halben Jahres der die Stelle des Vorsitzenden vertretende Sekretär Lenz ausriß, die deutsche, oder wie sie jetzt nach der von Lenz auf Wielands Vorgang angenommenen falschen Schreibung hieß, teutsche Gesellschaft schon mit ihrem vierzehnten Monate einging, obgleich sie von Salzmanns Vetter und anderen unterstützt wurde, die Salzmannsche aufgelöst war, an deren Stelle Blessig für seine Freunde eine Übungsgesellschaft gründete. Für die Schwierigkeit, welche die Umbildung der Gesellschaft hatte, ist es bezeichnend, daß in der Überschrift des von Lenz geführten Protokolls von einer den 8. Oktober neu eingerichteten deutschen Gesellschaft in Straßburg die Rede ist, darauf aber des „am 2. November unter göttlichem Beistand gemachten Anfangs zu der Eröffnung einer Gesellschaft deutscher Sprache, in dem Hause des Herrn Aktuarius Salzmann" gedacht wird, erst am 9., nachdem Lenz einen „zweiten Vorschlag zu einer nähern Verbindung" vorgelesen, „der wirkliche Anfang gemacht wurde, die Namen der Mitglieder zu sammeln und in Ansehung der Ordnung und des Inhalts sowohl als der Form der künftigen Vorlesungen die gehörigen Veranstaltungen zu treffen". Dem traurigen kurzen Verlauf der Gesellschaft folgen wir nicht weiter; trotz der trefflichen Vorträge von Lenz verfehlte sie den vorgesetzten Zweck; folgenreicher wurde die von Blessig und dem jüngern Salzmann herausgegebene streng elsässische Wochenschrift „Der Bürgerfreund". Die „teutsche Gesellschaft" war ein Lenzisches Wirrsal trotz des Froitzheimschen Lobgesanges auf diese große vaterländische That.

Als Wieland sich in Weimar mit Goethe ausgesöhnt hatte, schrieb Lenz dem Bundesbruder, der ihn aber, wie er selbst Ende November an Lavater meldet, aufforderte, Wieland ungeschoren zu lassen. Trotzdem wollte er mit seinen diesen zerschmetternden „Wolken" herausrücken, obgleich auch Lavater ihm ernstlich abmahnte, Salzmann den tollen Angriff mißbilligen mußte. Freilich waren die Dukaten eines Verlegers ihm in seiner Not äußerst willkommen. Zu allem, was ihn aufregte, kam noch zum Ersatze des ausgespielten Kornelientaumels die verrückte Liebe zu einer adeligen Dame, zu der anfangs ihm bloß aus ihren Briefen an die König bekannten von Waldner-Freundstein. Aber alles überwucherte die äußere Not, die ihm endlich Mitte Februar den Gedanken eingab, an den Weimarer Hof zu fliehen, wo Goethe mit dem ihm jetzt eng verbündeten Wieland waltete. Er sann nun darauf, irgendwie diese Flucht ins Werk zu setzen, von der er so wenig als möglich sprach, die er aber in den dunkelsten Redensarten als eine für die Welt segensvolle That bezeichnete. Salzmann erkannte wohl, daß die Reise im Grunde eine seltsame Flucht vor seinen Gläubigern war; auch konnte er, wenn er es nicht wußte, leicht erraten, daß sie nach Weimar gerichtet war, wo der wütende Verfolger des Sittenverderbers Wieland sich mit diesem auszusöhnen entschlossen war, vielleicht gar einen mächtigen Dreibund mit ihm und Goethe im Sinne hatte.[1])

Daß Goethe von Weimar aus an Salzmann geschrieben, steht nicht fest; das Verzeichnis seiner Postsendungen gedenkt nur am 14. Februar eines Briefes nach Straßburg, aber der Name des Adressaten wird als unlesbar bezeichnet und vor demselben soll wider den sonstigen Gebrauch Herrn stehen; möglich bleibt es immer, daß der Brief an Salzmann gerichtet war und er diesem, ähnlich wie an demselben Tage der Tante Fahlner, darin über seine Stellung in Weimar berichtete. Salzmann mußte den ganzen alten Goethe wieder erkennen, wenn er sich so selbstbewußt und entschieden, so frohgemut und zu rastloser Thätigkeit entschlossen wie gegen jene aussprach. Wäre aber auch dieser Brief nicht an Salzmann gerichtet, bei der Lückenhaftigkeit des Postverzeichnisses bliebe es immer möglich, daß er sich einmal brieflich an den Aktuar gewandt hätte. Doch würde auch, wenn er dies in dem zerstreuten Weimarer Leben unterlassen, der gute Alte, der seine Briefschen kannte, sich dadurch nicht verletzt gefunden haben. Von allen fabelhaften Gerüchten,

1) Vgl. meinen Aufsatz in Westermanns „Monatsheften" Mai 1793. Froitzheim hat auf die von ihm rein ersonnene Einladung nach Weimar die Stelle aus einem Februarbrief von Lenz an Lavater bezogen: „Ich sehe segnend euren Entwürfen entgegen", die sich auf Pfenningers und Lavaters „ascetische Gesellschaft" bezieht!

welche die Gegner des beneideten Günstlings in der Welt ausstreuten, wird er so wenig wie früher von den Frankfurter Märchen geglaubt haben.

Während Goethe immer entschiedener die Gunst des Herzogs gewann, der ihn bald mit dem Geschenk eines Gartenhauses erfreute und seine Anstellung allen Gegnern zum Trotz mit besonnener Ruhe vorbereitete, wurden in Frankfurt Salzmanns „Kurze Abhandlungen über einige wichtige Gegenstände aus der Religion und Sittenlehre" gedruckt. Die sechs vom Geiste christlicher Liebe, milder Menschlichkeit, edler Würde und klarer Besonnenheit eingegebenen Betrachtungen handelten über die Wirkungen der Gnade, die Liebe, die Rache, Tugend und Laster, Gemütsbewegungen, Neigungen und Leidenschaften, endlich über die Religion; die beiden ersten scheinen neu zu sein, da in Goethes Brief vom 6. März 1773 nur der anderen gedacht wird. In der Vorrede hieß es: „Alle Dinge in der Welt haben hundert Seiten und jeder Mensch hat seinen eigenen Standpunkt, woraus er sie betrachtet; folglich kann einer nicht ebenso sehen wie der andere, wenn er nicht in eben den Gesichtspunkt gestellt war. Aber jedes Ding hat auch seine Haupt- und Mittenseite, welche, wenn wir sie finden, uns den Abglanz des Ganzen in e i n e m Punkt zeigen. Wer diese findet, ist glücklich, und wer uns dazu verhilft, verdient unsern Dank." Eine der schönsten, von Goethe gerühmte Abhandlung ist die über die Rache. Hier lesen wir: „Christus wollte Duldung und Sanftmuth mit Energie verbinden. Die Liebe, die er als Gesetz aufstellt, ist kein schmächtiges, schwaches und immer duldendes Mütterchen, mit starker Energie und Nachdruck muß sie alle Hindernisse der besonderen und allgemeinen Glückseligkeit aus dem Wege räumen, wobei sie Schmerzen empfängt und austheilt. Wir müssen Helden sein, welche ihre Mitmenschen als ihre Brüder und Freunde betrachten und sich deren Glück als ihr eigenes angelegen sein lassen, mithin alle Ungeheuer, Riesen und Tyrannen zu zerstören suchen. Wir müssen darin der Gottheit ähnlich werden, welche mitten unter den empfindlichsten Plagen, die sie unter die Menschen zu ihrer Besserung ausstreut, durch dieselben im ganzen ihre ununterbrochene Güte und Wohlthätigkeit empfinden lässet. Auf diese Art wird die wahre Liebe alles dasjenige ausrichten, was Strafe nur sehr unvollkommen und Rache gar nicht ausrichten kann, ohne die nämlichen unglückseligen Folgen zu haben." Von seiner feinen Beobachtung zeugt die Äußerung in der Abhandlung über die Gemütsbewegungen: „Wir überhäufen der Kinder Gedächtniß mit fremden Ideen und Urtheilen, wovon sie entweder gar keinen oder nur einen dunklen Begriff haben können, wir gewöhnen sie durch Güte oder Strenge diese ihnen fremde Weisheit an dem Platz

ihrer eigenen zwar kindischen, aber deutlichen Begriffe stehen zu lassen. Und so gewöhnen wir die Kinder, immer die Vorstellung ihrer Einbildung anstatt Vernunft gelten zu lassen. Hieraus ist eine gänzliche Abartung des menschlichen Verstandes entstanden, so daß kein Mensch zu finden ist, der nicht unendlich viele Vorurtheile in seinen von Jugend hergebrachten Begriffen antreffen könnte, welche aber zum Unglück entweder gar nicht oder so spät entdeckt werden, daß wir uns schwerlich davon loswinden können." Der Druck der Abhandlungen wurde im Mai vollendet.

Lenz hatte die glücklichsten Nachrichten nach Straßburg gemeldet, ja Freund Röderer mit der falschen Nachricht genarrt, er habe eine ihm zu Weimar angebotene Stelle abgelehnt, was ihm dieser, da er fest daran glaubte, in einem Briefe vom 23. Mai sehr übel nahm, weil er in Straßburg schwerlich eine feste Stellung erhalten könne. Salzmann kannte die Unzuverlässigkeit der Angaben von Lenz zu gut, als daß er an eine so unbestimmt gegebene Mitteilung hätte glauben können. Dagegen zweifelte er nicht an der zwei Monate später durch Lenz gemeldeten Nachricht von Goethes Ernennung zum geheimen Legationsrath; hatte er ja vorausgesehen, der Herzog werde diesen durch eine seiner würdige Stellung an sich zu fesseln suchen. Daß Lenz damals auch an Salzmann geschrieben habe, ergiebt Röderers Antwort an diesen aus der zweiten Hälfte Juni. In dieser heißt es: „An Aktuarius hab' ich den [heute empfangenen] eingeschlossenen Brief abgegeben, der dich grüßt, dir dankt und bittet Herrn Dr. Goethe in seinem Namen zum Platz oder Ehrenstelle zu gratuliren, das mich dann auch im Herzen freut; werde bald, mein Bester, sein Kollege oder [von] dem etwas. Aktuar fragt an, ob der Herr Legationsrath zu Weimar in der Qualität fixen Aufenthalt hat. Man wollte hier von dortigen Mißhelligkeiten &c. das und jenes wissen. Gottlob, daß es entweder nie wahr war oder nicht mehr wahr ist. Auch sollte Herder durchaus nicht hinkommen. Auch gottlob, daß es doch geschieht. [Der Widerstand der Geistlichen war endlich gebrochen.] ... Aktuar sagt, er habe zwei Exemplare [seiner „Abhandlungen" beim Verleger] zu Frankfurt gelassen; daß du und Goethe sie nach Weimar bekommen sollten.... Der Aktuar versteht nicht, was das heißt: „Grüßen Sie Jungfer Lauth auf Wiedersehen." Er meint, du kommst wieder." Daran dachte Lenz wirklich zuweilen, während er zu anderen Zeiten in Weimar noch eine Stellung zu finden hoffte.

Salzmann war nach dem Druck seiner „Abhandlungen" mit Goethes Eltern, denen er selbstverständlich einen Abdruck zukommen ließ, in Verbindung geblieben. So hatte er ihnen auch seine neue Betrachtung über die gesellige oder allgemeine Glückseligkeit handschriftlich

mitgeteilt. Am 24. Juli schrieb ihm Goethes Mutter: „Lieber Herr und Freund! Tausend Dank für Ihr gütiges Andenken an uns und für die überschickte herrliche Abhandlung. Mein Mann, der sich Ihnen gehorsamst empfiehlt, und ich haben die Frucht Ihres Geistes mit Erbauung und Vergnügen durchlesen. Gott erhalte Sie Ihren Mitmenschen zum Besten! Fahren Sie fort die Geschöpfe Gottes zu belehren, zu bessern, und Ihre Werke werden Ihnen in die Ewigkeit nachfolgen.... Daß unser Sohn beim Herzog von Weimar als geheimer Legationsrath in Diensten ist, werden Sie längst wissen. Gestern hörten wir sehr viel Schönes und Gutes von ihm [durch einen von Weimar gekommenen Befreundeten] erzählen. Ich bin überzeugt, Sie freuen sich unserer Freuden. Sie, ein so alter Freund und Bekannter vom Doktor, nehmen allen Antheil an seinem Glück, können als Menschenfreund fühlen, wenn der Psalmist sagt: 'Wohl dem, der Freude an seinen Kindern erlebt!' wie wohl dies Eltern thun muß. Gott regiere ihn ferner und lasse ihn in den Weimarschen Landen viel Gutes stiften! Ich bin überzeugt, Sie sagen mit uns Amen." Doch Frau Aja hatte an Salzmann noch einen besonderen Auftrag; er sollte ein für den Sekretär Schönborn in Algier bestimmtes Paketchen, das die letzten Schriften Goethes enthielt, mit guter Gelegenheit nach Marseille besorgen. War vielleicht auch Goethes Brief an Schönborn vom Sommer 1774 durch seine Hände gegangen? Salzmann freute sich, daß der Vater endlich über Wolfgangs Verweilen in der Fremde beruhigt war.

Da der Herzog mit Goethe nach Ilmenau ging, hatte Lenz, um ruhig seinen dichterischen Träumen zu leben, sich nach dem einsamen Berka mit Unterstützung Karl Augusts zurückgezogen. Davon verriet er nichts seinen Straßburger Freunden, auch nicht dem treuen Röderer, der ihn durch seine Bewunderung (er nannte ihn „heiliges Kind Gottes") so verzogen hatte, daß dieser ihn barsch behandelte. In der Einsamkeit wurmte es ihn dann, daß man ihn von der Ilmenauer Reise ausgeschlossen, und da kamen ihm alle in Weimar erlittenen Neckereien in den Sinn. Daß Salzmann ihm schrieb, ersehen wir aus einem Briefe an Röderer vom 8. August. Unter Salzmanns jüngern Freunden befand sich seit dem Winter 1776 auch der Mediziner Michaelis, der Bruder des berühmten Göttinger Professors der Theologie. Durch diesen, der sich innig an ihn schloß, ließ er in der Lenzischen Gesellschaft, die aber im Sommer nicht mehr bei Salzmann, sondern bei Johann von Türkheim und nur alle vierzehn Tage zusammenkam, seine Abhandlung „von der Glückseligkeit in bürgerlichen Gesellschaften" vortragen, die dann auch im „Bürgerfreund" erschien. Im Mai war Wagner wieder nach Straßburg gekommen, um, dank dem Gelde seiner Braut, einer achtzehn Jahre

ältern vermögenden Frankfurter Witwe, als Licentiat der Rechte zu promovieren, da er in Goethes Vaterstadt als Advokat auftreten wollte. Das Dichten hatte er so wenig aufgegeben, daß er in Lenzischer Weise ein durch Darstellung des Unglücks der Sittenlosigkeit sittlich wirken sollendes Stück, „Die Kindesmörderin", lieferte, das auf einer Straßburger Geschichte beruhte. Fand auch Salzmann daran wenig Gefallen, es freute ihn, daß Wagner wirklich zu einem bestimmten Berufe gelangen sollte.

Unerwartet günstig lauteten die Nachrichten, welche Salzmann weiter von Lenz erhielt. Frau von Stein hatte während ihrer Spannung mit Goethe diesen auf ihr Gut zu Großkochberg kommen lassen, um mit ihm Englisch, besonders Shakespeare, zu lesen. Voll Entzücken berichtete dieser Salzmann den 23. Oktober über seinen dortigen vierwöchigen Aufenthalt, der leider schon in nächster Woche endige, wo Frau von Stein nach Weimar zurückkehre. Neulich habe er das Glück gehabt, berichtete er, den Herzog, der mit Herder in Kochberg gewesen (am 20. und 21. September) aus dem Schloßweiher zu retten. Weiter meldete er, Herder und Wieland seien gute Freunde und würden es immer mehr werden, Goethe sei so von Geschäften verschlungen, daß er den Herzog nicht nach Kochberg habe begleiten können. Auch von einem Gespräch mit der Herzogin Mutter erzählte er, auf deren Musik zu Goethes „Erwin" er ausschweifende Lobeserhebungen in Wielands „Merkur" veröffentlicht hatte. Von seiner guten Laune zeugt seine Bestellung der neuesten Straßburger Allemanden. Auffallen mußte Salzmann die hingeworfene Bemerkung: „Vielleicht sehen Sie mich einmal in herzoglich sächsischer Uniform wieder." Daß er hierbei Militäruniform im Sinne habe, konnte er nicht bezweifeln, da Lenz schon zu Straßburg an allem Militärischen lebhaften Anteil genommen, die zwei Bände von Guiberts „Essai général de tactique" so zerlesen hatte, daß sie aus Rand und Band gegangen waren, er sich eifrig um die Stärke und die Stellung der französischen Regimenter zu unterrichten und die Sittlichkeit des Soldatenstandes durch seine „Militärehen" zu heben suchte. Leider scheint das Glück den armen Lenz übermütig gemacht zu haben, so daß er seinen tollen Scherzen freien Lauf ließ, Goethes wiederholte Mahnungen, sein Verhältnis zu Frau von Stein nicht zu berühren, in den Wind schlug. Wie ein Donnerschlag traf im Dezember die Kunde von seiner Ausweisung in Straßburg ein. Der Unglückliche begab sich zu Goethes Schwager und Schwester, die mit dem aus seinem Himmel gestürzten Tantalus Mitleid empfanden. Sein bester Trost war, daß Herder in seiner Not sich als treuer Freund bewährt hatte und Wieland ihm seinen „Merkur" nicht verschloß. Durch Freund Haffner ließ er die Mitglieder seiner sich noch notdürftig haltenden deutschen Gesellschaft ersuchen, vertrauensvoll Beiträge an Wieland zu senden, der

alles gern in seinen „Merkur“ aufnehmen werde, was im Elsaß Aufmerksamkeit verdiene. Auch an Salzmann wandte er sich, der ihn leider für verloren halten mußte, wie gern er auch dem Unglücklichen geholfen hätte, der schon längst innerlich zerstört war, weil er sich nicht zu besonnener Sammlung hatte aufraffen können. Bitterer Unmut nagte an seiner Seele und zerstörte ihn immer tiefer. Nach Straßburg wagte er nicht zu kommen; es trieb ihn nach Colmar zu Pfeffel, wo er den wackern Lersé traf, das gerade Widerspiel seines zerfahrenen Wesens, dann nach Zürich zu Lavater und weiter in die Schweiz, wo schon die ersten Anfälle des Irrsinns sich zeigten. Die Kunde von dem Tode der Gattin Schlossers vollendete seine Zerrüttung. Von Emmendingen fühlte er sich nach Straßburg gezogen, wohin Freund Röderer von Göttingen zurückgekehrt war. Salzmann konnte nur mit bitterstem Bedauern den von wilder Unruhe ergriffenen Unglücklichen sehen. Von dort eilte er zu Friederiken nach Sesenheim, wo Weihnachten im Pfarrhause sein Wahnsinn auf erschreckliche Weise ausbrach, so daß man den Rasenden ins Straßburger Irrenhaus schaffen mußte. Scheinbar genesen, zog er im Januar, im strengen Winter, über die Vogesen nach Waldbach im armen Steinthal zum Pfarrer Oberlin. Dort ergriff ihn nach einigen Tagen wieder rasender Wahnsinn, so daß man ihn von neuem wohlbewacht nach Straßburg bringen mußte. Bald wieder zur Besinnung gekommen, ging er nach Emmendingen zu Schlosser; hier erneuerte der Anfall sich so stark, daß man ihn in Ketten legen mußte. Freilich beruhigte er sich auch jetzt nach einiger Zeit, aber sein Geist war geknickt, kleinmütig in Erinnerung an die durch seine Schuld verlorene Vergangenheit. Zur Heimat wollte er nicht zurück, und sein Vater, der sonst als mildthätig gerühmt wird, überließ getrost Schlosser und seinen Freunden die Sorge für den verlorenen Sohn.

Wie weit auch Salzmann von Ehrsucht entfernt war, so mußte es ihn doch außerordentlich freuen, daß einer der Straßburger Tischgenossen seiner dankbar gedacht hatte. 1778 gab Jung eine Schilderung seines Aufenthaltes zu Straßburg in „Heinrich Stillings Wanderschaft“. Dort heißt es von der Lauthschen Mittagstafel unter anderem: „Noch ein vortrefflicher Straßburger saß da zu Tische. Sein Platz war der oberste, und wäre es auch hinter der Thüre gewesen. Seine Bescheidenheit erlaubt es nicht, ihm eine Lobrede zu halten; es war der Aktuarius Salzmann. Meine Leser mögen sich den gründlichsten und empfindsamsten Philosophen mit dem echtesten Christentum verpaart denken, so denken sie sich Salzmann. Goethe und er waren Herzensfreunde.“ So wurde Salzmanns Bild durch Jungs vielgelesenes Buch weiteren Kreisen in vorteilhaftester Weise bekannt. Den Vorsitz am Lauthschen Tische führte

er noch immer. An ihm beteiligte sich auch damals ein Frankfurter, der bei Lauth wohnende Mediziner Friedrich Jakob Riese. In das Stammbuch eines Landsmanns von Lenz, des Rigaer Theologen Liborius Bergmann, der auf seiner Durchreise nach der Schweiz einige Zeit in Straßburg weilte, trug sich Salzmann am 9. April 1778 mit dem für ihn bezeichnenden Spruche ein: „Das Leben ohne Liebe ist Tod." Froitzheim witterte dahinter nur die Menschenliebe des Freimaurertums! Außer Salzmann und Riese hatten sich auch der Notar Lauth, der Magister Müller und Rieses Studiengenosse, der Frankfurter E. Heeser, eingetragen. Die donnerstägige Übungsgesellschaft war durch die Lenzische Umgestaltung in eine deutsche, mit der am 9. Januar 1777 im Kloster zu St. Wilhelm gehaltenen Versammlung ohne Sang und Klang auf immer geschlossen worden. Salzmann widmete diese Donnerstagnachmittage wohl schon damals den Kindern seiner Verwandten und Bekannten. Professor Engelhardt in Straßburg erinnerte sich noch im höchsten Alter mit großer Freude dieser Stunden. Der Alte tummelte sich lustig mit den Kleinen herum, erzählte ihnen Märchen und Geschichtchen, brachte ihnen auch durch Anschauung von Bilderwerken oder naturwissenschaftlichen Versuchen spielend manche Kenntnisse bei; mit liebevollster Beobachtung suchte er ihre Gemütsart zu erforschen und stand den Eltern in der Erziehung mit Rat und That bei.

Erst im Frühjahre 1779 wurde der ganz in sich verscheuchte arme Lenz von seinem in Jena die Rechte studierenden jüngsten Bruder Karl Heinrich Gottlob in die Heimat zurückgebracht. Die Herzogin von Weimar gab auf Herders Empfehlung ihm 60 Louisdors, die so erwünschter ihm kamen, als sein eigener Wechsel zur Ablösung von Jena und zur Reise, sei es aus arger Nachlässigkeit oder aus Zufall, ausblieb. Goethe, der den Bruder in seinem Gartenhaus empfing, unterhielt sich mit ihm meistens in sehr liebreichem Andenken an Jakob Lenz, und selbst seine Schwächen berührte er mit vieler Delikatesse, wogegen Wieland ihn durch „einige beißende Urteile" verletzte. Das von Wieland Berichtete kann nicht auffallen, da dieser, wenn er auch im Januar und April 1777 einige Gedichte und einen Aufsatz von Lenz mit dessen Namen oder dessen Unterschrift L. in den „Merkur" aufgenommen hatte, doch bereits im Juli das „Sommermärchen" drucken ließ, das auf „Bruder L." spottete, wo der Reim die Ergänzung des Namens ergab. Am teilnehmendsten zeigte sich Herder und besonders dessen Gattin; letztere kam dem jungen Studenten wie eine himmlische Erscheinung vor. In Straßburg nahm ihn Salzmann mit großem Anteil auf, dem außerordentlich wohlthun mußte, was er von Goethes milder Stimmung gegen den Armen berichtete, der ihn so tief beleidigt hatte. Auf der Rückreise mit dem

aus Hertingen bei Basel abgeholten Bruder ward Straßburg gemieden, um den Unglücklichen nicht zu sehr aufzuregen. Von Erfurt aus sprach der Bruder am 3. Juli Salzmann, was er gern mündlich gethan hätte, seinen Dank aus und die Hoffnung, die vaterländische Luft und geschwisterliche Pflege würden seine Genesung vollenden. Leider konnte dieser die Herstellung des geistig Zerrütteten um so weniger hoffen, als er dessen Abneigung gegen die rauhe nordische Heimat und die starre Strenge seines damals zur höchsten geistlichen Würde beförderten Vaters nur zu gut kannte. Wenige Monate später, am Mittag des 26. September, traf Goethe, mit dem höchsten bürgerlichen Rang als wirklicher Geheimrat schon an seinem dreißigsten Geburtstag bekleidet, auf der Schweizerreise zu Straßburg ein, wo Salzmann sich seiner und seines Karl August, den er so musterhaft geleitet hatte, herzlich freuen und die beste Zukunft dieses einzigen Bundes weissagen konnte. Es war die Krönung des auf ihn gesetzten unerschütterlichen Vertrauens. Ohne den Herzog hatte er vorher Friederiken in Sesenheim besucht, um seine Schuld, so weit es möglich, zu sühnen. Leider mußte er hier von den Versuchen des unglücklichen Lenz, hinter seine Briefe zu kommen, von seiner Liebesbewerbung und den schrecklichen Auftritten hören, die der Verstörte im vorigen Jahre zu Sesenheim erregt. Neben dem festen, entschiedenen Mute des schön entwickelten dreißigjährigen Mannes mußte auch dessen milde Stimmung und der versöhnende Besuch in dem Sesenheimer Pfarrhause den alten Aktuarius innig erfreuen; betete er ja auf dieser Reise, wie er an Frau von Stein schrieb, gleichsam einen Rosenkranz der treuesten, bewährtesten und unauslöschlichsten Freundschaft ab, und so wollte es der Zufall, daß er hier auch seine Lili als Gattin eines angesehenen, würdigen Mannes traf. Auch Salzmann war mit der Familie ihres Gatten bekannt, wenn auch der bescheidene Aktuarius nicht in näherer Beziehung zum vornehmen Hause des Bankiers Bernhard von Türkheim gestanden haben wird; bekannter war er wohl mit dessen älterem Bruder Johannes, der, in gleichem Alter mit Goethe stehend, die Rechte studiert und sich an der Lenzischen Gesellschaft, vielleicht auch vorher an der Salzmannschen, beteiligt hatte. Leider berichtet unsere einzige Quelle über den kurzen Aufenthalt in Straßburg, ein Brief Goethes an Frau von Stein, nichts über den Besuch Salzmanns. Goethe sah diesen jetzt zum letzten Mal; denn weder auf der Rückreise noch später führte ihn sein Weg über Straßburg. Aber auch ohne persönliche Verbindung hielt unerschütterliches, liebevolles Vertrauen die Seelen verbunden. Im folgenden Jahre wird Knebel auf der Rückreise aus der Schweiz Salzmann besucht und ihm das Beste von Goethe berichtet haben, dessen „Iphigenie" er damals überall mit Begeisterung aus der Handschrift vorlas.

Von den jüngeren Männern, mit denen Salzmann später in nähere Beziehung trat, nennen wir den Danziger Juristen Gottlob Hufeland. Dieser kam, nachdem er seine Studien in Leipzig und Göttingen vollendet hatte, auf seiner Bildungsreise im Anfange des Jahres 1783 nach Straßburg, wo er Salzmanns Charakter, klare Einsicht und große Kenntnis hochschätzen lernte, wovon seine erhaltenen Briefe zeugen. Besonders zogen ihn seine Abhandlungen über die Ehegesetzgebung und über die allgemeine Glückseligkeit an; daß die letztere im „Bürgerfreund" gestanden, wußte er nicht. Dringend bat er Salzmann, sie drucken zu lassen, und erbot sich, die nötigen Verhandlungen wegen des Verlages mit der Dessauer Buchhandlung der Gelehrten zu führen. Von Jena aus, wo er 1785 als Privatdozent auftrat, sandte er ihm seinen Versuch über den Grundsatz des Naturrechts und hatte sich des verständnisvollen Beifalls von Salzmann über diese auch von Kant gerühmte Schrift zu erfreuen. Der mit der Weimarer ärztlichen Familie Hufeland verwandte Privatdozent wurde bald befördert und ward ein ausgezeichneter Rechtslehrer, auch zu Salzmanns ganz besonderer Freude mit Goethe befreundet. 1803 folgte er einem Rufe nach Würzburg, siedelte mit der Hochschule nach Landshut über, von wo er 1808 als Präsident und erster Bürgermeister nach seiner Vaterstadt ging, erst in Salzmanns Todesjahr nach Landshut zurückkehrte.

Ende 1785 starb die jüngere der Schwestern Lauth, nachdem die ältere ihr schon fast zwei Jahre vorausgegangen war. Über die Fortsetzung der Kostanstalt finde ich nichts berichtet. Der Bruder Notar Lauth blieb in dem ihm gehörenden Hause, wo wir im Jahre 1789 als Einwohner im obersten Stocke Luise König mit ihrer Schwester und einem Kommis, sonst zwei Studenten und einen Licentiaten finden. Der Notar behielt wohl den Mittagstisch bei. Drei Jahre früher, im April 1786, lernte Salzmann einen Landsmann des armen Lenz kennen, den man, da er vergebens in der Heimat eine Anstellung gesucht, nach Petersburg geschickt hatte, wo es ihm nicht besser erging, ja es kam zu einem Bruche mit dem der Gunst des Großfürsten Paul sich erfreuenden Klinger, den er schon 1775 kennen gelernt hatte. Der neue Bekannte war der auf einer Bildungsreise sich befindende Heinrich Storch, dem Salzmann durch Jungs Erwähnung bekannt geworden war. „Mein erster Ausflug war ein Besuch, den ich bei dem Aktuar Salzmann abstattete", berichtet Storch. „Dieser vortreffliche Mann empfing mich auf eine so trauliche und freundschaftliche Art", fährt er fort, „daß ich gezwungen war, ihm gleich in den ersten Augenblicken meine Liebe zu schenken. Nie hat mich das Geschenk gereut, und wenn ich etwas Besseres zu geben wüßte als dies mein Herz, das mein einziger Stolz und mein ganzer Reichthum ist, so

würde Salzmann die gerechtesten Ansprüche darauf haben. Ich vergnügte mich eine Weile an dem Genusse der Bibliothek und der Kupferstichsammlung meines Freundes, welche letztere vorzüglich, auch der Neugier reisender Kunstliebhaber nicht unwerth ist. Das Merkwürdigste in dieser Sammlung, wenigstens für mich, war ein Landschaftsstück, welches Goethe selbst gezeichnet und radirt hat. Als ich es eine Weile mit Aufmerksamkeit betrachtete, sagte Herr Salzmann: ‚Goethe kann aus sich machen, was er will. Wenn er gewollt hätte, so würde er gewiß ebenso sehr ein Chodowiecki sein, wie er itzt Goethe ist.' Bald darauf geriethen wir in ein sehr interessantes Gespräch, über dessen Inhalt mir die heilige Freundschaft zu schweigen gebeut. Salzmann hatte Goethe, Jung, Lenz und Ramond gekannt und ihre Freundschaft genossen. Die vier trefflichen Menschen lebten zu gleicher Zeit in Straßburg." Das letztere ist ein Irrtum in Bezug auf den Neubreisacher Louis François Elisabeth Ramond, den Sohn des Kriegszahlmeisters Ramond und einer Straßburgerin, aber nicht zu bezweifeln, daß Salzmann auch an dem jungen durch Goethes Schöpfungen angeregten Dichter, einem Freunde von Lenz, näheren Anteil genommen. Der 1755 geborene Ramond kam erst nach Goethe und Jung nach Straßburg. In der Lenzischen Gesellschaft las nach dem Protokoll vom 21. Dezember 1775 „Herr Ramond, ein Fremder aus Colmar", der damals beitrat, ein auf Goethes „Werther" gepfropftes Drama, „Les malheurs de l'amour", welches nach Lenz „sowohl in Ansehung des Plans als der Ausführung das Gepräge des originellsten und hoffnungsvollsten Genies hatte". Es erschien in demselben Jahre zu Bern und ward selbst in Deutschland trotz seiner schwachen Mache günstig aufgenommen. Irrig hat man es im Goethe-Jahrbuch VIII 215 flg. Sinner zugeschrieben. Ein anderes, dieses einleitende Drama Ramonds wurde am 25. Jannar 1777 von einem Freunde desselben gelesen, am 8. Februar wiederholt, „um es dem kühleren Urtheil der Herzen auszusetzen". Der Dichter hatte unterdessen am 30. Januar unter dem Beifall des glänzendsten Zuhörerkreises als Licentiat promoviert. Stand ja Ramonds Familie in hohem Ansehen; der Prinz und die Prinzessin Conti waren seine Taufpaten. Nach der Entfernung von Lenz, am 8. August, las Ramond selbst sein Drama „Le Duel", ein Zwischenstück eines größeren Werkes: „Amours Alsaciennes", noch anderes im September. Als Bruchstück der „Amours Alsaciennes", ließ er zu Yverdun das in Prosa geschriebene Drama „Les dernières aventures du jeune d'Olban" drucken, mit der Widmung: „A Monsieur Lenz." Auf dieses Drama bezieht sich die Äußerung von Lenz im Briefe an Haffner aus dem Dezember 1776: „Ramond wird vermutlich schon vom Herrn Aktuarius erfahren haben, daß Ihre Durchl. die Herzogin Mutter sein Drama,

nachdem Sie mich darum befragt, behalten haben." Es war ein kühner, aber nicht glücklicher Versuch, das Gesetz der drei Einheiten zu durchbrechen und in der Weise des „Götz" die Einheit der Person zum Grundsatz zu erheben. Es sind drei Akte, von denen jeder an einem anderen Tage und Orte spielt. Das Stück erlebte trotz seiner nach „Werther" versuchten Überschwenglichkeit mehrere Auflagen. Drei Jahre später folgte ihm ein anderes dem „Götz" nachschlagendes, „La guerre d'Alsace". Wie dem deutschen Dichter, wandte Salzmann auch dem französischen freundlichen Anteil zu, wenn er diesen auch nicht so hoch stellen konnte. Die noch im Goethe-Jahrbuch VIII, 216 vertretene Ansicht, Goethe habe Ramond in Straßburg kennen gelernt, ist irrig. Goethe hat nicht ihm seinen „Götz" geschickt, sondern einem anderen Franzosen, dem Offizier Demars in Neubreisach. Nur zufällig kam er später geschäftlich mit einem Ramond zu Colmar in Verbindung, wohl einem Bruder des Dichters; letzterer wurde später als bedeutender Geologe in den Grafenstand erhoben.

Doch wir müssen noch einmal auf den Bericht Storchs zurückkommen, weil Froitzheim in der „Straßburger Post", obgleich der Aktuarius Salzmann deutlich bezeichnet ist, auf seltsamste Weise die Äußerung von dessen Vetter verstanden, und so jenem eine der schönsten Anerkennungen entzogen hat. Daraus, daß in unseren sonstigen wenigen Berichten über Salzmann seiner Bibliothek und seiner Kupferstichsammlung nicht gedacht worden, schließt er ohne weiteres, Salzmann habe keine solche besessen. Wäre auch die erstere Behauptung wahr, der Schluß wäre unberechtigt. Aber Lenz empfiehlt einmal Salzmann die Anschaffung von Winkelmanns „Kunstgeschichte" für seine Bibliothek, und diesem gründlich gebildeten, von allem menschlichen Wissen angezogenen, dabei wohlhabenden Manne eine solche abzusprechen, könnten uns nur entscheidende Gründe berechtigen. Daß er ein Freund der Kunst war, beweisen die Briefe an Hufeland. Des Silens auf seinem Kamin ist bereits gedacht. Und deutet nicht Goethes Geschenk einer eigenen Radierung auf die ganz entschiedenste, allervertraulichste Verbindung? Radierungen von seiner Hand finden wir nur im Besitze seines Vaters und des von ihm hochgeschätzten Assessors Hermann Leipzig. Ob die Zeichnung wirklich von Goethe selbst stammte oder er ein anderes Bild geätzt und radiert hatte, kommt hierbei nicht in Betracht. Wenn in „Wahrheit und Dichtung" seiner Beschäftigung mit Zeichnen in Straßburg nicht gedacht wird, so gehört dies eben zu den manchen Dingen, die zufällig unerwähnt bleiben. Daß der Schüler Oesers das schon in seiner Jugend geübte Zeichnen in Straßburg ganz aufgegeben, ist an sich unwahrscheinlich. Von einer Beziehung Goethes zu Salzmanns Neffen fehlt jede Andeutung, völlig

ausgeschlossen ist die Annahme einer so vertrauten, wie sie Storchs Bericht voraussetzt. Freilich wird im Register zu den sieben ersten Bänden der Weimarer Ausgabe der Briefe auch der jüngere Salzmann angeführt, aber dieses ist eines der argen dort untergelaufenen Versehen: an der dafür angezogenen Stelle ist nicht von Salzmanns, sondern von Goethes Vetter (Melber) die Rede. Und wie wäre es möglich, daß Storch den alten, aus Stilling ihm bekannten Aktuarius Salzmann mit dem siebenundzwanzigjährigen Sohne des Predigers, dem Licentiaten Salzmann, verwechselt hätte? Freilich hat Froitzheim eine solche Ungeheuerlichkeit auch in einem Briefe Zoegas entdeckt und sich nicht wenig darauf zu gute gethan, aber auch hier müssen wir sein vorschnelles Urteil zurückweisen, wenn wir auch freilich zugestehen, daß Zoega den Aktuarius nicht getroffen hat. Prof. Meiners in Göttingen hatte Zoega an den vor kurzem von da nach Straßburg zurückgekehrten Licentiaten Salzmann empfohlen. Wie wäre es möglich, daß dieser in Straßburg statt zum Aktuarius zum Licentiaten gekommen wäre und den Irrtum nicht bemerkt hätte? Zoega antwortet im Jahre 1778 an Esmarch: „Unter den Straßburgischen Personen ist nur eine einzige, die ich dir genannt haben kann, und der Aktuarius Salzmann [Esmarch und Zoega hatten „Stillings Wanderschaft“ mit großem Anteil gelesen], ein liebenswürdiger Mann und das ist ungefähr alles, was ich von ihm weiß.“ Wer mit Aufmerksamkeit liest, muß auf den ersten Blick sehen, daß hier etwas versehen ist, nicht allein wegen des in dieser Verbindung durchaus störenden und, sondern auch weil Zoega unmöglich so den Freund abspeisen konnte, dem es darum zu thun sein mußte, etwas von dem durch „Stillings Wanderschaft“ beiden anziehend gewordenen Aktuarius zu erfahren, hätte er geglaubt, den Aktuarius wirklich gesprochen zu haben. Wir haben hier einen der in Welckers „Leben Zoegas“ sich mehrfach findenden nicht angezeigten Druckfehler. Nach „und“ sind mehrere Worte offenbar ausgefallen; es hieß etwa „das ist der junge Salzmann, ein Vetter des“. Wir hören weiter im Briefe, daß er dessen Vater, den Prediger gesprochen, bei dem der Sohn wohnte, und er mit diesem in der Gesellschaft gewesen, wo ihm (es war am 18. April 1776) Blessigs Vorrede zu einer Experimentallogik mehr zugesagt habe als des jüngeren Salzmann neue prosaische Übersetzung der Romanze aus Goldsmiths „Landprediger“. Doch wir sind noch nicht mit Froitzheim fertig; dieser legt auch die Äußerung über das von Salzmann dem neuen Freunde Anvertraute falsch aus. Nicht Goethes Verhalten gegen Lenz, das Salzmann nicht gebilligt haben soll, hatte Storch unter dem Siegel der Verschwiegenheit erfahren, sondern die Geschichte seiner Liebeswirren mit Friederiken, die damals ein nur wenigen bekanntes Geheimnis waren,

dessen weiteres Bekanntwerden Salzmann nicht wünschen konnte. Er ahnte nicht, Goethe selbst werde einmal seine Schuld der Welt offenbaren und dadurch der Geliebten das schönste Sühnopfer bringen.

Goethe gelang es endlich als Lohn der langen Dienstzeit das Land seiner Jugendsehnsucht zu schauen und zugleich eine erste Gesamtausgabe seiner zum Teil noch unbekannten, ja erst zu vollendenden Werke zu liefern, deren Ertrag ihn mit größerer Bequemlichkeit die Reise genießen ließ. Salzmann mußte dieses Glück seines Jüngers, dessen Liebe zur Natur und Kunst er kannte, innig freuen. Er grollte ihm nicht, daß er aus den seligen Gefilden ihm kein Wort zukommen ließ, und wußte sich zu trösten, daß auch der Rückweg ihn nicht über Straßburg führte. Er selbst wird immer mehr an den Beschwerden des Alters und an seiner wiederkehrenden Schwermut gelitten haben. Sein Bruder war schon im Januar 1786 gestorben. Dann kamen die bewegten Zeitereignisse, die ihn ebenso beunruhigten wie den glücklichen, mit reichen Schätzen des Geistes nach Weimar zurückgekehrten Freund. Als er am 10. November 1790 zum Mitglied des Straßburger Bureau de paix ernannt wurde, lehnte er diese ehrenvolle Stelle ab. Die blutigen Greuel wüteten in seiner Nähe fast noch schlimmer als zu Paris, unter Leitung eines deutschen gewesenen Mönches und Professors, des Verfassers vieler Liebes- und Freiheitsgedichte und des Lehrbuches „Die ersten Grundsätze der schönen Künste“. Die besten Männer Straßburgs fielen unter der Guillotine, wie von Dietrich oder mußten fliehen wie von Türkheim. Dann folgten die ewigen Eroberungskriege, zu denen das Elsaß die tapfersten Truppen stellte. Unter den jungen Freunden der Straßburger Tischgenossen hatte er besonders den wackeren Lersé zu bedauern, der zu Wien in angenehmer Stellung, nachdem er Colmar verlassen, als angesehener Kunst-, besonders Münzkenner im Juni 1800 starb. Jung hatte eine angesehene Stelle als akademischer Professor der Ökonomie- und Kameralwissenschaften sich errungen, aber mit der mystisch-trüben Richtung seiner frommen Bücher, besonders seiner Volksschrift: „Der graue Mann“, war Salzmann nicht einverstanden. Wagner und Lenz waren längst gestorben, letzterer in bitterer Not und halbverstört in Moskau, noch vor dem Vater, zu dessen strenger Glaubenslehre er sich nicht bekehren konnte. In näherer Verbindung stand Salzmann auswärts mit seinem Neffen. Dieser, der Sohn seiner Nichte Marie Cleophe Salzmann und des Handelsmannes und preußischen Hofrates Johann Daniel Schmid, war am 1. November 1759 getauft. Er muß als junger Mensch nach Straßburg zur Erlernung der Handlung gekommen sein und der Aktuarius sich freundlich seiner angenommen haben.

1787 wurde er Bürger[1]), 1798 finden wir ihn unter den sieben Direktoren des Frankfurter Nationaltheaters. Er blieb unverheiratet. Diesem schrieb unser Salzmann im Juni 1800, er wünsche sich zuweilen seine Gegenwart, die ihm manche sehr unangenehme Empfindung vergessen machen würde, mit welcher die Hypochondrie ihn von neuem plage; doch werde seine Gesellschaft dadurch nicht unschmackhaft, da er von früh an sich gewöhnt habe, seinen Freunden nur die angenehme Seite zu zeigen. Zu großer Freude gereichte es ihm, daß dieser im Herbst 1801 in Begleitung seines Schwagers und dessen Gattin, nicht ohne Empfehlung der Frau Rat Goethe den berühmten Dichter besuchte. Auffallend wird in Goethes Tagebuch dieses Besuchs nicht gedacht. Dieser war aus dem Pyrmonter Bad ganz hergestellt zurückgekehrt. „Er kam uns", berichtete Schmid an Salzmann, „als wohlwollend freundlicher Landsmann selbst bei jeder Gelegenheit entgegen, und wir fühlten, daß es gut gemeint war. Er schien sich Ihrer, bester Freund, mit vieler Wärme zu erinnern, und lächelte zufrieden und freundlich dabei". Pflegte er ja mit heiterer Laune der anmaßlichen und gerade durch den treuherzigen, rücksichtslosen, alles wagenden Drang so glücklichen Jugendjahre zu gedenken. Auch der von Schmid mitgeteilte Bericht der „Zeitung der eleganten Welt" über Goethe in Karlsbad vergnügte Salzmann.

Zu einer näheren Verbindung des Alten mit Goethe kam es nicht mehr; beide blieben sich selbst treu und glaubten aneinander. Als im August 1803 Salzmanns dreiundzwanzigjähriger Landsmann Arnold, dem es nach Aufhebung der Hochschule und der Zerrüttung des Wohlstandes seines Vaters, schwer geworden war, seine Studien zu vollenden, nach Weimar kam, war Goethe in Jena. Schiller, den er getroffen, empfahl ihn brieflich dem Freunde als einen an deutschem Wesen mit Ernst und Liebe hängenden jungen Mann, der ihm von Göttingen, wo er studiert, und von Straßburg manches erzählen könne. Leider scheint er Goethe verfehlt zu haben. Drei Jahre später gedachte derselbe zu Salzmanns Freude in Millins „Magasin Encyclopédique", in welcher er eine „Notice littéraire et historique sur les poètes Alsaciens" lieferte, Goethes als des ausgezeichnetsten, aus wahrer Empfindung und Anschauung künstlerisch schaffenden deutschen Dichters, dessen Prosa ebenso vollendet wie seine Verse seien, mit Bedauern, daß dieser in Frankreich nur durch eine Jugenddichtung bekannt sei. Aber was fragte Frankreich damals nach deutscher Dichtung? Sein Kaiser herrschte mit despotischer Gewalt über den größten Teil Deutsch-

1) Diese Angabe verdanke ich der Güte des ebenso kundigen als gefälligen Dr. Heinrich Pallmann in Frankfurt.

lands durch den sogenannten Rheinbund, Preußens Macht schien vernichtet, Österreich zertrümmert. Salzmann lebte ohne Hoffnung auf bessere Zeiten für das immer mehr von französischem Wesen überwucherte Elsaß. Wie Nestor, unter dem dritten Geschlechte lebend, fühlte er neben dem Verluste seiner meisten Altersgenossen immer mehr die Abnahme seiner Kräfte, aber seine Liebe zu Goethe, der seine Hoffnungen glänzend erfüllt hatte, bestand ungeschwächt. Ob er Kunde von der 1807 entstandenen Skandalsage über Friederikens Verführung erhalten, wissen wir nicht. Doch vernahm er wohl von Goethes Auszeichnung durch Napoleon auf dem Erfurter Fürstentage, auch wohl von der neuen Ausgabe seiner Werke, welche rasch vergriffen war, vom Erscheinen seiner tieftragischen „Wahlverwandtschaften," von dem ersten Teile seiner eigenen Lebensbeschreibung; die Fortsetzung mußte die Straßburger Zeit bringen, aus der dem Dichter besonders Salzmanns Bild lebhaft vorschwebte. Freilich scheint Goethe, als er die Stelle über ihn im neunten Buche schrieb, nicht gewußt zu haben, daß dieser noch lebe; diese, mit der falschen Altersangabe, blieb auch später unverändert, als er erfuhr, Salzmann sei zur Zeit gestorben, wo er nach den mit der Kaiserin von Österreich in Töplitz verlebten glücklichen Tagen zur Nachkur in Karlsbad weilte. Der Neunzigjährige war am 20. August 1812 der Altersschwäche erlegen. Gegen Körner äußerte Goethe nach dem Erscheinen des zweiten Teiles von „Wahrheit und Dichtung", daß der ihm unvergeßliche Salzmann einige Monate zu früh gestorben sei, so daß sein freundliches Andenken ihn nicht mehr habe erreichen können. Dieser war bis an sein spätes Ende sich innerlich gleich, Goethe in treuer Liebe ergeben geblieben. Die Todeskunde hatten diesem wohl Freunde gemeldet, die sie in einer Zeitung gelesen hatten.

Edle Menschenliebe, heller Verstand und feste Entschiedenheit hatten auch den vom Alter Gedrückten nie verlassen. So sah er seiner Auflösung mit der freudigen Erwartung eines bessern Jenseits entgegen. Ein jüngerer Freund, der Prediger und Gymnasialdirektor Fritz, durfte in seiner Grabrede den Hingeschiedenen, der sich um die Bildung seiner Vaterstadt und so viele, die er mit Rat und That unterstützt, geleitet und gehoben hatte, hochverdient gemacht, als einen christlichen Weisen, als Geistesbruder eines Sokrates, Johannes, Gellert und Fénélon bezeichnen. Unvergänglich ist das Verdienst, das er sich um Goethe als milder, warmer, verständnisvoller Berater und treuer Freund in seinen drangvollen Straßburger Tagen und später durch sein vertrauensvolles Festhalten an dem nicht ohne mancherlei Kämpfe sich entwickelnden, dem Triebe seiner so starken wie guten Natur folgenden Dichter und Menschen erworben. Er gehört zu den wenigen, die von Anfang an, wo manche in Leipzig, Straßburg und Frankfurt diesen für einen halben

Narren hielten, fest an ihn glaubten, sich durch sein zeitweises Jugendtollen nicht irremachen ließen, und so verdient er, gleich Merck, einen der ersten Ehrenplätze unter den wahrhaften Förderern von Goethes Entwickelung, und die dankbarste Anerkennung aller Deutschen, die den unvergleichlichen Wert, zu dem seine gute, edle und mächtige Natur sich emporgeschwungen, einsichtig erkennen und dankbar verehren.

---

# Altwestfälisches Volkstum in Werner Rolevincks: De laude Saxoniae nunc Westphaliae dictae.

Von **A. Freybe** in Parchim.

Von allen Ländern des deutschen Vaterlandes giebt es kaum eine so ausführliche und anziehende Schilderung der von den Urvätern vererbten angestammten Sitten und Gebräuche, als die Bilder des westfälischen Volkstums gewähren, welche uns Werner Rolevinck in seiner Schrift: Laus veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae hinterlassen hat. Ja wir können getrost sagen: Was die Germania des Tazitus für das gesamte Deutschland ist, das und noch mehr ist die genannte Schrift für Westfalen, — eine Adelsurkunde ohnegleichen, welche auch für andere Länder Deutschlands, insbesondere für die Schulen, zumal neben und in Vergleich mit der Germania des Tazitus von großer Bedeutung schon darum ist, weil sie wie diese charakterbildend wirkt und vor allem einen echten, wahren und tiefen Patriotismus erweckt, wie kaum andere Schriften es vermögen. Nur darin unterscheidet jene Schrift sich wesentlich von der des Tazitus, daß sie nicht im Hasse der „Barbaren", sondern in der reinsten, tiefsten und edelsten Liebe zum Volke, nicht von einem Ausländer, sondern von einem echten Kind der deutschen Heimat, dem Sohn der „roten Erde" und mit seinem Herzblute geschrieben ist. Und so dürfte es endlich an der Zeit sein, wenigstens einige Züge deutscher Sitte und Gesinnung aus diesem Buche, sowie zunächst das Wesentliche aus dem Leben des Verfassers, den deutschen Schulen für den Geschichts-, wie für den deutschen Unterricht hier darzubieten.

Unter den Geschichtsschreibern Westfalens, welche im 15. Jahrhundert teils die Geschichte einzelner Orte darstellten[1]), teils allgemeine Geschichte schrieben[2]), zeichnet sich gegen Ende des Jahrhunderts Werner

1) Jakob von Soest oder Swewe, Inquisitor und Professor der Theologie, Arnd Bevergern, Aldermann von Münster, Gert von der Schüren u. A.

2) Gobelinus Persona, Dietrich von Niem, Johannes von Dorsten und Nikolaus von Siegen.

Rolevinck aus. Schon bei seinem berühmten Zeitgenossen Trithemius wird ihm die größte Beachtung geschenkt[1]), sodann haben sich die Kirchenschriftsteller, u. a. auch Bellarmin, häufig mit ihm beschäftigt und mehr oder weniger ausführlich über ihn berichtet; ihr gesamtes Material hat dann Jos. Hartzheim in seiner Bibliotheca Coloniensis (Köln 1747, p. 314—316) benutzt und uns ein ausführlicheres Bild über das Leben und die Werke Werner Rolevinks gegeben. Auf Trithemius und Hartzheim sind dann alle späteren Notizen gestützt[2]).

Im Jahre 1865 erschien dann zu Köln: Wernerus Rolevinck, De laude veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae. Im Originaltext nach der ersten Ausgabe mit deutscher Übersetzung von L. Troß und einer Vorrede von Dr. Hermann Rump. Darauf hat Hugo Wolffgram (Münster 1890) in einer Inauguraldissertation „Neue Forschungen zu W. Rolevinks Leben und Werken" veröffentlicht. Nach ihm war W. Rolevinck Karthäusermönch, nicht Prior zu Köln. Geboren ist er im Jahre 1425 in der Bauerschaft Laer bei Horstmar im Bistum Münster. Einem Bauerhofe entstammt, war er wohlhabender Leute Kind, wie auch aus seiner Beschreibung von der Hochzeit seiner Nichte hervorgeht, bei welcher er selbst, die Lampe in der Linken, als junger Mann den Reigen führte. So erzählt er in seinem Lobe Westfalens (Troß 215): „Wir hatten unsere Nichte, welche heiratete, der Unsicherheit halber in Begleitung einer bewaffneten Macht in jene Gegenden geleitet, in deren Nähe, wie man zu sagen pflegt, das Credo zu Ende geht. Ihr Verlobter gehörte zu einer mit Adligen versippten Meierfamilie. Wir richteten eine große Hochzeit zu! Edelleute, Meier, Bauern waren in nicht geringer Zahl geladen[3]), auch einige Bürger waren mit zahlreichen Junkern zugegen. Ich ergriff eine Lampe mit der Linken und führte den Reigen nach hergebrachter Sitte." Dabei erwähnt er auch die strenge Ehrlichkeit, die in seiner Heimat herrschte, selbst bei den sogenannten Freibeutern. „Hier, wo jene Bürschchen sich herumtrieben, die man Capiatisfäntchen (Freibeuter) nennt, fand eine so strenge Ehrlichkeit statt, daß selbst zufällig Ver-

---

1) Trithemii opera historica ed. Freher, Frankfurt 1601, p. 392 und catalogus illustrium virorum, ibid p. 314—316.

2) Vergl. Janssen, Deutsche Geschichte, Freiburg 1878 I, 74—76; v. Wegele, Deutsche Historiographie, München und Leipzig 1885, 25—26 u. 48; O. Lorenz, Deutschlands Geschichtsquellen im Mittelalter, Berlin 1887, 3. Aufl. II, 92 u. 331—333. Allgemeine deutsche Biographie XXIX, Leipzig 1889, 72 flg. (von Wegele).

3) Erat sponsus ejus per mixtim de genere domicellorum atque maiorum. Nuptias grandes fecimus, militarium, maiorum, rusticorum non minima copia accitur etc.

lorenes wiedergebracht wurde.[1]) So hatte zum Beispiel meine Schwester aus Unachtsamkeit einen Mantel hinter eine Kiste gleiten lassen, und ihn, da sie ihn lange vergeblich gesucht, bereits als gestohlen verloren gegeben. Da nun die Bürger darauf schwuren, daß man das nicht glauben möchte, da jene Bürschchen, die Capiatisfäntchen, durchaus zuverlässig seien (fidelissimi essent), wollten doch viele, zumal wegen der Dolchmesser, die sie trugen, und ihres ganzen Aussehens halber es nicht glauben. Als wir aber fortgingen, wurde derselbe Mantel, den meine Schwester ja hinter eine Kiste hatte gleiten lassen, seiner Besitzerin wieder zugestellt, als habe er bei rechtlichen Leuten gastlich geruht (quasi apud legales hospitata fuisset)".

Auch hat W. Rolevinck in seiner Jugend einen sorgfältigen Unterricht genossen, wie er selbst in seinem Lobe Westfalens (Tr. 151) rühmt: Zu Hause bin ich nicht nur pflichtgemäß, sondern fein sorgfältig unterrichtet.[2]) Dabei wird uns berichtet, daß Werner bis zu seinem 12. Lebensjahre im elterlichen Hause blieb, dann wurde er auf eine Schule geschickt, um sich für seinen künftigen Beruf gründlich auszubilden. Er, der ältere Sohn, scheint von vornherein für den Priesterstand bestimmt gewesen zu sein, während sein jüngerer Bruder wohl den väterlichen Hof übernommen hat. Die Familie Rolevinck hat sich in Laer lange erhalten; zwei Jahrhunderte später finden wir sie dort noch in altem Wohlstande ansässig.[3])

Die Schule, welche Werner besuchte, wird uns nicht genannt; es wird aber das nur vier Stunden von Laer entfernte Münster gewesen sein, wo er zudem auch Verwandte hatte (Tr. 174) und von wo es ihm leicht möglich war, öfters nach Hause zu kommen (Tr. 56), während dies z. B. von Deventer oder Köln aus (wo er nach Rump die Schule besucht haben soll) nicht thunlich war.

Bis zum Jahre 1443 blieb er auf der Schule zu Münster und bezog dann Ende dieses Jahres oder Anfang 1444 die Universität Köln.

Nach der Eintragung in die Matrikel wurde er zwischen dem 20. Dezember 1443 und dem 25. März 1444 bei der juristischen Fakultät immatrikuliert. Nachdem er dort ein Triennium den Studien obgelegen, nahm er das Ordenskleid und legte 1447, wie Trithemius[4])

---

1) Hic autem, ubi servuli praefati discurrebant, quos capiatis vente nuncupabant, tanta fidelitas servabatur, ut etiam fortuito omissa restituebantur (vent, niederl. = junger flatterhafter Bursch).

2) Fateor me in patria non debite sed delicate institutum.

3) Vergl Wolffgram a. a. O., S. 4.

4) Vergl. über ihn W. Schneegans, Abt Joh. Trithemius von Sponheim. Kreuznach 1882.

berichtet, im Kloster St. Barbara zu Köln die Gelübde als Karthäuser-mönch ab.

Dieser Orden hatte in Köln, der Geburtsstadt des berühmten Bruno, eine der hervorragendsten Niederlassungen, die im Jahre 1334 vom Erzbischof Walram gegründet und reichlich dotiert wurde. Der Orden erfreute sich in Köln der besonderen Gunst der Bürger, welche zahlreiche Stiftungen und große Schenkungen machten. So gelangte der Orden hier zu reichem Besitz, und da die Mönche des Klosters anspruchslos in strenger Entbehrung lebten, so wurde ein großer Teil des Vermögens zur Pflege der Kunst und Wissenschaft, zur Ausschmückung des Klosters und zur Vermehrung der Bibliothek angewandt[1]). Zur Zeit W. Rolevincks und seines jüngeren Ordensbruders Peter Blomevenna aus Leyden[2]) stand das Kloster auch in Hinsicht auf Zucht und Lebenswandel in Blüte. Die Regel des Ordens aber verbindet das gemeinschaftliche Klosterleben mit dem einsiedlerischen eines Eremiten. Selten wohnten mehr als 12 bis 14 Mönche in einer Niederlassung; ein jeder derselben hatte eine kleine Zelle, die kaum mehr als ein hartes Lager und ein Studierpult enthielt. An die Zelle schloß sich eine kleine Gartenabteilung. Nur kurze Zeit am Tage waren sie gemeinschaftlich beisammen im Refektorium, sonst lebten sie in ihren Zellen nach strenger Vorschrift, der Betrachtung und dem Studium hingegeben.

In dem jugendlichen Alter also von 22 Jahren zog sich Werner Rolevinck von der Welt in die kleine einsame Zelle zurück und verblieb in derselben 55 Jahre mit kurzen Unterbrechungen bis zu seinem Tode.

Männer aus Westfalen lebten überhaupt nicht so selten in kölnischen Klöstern; westfälische und münsterländische Namen begegnen uns unter den Karthäusern, wie anderswo außerhalb des Vaterlandes, so auch zu Köln. Und wenn Werner in seinem Lobe Westfalens (Tr. 141) sagt, daß er in einem Kloster mehr als die Hälfte gefunden, welche Westfalen seien und in einer auswärtigen Provinz fast ein volles Drittel, indem stets, in gewohnter Zahl und treuer Arbeit, wieder neue einträten, so könnte man immerhin annehmen, dies auswärtige Kloster sei das Barbarakloster in Köln gewesen. Wie dem aber auch sein mag: jung trat er in den Karthäuser-Orden, und Harzheim rühmt von ihm, wie er sich unter seinen Ordensgenossen in jeder Beziehung ausgezeichnet habe. Und mit diesem Zeugnisse des späteren Kölner Litterarhistorikers in seiner Bibliotheca

1) Merlo, Kunst und Kunsthandwerk im Karthäuserkloster zu Köln in den Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein. 1886 Heft 45, S. 1 flg.

2) Peter Blomevenne aus Leyden, ein Muster heiligen Wandels, wurde 1489 in St. Barbara aufgenommen. Harzheim S. 116. 117. 125. 267. Trithemius I, 148. 162. Knefels, Westfalen und Rheinland, 3. Jahrgang. Herford 1824.

Coloniensis stimmt das des Zeitgenossen Rolevincks, des Abts Trithemius, mit dem Werner in regem Briefwechsel stand.[1])

Durch Fleiß, Beredsamkeit und einen heiligen Wandel zeichnete der junge Mönch sich so aus, daß schon im Jahre 1460 sein Ruf ein bedeutender war. Wurde er doch auch von seinen Ordensbrüdern dazu ausersehen, beim Erzbischof Dietrich von Köln (Graf von Moers 1414—1463) Vorträge zu halten (Tr. 163). Auf Werners Einfluß hin gab im Jahre 1462 ein angesehener Mann 2500 Gulden für kirchliche Zwecke, ein anderer später 2000 Gulden. Einige zehn Worte der Fürsprache von ihm genügen, um bei hohen Prälaten Stellungen für strebsame Jünglinge zu erlangen, wie er dies selbst in seiner Schrift über Westfalen (Tr. 157) berichtet, wo er hinzufügt: „Ich fürchte mehr eine Bitte vorzutragen, als damit kein Gehör zu finden.“ So beliebt war er bei den Bürgern, Amtsgenossen und Vorgesetzten, und daß er viel mit den Menschen in der Welt aus seiner Zelle verkehrte, zeigt schon sein Werk über Westfalen, nach welchem er sich auch wiederholt im Auslande aufgehalten hat. Solche Reisen machte er auch, um auf Synoden und Ordenskapiteln zu reden. Von den fremden Städten, die er gesehen, erwähnt er außer einer ungenannten, die fast ein zweites Venedig sei (Tr. 160), ausdrücklich Deventer in Holland (Tr. 182).

Von seinem edlen Charakter, von seiner Lauterkeit, von der Wahrheitsliebe, besonders von der warmen Anhänglichkeit an seine westfälische Heimat geben seine Werke glänzende Zeugnisse. Unermüdlich in der Arbeit und Betrachtung lebte er so in der Kölner Karthause, ohne, wie es scheint, sein liebes Westfalenland wiedergesehen zu haben: ein würdiger Nachfolger des berühmten Heinrich von Calcar[2]) und ein ehrwürdiges Vorbild seinem nachmals so berühmten jungen Freunde Peter Blomevenna, und wo immer in späteren Schriften die Rede von den Kölner Karthäusern ist, werden diese drei Männer besonders gerühmt.

Werner Rolevinck ist übrigens, wie Wolffgram beweist, stets einfacher Ordenspriester geblieben, und wenn Johann Janssen in seiner Geschichte des deutschen Volks (I, 74) und Krafft in der Zeitschrift des bergischen Ge-

---

1) Scripsit ad me quam ad alios pene infinitas epistolas. Trith. catali ed. Freher 1601, p. 170.

2) Einer der mutmaßlichen Verfasser der imitatio Christi, der im Karthäuserkloster zu Munikhuizen bei Arnheim lebte und auf Thomas a Kempis großen Einfluß hatte. Er starb 1408. Man fand in Brüssel nämlich zwei Schriften, die Nolte (Wiener Zeitschrift für die gesamte katholische Theologie) 1855 veröffentlichte: ein speculum peccatorum und eine andere mit der Überschrift: Quidam utilis tractatus proficere volentibus compositus a quodam carthusiens. nomine Calcar.

schichtsvereins (VI, 254 flg.) ihn Karthäuser-Prior nennen, so beruht dies auf einem Irrtum. Hätte er diese Stellung bekleidet, so wäre er in den Nekrologien nicht als monachus und senior, sondern als prior eingetragen. Außerdem wissen wir bestimmt, daß 1477—1508 Heinrich von Bonn Prior war.[1])

In den letzten Jahrzehnten seines Lebens hat sich Werner Rolevinck hauptsächlich mit den gewaltigen Kommentaren über die Briefe des heiligen Paulus und anderer Apostel beschäftigt, während er dazwischen öffentliche Vorlesungen über dieselben hielt. Als ihn im Jahre 1495 der Abt Trithemius (geb. 1462 im Dorfe Trittenheim bei Trier, schon in seinem 21. Jahre am 29. Juli 1483 zum Abt des Benediktinerklosters Sponheim gewählt) in seiner Klosterzelle besuchte, fand er den 70jährigen Greis noch in vollster Arbeit[2]) an verschiedenen unvollendeten Werken und noch wenige Monate vor seinem Tode begeisterte der greise Mönch durch seine Vorlesungen über den Römerbrief den großen Kreis seiner Zuhörer, unter welchen sich auch viele Professoren der Universität befanden.[3])

In dieser Zeit brach in Köln eine furchtbare Pest aus, die bald ihren Einzug auch in das Barbarakloster hielt. Sieben seiner Ordensbrüder lagen schon darnieder. Werner spendete ihnen Trost und Beistand und hörte ihre Beichte, bis auch ihn die Seuche dahinraffte in seinem 77. Lebensjahre am 26. August 1502.[4])

Sein Freund Trithemius giebt ihm das Zeugnis: vir in divinis scripturis studiosissimus et valde eruditus, ingenio subtilis, vita et conversatione devotus. Hartzheim sagt von ihm u. a.: Incredibili discendi flagrabat desiderio, ideo sollitudinis et silentii tenacissimus sessitabat in cella sua sacrarum litterarum et sanctorum Patrum lectioni perpetuo intentus. Quinquaginta et amplius partim editi, partim inediti libri vel libelli loquuntur viri scientiam et assiduitatem. Idem tamen adeo modeste de se sentiebat, nihil ut supra ceteros scire sibi videretur. Aequabilem animum ab omni tristitiae nubecula serenum, ab omni inordinata laetitia alienum servabat parsimonia cibi singularis cujus beneficio usque ad decrepitam senectam incolumis et vegetus perstitit. Welch ein schönes Lob!

Werner Rolevincks Werke sind sehr zahlreich. Sie gehören teils dem historischen, teils dem theologischen, teils dem kirchenrechtlichen Gebiete an. Bis auf die neueste Zeit (1870) waren nur der Fasciculus

---

1) Merlo, Annalen des historischen Vereins für den Niederrhein S. 1 flg.

2) Trithem. cat. ill. virorum, Freher p. 170.

3) Janssen I, 75.

4) Fratribus peste correptis septem intrepidus adstitit, confitentes audiit et ex tam praeclaro officio mortem meruit sanctorum, Hartzheim 314.

temporum, dessen Zusammenstellung wohl den größten Teil seiner Arbeitskraft bis zum Jahre 1474 in Anspruch nahm, und De laude veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae als vorhanden bekannt. Anfang der siebziger Jahre wurde dann von Professor Nordhoff in Münster die Schrift De regimine rusticorum gefunden; alle anderen Schriften galten als verloren, bis es Wolffgram gelang, noch eine Anzahl solcher Werke Werners wieder ans Tageslicht zu bringen[1]), wie die Schrift Paradisus conscientiae in der Bibliotheca Paulina zu Münster, und die Schrift Formula vivendi canonicorum sive vicariorum secularium aut etiam devotorum presbiterorum in der Großherzoglich hessischen Hofbibliothek zu Darmstadt und eine Anzahl von sieben anderen Schriften in der Stadtbibliothek zu Köln, darunter De origine nobilitatis, sowie Libellus de venerabili sacramento et valore missarum[2]). Den Beweis für die Verfasserschaft Rolevincks von den neun neu aufgefundenen Schriften führt Wolffgram in seiner Schrift: „Neue Forschungen zu W. Rolevincks Leben und Werken", denen auch unsere bisherige Darstellung von Werners Leben zu Grunde liegt.

Außer diesen gedruckten Werken Werners erregen unsere Bewunderung die Riesenmanuskripte seiner theologisch-exegetischen Bücher, Werke von 439, 310, 234, 129 Folioblättern, Studien zur Erklärung der Paulinischen Briefe, der Briefe der Apostel Petrus und Johannes, Jakobus und Judas, sowie des Buches Tobias. Besonders mit den Paulinischen Briefen beschäftigte sich Werner Rolevinck noch bis in seine letzten Lebensjahre. Im Jahre 1483 vollendete er die Handschrift eines Werkes „Über das Leben und die Thaten des heiligen Paulus" in sieben Büchern, welche 439 Seiten umfassen. Die Korintherbriefe und den Brief an die Galater behandelte er in einer schön geschriebenen Erklärung auf 310 Seiten; die des Hebräerbriefes und der Briefe des Jakobus und Petrus auf 332 Blättern, vollendet im Jahre 1500.[3])

Sein Fasciculus temporum, omnes cronicas complectens, ein dünner Folioband, ein kurzer Abriß der Geschichte von der Schöpfung bis zum Jahre 1474, wurde 1474 bei Arnold ther Huernen in Köln zum ersten Mal gedruckt und erlebte bis zum Jahre 1494 nicht weniger

1) Werner ließ seine Werke in Köln bei dem Buchdrucker Arnold ther Hoernen drucken, mit dem er in genauem Verkehr stand. Für die Bibliographie der Drucke bis zum Jahre 1500 ist besonders Hain in seinem Repertorium bibliographicum maßgebend.

2) Eine der verbreitetsten Schriften Werners, fürs allgemeine Verständnis ohne übergroße Gelehrsamkeit geschrieben: Terminus autem difficiles et allegationes studiose vitabo, ne impedimentum afferant intellectui.

3) Vergl. Rump p. IX.

als 30 Auflagen in Köln, Löwen, Speyer, Venedig, Straßburg, Sevilla, Basel, Ulm, Memmingen und Paris, denen im 16. Jahrhundert noch weitere Abdrücke folgten. In Speyer und Memmingen war Rolevincks Fasciculus das erste Buch, welches man in diesen Städten, auch war es eins der ersten Bücher, welche man in Spanien druckte. Außerdem erschien es bis 1524 dreimal in deutscher, bis 1513 sechsmal in französischer Sprache.

Kaum mag je ein Westfale, sagt Rump in seinem Vorwort zu der Ausgabe De laude Saxoniae, größere Liebe zu dem Volke, dem er entstammte, lebendigeres und innigeres Heimatsgefühl gehabt haben als Rolevinck in der Ferne unter dem Karthäusergewande in seinem Herzen bewahrte. Das ist für Werner Rolevinck, wie er selbst in der Vorrede S. 14 sagt, das Liebste, sich in sein Heimatland Westfalen zu versetzen, und diese Liebe zur Heimat seines Stammes und seiner Väter trieb ihn denn auch, bei seinen Studien besonders die Geschichte Westfalens ins Auge zu fassen, die Bekehrung dieses Landes zum Christentum, sowie Leben und Sitten seiner Landsleute darzustellen. So schrieb er sein Buch Vom Lobe des alten Sachsens, nun Westfalen genannt, De laude veteris Saxoniae nunc Westphaliae dictae. Er widmete das Werk unter Anwünschung „alles möglichen Heils" den hohen Prälaten und Fürsten des Landes und „allen anderen Bewohnern desselben". Gleich so vielen seiner Landsleute, die sich durch alle Gegenden zerstreut fanden, wollte auch er gerne, wie er sagt, „eine freundliche Liebesgabe spenden, um die alte angeborne Freundschaft zu erneuern." Wenn jene kostbare materielle Gaben in die Heimat senden, so will er, weil er solche nicht besitze, dem Vaterlande wenigstens das bieten, was ihm wissens- und denkwürdig vorkomme, von seinem Vaterlande zu wissen und was er aus alten Schriften und eigenem Erlebnisse zusammengestellt habe, mit dem Wunsche, daß der Leser darin sowohl Erheiterung als auch ein nachahmenswertes Beispiel rechten Wandels finden möge. Die zwei ersten Bücher sind geschichtlichen Inhalts; das dritte soll „den Zustand und die Sitten des Volkes schildern". Das Ganze, insbesondere aber das letzte Buch, enthält eine Fülle von interessanten Zügen, welche mit offenem Auge aus dem Leben gegriffen sind und in anziehender Darstellung eben so viele Bilder zur Kenntnis des westfälischen Volkstums bieten.

Ich breche also — so schließt Werners Vorrede — das bisherige lange Schweigen unserer Landsleute und teile einiges, in jeder Hinsicht Lobenswertes über unser Heimatland mit und zwar um so lieber, als ich schon über 30 Jahre in der Fremde lebe und mich durch fremde Beispiele aufgemuntert sehe. So nimm denn, dankbares Vaterland, das du meine Gebeine wahrscheinlich nicht haben wirst, diese kleine Gabe hin (munusculum hoc parvum) und

suche es zu erwirken, daß die Nachkommen in dir meiner gedenken und bei guten Sitten immerfort hervorleuchten.

Werners Lob Westfalens erschien zuerst ohne Angabe des Druckorts und des Jahres um 1478 und viel eher ist wenigstens die Vorrede auch nicht geschrieben, da er nach derselben schon über 30 Jahre in der Fremde lebte. Nicht lange nach dem Erscheinen des Buchs ließ Rolevinck sämtliche noch vorrätige Abdrücke wieder einziehen und vernichten, wie es scheint, der vielen Druckfehler wegen[1]) und so ist diese Originalausgabe nur in äußerst seltenen Exemplaren auf uns gekommen. Eine neue, dem Bischof Erich von Münster gewidmete Ausgabe besorgte dann zu Köln im Jahre 1514 der gleichfalls dem Münsterlande entstammende und nicht fern von Rolevincks Heimat geborene Ortwin Gratius (von Graes), aber leider mit vielen Auslassungen und Änderungen. Mit diesem veränderten Texte und mit noch weiterer Änderung des Titels (De Westphalorum sive antiquorum Saxonum ritu, moribus, virtutibus et laudibus) erschien das Buch dann noch einige Male; so zu Köln 1602 und in dem von Leibnitz besorgten Abdrucke.[2]) Dieser Text liegt auch der ersten deutschen Übersetzung des Buchs von Joh. Val. Kutscheit zu Grunde,[3]) eine Übersetzung, welche nach Rump eine sehr unbefriedigende ist.

Ein Exemplar der ersten Ausgabe aber gelangte aus dem Nachlasse des um die Geschichtskunde seiner Heimat hochverdienten Medizinalrats Dr. Th. Menke zu Pyrmont in die Hände des Buchhändlers Edwin Troß zu Paris, und kam durch diesen in den Besitz seines Vaters, des Oberlehrers Dr. Ludwig Troß in Hamm. Dieser hatte schon im Jahre 1824, ohne die erste Ausgabe zu kennen, an eine Übersetzung des Werkes gedacht und entschloß sich jetzt bald, nach der Originalausgabe einen neuen Abdruck, doch mit Vermeidung der zahlreichen Druckfehler zu veranstalten und dem Urtext eine getreue deutsche Übersetzung an die Seite zu stellen. Er erlebte die Vollendung des Drucks nicht mehr,[4]) der nun von Dr. Rump zu Ende geführt und von einer

---

1) Wernerus Rolevinck Larensis, hujus operis auctor.... suum exemplar prima editione ita corruptum a calcographis et inversum fuisse, ut ejus, potius extinctionem quam publicationem postularet. So Ortwin Gratius am Schlusse der von ihm besorgten Ausgabe. Rump S. XVI.

2) Scriptores rerum Brunsvic. III, 606 flg.

3) Von der Lage, den Gebräuchen, Tugenden und dem Lobe der Westfalen. Lemgo 1834. 8°.

4) Troß geb. 1795 zu Sensweiler bei Trarbach an der Mosel, war über 40 Jahre Lehrer am Gymnasium zu Hamm. Er starb 23. Mai 1864, nachdem er 1861 noch „Des Grafen Wolrad von Waldeck Tagebuch während des Reichstages zu Augsburg 1548" herausgegeben hatte (Publikation des Litterarischen Vereins in Stuttgart LIX).

Einleitung begleitet wurde. Neue Ergebnisse boten dann Wolffgrams „Neue Forschungen“.

Das erste Kapitel des Werks beginnt mit dem Lobe Westfalens, welches kein Rebenland, aber ein Reckenland sei (terra est non vinifera sed virifera), meist waldig, weidereich, mehr zur Viehzucht als zum Fruchtbau geeignet, von vielen Quellen und Flüssen bespült, nicht ohne Salzquellen und metallreiche Berge. Das Volk ist insgemein von hübschem schlanken Wuchs, schöner Gestalt, kräftigem Körperbau und kühnem Sinn. Es hat eine zahlreiche, wunderbar mutige und stets schlagfertige Kriegsmannschaft.

Einige Gegenden sind allerdings ungemein kornreich, wie um Soest, Dortmund und Paderborn,[1]) sowie im Bistum Münster, dagegen giebt es auch so unfruchtbare Striche, daß dort ein Adler kaum seine Jungen großfüttern kann, und doch wohnen dort zu großem Erstaunen kräftige, gesunde Menschen, als ob sie vom Tau des Himmels lebten.[2]) Dieselben pflegen sich meist aus benachbarten Provinzen die nötigen Lebensmittel durch Arbeit und Thätigkeit zu verschaffen. Aber im ganzen ist Westfalen reich an fetten Ochsen, Kälbern, Schweinen, Metallen, Wolle und Lein, trefflichem Weizen, Steinen zu Bildhauerarbeiten und Häuserbau und an Holz, so daß es auch umliegende Länder damit versieht, ja seine Waren über das Meer versendet, und der würde dort eine sehr traurige Nachricht melden, welcher verkündete, daß Westfalens Kleinodien ausblieben.[3]) Und wiewohl das alles eine Gabe Gottes und mit Danksagung hinzunehmen ist, so ist's doch gering im Vergleich zu Westfalens braven Männern, die unvergleichlich höher stehen als alle Tiere und alles was für menschliches Bedürfnis erforderlich ist und woran Westfalen von jeher die Fülle hat. Ja ich kenne kein Land der Christenheit, das sich in dieser Hinsicht mit unserm Westfalen vergleichen ließe, kein Land, das so viele verständige Personen beiderlei Geschlechts entsendet und dennoch das eigene Land vollständig bebaut und nichts Wichtiges auch nur im geringsten vernachlässigt.

In der Regel aber gewährt Westfalen seinen Bewohnern mehr Mühsal als Freuden, denn mit wenigen Ausnahmen muß jeder, der im Lande seinen Unterhalt finden und sich und die Seinigen redlich durchbringen will, Tag und Nacht mit Arbeit, Sorgen und Angst und anderem, was dem Fleische beschwerlich ist, sich abmühen. Auch ist Westfalen zu verschiedenen Zeiten hart bedrängt, wiederholt dienstbar

1) circa Susatum, Tremoniam, Padebornam.

2) et tamen stupori grandi homines ibidem habitant, fortes, sani, decori, quasi rore coeli sustentati.

3) qui Westphalica clenodia non adventura clamaret.

gemacht und mit Waffen und Gewaltthätigkeiten hart gedrückt worden. Aber wie die Frucht die Natur des Baumes behält, so haben die Westfalen, wie sie von einem einfachen und friedsamen Volke (ex simplici et pacifica gente) stammen, häufiger Unrecht erdulbet als solches anderen zugefügt. Da wo die Jahrbücher früherer Zeiten von welterschütternden Kriegen und scheußlicher Barbarei melden, findet man die ersten Bewohner Westfalens nicht dabei. Sie lebten in ehrbarer Einfalt friedsam und ohne Arg, wie einst die Römer der saturnischen Zeit.

Wer hat je gehört, daß die Westfalen ihren Drängern mit dem vergolten hätten, was sie ihnen gethan? Beispiele dieser so großen Sanftmut (benevolentiae) habe ich mehr gesehen, ehrwürdige Männer und Frauen, herrliche Muster großer Redlichkeit und Einfalt, Freunde aller Friedfertigkeit und heiligen Glaubens,[1]) wovon ich ein einziges Beispiel anführen will, das ich als Knabe erlebt habe. In dem Orte, wo ich geboren bin, wurden zu verschiedenen Zeiten fünf weltliche Gerichtstage von Hogreven gehalten.[2]) Einmal traf es sich, daß ich mit meinem Vater hinging und die Gebräuche und die geschmückten Reden, um nicht zu sagen die rechtlichen Kniffe, kennen lernte, was mir soviel Vergnügen machte, daß ich seitdem oft sogar lieber das Mittagessen versäumte, als nicht dort zu sein. Als ich nun eines Tages wieder hinlief und fast außer Atem war, begegnete mir ein ehrwürdiger Greis, hochbejahrt und wohlgelitten, auch klug in seiner Weise und dabei reich, mit wackern Söhnen und Töchtern, wie das meist der Fall ist, gesegnet. Er grüßte mich freundlich und fragte, wohin ich denn so schnell eilte? Zum Gericht, gab ich zur Antwort. Da schlug er bedeutungsvoll ein Kreuz (grandi se cruce signans) und sagte: „So segne mich der liebe Gott! Ich bin so alt geworden und noch nie vor Gericht gewesen!“

So wunderlich also kam es redlichen Hausvätern vor, daß sie nach den Worten des Apostels es fast für Sünde erachteten, wenn Christen sich untereinander vor Gericht ziehen.

Wie aber auch unsere Zeit nach der Väter Vorgang redliche Männer bildet, davon zeugt die Gegenwart, wenn z. B. ein Pastor in

---

1) viros ac feminas venerabiles, magnae probitatis et simplicitatis exempla, totius tam pacis quam sacrae fidei amatores.

2) quinque judicia secularia per altos comites observabantur. Zu Laer, eine Stunde von Horstmar ließen sich 1357 die Grafen von Steinfurt „eine Freigrafschaft und einen Schöffenstuhl“ als Reichslehen zuerteilen. Der Freistuhl war in der Nähe des Dorfes. „Vrienstohl tho Lair thon synen Lynden“. Ho-greve begegnet wie ho-gericht in Weistümern und bezeichnet einen Grafen, der auch das Hochgericht, also die volle gräfliche Gewalt hat. Auch ein mit der hohen Gerichtsbarkeit ausgestatteter go-greve könnte ho-greve genannt sein. Wolffgram S. 4; vergl. Lindner, die Veme, S. 22, 430.

einer ganzen Parochie das religiöse und ein Schulte das weltliche Regiment führt und wie willig die Untergebenen gehorchen.[1]) Zwar ist's auch wieder wahr, daß solche redliche Einfalt mehr in Dörfern und Landgemeinden auf die Länge fortbesteht, als in manchen Städten, besonders in solchen, wo es vielen Verkehr und Jahrmärkte giebt. Und doch habe ich auch hier angesehene Edelleute und rechtschaffene Bürger so friedlich und freundlich mit einander verkehren gesehen, daß von Stolz und Trug und andern, dem Frieden zuwiderlaufenden Fehlern auch nicht eine Spur zu sehen ist.

Nicht um andere Nationen herabzusetzen, sondern der Wahrheit gemäß behauptet Werner Rolevinck dann (im 5. Kap.), daß Westfalen gerade in Bezug auf den Dienst, den es andern leiste, köstlicher und edler ist, war und sein wird, so lange Gott sich seines Dienstes bedienen werde. Gesetzt, der Dienst und die schwere und mühselige Arbeit, welche die Westfalen in der Welt verrichten, hörte auf: wie viele Städte würden bei schweren Geschäften und Beratungen einen Rückgang verspüren; wie viele Arme und Bekümmerte würden der Almosen und des Trostes entbehren; wie viele Kirchen, Kollegien, Hospitäler, Klöster, Prälaturen würden in so manchen Nationen die hergebrachten Hilfleistungen entbehren! Wie viele Familienväter haben treue Diener gesucht und wenn sie Westfalen fanden, über deren Leistung sich gefreut und wenn sie starben, ihren Tod tief betrauert.[2])

Vor allem aber ist die Keuschheit der Westfalen zu rühmen, wie schon Bonifatius dem König Ethelbald vor Mercia und dem ganzen Adel der Mercier diese sächsische Tugend zur Beschämung vorhält. Im alten Sachsenlande, wo noch keine Erkenntnis Christi sei, werde eine Jungfrau im Hause des Vaters und eine verheiratete Frau, wenn sie Ehebruch getrieben, erwürgt und verbrannt und ihr Verführer über deren Grabe aufgehängt; oder man gräbt sie, nachdem man ihr die Kleider abgerissen, bis an den Gürtel in die Erde und keusche Matronen geißeln und stechen sie mit Messern und von einem Ort zum andern getrieben, kommen immer neue Geißlerinnen heran, bis sie getötet ist. So der Bericht des Bonifatius bei Werner Rolevinck.

Wie erinnert derselbe doch an das, was Tazitus in seiner Germania c. 18 u. 19 von der strengen Keuschheit der Germanen sagt, mit der

1) quomodo unus pastor illic tota parochia in spiritualibus et unus schultetus in temporalibus administrat, et quam humiliter subditi obtemperent.

2) Quanti patres familias famulos fideles quaesierunt et Westphalos invenientes delectati sunt in operatione ipsorum, et de morte eorum supra modum contristatos novi.

ausdrücklichen Hervorhebung, daß keine Seite ihrer Sitten mehr Lob verdiene. Bei ihnen, heißt es c. 19, steht Frauentugend in festem Schutz, sieht sich durch kein lüsternes Schauspiel, durch kein sinnenreizendes Gastgelage verführt. Geheimen Briefverkehr kennt weder Mann noch Frau. Höchst selten ein Beispiel von Ehebruch bei diesem zahlreichen Volke. Dessen Bestrafung erfolgt sofort und öffentlich: mit abgeschnittenem Haar, entkleidet, stößt sie der Mann in Gegenwart der Verwandtschaft aus dem Hause und treibt sie mit einem Stecken durch den ganzen Ort. Denn ein Weib, das sich preisgegeben, findet keine Gnade; keine Schönheit, keine Jugend, kein Reichtum gewinnt ihr einen Gatten. Denn dort lacht niemand über Laster und Verführer und Verführtwerden nennt man nicht Lauf der Welt. Mehr wirkt dort die gute Sitte als anderswo gute Gesetze.

So lebten die Germanen nach Tazitus und insonderheit die Sachsen bezw. die Westfalen nach dem Zeugnisse des Bonifatius einst in unantastbarer Keuschheit, von dem Glauben überzeugt, daß dem reinen Weibe etwas göttlich Heiliges und Vorschauendes innewohne. Ja als etwas Geheiligtes (aliquid sanctum et providum) stand das Weib in seiner angestammten Würde und Hoheit vor dem Manne, als das geheiligte Geschlecht, von dem man glaubte, daß es in näherer Verbindung mit der Gottheit stehe als der Mann. Aber eben darum konnte auch weder Rang noch Reichtum die verletzte Keuschheit sühnen und kein Vergehen wurde strenger bestraft.

Frauen, als die reineren Organe des göttlichen Willens, wie die von Tazitus genannte Velleda und Albruna, Prophetinnen in der Blüte der Jugend und Schönheit, führten die noch ungeübten, aber begeisterten Kriegerscharen des Nordens zum Siege über die Veteranlegionen Roms, wo Frauentugend keinen Schutz mehr hatte, wo Verführen und Verführtwerden allerdings als Zeitgeist und noble Passion erschien, wie auch Horaz uns dies sittlich versumpfte Rom (Od. III, 6) gerade in der Periode seines goldenen Zeitalters also darstellt: „Furchtbar an Schuld befleckte der Zeitgeist erst die Eh'n und die Familien. Dem Quell entströmend hat das Unheil sich auf Stadt und Land ergossen. Leichtfertige Tänze freuet zu lernen sich die reife Jungfrau, übt sich in Buhlerei'n, und sinnt schon jetzt in zartem Alter, wie der verbotenen Lust sie fröne. Bald sucht, derweil ihr Gatte beim Wein sitzt, sie junge Buhlen, wählet nicht lange aus, wem unerlaubte Lust im Fluge sie, während die Lichter gelöscht, gewähre: Nein, öffentlich gerufen und mit des Mannes Vorwissen geht sie, mag nun ein Kaufherr, mag der Eigner eines Schiffs sie rufen, welcher mit Geld die Schande zahlt."

„Grauenvolle Zustände", werden wir sagen, und gewiß grauenvoll sind diese römischen Zustände, aber noch tausendmal grauenvoller er-

scheinen dieselben Zustände heutzutage inmitten der Christenheit, inmitten der großen Städte der deutschen Christenheit, deren Richter einst die heidnisch germanischen Vorväter bärenhäuterischen Andenkens sein werden.

Zur Zeit eines Werner Rolevinck übrigens war Frauentugend auch noch in gutem Schutz, wie er denn selbst sagt, daß Spuren jener altsächsischen Strenge noch zu seiner Zeit in Westfalen sei. Ich habe, sagt er, noch manche keusche Frauen gesehen, die nicht bloß ihre Töchter, sondern auch die Mägde aufs sorgsamste hüteten (summa diligentia custodiebant) und sie zumal nicht an einem Ort schlafen ließen, wo man leicht zu ihnen gelangen konnte. Ich weiß, daß manche Meier gegen ihre Töchter täglich die strengste Miene annahmen, um sie in Schreck zu erhalten und für ihren Ruf strenger Keuschheit zu sorgen, die sie lieber ertränkt hätten, als sie entehrt zu sehen[1]). Ja die Jungfrauen waren selbst so sittsam (seriosissimae) und nahmen jede unehrbare Zumutung mit solchem Unwillen (indignabundae) auf, daß man sie für Lucretias Töchter hätte halten sollen. Wenn ein Mädchen niederen Standes oder eine Magd in Unzucht und Ehebruch verfallen war, so züchtigten sie dieselbe aufs härteste mit Ruten und überhäuften sie öffentlich mit Schimpf, regalierten sie mit Kuchen von faulen Eiern und thaten ihnen soviel Herzleid an, daß der Tod ihnen ein Trost ward, oder daß sie nach der ersten Niederkunft keine Kinder mehr gebaren.

Aber auch diejenigen, welche sich gegen den Willen der blutsverwandten Freunde verheirateten, wurde so mißliebig, daß diese nicht nur nicht zur Hochzeit kommen, sondern sie nicht einmal als Verwandte anerkennen wollten.

Oft, wenn den Sohn oder die Tochter auch nur entfernt der Schein entehrender Laster traf, hörte man sie diese oder ähnliche Drohung ausstoßen: „Willst du, daß wir dich im Stalle vergraben?"[2]) Oft auch sagten sie, sie hätten von ihren Alten gelernt, widerspenstige Kinder lieber tot zu sehen, als daß den gesippten Freunden eine unerträgliche Scham durch sie erwüchse. Dergleichen Drohungen habe ich oft gehört; daß sie aber ausgeführt worden wären, habe ich nicht gehört.

---

1) Scio quosdam maiores filiabus severissimum exhibuisse vultum quotidie, ut terrorem eis incuterent sicque ipsarum castam famam zelassent, ut in flumen potius eas jactassent, quam constuprari permisissent — merkwürdig, wie das Verfahren an das von Tazitus Germania c. 12 genannte erinnert, nach welchem die Germanen auch die corpore infames coeno ac palude, injecta insuper crate, mergunt.

2) Vis ut te in stabulo sepeliamus. Vergl. wieder Tazitus Germania c. 12.

Jedenfalls aber erhellt auch aus dieser Darstellung, daß noch zur Zeit Rolevincks in Westfalen gute Sitten mehr galten als anderswo gute Gesetze und zwar ebenso angesichts des sechsten wie des siebenten Gebots.

Im Hause meiner Eltern, erzählt W. Rolevinck am Schlusse des ersten Teils seines Buches, hatte ein Dienstbote aus einer anderen Provinz sich einen Diebstahl zu schulden kommen lassen. Da nun die Bestohlenen ihren Verlust beklagten, befiel uns Knaben, die wir in die Ferien von fernen Schulen gekommen waren, eine solche Angst, als fürchteten wir, bei diesem Verbrechen ertappt zu werden. Endlich sagte ich, der ich der ältere war, laut: Wollte Gott, der Dieb wiederholte das Stehlen, damit nicht nach unserm Fortgange der Verdacht auf uns fällt. Später wurde der Dieb entdeckt und aus dem Hause entlassen, weil der Vater seinem Gesinde keinen Anstoß geben wollte,[1]) und als er nachher meinem Schwager ein Pferd stahl, wurde er gehängt.

So habe ich oft gesehen, daß man meist nur Fremde, Nicht-Westfalen, wegen Diebstahls gerichtlich zu bestrafen hatte. Man verfuhr nämlich der Sitte gemäß, wenn man seine Sachen bei der Ehrlichkeit der Landeskinder weniger ängstlich verwahrte[2]). Obwohl Haus, Stuben, Vorratskammern, Kisten und Kasten meist unverschlossen blieben, haben wir doch selten etwas vermißt.

Auch hatten viele Städte und Dörfer weder Galgen noch Rad und dergleichen, und selten (rarissime) fanden dort Blutgerichte statt.

Ich kannte eine bejahrte Matrone, welche sagte, sie habe von ihren Großeltern gehört, das gemeine Volk sei damals von solcher Einfalt gewesen, daß man weder Brief noch Siegel gebrauchte, noch solche überhaupt besaß, sondern alles geschah unbesorgt auf das schlichte Wort hin.[3]) So stand die alte Zeit an sittengemäß geübten Tugenden in mancher Hinsicht weit höher als jetzt manche Christen, und diese Sittenstrenge blieb auch in der Folge bei den zum Christentum bekehrten Heiden bestehen.[4])

Hiermit endet der erste Teil des Werkes. Der zweite große Hauptteil handelt dann von der Bekehrung der alten Sachsen, von Karl dem

1) Noluit enim pater noster familiam suam scandalizare.

2) Erat enim de more, quod ob fidelitatem incolarum res minus diligenter custodiebantur.

3) quod tantae simplicitatis communis populus tunc fuerat, quod neque litteris neque sigillis uterentur nec talia haberent, sed simplici verbo fiebant omnia absque pavore.

4) Prior aetas paganorum in moralibus virtutibus quoad aliquae longe praestantior fuit quibusdam christianis, et eadem legalitas etiam de post permansit in eisdem paganis ad fidem translatis.

Großen und seinem Vater Pippin, wie sie dies Land eroberten und zum Glauben brachten, vom Friedensschluß und der Bekehrung Widukinds, der Stiftung der Bistümer, von der weisen Einrichtung des Landes hinsichtlich der beiden Stände und den von Karl dort eingeführten Gesetzen und Rechten.

Wir übergehen diesen Teil, so anziehend er auch ist und überall den für seine Heimat und sein Volk begeisterten Verfasser zeigt, der z. B. im 3. Kapitel dieses Teils von dem sächsischen Wappen sagt: Das Wappenzeichen der Sachsen war ein Löwe, eine Schlange und ein fliegender Adler, und diese Embleme dann auf ihre Tapferkeit, Klugheit und die Ausdauer unbesiegbaren Mutes (invicti animi constantiam) deutet; oder wenn er (c. 7) von Widukind erzählt (S. 107), der nach seiner Wiedergeburt durch die heilige Taufe mehr einem Mönch als einem Herzoge geglichen habe. Mit reichen Gaben bedachte er die Kirchen, zumal die von Osnabrück und Minden. Er stiftete ein Kollegium zu Engern, wo einst die Hauptburg ganz Westfalens[1]) gestanden, und wo er auch im Chore beigesetzt ist.

Der dritte Teil beginnt dann mit dem Apostolat, welches die Westfalen unter den auswärtigen Völkern ausüben, ein Apostolat, welches sie mit einer Treue üben, die sprichwörtlich geworden ist. Von Kindheit auf habe ich von auswärtigen Völkern sagen hören: „O du treuer Westfale!" Ich habe diesen Ehrentitel nicht erfunden, doch wünschte ich, sein demütiger Verkünder und Befolger sein zu können. Wohin kann man gehen, wo man nicht irgend einen Westfalen mit schwierigen Geschäften betraut sieht, bei denen es auf Treue ankommt? Ja, es ist eine so große Gnade des h. Geistes über dies Land ausgegossen, daß es, nachdem es einmal den Glauben angenommen, nie wieder rückfällig ward.

Mag nun die Treue auf Sitte oder Glauben bezogen werden, so ist Westfalen in beiderlei Hinsicht in nicht geringem Grade damit ausgestattet. In Handarbeit[2]) wie in der Predigt des göttlichen Wortes, im Studium der Wissenschaften wie in Verwaltung der Sakramente, in klösterlicher Übung wie in der Regierung des Volks, in allen guten Sitten und Hilfsfertigkeit gegen die Nächsten hat es gewissermaßen ein Apostelamt für die ganze Welt übernommen. „Durch alle Lande gehet ihr Klang und bis ans Ende der Welt ihr Ruf." Wie viele, die in der Welt umherzogen, Friede predigend und Heil verkündend! Und obwohl ihnen weder Wohlklang der Stimme noch Lieblichkeit der Rede in höherem Maße als anderen Nationen eigen ist, so sieht man sie

1) principale castrum Westphaliae.

2) In opere manuali ... quasi quendam apostolatum accepit per orbem.

doch auf Gesang und Predigt einen derartigen Fleiß verwenden, daß sie, wenn auch nicht durch Beredsamkeit, eben gerade durch die bloße Einfachheit gefallen.[1]) Dabei verfahren sie oft mit großer Freudigkeit und Zuversicht. Blicke nur um dich und du wirst sehen, wie der eine die Kanzel besteigt, als wollte er alle Laster verbannen, von den Reichen den Luxus, von den Knechten den Diebstahl, von den Armen das Klagen, vom niedern Volke den Neid, vom Adel den Stolz, von Höflingen den Trug, von den Städtern die Üppigkeit, von allen die Habsucht. Andere treten den Streitigkeiten in den Kapiteln entgegen, andere der sinkenden Klosterzucht. Auch kann man häufig sehen, wie bald dieser, bald jener um die Drehladen der Beguinen herumzischelt, um die zänkischen Alten unverhofft zu ruhigem Leben zu bringen.[2])

An alles ohne Ausnahme, was auf Kirchendienst Bezug hat, machen sie sich mit Selbstvertrauen. Einer spielt die Orgel, ein anderer läutet die Glocken, ein dritter läuft in der Kirche herum, besorgt die Lichter, stellt Bilder auf, schmückt die Wände aus, reinigt den Fußboden und ordnet alles zum Wohlgefallen. Damit aber nichts fehle, macht ein vierter die Gräber und besorgt, Stank und Mühe nicht achtend, die Leichen — lauter Werke der Frömmigkeit, durch welche Gott geehrt und dem Nächsten gedient wird.

Zwar hat Westfalen selbst keine Universität, allein daß es in der ganzen Christenheit eine gebe, wo sich kein Westfale findet, möchte ich nicht behaupten.

Ist es nicht wunderbar genug, daß dies rohe Volk, das außer den Leibern nichts Kostbares aus dem Vaterlande mitnimmt, an vielen Orten sich mit so großem Ruhme erhöht sieht?[3]) Das kann von nichts anderem herrühren als von der Tüchtigkeit (virtute), die über alles gebietet, der alles unterthan ist.

Auch in dem Klosterleben sind die Westfalen überaus thätig und zahlreicher vertreten als andere Länder. Fand ich doch in einem Kloster von Westfalen fünf mehr als die Hälfte und in einer auswärtigen Provinz fast ein volles Drittel, und immer treten in gewohnter Zahl und treuer Arbeit wieder neue ein.

Auch hinsichtlich großer Almosenspenden und Stiftungen von Hospitälern, Erbauung von Kirchen und Klöstern war und ist ihr Eifer von

---

2) ut ... ex mera simplicitate gratiosi sint.

3) videbis ad beguinales rotas jam hunc, jam illum sibilare, ut rixosas vetulas contra spem ad tranquillam ducant vitam.

4) An parum mirabile est, quod rudis iste populus, qui extra patriam praeter corpora nihil pretiosum defert, tanta gloria in plerisque locis sublimatur?

jeher ein sehr warmer. (Vergl. die Belege dazu in meinen Beiträgen zur Geschichte des Redentiner Osterspiels, Schwerin 1890, S. 8 flg.

Besonders aber ist noch jenes geringe (und doch größte) Liebeswerk zu erwähnen, dem Ärmere, die keine zeitlichen Güter besitzen, sich hingeben. Ein Beispiel davon ist jene Frau aus Westfalen, die vor längeren Jahren in Jerusalem wohnte und dort den Pilgern die Kleider wusch. Aus dem Bistume Münster stammend und dahin wieder zurückgekehrt, war mit dem Alter Armut ihr Erbe geworden. Ob sie nicht ebenso heilig gewesen als Helena? Soviel wenigstens versichere ich fest: Ich möchte nicht lieber mit der Königin pomphaft übers Meer gezogen sein und auf heiligem Boden Kirchen erbaut, als mit diesem armen Mütterchen eine so traurige Verbannung ertragen haben. Solche apostolische Dienste müssen wir vor Augen behalten in angeerbtem Wetteifer.[1]) Sind uns doch die Beispiele lockender, welche durch väterliche Überlieferung und gleichsam durch Erbschaft auf uns kommen.[2])

Wie kommt es aber, daß die Westfalen so in alle Welt zerstreut sind?

Diese Frage stellte einmal ein Geistlicher zur Erheiterung seiner Zuhörer auf der Kanzel. Und als alle schwiegen, erzählte er ihnen zur Kurzweil folgende Parabel.

Einst, als Satan einmal vor den Herrn trat, fragte ihn der Herr, woher er käme? Satan: Ich habe mich auf der Erde herumgetrieben. Der Herr: Hast du auch das Westfalenvolk gesehen, das harte, unbekehrbare und allen Gläubigen so lästige? Satan: Ei, jawohl hab' ich es gesehen; wenn du es aber mir gäbest, dann sollte es dir nicht mehr zur Last fallen. Der Herr: Nun, ich geb' es Dir, doch unter der Bedingung, daß du es aus der Welt hinausschaffest.

Da ging Satan vergnügt hinweg und richtete einen großen Sack her, in den er alle Westfalen steckte; drauf flog er mit ihm in die Luft, um sie so aus der Welt fortzuschaffen. Als aber den Westfalen im Sack die Sache verdächtig vorkam, begannen sie zu knurren und bereiteten ihrem Träger so viel Last, daß er vor Müdigkeit seinen Sack auf einem Berge niedersetzen mußte. Kaum fühlten sich die Westfalen wieder auf festem Boden, da zerrissen sie den Sack und flohen davon, daß keiner des andern gedachte, und so ist es gekommen, daß sie in alle Welt zerstreut wurden.

---

1) patria aemulatione.

2) Gratiora enim nobis exempla sunt, quae paterna traductione veluti hereditario jure ad nos perveniunt.

Als aber Satan wieder zum Herrn kam, machte dieser ihm Vorwürfe und sprach: „Nun, was hast du thun wollen? Ich hatte dir die Westfalen gegeben, damit du sie aus der Welt fortschaffen solltest, und du hast sie im Gegenteil über die ganze Erde zerstreut!" — „Halt es mir zugut, Herr, sprach der Satan, du kennst ja dies Volk, wie hartnäckig es ist. Sieh, ich gebe sie zurück in deine Hände; mache mit ihnen, was du willst."

Liegt etwas Wahres in dieser Fabel, so ist es die, daß Westfalen so volkreich ist und mehr Kinder zeugt, als es ernähren kann und daraus folgt, daß andere Länder ihm als Besitztum zufallen mußten, bis sie zu deren Ernährung hinreichend sind. Mit Recht schickt Westfalen also seine Gesandten in die Welt aus, damit es durch Rat und That ihnen ihr Erbe besorge und sie nicht durch der Einwohner Trägheit und Unthätigkeit verkommen. (Vergl. Meine Beiträge zur Geschichte des Redentiner Osterspiels S. 11 u. 36.)

Diese Gesandten aber sind dreierlei Art: reiche, mäßig begüterte und arme.

Die Reichen, feinerzogen, nehmen goldgefüllte Börsen mit aus dem Vaterlande und von ihnen ist eben nicht besonders viel zu rühmen. Die meisten von ihnen bleiben die alten Hänse[1]) und werden von Tag zu Tag gemeiner als ihre Eltern.

Mit der zweiten Art, den mäßig Begüterten, will es auch nicht immer so recht voran, da sie sich etwas mehr dünken als Küster und doch nicht Pastor sind[2]) und so verkümmern sie zwischen den Höchsten und Niedrigsten. Und wenn ihnen dann einmal ein unverdientes Glück etwas bringt, so übergeben sie es gleich dem Magen, der längst schon Mühlsteine und steinerne Häuser zu verdauen gewohnt ist, und sinken dann ins alte Elend zurück. Von solchen, die am Morgen Herren und am Abend Knechte sind, hat Westfalen keinen Ruhm, da sie dem Vaterlande zur Schande gereichen, während es ihnen Ehre bringt.

Die wahren Gesandten Westfalens sind die Armen, die keine Glücksgüter mitnehmen, die wenig oder nichts als ihre gesunden Gliedmaßen haben, oder, wenn sie etwas besitzen, sich nicht für Besitzende halten und, statt von der Arbeit anderer, nach dem Beispiel der Apostel, von ihren eigenen Händen leben.

Laßt uns einmal nach ihrer Herkunft sehen und wozu sie es in der Welt bringen. Ihre Wiege steht in ländlicher Hütte. Früh ist das Hüten des Viehes der Kinder Geschäft; ihre Fußsohle tritt auf harte

---

1) plures eorum manent Johannes in eodem.

2) cum sint celsiores custodibus et pastoribus breviores.

Schollen; die zarten Glieder deckt eine hanfene Kleidung. Grobes Brot und dünne Suppe stillt ihren Hunger[1]). Und was den Hausrat betrifft, so haben sie keine Betten, oder doch nur härtere von Stroh und Heu; rauhe Leinwand oder grobes Tuch zum Kleid; Kessel, Topf, Napf, Löffel, Becher, Schüssel, Tonne, Korb, Spind, Kiste und dergleichen, entweder nur eins oder wenige und zu jeglichem Gebrauch dienend. Ein und derselbe Eimer dient zum Holen des Wassers, zum Waschen und zum Reinigen der täglichen Speisen. Es wäre ein Kapitalverbrechen, wenn einer in etwas von dem Herkommen abwiche[2]). So ist die erste Vorbereitung der Westfälischen Sendlinge. Wenn dann nach etwa fünf Jahren die Glieder erstarkt sind, legen sie, die frühere Beschäftigung als eine Art Müßiggang aufgebend, die Hand an Schwereres, führen Pflug, Lastwagen, Kutschen, reinigen Getreide, fahren Dünger, kurz alles was Mannskraft erfordert, hasten sie sich anzugreifen[3]).

Bringt das Geschick sie auf Schulen, so sagen sie, mit leeren Händen fortgehend, den Eltern Lebewohl, und mit wunderbarer Geschicklichkeit, bald arbeitend, bald bettelnd, bald wieder studierend, kommen sie nicht nur gleich gut voran wie die Reichen, sondern überholen sie oft noch. Es ist ein heitrer Anblick, wenn sie gleich zu Anfang des Frühjahrs ihre Säcke auf die Schulter nehmen — man denkt an Luthers saccum per naccum — und von Haus zu Haus in heimatlicher Zunge singen: „Heiliger Herr Petrus, blast in euer Horn“ u. s. w.[4]), und zwar um Korn zu sammeln, als ob die Zeit der Saat sie dränge. Haben sie diese heimgebracht, dann greifen sie zu runden Körben, Kiepen genannt[5]), und gehen in Dörfern und Bauerngehöften umher, um Eier zu sammeln mit dem Gesange: „Auf, gute Frau, gebt Eier uns her! u. s. w.[6]) Das geschieht aus Fürsorge für das herannahende Fest, welches ohne Eiervorrat sich nicht recht feiern läßt. Und kommt der Herbst heran, dann eilen sie in die Felder hinaus und lesen Ähren hinter den Schnittern, um in der Strenge des Winters mit Mundvorrat versehen zu sein.

So thut eine kluge, thätige, sich selbst noch nicht kennende, aber die Zukunft verkündende Natur, als wollte sie damit sagen: Wenn ich

---

1) Horrendus panis famem cum ptisana pellit. Vergl. Tac. Germ. c. 23: sine blandimentis expellunt famem.

2) Capitis reus esset, qui observantiis his in aliquo obviaret.

3) quicquid ad virile robur spectat, inchoare festinant.

4) Videres rem jocundam in puerili aetate, quomodo in exordio veris saccos dorso imponunt, ostiatim cantantes in patria voce: Domine sancte Petre, flate in vestrum cornu.

5) sportas resumunt rotundas, quas kypas vocant.

6) Surgite bona femina, date nobis ova.

einmal mehr Kraft haben werde, dann werde ich auch mehr und sorgsamer arbeiten.

Wie brav diese guten Knaben sind, geht schon daraus hervor, daß sie, wenn die Not groß ist, ihren armen Eltern unverkürzt alles abliefern, was sie durch Betteln oder Arbeiten zusammenbringen, um sodann wieder von ihnen, und zwar mit mehr Scheu als bei Fremden, was sie bedürfen, sich wieder zu erbitten.

Ja manche, die in so drückender Lage sind, werden dreimal und viermal verkauft und wissen nicht, wer sie zuerst beim Schopfe nimmt und ins Gefängnis setzt, bis sie sich frei kaufen, oder Bürgen stellen, daß sie nicht aus dem Lande fliehen wollen. Wenn es nun auch manchen Handwerkern besser geht als diesen, so sind doch alle ohne Ausnahme in den Fesseln drohender Not befangen und müssen bange sein, Armut werde sie im Alter drücken, zumal in gewerbloser Gegend, wo der, welcher nichts hat, mit dem besten Willen nichts erübrigen kann.

Wie einst Israel bei seinem Auszuge aus Ägypten über die Weise der Auswanderung und über sein Benehmen in fremdem Lande belehrt wurde, so haben auch unsere Eltern uns gelehrt, unser Heimatland zu verlassen und in fremdem Lande durch gute Sitten unser Glück zu finden.[1]) Nachdem wir nämlich das harte Noviziat, das bereits zur Natur geworden war, ausgehalten und das zwölfte Lebensjahr zurückgelegt hatten, wurden wir von da an unablässig darauf vorbereitet, zu dem Mysterium der Gesandtschaft ausgeschickt zu werden. Freilich bin ich selbst zu Hause nicht bloß notdürftig, sondern sorgfältig unterrichtet worden und so hat das Glück mir draußen keine besonderen Schicksale beschieden. Ich lasse also den Ruhm denen, die es verdient haben. Mit denselben Worten, mit denen man es mir erzählte, berichte ich wieder.[2])

Die Eltern treten vor den Sohn, den sie entsenden wollen, und stellen ihm die Sache vor. „Sieh, lieber Sohn, so und so, wie du siehst, lastet stete Not und Sorge auf uns. Wir haben wenig und helfen uns kümmerlich; unsere Nachbarn ringsum leiden Hunger. Was wir für dich thun konnten, weißt du; frage dich selbst, ob wir je auch einen frohen Tag erlebt haben.[3]) Wir haben gehört, daß es in anderen Ländern Ruhm, Reichtum, köstliche Freude, Herrschaften, Prälaturen, Lehrstühle, Ehrenstellen und einträgliche Bedienstungen in Menge giebt, wie wir sie nie gesehen und hier zu erlangen nie im stande sein werden. Sagt dir dies zu, dann ziehe hin. Sei redlich und fromm, treu

1) per venustos mores felicitatem haurire.

2) ego verbis informatus verba reddo.

3) si quando vel unum diem deliciosum expendimus.

und fest, dienstfertig und willig, fleißig und thätig. Halte den Mund mit Klugheit und die Hände rein, dann kommst du durch die ganze Welt. Fürchte den Herrn und ehre seine geliebte Mutter. Deinen heiligen Engel und die Apostel und alle Heiligen behalte vor Augen, und wohin du auch kommst, betrage dich so, daß wir nicht Ärgernis, sondern Ehre und Freude an dir erleben."[1])

Ist der Sohn damit einverstanden, so entlassen sie ihn ohne Thränen, wünschen ihm alles mögliche Glück und bitten ihn, wenn es ihm gut ginge, dann möge er seine armen Verwandten nicht vergessen. Manche aber, denen die Redegabe abgeht, sagen ganz einfach zu ihm: „Gehe hin in Gottes Namen! Unser lieber Herrgott möge dich behüten und dich immer geleiten!" So entlassen schneidet er sich einen grünen Stock aus der Hecke und macht sich auf den Weg,[2]) ohne zu wissen, wo er, ich will nicht sagen die letzte, sondern nur wo er die erste Nacht zubringen werde.

Verachte ja niemand diese Gesandtschaft! Zerlumpt ziehen sie aus, die einst geehrt, und bitten um eine Gabe, sie, die einst die reichsten Almosen spenden werden. Ihr Mägdlein, flechtet die Haare und schmücket eure Häupter und geht euren Verlobten entgegen! Achtet nicht darauf, daß sie gebräunt sind, weil sie die Sonne, da sie das Vieh hüteten, verbrannt hat! Verachtet nicht die Struppigen, über deren Häupter die Scheere noch nicht gegangen ist. Wartet eine kurze Zeit und sie werden sich schnell in andere Männer verwandeln und die ihr heute vielleicht nicht einmal ansehen mögt, werdet ihr zu seiner Zeit zu Männern sehnsuchtsvoll euch wünschen. Gedenket an den heiligen Joseph, der nach der Erniedrigung langer Knechtschaft die Tochter des angesehensten Priesters zur Ehe bekam. In den Augen des Herrn ist's ja leicht, den Armen geehrt zu machen.

Steht auf, ihr Fürsten, und erweiset euch huldvoll euern zukünftigen Kanzlern, Sekretären, Rentmeistern, Räten, Kämmerern, Drosten, Schenken und Verwaltern aller eurer Habe. Lasset euch das Geklapper der eisenbeschlagenen Schuhe nicht abschrecken, nicht die Einfalt der Rede euch zu Bedenklichkeiten verleiten.[3]). Gedenkt jenes Pförtners,

---

1) Esto legalis et probus, fidelis et constans, obsequiosus et voluntarius, diligens et alacer. Habeas facetum et mundas manus, sic poteris perambulare regiones universas. Deum time et dilectam matrem ejus venerare. Angelum tuum sanctum et apostolum ac omnes sanctos prae oculis habe etc.

2) Sic dimissus baculum viridem de indagine arripiens pergit.

3) Non vos stridor ille ferratorum calceamentorum deterreat, non eloquii simplicitas in dubitationem adducat.

der, als er einen solchen niedrigen Sendling in die Stadt eintreten sah, ihm respektvoll entgegenging, als sei ihm die göttliche Fügung bekannt, sein Käppchen lüftete, ihm die Hand reichte und sprach: „Seid willkommen, mein lieber Herr Bürgermeister"[1]). Da errötete der arme Westfale und fragte, warum er doch einen armen Schutzbefohlenen also verhöhne? „Ich verhöhne euch nicht, sprach der Pförtner, sondern verkünde nur, was einst geschehen wird."

Ich liebe die, welche auf ehrenvolle Weise ihre Sendung erfüllen und suche ihnen zu helfen. So habe ich z. B. einen großen, in hohen Ehren stehenden Prälaten mit kaum zehn Worten bewogen, einem strebsamen Jünglinge eine Präbende zu verleihen. Auch kenne ich jetzt noch viele, die mir und anderen sehr wert sind und bei denen ich mehr fürchte, eine Bitte vorzutragen, als damit kein Gehör zu finden.

In allen bewohnbaren Winkeln der Erde versuchen die Westfalen ihr Glück. So sah der hochgeborene Herr Ludolph von Steinfurt, als er nach Beendigung seiner Pilgerfahrt nach dem heiligen Lande heimkehrte, zu Venedig am Hause eines Bürgers ein Schild, darauf sein Wappen angebracht war und fand in ihm einen verwandten Westfalen. Beim Erzbischof Dietrich von Köln hörte ich von einem ehrwürdigen, aus Unna stammenden Pater folgendes erzählen. Es ist zum Erstaunen, sagte er, wie meine Landsleute in der Welt zerstreut sind und welche Schicksale sie haben. Ich bin in vielen Gegenden der Welt umhergekommen und habe sie fast überall getroffen. Über einen insbesonders war ich sehr erstaunt, den ich auf einer steilen Meeresklippe fand. Als wir nämlich durch jene lange Meeresenge schifften, die zwischen England, Norwegen und Sachsen sich ausdehnt, waren wir genötigt, uns hinter hohen Klippen zu bergen, weil der Wind uns entgegen war. Ich hatte nicht erwartet, dort einen Christenmenschen zu finden, als ich hörte, wie die Schiffer untereinander redeten und einer fragte: Wo sollen wir einkehren? Da hieß es denn: „Ei nun, bei dem Westfalen!" Wer ist denn das? fragte ich; das werdet ihr sehen, hieß es. Wir verließen das Schiff, stiegen hinan und kamen zu einer Hütte, deren Bewohner uns hocherfreut aufnahm und bewirtete. Ich bin euer Landsmann, geboren zu Borke im Bistum Münster, und halte hier eine Herberge für Schiffer.

Mir selbst aber begegnete folgendes. Einst im Auslande stand ich in der Nähe eines Kirchhofes und fand da zwei Westfalen. Einer war reich und baute sich dort ein köstliches Haus, der andere arm und begrub eben, seinem Dienste gemäß, einen Toten. Jener sprach von vielen Gulden, von kostbarem Tuche, Eingemachtem, Spezereien, Pelzwerk, von

1) Sitis bene ventus, mi dilecte domine burgimagister.

Kaufmannswaren und dergleichen, was der Welt behagt, dieser aber von den übelen Gerüchen, die er beim Öffnen der Gräber auszustehen habe. „Wo seid ihr her, Freund," fragte ich ihn. Verschämt lächelnd erwiderte er: „Ich bin aus Altena."

Im ganzen gilt auch von den Sendlingen das Wort, welches oft im Scherz gesagt ist: „Je gröber (ungehobelter) die Westfalen sind, desto edler sind sie."[1]) Das zeigt sich auch im Treiben dieser Sendlinge nach ihrer Landesart. (Vergl. Meine Beiträge a. a. O. S. 10.)

Es ist aber angenehm heimischer Bräuche zu gedenken, besonders solcher, die auf Höheres zielen.[2])

Das thun die Westfalen auch in der Fremde und kommen oft gegen Erwartung voran. Es wandert so ein Sendling in oben dargestellter Weise aus, kommt fern von der Heimat in eine Stadt, eine Burg, oder ein Dorf und bringt nichts mit als seine Dienstwilligkeit. Da begegnet ihm irgend jemand, gewahrt seinen Anzug, fragt, was für ein Landsmann er sei und ist ihm zu einem Unterkommen behilflich. Er kommt in das Haus eines reichen Mannes, gelobt Gehorsam, verspricht treulich zu arbeiten und versucht alles, was ihm befohlen wird, zu thun. Er rennt hierher und dorthin, mehr willig als brauchbar, so graziös wie lang,[3]) so ungeschickt, daß er kaum Wasser mit Händen zu tragen weiß. Alles Ungewohnte, was er sieht, benennt er auf sein Platt, allem giebt er einen sonderbaren Namen.[4])

In Ungeschicklichkeiten befangen, erheitert er das ganze Haus, die Nachbarn und die Gäste; jeder bewundert lachend jedes neue Ungeschick. Aber bald wendet sich das Blatt und der Töffel (grossiolus) wird des Hauses Liebling. Sein Kleid wird geändert, das lange Haar geschnitten und das Haupt rundum geschoren. Er legt allmählich sein bäuerisches Wesen ab und wird manierlicher.[5]) Er setzt seinen getreuen Dienst besonnen fort und verrichtet ihn willig, bis ihm, wie einst Joseph, alles übergeben wird und er das ihm anvertraute Haus verwaltet. Dies Vertrauen ist der erste Sieg, den der westfälische Sendling in der Welt erringt. Wie gar anders in anderen Ländern, in denen die Knaben gehörig unterrichtet und gar sorglich in die Fremde geschickt werden, Empfehlungs-

1) Westphalones, quanto sunt grossiores, tanto sunt nobiliores.

2) Jocundum est paternos mores recolere, et eos praecipue, qui in sublime tendunt.

3) Discurrit hinc inde, plus promptus quam utilis, ita gratiosus ut longus.

4) Omnia quae insolita videt, suo vulgari nominat, cunctis peregrinum vocabulum imponit.

5) paulatim rusticitate abjecta civilibus ornat moribus vitam.

briefe und Fürsprache der Freunde mitbekommen und dennoch selten eine Stellung wie die jener Töffel erreichen.[1])

So ging es z. B. dem Schwestersohn der Frau meines leiblichen Bruders, dessen Eltern durch einen inneren Krieg im Bistum Münster vor 20 Jahren in Armut geraten waren und deshalb den Sohn in die Fremde schickten. Er war ein hübscher und gewandter Jüngling, ausgezeichnet durch Keuschheit und Redlichkeit.[2])

Zuerst trat er in den Dienst eines braven, aber unbemittelten Herrn und zeigte sich treu, so daß mehrere hohe Prälaten um die Wette ihn in ihre Dienste zu ziehen suchten. Zuletzt brachte ich ihn bei einem Prälaten unter, wo er hoch stieg. Als dieser einmal zu mir kam und ich über den Krieg in meiner Heimat klagte, entgegnete er: „Mir hat der Krieg Nutzen gebracht; glücklicher möchte ich mich nicht wünschen." Bereits war nämlich zwischen ihm und seinem Herrn kein Unterschied mehr, als der Titel Prälat. Sie hatten sich beide so lieb, daß ihnen alles gemeinschaftlich war. Doch raffte der Tod ihn bald hin. Sein Herr war bis in die Seele betrübt und erklärte laut, daß ihm der Tod aller seiner Brüder nicht so nahe gehen würde. Bereits hatte er eine Pfarrstelle erhalten. Der treue Priester hatte seinen etwas in Schulden geratenen Herrn zu seinem Erben eingesetzt, indem er Treue mit Treue überbot.[3])

Neben der Treue ist die vielfache Ausdauer der westfälischen Sendlinge zu loben.

Ein Beispiel von solcher Ausdauer sah ich in einem gewissen Kanonikus einer Domkirche, der in seiner Jugendzeit bis zum männlichen Alter die niedrigsten Dienste verrichtete, später aber köstlich und geehrt lebte mit aller Nüchternheit und Ehrbarkeit. Ich war einmal bei ihm zu Tische und da sagte er: „Mein Lieber, nicht durch meine Herkunft habe ich es so weit gebracht, noch durch eigene Weisheit, sondern unser lieber Herrgott hat für mich gesorgt, daß ich an dieser hohen Kirche Kanonikus bin!" Er konnte jetzt aus Gold trinken und trug pelzbesetzte Kleider, hatte Umgang mit Herzögen und Grafen und dachte dennoch gern seiner einstigen Niedrigkeit. Obwohl die Kurfürsten des Reiches den Hut vor ihm abnahmen, blieb er selbst, ein einsichtsvoller Mann, befangen bei Ehrenbezeigungen, schüchtern bei erwiesenen Diensten und wollte lieber ehren als geehrt sein, lieber dienen als bedient werden, und so kam es, daß er, jemehr er an Jahren zunahm, desto

1) et tamen ad mensuram grossiolorum istorum raro pertingunt.

2) Adolescens pulcher et facetus castitate et probitate conspicuus.

3) fidem fide superponens.

ehrwürdiger und beliebter wurde.[1]) Mögen unsere pflastertretenden Jünkerlein hieran sich spiegeln, die ein reiches Erbe verschleudern, die erst Biskuittorten verspeisen und später kaum ungebeuteltes Schwarzbrot finden; mögen sie herantreten und mit diesem Manne sich vergleichen. Aus niedriger Hütte stammend, hat er in der Welt so gelebt, daß er, von allen geehrt und ohne Vorwurf emporstieg und die Ehre des Gotteshauses nicht nur durch Kleinodien beförderte, sondern auch neue Bauten errichtete. Ihr dagegen sinket mit jedem Tage tiefer vom Schlechten ins Schlechtere, und wenn ihr einmal abscheidet aus diesem Leben, hinterlaßt ihr der Nachwelt nichts als Gestank.

Auch diejenigen, welche eine Kunst erlernen wollen, zeigen eine große Ausdauer. Da sieht man einen zum Silberarbeiter gehen, um die plumpen Hände, welche mehr zum Umhacken des Rasens taugen, an glänzende Metalle und funkelnde Edelsteine zu legen. Was soll das? sagt vielleicht jemand. Wieviel verkehrte Schläge donnert unser Neuling auf die geduldigen Metalle; wieviel Linien zieht er schief, wieviel Edelsteine beurteilt er falsch! Wie er thut, so geschieht ihm. Er klopft und wird geklopft, er zieht und wird gezogen, er beurteilt und wird beurteilt, ja hart mitgenommen. Des Meisters Faust fliegt ihm auf den Rücken, die flache Hand auf seine Backen; seine Finger zwicken die Ohrläppchen, zerraufen ihm das Haar. Sein Mund füllt sich mit Schelten und schwillt an von Schimpfworten: Geh heim, heißt es, du dummes Vieh, du trauriger Esel und hüte die Schweine! O du westfälische Kröte, was brauchst du hierher zu kommen? Du bist ja gröber wie Bohnenstroh![2]) Wie lange soll ich mich mit dir quälen?

Trotz alledem hält der noch Unbeholfene und Ungeschickte unerschütterlich und unerschrocken aus. Die Nächte bringt er schlaflos hin, als wisse er, daß unverdrossene Arbeit alles überwindet. Manche der Art sahen wir, die vorangekommen und so reich geworden sind, daß sie mit einem Gefolge von Dienern zur Kirche gingen, wie es bei Baronen Sitte ist.

Ihr Kleid war vom feinsten Tuch mit vielfarbigem Pelzwerk besetzt, ein Rosenkranz von indischen Steinen funkelte in ihren Händen. Ich lobe nicht die große Pracht, sondern beachte nur das Mysterium

---

1) Sed ipse vir intelligens, ad honorem verecundus, ad servitia sibi exhibita pavidus, maluit honorare, quam honorari, servire quam serviri, ex quo accidit, ut quo annosior fieret, eo venerabilior et gratior efficeretur.

2) Revertere, inquit tu miserabilis bestia, tu obtristate asine, ad porcos pascendos. O tu bufonice Westphale, quid huc venire voluisti, qui grossior es quam fabarum stramen!

der Ausdauer. Ihr gebührt ein nicht geringes Lob, denn wie Seneka sagt, Worte zu verschlucken zeugt von der Kraft eines männlichen Muts.[1]) Rühmlicher aber als glänzen ist es, die Weise einzuhalten, die man bei seinen Eltern gesehen hat.[2])

Doch geht es nicht allen unseren Sendlingen so gut, daß sie zu höherem Stande sich emporschwingen, sondern manche suchen ihr Brot mit Schweiß. Einen solchen habe ich zu Deventer gefunden, der mit den Händen Mühlsteine bewegte und Gerste schälte, um den Nachbarn Graupen zu bereiten, was ihm zum großen Lobe angerechnet wurde, weil er seine dürftige fern wohnende Mutter mit dem unterhielt, was er sich am Munde absparen konnte.

Ein anderer, der vor der Schärfe des Schwertes geflohen war, kam in die Stadt Metz.[3]) Hier wurde er Lohndiener. Sein Dienst bestand in folgendem: Der Herr trug dem einfältigen und gutmütigen Menschen mancherlei auf und er richtete alles aus und that sogar noch mehr und zwar besser als es ihm aufgegeben war. Da wurde er zu Tisch gerufen und ihm Wein und Weißbrot zu den gewöhnlichen Speisen vorgesetzt. Er hatte nicht das Herz zuzugreifen und fragte, ob das Ernst sei, oder ob man Spaß mit ihm treibe? Von der Familie aufgemuntert, ließ er's sich mit den anderen schmecken und sagte, er habe noch nie solches Traktament gehabt. Der Abend kam, er wurde nochmals bewirtet und mußte dann die Hand aufhalten, um seinen Tagelohn zu empfangen. Wer da das Gesicht des Dieners gesehen hätte, würde herzliche Freude daran gehabt haben. Er staunte, daß man ihm zu dem Wein und Essen noch Geld gab. Und wie ging es erst in der Nacht? Der Hausherr konnte kein Auge zuthun vor Besorgnis, daß ein anderer ihm seinen Töffel wegfischen möchte.[4]) Dieser seinerseits fürchtete, die Stelle möchte einem anderen übertragen werden. Beide sehnten den Tag herbei. Nachdem sie sich dann beide an einander gewöhnt hatten, hieß es: Hans, willst Du wieder in Deine Heimat zurück?[5]) Und jener: Meiner Treu, ich nicht! Dort müßte ich als Eigenhöriger dienen, Schimpfworte hören, Schwarzbrot essen und Grützbrühe trinken.[6]) Nein ich will lieber hier bleiben.

---

1) Virilis animi robur est scire verba devorare.

2) Magis placet, incedere videlicet ea forma, quam a parentibus didicerunt.

3) in Metim civitatem pervenit.

4) Manet dominus absque somno, timens ne alter grossiolum praeripiat.

5) Hannike, visne redire in provinciam tuam?

6) comedere panem nigrum et ptisanam bibere.

Wahrlich, mein Volk, du verdienst die Achtung der ganzen Welt, da du deine Söhne so zu erziehen verstehst, daß sie für alle Länder brauchbar sind. O herrliche Tugend der Ausdauer, die du die Menschen lehrest Gott auch für das Kleinste Dank zu sagen.

Schuldner sind wir alle, besonders Gottes, der Eltern und des Vaterlandes, denn ihnen verdanken wir unser Dasein, unsere Erziehung und Erhaltung. Schuldner sind wir auch der Freunde und Wohlthäter, ohne die wohl niemand auf Erden leben möchte. Wie nun Westfalen an den Wohlthaten aller Länder teil hat, also daß es sie ehren und lieben muß, so auch umgekehrt. Entsendet doch Westfalen seine Söhne von jeher in die Welt und zwar nicht, wie andere Nationen, um wieder heimzukehren, sondern um zu bleiben und sich aller Orten zu verheiraten, so daß nicht leicht ein nachdenkender Mensch zu versichern wagen möchte, daß er von seinen Vorfahren keinen Tropfen westfälischen Bluts in den Adern habe, nachdem Westfalen seit tausend Jahren und länger in alle Teile der Welt auswanderten. Es ergiebt sich also, daß alle ein so edles Land ehren und gewissermaßen als Urheimat, oder doch wenigstens als ein ihren Vorfahren verwandtes lieben. Ebenso folgt daraus, daß alle, die auf westfälischem Boden geboren sind, alle anderen Länder ehren und lieben, weil sie ihre Sendlinge so freundlich aufnehmen und befördern.

O du beglücktes ruhmreiches Köln, wieviele zerlumpte, seufzende und weinende Westfalen hast du aufgenommen und sie wohlwollend gefördert, bis du sie, in Seide gekleidet, zu Ratsherren und Gaffelmeistern der Gilden machtest! Wie betreten ist der Weg zwischen dir und dem Sauerlande (Surlandia), dessen Bewohner du, gleich wie der Magnet das Eisen, an dich ziehst!

Gesegnet sei das Volk des Gelderlandes, Cleves, Jülichs, Brabants, Flanderns, Seelands, Hollands, Utrechts, Frieslands, Hessens und aller Nationen weit und breit. Wie wohl ist unsern Pilgrimen bei euch, die, wenn sie euer Brot gekostet haben, an Rückkehr nicht mehr denken.

Herrliches Sachsen, du unsere Stammmutter und Herrin[1]), es gehe dir immerfort gut zu Land und zur See, da du unsere Sendlinge dir selbst gleichstellest und heute noch in der Reichsstadt Lübeck den Oheim meines Schwagers in Gold kleidest und mit bleibender Bürgermeisterwürde ehrest.

Dänemark und Schweden, Norwegen und Rußland, Frankreich und England und alle überseeischen Länder mögen Segen empfangen vom Herrn, weil sie unsere armen Auswanderer reich zu machen pflegen.

---

1) mater nostra et domina.

Von dem Volke in Westfalen selbst darf kühn behauptet werden, daß es im allgemeinen echt fromm ist, besonders im Fasten, im Anhören des göttlichen Worts, im Kirchenbesuch, Almosengeben, Beherbergung von Fremden und anderen Werken christlicher Liebe. Einfalt und Redlichkeit zeigt der größte Teil des Volks und ist gewohnt, vielerlei Gewaltthat zu ertragen.[1]) Auch empfinde ich innige Freude, so oft ich jener gepriesenen Edelherrn gedenke, welche Demut, Treue, Bescheidenheit, Leutseligkeit und Gnade dem Nächsten zu teil werden lassen, und zumal ihren Untergebenen. Ich kannte einen dieses Standes, der, was doch schwer ist, fast die Andacht vollkommener Mönche besaß. Wo er auch immer sein mochte, sprach er, wie von Furcht vor Gott gebannt, still vor sich hin: „Die zehn Gebote Gottes! Die zehn Gebote Gottes!"

Ein anderer, welcher oft im Dienst einer Stadt ausritt, um Ständeversammlungen beizuwohnen, sagte, als er ersucht wurde, die üblichen Tagegelder[2]) in Empfang zu nehmen: „Das sei ferne von mir, liebe Kinder! Ich habe Vermögen genug und diene Euch gern ohne Entgelt, damit die arme Gemeinde nicht belastet werde.[3]) Ich weiß ja, wie schwer es manchem fällt, sein Brot zu verdienen."

Auch kannte ich einen gewissen Hogreven[4]), einen Mann von höchster Redlichkeit, der in den unliebsamsten Geschäften immer durch Ehrenhaftigkeit den Neid besiegte; einen Mann, der Samuel gleich war in der Art, das Volk zu regieren. Und derer sind viele. Schade freilich, daß einige von dem Wege ihrer Väter abirren.[5])

Vor allem ist es das Bistum Münster, in welchem ich geboren bin, das für volkreicher, größer, wohlhabender, mächtiger, ruhmreicher als alle anderen in Westfalen gilt, und ich habe noch in keinem Lande, wo ich gewesen bin, eine so wohlgeordnete Kirche gefunden, sei es an Gebäuden, an Einkünften, Ornamenten, Kirchengeräten, sei es an Verwaltung. Nach der ersten Stiftung sind die dortigen Domherren adliger Herkunft und besitzen das Recht, den Fürstbischof zu wählen. Unter ihnen habe ich fromme und demütige Männer gekannt.

Der auf diese Weise gewählte Fürst hat Grafen, Barone, edle Junker und sehr viele Hofdiener zur Verteidigung des Landes und zur Behandlung und Entscheidung von Rechtssachen unter sich, für geistliche

---

1) Simplicitati et probitati maxima pars plebis intenta est et ad multas violentias sustinendas assueta.

2) stipendia ex more.

3) Ego abundo et libenter vobis gratis servio, ne paupercula communitas gravetur.

4) Comitem altum quendam scivi.

5) Sed utinam quidam non aberrarent a vestigiis patrum!

Angelegenheiten Prälaten in aller Fülle. Was die zeitlichen Güter anlangt, so hat derselbe von jeher 12 Oberhofbesitzer mit ihren besonderen Höfen im Umkreise des Stifts und der Stadt Münster, nebst 48 ihnen zugeordneten Schulten, die mit jenen zusammen 60 Verwalter des bischöflichen Vermögens ausmachen, nach dem Muster des Königs Salomo in Israel, welche dem Fürsten jeden Tag, ein jeder in seinem Monate, die Nahrungsbedürfnisse zu liefern haben.

Alle hohen Edelherren in Westfalen sollten das Vermächtnis ihrer Väter halten und nicht davonweichen nach dem Spruche des Weisen: Verrücke nicht die alten Grenzen, die deine Väter gemacht haben. Schon sind euch die Meier zum größten Teil untergeben, schon ist die geistliche, schon die weltliche Gewalt in euren Händen. Wenn ihr an diesen Vermächtnissen etwas ändert, werdet ihr niemand mehr schaden als euch selbst. Was kümmern sich heutzutage die Bauern darum, ob euch oder andern die Abgaben geliefert werden? Seid auf eurer Hut! Nach dem, was ihr habt, trachten andere begierig. Sicher werdet ihr sein, wenn ihr in gewohnter Sitte[1]) mit euren Untergebenen leben werdet. Alles Ungewöhnliche haltet für verderblich. Welch große Übel hat schon die Einführung von Neuerungen zur Folge gehabt! Leichter bleibt man beim Hergebrachten bestehen und es ist sehr ungewiß, ob das Neue von solcher Kraft sein werde.[2]) Das hat ja schon Moses einst den Kindern Israel gesagt, daß sie auf nichts mehr achten sollten als zu bleiben in der Väter Sitte und Gesetz.

Erwäget, ob eure Vorväter von dem heiligen Fürsten darum dorthin gesetzt worden sind, daß sie Räuberei treiben und ihre bereits verarmten Standesgenossen ganz und gar wie einen Bissen Brot verschlucken sollten; ob sie armer Leute Rechtssachen liegen ließen, bis ihnen etwas in die Hand gesteckt würde; ob sie sich Saufereien, Fluchen, Umtrieben, Mord, Wucher, Hurerei u. dergl. zu Schulden kommen ließen; so möchte ich schwören, daß der heilige König (Karl der Große), wenn er einen solchen in seinem Komitate gefunden hätte, ihn entweder mit eigener Hand niedergehauen, oder gleich dem Ganelon zur Strafe des Zerreißens durch vier Pferde verurteilt haben würde. Schon müßt ihr Edelherren klagen: Fremde besitzen unser Erbe und wir mit unsern Wappen sinken immer tiefer; schon bekommt ein Bauer mehr geliefert als zehn von uns, oder thut Kapitalien aus, und unsre Rechte werden zu Spott und Hohn. Schuld an alledem ist unsre Nachlässigkeit, weil wir einander nicht lieben und unsre

1) consueto more.

2) O, quanta mala novorum introductio crebro peperit! Facilius in solitis perseveramus, et incertum est de futuris, an unquam tale robur habebunt.

Fehler bessern. Schließen wir also einen Bund untereinander und helfen wir unseren armen Freunden um Gottes willen, damit sie nicht ihre geringen Besitzungen zu veräußern genötigt werden. Dann wollen wir auch andere, die adliges Blut in den Adern haben, für unser Streben zu gewinnen suchen, daß auch sie helfen und zur Herstellung adliger Zucht die Hand reichen. Wenn zehn, zwanzig oder mehr in dieser Weise einig geworden sind, und sich in kirchlichem Sinne verständigt haben und den geraden Weg des Rechts wandeln, keinen unterdrücken, keinen an seinem Rechte kränken, so ist nicht zu zweifeln, daß sie alsbald bei Gott und Menschen Gnade finden und in allem Glück haben werden, was die Ehre des Standes betrifft.

Auch ist es von Nutzen irgend einen Ort zu wählen, wo ihr Edelherrn jährlich wenigstens einmal zusammenkommt, um das, was der Sache förderlich sein kann, zu beraten. Auch Renten und Beiträge könnten dort nach und nach für gemeinsame Bedürfnisse aufbewahrt werden, aber jeglicher Pomp, Ausgelassenheit, Aufzüge, Spiele, Teilnahme der Frauen und andere Lächerlichkeiten der Leichtfertigkeit sind dabei zu vermeiden, damit nicht die zweckmäßige Anordnung in Üppigkeit oder Thorheit ausarte.

Wenn ihr dann herzhaft Zucht und Sitte haltet, keinen, der nicht gut beleumdet ist, in euere Gemeinschaft aufnehmt, dann werden die Fürsten und das ganze Vaterland auf euch schauen und ohne euern Rat nichts zu beschließen wagen.

So sollen die Edelherren bestrebt sein, ihre alten Ehren und Rechte zu bewahren. Die Maier aber auf ihren Höfen, von deren Fleisch und Blut ich bin, ermahne ich, die Dankbarkeit und die Eintracht mit den Adligen und Fürsten zu bewahren. Ich weiß, zu wem ich rede; denn ihr könnt euch mit Fug und Recht nicht über Veränderung eurer Lage beklagen. Seid ihr ja durch die Bekehrung zum christlichen Glauben viel edler geworden, als vor Zeiten eure dem Götzendienste ergebenen Väter waren. Ihr seid, um mit dem Apostel Petrus zu reden, ein auserlesenes Geschlecht, ein heiliges Volk, ein Volk des Eigentums, ein königliches Priestertum.

Vergleicht, meine Lieben, euer sicheres Leben mit den Stürmen dieser Zeit und mit den unruhigen Geschäften der Edelherren und Fürsten, welche euch mit Fleiß verteidigen, und seid diesen dankbar. Achtet auf die Mahnungen des Apostels Paulus und zahlet ihnen bereitwillig die gewohnten Abgaben und erweiset ihnen Ehre. Ihr bleibet ruhig von der Wiege bis zum Greisenalter, leitet eure Familie mit geringer und nicht freudenloser Mühe und gehet dann, wenn ihr wollt, mit heiliger Muße dem Tode zu. Jene aber sind nie, auch nicht einmal ein Jahr lang, von den großen Gefahren frei. Welchen Schaden würden die

Feinde euch zufügen, wenn ihr euch nicht auf ihren Schutz verlassen könntet. Mit welchen Sorgen und Gefahren quälen sie sich ab! Wenn sie in den Kriegen in Gefangenschaft geraten und dann ihre Wunden überstehen, so werden sie im Kerker hart gehalten, bis sie ganz zusammenschrumpfen, oder sie sitzen in rasselnden Ketten und verpestetem Verließ. Das erkannte vor Zeiten mit feinem Sinn jener König, von dem man erzählt, daß er die ihm dargebotene königliche Binde, bevor er sie sich auf sein Haupt setzte, lange nachdenklich betrachtete und dann sagte: O Lappen, welcher mehr Ehre als Glück bringt! Wer dich gründlich kennt und weiß, mit wie viel Sorgen und Gefahren du angefüllt bist, der würde dich nicht vom Boden aufnehmen. Und als die Freunde des Diocletian zu ihm kamen und ihn baten, die niedergelegte Herrschaft wieder zu übernehmen, antwortete er: O, könntet ihr doch den von unseren Händen gezogenen Kohl sehen, ihr würdet mir dann nimmer ein solches Wagestück raten.

Also seid auch ihr klug und hütet euch vor öffentlichen Ämtern, welche euch nichts angehen, denn sehr schwierig ist es, in denselben Ruf und Vermögen mit gutem Gewissen zu bewahren.

Zuletzt gilt meine Ermahnung allen Westfalen insgemein, denen ich mich leider nicht so nützlich erweisen kann, wie ich möchte. Jedoch biete ich gern das Kostbarste, was ich habe, daß ich nämlich für dieselben zu dem Vater der Erbarmung alle Tage bete, oder zuweilen eine Messe lese, oder etwas Ähnliches darbringe für ihren ungefährdeten Übergang in jene Ruhe, in welcher wir uns mit Gottes Gnade in aller Ewigkeit sehen wollen.

Zudem sende ich diese Ermahnung in mein Vaterland und in die Welt mit der inständigen Bitte, daß ihr, edle Männer und Frauen, an mich Sünder denket. Ich mahne euch, laßt uns doch bestrebt sein, den von unseren Voreltern, von alten Zeiten bis auf den heutigen Tag uns überkommenen guten Ruf in Gottesfurcht und Einfalt des Herzens auf die Nachkommen fortzupflanzen.[1])

Nicht die kleinsten Gaben hat uns wahrlich der Allerhöchste zufließen lassen, da er uns zu seinem wunderbaren Lichte berufen und unsern Namen durch alle Teile der Erde verbreitet hat. Oder sagt an, wo findet ihr einen Kirchhof, auf welchem nicht geweihte westfälische Gebeine ruhen?[2])

Laßt uns unsern Beruf durch gute Werke adeln, um Gott und Menschen zu gefallen. Das gilt allen, zumal aber denen, welche größere

1) Hortor, ut legalem famam a parentibus ab olim usque in praesens ad nos transmissam in timore dei et simplicitate cordis ad posteros propagare studeamus.

2) Ubi quaeso reperietis cimeterium aliquod sacrorum Westphalicorum cinerum expers? Wie viele Westfalen z. B. in Meklenburg ruhen, darüber vergl. meine Beiträge zur Geschichte des Redentiner Osterspiels S. 6 flg.

Gaben empfangen haben. Ihr Prälaten also und ihr andern ansehnlichen Männer, die ihr aus nichts so hoch gestiegen seid, bewahrt die alte Bescheidenheit, Demut, Sanftmut!

Seid freigebig gegen Arme, umgänglich gegen Untergebene, liebreich gegen alle. Wollet nicht mit finstern Blicken den Nächsten über die Schulter ansehen und ihn schmähen, während ihr Schritt um Schritt mächtig den Boden stampft. Kommet vielmehr mit freundlichem Auftreten, freundlicher Ansprache, achtungsvollem Begegnen euern Mitbrüdern zuvor!

Und was erhebst du dich über deinen Knecht? Warte nur ein wenig; alsbald kommt der Tod und macht euch alle gleich.[1])

Das ist jedoch nicht so gemeint, als ob ein Familienvater den Übermut seiner Knechtlein[2]) nie züchtigen, oder die Vergehen der Nachbarn nicht tadeln sollte; aber die tierische Wildheit, die auf die Vernunft nicht hört, soll er vollständig aus seinem Herzen verbannen. Sanfter Ernst und milde Strenge sind passende Mittel zum Regieren.

Aber anzuhalten braucht man euch zumeist zu dieser Hochsinnigkeit nicht, da sie in hinreichendem Maße von unserer Eigenart dargeboten wird, die von drei wilden Völkern stammt, von Goten, Sachsen und Franken. Denn mit diesen Völkern soll unsere Nation stammverwandt sein.

Gleichsam in natürlicher Vereinigung haben wir von den Goten das Anmaßliche, von den Sachsen das Heftige, von den Franken das Strebsame erhalten; jedoch werden alle diese Eigenschaften von der bittern Not gemäßigt.

Nun aber, ihr ehrenwerte Sendboten, bedenket was ihr waret, erwäget was ihr seid und beherziget was ihr alsbald sein werdet. O Unheil! Wie viele haben wir gesehen, die vom Hirtenstabe zum Wohlleben gelangten und sich alsbald aufblähten, aber durch des Herrn gerechtes Gericht auch bald in die frühere Armut zurückstürzten. Euch aber mache Geistesreife ehrwürdig, Güte liebenswürdig, Demut nachahmungswürdig, Kinder und Gesinde erziehet so, wie ihr zu sein und jene zu haben wünschet. Um die Untergebenen bemüht euch fleißig und erwägt mit gewandtem Geiste, was ihnen fromme. Unablässig denkt daran, daß dies flüchtige Leben bald zu Ende geht und gebt Euch Mühe zu erfüllen, was dem Herrn wohlgefällt, worin er selbst euch helfen wird, der in vollkommener Dreifaltigkeit lebt und regieret, gebenedeiet von Ewigkeit zu Ewigkeit. Amen.

---

1) Ein Herr ließ seinen Knecht, der 56 Jahre bei ihm gedient hatte, in seinem Familienbegräbnisse beisetzen, und auf dem Steine steht eine Heugabel, ein Rechen und ein Schiebkarren und dazu die Grabschrift: „Da liegt der Herr bei seinem Knecht und so ist's recht.“ A. 1650.

2) petulantiam servulorum.

# Zur neuesten Nibelungen-Litteratur.

Von **Karl Landmann** zu Darmstadt.

## II.[1])

Unter den Programmabhandlungen des Jahres 1892 sind es im ganzen zwei, die sich mit den Nibelungen beschäftigen. In Nr. 103[2]) giebt der Verfasser nach einer kurzen Einleitung über die Pflege des Mittelhochdeutschen an unseren höheren Schulen, wobei er auf die in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsätze von Münch (I, 5) und Sahr (IV, 6) hinweist, eine recht ansprechende Übersicht über den Inhalt des Liedes, in der er nicht versäumt, die für den Unterricht notwendigen Belehrungen über epische Ökonomie, über die bis zum Höhepunkt aufsteigende und bis zur Katastrophe fallende Handlung, über Episoden und retardierende Momente, über die Charakteristik der Personen u. dgl. zu erteilen und zugleich auch die Punkte herauszuheben, an denen von den Schülern zu gebende Referate sich über das Kulturleben des Mittelalters zu verbreiten haben werden. Er schließt sich bei diesen Ausführungen an die Schulausgabe von Legerlotz an, der er auch die Aventiuren-Einteilung entnimmt. Um das Verständnis des achten Abenteuers „Wie Gunther um Brunhild warb" zu vermitteln, wirft er (S. 10) einen kurzen Blick auf „die älteste Gestalt der Nibelungensage, wie sie in der Edda erhalten ist": leider viel zu kurz, als daß jener Zweck damit erreicht werden könnte, ganz abgesehen von der bedenklichen Verschiebung des Gestaltentausches am Ende des Absatzes. — Indem ich diese Bemerkung an eine aus dem Zusammenhang herausgenommene Stelle anknüpfe, kann ich nicht umhin, meine in einem Hauptpunkte abweichende Ansicht über die ganze Arbeit etwas ausführlicher darzulegen. Es ist gewiß nichts dagegen zu sagen, daß Keller das sechste und siebente Abenteuer, die Darstellung des Sachsenkrieges und des darauffolgenden Hoffestes, mit Scherer (Geschichte der Deutschen Litteratur) „recht banal" nennt — bei Scherer bezieht sich dieser Ausdruck übrigens nur auf das zweite Lachmannsche Lied — und in der Erzählung von der Jagd im Odenwald „das höchste Vermögen des deutschen Volksgesanges" niedergelegt findet. Auch die weiterhin aus Scherer angeführten Stellen sollen an und für sich nicht beanstandet werden. Aber es ist ein schriller Mißklang, in dem das Lob des Liedes austönt, wenn die

1) Vgl. S. 368—374 des vorigen Jahrgangs dieser Zeitschrift.

2) Die Behandlung des Nibelungenliedes im Unterricht der höheren Schulen. Von Dr. Hermann Keller. Charlottenburg 1892. 24 S. 4°.

Abhandlung mit den Worten schließt, die Scherer an das Ende des betreffenden Abschnittes stellt. Im Buche finden wir das ganz an seinem Platze; wer aber in einer Einzelabhandlung über die ethische und ästhetische Bedeutung des Nibelungenliedes schreibt, für den gilt es, denke ich, Stellung zu nehmen zu der großen Frage, in die unsere nationale Heldensage mit der zweiten Hälfte dieses Jahrhunderts eingetreten ist, sei es nun, daß er mit Hebbels Dietrich von Bern „im Namen dessen, der am Kreuz erblich", an sie herantritt, sei es, daß er sie mit Jordans Hildebrand „am Brunnen der Urd bei der brausenden Esche" zu lösen sucht, sei es, daß er mit Richard Wagner das Vermächtnis der Walküre auf seine Fahne schreibt. Die völlige Umgestaltung des überlieferten Nibelungenstoffes, namentlich durch das Wagnersche Tondrama, ist nun einmal so tief in das deutsche Volksbewußtsein eingedrungen, daß die studierende Jugend ein Recht hat, zu fragen, wie sich die Schule als berufene Bewahrerin des ererbten Besitzes zu der unter der Präge der Neuzeit empfangenen Form verhält. Eine „Shakespearesche Tragödie", das wußte Scherer recht wohl, ist erst möglich geworden, nachdem eine neue Welt der Erscheinungen auch eine neue Welt des Gedankens geschaffen hatte. Wenn aber das neunzehnte Jahrhundert seine Entdeckungen in der Erscheinungswelt vorzugsweise nach innen verlegte und auf diesem Wege eine immer tiefere Verbindung mit der Geisteswelt erstrebt, so ist es nur ganz folgerichtig und mit hoher Freude zu begrüßen, daß sich dieser Entdeckungseifer auch auf die nationale Sage richtete und hier, immer weiter in die Tiefe vordringend, nach der wissenschaftlichen wie nach der künstlerischen Seite hin Schätze zu Tage förderte, an denen vorüberzugehen eine gänzliche Verkennung des fortschreitenden Geistes der Zeit bedeuten würde. Nach dieser Seite hin aber hätte der Verfasser besser gethan, sich mehr an die in der „benutzten Litteratur" zuletzt genannte Programmarbeit von W. Stocker (Karlsruhe 1887) als an die an erster Stelle stehende Litteraturgeschichte von Vilmar anzuschließen. Es soll damit keineswegs das Verdienst bestritten werden, das sich Vilmar um die deutsche Litteratur und insbesondere auch um das Bekanntwerden des Nibelungenliedes erworben hat; heute aber ist er, selbst mit Scherer verbrämt, als überwundener Standpunkt in der Geschichte des geistigen Lebens unserer Nation zu bezeichnen, und dies gilt namentlich auch von seiner Darstellung des Nibelungenliedes.

Auf rein wissenschaftlichem Gebiete bewegt sich die Abhandlung Nr. 116.[1]) Die Reise Rüdigers von Etzels Hof an den Rhein, die Rück-

1) Der Weg der Nibelungen. Von Dr. Hermann Neufert, ord. Lehrer. Charlottenburg 1892. 32 S. 4° (merkwürdigerweise in derselben Offizin gedruckt wie Nr. 103).

reise des Markgrafen in Gesellschaft der königlichen Braut, die Reise der beiden hunnischen Spielleute an den Hof der Burgunden und ihr Rückweg, endlich und vor allem die letzte Fahrt, „der verhängnisvolle Ritt der stolzen Nibelungen zu Etzels festlichem Hofe": das ist es, was Neufert unter dem nicht besonders glücklich gewählten Titel „Der Weg der Nibelungen" — Schreiber dieses hatte an eine geschichtliche Darlegung des Ganges gedacht, den die Nibelungen, etwa seit 1757, durch die deutsche Litteratur gemacht haben — unter Beibringung eines weitschichtigen wissenschaftlichen Materials und, wie mir scheint, in seiner Polemik gegen Zarncke mit bestem Erfolge zur Darstellung bringt. Wer aber nicht Lust hat, sich durch die hier geführten geographischen und chronologischen Untersuchungen hindurch zu arbeiten, dem empfehlen wir, die nähere Prüfung der Abhandlung mit S. 25 zu beginnen. Und wir sind überzeugt, daß die Ausführungen über den Bischof Pilgrim von Passau, über Meister Konrad, den mutmaßlichen Dichter einer Nibelungias, über die Zeitbestimmung dieser selbst, über die Einfügung der Markgrafen Gere und Eckewart, insbesondere aber über den Markgrafen Rüdiger von Bechelaren den Leser zur Umkehr und zu näherer Bekanntschaft mit dem Verfasser veranlassen werden. Jedenfalls gilt auch für diese Arbeit, was der bekannte Nibelungenforscher Max Rieger am Schlusse einer ebenfalls sehr gelehrten, leider aber in einer lokalen Publikation (Quartalblätter des historischen Vereins für das Großherzogtum Hessen, 1881) versteckten Abhandlung über „Die Nibelungensage in ihren Beziehungen zum Rheinland" sagt: „Diesen Lokalbeziehungen nachzugehen, könnte wohl die Wirkung haben, daß mancher das jetzt so nüchterne Heimatland von einem Abendrot versunkener Poesie beleuchtet erblickte und es dadurch inniger ans Herz schlösse, als es in der Ära des Weltverkehrs und der einseitigen Verstandesbildung zu geschehen pflegt, und darum sei (dieser Schluß scheint auf die zeitgenössischen Nibelungendichter gemünzt zu sein) dieses Geschäft auch denen nicht verdacht, die es mit mehr Phantasie als Methode betreiben."

Wiederum der Nibelungendichtung, nun aber in ihrer Ausdehnung bis in die Gegenwart herein, wenden wir uns mit der Besprechung einer kleinen Schrift zu, die auch als eine Art Programm bezeichnet werden kann und die gerade als verwandtes Erzeugnis eine besondere Bedeutung für uns hat.[1]) Wenn in der vorhin besprochenen Abhandlung die Fülle der Fußnoten (136 auf 32 Seiten) den Genuß der Lektüre

1) Die Nibelungen im modernen Drama. Eine Antrittsvorlesung (gehalten den 5. Nov. 1892 am eidgen. Polytechnikum in Zürich) von Carl Weitbrecht. Zürich, Druck und Verlag von F. Schultheß, 1892. 37 S. 8°. (Der Verfasser ist inzwischen nach Stuttgart übergesiedelt.)

zu beeinträchtigen drohte, so hat uns Weitbrecht, dem Charakter der Vorlesung entsprechend, so sehr damit verschont, daß er nicht einmal seine Vorgänger auf diesem Gebiete nennt. Könnten wir das als einen Mangel an der Schrift bezeichnen, so ist dagegen rühmend hervorzuheben, daß der Verfasser seine ganze Auseinandersetzung an einen Aufsatz anschließt, der schon vor den epochemachenden Nibelungendichtungen der Neuzeit geschrieben wurde, aber in all jenen Erläuterungsschriften keine Beachtung gefunden hatte: an Fr. Th. Vischers „Vorschlag zu einer Oper" (Kritische Gänge, Bd. II S. 399—436). Und wir können wohl sagen, daß der berühmte Kritiker und Ästhetiker vor allen ein Recht hatte, in dieser Frage gehört zu werden. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über das Stoffgebiet des modernen Dramas geht Weitbrecht alsbald auf den Nibelungenstoff ein: den im Liede niedergelegten, den er als historischen Einschlag in ein älteres Sagengewebe bezeichnet, aus dem die einzelnen Fäden als Heldensage und Göttermythus hindurchschimmern, während in der älteren Gestaltung — dies nicht von der Zeit der Überlieferung, sondern von dem Stoffe gesagt — die mythisch-heroische Grundlage unmittelbar in die Erscheinung tritt und die historischen Zuthaten sich leicht als solche zu erkennen geben. Hiernach bestimmt sich denn auch die Frage über die dramatische Verwertung des Stoffes: ob nach dem Nibelungenlied oder nach der nordischen Sage? ob in möglichst engem Anschluß an die eine oder die andere dieser beiden Sagengestalten oder unter möglichster Gestattung dichterischer Freiheit in der Wahl einzelner Motive aus den beiden, die ja schließlich auf einem Grunde ruhen, und in der Hinzuthat eigener Erfindungen und neuer Motivierungen? Die weitere Frage, was unsere Nibelungendramatiker aus dem ursprünglich epischen Stoffe zu machen gewußt haben, beantwortet Weitbrecht mit einer vergleichenden Betrachtung der bedeutendsten unter ihnen: Emanuel Geibel, Friedrich Hebbel, Adolf Wilbrandt, Robert Waldmüller, Richard Wagner. Von den in die erste Hälfte unseres Jahrhunderts fallenden nennt er Fouqué und Raupach nur vorübergehend; von den in den letzten Jahren erschienenen Nibelungendramen hätten wir wenigstens die von Georg Siegert, dem Verfasser der „Klytämnestra": „Siegfrieds Tod" (1887) und „Kriemhilds Rache" (1888) genannt und etwas eingehender erwähnt gewünscht, da gerade Siegert die im Stoffe liegenden Klippen glücklich umgangen, in der Charakteristik aber die Kolossalgestalten des Liedes — denn nur dieses liegt seiner Dichtung zu Grunde — mit hoher dichterischer Kraft herausgearbeitet hat.[1]) Im

1) Ein im April v. J. zu Dortmund unter großem Beifall aufgeführtes „Festspiel": „Das Nibelungenlied. Dichtung von Georg Fuchs, Musik von Karl Pottgießer" gehört nicht eigentlich der Nibelungendramatik an, darf aber

übrigen läßt sich gegen die Ausführungen des Verfassers, insoweit sie sich auf das „reine Drama“, das Drama des gesprochenen Wortes, erstrecken, kaum eine gegründete Einwendung erheben, sehr viele dagegen wider die Art und Weise, in der er Richard Wagners „musikalisches Drama“ behandelt. Es ist ja recht erfreulich, daß sich nach den mancherlei Angriffen, die das Jordansche Epos „Die Nibelunge“ gerade in der letzten Zeit von manchen Vollblut-Wagnerianern erfahren mußte, auch einmal eine Stimme recht warm für dasselbe erhebt. Und Referent ist sehr gerne geneigt, jedes zu Gunsten dieser Dichtung gesprochene Wort mit seinem vollen Beifall zu begleiten. Aber es ist nicht einzusehen, warum dies zum Nachteile Wagners geschehen müßte, namentlich dann nicht, wenn der Kritiker, wie es Weitbrecht S. 24 bis 34 thut, der Konzeption des „Nibelungenringes“ volle Gerechtigkeit widerfahren läßt, dazwischen aber und namentlich zum Schlusse seiner Vorlesung einer subjektiven Stimmung Raum giebt, die vielleicht nicht einmal in Wagner selbst ihren Grund hat, vielmehr als ein Erzeugnis des Wagnerkultus erklärt werden muß, der allerdings nicht selten einer echten und rechten Würdigung des Meisters hindernd im Wege steht.

Daß der Sache Wagners oder, sagen wir besser, der Sache des deutschen Dramas nicht mit ekstatischen Deklamationen gedient ist, daß vielmehr auch hier nur die geschichtliche Würdigung einer welthistorischen Thatsache wahrhaft zu fördern vermag: diese Erkenntnis hat in den letzten zehn Jahren bedeutende Fortschritte gemacht. Unter den dieser Erkenntnis dienenden Schriften sind außer dem bereits besprochenen Buche von Meinck noch drei aus den Jahren 1891/92 mit besonderer Befriedigung zu nennen. Gjellerup,[1]) der dänische Dichter, der durch seine eigene Tragödie „Brynhild“ sowie durch seine Übersetzung der im Frühjahr 1891 zum ersten Male in Kopenhagen aufgeführten „Walküre“ seinen Beruf, über Wagner zu reden, dargethan hat, behandelt in vier Abschnitten den Stoff des „Ringes“ und seine Quellen, zunächst als Führer durch das Musikdrama, wie es vorliegt, sodann aber auch — und das

---

immerhin als ein beachtenswerter Versuch, den Inhalt der ersten Hälfte des Liedes „als ein Stück ernster, schlichter Volkskunst“ zur Anschauung zu bringen, mit Ehren genannt werden. Die zu Grunde gelegten Strophen des Liedes sind mit Geschick ausgewählt; die zur Verbindung hinzugedichteten „freien Rhythmen“ stellen sich ihnen stimmungsvoll zur Seite. Ein melodramatischer Schluß weist auf das Ende der Mär, „der Nibelunge Not“, hin.

1) Richard Wagner in seinem Hauptwerke „Der Ring des Nibelungen.“ Von Karl Gjellerup. Mit Autorisation des Verfassers übersetzt von Dr. Otto Luitpold Jiriczek. Leipzig 1891. XII 207 S. 8° (bespr. von W. Golther, Bayr. Bl. 1892. S. 454 flg. Arthur Seidl in Nr. 47 des Musik. Wochenbl.).

ist hier für uns das Wichtigere — als gründlicher Kenner der nordischen Sage, wie sie sich unter den Händen des Meisters auf dem Grunde einer aus ihrem tiefsten Gehalte gewonnenen Idee zu einem einheitlichen Ganzen herausgestaltet hat. So in dem Abschnitt über „Das Rheingold“ durch Heraushebung der auf den Bau der Götterburg bezüglichen Stellen aus der Völuspâ und die Herstellung ihrer Verbindung mit der Andvarisage, durch den Nachweis der Berührungen mit der deutschen Sage (Nibelungenlied, Hürnin Seyfried) und den allgemein mythischen Vorstellungen (Rheintöchter und Rheingold, hier wieder unter Heranziehung der Völuspâ und deren Gullveig als Äquivalent für Freia); in dem zweiten durch eine lichtvolle Darlegung des Mythus von der Waberlohe und von dem Wölsungenschwert, wodurch Wagner den „notwendigen Übergang von der Götter- und Riesenwelt des Vorspiels zu der geordneten menschlichen Gesellschaft der Schlußtragödie“ hergestellt hat; in dem dritten durch eine sorgfältige Klärung der in den Kapiteln 15 bis 20 der Völsungasaga vorliegenden Sagenbruchstücke, aus denen der Dichter als die wesentlichsten Momente den Tod der Mutter bei der Geburt des Sohnes, Mimes Person und Rolle, das Schmieden des Schwertes durch Siegfried selbst und die Einführung des „Wanderers“ in planvoller Einheit herausgearbeitet hat; in dem Abschnitt über die „Götterdämmerung“, endlich durch ein tieferes Eingehen auf den Vergessenheitstrank, wobei indessen der Übersetzer (S. 172 flg.) der Ansicht Gjellerups — wie uns dünkt, mit vollem Rechte — entgegentritt, auf das Verhältnis der Personen des Dramas zum deutschen Epos und auf den Ragnarökmythus, den er weiterhin in einem besonderen Abschnitt „Das Werk als Ganzes“ noch einmal eingehender beleuchtet. Als besonders wertvolle Exkurse sind, von den rein musikalischen abgesehen, „Die Erotik in der Walküre“ und „Die Naturstimmung im Siegfried“ beigegeben. Im einzelnen haben wir eine schärfere Hervorkehrung der Thidrekssaga vermißt, der ja Wagner gerade Mimes „Nam' und Art“ entnimmt, sowie die Anführung der viel zu wenig bekannten, jedenfalls aber von Wagner benutzten Episode von dem jungen Siegfried in Simrocks „Wieland der Schmied“ (Abenteuer 11 und 12). Nicht zustimmen können wir dem Verfasser in seinem Urteil über die Scene zwischen Wotan und Erda, die wir nicht nur als „unentbehrliches Glied der Tetralogie in Bezug auf das Ethos des Gesamtdramas,“ sondern auch als „unmittelbar sinnlich-kräftigen Ausdruck“ dieses Ethos betrachten und zu der wir eine recht augenfällige Gegenüberstellung der Vegtamskvidha, der sie nachgebildet ist, gewünscht hätten.

Was Gjellerup und sein Übersetzer an einer eingehenden Betrachtung des Hauptwerkes Wagners nachzuweisen gesucht haben, das thun die

beiden folgenden Schriften, die sich, die eine unter der Bezeichnung „eine Skizze“, die andere mit dem Zusatze „eine Anregung“, als Vorläufer noch zu erscheinender größerer Werke ankündigen, in Erweiterung des Gesichtskreises über das gesamte Wirken des Meisters. Franz Munckers Buch[1]) verrät trotz der von den Rigorosen nicht selten mit Hohn behandelten Beigabe von Zeichnungen, Dekorationsskizzen rc. von Anfang bis zu Ende den auf der Höhe seiner Aufgabe stehenden gründlichen Kenner. So in der Einleitung (I), in der er mit wenigen Strichen den Gegensatz des Wagnerschen Dramas zu dem aus dem kosmopolitischen Zug im Geistesleben des vorigen Jahrhunderts hervorgegangenen klassischen Drama zeichnet: „deutsch nach seinem Inhalt wie nach seiner Form, auf alte nationale Sage und Dichtung gegründet, ganz und gar von deutschem Geiste durchhaucht und in seinem gesamten künstlerischen Charakter so eigenartig, wie es nur aus dem deutschen Volke hervorgehen konnte“. So insbesondere in dem Abschnitt über den „Ring des Nibelungen“ (V S. 56—68), wo uns namentlich die Offenheit und Ehrlichkeit, mit der der Verfasser sich über die von Wagner benutzten Quellen ausspricht, manchen anderen Erscheinungen gegenüber aufs angenehmste berührt hat. Daß der Forscher sucht und der Dichter schaut, daß aber beide, wenn sie wirklich das sind, was sie heißen, sich nicht selten an denselben Punkten begegnen: das ist eine alte Wahrheit, weil es eben Wahrheit ist, wonach beide streben. Diese einfache Thatsache hätte man nicht, wie dies vielfach zum Nachteil der Wagnersache geschehen ist, durch dunkle Reden verhüllen oder durch nichtsnutzige Ausfälle auf die „Litteraten“ und „Professoren“ überspringen sollen. Daß Richard Wagner seinen „jungen Siegfried“ nicht an der unmittelbaren Quelle, der Edda, gefunden habe, daß dieser vielmehr bei Fouqué und Simrock schon recht greifbar vorgestaltet dalag; daß unter den Gelehrten namentlich L. Ettmüller dem Verbannten mit seinem fachwissenschaftlichen Rat zur Seite stand, und daß auf diesem Wege Lachmanns Ansicht über den ursprünglichen Nibelungenmythus entscheidend für die Gestaltung des Dramas bei Wagner wurde: das hätte schon eher und öfter gesagt werden sollen, und es wäre gewiß manches harte Wort von der einen wie von der anderen Seite und mancher erbitterte Kampf erspart worden (vergl. meinen Aufsatz über Richard Wagner als Nibelungendichter im fünften Jahrgange dieser Zeitschrift S. 447—460).

---

1) Richard Wagner, eine Skizze seines Lebens und Wirkens, von Franz Muncker. Bamberg 1891, IV und 128 S. 8° (26. Band der Bayerischen Bibliothek). Siehe Jahresbericht für neuere deutsche Litteraturgeschichte, 1891, II. Halbband. S. 110 flg.

Derselbe sittliche Ernst und dieselbe Verachtung aller Phrase begegnet uns in der Schrift von Chamberlain,[1]) aus der uns hier der Abschnitt über den „Ring des Nibelungen" (S. 93—120) etwas eingehender zu beschäftigen hat. Meines Wissens zum ersten Male in klar zusammenfassender Weise wird uns auf diesen wenigen Seiten der gewaltige Fortschritt vor Augen geführt, den Wagner aus dem epischen Stoffe der Nibelungensage heraus von seiner ersten Fassung — der Nibelungen-Mythus, als Entwurf zu einem Drama, 1848 — bis zur vollendeten Dichtung dieses Dramas, wie sie für die Freunde im Jahre 1853, für „das bücherlesende Publikum" 1863 erschien, an dem Wendepunkt seines künstlerischen Schaffens gemacht hat. Und es dürfte wohl dem Zwecke dieses Berichtes am meisten entsprechen, wenn ich von den sechs Hauptpunkten, in denen sich die erste von der zweiten Fassung unterscheidet und die der Verfasser seiner Betrachtung einleitend vorausschickt, wenigstens die drei ersten in wörtlichem Abdrucke folgen lasse.

1. Von einem „Fluch der Liebe" ist in der ersten Fassung nirgends die Rede. Daß nur derjenige „das Gold zum Reif zu zwingen vermag", der „der Liebe entsagt", das bezeichnete Wagner später selbst als „das gestaltende Motiv bis zu Siegfrieds Tod." Dieses gestaltende Motiv, die eigentliche Grundlage des ganzen Dramas, fehlt also in der ersten Fassung.

2. Infolgedessen fehlt auch der Konflikt zwischen Liebe und Gold. Alle Scenen, in denen dieser zu Tage tritt, fallen weg, z. B. der Freia-Vertrag; die Riesen verlangten sofort den Hort, nicht Freia. Fafner tötet auch nicht den Fasolt; die beiden leben ruhig weiter und lassen den Hort von einem Wurm bewachen. Und in der Götterdämmerung wird Brünnhilde nicht ermahnt, den Ring den Rheintöchtern zurückzugeben.

3. Wotan wird zwar häufig als oberster Gott angerufen, er tritt aber gar nicht als Hauptperson der Handlung in den Vordergrund, sondern der Kollektivbegriff „die Götter" wird dem „der Riesen" und „der Zwerge" entgegengestellt. Infolgedessen besteht von all den großen Wotanscenen nur die Bestrafung der Brünnhilde und der Feuerzauber am Schlusse der Walküre; keine der anderen — Wotan und Mime, Wotan und Alberich, Wotan und Erda, Wotan und Siegfried — kommt vor; und die Scenen der Nornen und der Waltraute, welche in der Götterdämmerung dem nunmehr unsichtbaren Wotan allein gelten, sind in der ersten Fassung bloße Erzählungen.

Das ist klar und deutlich, keinerlei Verhimmelung, wohl aber ein ehrlicher Zug zu dem Bilde des mit seinen Zwecken wachsenden Meisters, und es würde mich in hohem Grade erfreuen, wenn eine Vermutung, die im Anschluß an diese Darlegung in mir aufgestiegen ist, in den

---

1) Houston Stewart Chamberlain. Das Drama Richard Wagners. Eine Anregung. Leipzig, Breitkopf und Härtel, 1892. VIII und 144 S. 8°. (Das Buch ist nicht Übersetzung, sondern ist von dem Verfasser selbst in — wie die ausgehobene Stelle zeigt — gutem Deutsch geschrieben.)

Kreisen der besser unterrichteten Freunde einen Widerhall und in der Prüfung der Zeugnisse ihre Bestätigung fände.

„Also einen jungen Siegfried bekommen wir!“ schrieb Liszt am 17. Mai 1851 an Wagner, der ihm am 9. März gemeldet hatte, daß er den Druck von „Siegfrieds Tod“ abbestellt habe, sowie auch, daß seine Schrift „Oper und Drama“ seit 6 Wochen druckfertig vorliege. In diese Zeit also fällt die Geburt des neuen Dramas, zugleich mit dem Werke, das am deutlichsten die große Wendung in den Kunstanschauungen des Meisters zum Ausdruck bringt. Und es wäre höchst wunderbar, wenn dieses Ereignis nicht mit einem anderen zusammenhinge, das die wissenschaftlichen Kreise von damals nicht minder kräftig bewegte, wie die künstlerische That Wagners die Welt der Kunst.

Am 6. Januar hatte Jakob Grimm in der Akademie der Wissenschaften zu Berlin einen Vortrag „über den Liebesgott“ gehalten (kleinere Schriften II 326 flg.). Er hatte darin, an Platons „Gastmahl“ anknüpfend, den Beweis geführt, daß auch die deutsche Mythologie einen Liebesgott kenne, wie ihn Eros als die weltschöpferische Kraft darstellt, und daß dieser kein anderer sei als Odhin, der Gott, in dem alle Strahlen des germanischen Götterhimmels sich vereinigten. Als solcher aber führe er den Namen Óski, „der Wunsch“, wie auch die Walküren als Óskmeyjar, „Wunschmädchen“, in dieser Eigenschaft in seinem Gefolge erschienen. Nehmen wir hinzu — obwohl Referent mit Chamberlain zu den letzten gehört, die jene Wendung in Wagners künstlerischem Schaffen aus Schopenhauerschem Pessimismus zu erklären geneigt sind, vielmehr in dem ganzen Leben und Wirken des Meisters den glaubensfreudigsten Optimismus erkennt — daß der Dichter allerdings in den ersten Jahren seiner „Hegira“ sich viel mit Schopenhauer beschäftigte und dessen Terminologie wohl kennen lernte, so haben wir meines Erachtens den Schlüssel zu „Wunsch und Wille“, dem Gegensatz, der sich in der Seele des Dichters zur höchsten Einheit zusammenschloß:

„Zu Wotans Willen sprichst du,
sagst du mir, was du willst:
wer — bin ich,
wär ich dein Wille nicht?“

So sagt Brünhilde im zweiten Aufzuge der „Walküre“ zu dem Vater, der, in eigener Fessel gefangen, sich als den unfreiesten aller Götter erklärt hat; worauf der Gott nach den einleitenden Worten: „mit mir nur rat' ich, red' ich zu dir,“ der geliebten Tochter die lange Beichte seines Lebens ablegt („Als junger Liebe Lust mir verblich ꝛc.“, besonders die Worte: „Was ich liebe, muß ich verlassen, meiden, was je ich minne“).

Und wie nun die Tochter den tiefsten Wunsch aus des Vaters Seele herausliest, da gerät der Gott in den höchsten Zorn:

„Ha, Freche du!
Frevelst du mir?
Was bist du, als meines Willens
blind wählende Kür?“ —

Als aber dann das Kind, nicht als des Gottes „blind wählende Kür“, sondern „im heftigsten Sturme des Mitgefühls“, nach eigenem Willen entschieden und gehandelt hat, und der Gott darauf der „Wunsch-Maid“, die gegen ihn gewünscht, ihr Schicksal verkündet, da hat die wissende Tochter dem erzürnten Vater einen anderen Willen entgegenzusetzen, vor dem auch dieser sich endlich beugt:

„Der mir ins Herz
diese Liebe gehaucht,
dem Willen, der mich
dem Wälsung gesellt,
ihm innig vertraut —
trotzt ich deinem Gebot.“

Das wäre, wenn unsere Vermutung richtig steht, Platons „Symposion“, von der deutschen Wissenschaft und der deutschen Dichtung gemeinsam in dem germanischen Götterhimmel entdeckt!

Etwas lange, hoffentlich aber für die Bedürfnisse der Zeitschrift nicht allzu lange, hat unser Bericht in den heiteren Höhen der Kunst, speziell der Wagnerschen Kunst geweilt. Rein wissenschaftlichen Boden betreten wir wieder in einem Werk, in dem der Name Wagner nicht einmal genannt ist, das aber, obwohl in französischer Sprache geschrieben, auf jeder Seite dem Wagnerschen, das heißt dem deutschen Gedanken dient. Es ist ein erheiterndes Zusammentreffen, daß in derselben Zeit, da man sich in Paris zur Aufnahme der „Walküre“ anschickte, daselbst ein Buch erschienen war, dessen Verfasser (wohl deutscher Abstammung?) seinen Landsleuten den ganzen Reichtum und die ganze Tiefe der deutschen Sage und ihrer Bewahrung im Liede zu eröffnen unternahm.[1]) Nach den zum Teil sehr ausführlichen Besprechungen, die das Buch in verschiedenen fachwissenschaftlichen deutschen Zeitschriften erfahren hat (für die wertvollste halte ich die von Vogt; die Ausführungen von Wilmanns

1) Le poème et la légende des Nibelungen par H. Lichtenberger, docteur ès lettres, maître de conférences à la faculté des lettres de Nancy. Paris, librairie Hachette & Cie., 1891. 442 S. gr. 8°. (Bespr. von Wilmanns im Anzeiger f. d. Alt. und d. Litt., Bd. 18, S. 66—111; von F. Vogt in Z. f. d. Philol. 25, S. 405—416; von H. Fischer im Lit. f. germ. und rom. Philol., Jahrg. 1892, S. 74 flg.)

haben ihre Bedeutung in dem, was der Kritiker über seinen eigenen gegenwärtigen Standpunkt hinzufügt), möge der Hinweis auf diese genügen, und es sei hier nur dem Wunsche Ausdruck gegeben, daß recht viele deutsche Leser durch das Medium der französischen Sprache hindurch in ein tieferes Verständnis unserer nationalen Sage eindringen möchten. Es wird nicht das erste Mal sein, daß wir auf dem Umweg in die Fremde das eigene Gut erst recht schätzen lernen. Von Versehen habe ich außer den wenigen von Vogt und Fischer verzeichneten nur zu bemerken, daß die Ahnenreihe Sigurds, die S. 106 richtig gegeben ist, auf S. 70, Z. 1 durch Einfügung des Namens Völsung einer Korrektur bedarf.

Zu einem tieferen Verständnis der Nibelungensage gehört, sei es mit, sei es ohne Beziehung auf Wagner, eine genaue Kenntnis der Edda und der nordischen Überlieferung, insoweit sie mit dieser in Beziehung steht. Für diese Kenntnis ist die neuerdings erschienene Edda-Übersetzung von Hugo Gering[1]) von unschätzbarem Werte geworden. Auch über dieses Werk können wir uns das eigene Urteil ersparen, indem wir uns auf eine Stimme berufen, die wir als die neueste Kundgebung auf dem Gebiete der Nibelungen-Litteratur in unserem Berichte zu verzeichnen haben.

Wolfgang Golther[2]) hat durch seine (auch in einer Festschrift der letzten Philologenversammlung vorgelegte) Arbeit eine sehr fühlbare Lücke in der Nibelungenlitteratur ausgefüllt, indem er das Bekanntwerden der Edda in Deutschland und die aus den ersten unbeholfenen Anfängen zu immer größerer Vollkommenheit gesteigerten Übersetzungen, sowie auch die von ihr ausgegangenen mittelbaren Anregungen, die freieren Bearbeitungen einzelner Sagen, Nachdichtungen, völlige Umformung und Neugestaltung des Sagenstoffes, einer gründlichen, mitunter auch sehr ergötzlichen Untersuchung unterzog. Nachdem er zuletzt die in den zwei vorigen Jahrzehnten erschienenen Übersetzungen von Hans von Wolzogen (1876), Bodo Wenzel (1877) und Wilhelm Jordan (1889) nach ihrem Wert und Unwert besprochen, auch das Verdienst, das sich Eduard Sievers durch seine altgermanische Metrik (Halle 1893) erworben, erwähnt hat, widmet er der neuesten Arbeit eine nahezu vier Seiten umfassende Betrachtung, aus der wenigstens der Anfang hier folgen möge, weil wir eine Würdigung des Buches nicht besser zu geben verstünden:

---

1) Die Edda, die Lieder der sog. älteren Edda nebst einem Anhang: die mythischen und heroischen Erzählungen der Snorra-Edda. Von Hugo Gering. Leipzig und Wien 1892. 17 u. 401 S. 8°. Hierzu Zeitschr. für deutsche Philologie, 26, 25 flg. — Litt. Centralbl. 1893. Nr. 9.

2) Die Edda in deutscher Nachbildung. Von Wolfgang Golther. Zeitschrift für vergl. Litteraturgeschichte. N. F. VI. S. 275—304.

Gering, ein vorzüglicher Kenner des nordischen Altertums und insbesondere der Edda, gab vor kurzem auch (neben dem noch zu erwartenden ausführlichen Wörterbuch und einem kleineren, bereits 1887 erschienenen) eine Verdeutschung heraus, an welche man mit gespannten Erwartungen herantritt, weil zum ersten Male ein Mann, der alle wissenschaftlichen Vorbedingungen in hohem Grade besitzt, dieser Aufgabe sich unterzog. Was man von einer solchen Übersetzung erhoffen kann, erfüllt sich aufs beste. Die Edda ist richtig übersetzt und ausreichend erklärt, von Inhalt und Form gewinnt der Leser ein genaues Bild. Diese Übertragung kann wirklich an Stelle des Originals treten und erleichtert andrerseits auch dem, welcher das Original kennen lernen will, den Zugang.

Indem ich diesen sowie den weiteren Worten über Gerings Buch vollkommen beitrete, muß ich dagegen dem im letzten Absatz ausgesprochenen Urteile Golthers über die neuere Nibelungendichtung, die er, von Wagners Kunstwerk abgesehen, auf eine sehr niedere Stufe stellt, insbesondere den sehr geringschätzigen Bemerkungen über Jordans „Nibelunge", aufs entschiedenste widersprechen. Es ist das eins von den Anzeichen, die ich oben als tief beklagenswerte Erscheinungen bezeichnen mußte. Vielleicht erhalte ich später Veranlassung, auch in der Zeitschr. f. d. d. Unterr. noch einmal näher auf diesen Punkt einzugehen. Für jetzt schließe ich meine Arbeit mit dem herzlichen Wunsche, daß sie ein klein wenig dazu beitragen möchte, die Aufmerksamkeit des Lesers von der mitunter sehr unerquicklichen Tageslitteratur auf unsere herrliche nationale Sage zurückzulenken.

---

## Zu Otto Roquettes 70. Geburtstag.

Von **Ludwig Fränkel** in München.

Aus Anlaß der siebzigsten Wiederkehr seines Wiegenfestes haben wir am 13. März Altmeister Rudolf Hildebrand gefeiert und ihm unsere Anhänglichkeit und Dankbarkeit nachdrücklich zu bezeigen gesucht. So mag denn an diesem Orte heute auch eines anderen akademischen Vertreters der deutschen Sprache und Litteratur gedacht sein, der ebenfalls früher in der Gelehrten-, und dann, genau so lange wie Professor Hildebrand, seit einem Vierteljahrhundert an der Hochschule unsere Jugend in des Mutterlauts Geist und Denkmäler einführt, Otto Roquettes.

Ein schönes Lob für einen Greis galt es jederzeit, wenn es von ihm hieß, er sei zwar hochbetagt, jedoch im Auftreten, im Wesen, innerlich jung geblieben. Auf einen Schriftsteller übertragen würde dieser Satz lauten, er habe die Reife der Form und des Inhalts erworben, sich dabei aber die Frische und Ursprünglichkeit des Schaffens aus seinen Anfängen herübergerettet. Und wie heute die meisten Menschen früh ihre Nerven zerreiben in der täglichen Jagd nach einem zufriedenen

Dasein, so kennt auch die Gegenwart bloß wenige Dichter der vorigen Generation, die nicht mit der Zeit gealtert sind und von dem mittlerweile aufgewachsenen Geschlechte nicht zum alten Eisen geworfen wurden. Ein Muster solchen nicht feig zurückgetretenen und auch nicht gewaltsam von der Tagesordnung abgesetzten Litteratentums bietet der Mann, der, ungebrochen und rastlos, in neidenswerter Kraft soeben, am 19. April, seinen siebzigsten Geburtstag beging, Otto Roquette. Einer seiner akademischen Lehrer, der zugleich einer seiner ersten Gesamtbeurteiler ward, Robert Prutz, stellte ihm 1858 ein bezügliches Prognostikon: „Vor allem suche er selbst erst einen wertvollen und tüchtigen Inhalt zu gewinnen; sonst ist er in Gefahr, von dem schlimmsten Schicksale ereilt zu werden, das es überhaupt giebt — dem Schicksal, alt und greisenhaft zu werden, während seine Locken noch braun, sein Auge noch hell, sein Arm noch kräftig ist." Wer nur ein halbes Stündchen in Roquettes Gesellschaft zugebracht hat, wird dieser ganz und gar fehlgegangenen Voraussage aufs lebhafteste widersprechen. Derselbe, den man vor mehr denn vier Jahrzehnten den Poeten der deutschen Jugend rief, ist auch jetzt noch eine allem Senilen abholde, nicht im geringsten vom Marasmus berührte Natur, und sogar die erbittertsten Widersacher der von ihm mit am thätigsten verfochtenen Anschauungen im Lager des jüngstdeutschen Realismus leugnen nie, daß der „stehen gebliebene" Roquette von jener fesselnden Anmut und dem Schwunge der Phantasie, die seine Erstlinge erwiesenermaßen auszeichneten, kaum etwas eingebüßt habe. Die Töne jener leichtbeschwingten Weisen, die er einst am wonnigen Saalestrande erdacht, schwirren ihm noch um die Ohren, und der größte deutsche Studentengesangverein, die Leipziger Pauliner, haben längst die Gipfelnummer aus dieser Reihe, die der kennzeichnende Refrain „Noch ist die blühende, goldene Zeit, noch sind die Tage der Rosen!" trägt, zu ihrem Leibliede, den Verfasser zum Ehrenmitgliede erkoren. So mag sich der letztere bei diesen Klängen in der ihn nirgends verlassenden Stimmung angeheimelt fühlen, wie es Emanuel Geibel, dem auf einer späteren Rheinfahrt Bonner Musensöhne mit seinen Jugendversen auf den Lippen begegneten, in „Ich fuhr von St. Goar" so wundervoll wiedergiebt.

Dieser Zug sticht an Otto Roquette so auffällig hervor, daß er den Mittelpunkt seiner Charakteristik bilden muß. Das Sonnige, das sein menschliches wie sein poetisches Wesen allezeit zierte, verklärt auch den Scheitel des der vom Psalmisten gesetzten Grenze nahe Gekommenen. Steht Roquette nun als eine der wenigen noch ungeborstenen Säulen der froh aufatmenden Lyrik des sechsten Jahrzehnts fast vereinzelt da, so stellt er andererseits einen festen Typus dar, den unbeugsamen Optimismus der Lebensfreude. „O du schöne Welt, wie bist du so weit!" jubelt das genannte

Glanzstück seiner Liederproduktion, das weiterhin die Fröhlichen auffordert zu singen „weil das Leben noch mait“. Gewiß, der Gang der Zeit ist ernst, und streng erzieht sie ihre Kinder, deren nach rasch enteilten Unschulds-wochen harte Aufgaben harren. Aber ebenso gewiß bedürfen wir unter dem Gedränge der Pflicht, des Zwanges, der Überzeugung, das uns immer mehr einem mißmutigen Pessimismus völlig in die Arme zu schieben droht, eines idealistischen Trostes mit einem Ausblicke auf die Lichtseiten unseres irdischen Pfades, und als einen Leitstern bei diesem nötigen Auf-raffen kann man Roquettes Muse vor allem empfehlen. Sie zieht keine Griesgrammiene, wofern sie nur noch ein Fünkchen von Hoffnung in der Zukunft entdeckt, sie legt die Stirne nicht in runzliche Falten, weil sie niemals der Zweifel am Umschlag zum Bessern schüttelt. Darum vermag sie denjenigen auch zu erheben, der vertrauensvoll an ihre Brust flüchtet. Und dabei braucht keiner zu befürchten, daß ihr Gesicht die geschauten Vorgänge einseitig abspiegele: „Ja, im Herzen tief innen ist alles daheim, der Freude Saaten, der Schmerzen Keim. Drum frisch sei das Herz und lebendig der Sinn, dann brauset, ihr Stürme, daher und dahin!“ Prutz' Tadel „er haftet zu sehr an der Oberfläche der Dinge, er macht sich die Poesie zu leicht“ stimmt hiernach wohl niemand bei. Mit heißem Bemühen stieg Roquette seit den Ansätzen seines Schaffens tiefer in die Abgründe des Empfindens hinein, mit scharfer Selbstzucht stieß er den Gischt jugendlichen Überschäumens von dannen. „Das Buch-stabierbuch der Leidenschaft“ (1878) bezeichnete er mir einmal als sein eigenen Erachtens gelungenstes und als sein liebstes Werk, als wir am leuchtenden Morgen eines Hochsommertages die waldesduftigen Höhen des paradiesischen Thales von Elgersburg emporklommen. Hier, wo der voll-reife Goethe sich so gern abschloß, wenn ihn der Überdruß am Lärme und Getose des Alltags erfaßte, bin ich dem herrlichen Gemüte näher getreten. Sind nun auch sechs Jahre seit jenen mir unvergeßlichen Wanderungen auf dem Hügelkranze des inneren Thüringer Waldes ver-flossen, so scheint es mir doch, als ob ich nie wieder durch die sinnige Illusion Eichendorffs „Da draußen, stets betrogen, rauscht die geschäft'ge Welt“ dermaßen über der Minuten Verrinnen hinweggetäuscht werden würde wie damals, als der Vierundsechszigjährige kerzengrad und ohne Stütze am grünen Saum des traulichsten aller deutschen Mittelgebirge neben mir dahinschritt, in scherzgewürztem Geplauder meine unablässigen Fragen aus Litteratur und Leben beantwortend. Schon damals däuchten mich die Reinheit seiner Denkart, die Fülle der Einbildungskraft, das feine Verständnis für die verschiedensten Ereignisse der Praxis und im Reiche der Seele in ihrer vollausgeglichenen Harmonie erstaunlich und einzig. Etwas Goethisches schwebte um ihn, wenn er der lichten Schön-

heit in Gedanke und Gedankenkleid das Wort redete, und Lehren des erhabenen Genius, in dessen Spuren wir allerwegs wandelten, erstanden gleichsam auf im Munde dessen, der kurz zuvor „Große und kleine Leute in Alt-Weimar" (1887) mit geschicktem Stifte wieder erweckt hatte.

Mancher möchte vermeinen, eine solche Natur könne nur auf dem Boden heiteren Glücks entsprießen, über den selten oder nie Ungemach und Sorge dahingezogen. Die Straße unseres Helden war aber mitnichten eine dornenlose, und er gehört nicht den auserlesenen Sterblichen zu, die sich unbekümmert um des Geschickes Launen nach freiem Gutdünken entwickeln dürfen. Kostete er zwar auf keiner Stufe seines Aufstiegs den Druck, der auf dem von Schicksalstücken geplagten Wanderer lastet, so ward es ihm doch infolge äußerer Umstände leidlich schwer, ein Ziel zu erreichen, wo er Posto fassen und seinem ehrlichen Streben ungestört genügen konnte. Die liebenswürdige Autobiographie „Siebzig Jahre. Geschichte meines Lebens", deren zwei Bände er sich und uns neulich als hocherfreuliche Geburtstagsangebinde bescherte, liefert über alle wichtigeren „Stationen seiner Lebenspilgerschaft" — diesen Titel erfand der bedeutendste Rhetoriker auf dem neudeutschen Parnaß, Robert Hamerling, für Memoiren — genaue und anziehende Auskunft. Und namentlich die Knabenjahre samt denen des litterarischen Debüts begleitet da sichtliche Vorliebe, was einerseits den Hang zur Jugend und ihrem Fühlen aufs neue bekundet, andernteils willkommene Urkunden für das Verständnis des individuellen Wachstums an die Hand giebt. Nicht im Chronikenstil, sondern in wohlgefügtem, wenn auch einfachem Vortrage hören wir, daß er einem der vielen Calvinistengeschlechter entstammt, die, vom unduldsamen Ludwig XIV. von Haus und Hof gejagt und von Friedrich III. von Brandenburg, dem ersten Hohenzollernkönige, bereitwillig aufgenommen, die „französischen Kolonien" reformierten Bekenntnisses in Altpreußen begründeten. In dem Dorfe Sausé bei Montpellier hatten die Vorfahren als Winzer gewohnt, und Jacques Roquette, des Großvaters Urahn, ein Sohn des heiteren Languedoc, war seit 1698 Mitglied der 1691 privilegierten französischen Protestantengemeinde zu Straßburg in der Uckermark. Der wärmende Schein der Fürstengunst und die andauernde Gegnerschaft des Adoptivvaterlandes wider die ehemalige Heimat hatten die meisten Emigrantenfamilien des siebzehnten Jahrhunderts schon fast ganz germanisiert, als die französische Revolution eine neue Einwanderung und zwar diesmal von katholischen Adelshäusern veranlaßte. Die Roquettes z. B. waren vollkommen mit ihren deutschen Mitbürgern verwachsen, und wenn auch das französische Idiom im engsten Kreise noch hie und da benutzt wurde, so wurzelte man doch schon in der dritten Generation fest in der gastlichen deutschen Erde. Verstärkt wurde dieser Übertritt

noch durch einen neuen Gegensatz. Louis Roquette, des Dichters Vater, der die Rechte studiert hatte, lebte, mit einem Mädchen aus der Berliner französischen Kolonie, Antoinette Barraud, vermählt, als junger Landgerichtsrat zu Krotoschin im Posenschen, wo Otto 1824 geboren wurde, dann als Advokat in Gnesen und Bromberg. Obwohl nun der Sohn im Hause des Großvaters mütterlicherseits, der Prediger zu Frankfurt an der Oder war, sowie auf dem dortigen Gymnasium seine Bildung erhielt, erlangte er früh den Sinn für die Notwendigkeit des deutschen Bewußtseins im Zwiespalte des doppelten Flankenandranges des Wälschen und des Polentums. Preußische Beamtenkinder besitzen nur ein Vaterland, keine Heimat, lautet die ererbte Sentenz, an die angelehnt Roquette folgendes ausführt: „Daß wir ein Vaterland hatten, und daß dieses Deutschland und insbesondere Preußen sei, war uns von Kindheit auf gesagt worden. Denn jene französischen Traditionen ließ mein Vater, der unter den Siegern in Paris eingezogen war, auf sich beruhen. Etwas mehr neigte die Mutter zum Koloniеherkommen, doch nur aus Zuneigung zu den Frankfurter Beziehungen. Sie war doch eine gute Preußin und erzählte gern von den großen Eindrücken der Befreiungskriege, soweit sie ihr aus der Kindheit erinnerlich geblieben. Die Kinder aber fühlten sich um so mehr im Gegensatz zum Französischen, als sie jene Vertreibung der Voreltern durch Feuer und Schwert als kürzlich geschehen betrachteten und gleichsam als persönliche Beleidigungen empfanden. Und in unserem Deutschtum befestigte uns erst recht der Gegensatz zum polnischen Wesen, dessen Roheit, Schmutz und Widerwärtigkeit oft genug unsern Weg kreuzte." Freilich hat sich Roquette jederzeit von allem Chauvinismus, insbesondere auch von einseitigem Preußentum gänzlich ferngehalten, vielmehr die übernommene Nationalität ohne übertriebenes Herausbeißen treu in Ehren gehalten und ihr in den poetischen Äußerungen eines von Grund aus deutschen Herzens den edelsten Tribut gezollt. Einen romanischen Tropfen würde man in dem Weine, der seinem Kelche entquillt, vergeblich suchen, es müßte denn sein in dem nimmer schlaffen Walten seiner überaus regen Phantasie. Jenes von ihm so einleuchtend dargethane Verhältnis zur Rabenmutter Frankreich bricht mittelbar wohl noch in der späteren Tragödie „Die Protestanten in Salzburg" durch, die aus ebendemselben Reservoir schöpft wie die Uranlage von Goethes „Hermann und Dorothea".

Wenig wildbewegt sind die Studien- und Mannesjahre Roquettes verlaufen, wenn man nur den äußerlichen Eindruck veranschlagt. Allerdings haben sie ihn genug in deutschen Landen und auch außerhalb umhergeführt. Vor und nach dem „tollen Jahr" 1848 hat er die Universitäten zu Berlin (zweimal), Heidelberg und Halle, mit Geschichte,

neueren Litteraturen und Ästhetik beschäftigt, besucht, an letzterer sodann, wo ihn R. Prutz, der damalige Extraordinarius radikal-belletristischen Anstrichs, der Litteraturgeschichte gewann, die Würde des Dr. phil. erworben und, nach den aufregenden Erlebnissen zwischen den Capriccios der Berliner revolutionsfreudigen Studentenschaft, hierselbst in der „Mitreuterei“, der fidelen Studentenbude, eine selige Idylle gefeiert. Bedeutende Geister reichten sich dort die Hände zu anregender Gemeinschaft, so sehr auch später ihre Bahnen sich trennten: der berühmte Augenarzt Alfred Gräfe (der Jüngere), der nachherige Universitätskurator Julius Thümmel, der feinsinnige Shakespeare- und Musikfreund, der preußische Oberhofprediger Rudolf Kögel, der geniale Mime und Dramaturg August Förster, die vor Jahresfrist geschiedene Luise von François, „die letzte Reckenburgerin“ u. a. An diesen Kreis und sein harmloses und dennoch tiefgreifendes Zusammenwirken hat auch Roquette ein sicheres Gedächtnis bewahrt, wie beispielsweise sein inniger Nachruf an Thümmel und der anknüpfende Bericht über dessen selbständige Shakespeareauslegung in der „Nationalzeitung“ deutlich belegen, so daß er, am Ende des ersten Bandes seiner Erinnerungen, dieser Periode als „einer unvergeßlichen Zeit meines Lebens“ den Abschied zuwinken mag. Ist doch in jenen fröhlichen Stunden auch die frische und kecke Dichtung entstanden, der Roquette das schnelle Bekanntwerden und auch den Hauptbruchteil des späteren Ruhmes verdankt: „Waldmeisters Brautfahrt“ (1852). Sonst nahm er wenig akademische Einflüsse mit ins Philistertum hinüber. Eine lustig erzählte Anekdote von dem berühmten Philosophen H. Ulrici, der Roquette auf eine — wohl nie gedruckte? — Arbeit über die Hamburger Oper des 17. und 18. Jahrhunderts hin promovierte, haftet mir für immer im Ohre: als der formalistische Kathederästhetiker bei der Beweisführung, jedes Stück Shakespeares sei die Inkarnation einer Idee, bei einem Punkte anlangte, wo sein stolzes Dogma in die Brüche ging, half er sich mit dem Schlich heraus, die Idee dieses Werkes sei eben das Fehlen einer Idee!

Süddeutschland, die ihm später lieber und lieber gewordene Hälfte des deutschen Bodens, die Schweiz und Oberitalien hat Roquette darauf durchstreift, nicht zum Schaden der reifenden Erzeugnisse, hiernach in Berlin, 1853 als Lehrer am Blochmannschen Institut (späteren Vitzthumschen Gymnasium) zu Dresden sich niedergelassen, 1857—1862, eindringenden fachwissenschaftlichen Studien hingegeben, von neuem in Berlin Aufenthalt genommen. Nachdem er eine Lebens- und Charakterschilderung Johann Christian Günthers (1860) und seine längst nicht nach Verdienst gewürdigte „Geschichte der deutschen Dichtung von den ältesten Denkmälern bis auf die Neuzeit“ (1862), die vielleicht allein den übertendenziösen

Vilmar ablösen könnte[1]), veröffentlicht hatte, wurde er 1862 als Professor der allgemeinen Litteraturgeschichte an der königlichen Kriegsakademie angestellt. Die von Roquette ungeschminkt nacherzählte Unterredung mit dem eigentümlich urwüchsigen Johannes Schulze, dem Hochschuldecernenten des Kultusministeriums, ist für beide Beteiligte äußerst bezeichnend. Trotzdem der alte Geheimrat als getreuer Jünger seines Meisters Hegel in Roquettes Litteraturgeschichte die zu geringe Rücksicht auf die Philosophie herb kritisierte und dabei auf die neue Zeit mit ihrer Abneigung gegen Ideale und Philosophie stark ausfiel, installierte er den darob erstaunten Bewerber mit dem von einem Schlage auf den Buchdeckel begleiteten Schlußworte: „Na, trotzdem! Es ist eine hübsche Arbeit"[2]). Schon 1863 übrigens verließ Roquette die ihm wenig zusagende Stellung, hielt im Winter 1864 auf 1865 öffentliche Vorlesungen über deutsche Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts, während er zu Michaelis 1867 den Unterricht in deutscher Sprache und Litteratur an der königlichen Gewerbeakademie zu Berlin übernahm. Erst 1869 gelangte der Fünfundvierzigjährige mit der Berufung als Professor der Geschichte und Litteratur am Polytechnikum zu Darmstadt (wo er also nun gleichzeitig sein silbernes Jubiläum feiert) in eine im großen ganzen seinem Wunsche angemessene Thätigkeit, der er sich seitdem mit Lust und Liebe zu allseitigster Anerkennung gewidmet hat. Von den Kollegen und der Hörerschaft, von seinen Mitbürgern und dem Landesfürsten hochgeehrt, so beging er nun diesen 19. April im traulichen Heim an der lenzprangenden „Promenade" der hessischen Residenz, wo eine teilnehmende Schwester die Wirtin vertritt; denn Roquette hat, nachdem ein frühes Verlöbnis gerade noch rechtzeitig gelöst worden war — er erwähnt diese Episode im gebührenden Zusammenhange — nie geheiratet, er, der so oft die echte und wahre Liebe uns vor Augen und siegreich zum Ziele geführt, so daß man ihn einen Meister in dieser Kleinkunst des in Prosaform gespannten, um ein Minneproblem sich drehenden Lebensbildes heißen kann. Erhoffen wir für ihn noch viele angenehme Monde, Jahre der Zufriedenheit, die ihm selbst und der deutschen Lesewelt neue erquickliche Früchte seiner allgemach ruhig und glatt dahinfließenden Poesie spenden möge!

Über den umfänglichen Reichtum seiner Dichtung läßt sich nicht im Rahmen einer knappen Glückwunschskizze Revue abhalten. Zudem bin ich wegen meiner engen Beziehungen zum Jubilar heute keinesfalls der berufene Kritiker. Und gottlob erscheint eine breite Charakteristik seines

1) Alle Lehrer des Deutschen seien auf dies vortreffliche, wiederholt aufgelegte Buch hingewiesen, das durch sachliche und äußere Vorzüge viele weit überragt.

2) Vergl. in M. Hertz' Charakteristik Schulzes, Allg. Dtsch. Biogr. 33, S. 18.

ergiebigen und gehaltvollen Talents fast überflüssig, wo die allermeisten Litterarhistoriker in der Zuerteilung des Kranzes übereinstimmten, die Gedichte wie die Novellenbände allenthalben gern und wieder gelesen werden und die einmal auf die weltbedeutenden Bretter geführten Dramen den gerechten Beifall aller Urteilsfähigen fanden. Roquette ist eine bei aller Ungezwungenheit und Einfachheit viel zu vornehme Natur, um die Reklametrommel zu rühren oder rühren zu lassen. Daher wissen Tausende und Abertausende, die der von Franz Liszt als Oratorium komponierten „Legende der heiligen Elisabeth" andächtig lauschten, den Vater des Textes nicht. Wie thut die Lektüre seiner klar und ebenmäßig ausgestalteten Erzählungen einem jeden wohl, der der heutigen bald überzuckerten, bald im Schlamme zubereiteten Durchschnittsromankost satt ist! Neben ernsten Motiven packen da manche trefflich aufgefaßten humoristischen Gestalten und Situationen, wie in dem Hans Sachs, einem Lieblinge des Dichters[1]), frei nachgebildeten „Roßdieb"[2]). Ferner ist die klassische Vollendung und edle Ausdrucksweise in Roquettes Stil zu betonen, die für alle Schattierungen der Handlung die geeigneten Farben verfügbar hält. Am unvergänglichsten aber, scheint mir, wird sein Ruhm im lyrischen Gedichte dauern, worin er die ersten Lorbeeren pflückte und bis in unsere Tage herein ununterbrochen Sträuße bunter und duftiger Blüten gewunden hat. „Waldmeisters Brautfahrt", mit dreiviertelhundert Auflagen eins der verbreitetsten Poeme in deutscher Zunge, hält Roquettes Namen aufrecht, so lange ein sinniges „Rhein-, Wein- und Wandermärchen" im deutschen Gemüte auf Widerhall rechnen darf, obzwar man den Wert der dem Dichter verliehenen Gaben nicht wie häufig einzig und allein nach diesem Anfangserzeugnisse bestimmen sollte. Eins freilich bildet hier den Hintergrund, was für die Tendenz von Otto Roquettes Wirken und Schaffen maßgebend blieb — wie Goethe einmal im Liede sagt: „Da scheinet ein Bildchen, ein göttliches, vor" — die Freude am Leben, und unter dem Banner dieses sieghaften Glaubens an Schönheit, Glück und Licht, und damit an die Zukunft unserer herrlichen Poesie steht unseres Jubilars gesamtes Denken, Fühlen und Streben. Die deutsche Litteratur und Litteraturgeschichte, nicht zuletzt der deutsche Unterricht, dem er seit Jahrzehnten eifrigst dient[3]), haben allen Anlaß, ihm heute innigsten Dank und Gruß zu senden.

---

1) Das ausgezeichnete Kapitel „Hans Sachs und das Drama" in der „Gesch. d. dtsch. Dchtg."[3] I 236—260 übernahm H. Masius' bekanntes „Lesebuch für höhere Unterrichtsanstalten"[4] S. 347 flg. verkürzt.

2) In der letzten epischen Gabe „Uli von Haslach und andere Dichtungen" (1891).

3) Er lieferte auch ein „Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten" (2 Bde., 1878).

# Über freie Vorträge, Protokollierübungen und Privatlektüre.

Von **Johannes Pöschel** in Grimma.

## Leitsätze.[1])

1. Schriftliche Ausarbeitung der Vorträge ist nicht zulässig.
2. In Stunden, welche Vortragsübungen gewidmet werden, sind möglichst alle, auch die schwächeren Schüler zu lebhafter Beteiligung heranzuziehen. Daher empfiehlt es sich
   a) die Vorträge auf Gebiete zu beschränken, mit denen die Klasse vertraut ist, z. B. sie für die Kontrolle der Privatlektüre zu verwerten,
   b) den Übungen den Charakter einer gegenseitigen freien Aussprache der Schüler unter Beobachtung gewisser parlamentarischer Formen zu geben.
3. Die Protokollierübungen sind mit den Vortragsübungen zu verbinden. Um auch hierzu allen Schülern wiederholt Gelegenheit zu bieten, lasse man mehrere gleichzeitig protokollieren.
4. Die Protokolle dürfen weder stenographiert noch nachträglich ausgearbeitet werden, sie sind am Schlusse der Stunde vorzulesen und zu berichtigen.

---

Den höheren Schulen, besonders den humanistischen Gymnasien ist oft der Vorwurf gemacht worden, sie legten zu viel Wert auf das Wissen und zu wenig auf das Können ihrer Schüler, ein Vorwurf, dem jetzt die neuen Lehrordnungen nach Möglichkeit zu begegnen suchen, wird doch in allen Fächern die Gedächtnisarbeit auf das Unerläßliche beschränkt, und Übungen treten mehr in den Vordergrund. Non scholae, sed vitae discimus.

Im folgenden soll von einer Bestimmung der Lehr- und Prüfungsordnung für die sächsischen Gymnasien vom 28. Januar 1893 die Rede sein, die für den deutschen Unterricht in Unter- und Oberprima „freie Vorträge mit Übungen im Protokollieren und Referieren" vorschreibt.

Bei Verhandlungen, in denen diese Forderung berührt worden ist, hat es nicht an Stimmen gefehlt, die sich offen dahin aussprachen, daß

1) Die obigen Leitsätze lagen einem Vortrage zu Grunde, der bei der 4. Jahresversammlung des Sächsischen Gymnasiallehrervereins in Freiberg am 27. März 1894 in der Abteilung für Deutsch und Geschichte gehalten wurde, und fanden die Zustimmung der Anwesenden.

die Übungen im Vortragen und vollends im Protokollieren ihnen als eine wenig angenehme Zugabe zu dem sonst so anziehenden deutschen Unterricht in den oberen Klassen erschienen. Da ist es manchem vielleicht nicht unwillkommen jemand zu vernehmen, dem es ähnlich gegangen ist, den dieser Teil des Unterrichts oft recht unbefriedigt gelassen hat, der aber schließlich nach den mannigfachsten Versuchen sich mit der Sache nicht nur völlig ausgesöhnt hat, sondern jetzt sogar ganz besonderes Wohlgefallen daran findet.

Was ist der Zweck zunächst der von unserer Lehrordnung verlangten Vortragsübungen? Sollen sie etwa den Primaner darauf vorbereiten, daß er im stande ist, bei einer Schulfeier einen sorgfältig ausgearbeiteten und vom Lehrer berichtigten deutschen Aufsatz aus dem Gedächtnis aufzusagen, oder einen künftigen Studenten der Philologie, daß er eine Seminararbeit vorlesen oder später als Lehrer an einer höheren Anstalt bei Königs Geburtstag eine wissenschaftliche Abhandlung so geschickt ablesen kann, daß die Zuhörer darauf schwören möchten, der Redner habe frei gesprochen? Gewiß nicht! Das sind Leistungen, die, wenn auch aller Ehren wert, doch eine eigentliche Redegewandtheit nicht erfordern. Sollen diese Übungen nicht vielmehr unsere Schüler dazu befähigen, sich später, gleichviel welches Studium oder welchen Beruf sie ergreifen mögen, über einen Gegenstand, den sie beherrschen, jederzeit auch ohne lange Vorbereitung klar und fließend auszusprechen, sie dazu bringen, daß sie die falsche Scheu ablegen, zu rechter Zeit das Wort zu ergreifen und, wenn es gilt, auch einmal einen Schwätzer schlagfertig abzuführen? Diese Fähigkeit wird ihnen dann in jeder Lebensstellung zu statten kommen zu ihrem eigenen Besten, wie zum Vorteil der von ihnen vertretenen Sache. Kommt es doch oft genug vor, daß in größerem Kreise der besser Unterrichtete oder besser Gesinnte schweigt, weil er sich der Rede nicht mächtig genug fühlt und sich eine Blöße zu geben fürchtet, während der gewandte Phrasenmacher das Feld behauptet.

Erblicken wir aber in der That hierin den Zweck der Übungen, dann ergiebt sich für ihre Handhabung vieles von selbst. So muß die schriftliche Ausarbeitung fallen.

Mit ihr sind zwei Nachteile verbunden. Die Leistung sinkt zum Auswendiglernen einer deutschen Arbeit herab, und der Vortragende wird zum Sklaven des niedergeschriebenen Wortes. Wehe ihm, wenn ihm dies einmal nicht einfällt! Dann bleibt er unfehlbar stecken, er „kommt aus dem Konzepte“, die Niederschrift wird aus der Tasche geholt und der ganze Rest in der Regel abgelesen. Ein Unfleißiger, der das mit anhört, nimmt sich gleich von vornherein vor, wenn er dran

kommt, sein Gedächtnis nicht allzusehr zu belasten. Wohl ist der Versuch gemacht worden — nicht von mir, aber ich habe derartige Versuche mit angehört — den Schüler zu ordentlichem Auswendiglernen zu *zwingen*, dadurch daß man ihm vor dem Beginn des Vortrags seine Aufzeichnungen abverlangt. Der Erfolg war selbst bei vorzüglichen Schülern ein überaus peinlicher. Wer je in der Lage gewesen ist, eine schriftliche Ausarbeitung vorzutragen, der weiß, welches Gefühl der Sicherheit es giebt, wenn man die Niederschrift vor sich liegen oder auch nur in der Tasche weiß. Dem *Anfänger* dieses Mittel der Beruhigung zu entziehen wäre grausam.

Bisweilen wird zugegeben, daß der ganz freie Vortrag als *Ziel*leistung für die oberste Klasse seine Berechtigung habe, daß man dagegen in den vorhergehenden Klassen Obersekunda und Unterprima auf schriftliche Ausarbeitung nicht verzichten könne. Nun wohl, alsdann aber ist es unerläßlich, die Schüler als Vorbereitung für den Vortrag noch eine andere, unter allen Umständen für sie sehr nützliche Übung vornehmen zu lassen. Man zeige ihnen, wie sich jedem Gedanken mehrere verschiedene Fassungen geben lassen. Gewöhnt sich der Schüler daran, sich möglichst für jeden Satz außer der niedergeschriebenen Form auch noch andere zu überlegen, dann ist er bei seinem Vortrage nicht mehr an *eine* bloß gebunden. Freilich kostet dies viel Zeit und Mühe, und darum verlange man *nur ganz kurze Vorträge*.

Allein selbst schon in Obersekunda kann die schriftliche Ausarbeitung recht wohl vermieden werden. Nur sind die Ansprüche an Form und Inhalt fürs erste sehr bescheiden zu stellen. Was schadet es, wenn der Sprecher hie und da eine Pause eintreten läßt und nach dem Ausdrucke sucht; wenn er nur weiß, *was* er sagen will, dann findet sich schon ein Wort, wenn es auch nicht immer geschickt gewählt ist. Schließlich macht auch hier Übung den Meister. Deshalb muß *jedem Schüler recht oft* Gelegenheit zum freien Sprechen gegeben werden, sei's auch nur für wenige Minuten. Wenn ein Schüler — wie es oft geschieht — nur einmal im Schuljahr zum Vortrage kommt, so hat dies herzlich wenig Wert.

Etwas Neues sind diese Übungen ja auch dem Obersekundaner nicht. Bereits von den untersten Klassen an werden die Schüler angehalten, was sie in den Realfächern, besonders in der Geschichte gelernt haben, in zusammenhängender Rede mitzuteilen. Ebenso sind die für den deutschen Unterricht von Sexta bis Untersekunda vorgeschriebenen Übungen im Nacherzählen, freier Wiedergabe von Gelesenem u. s. w. sämtlich Vorübungen auf die sog. freien Vorträge der oberen Klassen. Wem würde es je einfallen auf jenen unteren Stufen schriftliche Ausarbeitung zu ver-

langen, warum nun mit einem Male von Obersekunda an? Eine kurze Aufzeichnung des Gedankenganges in Stichworten ist dagegen nur zu empfehlen. Diese mag der Schüler bei der Vorbereitung zu Grunde legen, sie darf er auch beim Vortrage selbst zur Hand haben und, wenn das Gedächtnis ihn im Stiche läßt, einsehen.

Mit dem Wegfallen der schriftlichen Ausarbeitung scheint auch unsere Lehrordnung einverstanden zu sein. Während noch in der vorletzten Lehr- und Prüfungsordnung für die Gymnasien vom 8. Juli 1882 freie Vorträge verlangt wurden „nach vorausgegangener Vorbereitung, beziehentlich schriftlicher Ausarbeitung“, so wünscht die neue Lehrordnung nur, daß die Schüler „sich über ihnen geläufige Stoffe mündlich im Zusammenhang aussprechen können“.

Die Hauptsache ist, wie schon angedeutet, daß der Schüler genau weiß, was er sagen will, pectus est, quod disertos facit, und dies führt uns auf die Wahl des Stoffes für die Vorträge.

Bei dieser Gelegenheit der Neigung des Schülers einigen Spielraum zu lassen ist gewiß recht löblich. Wenn jedoch diese Neigungen sich auf Gebiete erstrecken, deren Pflege durch ihre Zöglinge die Schule unmöglich wünschen kann, so sind sie für diesen Zweck nicht verwertbar. Danach würden Schülervorträge zu beurteilen sein — wie sie in der That gehalten worden sind — über Darwinismus, Laplacesche Nebelfleckentheorie, über die Frage, welche Bestattungsweise den Vorzug verdiene, die Beerdigung oder die Verbrennung der Leichen, u. ä. Aber auch weniger — entlegene Themen dürften zu verwerfen sein, sobald nicht anzunehmen ist, daß sie die Gedanken der ganzen Klasse zu beschäftigen vermögen, sogar Erörterungen von Schriftwerken, die von der Klasse nicht gelesen sind.

Wer derartige Vorträge mit angehört und zu besprechen gehabt hat, der wird sich gewiß — ebenso wie oft bei den Deklamationen — des Gedankens nicht erwehrt haben, daß in diesem Falle zu Gunsten eines einzelnen zu viel von der kostbaren Zeit des Unterrichts geopfert wird. Die Ernennung eines sogenannten Korreferenten ändert daran nur wenig, und überdies sind die Leistungen eines solchen meist recht kläglich, da er sich nur selten ernstlich die Mühe nimmt, mit dem betreffenden für ihn oft viel zu umfangreichen und zeitraubenden Gegenstande gehörig vertraut zu werden.

Wenn der Vortragende sich darauf beschränkt, den Inhalt einer von ihm gelesenen Schrift seinen Mitschülern vorzuführen, so mag dies allenfalls noch hingehen, ja unter Umständen trägt es vielleicht ein wenig zur Belehrung mit bei. Unsere Lehrordnung spricht ja von „freien Vorträgen mit Übungen im Referieren“, und in der That ist es

eine recht schwierige und zugleich sehr bildende Aufgabe, den Inhalt einer Schrift knapp und klar zusammen zu fassen. Wenn nun einerseits der Redner sich seiner Aufgabe mit großem Geschick entledigt, und andererseits seine Zuhörer mit der gespanntesten Aufmerksamkeit ihm folgen, dann kann vielleicht einmal ein solcher Vortrag auch für andere von einigen Nutzen sein. Aber wie selten sind diese Bedingungen wirklich vorhanden, in den meisten Fällen war die Zeit für die übrigen verloren.

So ist es, um ein Beispiel anzuführen, in Obersekunda beliebt, die nicht in der Stunde gelesenen Teile des Nibelungenliedes in Schülervorträgen mitteilen zu lassen. Dies kann recht zweckmäßig sein, wenn man nämlich dafür sorgt, daß gleichzeitig auch die übrigen Schüler der Klasse sich mit dem Inhalte der betreffenden Lieder — sei's auch mit Hilfe einer Übersetzung — bekannt machen, damit sie die Inhaltsangabe des Vortragenden beurteilen, berichtigen oder ergänzen können. Unterläßt man dies, so haben die anderen so gut wie nichts davon. Auch dem aufmerksamen Zuhörer fällt es schwer, den oft recht eintönigen, Wesentliches von Unwesentlichem nicht scharf genug scheidenden Ausführungen des Schülers zu folgen. Die breite Darstellung, die Wiedergabe vorkommender Reden in umständlicher Oratio obliqua wird ihn langweilen und ihm womöglich die Dichtung selbst verleiden. Man frage nur einmal einen Schüler — noch in derselben Stunde — wie viel er von einer solchen Inhaltsangabe behalten hat!

Beiläufig erwähnen möchte ich hier eine Art von Redeübungen, die sowohl eine Beteiligung der ganzen Klasse ermöglichen als auch eine vortreffliche Unterstützung für das Gedächtnis des Vortragenden gewähren, ohne daß sich auch nur eine Skizze in Stichworten nötig machte, es ist dies die Erklärung von Bildern, etwa Launitzscher oder Lehmannscher Wandtafeln und Karten, also kleine Vorträge über die Akropolis von Athen, das Forum Romanum, über Sicilien, den Lauf des Rheins, eine mittelalterliche Burg, ein Turnier u. s. w. Der Schüler wird sich hierauf in der Weise vorbereiten, daß er aus einem oder mehreren guten Büchern sich über das für seinen Zweck Wissenswerte unterrichtet und sich so in den Stand setzt, über die Einzelheiten des Bildes oder der Karte Auskunft zu geben. Zur Abwechslung läßt sich dieses Verfahren, etwa in Obersekunda, recht wohl einmal eine Zeit lang anwenden.

Von den zwei Einwänden, die gegen diese und ähnliche Arten von Schülervorträgen erhoben worden sind, ist der eine ganz hinfällig, wenn man behauptet hat, sie setzten zu wenig Selbstthätigkeit des Schülers voraus, weil sie sich lediglich auf Reproduktion beschränkten. Was für Anforderungen hieße es an unsere lernende Jugend stellen, wenn wir

einem Schüler unsere volle Anerkennung versagen wollten, der sich mit einem wenn auch noch so kleinen Wissensgebiete so vertraut gemacht hat, daß er in freier Rede klar und gewandt darüber zu sprechen vermag! Denken wir doch an unsere eigene Thätigkeit als Lehrer, ist sie nicht zum überwiegend großen Teile reproduktiv? Freilich ein wörtlich ausgearbeiteter Vortrag über ein solches Thema, der mehr oder weniger abgeschrieben und dann auswendig gelernt wäre, hätte keinen Wert, darum verbiete man geradezu in solchem Falle die schriftliche Ausarbeitung.

Zu beachten dagegen ist der andere Einwand: bei der immerhin noch knapp bemessenen Zeit für den deutschen Unterricht sei es unzulässig, andere als aus dem deutschen Lehrstoff sich ergebende Gegenstände behandeln zu lassen. Ob im Hinblick auf den schließlichen Zweck der Übungen eine gelegentliche Behandlung auch anderer Gegenstände des Schulunterrichts wirklich so verwerflich wäre, bleibe dahingestellt. Jedenfalls bietet der deutsche Unterricht anziehende Stoffe in Hülle und Fülle, so daß ein Hinausgreifen auf andere Gebiete mindestens unnötig erscheint.

In welcher Weise soll man nun die Vortragsübungen für den deutschen Unterricht selbst verwerten? Sie an die in den Stunden gelesenen und erklärten Litteraturwerke anzuschließen erscheint bedenklich, dies würde leicht zu dem Fehler verleiten, vor dem unsere Lehrordnung ausdrücklich warnt, durch zu langes Verweilen bei einem Schriftwerk den Schülern den Geschmack daran zu verderben. So bleibt als das Hauptgebiet, aus dem die Stoffe für die Vorträge zu nehmen sind, die Privatlektüre, der ja gerade beim deutschen Unterricht eine besonders hervorragende Stelle gebührt.

Selbstverständlich giebt es hierbei verschiedene Möglichkeiten, doch soll an dieser Stelle nur ein Verfahren etwas eingehender geschildert werden, durch dessen Anwendung mir diese Übungen in der Oberprima zu einer wirklichen Freude geworden sind. In ihm findet sich alles das vereinigt, was in den obigen Leitsätzen als wünschenswert bezeichnet ist, mit ihm lassen sich auch die anderen Übungen, welche die Lehrordnung für die Prima noch vorschreibt, leicht verbinden, nämlich „die mündlichen logisch-rhetorischen und die Übungen im Disponieren".

Den Schülern wird ein Werk der deutschen Litteratur oder auch ein Shakespearesches Stück zur Privatlektüre aufgegeben mit längerer Frist auf einmal oder, was richtiger sein dürfte, in Abschnitten auf mehrere Lehrstunden verteilt. Durch Kreuz- und Querfragen überzeugt sich nun zunächst der Lehrer, ob das Stück auch wirklich gelesen ist, giebt die allernötigsten Erklärungen und liest, wenn die Zeit vor-

handen ist, wohl auch einige für das Verständnis des Ganzen besonders wichtige Stellen vor. Schon hierbei bietet sich zu kleinen Redeübungen, z. B. zu Referaten über einzelne Aufzüge Gelegenheit. Aber die Hauptsache kommt erst.

Ist auf diese Weise ein Überblick über die ganze Dichtung gewonnen, so werden in gemeinsamer Beratung mit den Schülern eine Anzahl Aufgaben festgestellt, die sich zur Behandlung in Vorträgen eignen. Eine Gefahr liegt hier wie bei allen derartigen Übungen darin, daß man sich leicht zu viel oder gar ausschließlich mit den Begabteren der Klasse beschäftigt. Vielmehr ist gerade besonderes Augenmerk darauf zu richten, daß auch schwächere und schüchterne Schüler zu lebhafter Beteiligung herangezogen werden. Allerdings darf man dann selbst thörichte und ungeschickte Vorschläge nie schroff zurückweisen, und vor allem schütze man solche Schüler vor der Lach- und Spottlust ihrer Klassengenossen[1]), damit sie nicht etwa verprellt werden. Es ist ja so leicht für den Lehrer, selbst recht verfehlte Bemerkungen in liebenswürdiger Weise so zu wenden und umzugestalten, daß sie brauchbar werden, ein Körnchen Richtiges findet sich am Ende überall. Der Lohn dafür bleibt nicht aus, er liegt schon in dem dankbaren „So meint' ich's" des Schülers und in seinem freudestrahlenden Gesicht, daß er sich als den Urheber eines so guten Gedankens betrachten darf, wie er ihn sich selbst kaum zugetraut hätte. Und hat der unbeholfene Schüler einen solchen, wenn auch nur scheinbaren Erfolg gehabt, so wird er Selbstvertrauen gewinnen, seine Schüchternheit ablegen, sich gern und schließlich mit wirklichem Erfolge an den Übungen beteiligen.

Nehmen wir an, diese gemeinsame Beratung habe zur Aufstellung von 3 oder 4 Aufgaben geführt, so wird nun die Klasse dem entsprechend in 3 oder 4 Gruppen geteilt, die für die nächste oder übernächste Stunde je eine dieser Aufgaben zu durchdenken haben. Bei der Verteilung wird den Wünschen der einzelnen Rechnung getragen, vor allem wird eine Scheidung in „Bessere" und „Schwächere" — Schafe zur Rechten, Böcke zur Linken —, die für die letzteren etwas ungemein Niederschlagendes, ja Verletzendes hat, grundsätzlich vermieden. In der Regel meldet sich für jedes Thema freiwillig die genügende Anzahl, ist es doch von den Schülern selbst angeregt worden. Daß bei der Vorbereitung das nötige Material schriftlich gesammelt und gesichtet wird, ist nur zu billigen. Eine wörtliche Ausarbeitung aber fällt nach meiner Erfahrung keinem ein. Denn, wenn auch jeder ganz genau weiß, daß er über die ihm gestellte Aufgabe zu sprechen hat, so kann

1) Dasselbe gilt auch von der Besprechung der Aufsätze!

er doch nie mit Sicherheit darauf rechnen, als erster Redner aufzutreten.

So kommt nun die Stunde oder auch die Reihe von Stunden heran, in der die wohl vorbereiteten Übungen vorgenommen werden sollen, von den Schülern wie vom Lehrer mit Freude und Spannung erwartet. „Stunde" sagte ich, wir legen ihr in diesem Falle die stolze Bezeichnung „Sitzung" bei, und die Prima ist von der Wichtigkeit der Sache so überzeugt, als sei sie eine Königliche Gesellschaft der Wissenschaften.

Die Sitzung beginnt. Der „Vorsitzende" — dieser Ausdruck empfiehlt sich schon deswegen, damit die Schüler nicht genötigt sind, den Namen oder Titel ihres Lehrers immer im Munde zu führen — der Vorsitzende bezeichnet eine der Aufgaben als ersten Gegenstand der Besprechung und ernennt den Vortragenden. Ist ein Gast anwesend, so bestimmt dieser Thema und Redner. Der aufgerufene Schüler bringt nun in mehr oder weniger wohlgesetzter Rede vor, was er über die Sache gefunden und gegenwärtig hat, ohne irgendwie unterbrochen zu werden. Die Dauer eines solchen Vortrages überschreitet selten 10 oder 12 Minuten, meist sind sie noch kürzer. Oft bin ich erstaunt, wie frisch und flott dabei den jungen Rednern die Worte vom Munde gehen.

Bereits während dieses ersten Vortrages geben einzelne durch Zeichen zu verstehen, daß sie um das Wort bitten, und zwar keineswegs bloß Mitglieder der betreffenden Gruppe, sondern auch andere. Berücksichtigt werden indessen zunächst nur die ersteren und erst dann, wenn diese sämtlich zu Worte gekommen sind, die übrigen; mit dem Stoffe im allgemeinen vertraut sind sie ja alle. Dabei wird erstens die Frage erörtert, ob die Auffassung der Aufgabe durch den Vortragenden und seine Gliederung des Stoffes Anerkennung findet, zweitens werden Einzelheiten berichtigt und ergänzt. Dem ersten Redner wird zu etwaiger Rechtfertigung seiner Ausführungen nochmals das Wort erteilt. Da kommt es oft zu ganz erregtem Meinungsaustausch, aus dem auch der Lehrer manche Anregung gewinnt, doch dürfen die einfachsten parlamentarischen Formen von niemand außer Acht gelassen werden, für Einhaltung der rechten Schranken sorgt der Vorsitzende. Die Zeit vergeht in solchen Stunden unglaublich schnell.

Ist die erste Aufgabe zu einem gewissen Abschluß gebracht, so folgt die zweite u. s. f., oder es wird auch gleich — das Protokoll vorgelesen.

Daß die Übungen im Protokollieren mit Vortragsübungen der eben geschilderten Art leicht verbunden werden können, liegt auf

der Hand. Aber auch hier möchte ich die Frage vorausschicken: welches ist der Zweck der Protokollierübungen? Keinesfalls der, den Schülern Gelegenheit zu bieten, Gehörtes mechanisch nachzuschreiben und es alsdann zu Hause auszuarbeiten, ihnen somit noch eine weitere deutsche Arbeit sehr zweifelhaften Wertes aufzubürden. Vielmehr sollen sie lernen, von dem, was sie hören, schnell die Hauptgedanken zu erfassen und sie sofort schriftlich in eine verständliche Form zu kleiden. Dem Studenten wird die hierin erlangte Fähigkeit im Kolleg nützen, ihn vor gedankenlosem Nachschreiben bewahren, dem jungen Juristen ist sie ganz unentbehrlich und auch in anderen Lebensstellungen wird sie oft willkommen sein. Dies genügt, glaub' ich, zur Begründung, daß sowohl das Stenographieren wie das nachträgliche Ausarbeiten der Berichte nicht zu dulden sei. Man lasse sie vielmehr am Ende der Stunde oder nach Schluß der Besprechung einer Aufgabe vorlesen und, soweit dies möglich ist, auch berichtigen. Die einzelnen Redner pflegen sich, wenn sie vom Protokollanten mißverstanden worden sind, schon selbst gehörig zu verwahren.

Übrigens sind auch die Protokollierübungen den Schülern nur dem Namen nach neu, in Wirklichkeit beginnen sie schon ziemlich früh damit. Jedes Aufschreiben von Bemerkungen während der Lehrstunden, soweit sie nicht geradezu diktiert werden, ist ja eine Vorübung dazu. Bis vor wenigen Jahren war es noch allgemein üblich, daß in dem Religions-, Geschichts-, Geographie- und naturwissenschaftlichen Unterricht, aber auch sonst, wenn der Lehrer im Zusammenhange vortrug, von den Schülern Hefte geführt wurden. Was war dies anders als ein Protokollieren? Ob der unzweifelhaft damit verbundene Nachteil wirklich so groß war, daß er die Abschaffung der Sitte als wünschenswert erscheinen ließ, ob sie bei maßvoller Ausübung nicht auch manchen Gewinn brachte, daß z. B. dem fleißigen Schüler ein sorgfältig geführtes und berichtigtes Heft ein wertvoller Besitz war, zu dem er bei Wiederholungen lieber griff als zu dem gedruckten Leitfaden, daß der zu Zerstreuung Neigende durch kurze Aufzeichnung der Hauptsachen zur Sammlung seiner Gedanken genötigt wurde, — das zu untersuchen ist hier nicht der Platz. Jedenfalls ist von Anstalten, wo das Führen von Heften untersagt ist, auf die Protokollierübungen in Prima als einen Ersatz dafür um so größerer Wert zu legen.

Von den Schülern wird diesen Übungen ein lebhaftes Interesse entgegen gebracht. Ja in Schülerkreisen waren sie längst üblich, ehe die Lehrordnung sie zum Unterrichtsgegenstand erhob. Wer litterarische Kränzchen von Schülern kennen gelernt hat, der weiß, daß dabei das Protokoll eine wichtige Rolle zu spielen pflegt.

Während nun aber — eine Klasse von etwa 25 Schülern angenommen — bei den vorhin beschriebenen Redeübungen in wenigen Stunden jeder Schüler mehrmals für längere oder kürzere Zeit zu freiem Sprechen Gelegenheit findet, so würde er zum Protokollieren kaum ein Mal im Schuljahre kommen. Um diesem Übelstande abzuhelfen, lasse man mehrere Schüler gleichzeitig protokollieren und ernenne die Berichterstatter immer nur für die Besprechung je einer Aufgabe, wodurch auch dem Eintreten einer Abspannung bei den betreffenden Schülern vorgebeugt wird.

Freilich wird es selten möglich sein, von den gleichzeitig niedergeschriebenen Berichten mehr als einen in der Stunde vorlesen zu lassen. Werden die Protokolle jedoch zu einem Hefte gesammelt und vom Lehrer aufbewahrt, so kann dieser leicht mit den Schülern ihre Fehler gelegentlich besprechen.

Sehr zu empfehlen ist es, ein bis zwei Mal im Schuljahr sämtliche Schüler über ein und denselben Vortrag ein Protokoll aufnehmen zu lassen und dieses alsdann zu korrigieren. Natürlich hätte das nicht bei einem Schülervortrage zu geschehen, sondern bei einem Vortrage des Lehrers über ein litterarisches oder sonst ein Thema aus dem deutschen Lehrstoff. Bisweilen liegt der deutsche und der Geschichtsunterricht in einer Hand, alsdann würde sich auch ein Geschichtsvortrag recht gut für eine solche Übung verwenden lassen. Diese Protokolle werden vollständig als deutsche Aufsätze behandelt und gerechnet, nämlich unter die nach unserer Lehrordnung „von Zeit zu Zeit zu schreibenden Klassenaufsätze, bei denen das Absehen ausschließlich auf knappe und zutreffende Wiedergabe eines den Schülern aus dem Unterrichte der Anstalt geläufigen Stoffes gerichtet ist".

Um das geschilderte Verfahren noch etwas anschaulicher zu zeigen, lasse ich zwei Proben von Schülerprotokollen folgen, beides Erstlingsleistungen, wie sie von den Schülern in der Stunde niedergeschrieben sind, zunächst einen Bericht über die Besprechung einer einzelnen Aufgabe, dann einen zweiten über eine ganze Sitzung.

1.

**Bericht über die Sitzung am 8. Mai 1893.**

Anwesend: als Gast R. G.,
der Vorsitzende und die Oberprima.

Beginn der Sitzung $8^{10}$ vormittags.

Nachdem in den Sitzungen vom 1. und 4. Mai Wallensteins Lager Gegenstand der Besprechung gewesen war, ergeht man sich in der heutigen Sitzung näher über Schillers Wallenstein überhaupt.

Zunächst wurden vom Vorsitzenden die Aufgaben noch einmal vorgelegt:

1. Welches ist die anziehendste Gestalt in Schillers Wallenstein?
2. Wodurch wird Wallenstein bewogen, das Bündnis mit den Schweden abzuschließen?
3. Welche Mittel wendet Schiller in den letzten Scenen an, um unser Mitleid mit Wallenstein zu erregen?
4. Die Frauengestalten in Schillers Wallenstein.

Auf Veranlassung des Gastes R. G. behandelt H. das erste Thema. Redner spricht einleitungsweise von den Personen in Schillers Dichtung überhaupt und teilt sie ein in Idealgestalten und historische Gestalten. Zum Thema übergehend läßt er Nebenpersonen und Frauengestalten bei Seite und lenkt die Aufmerksamkeit auf Wallenstein und die beiden Piccolomini. Wallenstein sei eine Soldatennatur, doch zarteren Gefühlen zugänglich. Schiller zeichne ihn als edle Seele, seine Ziele seien edel, die Mittel aber zu verwerfen. Sein Verrat werde gemildert durch den vermeintlichen Einfluß der Gestirne, durch seine Machtstellung und durch seine Umgebung. Redner geht danach über auf Octavio Piccolomini. Dieser erscheine ihm am wenigsten ansprechend. Seine Treue gegen den Kaiser sei das einzige Lobenswerte an ihm, freilich gründe sich auch diese nur auf eigennützige Absichten. Er sei eine verschlossene Natur, täusche das Vertrauen, das ihm Wallenstein entgegenbringt, auch sein Verhältnis zu seinem Sohne befriedige nicht. Schließlich betrachtet Redner Max Piccolomini und zeichnet ihn als tüchtigen erprobten Soldaten und Feldherrn, als den Träger einer idealen Auffassung vom Kriege, als treuen Freund und Bewunderer Wallensteins, als den Sieger im Widerstreite der Pflichten. H. faßt nun zusammen und entscheidet sich für Max. Wallensteins Gestalt verdunkle sein Verrat, Octavio werde durch seinen selbstsüchtigen Charakter abstoßend.

Der Vorsitzende glaubt, daß gegen H.s Ausführungen sehr viel Einwendungen erhoben werden könnten.

P. findet die Einleitung H.s unpassend, vermißt ein näheres Eingehen auf die Fehler Wallensteins, dieser sei allzu glänzend geschildert, schließt sich aber im allgemeinen dem Urteile H.s an.

H. giebt den ersten Vorwurf zu und entschuldigt sich beim zweiten mit der Kürze der Zeit.

Gr. meint, auch der Verrat Octavios hätte näher beleuchtet werden sollen.

L. bringt einen neuen Gesichtspunkt: H. habe zuviel Rücksicht auf die *Stellung* der Personen genommen. Statt Octavio Piccolomini hätte Thekla herangezogen werden sollen. Für ihn kämen überhaupt nur Wallenstein, Max und Thekla in Frage.

R. stimmt L. bei, daß Octavio ganz außer Betracht hätte bleiben sollen.

M. I: Ebenso wie Octavio hätte auch Buttler genannt werden müssen; H. weist dies zurück.

K. II vermißt, daß an dem Helden Max die Fehler der Jugend nicht gerügt worden seien, so z. B. seine übertriebene Schwärmerei für den Frieden. Auch der Vorwurf, daß er seine Reiter in den sicheren Tod gehen lasse, könne ihm nicht erspart werden, wenn dies auch durch einen taktischen Zweck, den er mit im Auge habe, einigermaßen entschuldigt werden könne.

Der Gast R. G. spricht seine Zufriedenheit mit den Ausführungen der Vortragenden, besonders H.s aus, ist aber gleichfalls mit seiner Auffassung des Themas nicht in allen Punkten einverstanden.

Der Vorsitzende wundert sich darüber, daß niemand sich für Wallenstein entschieden habe.

H. H. als Berichterstatter.

## 2.

### Bericht über die Sitzung am 31. August 1893.

Anwesend: der Vorsitzende und die Oberprima.

Krank: N.

Beginn $2^{10}$ nachmittags.

Nachdem in der Sitzung vom 28. d.s. folgende Aufgaben festgestellt worden waren:

1. Die Fabel von Shakespeares Kaufmann von Venedig.
2. Ist im Kaufmann von Venedig die Einheit der Handlung gewahrt?
3. Gegenüberstellung der Charaktere Antonios und Shylocks,

spricht in heutiger Sitzung zunächst N. über die Fabel im Kaufmann von Venedig. Antonio, anfangs glücklich, gerät ins Unglück. Sein Freund Bassanio leiht gegen eine Antonios Leben gefährdende Verschreibung bei Shylock Geld, um in Belmont als Freier Porzias, einer reichen jungen Erbin, auftreten zu können. Von den drei Kästchen wählt er glücklich das richtige und erhält Porzias Hand. Bald aber erfährt er von Antonios Unglück, er geht deshalb, besonders auf Porzias Zureden, sofort nach Venedig und will Antonio aus seiner peinlichen Lage, in die ihn der Jude gebracht hat, erretten. Shylock jedoch nimmt die von Bassanio angebotene viel höhere Summe nicht an, es kommt zum Prozeß, in dem der Jude schließlich verurteilt wird.

Kr. bemerkt, daß in N.s Vortrag große Unordnung geherrscht habe. Er hätte vor allem mit Bassanio, nicht mit Antonio beginnen,

dann aber die Notlage des Kaufmanns weiter ausführen müssen. Der Vorsitzende stimmt dem bei.

Hierauf spricht Rm. seine Mißbilligung darüber aus, daß N. in seinem Vortrage den letzten Aufzug ganz unberücksichtigt gelassen habe. Dadurch sieht sich der Vorsitzende veranlaßt, zum besseren Verständnis des Stückes ausführlicher von der Probe zu sprechen, auf die Bassanio durch Porzia gestellt wird. Nachdem sich mehrere hierzu geäußert haben, einigt man sich in dem Urteile, daß Bassanio diese Probe glänzend bestehe.

W. wird mit der Ansicht, N. hätte näher auf die Kästchenscenen eingehen müssen, zurückgewiesen. Schließlich werden noch einige Einzelheiten in N.s Vortrag richtiggestellt.

E. I hält Vortrag über die Einheit der Handlung im Kaufm. v V. Im allgemeinen sei sie eingehalten, denn die Haupthandlung bilde die Geschichte Bassanios. Nur insofern werde die Einheit der Handlung nicht streng gewahrt, als Shakespeare noch zwei andere Liebesgeschichten hinein verwebt habe.

M. I vermißt bei E.s Vortrag eine Einleitung, in der etwa zu erwähnen gewesen wäre, daß Shakespeare frei sei von den Fesseln der französischen Richtung, welche außer der Einheit der Handlung auch die der Zeit und des Ortes streng beobachtet wissen wollte. Weiterhin erklärt sich M. für eine ganz andere Auffassung der Haupthandlung.

K. II unterscheidet ursprünglich zwei Haupthandlungen, die Geschichte Bassanios und die Antonio-Shylock-Handlung. Höhepunkte: Kästchenwahl und Gerichtsscene. Beide gingen aber so vollständig in einander über, seien so eng mit einander verknüpft, daß man wohl von einer Einheit der Handlung sprechen könne. Auch der Vorsitzende erklärt sich für diese Auffassung.

P.s Meinung, Shakespeare hätte die beiden anderen Liebesgeschichten besser weglassen sollen, wird von Rm. und E. als unrichtig bezeichnet.

Im weiteren Verlaufe der Sitzung redet Oe. über die beiden Charaktere Antonio und Shylock. Antonio ist bei seinem Reichtum mildthätig gegen seine Mitmenschen, er ist ein treuer, sich ganz hingebender Freund, kein blind dem Erwerb nachjagender Geschäftsmann. Wie im Glück, so zeigt er auch im Unglück einen trefflichen Charakter. Shylock dagegen ist ein hungriger Wucherer, gegen seine Mitmenschen hart und grausam. Seine gemeine Gesinnung zeigt er besonders bei der Gerichtsverhandlung. So unmenschlich er im Glück ist, so feig zeigt er sich im Unglück. Schließlich kommt Redner auf Antonios Edelmut zurück und führt einzelne Beweise dafür an.

B. vermißt in Oe.'s Vortrag vor allem eine ordentliche Disposition. Der Vorsitzende hält diesen Vorwurf für sehr berechtigt und führt aus, die beiden Charaktere hätten lieber neben einander, nicht nach einander

geschildert werden sollen, um Wiederholungen zu vermeiden. Sodann würde Oe. gut gethan haben, seine Einleitung an den vorhergehenden Vortrag anzuschließen.

Schluß der Sitzung 3 Uhr.

H. R. als Berichterstatter.

Aus dieser Behandlung und Verwertung der Privatlektüre entspringen noch weitere Vorteile. Sie ermöglicht es dem Lehrer, eine ziemlich große Anzahl klassischer Dichtungen in ihren Grundzügen vorzuführen und die Schüler zum Nachdenken darüber anzuregen, und je mehr ein zusammenhängender Unterricht über Litteraturgeschichte nach den neuen Lehrordnungen jetzt zurücktritt, um so nötiger wird es, die Schüler zu möglichst umfassender Lektüre anzuleiten. Ferner ergiebt sich aus diesen Übungen eine Fülle von Themen für den deutschen Aufsatz. Den Schülern sind von den Redeübungen her manche Gedanken erinnerlich, die sie verwenden können, sie werden sich daher weniger nach gedruckten Hilfsmitteln umsehen, und bei der Korrektur sind nicht so viele grundfalsche Ansichten zu bekämpfen.

Ausdrücklich bemerken will ich noch, daß mir der Gedanke gänzlich fern liegt, mit meinen Ausführungen und den aufgestellten Leitsätzen einen wesentlich neuen oder gar allein zum Ziele führenden Weg gezeigt zu haben, kommt es doch wenn irgendwo beim Unterricht, so hier erst recht auf die Eigenart des Lehrers an. Vielmehr habe ich sie in der Hoffnung veröffentlicht, damit in diesen Blättern einen Austausch von Erfahrungen herbeizuführen, der dem so wichtigen deutschen Unterricht in den oberen Klassen gewiß zu gute kommen würde.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Nachtrag zu dem Scherzgespräche Zeitschrift VII, 272 flg.

Inzwischen bin ich noch auf weitere Spuren des von mir Ztschr. VII, 272 flg. mitgeteilten Scherzgespräches gestoßen. Dasselbe findet sich nämlich wiederholt in älteren Weihnachtspielen. Schon in dem alten hessischen Weihnachtspiele, welches Piderit (Parchim 1869) aus einer Handschrift des 15. Jahrhunderts veröffentlicht hat, und das höchst wahrscheinlich noch weiter zurückgeht, begegnen wir der Scene, wie ein Hirte nach der Verkündigung der Geburt Christi durch die Engel einen anderen Hirten aufweckt, letzterer jedoch erst nach längerem Widerstreben sein Lager verläßt, um mit nach Bethlehem zu gehen. Der Dialog der beiden Hirten, welcher im einzelnen noch keine Ähnlichkeit mit unserem Scherzgespräche zeigt, erscheint dann in späteren Weihnachtspielen mehrfach mit denselben

oder ähnlichen Ausschmückungen wie das letztere. So findet sich in dem Oberuferer Christigeburtspiel, welches K. J. Schröer in seinen „Deutschen Weihnachtspielen aus Ungarn", Wien 1858, mitgeteilt hat und welches wahrscheinlich im 16. Jahrhundert entstanden ist, die folgende Scene (S. 82 a. a. O.):

Gallus: Stichl, steh auf, der himel kracht scho!
Stichl: Ei läßn nur kracha, er is scho alt gnua dazua.
Gallus: Stichl, steh auf, die waldvögelein piewen scho!
Stichl: Ei laß s'nur piewen! ham klani köpf, ham bald ausg'schlaffn.
Gallus: Stichl, steh auf! die furleut kleschen auf der straßn.
Stichl: Ei laß s'nur klescha, habn noch gar weit z'farn.[1])

Während wir hier dem Motive von den Vöglein (bezw. Spatzen) und den Fuhrleuten (bezw. Wagen) wiederbegegnen, treffen wir in einem wohl ebenso alten oberschlesischen Weihnachtspiel, welches A. Mayer in der Ztschr. f. d. Altert. 29, 104 flg. mitgeteilt hat, den Hirtendialog mit einer Schlußpointe an, wie sie sich ganz ähnlich in dem Scherzgespräche aus Windsheim sowie auch in dem oben mitgeteilten französischen Scherzspruche findet. S. 110 flg. a. a. O.:

Erster Hirt: Bruder Joll, Bruder Joll,
Steh auf, steh auf!
Der Himmel ergraut.
Zweiter Hirt: Laß ihn grauen, laß ihn grauen,
Er ist noch nicht alt genug.
Erster Hirt: Bruder Joll, Bruder Joll, steh auf!
Wir wollen in die Kirche gehn.
Zweiter Hirt: Ich geh nicht heute, ich geh morgen,
Ich hab zerrißne Schuh.
Erster Hirt: Flick sie dir zu!
Zweiter Hirt: Mit was?
Erster Hirt: Mit Stroh!
Bruder Joll, Bruder Joll, steh auf,
Wir wolln in Krepschn[2]) gehn.
Zweiter Hirt: Ei da geh ich mit!

Zu beachten ist noch, daß der Siebenschläfer in dem Scherzgespräch aus Windsheim denselben Namen trägt wie der schläfrige Hirte in dem obenstehenden Dialoge, und zwar einen Namen, den wir nebst anderen Koseformen von „Jakob" (wie „Jäckl", „Jackel", „Jöggedl") auch sonst noch mitunter in Weihnachtspielen und Weihnachtliedern als Hirtennamen antreffen.

---

1) Schröer bemerkt zu „piewen": „piewen, biben: das Pipen, Piepsen der Vögel, ist hier wohl ursprünglich gemeint; da es die Mundart nicht kennt, wurde es, vielleicht durch Anlehnung an biben = beben, entstellt." — Man vergleiche die Zeitschr. VII, 272 mitgeteilte Stelle aus dem 6. Kapitel von Fischarts Gargantua.
2) = Wirtshaus.

Das frühzeitige Vorkommen des Scherzgespräches in Weihnachtspielen an sich und namentlich auch der zuletzt erwähnte Umstand berechtigen zu der Annahme, daß der Ursprung des, wie es scheint, noch jetzt ziemlich verbreiteten[1]) Volksscherzes in den genannten Spielen zu suchen ist.

München. **Anton Englert.**

2.

## Bismarck.

Nach einem Gedicht Karl Stielers, mit verteilten Rollen vorzutragen.

Sie saßen in der Schenke
Und pflegten der Sonntagsruh,
Und dachten des alten Kaisers,
Des alten Kanzlers dazu.
Da stiegen die alten Zeiten
Vor ihren Blicken auf,
Ein rühmliches Kämpfen und Streiten,
Ein herrlicher Siegeslauf.
Da schlugen schneller die Pulse,
Und leuchtend das Auge schaut,
Da sie des Kanzlers gedachten,
Wie er das Reich gebaut.

Baumeister sollt er werden
Mit Richtscheit und mit Lot,
Denn seinem Bau auf Erden
Nicht Sturz noch Wanken droht.
Er hat den Grund gegründet,
Gewölbt die Bogen weit,
Nun steht es und verkündet
Des Meisters Herrlichkeit.

Er taugte wohl zu weben;
Am Webestuhl der Zeit
Hat er die Bande gewoben
Der deutschen Einigkeit.
Aus mannigfachen Farben,
Wie jeder Gau sie bot,
Wob er das einge Banner
Das Banner schwarz=weiß=rot.

Er sollte lieber jagen,
Jagen das rote Wild,
Wie er in alten Tagen
Schützte das deutsche Gefild.
Wenn wieder der Fuchs der Schlaue
Sich rüstet zum alten Kampf,
Ihn räuchern aus seinem Baue
Mit Blei und Pulverdampf.

Wär er Stallmeister worden,
Hätt auch nicht übel gepaßt,
Setzt Deutschland in den Sattel,
Da hat es Bügel gefaßt.
Wohl saß es sicher droben,
Er faßte die Zügel fest,
Stallmeister wie einst Froben,
Zu seines Herren Best.

Wohl wärs ihm auch gelungen,
Dem Manne eisenhart,
Doch danken wirs Gott im Himmel,
Daß er der Bismarck ward.

Bernburg a. S. **Gerhard Heine.**

3.

## Noch einmal zu Schlegels Arion.

E. Meyer sucht im 2. Hefte dieses Jahrgangs S. 131 flg. meine Auffassung, die letzte Strophe des Gedichts „Arion" sei als vom Sänger,

---

1) Inzwischen erfuhr ich von einer Aschaffenburger Dame, daß sie in ihrer Kindheit den Anfang des Scherzgespräches häufig von ihrer Mutter hörte, welche damit ihre Kleinen zum Aufstehen zu ermuntern pflegte. Einzelne dialektische Eigentümlichkeiten der Fassung weisen übrigens darauf hin, daß dieselbe in Aschaffenburg nicht zu Hause ist. Sie lautet: „Hansjerg, steh auf, die Spatze murre. — Ach, laß sie ner murre, die ham kleine Kepfle, die können längst ausgeschlafen ham."

nicht von Periander gesprochen zu denken, durch eine ausführliche Beweisführung zu widerlegen. Ohne mich in eine weitgehende Polemik gegen Meyers Ansicht, die in Rede stehenden Worte seien einzig und allein dem Periander zuzuweisen, an dieser Stelle einzulassen, will ich mich lediglich gegen die Behauptung verwahren, daß mir das Gedicht als eine völlig „vorwurfsfreie" Schöpfung Schlegels erscheine, die auch von vornherein die größte dramatische Wirkung hervorzubringen bestimmt sei. Dem ist nicht so. Den poetischen Wert oder Unwert des erwähnten Gedichts in den Kreis der Erörterung zu ziehen lag überhaupt nicht in meiner Absicht, insofern ich nur das Verhältnis der Schlußstrophe zum Inhalt und Ideengange der Ballade feststellen wollte. So kann es sich meines Erachtens nur darum handeln, wie das Gedicht ohne Rücksicht auf eine demselben etwa zu Grunde liegende Tendenz als fertiges Erzeugnis des Dichters zu behandeln sei. Daß aber, mag man auch über Anlage und Ausführung nicht mit Unrecht geteilter Ansicht sein, gerade in der schnellen Aufeinanderfolge der zuletzt geschilderten Begebenheiten ein wirksames Moment enthalten ist, das einer stimmungsvollen Anschaulichkeit nicht entbehrt, kann kaum einem Zweifel begegnen. Wenn nun Arion selbst sich „der Töne Meister" nennt, so erblicke ich hierin keine eitle Anmaßung und Selbstüberhebung zumal den rohen Schiffern gegenüber, die trotz ihrer niedrigen Gesittung und Gesinnung dem Gesange dieses bekannten, hochgefeierten Künstlers gern gelauscht hatten und aus dem Munde eben dieses Sängers, den sie längst getötet wähnten, ihr ferneres Geschick vernehmen mußten. Natürlich konnte Arion nur im Einverständnis mit Periander den Frevlern eine Strafe ankündigen, die durch die Anwesenheit des Herrschers ihre Bestätigung und Rechtsgiltigkeit erhielt. Der Personenwechsel wird bei dem feierlichen Tone, der dem letzten Akt zukommt, kein Befremden erregen dürfen. Deshalb halte ich meine frühere Ansicht auch jetzt noch aufrecht.

Neisse. **O. May.**

4.

## Zur Wortbetonung.

Sehr erfreut hat mich die lehrreiche Betrachtung über das Wort „lebendig" (VI S. 641). Die richtige Betonung wiederherzustellen verbietet zwar usus tyrannus, aber in einem anderen Worte haben wir die richtige Betonung, wenn es auch nicht der Schriftsprache angehört: mir ist aus dem Pommerschen wohlbekannt das analog gebildete Adjektivum „kochendig", z. B. „kóchendiges Wasser", welches den Zustand des Kochenden bezeichnet.

Es sei gestattet noch auf andere Unregelmäßigkeiten unserer Wortbetonung hinzuweisen. Man hört „bármherzig" und „barmhérzig", die

richtige Betonung scheint die weniger verbreitete zu sein. Wir betonen August als deutschen Vornamen auf der ersten, als Monatsnamen auf der letzten. Doch war es wohl nicht immer so, sonst hätte sich für Erntezeit nicht das Wort „Aust" bilden können. Ebenso nennen wir den römischen Kaiser Augúst — doch sage man nicht: nach einem allgemein für fremde Namen ohne Endung geltenden Gesetze. Denn wir sagen zwar Cornél, Lysípp, Terénz, Homér, aber andrerseits Sátyr, Télemach und König Philipp.

Zum Schluß noch ein Beispiel dafür, wie Betonung der Fremdwörter auf deutsche eingewirkt hat: die Personennamen Reuchlin, Böcklin, Wölfflin. Weil wir Anilín und Stettín aussprechen, so denken wir nicht mehr an Rauch und Bock und Wolf und nennen den alten Capnio (καπνός) Reuchlín, wie den Hoedulus und den Lupulus. Ob Melanchthon ihn auch so rief?

Friedenau. **H. D.**

5.

Der in der letzten Nummer der Zeitschrift für den deutschen Unterricht erschienene Aufsatz Hildebrands „Ein Stückchen ultramontaner Literatur-Geschichte" veranlaßt mich zu einer ergänzenden Bemerkung.

Der Ausdruck „Tropfen am Eimer" ist nicht von Klopstock zuerst geprägt worden, vielmehr hat er ihn aus Luthers Übersetzung von Jesaia 40, 15 geschöpft. Dort heißt es: „Siehe, die Heiden sind geachtet wie ein Tropfen, so im Eimer bleibt". In der Vulgata ist es übersetzt: Ecce, gentes quasi stilla situlae. Um so beschämender für Herrn Sebastian Brunner, der bei diesem Bilde nur an den Eimer eines Bierwirtes zu denken vermag!

Und weshalb wird denn in diesem Bilde die Erde verkleinert? Klopstocks Frühlingsfeier giebt ja die deutliche Antwort, die Herr Brunner nicht gefunden zu haben scheint. Der Zusammenhang dort ist folgender: Die Erde so gering, so klein und verschwindend gegenüber den „größeren Erden" des Ozeans der Welten, und diesen Tropfen bewohnen und bewohnten Tausendmaltausende, Myriaden: wie gering, wie verschwindend und nichtig müssen also erst diese Wesen dem Blick in die Unendlichkeit des Alls erscheinen! Und in diesem Bewußtsein der eigenen Nichtigkeit gegenüber dem All ruft er: Und wer bin ich? Aber nun, wo man ein „Nichts" als Antwort erwartet, bricht er in den anbetenden Jubelruf aus: Halleluja dem Schaffenden! Ich bin **mehr** als die Erde und als alle die Erden und Siebengestirne, die so unvergleichlich groß erscheinen! Denn der Dichter wird sich gerade am Gegensatze bewußt, daß ihm zu teil ward, was all jenen Welten fehlt: die unsterbliche Seele! Daß dieses

Digitized by Google

Bewußtsein der tiefe Grund ist, aus dem sein Jubelruf emporquillt, geht völlig klar aus dem „Aber" hervor, mit dem die folgende Strophe beginnt:

> Aber du, Frühlingswürmchen,
> ... Du lebst, und bist vielleicht,
> ach, nicht unsterblich.

Verden. **Dieck.**

---

Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte unter ständiger Mitwirkung von J. Bolte u. s. w. herausgegeben von Julius Elias, Max Herrmann, Siegfried Szamatolski. Zweiter Band (Jahr 1891). Stuttgart. G. J. Göschensche Verlagshandlung. 1893. gr. 8. IX, 144 und 275 S. 12,60 Mark.

Mit größtmöglicher Pünktlichkeit hat sich der zweite Band dieses höchst verdienstlichen Unternehmens eingestellt, indem er dem ersten, die Serie eröffnenden sich nach weniger denn Jahresfrist anreihte. Freilich bedang dies auch eine gewisse Notwendigkeit, weil ja sonst das Erscheinen der Sammelberichte über die Erscheinungen eines zeitlich abgeschlossenen Zeitraums in gar zu langem Abstande hinter diesen selbst herhinken würde. Hoffen wir, daß auch fürder die Beteiligten den sauren Mühen der geschäftigen Redaktion vollste Rücksicht widerfahren lassen und so ihrerseits auch in der Hinsicht zum Gelingen beitragen, daß der doch noch vorhandene Vorsprung eines Jahres eingeholt wird. Sonst verliert man zwar nicht zur Umsetzung der hier gebotenen Auszüge und Urteile, wohl aber zur baldigen Einsichtnahme in die weit verzettelte Kleinlitteratur die Möglichkeit und läuft Gefahr, eben kürzlich aufgegriffene und vielleicht schon stark geförderte Stoffe unter Umständen mit schwächern Mitteln aufzurühren. Mögen inskünftig nicht wieder saumselige, unglaublich schroffe oder auch nur überpeinliche Mitarbeiter den rechtzeitigen und vollinhaltlichen Abschluß verzögern bez. verhindern. Die betreffenden Klagen der Redaktion lauten arg genug.

Während der Titel des ersten Bandes — den ich in dieser Ztschr. VII, 433—435 anzeigte — 33 Mitarbeiter der Redakteure aufführte, sind es diesmal deren 34, worunter sich aber nicht bloß willkommener Ersatz findet, sondern auch ein fester Stamm, von dem kaum wieder ein loser Zweig abfallen dürfte. Die Namen der Stützen, die die drei Gründer — der zweite von diesen scheidet aus dem redaktionellen Wirken jetzt aus — sich erkoren, sind: J. Bolte, W. Creizenach, G. Ellinger, E. Elster, L. Geiger, W. Golther, O. Harnack, A. Heusler, G. Kawerau, K. Kehrbach, K. Kochendörffer, A. Köster, Rud. Lehmann, R. M. Meyer, V. Michels, F. Muncker, R. Muther, E. Naumann, O. Pniower,

A. Reifferscheid, G. Röthe, A. Sauer, P. Schlenther, Erich Schmidt, G. Steinhausen, Ph. Strauch, V. Valentin, M. von Waldberg, O. F. Walzel, A. von Weilen, H. Welti, R. M. Werner, G. Witkowski, H. Wunderlich. Wenn man diese Liste mit der vorigen vergleicht, so muß man mit dem Tausch in den meisten Fällen zufrieden sein. Insbesondere gilt dies von dem schwierigen Kapitel „Kulturgeschichte", dessen letzte, seitens der Redaktion heute durch „lückenhaftes Material und drängende Zeit" entschuldigte, mangelhafte Erledigung in „Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde" IV, 234—236 mit einleuchtenden Gründen herb gerügt wurde. Der gegenwärtige Vertreter, Georg Steinhausen, der berufenste Herausgeber der jungen „Zeitschrift für Kulturgeschichte", dürfte keinen solchen grundsätzlichen Angriff erleiden. Überhaupt liegt nunmehr wohl jeglicher Abschnitt in den Händen eines Fachmannes, dem wirklich auch fürs einzelne der Anspruch zukommt maßgebend zu sein, und auf diesem Wege konnten daher die Abschnitte jeder für sich gemäß den Fortschritten sich vervollkommnen, die im Ausbau des Ganzen unverkennbar sind. Bei alledem hat die Redaktion, über den unerläßlichen Grenzen des Zuviel und Zuwenig, des Zubreit und Zuknapp wachend, die Eigenart des bestimmten Bearbeiters nicht mehr gegängelt, als der zu wahrende Grundton verlangte. Demgemäß erhalten wir bald ein gedrängtes Referat, namentlich in den mehr bibliographisch oder chronistisch angehauchten Rubriken wie „Geschichte der deutschen Philologie", „Schrift- und Buchwesen", „Theatergeschichte", leider aber auch für die erst im letzten Augenblick einem raschen Aushelfer übertragene „Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache", anderseits aber ausgedehnte und abgerundete Darstellungen eines unerschöpflichen Feldes, wovon Gustav Röthes überallhin auslangende Einleitungsnummer zum vierten Hauptstück „Von der Mitte des 18. Jahrhunderts bis zur Gegenwart" trotz ihres öfters außerlitterarischen Bodens und der gefärbten Berichterstattung am engsten fesselt. Diesen scheinbaren Widerspruch mit dem Gesamtcharakter zu vermeiden braucht man durchaus nicht bei einer Übersicht über die geistigen und sozialen Strömungen eines so aufgewühlten Zeitraums wie des in Frage stehenden. Immerhin sollte, schon im Hinblick auf den rastlos andrängenden Zuwachs des Materials, die subjektive Kritik etwas beschnitten werden. Der Zweck unserer Encyklopädie als Nachschlagewerk wird nicht gefördert, wenn ein lediglich nach sachlicher Auskunft Begehrender vorerst ein umfängliches „Raisonnement" mit scharfer Würze verdauen muß, mag dies auch durch erstaunliche Bewältigung und glänzenden Ausdruck geradezu bestechen. Die Ästhetik mit ihren hier allerdings erst in zweiter Linie zu beachtenden Aufgaben soll damit keineswegs zu kurz kommen und hinter dem nackten Verzeichnisse der Thatsachen im Schatten stehen.

So schöpft der sorgsame Leser — der sich bisweilen zu ernstem Studium verstehen muß — allenthalben eine Fülle gründlicher Belehrung und findet sogar auf ihm wohlvertrautem Acker jede Minute Anlaß, das Grabscheit in eine durch die sauberen Fußnoten nachgewiesene fremde Scholle zu senken. Nur möchte man dem, der nach möglichst allseitiger Umschau strebt, die Sache insofern erleichtert sehen, als ihn die Register, sonst gewiß auf dem Gipfel aller erreichbaren Nützlichkeit, nicht drei- oder vierfach nach Orten schicken, wo er über denselben Gegenstand nicht nur nichts Neues hört, sondern mit einem wiederkehrenden Citate abgespeist wird. Ich habe dabei einen mir persönlich naheliegenden Fall im Auge, meinen, nebenbei gesagt ganz anspruchslosen, Artikel über F. K. J. Schütz in der „Allgemeinen Deutschen Biographie"; er wird nicht bloß IV, 5, 49 und IV, 6, 176 angezogen, wie das Register angiebt, sondern auch IV, 9a, 46 und, irre ich nicht, noch einmal, ohne daß man davon einen Vorteil einsähe. Bei alledem soll das so hohe Verdienst der Redaktion, die ihrer Gefährtenschar auch als Mitarbeiter mit schönem Beispiel vorangeht, hier aufs nachdrücklichste hervorgehoben werden. Sie spendete uns im Verein mit den willigen Spezialisten ein wundersames Zeugnis und Erzeugnis deutschen Gelehrteneifers, der sich, wo idealer Erfolg winkt, niemals scheut in die Tiefe zu steigen.

Es erübrigt noch mitzuteilen, was der dicke Doppelquartant für die Sonderziele unseres Gebietes darbietet. Dies sind das sechste und das siebente Kapitel von Abteilung I, „Geschichte des Unterrichtswesens", von Dr. Karl Kehrbach, dem rühmlichst bekannten Historiker der vaterländischen Pädagogik, und „Die Litteratur in der Schule", von Oberlehrer Dr. Rudolf Lehmann, der längst als gediegener Kenner der Praxis offenen Ohren begegnet. In ersterem werden die Neuheiten zur Geschichte der Pädagogik einzelner Persönlichkeiten und Unterrichtsanstalten sowie Darstellungen zur Entwickelung des Schulwesens und einschlägige kulturgeschichtliche Mitteilungen übersichtlich und genau registriert. Der zweite führt Allgemeines und Methodologisches, von den amtlichen Veröffentlichungen bis zu Anleitungen und Vorschlägen, darauf die eigentlichen Hilfsmittel für den Unterricht (Schulausgaben, Lesebücher und Anthologien, Leitfaden für Litteraturgeschichte und Poetik) ohne Einseitigkeit und verständig abwägend vor. Gerade diese beiden Zusammenstellungen fallen durch die Gemessenheit der eingeflochtenen eigenen Ansichten und die Ruhe des Vortrags angenehm auf, bezwingen auch auf verhältnismäßig geringem Raum massenhafte Materialien.

Wir verfehlen endlich nicht, die hervorragende äußere Ausstattung, die der von unsern Klassikern her als splendid bekannte Verleger dem bedeutenden Werke angedeihen ließ, zu loben. In seiner und der Heraus-

geber unermüdlichen Pflege erhoben sich die „Jahresberichte“ von Anbeginn an zu einem unentbehrlichen und im edelsten Sinne preiswürdigen Not- und Quellenbuche, das ein jeder unter reichstem Dank verwerten wird.

München. **Ludwig Fränkel.**

Goethe. Von Dr. S. M. Prem. Mit vielen Abbildungen. Leipzig, Verlag von Gustav Fock, 1893. 473 Seiten. Preis brosch. 5 Mark, elegant geb. 6 Mark.

Der durch die beiden Monographien „Josef von Schnell, ein jungtirolischer Dichter“ und „Martin Greif“ sowie durch zahlreiche kleinere Aufsätze vorteilhaft bekannte Litterarhistoriker Dr. S. M. Prem hat bei Gustav Fock ein Buch erscheinen lassen, welches einfach „Goethe“ betitelt ist, aber doch eine zusammenhängende Biographie des Dichters bietet. Das Leben zerfällt in 12 Abschnitte, die sich auf 3 Perioden verteilen. Die ersten zwei Perioden der Einteilung sind die landesüblichen, die dritte Periode trägt die Aufschrift „Goethes Universalismus in Litteratur und Kunst“. In letzterer sucht der Verfasser die Hypothese zu verfechten, daß Goethes Kunstanschauung unter dem Einflusse des Sulpicius Boisserée eine andere geworden, indem er sich von dem einseitigen antiken Standpunkte zum Universalismus, zunächst zur Anerkennung der deutschen Kunst wandte. Diese sei nach den Ausführungen des Autors die Vermittelung zu den universellen Anschauungen gewesen, die er in der Folge nicht nur in der Kunst, sondern auch in der Litteratur bekundete. Prems Talent, Neues zu finden und Neues zu bringen, zeigt sich auch in dieser Arbeit, und insbesondere ist der letzte Abschnitt reich an biographischen Neuigkeiten und Details, worin wir auch den Hauptwert des Buches suchen. So bringt der Verfasser neue Daten zu Goethes Wetzlarer Aufenthalt. Hier erscheint der Reichskammerrichter Graf Franz Spaur eingeführt; wir erfahren, daß er, der auch später mit ihm in Briefwechsel gestanden, mit ihm über den Eintritt in den Reichsdienst verhandelte. Die Idee, daß Goethe von ihm zum Studium Spinozas ermuntert worden sei, ist wohl nicht haltbar. Gelegentlich folgen neue Angaben über Goethes italienische Reise. Ausführlich behandelt und mit vielen Detailnachrichten versehen ist Goethes Aufenthalt am Rhein in den Jahren 1814 und 1815. Die Daten dazu hat sich Prem aus bisher unbekannten Briefregesten und antiquarischen Quellen der Familie Brentano geholt, sowie er auch die bisher ungedruckten Aufzeichnungen der Frau von Littrow benutzte. Interessant sind Goethes Beziehungen zu Ulrike von Levetzow — unseres Wissens hier zum erstenmale authentisch dargestellt —, die übrigens nicht so leidenschaftlicher Natur gewesen sind,

wie sie gewöhnlich geschildert werden. Auch Goethes Einfluß auf die polnische Litteratur findet einen Raum in der Lebensbeschreibung des Dichters.

Über den Wert der beigegebenen Bilder ließe sich streiten. Am meisten Beachtung verdienen ein bisher unbekanntes Goethebild (Bleistiftzeichnung von Kraus) und ein Porträt des jungen Fritz von Stein. Von Interesse dürften auch die erstmaligen Faksimiles eines Stammbucheintrages der Friederike Brion, sowie der Matrikeleintrag Goethes in Wetzlar u. s. w. sein.

Wie alles, was Prem schreibt, zeigt auch dieses Buch eine gewandte Feder. Das Papier ist gut und der Druck groß und deutlich.

S. 172 soll es wohl heißen: Sie (Friederike) starb unvermählt bei ihrem Neffen (anstatt: bei ihrem Enkel). Andere Druckfehler erscheinen in der II. Ausgabe im Anhange korrigiert.

Bielitz. **Benedict Pichler.**

O. L. Jiriczek, Deutsche Heldensage. Stuttgart, Göschen 1894. Sammlung Göschen, Bd. 32. 173 S.

In der schon recht stattlichen Reihe von Bändchen der Sammlung Göschen, die unmittelbar dem deutschen Unterricht zu gute kommen, schließt sich das 32. seinem Vorgänger (vergl. O. Lyons Besprechung des 31. im 2. Hefte des laufenden Jahrg. d. Ztschr.) in würdiger Weise an. Wie der Verfasser der Litteraturgeschichte, so steht auch Jiriczek mit seiner „Heldensage“ auf der Höhe der Forschung; wie jener, so übt auch sein Genosse von derselben Hochschule mit großem Geschick die gar nicht leichte Kunst, aus der mühsamen fachwissenschaftlichen Arbeit heraus die reife Frucht zu fröhlichem Genusse darzubieten. So schon in der Einleitung (Ursprung der deutschen Heldensage), wo die Entwickelung des Heldensanges aus der chorischen Poesie durch Vermittelung eines epischen Elementes (Umreiten des Grabhügels oder der aufgebahrten Leiche des Helden) zur epischen Erzählung in überaus klarer Darstellung zusammengefaßt wird und sodann die Stoffe der Einzellieder und ihre Verbindung durch die Einheit des Trägers der Sage, sowie ihre poetische Ausgestaltung und die Verschmelzung verschiedener Sagen mit einander in scharfen Umrissen gezeichnet werden und dem Verfasser den Weg bahnen, auf dem er zur Feststellung des Begriffes und Umfanges der deutschen Heldensage gelangt.

Bei der Behandlung der einzelnen Sagen und Sagenkreise nimmt natürlich die Nibelungensage den Löwenanteil (S. 18—75) in Anspruch. Etwa die Hälfte des hierauf verwendeten Raumes (S. 76—106) ist

dem Sagenkreis von Dietrich von Bern gewidmet, während Ermanarichsage, Walthersage, Ortnit-Wolfdietrichsage, König Rother, Wielandsage und Hilde- und Gudrunsage sich auf den übrigen 60 Seiten bescheiden einrichten müssen. Zwei Register (I. Schriftwerke und Verfasser. II. Personen der Sage) sind eine zweckmäßige Zugabe zu dem schon in der ganzen Anlage wohlgeordneten Stoffe. — Der wissenschaftliche Standpunkt des Verfassers ist überall der jener maßvollen Kritik, die in Pauls Grundriß ihren Mittelpunkt und hoffentlich auch Regel und Richtschnur für die Weiterentwickelung der germanischen Philologie gefunden hat. So ist z. B. S. 37 an der Identität Brynhilds mit der Walküre, die Sigurd erweckt und mit der er sich verlobt, festgehalten, und es bedarf nicht des leidigen Trostes, daß Wissenschaft und Kunst ihre getrennten Wege in aller Hochachtung nebeneinander herwandeln könnten. S. 110 ist das geistige Vermächtnis, das Müllenhoff in seiner Abhandlung über Frija und den Halsbandmythus (Z. f. d. A., 30, S. 217—260) hinterlassen hat, zwar mit einem in Parenthese gesetzten „wie man vermuten darf" mitgeteilt; aber es ist mitgeteilt, und wer sich mit Mühe durch jene schwierige Untersuchung hindurchgearbeitet hat, wird dem Verfasser der „Heldensage" dankbar dafür sein, daß er das Ergebnis derselben in wenigen Worten klarlegt. Daß er dabei den Namen des Meisters nicht nennt, während S. 162 bei der Darstellung der Hilde- und Gudrunsage die gleichfalls aus jener Abhandlung gewonnenen Resultate, diesmal aber mit Berufung auf Müllenhoff, verzeichnet sind, erklärt sich ebenso aus dem Streben nach möglichster Kürze, wie das Verschweigen der Thatsache, daß das S. 65 flg. mitgeteilte Zitat der Besprechung von Lichtenbergers Buch „Le poème et la légende des Nibelungen" durch Wilmanns im Anzeiger f. d. Altert., Band 18, S. 72 entnommen ist. Nicht so recht vereinbar mit diesem Streben erscheint mir dagegen S. 67 flg. die allerdings für den Fachmann sehr dankenswerte Mitteilung über den Brummholzstuhl (Brinholdesstuhl) bei Dürkheim in der Rheinpfalz, und auch die Fußnoten auf S. 154 dürften in diesem Sinne als überflüssig bezeichnet werden. Anstatt der S. 103—105 ausgehobenen Stelle aus Uhlands Schriften zur Geschichte der Dichtung und Sage hätte ich lieber die vortrefflichen Ausführungen über das Verhältnis des gotischen zum rheinfränkischen Sagenkreise in demselben Werke (Bd. I, S. 172: „Die Erklärer der Heldensage . . . 173 angedeihen lassen"; S. 342: „der gotische Liederkreis . . . 343 zu Grunde gehn" und S. 344: „In der Art und Weise . . . 345 in deutschem Lande") geeigneten Ortes angeführt gesehen. Daß, wo es irgend anging, die Inhaltsangaben der einzelnen Sagen mit oder nach Uhlands Worten wiedergegeben sind, kann dem Büchlein nur zum Lobe gereichen, wie auch die Anführung einzelner

Stellen der Edda nach Gerings Übersetzung willkommen geheißen werden darf. Vermißt habe ich dagegen eine reichlichere Heranziehung der Thidrekssaga, aus der meines Erachtens die Abschnitte über Wittich, Heime und Dietleib (c. 80—95 und c. 108—129), etwa in der Kürzung, in der S. 139 die Sage von König Rother daraus gegeben ist, eine recht wertvolle Bereicherung des Inhaltes bedeuten würden, ganz abgesehen davon, daß durch eine solche Zugabe die Kenntnis des Simrockschen Amelungenliedes (vergl. die Festschr. zu R. Hildebrands 70. Geburtstag, S. 93—126) eine wesentliche Förderung erfahren dürfte.

Es bedarf wohl kaum der besonderen Versicherung, daß die vorstehenden Bemerkungen lediglich das Interesse bekunden sollen, das Jiriczeks „Deutsche Heldensage“ in reichem Maße verdient. Und wenn Referent zum Schluß noch einige formelle Beanstandungen zur Sprache bringt, so geschieht dies nur mit dem Wunsche, daß die hoffentlich recht bald notwendig werdende 2. Auflage auch einem weniger wohlwollenden Rezensenten möglichst wenige Angriffspunkte bieten möchte. Nur von geringem Belange sind dabei einzelne Eigentümlichkeiten in der copia verborum, wie z. B. „Abfolge“ (S. 59, Z. 11 u. ö.), „hohnlacht“(S. 39, Z. 9), „Jnbiß“ (S. 46, Z. 20), oder Wendungen wie „dreißig Jahre nennt das Hildebrandslied“ (S. 91, Z. 1) oder „Auch er warnt, daß die Königin noch jeden Morgen um Siegfried weine“ (S. 52, Z. 11; diese Stelle allerdings auf Uhlands Konto zu setzen, wie auch die schwerfällige Wortfolge S. 43, Z. 4 — 6). Einer stärkeren Korrektur dagegen bedarf die Stelle S. 73, Z. 19 — 22, die sich in dem sonst flott geschriebenen Büchlein dem Leser selbst „wie eine lange Fichtenstange“ vor die Füße legt[1]). (Füsse, S. 109, Z. 5 v. u., ist doch wohl nur Druckfehler wie auch 188 statt 118 in der Fußnote S. 74.) — Einer besonderen Lobpreisung der äußeren Ausstattung ist der Berichterstatter bei der „Sammlung Göschen“ überhoben.

Darmstadt. **Karl Landmann.**

Leimbach, Karl, Die deutschen Dichter der Neuzeit und Gegenwart. Biographien, Charakteristiken und Auswahl ihrer Dichtungen. IV. Bd., 3. Lief. (S. 321—505). Alexander Kaufmann — Arnold Kluckhuhn, Kassel, Kay, 1890.

Der Herausgeber klagt im Vorwort zum 4. Bande über ungenügenden Absatz. Zu den von ihm angeführten Gründen dürfte doch

1) Jch lese: „und noch zu Anfang des 17. Jahrhunderts wurde in einer Wormser Kirche eine lange Fichtenstange als Gewaffen des hürnen Seyfried vorgewiesen.“

auch wohl, wenigstens nach der vorliegenden Lieferung zu urteilen, seine weitgehende Nachsicht in der Auswahl zu rechnen sein. Dichter wie Klenau (Deckname für Julius Laucken), von dem L. selbst, und zwar auch nur für dessen „Vier Jahreszeiten" bloß die Sprache als „edel und poetisch" zu rühmen weiß, um dann eine einzige Probe daraus zu geben, in der auch die Sprache oft prosaisch ist und das einzige Ungewöhnliche die „fernen Erdesteile" sind; Gedichte, wie „Verstand und Herz" S. 426 (aus den „formvollendeten, in der Mehrzahl originellen Gedichten" Hermann Kette's: 12 Zeilen wahrster, aber nicht gerade neuer Lebensweisheit mit dem Schluß: Erhalte Dich des Besten wert, Des Minderen zu gut!); bei den Lebensläufen lange Aufzählungen theologischer, philologischer, politischer, medizinischer u. s. w. Schriften, wie bei H. Kletke eine ganze Seite Bibliographie über feuilletonistische und populär-wissenschaftliche Marktware, wohlgemerkt mit Erscheinungsort und -Jahr, Verleger und Preis vielfach unter 1 Mk.: diese minderwertigen Objekte beanspruchen einen Platz, den gewiß viele der von L. ins Auge gefaßten Käufer, wenigstens Schulen und Familien lieber zu größerer Berücksichtigung der hervorragendsten Dichter und Dichtungen benutzt sähen. Aber vielleicht haben wieder anderweitige Rücksichten L., dessen Vertrautheit mit den besten Dichtungen unseres Volkes längst bekannt ist, zu jener Weitherzigkeit geführt, und auch er hat schließlich noch nicht jeden aufgenommen, der, „weil ein Vers ihm gelingt in einer gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt, glaubt schon ein Dichter zu sein." Anderseits empfiehlt sich L.'s Auswahl gerade den Schulen und Familien durch ihren positiv christlichen Standpunkt. Doch würde es diesem nicht geschadet und schon mit Rücksicht auf die amtlich befohlene größte Vorsicht in der Auswahl dem Buche den Zutritt zu den Schülerbibliotheken katholischer Anstalten erleichtert haben, wenn z. B. Kemmlers „Kampf mit Rom" fortgeblieben wäre, zumal dies Gedicht, wenigstens formell, nicht sehr vollendet ist und die Großartigkeit des ähnlich gedachten „Am Maloja" von demselben Verfasser nicht entfernt erreicht.

Aber in jeder besseren Lehrerbibliothek sollte die im übrigen mit Geschick und jedenfalls mit dankenswertestem Fleiße zusammengestellte Sammlung nicht fehlen, und die Lehrer des Deutschen, die ja erfreulicherweise jetzt auch die neuere Litteratur immermehr heranziehen, werden sie beim Unterricht mit Erfolg verwerten und ihren Abiturienten zu weiterer Selbstbelehrung und Anregung empfehlen können.

Boppard. **Karl Menge.**

Friedrich Lange, Reines Deutschtum. Grundzüge einer nationalen Weltanschauung. Berlin, Hans Lüstenöder. 1893. VI, 228 S. Preis 2 M.

Wir haben es hier mit einem Werke zu thun, das aus tiefdringender Geisteskraft herausgeboren ist und in großartiger Erfassung der Grundzüge des deutschen Wesens eine neue Weltanschauung giebt, die doch so alt ist wie das deutsche Volk selbst. Ich bin keineswegs in allen Punkten mit dem Verfasser einverstanden: seine Anschauung über das Christentum z. B. teile ich nicht, ich halte das Christentum für das herrlichste Edelreis, das dem germanischen Stamme eingefügt worden ist und da so herrliche Blüten und Früchte gezeigt hat wie in keinem anderen Volke der Erde, so daß man fast sagen könnte, christlich sein und germanisch sein ist eins. Ebensowenig kann ich der Unterschätzung der Kraft und Bedeutung des Protestantismus zustimmen, welcher der Verfasser wiederholt Ausdruck giebt. Der Verfasser hat wohl zu sehr an den abstrakten Lehrbegriff gedacht und zu wenig an die Innigkeit des deutschen Empfindens, aus der der Protestantismus entsprossen ist. Auch sonst weiche ich in mancherlei Einzelheiten von dem Verfasser ab, aber dem eigentlichen Kern des Buches stimme ich um so freudiger zu. Die Wiedergeburt der deutschen Volksseele, die Befreiung unseres Volkes aus der grausamen und zersetzenden Herrschaft des Mammons, die Erlösung unserer Kunst vom klassischen Epigonentum und von allen ausländischen Spitzfindigkeiten, wie sie in der blinden Nachahmung Zolas, Ibsens und Tolstois hervortreten, die Errettung unserer Wissenschaft aus den Banden eines unfruchtbaren Spezialistentums: das alles wird hier in so beredter und eindringlicher Sprache gefordert, daß man diesem mächtigen Mahnrufe eines sprachgewaltigen Mannes den lebhaftesten Widerhall in allen deutschen Herzen voraussagen kann. Wir heben hier folgende Stellen aus. S. 121 flg. sagt der Verfasser: „Nicht um die Handarbeiter allein handelt es sich bei der sozialen Frage, sondern um die Befreiung aller schaffenden Kräfte unseres Volkes, um die Rettung unserer deutschen Ideale aus der Tyrannei des dummen, plumpen, grausamen und entsittlichenden Geldes ... In dem wahnsinnigen Konkurrenzkampf auf Leben und Tod fängt unsere Seele an Not zu leiden, weil mehr und mehr uns jegliche Sammlung, jegliches Behagen verloren geht. Wie viele sind heute noch unter uns, denen nach Schillers Wort die Menschenzierde zukommt, daß sie im tiefsten Herzen spüren, was sie erschaffen mit ihrer Hand. Nicht Herren unserer Arbeit sind wir noch, sondern ihre Sklaven; nicht daß wir arbeiten können und in der Arbeit unsere Kraft erproben, giebt uns Genuß, sondern nur die Begierde erfüllt uns, unsere Arbeit in möglichst viel Geld und möglichst viel äußeres Ansehen umzusetzen.

Und so lassen wir uns alle ruhelos durchs Leben hetzen, pflücken selbst unsere Erholung hastig vom Wege, wie eine Herde Schafe, die niemals vor dem Hunde Ruhe findet, und brechen am Ende zusammen, ohne des Lebens froh geworden zu sein... Der sogenannte Kampf ums Dasein bleibt gewiß das beste Mittel für die Auslese der Tüchtigsten auch im Menschenleben, aber wehe dem, der nicht sehen will, daß der heutige wilde Konkurrenzkampf nicht den Adligen unter uns, sondern oft genug den Gewissenlosesten die Palme des Erfolges reicht. Dieser Kampf ums Dasein kann nie die Auslese, sondern nur die Vernichtung der Tugend wirken, oder man müßte glauben wollen, daß in der Menschheit künftiger Zeiten für gut und tüchtig gelten könnte, was heute noch und von jeher für schlecht und niedrig galt. Würden jemals käufliche Gesinnung, kriechende Strebsamkeit, erlogene Empfindung und die Wollust der Unfreiheit die herrschenden Kräfte der Welt, dann wäre für das Deutschtum der Tag der Götterdämmerung gekommen, von dem unsere Vorfahren sangen, und die Erben des deutschen Volkes wären nicht Deutsche mehr... Meines Sozialismus erstes Gesetz wäre: Einfachheit und Selbstbescheidung in Genüssen und bei diesem Streben möglichste Gleichheit für alle. Der einzige Luxus, den wir zulassen, diene der Kunst in öffentlichen Bauten, Bildwerken, dichterischen Aufführungen, denn die Kunst allein kann des Überflusses froh werden, ohne daran zu verderben. Aber wird sich denn dieser Traum der größeren Einfachheit auf diesem unserem Jahrmarkte der tollgewordenen Kultur verwirklichen lassen? Danach frage ich zunächst nicht, sondern nur, ob deutsche Art im innersten Kerne ihres Wesens der Einfachheit geneigt ist und ob etwa Sehnsucht danach im heutigen Geschlechte sich spüren läßt. Auf beide Fragen antworte ich freudig ja und weiß, daß alle guten Regungen unseres Volkes dieses Ja bestätigen. Die Grundnatur deutschen Wesens liebt das Schlichte und Einfache, jeder umständliche Mechanismus des Lebens und Verkehrs ist uns zuwider, gestelzte Verhältnisse nicht weniger als gestelzte Menschen, obgleich wir uns wahrlich schon oft genug freiwillig zu dem überwunden haben, was offenbar gegen unsere Natur ist, denn Gott hat unserer angebornen Einfachheit leider den Affen der Fremdensucht beigegeben, damit wir doch zu Zeiten unsere Narrenfeste feiern können. Aber auf die Dauer vertragen wir doch nicht, unsere Natur zu verkehren, und nach solcher Fülle des Genusses, wie wir sie zum ersten Male seit über zweihundert Jahren in dieser letztvergangenen Zeit genossen haben, wendet sich das unbefangene Gewissen der Besten unseres Volkes von selbst wieder der Einfachheit zu."

Von großem Werte sind namentlich die Abschnitte: Außerhalb der Arena, das Persönliche im Nationalen, Wiedergeburt, in denen nach-

gewiesen wird, daß die nach außen und innen möglichst geschlossene Nationalität eine unbedingte Notwendigkeit für die Entwickelung der Menschheit zu ihren höchsten Zielen hin sei und daß wieder innerhalb der Nation das Persönliche das eigentliche Schöpferische sei, das den toten Stoff der Allgemeinheit belebe. Alle nur denkbaren Einwände gegen diese Weltanschauung werden aufs glücklichste und gründlichste widerlegt. Die praktische Anwendung der in diesen Kapiteln dargelegten Weltanschauung wird in dem wichtigen, den Mittel- und Höhepunkt des Buches bildenden Abschnitte: Reines Deutschtum gegeben, in welchem die einschneidendsten Lebensfragen: das Christentum, die soziale Frage, die Frauenfrage, der ewige Friede, Dichtung und Kunst unter dem Gesichtspunkte dieser neuen Weltanschauung betrachtet werden. Das Buch Langes ist von viel größerer Bedeutung als die weitverbreitete groteske Schrift „Rembrandt als Erzieher“, denn Lange begnügt sich nicht damit, blendende Geistesfunken sprühen und allerlei Antithesen und Citate wie ein Raketenfeuerwerk auffliegen zu lassen, sondern er giebt eine tiefdurchdachte, auf sicheren Gründen und Beweisen ruhende, in geistvoller und zu Herzen gehender Sprache geschriebene Arbeit. Auch an der Frage des Antisemitismus geht Lange nicht vorüber, und man muß ihm zugestehen, daß er zu den wenigen gehört, die diese Frage mit reinen Händen angefaßt haben. Dennoch wird er gerade hier seinem eigenen System ungetreu, indem er sagt, daß im Kampfe gegen das Judentum der Schuldige mit dem Unschuldigen leiden müsse. Das widerspricht aber dem gerade von ihm so schön dargelegten Begriffe der deutschen Gerechtigkeit. Deutsch sein heißt niemals doktrinär sein, sondern überall und in jeder Frage von Fall zu Fall entscheiden. Und so ist der deutsche Geist an sich weder philo- noch antisemitisch, und es ist ein ungeheurer Irrtum, wenn von gewissen Seiten die Begriffe deutschnational und antisemitisch als gleichbedeutend gesetzt werden. Lange hat diesen Irrtum nicht begangen und dem Antisemitismus nur einen verhältnismäßig kleinen Raum (S. 71—89) in seinen Betrachtungen angewiesen, aber es wäre doch wohl richtiger gewesen, wenn er die antisemitische Frage neben der sozialen Frage, der Frauenfrage u. a. in dem Kapitel „Reines Deutschtum“ als eine vorübergehende Zeitströmung betrachtet hätte, die mit dem deutschen Geiste als solchem nichts zu thun hat, sondern nur als eine Zeitfrage unter dem Gesichtspunkte der praktischen Anwendung der deutschnationalen Weltanschauung zu betrachten gewesen wäre. Der deutsche Geist wird den schuldigen Juden vernichten, aber er wird dem unschuldigen seinen Schutz nicht versagen. Er kann vielleicht zeitweilig in aufwallendem Zorn der Gerechtigkeit vergessen, aber sehr bald wird sich die alte deutsche Gerechtigkeit wieder siegend über alle Zeitströmungen emporheben. Er

wird einen Denker wie Spinoza immer als eine vornehme und ehrwürdige Erscheinung betrachten, er wird den Dichter des Buches der Lieder immer als einen unserer größten Lyriker verehren, aber den Schriftsteller Heine wird er aufs tiefste verachten. Und so wird der deutsche Geist bei jeder Leistung und jedem Werke nicht nach Herkunft und Abstammung, nicht nach Blut und Rasse des Urhebers fragen, sondern er wird die Leistung als solche betrachten, ob sie uns vorwärts bringt oder zurückwirft, ob sie den Inhalt unserer Volksseele erweitert oder verengt, ob sie geeignet ist, unsern nationalen Besitz zu mehren oder zu mindern. Das ist genau die Stellung, die z. B. Bismarck, diese Inkarnation deutschen Wesens und deutschen Geistes, stets der Judenfrage gegenüber eingenommen hat, und auch darin hat er, wie in so vielem anderen, mit einem unglaublich sicheren und reinen Gefühl, mit einem ins Wesen der Dinge dringenden Scharfblick das Rechte getroffen. Wäre er noch heute unser leitender Staatsmann, so hätte er es zweifellos verstanden, das stürmische Bergwasser des Antisemitismus, das soviel Schutt und Geröll mit sich führt, in das rechte Bett zu leiten.

In einem umfangreichen Anhange (S. 156—228) behandelt der Verfasser kolonialpolitische Erinnerungen und die Frage der deutschen Schulreform. Auch hier giebt er, wie in allen übrigen Teilen des Buches, zum Teil ganz Vorzügliches, und wir können nur wünschen, daß die Vorschläge Langes bei den maßgebenden Stellen gründliche Erwägung finden mögen.

Wir haben unsern Standpunkt zu dem schönen Werke Langes um so eingehender gekennzeichnet, je mehr wir uns mit ihm eins fühlen in den Grundanschauungen, die er mit so warmer Begeisterung und in so eindringlicher Sprache vertritt. Möge dieses tief angelegte und wahrhaft vornehme Werk, auf das jeder Deutsche mit Stolz blicken kann, die weiteste Verbreitung finden, und möge es in unzählige Herzen die Samenkörner einer echt deutschen Weltanschauung streuen und damit die Keime des wahrhaft Edlen, Guten, Wahren und Schönen pflanzen. Das Buch ist soeben in zweiter Auflage erschienen und wird hoffentlich noch recht viele neue Ausgaben erleben.

Dresden. **Otto Lyon.**

Dr. Hugo Rademacher, Auswahl volkstümlicher Lieder und Gedichte für höhere Lehranstalten und Mittelschulen. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior). 1893. XI, 292 S. Preis geb. 2 M.

Die vorliegende Sammlung will nur volkstümliche Gedichte darbieten, will aber zugleich den Lehrstoff für Deutsch und Singen ver-

einigen und endlich einen einheitlichen Kanon der Volkslieder und Gedichte geben. Durch die Vermischung dieser verschiedenen Standpunkte ist nun in der gegebenen Auswahl eine heillose Verwirrung entstanden. Da sind, lediglich um den üblichen Deklamationsstoff der Schulen zu geben, der bekanntlich über den Kreis der volkstümlichen Lieder weit hinausgreift, Gedichte mit aufgenommen, die man doch unmöglich unter den Begriff volkstümlich pressen kann, z. B. Chamissos Schloß Boncourt, Die alte Waschfrau, Die Sonne bringt es an den Tag; Freiligraths Auswanderer, Löwenritt, Hurra Germania; Emanuel Geibels Morgenwanderung, Ostermorgen, Friedrich Rotbart, Das Lied vom deutschen Kaiser; Geroks Wie Kaiser Karl Schulvisitation hielt, Des deutschen Knaben Tischgebet; Goethes Johanna Sebus, Der Sänger, Der getreue Eckart, Der Schatzgräber, An den Mond, Meeres Stille, Glückliche Fahrt, Harfenspieler; Herders Kind der Sorge; Klopstocks Frühlingsfeier, Die frühen Gräber; Körners Aufruf; Wilhelm Müllers kleiner Hydriot; Platens Grab im Busento, Der Pilgrim von St. Just; Schillers Kraniche des Ibykus, Bürgschaft, Alpenjäger, Ring des Polykrates, Taucher, Graf von Habsburg, Kampf mit dem Drachen, Lied von der Glocke, Klage der Ceres, Das eleusische Fest, Kassandra u. s. w. u. s. w. Diese zum Teil der höchsten Kunstpoesie, zum Teil einer bloß rhetorisch-deklamatorischen Kunstrichtung angehörigen Dichtungen werden hier als volkstümliche Lieder dargeboten! Aber weiter! Da sind ferner, lediglich um die üblichen Texte für die Singstunde zu geben, eine Reihe von bloßen Kinderliedern oder Gesellschaftsliedern, die noch niemals jemand als Volkslieder angesehen hat, in den Kanon der Volkslieder aufgenommen, z. B. Hoffmanns Frühlingslied (Alle Vögel sind schon da), Frühlingsbotschaft (Kuckuck, Kuckuck ruft aus dem Wald), Der Weihnachtsmann, Abendlied, Bei des Storches Wiederkehr, Rätsel (Ein Männlein steht im Walde), Das Füchslein (Wer ist in unser Hühnerhaus eben doch gegangen?), Abschiedslied der Zugvögel, Die Veilchen u. a.; Kamps Alles neu macht der Mai; Overbecks Komm, lieber Mai; Dieffenbachs Frau Schwalbe; Das einsame Röslein von Ed. Hermes; Kotzebues Es kann ja nicht immer so bleiben; Jägers O, wie lieblich ist's im Kreis trauter Biederleute u. s. w. u. s. w. Man sieht, der Herausgeber vermischt vollständig die Begriffe Kinderlied, Gesellschaftslied und Volkslied. Kotzebue, ein deutscher Volksliederdichter! Wirkliche Volkslieder und volkstümliche Gedichte enthält die Sammlung nur verhältnismäßig wenige. Unter den Kinder- und Gesellschaftsliedern finden sich aber viel solche, die besser von unseren Schulen ferngehalten würden. Es geht nicht, daß derartiger zum Teil recht läppischer Kram, um das Buch auch in den Dienst der Singstunde zu stellen, neben die Meisterwerke Goethes und

Schillers gestellt wird. Hat der Verfasser doch sogar Kinkels Verhunzung von Walthers Ir sult sprechen willekomen mit aufgenommen. Auch die Texte sind nicht immer genau, sie scheinen vielfach nach Singebüchern gegeben zu sein, nicht immer nach den Originalen. So heißt es hier in Goethes Schweizerlied (S. 64): Hänt Nestli gebaut (statt des richtigen: Hänt's Nestli gebaut), auch fehlt da die vierte Strophe: „Und da kummt nu der Hansel“ u. s. w. Bei solchen Dialektliedern dürfen auch die notwendigen Anmerkungen nicht fehlen; mindestens hätte hier bemerkt werden müssen, daß unter den Summer-Vögle Schmetterlinge zu verstehen sind. So muß die vorliegende Sammlung ihrer ganzen Anlage und Ausführung nach als verfehlt bezeichnet werden. Möchte die Schule derartige Veröffentlichungen, wie die vorliegende, mit Entschiedenheit ablehnen. Eine Sammlung unserer volkstümlichen Lieder, wie sie einst Hoffmann von Fallersleben gegeben hat (3. Aufl. 1869), wäre gewiß für die Gegenwart wieder recht notwendig, aber eine solche müßte auf ganz anderer Grundlage und mit ganz anderen wissenschaftlichen Mitteln ausgeführt werden als die vorliegende.

Dresden. **Otto Lyon.**

Reinhold Bechstein, Ausgewählte Gedichte Walthers von der Vogelweide und seiner Schüler. Schulausgabe. Mit Einleitung, Anmerkungen und Wörterbuch. 2. Auflage. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachfolger, 1893.

Die vorliegende mittelhochdeutsche Textauswahl aus Liedern und Sprüchen Walthers, Ulrichs von Singenberg, Leutolds von Seven, Rubins, Walthers von Metz, Rudolfs des Schreibers, Reinmars von Zweter, Bruder Wernhers, des Marners, Reinmars von Brennenberg, Sigehers, des Meißners und des sogenannten Seifried Helbling muß nach jeder Richtung hin als eine wohlgelungene Arbeit bezeichnet werden. Von Walther sind vierzig der schönsten Lieder und fünfzig Sprüche aufgenommen; die Auswahl ist tadellos, die Behandlung des Textes vorzüglich. Daß eine so reiche Auswahl, welche die Mitte zwischen einer vollständigen Ausgabe und der üblichen dürftigen Lesebuchauswahl hält, ein dringendes Bedürfnis für die Schule ist, dafür dürfte am deutlichsten die Thatsache sprechen, daß dieser hochbedeutende Dichter, der als Lyriker nur in Goethe seinesgleichen findet, als Spruchdichter überhaupt von keinem anderen erreicht wird, der zugleich ein deutscher Charakter der seltensten, edelsten und reinsten Art ist, den meisten Gebildeten auch heute noch nur dem Namen nach bekannt ist. Die vorliegende Auswahl vereint die schönsten und berühmtesten Schöpfungen Walthers; möchte sie recht viel dazu beitragen, daß diese endlich in unserem Volke allgemein

bekannt würden. Daß der Leich Walthers als zu umfangreich und zu schwierig weggelassen worden ist, billigen wir vollständig. Die Meinung Bechsteins aber, daß er gar nicht von Walther verfaßt sei, sondern von einem Anhänger der Gottfriedschen Schule (S. 7), darf hier nicht unwidersprochen bleiben. Zweifellos ist der Leich eine Schöpfung Walthers; ich verweise auf meine Schrift „Minne- und Meistersang", wo ich diesem Leich eine eingehende Betrachtung gewidmet habe und gerade das Walthersche in dieser Dichtung nachgewiesen zu haben glaube. Daß auch andere Minnedichter als Walther mit recht ansprechenden Proben in der vorliegenden Auswahl vertreten sind, heißen wir mit Freuden willkommen. Unsere Schule wird davon nur Gewinn haben.

Die Einleitung, die Anmerkungen und das Wörterbuch bieten alles Notwendige und Wissenswerte in knapper Form. Bei der Stelle Lât mich an eime stabe gân (35, 13) ist nicht, wie Bechstein meint, an den Stab des Alters oder des Bettlers zu denken, sondern, wie aus den folgenden Versen klar hervorgeht, an den Stab des zu Fuß wandernden Fahrenden, im Gegensatz zu dem reitenden adligen Grundbesitzer. Eine Fülle eindringender Sachkenntnis und feiner Beobachtung ist in diesen Anmerkungen niedergelegt. So sei denn die vorliegende musterhafte Schulausgabe allen aufs wärmste empfohlen. Wir wünschen ihr die allgemeinste Beachtung und vielfältige, fleißige Benutzung.

Dresden. **Otto Lyon.**

Forschungen zur deutschen Philologie, Festgabe für Rudolf Hildebrand zum 13. März 1894, dargebracht von Wilhelm Braune, Konrad Burdach, Ernst Elster, Ewald Flügel, Julius Goebel, Gotthold Klee, Rudolf Koegel, Eugen Mogk, Karl Reissenberger, Max Rieger, Gustav Roethe, Eduard Sievers, Heinrich Stickelberger, Friedrich Vogt. Leipzig, Veit u. Comp. 1894. 324 S. Preis M. 7,50.

Elf Universitätslehrer, ein Privatgelehrter und zwei langjährige Mitarbeiter unserer Zeitschrift, Gotthold Klee und Karl Reissenberger, die sich als praktische Schulmänner diesen zugesellt haben, bringen in dieser von Konrad Burdach herausgegebenen Festschrift ihre Liebe und Verehrung zu ihrem Lehrer, Freunde und Kollegen Rudolf Hildebrand zum Ausdruck, und man muß gestehen, daß die Hand Burdachs, eines der feinsinnigsten Philologen, die wir überhaupt besitzen, dem Jubilar hier einen Strauß gebunden hat, der ihm sicher hohe Freude bereitet hat. „Die älteste Wanderung der deutschen Heldensage nach dem Norden" behandelt E. Mogk in seiner bekannten gründlichen, das Für und Wider sorglich erwägenden Weise. Eine meisterliche Arbeit hat Eduard Sievers bei-

gesteuert, und wir müssen gestehen, daß wir den Forschungen dieses hochbegabten Geistes immer mit besonderem Anteil folgen. Er behandelt Wernhers Marienlieder, und zwar giebt er eine eingehende metrische Untersuchung. Er bietet nicht, wie die üblichen metrischen Untersuchungen dies gewöhnlich thun, lediglich äußerlich Formales, sondern er stellt die Frage nach dem Ethos der Verse, wie er es nennt, in den Vordergrund, d. h. er untersucht die verschiedene inhaltliche Füllung des vierhebigen Rahmens mit verschiedenartigem Wortmaterial. Aus der Untersuchung der Wortwahl heraus erkennt er die Unterschiede zwischen dipodischem und podischem Bau der Verse, weist nach, daß der dipodische Bau im deutschen Reimvers das ältere, der podische das jüngere ist und daß in der mittelhochdeutschen Periode in der Regel ein Dichter nur über ein genus metri verfüge. Bei Wernhers Marienliedern z. B. stehen Verfasser und Bearbeiter auf so entgegengesetzten metrischen Standpunkten, daß die Frage nach Echtheit oder Unechtheit sich oft glattweg durch einen einfachen Blick auf den Versbau entscheiden läßt. Die Richtigkeit dieser Anschauung wird dann an einzelnen Beispielen in genialer Weise erhärtet. Wilhelm Braune untersucht in einem ganz vortrefflichen Aufsatze: „Zur Lehre von der deutschen Wortstellung" die geschichtliche Entwickelung der Stellung des Verbums im Satze. Dabei stellt er den wichtigen methodischen Grundsatz auf, daß hier die Dichter für jede Periode der Sprache erst dann heranzuziehen sind, wenn der Gebrauch der ungebundenen Rede festgestellt ist. „Englische Weihnachtslieder aus einer Handschrift des Balliol College zu Oxford" teilt Ewald Flügel mit. Heinrich Stickelberger giebt in einem anmutigen und reizvollen Aufsatze: „Wie Altes im Berner Munde fortlebt" ein Bild Bernischen Volkstums, wie es in der Sprache seinen unmittelbaren kräftigen Ausdruck findet. „Amerika in der deutschen Dichtung" behandelt Julius Goebel. Über „Lessings Laokoon als Schullektüre" spricht sich Karl Reissenberger in einem mit umfassender Sachkenntnis und gutem Kunstverständnis geschriebenen Aufsatze aus. Er wendet sich namentlich gegen die nach unserer Anschauung nicht unberechtigten Einwendungen, die Konrad Lange in seiner vortrefflichen Schrift: „Die künstlerische Erziehung der Jugend" gegen die Laokoon-Lektüre an höheren Lehranstalten gemacht hat. Reissenberger tritt für eine Beschränkung der Laokoon-Lektüre ein und erklärt sich im allgemeinen mit Lehmanns Auswahl und Begründung einverstanden. Der treffliche Max Rieger bietet aus einem ungedruckten Werke „Klinger in der Zeit seiner Reife" einen Abschnitt dar. Einen höchst lesenswerten Beitrag zur Geschichte des deutschen Versbaues giebt Friedrich Vogt in seinem Aufsatze „Von der Hebung des schwachen e." Gotthold Klee teilt uns „Tiecks Reise von Berlin nach Erlangen 1793,

von ihm selbst berichtet" mit. Über Goethe und Beethoven handelt Rudolf Koegel. Die dramatischen Quellen des Schillerschen Tell untersucht Gustav Roethe. Über eine ungedruckte Operndichtung Goethes macht Ernst Elster wertvolle Mitteilungen, indem er über Fragmente aus dem Singspiel „Die Mystifizierten" kurz berichtet, sich die genaue Mitteilung für den 17. Band der Weimarschen Goethe-Ausgabe vorbehaltend. Konrad Burdach endlich erörtert in einem Aufsatze „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache" in seiner feinsinnigen Weise das von Martin Opitz nach dem Vorgange Ernst Schwabes von der Heide aufgestellte Gesetz des sogenannten Hiatus; es ist ein Stück aus seiner noch unvollendeten Schrift „Die Einigung der neuhochdeutschen Schriftsprache", deren Vollendung wir alle mit Sehnsucht entgegensehen. Seinem Aufsatze vorauf schickt er ein in warmen, begeisternden Worten entrolltes Programm seiner sprachgeschichtlichen Studien, und am Schlusse des ganzen Bandes richtet er folgende Worte an Rudolf Hildebrand:

„Ich überblicke noch einmal den Weg meiner Untersuchung und freue mich, an seinem Anfang Ihre weisende Gestalt zu erblicken, Ihre Lehre und Ihre Forschung wahrzunehmen, welche diesen Betrachtungen die Richtung gegeben hat: vom unscheinbarsten Äußerlichsten der gegenwärtigen Wortgestalt auf einen weiten geschichtlichen Verlauf, der, tief zurückreichend in die Vergangenheit, in die Gegenwart hineinragt und in dem sich ein bedeutsames Stück jahrhundertlanger Sprachentwickelung und damit auch nationalen Kulturlebens abspiegelt. Wenn ich so mit einem Bekenntnis über meine Stellung zu Ihnen schließe, wie ich damit begann, so geschieht das auch aus einem allgemeinen Grunde.

Die vorliegende Festgabe, welche Freunde, Schüler, Kollegen Ihnen zu Ihrem siebzigsten Geburtstage darbringen, soll Zeugnis ablegen nicht bloß von der Wirkung Ihrer wissenschaftlichen Leistungen, die gerade darum so stark ist und andauern wird, weil sie von jeher ohne Prunk, ohne Sucht nach äußerem Vorteil, Einfluß und Ansehen unabhängig von jeder Schule und Partei erfolgte. Die hier vereinigten Schriften sollen vor der Öffentlichkeit reden auch von der stillen Macht Ihrer *Person*. Jeder unter uns, der heute Ihnen sein Scherflein mit innigen Wünschen überreicht, hat sie länger oder kürzer, öfter oder seltener, an sich erfahren, hat sich durch sie erwärmt, gehoben, gestärkt gefühlt. Das *persönliche* Verhältnis, in dem wir, jeder auf seine besondere Weise, uns Ihnen, verehrter Freund und Lehrer, verbunden fühlen, hat diese Blätter hervorgerufen und Ihnen geweiht. Sollte ich im Namen unser aller den verschiedenartigen Empfindungen Ausdruck geben, denen diese Aufsätze entsprungen sind, wie konnte ich es besser, einfacher und wahrer, als indem ich hervorhob, was ich Ihnen verdanke? Das Beste, was Sie mir gaben,

empfingen im Grunde wir alle, die wir heute Ihnen unsern Dank und unsere Ergebenheit aussprechen. Es ist jener Hauch Ihres Wesens, welcher das erweckt, was uns, so verschieden an Jahren und Lebensstellung, an Neigungen und Pflichten, an wissenschaftlichen und allgemeinen Überzeugungen wir sein mögen, vereinigt und zu gemeinsamer Arbeit sammelt: der Hauch reiner, treuer, unauslöschlicher Liebe zu dem unvergänglichen Kern deutscher Art, der in zweitausendjährigem Weben der Geschichte überall, in Sprache und Lied, in Recht und Sitte, immer wieder neu und doch immer der alte, sich herrlich offenbart, der Hauch des Glaubens an den großen Beruf unseres Volkes und an die Aufgabe unserer Wissenschaft, zu ihm hinzuleiten, für ihn erziehen zu helfen, der Hauch der Hoffnung auf die Zukunft, die einlösen soll, was die Gegenwart fordert, der Hauch des Friedens und der Milde inmitten des Kampfes der Meinungen, der Hauch des heimlichen Enthusiasmus, der nicht in Worten lebt, sondern in der Freudigkeit des wissenschaftlichen Schaffens.

Dafür drücken wir Ihnen heute bewegt die Hand: als getreuem Führer, als weisem Ratgeber, als liebem Weggenossen."

Wir geben hier nur ein Gesamturteil über die Schrift im ganzen ab, ohne in eine Kritik des einzelnen einzutreten. Es ist uns eine angenehme Pflicht, auf diese schöne und bedeutsame Gabe die Leser unseres Blattes nachdrücklich hinzuweisen.

Dresden. **Otto Lyon.**

---

## Kleine Mitteilungen.

Uns ist folgender Aufruf zugegangen: „Am 8. Juni 1894 werden es 100 Jahre, seit Gottfried August Bürger die Augen schloß. Die zerstörende Macht der Zeit, die mit unerbittlicher Gerechtigkeit das Echte und Dauernde sondert von dem Vergänglichen, sie hat den Dichter der Lenore nur leise berührt. Noch heute bewegt der Meister der volkstümlichen deutschen Ballade in ursprünglicher Kraft die Herzen seines Volkes bis in die breitesten Schichten hinein, mit heiligem Schauer sie füllend und mit heiterm Behagen. Noch heute packt uns die ungestüme künstlerische Wahrhaftigkeit, mit der in Bürgers Lyrik ein leidenschaftlich glühendes Herz seine innersten Tiefen bloßlegt, mit der erregenden Frische des ersten Augenblicks.

Ein würdiges Denkmal ist dem Dichter nicht einmal in Göttingen errichtet worden, der Stadt, die Zeuge war, wie der jugendliche Adler des Hains die Flügel zu mächtigem Aufschwunge hob, der Stadt, die den in Sturm und Drang Erschöpften ringen und sterben sah. Wir hoffen, daß der nahende Gedenktag Gelegenheit giebt, eine alte Schuld abzutragen. Aber wir denken nicht an ein anspruchsvolles Standbild. Nur die verwitternde Denksäule, die heute Bürgers versteckte Ruhestätte kennzeichnet, möchten wir ersetzen durch einen stattlichen Grabstein, den Künstlerhand mit der Büste oder dem Reliefbilde des teuren Sängers schmücken soll, und wir bitten alle Freunde des Dichters, unsern Plan

zu unterstützen. Geldbeiträge wird die Dieterichsche Buchhandlung in Göttingen, dieselbe, die einst Bürgers Gedichte verlegt hat, gern entgegennehmen.

Dr. H. Althof, Professor am Realgymnasium, Weimar. Dr. Jak. Bächtold, Professor an der Universität, Zürich. Dr. R. v. Bennigsen, Oberpräsident der Provinz Hannover, Exc. Dr. E. Buchholz, Direktor des Progymnasiums, Hann. Münden. G. Calsow, Bürgermeister, Göttingen. Dr. Herm. Fischer, Professor an der Universität, Tübingen. Joh. Geo. Fischer, Stuttgart. Dr. Kuno Fischer, Wirklicher Geheimer Rat, Exc., Professor an der Universität, Heidelberg. Theodor Fontane, Berlin. Dr. Karl Frenzel, Berlin. Klaus Groth, Kiel. Dr. O. Hellinghaus, Oberlehrer am Realgymnasium, Münster. Dr. Mor. Heyne, Professor an der Universität, Göttingen. Dr. Berth. Hönig, Wien. Lüder Horstmann, Besitzer der Dieterichschen Buchhandlung, Göttingen. W. Kawerau, Redakteur der „Magdeburger Zeitung“, Magdeburg. Dr. O. Lücke, Oberlehrer am Gymnasium, Norden. Dr. E. v. Meier, Geh. Oberregierungsrat, Kurator der Universität, Göttingen. Dr. V. Michels, Privatdozent an der Universität Göttingen. Dr. Jak. Minor, Professor an der Universität, Wien. Dr. F. Muncker, Professor an der Universität, München. Dr. Heinr. Pröhle, Professor und Oberlehrer a. D., Steglitz. Dr. Karl Christ. Redlich, Professor und Schuldirektor, Hamburg. Dr. Gust. Roethe, Professor an der Universität, Göttingen. Dr. Aug. Sauer, Professor an der Universität, Prag. Dr. Paul Schlenther, Redakteur der „Vossischen Zeitung“, Berlin. Dr. Erich Schmidt, Professor an der Universität, Berlin. Dr. Franz Schnorr von Carolsfeld, Professor und Oberbibliothekar der Königl. Bibliothek, Dresden. Dr. K. Schüddekopf, Fürstl. Stolbergischer Bibliothekar, Roßla. Dr. A. Viertel, Direktor des Gymnasiums, Göttingen. Dr. Wold. Voigt, z. Z. Prorektor der Universität Göttingen. Dr. K. Weinhold, Geh. Regierungsrat, z. Z. Rektor der Universität Berlin.“ — Wir schließen uns diesem Aufrufe an und bitten, dieses schöne Unternehmen allseitig nach Kräften zu unterstützen.

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie 1894, Nr. 3. März: Karl Fuhr, Die Metrik des westgermanischen Allitterationsverses, besprochen von Herman Hirt. — Axel Olrik, Kilderne til Sakses Oldhistorie, besprochen von W. Golther (Olrik führt den Beweis, daß Saxo neben dänischen auch norwegisch-isländische Quellen benutzte). — Otto Luitpold Jiriczek, Die hvenische Chronik in diplomatischem Abdruck nach der Stockholmer Handschrift nebst den Zeugnissen Vedels und Stephanius und den hvenischen Volksüberlieferungen, besprochen von W. Golther. — P. Schild, Brienzer Mundart, besprochen von Hoffmann-Krayer. — Johannes Reicke, Zu Joh. Christ. Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität, besprochen von Eugen Wolff. — Georg Ellinger, Kirchenlied und Volkslied (Sammlung Göschen 25), besprochen von Albert Leitzmann.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 38,1: Hildebrand, Zu Walther von der Vogelweide: 1. Der vaden 44,9; 2. Ich bin nicht niuwe 59,17; 3. Walther und die höfische Gesellschaft; 4. Das bilde 67,32. — Priebsch, Segen aus Londoner Handschr. — Derselbe, Mittelhochdeutsches aus einer Handschrift des Morton college in Oxford. — Möller, Zu Kap. 28 der Germania. — Schröder, Der Straßburger

Gönner Konrads von Würzburg. — R. M. Meyer, Germanische Anlautregeln. — Derselbe, Eine urgermanische Inlautregel. — Hampe, Zwei Gedichte Frauenlobs. — Barack, Bruchstücke aus Ulrichs von Türheim Rennewart. — E. H. Meyer, Quellenstudien zur mittelhochdeutschen Spielmannsdichtung: II. Zum Ortnit; III. Zum Wolfdietrich. — Schröder, Kritisches und Exegetisches zu altdeutschen Dichtern: I. Moriz von Craon; II. Peter von Staufenberg. — Lückenbüßer. — Recensionen.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte Neue Folge 7,1: K. Borinski, Die Hofdichtung des 17. Jahrhunderts. — H. Roettecken, Kleists Penthesilea. — O. L. Jiriczek, Der Vergessenheitstrank in der Nibelungensage. — K. Trautmann, Englische Komödianten in Rothenburg ob der Tauber. — E. Bayer, Verse aus dem Gulistan, übersetzt von Fr. Rückert. — A. Biese, Was ist Übersetzen? — H. von Wlislocki, Marmontel in Ungarn. — Recensionen.

Die Grenzboten Nr. 1: Goethes Lilienmärchen. — Nr. 2 u. 4: Adolf Stern, Ein deutscher Dichter der Reformationszeit (Erasmus Alberus). — Nr. 3 u. 5: J. Collin, Die Weltanschauung der Romantik und Friedrich Hebbel.

## Neu erschienene Bücher.

Berthold Litzmann, Das deutsche Drama in den litterarischen Bewegungen der Gegenwart. Hamburg und Leipzig, Leopold Voß 1894. 216 S. Pr. M. 4.

Wilhelm Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage, herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig, F. A. Brockhaus 1894. 534 S. Pr. geh. M. 6, geb. M. 7.

Paul Knauth, Von Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipziger Dissertation. Leipzig, Fock 1894.

Emil Stutzer, Lehr- und Lernstoff im Geschichtsunterricht. Barmen 1894. Programm.

Professor Nägele, Beiträge zu Uhland. Uhlands Jugenddichtung. Tübingen 1892/93. Programm.

Dr. Mackel, Die Metapher im Unterricht. Perleberg 1894. Programm des Kgl. Realgymnasiums.

Richard Fischer, Das Verhältnis Walthers von der Vogelweide zu Friedrich II. Hamm 1894. Programm.

G. Seeliger, Das Seminar zu Weißenfels. Festschrift zur Feier seines 100jährigen Bestehens. Halle, Schroedel 1894. 102 S.

Hermann Klammer, Vergils Äneis Gesang I. Tibull, Ausgewählte Elegien. Elberfeld 1894. 65 S.

Ludwig Zürn, Joh. Heinrich Voß, Luise und der siebzigste Geburtstag. Freytags Schulausgaben 1894. Pr. geb. M. 0,60.

Joh. Bapt. Krallinger, Goethes Hermann und Dorothea. Bamberg. Buchners Schulausgaben 1894. Pr. M. 0,50.

Alex. Baldi, Ausgewählte Abhandlungen und Reden. Bamberg, Buchners Schulausgaben 1894. Pr. M. 0,60.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Zur Datierung von Goethes Ode „Das Göttliche“.

Von Geh. Schulrat **Theodor Vogel** in Dresden.

„Anbey die Ode. Wie gefall ich Ihnen auf dünnen Propheten-stelzen, Fürsten und Herren ihre Pflicht einredend?“ So hatte Goethe aus Frankfurt an Johanna Fahlmer etwa um den 10. April 1775 geschrieben. Meines Wissens ist von Loeper der erste gewesen, der die Vermutung ausgesprochen hat, die bekannte Ode 'Edel sei der Mensch, hilfreich und gut ꝛc.' sei damals der lieben Tante übersendet worden. B. Suphan (G. J. II, S. 113) hat diese Vermutung beiläufig als annehmbar bezeichnet. Franz Kern (G. J. V, S. 397) hat sie angefochten und die Redaktoren der Weimarer Ausgabe im Auftrage der Großherzogin haben sich, vornehmlich im Hinblick auf Nr. 34 des Schultheßschen Verzeichnisses, der von Kern vertretenen Ansicht angeschlossen (G. J. IX, S. 293). Trotzdem heißt es im Anhange zu dem 1887 in Weimar erschienenen Bande 2 der Briefe auf S. 332 kategorisch: „Die Beilage zu 319 (d. i. der oben angezogene Brief an Johanna Fahlmer) war die Ode Göttliches“. Es wird somit schlank als eine erwiesene Thatsache behandelt, was von Löper im Kommentar zu den Gedichten von 1883 (II S. 332) als mehr oder weniger wahrscheinlich hingestellt hatte.

Für das Verständnis der Ode ist es ja wohl gleichgiltig, ob dieselbe von dem Doktor der Rechte in Frankfurt oder von dem Weimarischen Geheimen Rate Goethe verfaßt ist, insofern Persönliches in ihr keine Rolle spielt. Aber für die Würdigung des hochbedeutenden, daher auch in Schulen mit Recht viel behandelten Gedichtes ist die Datierungsfrage keineswegs belanglos, um so weniger, da die eingangs angezogene Briefstelle, dafern sie überhaupt einschlägt, auch für die Auffassung des Gedichtes wichtige Anhaltepunkte bieten würde.

Wir vermögen sie aber durchaus als einschlagend nicht anzusehen. Sicherlich können die Mächtigen dieser Welt in höherem Maße „den Guten lohnen, den Bösen strafen, heilen und retten“ als Menschenkinder in bescheidener Lebensstellung, aber bis zu einem gewissen Grade kann dies doch wohl jeder Mensch, der in einem Berufe steht oder einen Wirkungskreis sich geschaffen hat. Das Gedicht spricht von Anfang bis zu Ende nur vom Menschen im allgemeinen im Unterschiede von aller anderen Kreatur, es hebt ausdrücklich neben dem Großen auch das hervor, was der „Beste im Kleinen thut oder möchte“. Mit dem Einherschreiten „auf dünnen Prophetenstelzen“ aber wüßte ich in Beziehung auf unser Gedicht

erst recht nichts anzufangen. Nach Goethes Sprachgebrauch, zumal in der Zeit des engeren Verkehrs mit Lavater, vermag ich bei diesen Worten nur an eine Dichtung zu denken, in welcher der Dichter gegen seine Art in geistlicher Ausdrucksweise sich bewegt, wie etwa in Mahomeds Nachthymne „Teilen kann ich euch nicht dieser Seele Gefühl". Wenn irgend ein Gedicht aber nicht auf Stelzen einhergeht, zumal auf Prophetenstelzen, so ist es das unsrige. Darnach erachte ich von Loepers Vermutung für keine glückliche, weise sie sogar mit Bestimmtheit ab.

Von den 14 Oden im weiteren Sinne, welche aus dem Jahrzehnt 1772 bis 1782 stammen, gehören

1. in das Jahr 1772: Wanderers Sturmlied, Elysium, Pilgers Morgenlied, Felsweihe-Gesang,
2. " " " 1772/73: Mahomeds Gesang, Adler und Taube,
3. " " " 1774: Schwager Kronos,
4. " " " 1776: Die Seefahrt,
5. " " " 1777: Die Harzreise,
6. " " " 1779: Gesang der Geister über den Wassern,
7. " " " 1780: Meine Göttin.

Von den drei Oden, welche nicht mit Sicherheit untergebracht werden können (Prometheus, Grenzen der Menschheit, Das Göttliche), wird die erstgenannte ihrem Stilcharakter nach wohl allgemein in die Wertherperiode, etwa in den Frühling 1774, versetzt, schon wegen der auffallenden sprachlichen Anklänge an den zweiten Brief des Romans (vom 10. Mai). Ebenso entschieden weist dagegen unseres Erachtens der Inhalt und Stil der beiden anderen auf die Zeit der inneren Beruhigung und Abklärung hin, welche für den Dichter mit 1777 begonnen hat, deren eigentliche „Epoche" aber in die Jahre von 1779 bis 1782 fällt.

Scheiden wir zunächst die beiden Gedichte Adler und Taube und Seefahrt, welche als Oden im eigentlichen Sinne nicht gelten können, von der Betrachtung ganz aus, so zerfallen die übrigen 12 in zwei deutlich genug von einander geschiedene Gruppen mit der Harzreise und dem Gesang der Geister über den Wassern als Übergängen und Mittelgliedern.

Die Oden aus den Jahren 1772 bis 1774 erweisen sich durchweg als Kinder der Sturm- und Drangperiode in des Dichters Leben, als Ausflüsse der Wertherstimmung. Mit dithyrambischer Begeisterung schwelgt der Dichter in der Natur, in Liebe und Freundschaft, in der Freude am dichterischen Schaffen, voll Kraftgefühls und kühnen Lebensmutes. Nur selten entströmen seinem Saitenspiel schrille Akkorde, überwiegend tönt es von Freudetaumel, heiliger Wonne, Seelenwärme, Liebesgefühl. Dem entsprechend erscheinen in diesen Oden die „oberen

Mächte" — hier in heidnischer, dort in mehr christlicher Ausdrucksweise — überwiegend als segnende, liebevolle. Jünglingsfrisch jauchzt der Felsenquell nach dem Himmel, die Flüsse eilen zu dem alten Vater, der mit ausgespannten Armen ihrer wartet; hinauf strebts im Morgenglanze des Frühlings an den Busen des allliebenden Vaters; von Gebirg zu Gebirg schwebt der ewige Geist ewigen Lebens ahndevoll; beschützt von seinem Genius, umschwebt von Musen und Charitinnen, wandert der Dichter wie mit Blumenfüßen über Deukalions Flutschlamm, sogar der Orkus erscheint unter dem anmutenden Bilde des Wirtes, der die Insassen des durch das nächtliche Thor einfahrenden Postwagens freundlich empfängt. Daneben äußert sich ja wohl auch hochgesteigertes, mitunter sogar fast herausforderndes Selbstgefühl. Göttergleich schwebt der Schützling des Genius über Wasser, über Erde, glüht seine Seele Gefahren und Mut; beugen soll nicht der tausendschlangenzüngig zischende Nord das Haupt des von allgegenwärtiger Liebe durchglühten Pilgers. Vom titanenhaften Selbstgenügen ist aber doch noch ein weiter Weg bis zur höhnenden Absage an die Gottheit, dem trotzigen Verzicht auf ihre Hilfe. Zu keiner Zeit seines Lebens, auch nicht in der vorübergehenden Epoche, in der er von allem Religiösen abgekehrt erscheinen konnte, ist Goethe ein Titane im Sinne des trotzigen Sichselbstgenügens gewesen, am wenigsten aber in den Jahren 1772 bis 1774. Schon hieraus folgt, daß die Ode Prometheus nur im Zusammenhange mit der Fabel und Handlung des in 2 Akten uns erhaltenen Dramas gleichen Namens, welches den Jahren 1773 bis 1774 entstammt, aufzufassen ist. Damit soll durchaus nicht geleugnet werden, daß die Trotzrede des Titanen in mythologischer Einkleidung eine Stimmung wiedergiebt, die den Dichter gelegentlich schon damals angewandelt haben mag. War er doch in jenen gärenden Jahren der in Hohem und Niedrigem Umhergetriebene, in seinen Stimmungen vielfach Wechselnde. Insoweit die Ode Prometheus aber überhaupt als Selbstbekenntnis anzusehen ist, kann sie nur „einem fliegenden Fieber des Grimms" (an Lavater, den 7. Mai 1781) entstammen.

Die in gehobenster Stimmung am 1. Dezember 1777 zu Elbingerode aufs Papier geworfene Harzreise hat mit den vorangegangenen Oden den großen Wurf und hohen Schwung sowie die Wärme der religiösen Grundstimmung gemeinsam; andererseits verrät sie den Wandel, der mittlerweile im Innenleben des Dichters sich vollzogen hatte. Er ist nicht mehr der Werther, der nur an sich denkt, nur sich auszuleben trachtet, „seinen eigenen Wert heimlich aufzehrend in ungenügender Selbstsucht". Neben allem Hohen und Erhabenen, was des gefürchteten Gipfels schneebehangener Scheitel dem Dichter sagt, gedenkt der edle Menschenfreund eines vereinsamten Unglücklichen, der Berater eines jungen Fürsten der Schädigung

des Landmannes durch ausbrechendes Wild, zum Schlusse sogar des Bergbaues im Harz. Der Gesang der Geister über den Wassern aber (vom Herbst 1779), eine feinsinnige Paramythie im Stile Herders, unterscheidet sich von den früheren Oden durch Abgeklärtheit der Gedanken und maßvollste Zurückhaltung im Ausdrucke.

Von den drei Oden, welche wir der zweiten Gruppe zuweisen, ist ohne Zweifel im Stile der Pindarischen Ode noch am meisten gehalten Meine Göttin, aus Kaltennordheim in der Rhön unter dem 15. September 1780 der Frau von Stein übersendet. Aber sie bereits enthält neben schwungvollen Stellen auch solche, welche an den sermo pedester anklingen. Im Lobpreise der seltsamen Tochter Jovis, der Phantasie, erhebt sich das Gedicht ja wohl zu einem höheren Schwung, der an die Oden der Wertherzeit gemahnt, das Ganze, welches in einem Lobe der edlen Treiberin, Trösterin Hoffnung, der älteren gesetzteren Freundin, ausklingt, ist aber merklich ruhiger gehalten als die früheren Oden, gemahnt sogar hier und da schon an das Geheimrätliche („die er sonst nur allein sich vorbehält“, „der solch eine schöne — gefallen mögen“). Das argumentierende „denn“ (Denn ihr hat er — Denn uns allein) tritt zweimal auf[1]). Besonders bezeichnend finden wir aber die Stelle, wo die Phantasie als eine Himmelsgabe gepriesen wird, die der Mensch im Unterschied von aller anderen Kreatur besitze. Das weist auf ganz neue Gedankenreihen hin, welche aus Anlaß seiner amtlichen Beschäftigung wie seiner beginnenden naturwissenschaftlichen Studien bei unserem Dichter seit 1777 sich angesponnen hatten.

Durchaus verwandt finde ich die Grenzen der Menschheit und das Göttliche, nur daß meines Erachtens das Lehrhafte (dies natürlich ohne jeden Beigeschmack des Tadels gesagt) hier noch mehr überwiegt als dort. Alle drei Gedichte bekunden das Bestreben des Dichters, in dem es sich seit der zweiten Schweizer Reise „unendlich reinigt“, in das Chaos seiner Gedanken- und Stimmungswelt durch das Ziehen fester Grenzen eine gewisse Ordnung zu bringen. „Was unterscheidet Götter von Menschen?“ ist das klar ausgesprochene Thema der Grenzen der Menschheit. „Das allein unterscheidet ihn von allen Wesen, die wir kennen“, und „Nur allein der Mensch vermag das Unmögliche“ heißt es in der Ode das Göttliche. Vergl. „Denn uns allein hat er sie verbunden“ (Meine Göttin).

Der innere Fortschritt, den die drei Gedichte gegenüber der Sturm- und Drangperiode bekunden, springt in die Augen. Wie sehr unterscheidet

---

1) Vergl. „Denn mit den Göttern“ (Grenzen der Menschheit), „Denn unfühlend ist die Natur“ (Das Göttliche).

sich von der überschwenglichen Verherrlichung des Genius im Sturmliede die Danksagung in Meine Göttin für die schöne, unverwelkliche Gattin, die ein höherer Wille dem sterblichen Menschen in der Phantasie zugestellt hat! Es wird nicht verschwiegen, daß die ewig bewegliche, immer neue Tochter Jovis zugleich seltsam, launenhaft und verzärtelt ist. Die höhere Palme reicht der Dichter zum Schlusse daher der älteren, gesetzteren Schwester, der Hoffnung. Es genügt ihm nicht, daß jene mit ihrer Macht das Dasein des Menschen bereichert und verschönt und „ein Elysium selbst auf eine Kerkerwand zu malen“ vermag. Ihm liegt auch daran, daß von dem Gedachten und Geträumten ein Teil sich erfülle, insbesondere durch der Menschen eignes Bemühn; darum will er bis zu seinem Lebensende als Treiberin und Trösterin zugleich die Göttin an seiner Seite wissen, die der Menschen Gedanken auf die Verwirklichung des Ersehnten hinlenkt. — Wie eine Palinodie auf die Ode Prometheus, auf das wiederkehrende „göttergleich“ im Sturmliede, auf das „ich, Ebenbild der Gottheit“ in der zweiten Scene des Urfaust erklingt die Warnung in den Grenzen der Menschheit: „mit Göttern soll sich nicht messen irgend ein Mensch“. Stehe er noch so fest mit markigen Knochen auf der wohlgegründeten, dauernden Erde, ein kleiner Ring begrenzt doch sein Leben, ihn hebt und ihn verschlingt die Welle. Eine weitere Schranke ist ihm dadurch gesetzt, daß er wie alle anderen lebendigen Wesen, die wir kennen, nach der Seite seiner Natürlichkeit ewigen, ehernen, großen Gesetzen wahl- und willenlos unterworfen ist. Indem die Ode Das Göttliche dies ihm naheführt, erhebt sie ihn andererseits durch den Hinweis auf das Gebiet, auf dem er Gottähnlichkeit erstreben kann und soll, das der sittlichen Welt. Das „Unmögliche, das der Mensch und er allein vermag“ ist die innerhalb gewisser Grenzen ihm zustehende Füglichkeit, nach freiem Ermessen sich zu entscheiden und nach selbstgesetzten Zwecken zu handeln. Wie dies möglich ist in einer Welt, die sonst ganz unter dem Banne der Notwendigkeit steht, kümmert den Dichter hier nicht. Er hält sich einfach an das, was jedem Unbefangenen eine unumstößliche Thatsache des Bewußtseins ist und die Stimme des Gewissens sagt. Während die anderen armen Geschlechter der kinderreichen, lebendigen Erden in dunklem Genuß und trüben Schmerzen des augenblicklichen beschränkten Lebens wandeln und weiden, vermag der Mensch[1]) die gemachten Wahrnehmungen bewußt von einander zu halten, zu Begriffen

1) Vergl. Schiller über Anmut und Würde (Hemp. XV, S. 188): „Der Mensch allein hat als Person unter allen bekannten Wesen das Vorrecht, in den Ring der Notwendigkeit, der für bloße Naturwesen unzerreißbar ist, durch seinen Willen zu greifen und eine ganz frische Reihe von Erscheinungen in sich selbst anzufangen.“

zu läutern, zu Urteilen und Schlüssen zu verbinden, über Geschehenes wie über Gegenwärtiges nach bestimmten, von ihm selbst gewählten Gesichtspunkten zu urteilen und in gleicher Weise betreffs des von ihm zu Thuenden sich zu entscheiden. Dem Augenblick kann er, auch wenn er nicht schaffender Künstler ist, insofern Dauer verleihen, als er Vergangenes, Gegenwärtiges und Zukünftiges in Gedanken auf einander zu beziehen, das „Fruchtbare“ aus dem Erlebten festzuhalten und Werke zu thun vermag, die ihrer Wirkung und Bedeutung nach den Augenblick überdauern. Als Bürger der sittlichen Welt, die auf dem Boden der natürlichen sich entwickelt hat, kann er innerhalb gewisser der Gattung überhaupt wie dem Einzelnen im Besonderen gezogenen Grenzen belehrend, ausgleichend, heilend, rettend dem Wohle der Brüder dienen. Und was er kann, das soll er auch wollen; darum die eindringliche Mahnung zu Anfang und zum Schluß: „edel sei der Mensch, hilfreich und gut“.

Beachtlich ist die Behandlung des Religiösen in diesem Gedichte. Die „unbekannten höheren Wesen, die wir ahnen“, „die Unsterblichen, die wir verehren“ erscheinen fast nur wie Reflexe, die von der Menschenwelt in die jenseitige geworfen werden. So hat es Goethe nicht eigentlich gemeint, obschon es eine ihm geläufige Anschauung ist: „Wie einer ist, so ist sein Gott“ (Zahme Xenien IV, 2, 368). Er hat nur die sicher unanfechtbare Wahrheit andeuten wollen, daß die Vorstellungen, welche Menschen sich von höheren unsichtbaren Wesen machen, stark beeinflußt werden durch die Gesinnungen, von denen sie selbst beseelt sind, wie durch die Erfahrungen, welche sie an anderen gemacht haben. Daß der Glaube eines Menschenkindes an höhere Mächte durch empörende Erlebnisse leicht erschüttert, wie andererseits durch erhebende gekräftigt wird, ist ja doch Erfahrungsthatsache. Immerhin ist die scharfe Scheidung von die wir kennen und die wir ahnen wie die Wendung sei uns ein Vorbild jener geahnten Wesen nicht zu übersehen, insofern damit unzweifelhaft ein anderer Ton angeschlagen wird als in den vorher besprochenen Oden.

Dies alles zusammengenommen, kann ich an eine Entstehung des Gedichtes Das Göttliche im Jahre 1775 nimmermehr glauben. Die inneren Gründe, welche dagegen sprechen, sind für mich so durchschlagend, daß ich selbst eine dahingehende Angabe Goethes, wenn eine solche vorläge, nicht würde umhin können als irrtümlich anzusehen.

Aber auch äußere Anzeigen weisen meines Erachtens auf die Zeit von 1780 bis 1782 hin. Das Goetheliederbuch von 36 Nummern, welches Herder und seine Frau im Herbste 1781 auf Grund der Goetheschen Sendung vom 21. September d. J. sich zusammenstellten (s. B. Suphan

G. J. II S. 105 flg.), enthielt die Grenzen der Menschheit und das Königliche Gebet[1]). Nachträglich, vermutlich aus Anlaß der unter dem 21. September angekündigten Nachsendung, hat Herder noch 9 Gedichte abgeschrieben, von welchen 5 in der Zeit vom September 1781 bis Dezember 1783 im Tiefurter Journal erschienen sind, unter ihnen als Nr. 5 Das Göttliche. Mit ganz wenigen Ausnahmen sind die damals von dem Herderschen Ehepaare abgeschriebenen Gedichte nachweislich erst seit 1780 entstanden.

Dazu kommt, daß Goethe in das Tiefurter Journal (Schriften der Goethe-Gesellschaft Bd. 7) nur Beiträge geliefert hat, welche den Lesern etwas Neues boten. Es sind daher im ganzen nur wenige Stücke von ihm in diesem Journal erschienen, obschon sich die Schriftleitung zeitweilig ersichtlich in Verlegenheit wegen der Beiträge befand und von Einsiedel öfters den Bedarf allein decken mußte. Die im September 1780 der Frau von Stein zugesendete Ode Meine Göttin erschien nun (Nr. 5 des Journals) im September 1781, die Ode Das Göttliche (Nr. 40 desselben) Ende November 1783. Auf die letztere müssen sich sonach die Worte bezogen haben im Briefe an Frau von Stein vom 19. November 1783: „Schicke mir doch die Ode wieder; ich will sie ins Tiefurter Journal geben; du kannst sie immer wieder haben".

Darnach ist mir, wenn überhaupt vermutet werden soll, keine Vermutung einleuchtender als die Viehoffs, welcher bei den am 5. April 1782 aus dem abgebrannten Weimarischen Städtchen Kreuzburg an Frau von Stein geschriebenen Worten: „ich habe mir etwas ausgedacht, das dir einen vergnügten Augenblick machen soll" in Berücksichtigung des Zusammenhangs, in dem sie stehen, an die Ode Das Göttliche denkt (s. auch A. Schöll, Goethes Briefe an Frau von Stein, II. S. 180).

Bei meiner ängstlichen Scheu vor allen litteraturgeschichtlichen Mythen lasse ich es völlig dahingestellt, wieviel Wahrscheinlichkeit dieser bestimmten Datierung beizumessen sein möchte. Nur soviel stehe ich nicht an zu erklären, daß für mich die in Rede stehende Ode an Gewicht und Bedeutung bedeutend gewinnt, wenn ich mir sie auf der dienstlichen Reise Goethes nach Meiningen, Eisenach, Ilmenau im März und April 1782 oder aus Anlaß derselben entstanden denken darf.

An Erweisungen menschenfreundlichen Sinnes und werkthätiger Liebe hat es Goethe zu keiner Zeit seines Lebens fehlen lassen, wie jeder weiß, der dieses genauer kennt. Die Ernennung zum Geheimen Rat, der Aufenthalt bei Lavater (1779), der Eintritt in die Freimaurerloge (1780),

---

1) Allerdings auch den Ganymed, den wir einer früheren Zeit geglaubt haben zuweisen zu müssen.

die verschiedentlichen dienstlichen Reisen in den Weimarischen Landen herum und an die Thüringischen Höfe — alles dies zusammengenommen hatte aber, wie der Briefwechsel und die Tagebücher ausweisen, den in Goethes edlen Herzen von jung auf vorhandenen Trieb, sich „hilfreich und gut" zu erweisen, mächtig geweckt und in bestimmte Bahnen geleitet. Mit der Klarheit seines überlegenen Blickes hatte er die zahlreichen Schäden bald erkannt, welche die Verwaltung des kleinen Weimarischen Gebietes aufwies, vornehmlich deshalb, weil es infolge der ungebührlichen Kosten der Hofhaltung allerorten an den erforderlichen Mitteln fehlte. Wie heilig-ernst er seinen Beruf als Mentor eines jugendlich dahinstürmenden Fürsten und getreuer Fürsorger für dessen Unterthanen[1]) aufgefaßt, wie unablässig er sich darüber Gedanken gemacht hat, auf welche Weise vorhandenen Notständen am besten gesteuert, Gutes und Zweckmäßiges am wirksamsten gefördert werden möchte, bekunden vornehmlich die Briefe, welche er in jenen Jahren an die Freundin seines Herzens gerichtet hat, einzelne derselben in geradezu ergreifender Weise. In immer neuen Wendungen kehrt der Gedanke wieder, daß die, denen viel anvertraut ist, nicht müde werden dürfen, zum Besten der Menschheit mit ihrem Pfunde zu wuchern. Nach alledem wüßte ich keine Zeit im langen Leben des Dichters zu nennen, auf welche die Devise hilfreich und gut besser paßte, als das Jahr, in welchem er zu seinen bisherigen Würden noch den Vorsitz in der Kammerverwaltung übernahm und mit dem ihm eigenen Feuereifer in die Pflichten dieser neuen Stellung sich einarbeitete, redlichst bemüht, „zu heilen und zu retten, alles Irrende, Schweifende nützlich zu verbinden", d. i. 1782. Da auch die vorher erwähnten äußeren Indizien ungefähr auf dieses Jahr hinweisen, so will diese Datierung von allen möglichen mir als die schicklichste erscheinen.

Heinrich Jacobi hat in der Ode[2]) ohne Zweifel Spinozistisches entdeckt, weil er — sehr zum Verdrusse Goethes — seinen 1785 erschienenen Briefen über die Lehre des Spinoza eigenmächtig dieses Gedicht und die Ode Prometheus als Eingangsbeilagen beigegeben hat. Wir lassen dahingestellt sein, ob ein Zusammenhang dieser Art bestanden hat. Jedenfalls fordert das Gedicht durch den einerseits ernst-feierlichen, andererseits lehrhaften Ton, den es anschlägt, dazu auf, als eine Art von Herzensbekenntnis und Lebensprogramm aufgefaßt und insofern mit

---

1) S. auch Ad. Schöll, Goethe als Staats- und Geschäftsmann (Goethe in den Hauptzügen seines Lebens und Wirkens, Berlin 1882) S. 159 flg.

2) Der von den Berliner Ephemeriden (1786) gewählten Überschrift Der Mensch möchten wir den Vorzug geben vor der erstmalig in der Ausgabe der Werke von 1789 auftretenden Das Göttliche. Noch zutreffender wäre vielleicht: Des Menschen Würde.

Schillers „drei Worten des Glaubens" in Vergleich gestellt zu werden. Es wird daher dem kleinen Gedichte auch im Unterrichte der Oberklassen eine besondere Beachtung zugewendet werden mögen. Schon aus dieser Rücksicht wird es aber gerechtfertigt erscheinen, da die Datierung dieses Gedichtes für dessen Würdigung unzweifelhaft von Belang ist, daß im Vorstehenden Chronologica mit so breiter Gründlichkeit erörtert worden sind.

Zum Schlusse wollen wir nicht unterlassen, auf die Abhandlung von Emil Große (Programm des Wilhelm-Gymnasium in Königsberg 1892), in welcher das Gedicht mit ebenso großer Belesenheit als Herzenswärme aus sich selbst, wie aus Goethes Schriften, Briefen und Gesprächen erklärt wird, noch besonders hinzuweisen. Wir thun das um so mehr, da in dieser Abhandlung noch ein zweites Goethesches Gedicht von hoher Bedeutung „Dauer im Wechsel" eine gründliche und feinsinnige Auslegung gefunden hat.

# Über den befriedigenden Schluß einer Tragödie, mit besonderer Beziehung auf Stücke von Lessing, Schiller, Goethe und Shakespeare.

Aus dem Nachlasse August Kobersteins[1]).

Einer unserer talentvolleren Romanschreiber aus dem Anfange dieses Jahrhunderts, der aber schon lange und über zum Teil weit schlechteren Nachfolgern in Vergessenheit geraten ist, Ernst Wagner, läßt in den Reisenden Malern einen jungen Humoristen äußern, der sicherste Probierstein für die Güte eines Romans sei das Ende: hier zeige sich hauptsächlich, ob der Verfasser ein tüchtiges Buch habe schreiben können oder nicht; der reine Mensch des Dichters, sei er auch noch so schmutzig und ärmlich, müsse da, wenn es ihm auch im Anfange und in der Mitte seiner Komposition gelungen sei, mit den Lesern Versteckens zu spielen und ihr Urteil zu täuschen, endlich in seiner eigensten Gestalt heraustreten.

Diese Bemerkung scheint mir vollkommen treffend, nicht nur in Bezug auf Werke der besonderen Kunstgattung, auf die sie hinweist: sie dürfte noch auf andere Arten poetischer Erfindungen, ja vielleicht auf alle diejenigen Anwendung erleiden, die an den Entwurf und die Aus-

1) Der Aufsatz stammt aus dem Nachlasse des berühmten Litterarhistorikers A. Koberstein und ist, nach einer Mitteilung des Enkels, ein Vortrag, den Koberstein am 20. Februar 1838 im litterarischen Verein zu Naumburg gehalten hat.

führung eines kunstmäßigen Plans gebunden sind und die Schürzung und Lösung eines sogenannten poetischen Knotens in der Darstellung von Begebenheiten und Handlungen voraussetzen, insbesondere und ganz vorzüglich also auch auf dramatische Dichtungen. Oder werden wir es etwa dem Verfasser einer Tragödie, um bei dieser Kunstform stehen zu bleiben, nachsehen dürfen, wenn er sein Werk, sobald es uns nur die vier ersten Akte hindurch ganz tadellos erschienen ist und alle die vielen und großen Forderungen, die gerade in dieser Gattung der Poesie an den Dichter gestellt werden müssen, zu erfüllen versprochen hat, auf eine unbefriedigende Art mit dem fünften Akte abschließt. Wird wohl das Gefühl der Leerheit, das die scenische Darstellung oder auch schon die bloße Lektüre des letzten Teils in uns zurückläßt, durch Rückerinnerung an den Reichtum dichterischer Gestaltung in den früheren Teilen verdrängt, ein gewaltsames oder willkürliches Zerhauen des dramatischen Knotens mit seiner kunstreichen Schürzung entschuldigt, der Mangel einer trostvollen Erhebung über den Gedanken an die Hinfälligkeit und Vergänglichkeit selbst des Größten, Schönsten, Besten und Heiligsten in der Welt der Erscheinungen durch die Fülle der erschütternden und rührenden Affekte vergütigt werden können? Gewiß nicht, und nie oder nur selten wird sich das wahrhaft dramatische Genie dieser und ähnlicher Fehler schuldig machen; je auffallender dieselben aber nebeneinander oder vereinzelt an einer Tragödie hervortreten, desto mehr wird man an des Dichters vollem Berufe zu dieser Kunstgattung oder an der Richtigkeit seiner Theorie zweifeln müssen und das, was etwa sonst in seiner Darstellung gelungen heißen kann, entweder der Natur des behandelten Stoffs oder einer glücklich abgelernten Manier und geschickten Aneignung überlieferter Kunstmittel und Kunstformen, Gedanken, Bilder und Wendungen oder endlich auch einer zufälligen, momentanen Inspiration zuzuschreiben geneigt sein, nicht aber seinem in jedem Teile seiner Schöpfung mit gleicher Klarheit, Kraft und Allgegenwart waltenden künstlerischen Bewußtsein.

Es ist nicht zu leugnen, schwer, außerordentlich schwer muß es sein, den Plan zu einer Tragödie so gründlich, tief, innerlich geschlossen, und organisch gegliedert zu ersinnen, daß er der künstlerischen Vollendung und Ausführung in keiner Art Eintrag thue, vorzüglich aber nicht schon in sich die Schuld eines mehr oder weniger unbefriedigenden Ausganges der Dichtung trage. Wenigstens finden wir, daß auch große Talente, denen in anderen Beziehungen der poetische Preis gewiß nicht vorenthalten werden kann, entweder nie oder doch nicht immer im stande gewesen sind, allen Forderungen eines geübten Kunstverstandes an den Schluß ihrer Trauerspiele ein Genüge zu leisten. Besonders schwierig scheint

es zu sein, ein tragisches Gedicht gleich von vornherein so anzulegen und dann vornehmlich gegen das Ende hin so zu halten, daß der Eintritt der Katastrophe und der völlige Schluß nicht bloß erschütternd und rührend auf uns wirke und uns durch den zu sinnlicher Anschaulichkeit umkleideten Gedanken von der Hinfälligkeit aller menschlichen Größe, Schönheit und Herrlichkeit niederbeuge, sondern uns zugleich aus der Tiefe des Schmerzes erhebe und uns neben der Versinnlichung von dem Walten einer ewigen Gerechtigkeit auch das tröstende Bewußtsein gegenwärtig halte, daß zwar der einzelne durch eigene oder fremde Schuld untergehen könne, die Gattung aber nichtsdestoweniger fortbestehe und die durch den Tod ausgezeichneter Individuen, vielleicht gar durch die Vernichtung ganzer Geschlechter entstandenen Lücken durch das Vorschieben anderer großartigen Persönlichkeiten ausfülle, sodaß über dem Grabe und der Zerstörung ein neues, frisches und kräftiges Leben, Genießen und Handeln der Übergebliebenen möglich erscheint, nicht mehr von den Verirrungen und Verbrechen gestört und entstellt, zu deren Sühnung Heldengröße und Schönheit, Liebreiz und Anmut, Liebesfülle und Lebensglück den Schauern des Todes haben anheimfallen müssen. Diese unerläßliche, wo nicht gar höchste Forderung an einen tragischen Dichter befriedigt unter den bekanntesten und gelesensten Neuern Shakespeare immer, Goethe zumeist, Schiller vielleicht nur einmal, Lessing, wenn man ihn wirklich — was er selbst nie that — für einen Dichter im höchsten Sinne des Wortes halten will, in dem berühmtesten seiner Trauerspiele, das hier allein in Betracht kommen kann, in der Emilia Galotti auch nicht.

Es wird einer weitläufigen Erörterung nicht bedürfen, um zu beweisen, daß am Schlusse der Emilia Galotti auch gar nichts übrig ist, was nach den erschütternden und herzbeklemmenden Ereignissen, die im Laufe des Stücks an uns vorübergegangen sind und die in der entsetzlichsten That, Ermordung eines schönen Mädchens durch Vaterhand, als dem einzigen Mittel, die Ehre der Jungfrau zu retten, ihre Katastrophe finden, — was uns hiernach tröstend dem gerechtesten Schmerze über den Untergang der Rechtlichkeit, Tugend und Schönheit, dem bittersten Unwillen über die Folgen frevelhaft leichtsinniger Leidenschaft, endlich dem Grausen vor menschlicher Verruchtheit und Verworfenheit entheben könnte. Denn wer bliebe noch, an dem sich der Glaube emporzuranken vermöchte, daß aus so ungeheueren Verbrechen und einer solchen Verleugnung des natürlichsten Gefühls ein neues, weniger zerrissenes und verzerrtes Leben, ein sittlicheres, edleres, unschuldvolleres Dasein erblühen werde? Der Prinz? — Was läßt sich wohl von dem erwarten, der, als er die blutigen Folgen seiner verbrecherischen Leidenschaft vor Augen hat, die Schuld seinem Helfershelfer zuschiebt und sein Gewissen mit der

Phrase abfindet? Ist es, zum Unglück so mancher, nicht genug, daß die Fürsten Menschen sind: müssen sich noch Teufel in ihren Freund verstellen? — Oder Marinelli? — Man muß vor einem Lebenskreise zurückschaudern, in dem er sich noch frei bewegen dürfte. — Vielleicht also Odoardo? — Er ist ja kein Römer, kein Virginius; er ist ein christlicher Vater. Was jenem vielleicht möglich war, nach dem Opfertode des Kindes mit kräftiger Hand in das öffentliche Leben einzugreifen und daraus Willkür und Frevelmut entfernen zu helfen, wird diesem versagt sein, muß ihm versagt sein, sein Inneres ist gebrochen, muß auf immer von unsäglichem Jammer und Schmerze zerrissen werden, wenn er nicht sein tugendhaftes Verbrechen mit dem eigenen Tode zu sühnen vermag. Und wer bleibt nun noch zurück? Eine schwache, eitle Mutter, die sich im Gram verzehren muß, wenn sie nicht in Blödsinn verfällt, zu dem wir die Gräfin Orsina, von Eifersucht und Rachsucht geleitet, schon auf dem Wege sehen. Also nur noch der redliche Camillo Rota und der Maler Conti! Aber diese Figuren, ganz im Anfange auftretend, greifen in die Handlung viel zu wenig ein, als daß wir uns ihrer noch lebhaft erinnern sollten, wenn wir bei dem Ende angelangt sind und uns nach einem Halt umsehen für unsern Glauben an menschliche Tugend und nach einer Rettung vor dem erdrückenden Gedanken, daß alles, was dem zeitlichen Dasein Wert, Gehalt und Adel verleiht, dem Untergange geweiht sei und daß nur der nichtige Schein, der Trug, die Lüge und die Verruchtheit der Gesinnung unangetastet durch die Welt gehen dürfen.

Könnte man nicht, trotz dieser Ansicht über den tragischen Dichter Lessing, den Kämpfer für Wahrheit, den größten Kritiker der neuern Zeit, den Reformator des deutschen Geschmacks, den Mann von erstaunenswürdiger Gelehrsamkeit, von dem schönsten, schlagendsten Witze, den Bildner unserer Prosa, den Grundpfeiler unserer ganzen neuen Bildung aufs höchste verehren und hätte er selbst sich nicht mit einer nicht genug zu bewundernden Selbsterkenntnis alles eigentliche Dichtergenie abgesprochen: es wäre ungerecht, in diesem Tone über eines seiner Werke zu sprechen, das bei allen seinen Mängeln nichtsdestoweniger in dem Entwickelungsgange unserer Litteratur eine der merkwürdigsten und großartigsten Erscheinungen ist und bleiben wird.

Bei den drei Stücken, die in der Reihe der Schillerschen Trauerspiele der Zeit nach die ersten sind, werden auch wohl die wärmsten Verehrer des Dichters der Kritik manche Einrede gestatten, da hier auch nicht ein Schluß befriedigend heißen kann, sondern alle auf die reine Verneinung jedes wahrhaften Daseins hinauslaufen.

Die Räuber sind von vornherein auf die Aufhebung aller geordneten und gesitteten gesellschaftlichen Zustände gebaut; sie stellen eine Titanen-

welt dar, die sich soeben erst dem alten Chaos entwunden zu haben scheint und in der noch die rohen Naturkräfte walten, bald als Haß und Bosheit die gärende Masse trennend und auseinander schleudernd, bald als wilde Leidenschaft und zügellose Selbstsucht sie aneinander ballend. Diese Schöpfung ist allerdings in ihrer Art groß und einzig; allein zu einem schönen Kunstwerke will sie sich nicht abrunden. Ja, käme es zu einem bloßen Niederschlag der rohen Materie und zu einer Abklärung dieser wogenden, brausenden und tobenden Elementarstoffe zu höheren Gestaltungen, die sich statt von der rohen Naturgewalt von dem Sittengesetz leiten und bestimmen ließen, dann wäre wenigstens die Möglichkeit dazu da. Aber an dergleichen ist hier gar nicht zu denken. Denn sobald der wilde Kampf der entgegenstrebenden Kräfte seine größte Höhe erreicht hat, stürzt das Ganze in den Schlund des alten Chaos zurück. Das Dasein einer höheren Macht und das Walten einer strafenden Gerechtigkeit macht sich zwar fühlbar genug, aber wie von außen her, von einem dunkeln, geheimnisvollen Jenseits. In keiner der uns vom Dichter vorgeführten Gestalten kann dieses Göttliche seinem eigensten Wesen nach als Grund und Urquell aller Religion, Sitte, Gesetzmäßigkeit, Ordnung, Güte und Schönheit zur Erscheinung gelangen. Es offenbart sich nur negativ und nach einer positiven Abspiegelung seiner Herrlichkeit sehen wir uns vergeblich um. So bleibt uns in dieser Dichtung zuletzt nichts übrig, als die Trümmer einer Räuberbande, gleichsam die elende Schlacke eines ungeheueren Schmelzprozesses, aus dem kein Körnchen edlen Metalles gewonnen ist, das sich menschliches Bedürfnis zur Begründung oder Förderung seines Wohlseins aneignen könnte.

In den beiden zunächst in Betracht kommenden Stücken ist die schöpferische Kraft des Dichters den Räubern gegenüber offenbar gesunken; sie stehen diesen sowohl in der Kühnheit des Entwurfs, als in der hinreißenden Gewalt der Ausführung weit nach.

Im Fiesko nahm Schiller den ersten Anlauf zum historischen Drama, worin er sich später so großen Ruhm erworben hat. Schon hier ist seine Neigung zum Durchbruch gekommen, die Geschichte als poetischen Stoff nicht in ihrer reinen Thatsächlichkeit aufzufassen und sie nur durch die Macht der Poesie zu verklären, worin Shakespeare so bewunderungswürdig groß ist, sondern sich willkürliche Abänderungen mit ihr zu erlauben, ja, kann man wohl sagen, sie zu entstellen. Er hat sich deshalb in einem Vorwort zum Fiesko zu rechtfertigen gesucht und namentlich den der Geschichte zuwiderlaufenden Schluß der Dichtung verteidigt, aber ohne überzeugende Kraft für den, der Shakespeares rein geschichtliche Schauspiele genauer studiert hat. Was bleibt am Ende für ein Gefühl in uns zurück? Doch kaum ein anderes als das eines wüsten Schmerzes,

einer dumpfen Resignation und einer bitteren Ironie. Es ist wahr, der poetischen Gerechtigkeit ist volles Genüge geschehen. Der übermütige Tyrann und freche Wollüstling Gianettino ist gefallen; seine buhlerische und boshafte Schwester muß bitter für ihre Verhöhnung der Sitte und Unschuld büßen; der doppelt verräterische, mit Meuchelmord befleckte Mohr hat seinen verdienten Lohn empfangen und Fiesko selbst für den Frevelmut, der ihn mit Frauenherzen ein so wehethuendes und so boshaftes Spiel treiben ließ, mit dem er die Hand selbst nach dem Herzogshute ausstreckte, seinen Tod in den Wellen gefunden. Aber auch das einzige Wesen, das uns noch einen wärmeren, liebevolleren Anteil abzugewinnen imstande sein möchte, — denn wer ließe nicht gern die unglückliche Tochter Verrinas auf immer mit dem dunkeln Schleier bedeckt, den ihr Vater über sie geworfen? — auch Leonore ist ihrem Gemahl im Tode vorangegangen, als ein Opfer ihrer zärtlichen, zu besorgten Liebe, durch dessen Hand gefällt, dem diese Liebe gewidmet war. Und was bleibt uns nun noch übrig? Ein Volk, das nach einem blutigen Auflehnen gegen die bestehende Macht, ohne alle gründliche Motivierung dem wieder zuläuft, der diese Macht zeither gehandhabt hat, dem alten Andreas, der, uneingedenk seiner früheren Heldengröße, mit der Schwäche des bethörten Greises den Tod eines unwürdigen Neffen bejammert, den er selbst noch kurz zuvor als einen bösartigen, menschliches und göttliches Gesetz mit Füßen tretenden, für das Hochgericht reifen Buben ausgescholten hat. Dann Verrina, das widerlichste Zerrbild eines verstockten Republikaners, der den alten Römer spielen will und, nachdem er den Freund meuchlings umgebracht hat, die Tragödie mit den ihn selbst ironisierenden und verdammenden Worten schließt: „Ich gehe zum Andreas." Endlich, nach Abzug einiger unbedeutenden Nebenpersonen und des jungen Bourgognino, der großmütig genug gewesen ist, sich an die seiner Bertha widerfahrene grauenhafte Beschimpfung nicht zu stoßen, noch Calcagno und Sacco, jener vom Dichter selbst in dem Personenverzeichnisse des Stückes als ein Wollüstling, dieser als ein gewöhnlicher Mensch bezeichnet. Was soll sich wohl aus solchen, teils der Verwesung schon anheimgefallenen, teils roh materiellen, teils endlich dürren und ungeschmeidigen Elementen Lebendiges aufbauen lassen und wo ist die Hand zu finden, der man es auch nur zutrauen dürfte, sie werde dazu wenigstens den Versuch machen?

Weniger Worte bedarf es nur über *Kabale und Liebe*, daß nicht bloß durch seinen allgemeinen Charakter als bürgerliches Trauerspiel, sondern auch durch manche einzelne Züge, besonders aber im Schluß mit Emilia Galotti eine gewißliche Ähnlichkeit hat. Nur ist in Lessings Werk der ganze Ton und die Zeichnung der Charaktere viel edler, feiner und vornehmer gehalten, der Plan unendlich kunstreicher angelegt und die

Ausführung bis ins einzelnste viel gründlicher motiviert, auch alles gesünder und innerlich kräftiger, wenngleich weniger durch den Glanz der Sprache und den Schimmer des Gefühlsausdrucks blendend. Was den Ausgang im besonderen betrifft, so ist derselbe bei Schiller womöglich noch trostloser und zerreißender, als der bei Lessing, ja er muß eigentlich jedes sittliche Gefühl empören. Durch die Schurkerei des eigenen Vaters und seiner Helfershelfer wird ein Jüngling dahin gebracht, erst seine unschuldige, ihm verdächtigte Braut, dann sich selbst zu morden und damit die Eltern des Mädchens in Verzweiflung zu stürzen. Die schwarze, ruchlose Büberei des unnatürlichen Vaters und der unmittelbaren und mittelbaren Genossen seiner Verbrechen findet freilich auch hier wieder den Lohn, den sie verdient. Aber müssen wir uns nicht dessen ungeachtet erschreckt von einem Bilde wegwenden, dessen Vordergrund der Tod, das Verbrechen und die Verzweiflung in den verzerrtesten Gestalten einnehmen, in dessen Tiefe ein buhlerisches, mit einem großen Aufwande von „Edelmut" aufgeputztes Weib aus den Armen eines Fürsten flieht, den wir zwar nicht selbst handeln gesehen, von dessen nichtswürdigem Charakter wir aber genug erfahren haben, um die Überzeugung zu gewinnen, daß, wo er herrscht, die Grundpfeiler der sittlichen Welt nicht mehr Festigkeit genug besitzen, ihren Einsturz und ihre völlige Auflösung zu verhindern?

Aus der zweiten Periode von Schillers dichterischer Thätigkeit haben wir nur den Don Carlos. Ob hier der Schluß den unabweisbaren Anforderungen genüge, wird die Erinnerung an folgendes von selbst ergeben: Marquis Posa ist halb durch Urteilsspruch, halb durch Meuchelmord gefallen; dem Großinquisitor übergiebt der König selbst den eigenen Sohn zur Hinrichtung; ob die Königin aus der Ohnmacht, in die wir sie zuletzt sinken sehen, wieder zum Genuß irgend einer Lebensfreude, ob auch nur zur Anspruchnahme ihrer Rechte als Gemahlin des Monarchen erwachen könne, ist mehr als zweifelhaft, wenn man bedenkt, in welcher Welt sie zurückbleibt, was vor unseren Augen vernichtet worden ist, wenn man nur die Namen nennt, die noch nicht vom Schauplatz geschwunden sind und ihn in seiner ganzen Breite ausfüllen: Don Philipp, der Großinquisitor, Herzog Alba, Domingo und die Prinzessin Eboli. Denn alle übrigen Figuren, die außer diesen an uns vorübergegangen sind, treten zu wenig aus dem Hintergrunde heraus, als daß das Auge lange an ihren matten Umrissen haften und aus ihren Zügen die Möglichkeit eines die Thätigkeit der Hauptpersonen hemmenden und aufhebenden Wirkens herauslesen könnte, den Lerma etwa ausgenommen, dessen Redlichkeit und Biedersinn jedoch etwas zu negativer Art sind, um einem Philipp und seinen Vertrauten selbstthätig und das Gute schaffend in den Weg zu treten.

Die dritte und ruhmreichste Periode von Schillers dramatischer Laufbahn eröffnet der Wallenstein. Diese auf einer breiten Unterlage ruhende, zu einem bedeutenden Umfang ausgeführte Dichtung ist an großen und eigentümlichen Schönheiten so reich und trägt so unverkennbar das Gepräge der Meisterhand an sich, daß man sich nur mit Widerstreben und Bedauern zu dem Bekenntnis entschließt, daß sie bei aller ihrer Vortrefflichkeit doch noch einige nicht ganz unerhebliche Ansprüche unbefriedigt läßt, die mit Recht an ein durchaus vollendetes Werk dieser Art gestellt werden können. Um indes auch hier bloß bei dem Schlusse stehen zu bleiben: In welch verödete Nähe und in welch düstere Ferne blicken wir beim Fallen des Vorhangs und wie wenig können wir dem Gedanken Raum geben, uns den wenigen aus einem Reichtum lebensvoller Gestalten übriggebliebenen Personen anzuvertrauen, um an ihrer Hand den Weg durch dies Dunkel zu einer heller beleuchteten, den Blick in eine bessere Zukunft erschließenden Höhe zu finden! Deutschland zerfleischt und zerrissen von einem fürchterlichen Bürgerkriege, der schon viele Jahre gewütet, von fremden Völkern überschwemmt, die darauf ausgehen, sich für die Hilfe, die sie einer der kämpfenden Parteien geleistet haben, mit dem Losreißen einer ganzen Masse deutscher Provinzen bezahlt zu machen; der einzige Mann, der — nach der Dichtung wenigstens — im stande schien, diese so verwilderten und zerfallenen Zustände wieder zu einer gewissen Ordnung zurückzuführen, ermordet, weil er vermeinte, jenen großen Beruf nur mit Erreichung der eigenen selbstischen Absichten erfüllen zu können, und darum die Unterthanentreue frevelhaft verletzte; mit seinem Falle nicht allein die Mitwisser seiner Pläne in den Abgrund gerissen oder sich selbst hineinstürzend, sondern auch zwei jugendlich blühende Gestalten, schuldlos an alledem, womit die Väter gegen menschliches und göttliches Gesetz gesündigt, schuldlos, wie auch die Gattin; ein Heer, das der gestürzte Held geschaffen und in großem Sinne zusammengehalten und das sich, da wir nirgend eine Hand kennen gelernt haben, die stark genug wäre, es zu zügeln, in Räuberbanden auflösen muß; der Hof in Wien, mit einem bigotten, von Pfaffen regierten Kaiser, eine engherzige Politik verfolgend, die Deutschlands Leiden bis ins Endlose hinzuhalten droht: — Vermöchte uns über das niederdrückende, beklemmende und herzzerreißende Gefühl, das diese im Laufe der Dichtung mit erschütternder Wahrheit uns vergegenwärtigten Zustände und Ereignisse erweckt haben, der Gedanke an einen Oktavio Piccolomini, einen Buttler oder Gordon wohl hinwegzuhelfen? Der eine ist zu sehr auf heimlichen und falschen Wegen geschlichen, als daß wir an Edelmut, Seelengröße und Thatkraft bei ihm glauben könnten: des andern vom Blute des Wohlthäters rauchende

Hand, wird einer sie vertrauensvoll ergreifen wollen? Und der dritte? Ja, er ist ein redlicher Mann, aber zugleich ein schwacher Greis, der diesen sich krampfhaft windenden Zeiten gewiß keine Linderung verschaffen wird und besser auf seinen kleinen Wirkungskreis beschränkt bleibt, wenn ihm nicht auch dieser jetzt verleidet ist durch das, was seine Augen gesehen. Und nun endlich die bittere Ironie, die wieder in den Schlußworten des Stückes liegt: Dem Fürsten Piccolomini! Ist es nicht, als ginge der Dichter darauf aus, unserem inneren Ohre durch eine recht herbe Dissonanz noch ganz zuletzt wehe zu thun?

Dem Wallenstein reihten sich in schneller Folge die übrigen dramatischen Werke Schillers an, unter denen aber nur noch Maria Stuart, die Braut von Messina und die Jungfrau von Orleans in Betracht gezogen werden können, da der Tell keine Tragödie, sondern ein historisches Schauspiel ist.

In keinem seiner Stücke hat sich Schiller vielleicht mehr an der Geschichte vergangen als in der Maria Stuart. Hätte dies früher bezweifelt werden können, so liegen nunmehr die Beweise ganz unzweideutig vor. Maria ist von ihm viel zu hoch gestellt worden, Elisabeth noch um vieles mehr zu tief. Das erste könnte man sich gern gefallen lassen, da die Dichtung darunter nicht gelitten; aber das andere konnte der Würde der Tragödie nur Abbruch thun und hat wieder einen Schluß herbeigeführt, der nur ein herbes, bitteres Gefühl in uns zurückläßt und die wehmütig erhebende Stimmung ganz verdrängt, welche die erste Hälfte des fünften Aktes bis zu dem Momente, wo Maria zur Hinrichtung abgeführt wird, wirklich hervorgerufen hat. Denn wenn die wahrhaft edle und würdevolle Resignation und die glaubensvolle Frömmigkeit, womit die Königin sich ihrem harten Geschicke unterwirft, unsere Trauer und Wehmut über diesen Ausgang eines einst von allen Genien der Freude, der Lust, der Schönheit und des irdischen Glanzes umgaukelten Lebens durch den in uns geweckten Glauben an den Adel der Menschheit lindert und läutert, so werden wir andererseits auch mit dem vor unseren Augen sich entwickelnden Walten einer höheren Macht, die keine Verletzung des Natur- und Sittengesetzes ungestraft läßt, dadurch versöhnt, daß wir nicht nur den Untergang und die Vernichtung menschlicher Schönheit und Größe wahrnehmen, sondern auch das Fortbestehen einer Tugend, die, wo sie gefunden wird, das Leben selbst nach den herbsten Erfahrungen noch zu einem wünschenswerten, nicht bloß in nichtigem Scheine befangenen Gute erhebt: jene ausdauernde und rührende Treue ist gemeint, die ein Melvil, eine Hanna Kennedy und die übrige Dienerschaft Marias ihr bis zur Stunde des Todes an den Tag legen. Wie wird nun aber diese über den gemeinen Schmerz erhobene Empfindung durch die letzten Szenen dieses Aktes verwischt! Nachdem wir Zeugen der moralischen Selbst-

vernichtung eines von Anfang an jämmerlichen Menschen, des Grafen Leicester, haben sein müssen, wird uns noch einmal Elisabeth in ihrer ganzen abstoßenden Natur vor Augen gestellt, als eine allein auf die Wahrung des äußeren Scheins bedachte, innerlich gemein und niedrig denkende, eitle, tückische und rachsüchtige Frau, die die Werkzeuge ihrer schnöden That, nachdem diese vollführt, mit Härte und Hohn fortschleudert, von der wir den doppelten Versuch, die Gegnerin durch Meuchelmord aus dem Wege zu räumen, nur noch zu frisch im Gedächtnis haben, um nicht darüber empört zu sein, daß ein gleiches, Maria aber nur angedichtetes Verbrechen bei ihrer Anklage und Hinrichtung den Ausschlag gegeben hat. Wo ist hier das Walten einer göttlichen Gerechtigkeit erkennbar? Soll es etwa Strafe für Elisabeth sein, daß der edle Talbot, ihre That verabscheuend, sich von ihr wendet, daß sie ihren Liebhaber verliert? Auch wenn man sich mit einer solchen Vergeltung wollte genügen lassen, wo bleibt die trostvolle Erhebung? Die von uns schon mehrmals bemerkte Neigung des Dichters, statt wahrhaft tragisch, bitter ironisch zu schließen, bricht auch hier wieder hervor in der Antwort des Grafen Kent auf der Königin Aufforderung, ihren Liebling Leicester zu rufen: „Der Lord läßt sich entschuldigen; er ist zu Schiff nach Frankreich."

Wie verlassen von allem Trost wir uns am Schlusse der Braut von Messina sehen, wie wenig über dem Doppelgrabe, das den Doppelmörder und sein Opfer umschließt, irgend eine bessere Zukunft emporwachsen kann, fällt zu sehr in die Augen, als daß es darüber vieler Worte bedürfte. Daß in das verödete und umflorte Fürstenhaus kein Strahl der Freude mehr dringen, bei der fürstlichen Mutter und ihrer Tochter nicht einmal stille Wehmut an die Stelle bittersten Schmerzes, nagender Sorge und furchtbarer Bedrängnis treten wird, begreift sich leicht, wenn man sich ins Gedächtnis zurückruft, was beide und auf welche Weise sie es verloren haben, und der Verse gedenkt, die Isabella spricht, als sie ihren jungen Sohn im Leben zurückzuhalten sucht:

> Lebe, mein Sohn! Laß deine Mutter nicht
> Freundlos im Land der Fremdlinge zurück,
> Rohherziger Verhöhnung preisgegeben,
> Weil sie der Söhne Kraft nicht mehr beschützt.

Und daß auch der Blick, der über das Haus des Jammers hinausreicht, eher auf verworrene Zustände und eine ratlose Volksmasse stoßen dürfte, als auf eine Lage der Dinge, die die Hoffnung durchscheinen ließe, es werde sich über der durch Bruder- und Selbstmord geschlossenen Kluft im Leben der Volksgemeinde ein geordnetes, ruhiges, glückliches Dasein auferbauen, folgt aus allem, was vor und im Anfange der

Tragödie zwischen der Fürstin und den Ältesten der Stadt verhandelt worden ist und was die beiden Chöre hin und wieder über die öffentlichen Verhältnisse zu erkennen gegeben, auch zum Teil selbst in ihrem Handeln abgespiegelt haben. Und endlich die Schlußworte? Sie führen das Resultat des Ganzen, wenn auch nicht wieder ins Ironische, so doch in eine reine Negation hinüber:

> Dies eine fühl' ich und erkenn' es klar:
> Das Leben ist der Güter höchstes nicht,
> Der Übel größtes aber ist die Schuld.

Darf man irgend einer Tragödie unseres Dichters einen befriedigenden Schluß zuschreiben, so ist es die Jungfrau von Orleans, womit nicht gesagt sein soll, daß dieses Werk auch in anderer Beziehung sein bestes sei. Hier begegnet uns nichts, was die tragische Wirkung der letzten Szene zu beeinträchtigen vermöchte. Eine einfache, aber gottbegeisterte Jungfrau hat ihr Vaterland vom Rande des Abgrundes, in den es zu stürzen drohte, zurückgerissen: das Außerordentlichste ist ihr mit dem Beistande der Himmelskönigin gelungen. Da strauchelt sie auf dem Wege, den sie unsträflich wandeln soll: ihr Herz wird von einer irdischen Leidenschaft umgarnt. Die höhere Hand entzieht sich ihr; schwere Beschuldigung wird von dem eigenen Vater auf sie gewälzt; sie wird hinausgestoßen in die Wildnis von denen, die sie eben noch vergöttert haben. Die Demut, womit sie die Härte ihres Geschickes trägt, die feste, ihr Herz von jeder irdischen Neigung läuternde Zurückweisung der lockenden Anträge des schönen Fremdlings, der sie ihrem besseren Selbst eine zeitlang untreu gemacht hatte und in dessen Gewalt sie sich nun befindet, der Mut und die fromme Ergebung, die sie den wütenden Drohungen ihrer Feinde gegenüber beweist, ihr im Augenblicke höchster Not zu voller Stärke wiedererwachtes Gottvertrauen: — dies alles macht sie der Aufnahme in den Gnadenschutz der Gebenedeiten wieder würdig. Sie sprengt die Ketten, entflieht dem Kerker angesichts der Wächter, eilt in die Schlacht hinaus, die sich zum Nachteil ihres Volkes gewandt, entreißt dem Feinde den Sieg und rettet ihr Vaterland und ihren König aufs neue. Doch sie hat menschlich gefehlt, und so muß sie auch menschlich dafür büßen. Nur mit ihrem Blute kann sie den Sieg erkaufen. Aber ihr unsterbliches Teil flieht noch, bevor sich ihr Auge schließt, in die Glorie des Himmels, wohin die entzückte Seele sich emporschwingt, und über sie senken sich die Fahnen eines siegreichen Heeres, das jetzt hoffen darf, den Feind für immer vom heimatlichen Boden verdrängt zu haben, und dessen Führer, lange in tödlichem Hasse getrennt, sich über der toten Heldenjungfrau die Hände reichen und durch die Festigkeit des Bündnisses, das sie im Leben geschlossen hat, zwei Bruder-

völkern Gewähr leisten für die Segnungen und Früchte eines langentbehrten Friedens.

Ein ganz anderes Kunstwerk, als Schiller in den Räubern, hatte schon acht Jahre früher Goethe in seinem Götz von Berlichingen geliefert. Hier war gleich der erste Wurf in der tragischen Dichtkunst zum Meisterwurfe geworden, und es ist schwer, der Versuchung zu widerstehen, auf das Ganze dieser außerordentlichen Schöpfung näher einzugehen, mit der der Morgen unserer neueren Poesie in aller Frische und Herrlichkeit aufging. Zwar wird gar mancher zweifelnd fragen: Was ist uns schließlich übrig geblieben, nachdem wir eine große Zeit, die sich selber überlebt hat, im Kampfe mit einer sich zur Alleingeltung emporarbeitenden neuen haben erliegen sehen? Sind denn nicht auch hier mit dem in verlockenden und sinnbethörenden Reiz gekleideten Bösen, mit dem zum Verbrechen hingerissenen Ungestüm der Leidenschaft, mit der nicht minder strafbaren, von Ehrgeiz und Sinnentaumel hin- und hergezogenen Schwäche und der wilden Gärung einer lange mißhandelten, nun nach Rache dürstenden Menge, sind damit nicht auch die, freilich im Ziel fehlgreifende Geradheit und Redlichkeit, der Biedersinn und die rüstige Thatkraft, der frische Jugendmut und die hingebende Liebe an ein großes Vorbild vor unseren Augen in die Nacht des Grabes gesunken? Haben in diesem Kampfe der alten mit der neuen Zeit mit Adelheid, mit Franz, mit Weislingen und mit den aufrührerischen Bauern nicht auch Götz, Selbitz, Georg ihren Untergang gefunden und hat der edle, ritterliche Maximilian nicht gramvoll in die Grube steigen müssen, weil er zu ohnmächtig war, Verhältnisse zu bändigen und zu ordnen, die ihm über den Kopf gewachsen waren? Wer wird es wagen, hierauf ein Nein zu antworten? Jedoch wir wollen weiter fragen: Können die dargestellten Handlungen und Ereignisse in uns nur trübe und düstere Empfindungen erwecken und zurücklassen oder werden wir nicht auch zugleich in unserem Gefühl gehoben, wenn wir unser Auge an den Gestalten haften lassen, die zuletzt den Schauplatz einnehmen? Elisabeth, Maria, Lerse stehen ja als die Bürgen einer neuen und besseren Zukunft da, die sich aus dem Konflikte der Gegenwart entwickeln sollte. Oder hätte etwas anderes mehr dem deutschen Volke über seine trübsten und unheilvollsten Zeiten hinweggeholfen, als die Lauterkeit und Züchtigkeit, die Ehrbarkeit und Frömmigkeit des Familienlebens, die festhaltende Treue an dem Recht und der Sitte, die redliche Pflichterfüllung und die aufopfernde Anhänglichkeit an den angeborenen und selbstgewählten Herren, endlich das kühne Auflehnen gegen jeden Glaubenszwang und jede Unnatur? Und wer war von jeher mehr Hüter und Pfleger des echten Familienlebens als das deutsche Weib; welcher Stand ist im neuen

Deutschland mehr Träger der Bildung, der Sitte und der wahren äußeren Freiheit gewesen, als der dritte, und auf wen müssen wir als auf die Gründer unserer inneren Freiheit dankbarer hinblicken als auf die Helden der Reformation? Ja, so gewiß uns Elisabeth und Maria die deutsche Ehefrau und die deutsche Schwester im edelsten Bilde vergegenwärtigen, so gewiß in dem schlichten, aber durchaus wackeren Lerse die ganze Würde des dritten Standes ausgeprägt ist, so gewiß endlich in jenem Bruder Martin, der uns zu Anfang der Dichtung eine so rege Teilnahme abgewann, auf den großen Reformator bedeutungsvoll hingewiesen ist: so gewiß erhebt uns dieses echte Nationalwerk in eine Region, wo dem Schmerze und der Trauer über eine in sich zerrissene Gegenwart Trost und Zuversicht auf eine glücklichere Zukunft das Gleichgewicht halten, wo uns der reinste und höchste, durch nichts verkümmerte Kunstgenuß zu teil wird.

Dem Götz von Berlichingen ließ Goethe zunächst zwei sogenannte bürgerliche Trauerspiele folgen, den Clavigo und die Stella. In jenem geschieht wenigstens insofern den Anforderungen der tragischen Kunst ein Genüge, als die eintretende Katastrophe in uns den Glauben an den Adel der Menschheit und die Hoffnung bestehen läßt, daß unter den übrig gebliebenen Personen des Stücks die besseren dem über sie eingebrochenen Unglück nicht erliegen, vielmehr nach Überstehung des ersten und heftigsten Schmerzes ihnen wieder ein leidliches, mit der Zeit wohl gar ein heiteres und thatkräftiges, nur noch etwa von wehmütiger Rückerinnerung leise angehauchtes Dasein werde. Denn eine so edle, frischmännliche und besonnen-feurige Natur, wie Beaumarchais, hat sich im Laufe des Stücks zuviel Anrecht auf unsere Hochachtung und Neigung erworben, als daß wir uns und alles, was Mensch heißt, in ihr nicht geehrt fühlen sollten. Das Versprechen, das der sterbende Clavigo seinem verständigen, aber durchaus herzlosen Freunde Carlos abgedrungen hat, für Beaumarchais' Sicherheit zu sorgen, beruhigt uns über dessen nächste Zukunft, läßt uns auch für die Familie Guilbert nichts weiter fürchten, als was sie bereits getroffen hat. Der eine wird in seinem Vaterlande die Springkraft seines Geistes, die andere in Madrid unter der gewohnten Betriebsamkeit ihres Berufs die häusliche Ruhe und den Frieden wiederfinden, die früher in ihr geherrscht haben und die nur durch Clavigos frevelnden Leichtsinn eine Zeitlang gestört worden sind. Ob Carlos für seinen Anteil an dem Geschehenen dadurch genug bestraft wird und so die poetische Gerechtigkeit nicht aufhebt, daß er zur Flucht des von ihm noch kurz zuvor verfolgten Gegners seines Freundes die Hand bieten muß und dann nur noch etwa in seinem Gewissen einen nagenden Wurm findet, soll dahingestellt bleiben. Einen so großartigen Eindruck, als der

Götz, kann der Clavigo in uns schon der großen Verschiedenheit der Gegenstände wegen weder hervorbringen, noch zurücklassen.

Dagegen ist der Ausgang der Stella ganz haltlos; er ist unsittlich, mag man ihn in der ursprünglichen Gestalt, wo das Stück noch kein Trauerspiel war, oder in der später umgeänderten betrachten. Daß ein Mann hintereinander zwei Frauen — eine ohne Wissen der andern — heiratet und dann, als sein Spiel entdeckt wird, beide dahin bringt, sich um ihn zu vertragen und ihre Rechte an ihm zu teilen, widerspricht unseren Begriffen von der Natur der Ehe eben so sehr, wie der Selbstmord, womit Ferdinand sich für seinen Leichtsinn bestraft, ohne dadurch das Los seiner unglücklichen Frauen zu bessern, unseren Begriffen von dem Rechte des Menschen über sein eigenes Leben zuwiderläuft. Das Stück kann daher auch als Trauerspiel, ungeachtet der sonst hinreißenden Wahrheit der Darstellung, gar keine tragische Wirkung hervorbringen.

Hatte Goethe, wie er sich selbst in einer Stelle seiner Werke (48, S. 165) vernehmen läßt, im Götz das Symbol einer bedeutenden Weltepoche abgespiegelt und gezeigt, wie ein tüchtiger Mann untergeht in dem Wahne, zu Zeiten der Anarchie sei der wohlwollende Kräftige von einiger Bedeutung, so suchte er in seinem Egmont darzustellen, wie festgegründete Zustände sich vor strenger, gut berechneter Despotie nicht halten können. „In der Geschichte des niederländischen Aufstandes waren mir", fährt er fort, „die Situationen höchst dramatisch erschienen, und als Hauptfigur, um welche sich die übrigen am glücklichsten versammeln ließen, war mir Graf Egmont aufgefallen, dessen menschlich ritterliche Größe mir am meisten behagte. — Allein zu meinem Gebrauche mußte ich ihn in einen Charakter umwandeln, der solche Eigenschaften besaß, die einen Jüngling besser zieren als einen Mann in Jahren, einen Unbeweibten besser, als einen Hausvater, einen Unabhängigen mehr, als einen, der, noch so frei gesinnt, durch mancherlei Verhältnisse begrenzt ist. — Als ich ihn nun so in meinen Gedanken verjüngt und von allen Bedingungen losgebunden hatte, gab ich ihm die ungemessene Lebenslust, das grenzenlose Zutrauen zu sich selbst, die Gabe, alle Menschen an sich zu ziehen und so die Gunst des Volks, die stille Neigung einer Fürstin, die ausgesprochene eines Naturmädchens, die Teilnahme eines Staatsklugen zu gewinnen, ja selbst den Sohn seines größten Widersachers für sich einzunehmen. — Die persönliche Tapferkeit, die den Helden auszeichnet, ist die Basis, auf der sein ganzes Wesen ruht, der Grund und Boden, aus dem es hervorsproßt. Er kennt keine Gefahr und verblendet sich über die größte, die sich ihm nähert. Durch Feinde, die uns umzingeln, schlagen wir uns allenfalls durch; die Netze der Staatsklugheit sind schwer zu durchbrechen. Das Dämonische, was von beiden Seiten im Spiel ist, in

welchem Konflikt das Liebenswürdige untergeht und das Gehaßte triumphiert, sodann die Aussicht, daß hieraus ein Drittes hervorgehe, das dem Wunsch aller Menschen entsprechen werde, dieses ist es wohl, was dem Stücke später die Gunst verschafft hat, deren es noch jetzt genießt."

Diese Stelle aus den Selbstbekenntnissen des Dichters versetzt uns am besten auf den Standpunkt, von dem allein wir den Egmont als ein kunstmäßiges Ganze auffassen können, das aus einem bestimmten Mittelpunkte seine allseitige Beseelung empfängt, und belehrt uns, daß Goethe sich gar wohl bewußt war, wie ein großer Teil der guten Wirkung seiner Dichtung in der uns über das Niederbeugende und Schmerzliche der Katastrophe hinweghebenden Aussicht in eine wünschenswerte Zukunft liege. Und in der That, man würde ungerecht sein, wollte man nicht bekennen, daß diese Aussicht uns wirklich erschlossen sei. Nachdem Egmont noch kurz vor seiner Hinrichtung die unerwartete Genugthuung geworden ist, in dem Herzen des jungen Ferdinand den Sieg über dessen Vater, den Herzog Alba, zu erringen, erblickt er in einem Gesicht, das er für keine bloße Sinnentäuschung halten kann, die Bürgschaft für die künftige Freiheit seines Volkes. Er darf nun mit der beruhigenden Überzeugung dem Tode entgegenschreiten, daß er für die Freiheit sterbe, für die er lebte, für die er focht und der er sich jetzt leidend opfert. Und wir, wir haben schon den Mann kennen gelernt, der das auf den Niederländern lastende Joch brechen und den Morgen der Freiheit heraufführen wird, jenen Oranien, der mit Egmont nur den Ruhm der Tapferkeit, der Heldengröße und schöner Menschlichkeit teilt, für sich allein aber den kluger Vorsicht, fernschauender Berechnung und ausreichender Schlauheit in Anspruch nehmen darf und darin die Waffe besitzt, durch die er schon den ihm von Alba drohenden Todesstreich von sich abgelenkt hat, um später selbst desto sicherer den furchtbaren Gegner zu treffen. — Bei alledem aber kann man doch nicht umhin, Goethen eines großen Mißgriffes in dem Abschlusse dieser sonst dem Götz wenig oder gar nicht nachstehenden Dichtung zu zeihen. Er hat sich offenbar eines der Würde der Tragödie unangemessenen Mittels bedient, um in Egmont die Freudigkeit vor seinem Todesgange, in uns die Hoffnung auf ein aus dem Übel sich entwickelndes Gutes zu erwecken. Diese in eine ziemlich abgenutzte und frostige Allegorie gekleidete Erscheinung Clärchens ist doch eine gar zu ärmliche Erfindung; sie würde sich in einem Festspiele, allenfalls auch in einer Oper noch leidlich ausnehmen. Hier aber erwarten wir etwas anderes, Großartigeres und Natürlicheres. Wissen wir auch nicht, wie es zu machen gewesen, ein Dichter, wie Goethe, hätte es wissen sollen. Sicherlich wäre er ganz anders ver-

fahren, hätte er das Gedicht um etwa zehn Jahre früher vollendet. Denn angefangen hatte er es bald nach dem Götz, war damit auch schon ziemlich weit, von der Mitte ausgehend, nach beiden Enden vorgerückt, als er es plötzlich liegen ließ, nach Weimar ging und sodann Italien besuchte. Erst dort vollendete er es. In Weimar hatte er aber unterdessen mancherlei Festspiele, Allegorien und Ähnliches der Art dichten müssen; dort mit Abfassung, in Italien mit Überarbeitung von Singspielen beschäftigt, hatte er sich, wie er uns selbst erzählt, in dem musikalischen Lande recht in die eigentliche, italienische Opernform und ihre Vorteile eingedacht und eingeübt. Kein Wunder also, aber auch nicht genug zu beklagen, daß uns, wie schon Schiller es fühlte und aussprach, in einem seiner schönsten Werke, das sonst die reinste Natur atmet, ein Luftzug aus einem Opernsaal anweht.

Ungefähr in dieselbe Zeit, in welcher der Götz, Clavigo und Stella vollendet und Egmont begonnen wurden, fallen auch die Anfänge des Faust. Diese Tragödie wollen wir hier aber lieber ganz aus dem Spiele lassen, da sie in zwei zu verschiedenartige Teile zerfällt, um sie als ein in sich organisch abgeschlossenes schönes Ganzes auffassen zu können. Auch an Iphigenien, die sich unter den größeren Goetheschen Dramen der Zeit nach an die bisher erwähnten zunächst anschließt, gehen wir vorüber, weil sie nicht mit einer tragischen Katastrophe schließt und der Dichter sie auch selbst ein Schauspiel genannt hat, obgleich dieselbe Benennung beim Tasso nicht hindern soll, ihn hier auf einige Augenblicke zum Gegenstande unserer Betrachtung zu machen.

Sofern man nämlich den Namen Tragödie nicht bloß auf dramatische Werke beschränkt, in deren Katastrophe der Held oder die Heldin leiblich untergeht, sondern ihn ebenso für ein dramatisches Gedicht in Anspruch nimmt, das mit dem geistigen Zusammenbrechen des Helden schließt, so darf auch der Tasso eine Tragödie heißen. Ein von der Natur reich begabter junger Dichter, dessen schönes Talent anfänglich durch die Ungunst äußerer Verhältnisse ganz zu verkümmern Gefahr gelaufen, dann aber unter dem Schutze eines hochsinnigen, kunstliebenden Fürsten sich zu voller Blüte entfaltet und schon reiche Frucht getragen hat, wird durch die schrankenlose Gewalt, die er seiner Einbildungskraft über seinen Verstand einräumt, der wirklichen Welt entfremdet und von den Bildern und Gestalten seiner erträumten Welt allmählich so verfolgt und eingeschlossen, daß er sich und seine Stellung im Leben und in der Gesellschaft ganz verkennt und Wünsche und Hoffnungen zu nähren beginnt, deren Erfüllung nur möglich scheint, wenn die geheiligten Schranken des Sittengesetzes oder der bürgerlichen Ordnung durchbrochen werden. Selbstüberschätzung, die sich durch den freilich etwas rauhen Eingriff des

verständigen Welt- und Staatsmannes in den erträumten Himmel verletzt fühlt, Mißtrauen, Eigensinn und krankhafte Reizbarkeit machen den Jüngling auch an seiner nächsten Umgebung irre: er ist in Gefahr, den Glauben an alle Menschen zu verlieren, weil er sich von denen hintergangen und betrogen hält, für die er bisher nur gelebt, empfunden, gedichtet hat, zu denen er mit unbegrenzter Verehrung und Liebe emporzuschauen pflegte. Er entschließt sich, aus ihrem Kreise zu scheiden; schon glaubt er sich gestählt genug, zum letzten Lebewohl auch der mit Festigkeit entgegenzutreten, an die sich früher sein ganzes seelenhaftes Leben angerankt, an die ihn außerdem noch der kühnste Wunsch gefesselt hatte. Da meint er aus ihren Worten mehr als die bloße Teilnahme der Freundin herauszuhören; sie dringen wie der Widerhall seiner eigenen, in ihrer ganzen alten Stärke wiedererwachten Empfindungen in sein Ohr: sinnbethört und geistig geblendet, stürzt er der Prinzessin in die Arme und spricht das verhängnisvolle Wort aus, das ihn auf ewig aus dem Kreise verbannt, den er soeben noch freiwillig verlassen konnte und wollte. Aber mit der erlangten Gewißheit, daß er einem Luftgebilde nachgejagt, an das er sein ganzes Dasein geknüpft, bricht er in sich selbst zusammen. Für ihn ist nun alles verloren; er hat sich selbst verloren:

„Nein“, ruft er aus, „alles ist dahin! — Nur eines bleibt:
Die Thräne hat uns die Natur verliehen,
Den Schrei des Schmerzens, wenn der Mann zuletzt
Es nicht mehr trägt. — Und mir noch über alles —
Sie ließ im Schmerz mir Melodie und Rede,
Die tiefste Fülle meiner Not zu klagen:
Und wenn der Mensch in seiner Qual verstummt,
Gab mir ein Gott, zu sagen, wie ich leide.“

Dieser Schluß ist darum echt tragisch, weil hier eine ganze innere Welt in sich zusammenstürzt, bei deren Aufbau die äußeren Strebepfeiler vergessen wurden, die ihr allein hätten Festigkeit und Haltung geben können: weil zweitens aus diesen Trümmern noch die melodische Klage heraustönt, die das Herbe der Empfindung, das Tassos Schicksal in uns erregen könnte, zu sanfter Wehmut lindert, und weil drittens die männlich warme Teilnahme, womit Antonio dem Sinkenden beispringt, uns mit der Härte seines früheren Verfahrens versöhnt und den ganzen Adel seiner Gesinnung enthüllt, sodaß wir mit der Überzeugung von der Hinfälligkeit und Vergänglichkeit selbst des Schönsten und Liebenswertesten in der Welt der Erscheinungen zugleich den Glauben an die Zuverlässigkeit einer auf Besonnenheit, Mäßigung und Welterfahrung ruhenden Charaktergröße befestigt fühlen und erkennen, daß diese sich nicht leicht würdevoller zeigen kann, als im Beistande einer liebenswürdigen, edlen, aber schwachen

und irregeleiteten Natur, von der sie lange verkannt, in der Stunde der Gefahr umklammert wird.

Über Tasso ist man gewohnt, auch sonst sehr entschiedene Gegner Goethes mit großer Anerkennung sprechen zu hören; wollte man ihrem Urteile beipflichten, so müßte dieses Werk, wenn nicht allen übrigen desselben Meisters vorzuziehen, doch von keinem anderen übertroffen sein. Eine bewundernswürdige, ja in ihrer Art einzige Dichtung ist es gewiß; um ein eigentliches Drama zu sein, entbehrt es nur zu vieler und zu wesentlicher Eigenschaften: sie können doch nicht ersetzt werden durch die unvergleichlich schöne Sprache, die herrlichen und treffenden Sentenzen, durch jenes entzückende Gedankenspiel, auf dessen bald sanft gemäßigtem, bald stärker gehobenem Wellenschlage unser Geist sich schaukeln zu lassen nicht müde wird, endlich durch jenes Schwelgen in Gefühlen und Empfindungen, in das sich weiche und schwärmerische Gemüter so gern verlocken lassen. Und doch sind es vielleicht gerade nur diese Eigentümlichkeiten des Gedichtes, die es in der Schätzung so vieler über alle übrigen Goetheschen Dramen erheben und über das hinwegsehen lassen, was ihm fehlt, um ein wahrhaft dramatisches Gedicht zu sein.

In allen seinen früheren Dramen, die Iphigenie und das zuerst erschienene Fragment des Faust mit eingerechnet, hatte Goethe aus seinen Personen wahrhafte Individuen gemacht, nicht, wie sie in der gemeinen Wirklichkeit gefunden werden, sondern wie sie in der Welt der Schönheit und der Kunst leben. Insofern hatte jede zwar immer einen höheren Gattungsbegriff in sich abgespiegelt, nie aber die Schranken abgeschlossenster Individualität und Persönlichkeit zu durchbrechen gesucht. In Tasso finden sich nun zuerst die dem flüchtigen Blicke allerdings noch kaum bemerkbaren, bei wiederholter Betrachtung und Vergleichung mit seinen früheren und späteren Dramen des Dichters jedoch unverkennbaren Spuren des Überganges von jener älteren poetischeren Weise der Charakterdarstellung zu der späteren, wo uns statt dichterischer Individuen zur Persönlichkeit individualisierte Gattungsbegriffe vorgeführt werden. Je mehr sich Goethe in späteren Jahren seinem Hange zu dieser letzteren Darstellungsart überließ, desto mehr mußte er auch der Allegorie, d. h. der in Wechselwirkung gesetzten Personifizierung ganz abstrakter Begriffe zugeführt werden und sich damit immer weiter von dem wahren Dichterberufe entfernen. Am auffallendsten tritt dieser Gegensatz zwischen seiner früheren und späteren Dichtweise im ersten und zweiten Teile des Faust hervor, wobei freilich zugegeben werden muß, daß Goethes Dichtergenie groß und unzerstörbar genug war, um nicht nur für die zweite Hälfte dieses Werkes einen höchst geistreichen Plan zu ersinnen, sondern auch der Ausführung, die unter jeder anderen Hand sicher nur zu einem trockenen und frostigen Gedanken-

spiel geworden wäre, den Schein wahrhaften poetischen Lebens einzuhauchen.

In diese zweite Hauptperiode seiner Thätigkeit als Dramatiker gehört nun auch die letzte seiner Tragödien, die natürliche Tochter, wenn auch den Werken der ersten Periode rücksichtlich der inneren Behandlung noch viel näher stehend, als der zweite Teil des Faust, die Pandora, der Epimenides und anderes der Art. Denn in dieser Tragödie tritt uns noch ein wirkliches Individuum in der Eugenie entgegen und die übrigen Charaktere des Stücks, merkwürdig genug nur durch Allgemeinnamen bezeichnet, sind wenigstens keine bloßen Personifikationen abstrakter Begriffe, sondern zu konkretem Leben erhobene und dadurch individualisierte Gattungswesen. Als solche sind sie ganz bewundernswürdige, ja man möchte sagen, beispiellos großartige Schöpfungen einer Dichterphantasie. Allein mit der Vorstellung von dem Wesen und der Bestimmung echter Poesie wollen sie sich nicht vertragen. Es fehlt ihnen die Blutwärme und der Blick des Auges, der uns in ihrer Brust ein menschliches Herz verkündigt, das nicht wie ein Uhrwerk eine stets sich gleichbleibende Bewegung beobachtet, sondern auch den Einwirkungen des Moments unterworfen ist.

Goethe beabsichtigte bekanntlich, der natürlichen Tochter noch einen zweiten und dritten Teil folgen zu lassen, wovon sich auch unter seinen Papieren ein Entwurf gefunden hat. Er ist indes zu sehr bloß dem Dichter verständlich gewesenes Schema, als daß wir uns eine deutliche Vorstellung von der Möglichkeit und Wirklichkeit seiner Ausführung bilden könnten. Es bedarf daher über ihn keiner weiteren Worte, zumal schon der erste Teil einen Schluß erhalten hat, der ihn zu einem in sich abgerundeten, die tragische Wirkung und unsere Befriedigung vollkommen gewährenden Ganzen macht. Ein paar Worte werden für den Nachweis ausreichen.

Ein durch die Geburt hochgestelltes junges Mädchen wird in dem Augenblicke, wo es die gegründetste Hoffnung fassen darf, den einzigen ihrer Abkunft anhaftenden Fleck verwischt, sich in die vollen Rechte einer dem Throne nahestehenden Fürstentochter gesetzt und mit einem die kühnsten Wünsche noch übertreffenden, durch die zärtlichste Vaterliebe gehobenen Glanze umgeben zu sehen, durch ein Gewebe von Bosheit, Tücke und List in eine bodenlose Tiefe des Elends hinabgestürzt. Da ergreift sie im Fallen eine männlich feste Hand; sie kann vor dem völligen Sturz in den Abgrund gerettet werden, wenn sie diese Hand mit Vertrauen umfaßt und nicht wieder losläßt. Eugenie begreift, welch entsetzliches Los ihr bevorsteht, sie weist eigensinnig die einzige dargebotene Hilfe zurück. Auf der anderen Seite entgehen ihr aber auch nicht die

Folgen dessen, was sie zu ihrer Rettung thun muß. Sie schneidet sich dadurch auf immer die Rückkehr in die Welt ab, für die sie erzogen ist, an die alle ihre Lebensfäden noch angeknüpft sind. Wir werden von Trauer ergriffen, indem wir ein so schönes und liebenswürdiges Wesen, das so hohe Ansprüche an das Leben hatte, zum Spielball und Opfer verbrecherischer Absichten gemacht sehen. Aber indem die von ihrer Höhe Gestürzte es über sich gewinnt, dem edlen Manne, der dadurch allein das Gefürchtetste von ihr abzuwenden vermag, zum Altare zu folgen, werden wir über ihr künftiges Schicksal beruhigt, ja wir dürfen es in gewisser Weise als ein glückliches preisen, erwägen wir die bedenklichen Vorzeichen eines über ihr Vaterland hereinbrechenden Stromes. Von ihm müssen wir gerade für die höchstgestellten Personen das Äußerste fürchten, ein Unheil, noch viel entsetzlicher, als alles, was Eugenie betroffen hatte, die nun davor geschützt bleiben kann, wenn sie in einem stillen bürgerlichen Kreise, als die Gattin eines edlen, geachteten, durch seinen Beruf den politischen Wirren entzogenen Mannes der Welt verbirgt, wer sie einst war und worauf sie einst Ansprüche hatte.

Die Schlüsse sämtlicher Shakespearescher Tragödien mit gleicher Ausführlichkeit zu besprechen, würde einen allzu großen Raum fordern, wenn es gleich nicht schwer fallen dürfte, die Giltigkeit der oben aufgestellten Behauptung auch für die hier nicht erwähnten zu erweisen. Romeo und Julie, Othello, Macbeth, Lear und Hamlet sind die berühmtesten und auch unter uns bekanntesten Tragödien dieses Dichters und allein auf sie wollen wir unsere Aufmerksamkeit lenken.

In Romeo und Julie sehen wir aus dem Hasse zweier edlen Häuser Veronas schwere blutige Thaten hervorgehen. Ihre Verkettung samt einem unglückseligen Zufall und dem daraus entstandenen Mißverständnis reißt zuletzt zwei Wesen in den Tod, deren Glück und Trennungswehe uns die ganze Allmacht der Liebe offenbart, der Liebe, möchte man sagen, die in diesem himmlischen Gedicht sich zuerst selbst begriffen, zuerst die ihrer würdige Sprache gefunden hat. Was kann es Erschütternderes geben, was unsere innigste Wehmut und tiefste Trauer über die Hinfälligkeit alles Irdischen mehr erregen, als wenn wir das süßeste und entzückendste Gefühl und Bewußtsein so plötzlich in den schrankenlosesten Schmerz, in die bitterste Verzweiflung umschlagen sehen, Zeugen davon sind, wie die Schönheit selbst und soviel Anmut und Liebreiz und Jugendfülle ins Grab sinken? Wo kann dafür Trost, wo Erhebung gefunden werden? Shakespeare hat beides gegeben. Dieses Liebesleben, wie er es zu schildern verstanden, mußte schon in der kurzen Dauer seines Glückes eine solche überschwengliche Seligkeit in sich fassen, daß darin eine halbe Ewigkeit des Genusses lag, eines Genusses, der in seiner ganzen Rein-

heit und Fülle nur in einer über die Zufälligkeiten, Störungen und Gemeinheiten des Erdenlebens erhobenen Welt fortgesetzt werden kann. Dieses Gefühl, das gewiß in jedem allmählich auftauchen wird, der sich dem vollen Eindruck dieser Dichtung hingiebt, ist im stande, uns mit Romeos und Juliens Geschick zu versöhnen, zumal da wir aus dem Grabe der Liebenden für die lange von blutigem Bürgerzwist zerrissenen Stadt die Friedenspalme aufsprossen sehen, unter deren Schatten ein weiser, für die Ruhe und das Glück aller seiner Unterthanen gleich besorgter Fürst endlich ohne wilde Störung seinen schönen Beruf wird erfüllen können.

Entblößt von Mitteln der Erhebung und Beruhigung bei einer grauenvollen Katastrophe erscheint einer oberflächlichen Betrachtung der Othello. Zwar haben wir im Verlaufe des Stückes die am Schlusse noch lebenden Personen, besonders den Cassio, als edle, wackere und besonnene Charaktere kennen gelernt, denen in keiner Weise ein Anteil an den bübischen und leidenschaftlichen Handlungen, die hier Schuldige und Unschuldige in den Abgrund reißen, zur Last fällt; auch läßt uns ihr Verhalten gegen Othello und Jago keinen Augenblick darüber im Zweifel, daß, wie sie die Stellvertreter einer weise und gerecht waltenden weltlichen Macht, des Senates von Venedig, sind, sie auch würdig die göttliche Gerechtigkeit in der Bestrafung der vor unseren Augen begangenen ungeheueren Bosheiten und Verbrechen vertreten werden. Allein sie greifen zu wenig in die Handlung ein und treten in ihrer helleren Färbung zu wenig in den Vordergrund des tragischen Gemäldes, als daß ihre Gestalten den dunkeln Schatten desselben das Gleichgewicht zu halten vermöchten. Sollte indes, wenn dieses Moment der Versöhnung mit dem im Othello zerstörend wirkenden Schicksal nicht mächtig genug ist, uns die volle tragische Befriedigung zu gewähren, nicht vielleicht noch ein anderes gefunden werden können? Es ist wirklich da und entzieht sich einem schärferen Blicke nicht. Nur ist es freilich mehr negativer Natur, dürfte aber nichtsdestoweniger in Vereinigung mit jenem positiveren ausreichen, die verlangte Wirkung hervorzubringen. Um deutlich zu reden: Hätte der Dichter uns die Verkettung von Begebenheiten und Handlungen, wodurch im Othello die Katastrophe herbeigeführt wird, als einen Fall dargestellt, von dem wir befürchten müßten, daß er sich täglich im Leben wiederholen könne, so würde die Wirkung dieser Tragödie auf uns zu gewaltsam und zu zerreißend sein: wir würden, je größer und eindringlicher die Wahrheit der poetischen Darstellung ist, um so mehr Gefahr laufen, allen Glauben an drei der schönsten menschlichen Tugenden zu verlieren, an die Redlichkeit, die Besonnenheit und die Selbstbeherrschung, und vor dem grauenhaften Gedanken, wie leicht es der Tücke und Verruchtheit sei,

den heiligen Frieden und das Glück der Ehe zu untergraben und die innigste Gattenliebe in die entsetzlichste, blutdürstigste Wut umzuwandeln, bis in unser innerstes Mark erbeben. Was uns indes Shakespeare hier erleben läßt, ist ein unter so außerordentlichen Umständen eingetretener Fall, daß wir eben in dieser Außerordentlichkeit eine nicht geringe Beruhigung für uns finden, mögen wir nun an das denken, was uns selbst noch möglicherweise im Leben bevorstehen kann, oder an das Los der gesitteten Menschheit überhaupt. Dieses Außerordentliche besteht aber darin, daß ein in Afrika geborener Neger sich in einer der mächtigsten, gebildetsten, glänzendsten und kriegerischsten Republiken Europas zu einer Höhe öffentlichen Ansehens und bürgerlicher Geltung durch seine Tapferkeit und Klugheit emporgeschwungen hat, die beispiellos und fast unglaublich erscheint; daß weiterhin in eben diesen Mann ohne allen äußeren Liebreiz sich ein schönes, feingesittetes, vornehmes Mädchen aus derselben Republik verliebt und sich dann heimlich mit ihm vermählt, und daß drittens dem schurkischen Jago gerade dieser Afrikaner in die Hände geraten mußte, der bei seinem heißen Blute viel eher als ein Europäer zur unbändigsten Eifersucht zu entflammen und zu einer Handlungsweise hinzureißen war, die, alles genau erwogen, von einem unter gemäßigterem Himmelsstriche geborenen Manne, der uns so edel, brav, offen und vertrauensvoll, wie Othello geschildert wäre, kaum wahrscheinlich sein möchte. Man könnte einwerfen, diese außerordenlichen Umstände habe ja Shakespeare nicht erfunden, schon bei dem alten italienischen Novellisten, aus dem er den Stoff seiner Tragödie schöpfte, vorgefunden; darum sei, wenn sein Stück wirklich daraus so große Vorteile gezogen, nicht ihm dies als Verdienst anzurechnen. Allein ganz abgesehen davon, daß erst unter seiner Hand jener Stoff zu einem Kunstwerke vom höchsten Stile geworden ist, verrät sich denn nicht schon darin der wahre Künstler, wenn er den zur Ausführung seiner Absichten angemessensten Stoff wählt, und hätte wohl ein besserer gefunden werden können, um daraus eine Tragödie zu bilden, in der die Eifersucht das Grundgewicht der inneren Bewegung sein sollte und wirklich ist?

Werden in Othello und Romeo und Julie nur einzelne Familien aus den mittleren und höheren Kreisen der menschlichen Gesellschaft von einem furchtbaren Verhängnis betroffen, so bricht ein solches in Macbeth, Lear und Hamlet, indem es Königshäuser stürzt und verödet, zugleich über ganze Völker und Staaten herein. Dort konnten wir schon in dem Gedanken die tragische Erhebung finden, daß die menschliche Gattung, wie sie sich in einem bestimmten, als Staats- oder Volksgemeinde zusammengetretenen Menschenvereine darstellt, durch den Untergang einzelner ihrer Individuen nicht wesentlich leidet oder wohl gar erst nach einem

krankhaften Zustande erstarkt, wie jenes im Othello, dieses in Romeo und Julie wirklich der Fall ist. Hier dagegen, wo die Gattung selbst in ihrem sittlichen und sozialen Bestande gefährdet ist, werden wir unumgänglich an den Dichter die Forderung stellen müssen, daß er zuletzt Individuen den Schauplatz einnehmen lasse, die nicht bloß durch ihre Geburt und Stellung, sondern auch durch ihren persönlichen Charakter uns volle Gewähr leisten für die Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit der Auferbauung neuer, frischer, gesetzmäßiger und sittlich geordneter Zustände über dem Sturz und der Zertrümmerung, die wir mit angesehen haben. Und wie hat Shakespeare nun dieser Anforderung genügt?

In Macbeth dürfen wir von einem so besonnenen, vorsichtigen, milden und frommen Fürsten, als uns Malcolm geschildert ist, die Wiederherstellung der inneren Sicherheit und gesetzlichen Ordnung im Staat, den Schutz für Leben und Ehre jedes Wohlgesinnten, die Verbannung aller rohen Willkür und jenes grausamen Argwohns, womit der Usurpator gewütet, zuversichtlich erwarten, und in Macduff hat das Reich auch den tapferen Arm wiedergefunden, der es vor äußerer Bedrängnis schützen und ihm das ersetzen kann, was es in seinen besseren Tagen an Macbeth, dem Feldherrn Duncans, besessen. In Lear, wo die Kindespflicht von zwei Töchtern und einem Sohne so unnatürlich und gräßlich verletzt worden ist, wo es scheint, als seien schon alle natürlichen und sittlichen Bande gerissen, die die Menschen umschlingen und aneinander knüpfen, wo ein Verbrechen das andere erzeugt, erreicht nicht nur früher oder später die gerechte Strafe alle, die gegen Väter, Geschwister und Gatten, gegen Herrn und Diener gefrevelt, den Bürgerkrieg ins Land gerufen und sich zu Werkzeugen der Bosheit und des Meuchelmordes hergegeben haben, sondern wir behalten zuletzt auch noch drei Gestalten übrig, an die wir uns, wenn wir im Glauben an Frömmigkeit, Sitte, Zucht, Rechtlichkeit und menschliche Gesinnung auf Erden wanken sollten, vertrauensvoll anlehnen können, da sie diese Tugenden vertreten und sich tüchtig genug zeigen, ihnen wieder allgemeinere Geltung zu verschaffen. Denn wo kann ein liebevollerer, kindlicherer Sohn gefunden werden, als der weiche und zugleich tapfere, offene und, wo es die Not erheischt, alle Künste unschuldiger Verstellung übende Edgar, wo ein Freund und Diener von ausharrenderer, keine Beschwer und Erniedrigung scheuender Treue als Kent, wo ein Fürst, der einen redlicheren Willen bezeugte, des Staates Leiden zu heilen, als Albanien, er, der den beiden kräftigen Freunden die Herrschaft anvertraut, die er selbst zu üben sich zu schwach fühlt? — Und nun endlich Hamlet? Hier soll der Held, wie er sagt, eine Zeit einrichten, die aus dem Gelenke geraten ist. Er fühlt sich zu schwach dazu, denn ihm fehlt die sinnliche

Stärke, die den Helden macht. Er geht unter einer Last zu Grunde, die er weder tragen noch abwerfen kann, und mit ihm stürzt ein ganzes Königshaus zusammen, durch grauenvolle Verbrechen gegen die Natur unterwühlt. Das Reich ist in Gefahr, aus allen Fugen gesprengt zu werden, wenn sich nicht bald eine starke und sichere Hand findet, die Zügel der Regierung zu ergreifen: Da erscheint der junge Fortinbras. In ihm vereinigt sich alles zu einem Könige, wie ihn Dänemark gerade braucht. Er ist von königlicher Geburt, hat ein altes Anrecht auf den dänischen Thron und Hamlets Stimme für sich. Er besitzt gerade die Eigenschaften, die diesem fehlten, um seinen Beruf zu erfüllen: rasche Entschlossenheit, Thatkraft, Kühnheit und nicht nachlassenden Eifer in Verfolgung dessen, was er als sein Recht erkannt hat; denn er hat

ein kleines Fleckchen zu gewinnen,
Das keinen Vorteil als den Namen bringt,

von Norwegen einen Kriegszug nach Polen unternommen und kehrt davon eben siegreich zurück. Bei seinem Eintritt in die mit Toten gefüllte Königshalle atmen wir freier auf, wie bei dem Aufsteigen des jungen Morgens nach der dumpfen Schwüle einer furchtbaren Gewitternacht. Wir haben nun die Bürgschaft, daß Dänemarks Zukunft gesichert ist.

Beruht nun wahrhafte Frömmigkeit und Sittlichkeit nicht nur auf der Überzeugung, daß in dieser Welt alles eitel und vergänglich sei, daß der Mensch irre, so lange er lebe, daß das Walten einer höheren Macht sich allein in der Bestrafung des Verbrechens kundgebe, sondern auch auf dem Glauben, daß das Gute und Wahre die ewigen und unverwüstlichen Grundlagen alles wirklichen Lebens sind, daß Gott nie aufhört, dem Menschen Gelegenheit darzubieten, gut zu handeln und wahr zu sein, daß er der Gott ist, der fortwährend aus dem Tode das Leben, aus der Zerstörung neue Gestaltung hervorgehen läßt, der nicht will, daß wir je am Leben verzweifeln, und gehört es endlich auch zum Berufe des tragischen Dichters, in uns diesen Glauben und diese Überzeugung durch die Anschauung des Schönen zu erwecken und in vollster Lebendigkeit zu erhalten: dann beantwortet sich wohl ein jeder selbst die Frage, bei welchem von jenen drei Dichtern, den Schlüssen ihrer Tragödien nach zu urteilen, am meisten Anregung zu wahrhaft frommer Gesinnung und zu wahrhaft sittlichem Handeln gefunden werden kann.

# Zum deutschen Unterricht in Sexta.

Von **Gerhard Heine** in Bernburg a. S.

Als unser Volk im Kindesalter sich befand, hat es schon geliebt, sich durch dramatische Unterhaltungen wie den Streit des Sommers und Winters zu ergötzen. Die Neigung dazu ist auch bei unseren Kindern noch lebhaft genug, um ihr auch in der Schule einige Aufmerksamkeit zuzuwenden und Nutzen für den Unterricht daraus zu ziehen.

Die trojanischen Heldensagen sind besprochen. Vieles mag verstanden sein, manches die Gedanken noch beunruhigend beschäftigen, manches auch von anderen Gesichtspunkten betrachtet werden können. Ich frage die Klasse, wen von beiden sie lieber haben, Hektor oder Achilles. Die Meinungen sind wie meist über diese Frage geteilt. Zwei treten vor, der eine als Myrmidone und Freund seines gefallenen Herrn, der andere als Trojaner. Ersterer hebt gleich hervor, daß Achilles stärker sei und Hektor im Kampfe besiegt habe. Hektors Genosse wendet ein, daß Achill bald darauf auch von Paris getötet sei.

A.: Das war feige von Paris. Achill konnte sich nicht wehren, denn er wurde aus dem Hinterhalte getroffen.

B.: Er konnte sich ja umsehen und seine Ferse besser schützen.

Hier bin ich doch genötigt zu unterbrechen. Die Klasse entscheidet, wer recht hat. Wer ist also der Stärkere? Achill. Müssen wir ihn deshalb auch lieber haben? Worauf kommts an, wenn man sich einen Freund wählt? Was muß der Trojaner ruhig zugeben? Aber was kann er wieder an Hektor loben? u. s. w.

So wird das Urteil geklärt, die verschiedenen Züge der Helden werden zusammengefaßt, und für das Bewußtsein der Schüler fügt sich das Bild zusammen, dessen einzelne Züge wohl als disiecta membra ihnen bisher gegenwärtig waren.

Zur sittlichen Beurteilung der Personen kann auf ungezwungene Weise angeleitet werden, die schiefen Vorstellungen treten ans Licht, ja werden hervorgelockt und vom Gegner, von der Klasse oder vom Lehrer verbessert, so daß eine vertiefende und zugleich die Aufmerksamkeit neu fesselnde Wiederholung des Stoffes geschieht.

Sonne und Mond treten auf.

A.: Ich bin die Sonne, ich scheine des Tags.

B.: Ich bin der Mond, ich scheine des Nachts.

A.: Du bekommst doch Dein Licht erst von mir.

B.: Warum giebst Du's mir denn? Ich scheine auch so.

So werden die kindlichen Irrtümer ans Licht gezogen und der Unterricht sachlich gefördert.

Aber auch abgesehen von dieser Beziehung, bietet solches kleine Zwiegespräch manches, was dem Unterricht zu gute kommt.

Der mündliche Gebrauch der Muttersprache wird in ganz besonderer Weise gefördert, weil jede mangelhafte Form als unvollkommene Verteidigung der Sache erscheint. Die Freiheit der Bewegung, die Unbefangenheit der Haltung wird leichter so gepflegt, als wenn der Lehrer dem Schüler Auge in Auge gegenübersteht. Hier ist's der Kamerad, und die Gedanken fliegen dem gegenüber schneller.

Ich bin das Hochgebirge, sagte einer zu dem, der die Tiefebene darstellte, bei mir steigen die Leute auf die Berge und haben von dort eine schöne Aussicht.

Da sehen sie doch bloß die Tiefebene, war die geistreiche Antwort.

So kommen Gedanken zum Vorschein, die man sonst vielleicht einmal hört, wenn man zufällig einem Kindergespräch unbemerkt lauschen kann. Man gewinnt Gelegenheit die Schüler unter sich zu sehen, sie näher kennen zu lernen, und zugleich auf den Verkehr unter einander zu wirken und ein Gespräch zu pflegen, das Rechthaberei und logische Sprünge ablegt und die Grundlage einer gebildeten Unterhaltung wird.

---

# „Agnes Bernauer" von Martin Greif.

Von **S. M. Prem** in Bielitz.

Im Herbste 1892, kurz bevor die vielbesuchten Aufführungen des Schauspieles „Ludwig der Bayer" in Kraiburg zu Ende gingen, erschien mein Büchlein über Greif als ein erster Versuch, das Leben und Dichten dieses trefflichen Lyrikers und Dramatikers geschichtlich zu erfassen[1]. Im Schlußworte[2]) bemerkte ich, daß sich Greif mit einem Drama „Ruprecht von der Pfalz" trage. Der Dichter ist jedoch von dieser Absicht bald abgekommen, weil die Persönlichkeit Ruprechts historisch zu wenig groß erscheint; dafür drängte sich ihm die bereits mehrfach behandelte Geschichte der Agnes Bernauer auf, die wirklich tragisch und für einen vaterländischen Dichter doppelt anziehend ist. Neu war der Stoff, wie angedeutet, nicht mehr. Von Seefelds Agnes Bernauerin, wozu im vorigen Jahrhunderte schon eine Travestie umging, abgesehen,

1) Dr. S. M. Prem, Martin Greif (mit 2 Abbildungen), Leipzig, Rengersche Buchhandlung, 1892. Preis 3 Mark.

2) S. 203.

schrieb Graf Törring ein gleichnamiges Trauerspiel in 5 Akten. Das deklamatorische Lärmstück entspricht zwar den Anforderungen des modernen Dramas nicht, aber Törring hat wenigstens den gewaltsamen Tod der Titelheldin aus dem bayerischen Staatsgedanken heraus zu motivieren verstanden, während Friedrich Hebbel sich in seiner Charaktertragödie zu sehr an die Fabel als solche hielt und darum keine rechte Wirkung erzielte. Otto Ludwig hat seine „Agnes Bernauerin“ nicht weniger als siebenmal ganz umgearbeitet und schwankte beständig zwischen dem Liebesintriguenstück und einer sehr verkünstelten Tragödie der Mesalliance hin und her[1]). Greif hingegen versuchte in der Verbindung beider Auffassungen die Lösung des Problems, die ihm denn auch gelungen ist. Er war hierzu als Bayer und nach seinem bisherigen Entwickelungsgange berufen wie kein zweiter deutscher Dramatiker. Noch im Jahre 1892 scheint er dem Gegenstande näher getreten zu sein und nach seiner Gewohnheit die geschichtlichen Quellen und das Lokale studiert zu haben, doch hinderten ihn vorerst andere Geschäfte an der Ausführung. Ende 1892 übernahm er für kurze Zeit die Leitung des Feuilletons der „Bayerischen Zeitung“, dann dichtete er zur sechzigjährigen Gründungsfeier des Kaufmannskasinos in München ein sehr beifällig aufgenommenes Festspiel (1893) und im Herbste 1893 einen Theaterfestprolog anläßlich der Vermählung der Prinzessin Augusta von Bayern mit dem Erzherzog Josef Augustin. Zwischen diese beiden Arbeiten fällt aber bereits der Abschluß der „Agnes Bernauer“. In der Klause bei Kufstein und auf der nahe gelegenen Öd vollendete er das Stück, im bayerischen Walde, wo er den Hochsommer 1893 zubrachte und (wie später auf einer Fahrt nach Tirol) auch mehrere Lyrika schuf, feilte er es aus und im folgenden Januar erschien es im Drucke[2]).

In der ersten Scene führt uns der Dichter in das Schloß zu Straubing an der Donau. Herzog Ernsts Hofmeister Georg v. Gundelfingen und Herzog Wilhelms Rat Aichstätter kündigen dem Vizedom von Straubing an, daß Ernst seinen Sohn Albrecht allda zum Herrn eingesetzt. Der Vizedom ist davon wenig erbaut, denn er grollt dem alten Herzoge, der seinen Sohn bei Alling erschlagen. Kurz angedeutet wird auch, daß Albrecht, der eben in Augsburg weilt, sich mit Elisabeth von Württemberg vermählen soll. In der nächsten Scene befinden wir uns auf dem

1) Eine treffliche Charakteristik O. Ludwigs lieferte im Anschluß an die Ausgabe der Werke von A. Stern und Erich Schmidt (1892) A. Sauer in der Sammlung gemeinnütziger Vorträge des deutschen Vereins in Prag (1893) Nr. 177—178.

2) Agnes Bernauer, der Engel von Augsburg. Vaterländisches Trauerspiel. Leipzig, C. F. Amelangs Verlag, 1894.

Perlachplatze zu Augsburg. Gefolgsleute Albrechts erkundigen sich bei den anwesenden Bürgern um eine goldlockige Maid, die allenthalben als der Engel von Augsburg begrüßt wird. Es nimmt sich gut aus, daß der Bürger, der über Agnes Bernauer, die schöne Baderstochter, und den Junker Rem, den Taugenichts, Auskunft erteilt, schwäbisch redet. Die Scene ist überhaupt nach Inhalt und Farbe wohl geraten. Rem macht sich an Agnes heran, wird jedoch zurückgewiesen und ist nun der erbittertste Feind des Mädchens und der Sippe Bernauer. Er entwindet dem „unehrlichen" Baderssohn Jörg, dem Pflegebruder der Agnes, beim Vogelschießen die Armbrust, doch Herzog Albrecht, der eben herbeikommt, verschafft sie ihm wieder und spricht dann mit Agnes, die er bei einem Turniere gesehen und lieben gelernt hat. Die Liebe war in beiden gleich stark erwacht. Der Expositionsakt ist klar und sicher aufgebaut. Im zweiten Akte steigt die Handlung langsam in mehreren Stufen. Albrecht erfährt auf der Vohburg einerseits, daß Agnes treu sein gedenke und, von ihrem Vater zu einer Heirat gedrängt, ins Kloster gehen wolle, andererseits, daß die ihm zugedachte Braut mit einem Werdenberger aus Urach entflohen sei. Jetzt entschließt er sich zum Handeln und eilt nach Augsburg. Inzwischen hat Agnes einen folgenschweren Schritt gethan. Sie ließ sich von der alten Hexe Lintrud die Zukunft enthüllen und wurde dabei von Rem belauscht. Der Wahrsagung, daß ihr Glück bald „zu Wasser werde", glaubte sie nicht, da dies durch T r e u e nicht geschehen könne. Nun ist der Knoten geschürzt. Im 3. Akt erfolgt als letzte Steigerung die Vermählung. Törrings Drama setzt erst hier ein und entbehrt deshalb der richtigen Exposition. Den Höhepunkt der Handlung bildet bei Greif das Turnier zu Regensburg, das Herzog Ernst giebt. Er hat seinen Sohn geladen, läßt ihn aber nicht mitturnieren, da er „schimpflich in Unehe" lebe. Rem ist als Zeuge gegen Agnes da, wird aber von Albrecht mit der Lanze niedergeworfen. Schon droht blutiger Streit, da fällt Prinzessin Beatrix dem Vater in den Arm; Herzog Ernst ruft:

> „Weh ihr (Agnes), wenn sie es wagt, an seiner Seite
> Als Herzogin in Straubing einzuziehn!"

Im vierten Akte geschieht dies, und bald künden unheilvolle Zeichen den nahen Sturm. Albrecht wird zum Vater nach Landshut abberufen, angeblich um Eröffnungen über seinen Oheim Wilhelm zu vernehmen. Er gehorcht. Da erscheint Ernst in Straubing und läßt Agnes, die seinen Sohn „behext", verhaften und aburteilen — „streng, doch ohne Abgunst". Allein unter dem Vorsitze des Vizedoms verurteilt sie das Gericht zum Tode in den Wellen der Donau, da sie von Albrecht nicht lassen will. Sie geht also an ihrer T r e u e zu Grunde. Dadurch hat

der Dichter den Konflikt glücklich ins Innere verlegt. Der Akt der Umkehr, die Klippe des Dramatikers, war infolge der günstigen Beschaffenheit des Stoffes verhältnismäßig leicht zu umschiffen. Die Szenen sind al fresco gearbeitet, alles unnötige Beiwerk ist vermieden, die Gerichtsszene packend ausgeführt. So erreicht die Handlung glücklich den fünften Akt. Agnes schreibt im Kerker den Abschiedsbrief an Albrecht und empfängt dann den geistlichen Trost des Dechants von Indersdorf, während ihr Jörg die nahende Rettung anzukündigen kommt — das letzte Erregungsmoment. Das Volk ist auf und hat den Junker Rem erschlagen. Agnes lehnt jedoch alle Hilfe, die Blut kosten würde, ab und geht gefaßt zum Tode. Paul Aresinger schildert in wohlgesetztem „Botenberichte" das Ende der Unglücklichen. Albrecht erscheint zu spät. Versöhnend klingt die bewegte Handlung aus. Törring erzielte seiner Absicht getreu dadurch einen wirksamen Schluß, daß er Ernst zu dem racheschnaubenden Sohne sagen läßt:

„Mein Sohn, laß Gott die Rache!"
Albrecht: „Was wäre dann mein Trost?"
Ernst: „Bayern",

worauf sich die beiden umarmen. Greif faßt die Sache tiefer, menschlicher möchte ich sagen. Agnes hat als letztes Vermächtnis an Albrecht die Bitte hinterlassen, keine Rache zu nehmen, und der Wunsch der Toten ist ihm heilig. Er tritt daher seinem gebeugten Vater versöhnlich entgegen, und der letztere antwortet auf eine Anregung des Dechants, die Tote ihrem Wunsche gemäß bei den Karmelitern beizusetzen:

Wenn in der Herrschaft er mir nachgefolgt,
Was, wie ich fühle, nahe steht bevor,
So mag er (Albrecht) sie erheben lassen wieder
Und dahin bringen,

worauf Albrecht bekräftigt: „Also wirds geschehn!" Statt des Schlußwortes des Dechants wäre es vielleicht besser, wenn Ernst nun die Arme ausbreitete und riefe: „Mein Sohn!" worauf rasch der Vorhang fiele. Greif hat übrigens auch das Gebet beim Kreuze bloß für volkstümliche Aufführungen eingesetzt und dafür mag es passen. Insgleichen der lange Zuspruch des Dechants in der 1. Scene des 5. Aktes und vielleicht sogar noch die hyperromantische Erscheinung der verklärten Agnes in der scenarischen Anweisung S. 80. Die Volksbühne hat es eben mit einem gläubigen, dem Stücke kongenialen Publikum zu thun. Die Kunstbühne aber kann sich leicht behelfen, denn dieses Stück Greifs entspricht auch den Gesetzen des modernen Dramas völlig. Der Gang der Handlung ist bewegt und drängt zum Ende, den Zuschauer und den Leser mit sich fortreißend. Im Gegensatze zu Hebbel hat Greif die Begebenheiten auf

einen kurzen Zeitraum (1435) zusammengedrängt und ein musterhaft geschlossenes Werk geschaffen. Nur Kleinigkeiten wären aufzustechen. Manchmal zählt ein Vers zu viele einsilbige Wörter oder die Rede wird nicht stets in berechtigter Absicht durch den Versschluß unterbrochen. S. 16 Zeile 4 von unten lies ausgeworfen, S. 79 Zeile 8 von unten gebeutst **Du** mir. Einzelne Ausdrücke, z. B. S. 80 das schon abgestorbene „Worum“ wird der Dichter ja in der Ausgabe seiner gesammelten Werke, die im Zuge ist, verbessern.

Ich wäre zu Ende, wenn ich nicht noch einige Worte über die Titelheldin des Dramas zu sagen hätte, die unzweifelhaft zu Greifs besten Gestalten gehört. Denn nie hat er das ahnungslose Mädchen aus dem Volke in seiner heiteren reinen Unschuld so lebenswahr gezeichnet als hier. Sympathisch mutet ihre Erscheinung an, wie sie zu jedem Opfer bereit ist und schmerzvoll, der Dankesschuld bewußt, vom alternden Vater sich losreißt und von der teuren Heimat, um dem Geliebten ganz anzugehören, wie sie in jugendlicher Neugier und doch leise zurückschaudernd zum verrufenen Hause der Lintrud geht, um ihr Schicksal zu erfahren, wie sie den Gedanken an eine schwere Zeit mit ruhigem Gewissen abweist, in der äußeren Erhebung ihre innige stille Einfachheit bewahrt und ihre armen Verwandten an ihrem glanzvollsten Tage herzlich begrüßt, wie ihre unerschütterliche Treue ihr Hort in Not und Gefahr ist, wie sie instinktiv ein Grauen vor den Häschern befällt, wie sie ihr Recht zwar nicht stolz zu vertreten, aber auch nicht preiszugeben vermag, wie sie endlich kindlich fromm dem Zuspruche des Priesters lauscht, mit der tiefsten Innigkeit, die dem deutschen Weibe eignet, im Kerker Albrechts Marienlied singt, im Jammer über ihr hartes Los in Thränen zerfließt und doch wieder im festen Glauben an Gottes Gerechtigkeit und ihre Unschuld gefaßt zum Tode geht — fürwahr, das ist ein Wurf, wie ihn in der neueren deutschen Litteratur nur e i n Dichter gethan. Vielleicht hat auch an dieser Figur ein Modell Anteil, das ich S. 157 meines Buches flüchtig andeutete. Ein Zug hoher sittlicher Keuschheit geht durch das ganze Stück, auf dessen pädagogischen Wert ich wohl kaum hinzuweisen brauche. Leidet Agnes gleichwohl schuldlos, so haben wir es doch keineswegs mit einer Martertragödie zu thun, auf die das aristotelische *μιαρόν* paßte. Das harte Schicksal der Titelheldin wirkt nicht erschreckend, sondern erhebend und befreiend, die Katharsis ist so vollkommen als nur möglich. Im tragischen Sinne ist sie auch nicht ohne Schuld, aber sie ist menschlich betrachtet geringfügig. In ihrer hingebenden Liebe, die rasch erwacht, übersieht sie die Schranken der Geburt und die Mahnungen des Vaters, sowie die Gefühle Jörgs, und betritt die Schwelle Lintrubs — zwar zumeist antiquarische Motive, aber doch Schuldposten in der Anschauung

der Zeit. Ihr Geschick ist ihre Schuld, könnte man mit Greifs vorausgesandtem Prolog sagen, wenn man nicht Gefahr liefe, mißverstanden zu werden. Die Figur ist also durchaus gelungen und gegen die übrigen Personen des Stückes sorgfältig abgewogen. Vom Gegenspiele erscheint besonders Herzog Ernst gut charakterisiert. Und so halte ich mich zur Behauptung berechtigt, daß Greif mit dieser Tragödie einen bedeutenden Fortschritt zum historischen Volksstück gemacht und ein Werk von unvergänglichem Werte geschaffen hat.

---

## Zur epischen Technik und zu Goethes „Novelle".

Von **Ad. Lichtenheld** in Wien.

Das wichtigste Buch, aus dem sich der Erzähler über die Kunstgriffe der epischen Technik Rates zu holen vermag, ist immer noch Lessings Laokoon. Goethe behielt das Buch, das er schon bei seinem Erscheinen als Student in Leipzig voll Eifer aufnahm, stets im Auge, und mit wie vielen kleinen Vorzügen der Dichter sein Werk auszustatten vermag, wenn er die gegebenen Winke befolgt, das lehrt z. B. Hermann und Dorothea. In meiner Schulausgabe des Gedichtes (in der Gräserschen Sammlung) habe ich in den Anmerkungen auf das, was sich an dergleichen findet, hingewiesen, und neuerliche Kommentatoren haben sich das, wie ich sehe, zunutze gemacht. Aber der Laokoon erschöpft die Sache bei weitem nicht. Goethe selbst gab noch allerlei dazu in dem Briefe an Schiller vom 23. Dezember 1797, der über den Unterschied und das Gemeinsame der epischen und dramatischen Dichtung handelt. Auf anderes, worauf die Beschäftigung mit seiner „Novelle" führte, sei in folgendem hingewiesen. Da sie viel in den Schulen gelesen wird, so hoffe ich, wird sowohl dies als auch noch einiges andere, das anzufügen die Gelegenheit günstig war, nicht unwillkommen sein.

Wie der Dichter zu verfahren hat, wenn er von körperlichen Gegenständen oder Personen eine Anschauung hervorrufen will, das ist aus dem Laokoon bekannt: er hat die Beschreibung in eine Handlung umzuwandeln oder sonst einen Kunstgriff anzuwenden, wie deren einige im zwanzigsten Stück (die Gedichte des Anakreon) angegeben werden, um nur die direkte Beschreibung von sich aus zu vermeiden. Aber Lessing unterläßt zu sagen, daß der Dichter nur bei solchen körperlichen Gegenständen länger verweilen darf, die für die Handlung eine Bedeutung haben. Die Beschreibung oder sonstige breitere Behandlung, wie sie den Szeptern des Agamemnon und des

Achill oder dem Birnbaum in Hermann und Dorothea zu teil wird, wie wir sie bei dem Schuß des Pandarus auf Menelaos, der im Falle des Gelingens dem ganzen Kriege ein Ende gemacht hätte, lesen, darf nie Selbstzweck oder ein solcher Notbehelf sein, von dem schon Horaz in der Ars poetica Vers 14 u. flg. spricht. Ist er es doch, dann hat sich der Dichter selbst damit ein testimonium paupertatis ausgestellt. Beispiele zur Bestätigung dieses Gesetzes finden sich bei Homer in Hülle und Fülle. Es gehören dahin alle jene, die Lessing zu dem Zwecke heranzieht, um sein Gesetz von der Umwandelung der Beschreibung in Handlung zu erläutern, darunter die eben genannten. Andere sind z. B. das Floß des Odysseus, auf dem er die Insel der Kalypso verläßt und seine letzte Fahrt ausführt, die ihn zum rettenden Gestade der Phäaken bringt. 28 Verse sind ihm gewidmet. Ein anderes bietet der Palast des Alkinous und dessen Umgebung dar, von dem wir die genaueste Anschauung erhalten. Denn hier verweilen wir nun volle sechs Gesänge. Dieses letztere Beispiel lehrt aber auch, daß sich der Dichter durchaus nicht auf solche Sonderangaben zu beschränken habe, die für die Handlung früher oder später eine Bedeutung gewinnen, obwohl diese die wichtigsten sind. Oft giebt es solche Angaben sogar gar nicht, und die ganze Ausführlichkeit dient lediglich dem Zweck, auf die Wichtigkeit der folgenden an oder mit diesem Gegenstand oder Ort stattfindenden Geschehnisse hinzuweisen. Auch das poetische Gleichnis schwärmt in dieser Weise gern aus. Der Zweck, von etwas eine klarere Vorstellung zu schaffen, wird vergessen, die Phantasie bleibt an dem Gegenstand haften und ergeht sich in der vollständigen Ausmalung. Wer könnte es unternehmen, in „Mahomeds Gesang“ für alle Züge, die in der Schilderung des Flusses und seines Laufes herangezogen sind, für jedes Beiwort in dem verglichenen Gegenstande das Gegenstück zu finden? Der Versuch scheitert ebenso wie bei den zahllosen Gleichnissen Homers und aller anderen Epiker, wie in der „Seefahrt“, „Schwager Kronos“, „Meiner Göttin“ und wo man es sonst unternimmt.

In der „Novelle“ finden wir als das erste Beispiel zu jener Forderung die ausführliche Beschreibung der Ruine und der Neugestaltung, die man ihr gegeben hat. Auf ihr spielt der ganze Schluß, da der Löwe sich dorthin geflüchtet hat und wieder gefangen wird. Lessings Forderung entsprechend ist die Beschreibung auch nicht direkt gegeben, sondern wir kommen zur Anschauung jener Örtlichkeit vermittelst des Kunstgriffes, daß der kunstliebende, redselige Oheim der Fürstin die Zeichnungen vorlegt und erläutert, und der Fortführung der Handlung ist diese ganze Episode zugleich dadurch dienstbar gemacht, daß das erregte Interesse für die Ruine die Richtung des folgenden Spazierrittes bestimmt.

Selbstverständlich ist nun auch, daß in der Beschreibung vieles enthalten ist, was später nicht zur Verwendung kommt. Daß sie aber doch mit Rücksicht auf das Schlußereignis gegeben ist, zeigt die größere Ausführlichkeit bei denjenigen Teilen, die zur Veranschaulichung jenes erforderlich sind.

Diese Schloßbeschreibung führt aber noch auf einen anderen Kunstgriff der Technik. Unter den fünferlei „Motiven", die Goethe in dem genannten Briefe an Schiller aufzählt, ist das letzte das „vorgreifende". Goethe versteht darunter solche, die „dasjenige, was nach der Epoche des Gedichtes geschehen wird, antizipieren". Ein Beispiel bietet die Vision am Schlusse des Egmont. Sie stellt die Freiheit in Aussicht, die, aus dem jetzt vergossenen Blute und den Bedrängnissen entsprossen, den Niederländern zu teil werden wird. Man kann dem Terminus aber auch noch eine weitere Bedeutung verleihen und darunter solche Teile der Erzählung verstehen, die, an der Stelle, wo sie stehen, retardierend, später erst ihre Verwendung finden. Und auch das ist bei der Beschreibung der Ruine der Fall. Wir lesen sie im ersten Teil, brauchen sie aber erst zum Verständnis des Schlusses. Der Grund dieser Anordnung ist hier leicht ersichtlich. Eine uralte Übung der epischen sowohl wie dramatischen Darstellung ist es, daß, wenn es dem Schlusse zugeht, jeder Aufenthalt vermieden wird. Retardierende Motive sind in diesem Teile unbedingt unzulässig. Gegen diese so natürliche Forderung wäre verstoßen worden, wenn die Beschreibung erst da stünde, wo ihr eigentlicher Platz wäre, im Schlußteil.

Beispiele des „Vorgreifens" in diesem Sinne finden sich in unserer Erzählung noch mehrere! Die Beschreibung des Marktes mit seinen Buden, gegeben zu dem Zweck, uns den später ausbrechenden Brand besser zu vergegenwärtigen; die Menagerie mit ihren blutigen Bildern, das Publikum zu locken, die uns vorbereiten auf die Furcht der Fürstin vor dem verfolgenden Tiger. Der Rauch, den die Fürstin vom Walde aus aufsteigen sieht aus der Stadt, zunächst als ein friedlicher aus dem Schornstein. Die erste Erwähnung der oft gehörten Lieblingserzählung des Oheims von dem Marktbrande, den er selbst früher erlebt hat. Die Wirkung des Flötenspiels, dem der Löwe am Schluß gehorcht, schon vorher auf den Fürsten und das Jagdgefolge.

Sehr beachtenswert ist, wie uns der Dichter den Brand vergegenwärtigt.

Der Formen der Übermittlung der Geschehnisse an den Leser giebt es folgende:

1. Die Icherzählung, zu der das Tagebuch 2c. gehört.
2. Der Briefwechsel.

3. Die Berichterstattung aus einer Perspektive, in der der Erzähler alle Personen im Auge hat und von dieser zu jener übergehend das Gefüge zusammensetzt. Dies ist die weitaus häufigste Form.
4. Die eingeschaltete Erzählung. Einleitung und Schluß bilden oft nur einen Rahmen.
5. Der Dichter geht mit einer Person und erzählt als deren Begleiter, was sie thätig und leidend erlebt.

Neue Formen entstehen aus der Vermengung einiger dieser. Jede von ihnen hat ihre besonderen Eigenheiten und Kunstgriffe.

Unsere Novelle weist die letzte Form bis zu dem Punkte auf, wo der Fürst und seine Begleitung in die Stadt eilen. Der Schluß von da ab sowie die Einleitung sind nach der dritten Form gegeben.

Die Person, in deren Begleitung wir das Berichtete erleben, ist die Fürstin. Als der Brand nun ausbricht, weilt sie und wir mit ihr, oben im Walde. Wir müßten sie also verlassen, es müßte zur dritten Form übergesprungen werden, sollte uns der Brand direkt vor Augen geführt werden. Und dies ist nun durch den Kunstgriff vermieden worden, daß die Fürstin sich der oft gehörten Erzählung jenes gleichartigen Brandes erinnert, den der Oheim vor Jahren erlebt hatte. Um der Genauigkeit dieser Vergegenwärtigung willen mußte der erlebte Brand eine oft wiederholte Lieblingserzählung des Oheims werden. Zu dem ihm verliehenen Charakter eines älteren, redseligen Herrn stimmt das auch sehr wohl.

Um die genannte Form nicht zu durchbrechen, verfolgen wir indessen schon früher neben der Fürstin vom Fenster des Schlosses aus den dem Gebirge zuziehenden Jagdzug, der nicht sofort fallen gelassen wurde, weil er später wieder auftritt. An dieser Stelle und später noch einmal muß selbst ein Fernrohr mitwirken, um ein deutlicheres Bild zu schaffen; bevor der Brand, der ein furchtbarer werden konnte, ausbricht, thun wir durch das Glas noch einen Blick auf die Stadt und den Markt.

In den Eckermannschen Gesprächen lesen wir über die Tendenz der Novelle: „Zu zeigen, wie das Unbändige, Unabänderliche oft besser durch Liebe und Frömmigkeit als durch Gewalt bezwungen wurde, war die Aufgabe dieser Novelle, und dieses schöne Ziel, welches sich im Kinde und Löwen darstellt, reizte mich zur Ausführung u. s. w.“ Läge diese Äußerung nicht vor, wir würden die Absicht nicht ganz so formulieren, sondern sagen, sie sei eine weitere gewesen, nämlich: den Kampf des Menschen mit der Natur, der belebten, der unbelebten und der eigen schwer zu bändigenden an Beispielen darzustellen, mit der Spitze dann allerdings, daß durch Liebe, Klugheit und Frömmigkeit oft mehr erreicht wird als durch Gewalt. Die

Beispiele sind folgende: ein Bild des Sieges in dem Kampf gegen die Natur, den der Mensch führt, um sich die Mittel seiner Existenz, des Wohlstandes und der Kultur zu verschaffen, ist der Markt. Die Zeit, als Naturgewalt, schafft Ruinen, aber Fleiß und Geduld tilgen die Zeichen ihres Sieges wieder und setzen der Zerstörung wenigstens eine Grenze. Die Jagd ist ein Krieg gegen die Tiere des Waldes. Die Menagerie birgt als Gefangene die Könige der Wüste und des Urwaldes, daß sie dem Menschen dienen müssen, sich seinen Unterhalt zu schaffen. Aber sie sind nicht nur Gefangene im Kerker, sondern ihre Wildheit ist zu freiwilligem Gehorsam gebändigt. Das letzte Bild in dieser Reihe ist der Kampf gegen das Feuer.

Diesem gegenüber steht der Kampf des Menschen gegen die eigene Natur in zwei Beispielen.

Honorio hat der Fürstin, wie sie meinen, das Leben gerettet. Sein erster Gedanke ist, daß er in dem Tigerfell eine wertvolle Beute und das Zeichen eines ruhmvollen Kampfes gewonnen habe, was sich später bei dem Wärter wiederholt. Die Fürstin, in Sitten und Bildung ein Vorbild geadelten Menschentums, muß ihn erst erinnern, daß, wenn man einer solchen Gefahr eben entronnen ist, sich andere Gedanken geziemen. Sie dankt dem helfenden Gotte und dankt ihrem Retter. Dieser aber begeht die Taktlosigkeit, den Dank sich sofort zu sichern durch die Bitte an die Fürstin, die nur der Fürst gewähren kann, daß ihm endlich die längst ersehnte Reise gewährt werde. Die Fürstin giebt ihm als Antwort durch die Bemerkung, daß der Fürst ihn ziehen lassen würde, wenn er ihn zum „selbständigen Edelmann herangereift sehen würde, der sich und ihm auch auswärts Ehre mache wie bisher am Hofe“, zu verstehen, daß er ihn noch nicht für „herangereift“ ansah, und davon habe er soeben wieder eine Probe gegeben. Er weiß noch nicht, gleich Parcival, was zu jeder Zeit und an jedem Ort das Richtige zu thun und zu lassen sei. Und Honorio hat die eben so klug wie zart gegebene Zurechtweisung gefühlt: es „zog eine gewisse Trauer über sein Gesicht“. Aber dann folgt später der Trost und die Mahnung aus dem Munde der Frau: „Du schaust nach Abend! (d. i. in die Ferne, Zukunft). Du thust wohl daran, dort giebt's viel zu thun; eile nur, säume nicht, du wirst überwinden. Aber zuerst überwinde dich selbst!“

Das zweite Beispiel ist folgendes: Als der Fürst hört, daß der ausgebrochene Löwe noch im Walde weile, da regt sich mächtig des Jägers Eifer, solch seltenes Wild zu jagen. Die ihm zustehende Fürsorge für die Seinen muß den Vorwand darbieten, dem Herrn des Löwen sein wertvolles Eigentum zu vernichten. Bewunderungswürdig ist die Klugheit, mit der dieser Mann den Fürsten, dem zu widersprechen

die Gefahr, das Tier zu verlieren, vergrößern würde, zur Erkenntnis seines Schaden bringenden Übereifers führt und so sein Tier rettet. Wir umschreiben zu diesem Zweck die etwas dunkle Rede, die er hält: „Gott hat dem Fürsten Weisheit gegeben und zugleich die Erkenntnis, daß alle Gotteswerke weise sind, jedes nach seiner Art." Drum höre auf meine Worte. Das unmöglich Scheinende geschieht. Wer sollte glauben, daß der Fels, der jetzt da droben herabdroht, in glatte runde Kiesel verwandelt seiner Zeit im fernen Meere am Boden ruhen wird? Drum wundere dich auch nicht, den Löwen, den Schrecken der Wüste, als ein folgsames Tier hier im fernen Norden wieder zu finden. Es ist der Fall. Nach Gottes Anordnung und mit seiner Hilfe geschieht das Unerwartetste zum Zeugnis seiner Macht. Erregt nicht Staunen der kunstvolle Bau der Biene, der Ameise? Das Roß aber zerstampft achtlos den Bau, die Frucht mühsamer Arbeit. Doch das Roß ist ein unvernünftiges Tier. Anders ist es, wenn der Mensch rücksichtslos die Früchte des mühsamen Schaffens vernichtet. Und vollends ein Fürst! Je mächtiger er ist, desto mehr hat er die Pflicht, der Schwachen zu schonen. Darum schone den Löwen, mein Eigentum. Er ist harmlos und unschädlich. Gab nicht schon Daniel das Beispiel, daß Löwen zu bändigen sind?" Das Werk zu vollenden dient der dann folgende Gesang, in dem etwas verwirrendes, berückendes, einschläferndes liegt, ein rechtes Zauberlied. Wie bei der Zigeunermusik hört man immer dasselbe, und es ist es doch wieder nicht. Dieselben Gedanken wiederholen sich, nur in anderer Reihenfolge und anderer Wortfügung. Wie das Lied den Löwen gezähmt hat und, wenn die wilde Natur sich in ihm regte, von neuem besänftigt, so soll es auf des Fürsten Jagdbegierde wirken, und es erfüllt seinen Zweck. („Alles war beschwichtigt, jeder in seiner Art.")

---

## Zur papiernen Sprache.

Von **E. Wasserzieher** in Flensburg.

In den letzten Jahren hört man viel vom papiernen Stil reden, besonders seit dem Erscheinen von Schröders hübschem Buche über diesen Gegenstand. Wenn man nur immer genau wüßte, was papierner Stil ist. Bisweilen kann kein Zweifel aufkommen, ob man es mit papierner oder natürlicher, lebendiger Ausdrucksweise zu thun hat.

Wenn Gretchen sagt: „Bester Mann, von Herzen lieb' ich dich!" so ist das natürliche, aus dem Herzen kommende Sprache. In einem

Wichertschen Roman dagegen flüstert eine junge Braut, sich zärtlich an den Geliebten schmiegend: „Wenn du es für ersprießlich erachtest“.

So einfach liegt die Sache nun nicht immer. Oft läßt sich die Grenze nicht scharf ziehen, sie verschwimmt; was heute noch natürlich erscheint, wird nach 20 Jahren als papiern angesehen, und was vor 20 Jahren noch als papiern galt, erscheint heute schon als natürlich. So wird Vernunft nicht nur Unsinn, nein, Unsinn wird auch Vernunft, wenn nur die Zeit, die heiligende, und der Gebrauch, der allbeherrschende, ihren Segen gegeben haben.

Wer Rudolstadt mit deutlicher Aussprache des o in der Mitte spricht, der spricht papiern; man sagt Rudelstadt, mit kurzem e, und das Volk macht sogar eine Silbe daraus: Reulscht. Man schreibt zwar Kahla, Jena, Roda, aber an Ort und Stelle hat man den vollen Endvokal längst zum tonlosen e abgeschliffen: Kahle, Jäne, Rode; die Schreibung ist hier hinter der lebendigen Sprache zurückgeblieben. Diese soll aber nicht nach jener geändert werden, sondern umgekehrt. So ist es mit vielen Ortsnamen; es existieren häufig zwei Formen, eine auf dem Papier und eine im Leben.

Aber auch bei anderen Wörtern, besonders bei Fremdwörtern, kämpfen zwei verschiedene Formen um die Oberhand, und nur sehr langsam und widerwillig weicht die unvolkstümliche Schreibung vor der volkstümlichen Aussprache zurück. Wer sagt Doktor, Professor, Pastor? Das o der letzten Silbe wird nicht als o gesprochen, sondern wie das e in Schuster, Schneider, also wie ein dumpfes kurzes ö. In manchen Gegenden, z. B. in Hannover und Schleswig-Holstein, ist freilich die Aussprache Pastóhr, mit dem Ton auf der zweiten Silbe, beliebt; doch lassen wir das hier beiseite. Apotheke und interessant werden wohl meist dreisilbig: Aptheke, intressant gesprochen; sie so zu schreiben, gilt für falsch. Und doch sind die Wörter in dieser Aussprache auch dem Ungebildetsten geläufig, so daß keine Aussicht vorhanden ist, sie jemals wieder los zu werden; ein gutes deutsches Wort für Apotheke dürfte auch schwer zu finden sein. Wozu also die schwerfällige Schreibung, die undeutsch aussieht und der Aussprache schlecht angepaßt ist? Schreiben wir doch auch nicht mehr Adeler, was der Zusammensetzung Adel-ar entspräche, sondern Adler! Anders ist es mit dem ähnlich zusammengesetzten Wort Pinakothek; das ist eine Kunstschöpfung und wird wohl nie volkstümlich werden, deshalb mag es sein ausländisches Ansehen behalten.

Ich will die Beispiele, die sich zu Hunderten fänden, nicht vermehren und nur noch dies sagen: Je länger man zögert, diesen Fremdwörtern ihre fremde Schreibweise zu nehmen, um so länger werden die Fremdwörter bleiben. Erst wenn sie deutsches Gewand angenommen

haben, werden sie, wie Fenster, Mauer, Meile und tausend andere, nicht mehr als fremd empfunden, sondern als mit völligem Bürgerrecht versehene Lehnwörter gelten, die einen unverlierbaren Bestandteil der deutschen Sprache bilden. Ebenso sollten die echtdeutschen Wörter immer mehr ihr altes Gewand aus- und ein neues, dem Lautbestande mehr entsprechendes, anziehen.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zum siebzigsten Geburtstage Rudolf Hildebrands.[1])

Nicht frischen Lorbeer um das Haupt zu winden,
Der längst sich schon um deine Schläfe flicht,
Nein, nur den Eingang in dein Herz zu finden
Am heut'gen Tage, sehnt sich dies Gedicht.
Was vor ihm liegt in herrlichster Erfüllung,
Verkündet es in schüchterner Verhüllung.

Bis zu der Väter längst vergangnen Tagen
Noch einmal heute wendet sich der Blick,
Wo bange noch vor ungelösten Fragen
Im Dunkel schwebte deutschen Volks Geschick,
Wo wir noch führerlos im Völkerreigen
Verurteilt schienen, nur beschämt zu schweigen.

Eh' deutscher Arm die Freiheit hat erstritten,
Die Einheit auch, die heute uns beglückt,
Was haben wir erdulbet und gelitten,
Wie hat die Ohnmacht nieder uns gedrückt!
Was nützten uns die zornerfüllten Thränen?
Der Weg war weit, zu stillen unser Sehnen.

Doch mitten in den sturmbewegten Zeiten
Blieb uns ja eins: Der Sprache heilig Gut.
Und, Gott sei Dank, auch Männer gab's, zu streiten
Für dieses Kleinods treuverwahrte Hut.
Ob auch zerrissen lagen Bruderbande,
Es ging ein Geist doch durch die deutschen Lande.

Und dieser Geist, vom Schicksal auserkoren
Glanzvoll zu leuchten in der dunklen Nacht,
Er hat zuletzt den schönen Sieg geboren
Und mitgehalten an dem Rhein die Wacht;
Wenn einst die Nachwelt spricht von Heldensöhnen,
Wird auch der Geisteswacht ihr Lob ertönen.

---

1) Aus den vielen Zuschriften, die unserer Zeitschrift zum 70. Geburtstage R. Hildebrands zugegangen sind, bringen wir diesen poetischen Gruß an R. Hildebrand noch nachträglich hier zum Abdruck. D. L.

Auch dir, o Meister! dankt das Lied ergriffen:
Gehütet hast du unsrer Sprache Hort,
Feinfühlig selbst das Kleinste scharf geschliffen,
Lebendig aufgebaut in That und Wort;
Wer je zu deinen Füßen hat gesessen,
Der Lehre Zauber bleibt ihm unvergessen.

Du lehrtest uns, dem tiefverborgnen Sinne
Des Volksgesanges forschend nachzugehn,
Und ließest neu die holde Zeit der Minne
Aus süßen Liedern uns entgegenwehn;
Du stiegst hinab, wenn edle Schätze riefen,
Dem Bergmann gleich, bis in der Sprache Tiefen.

O könntest du in unsern Blicken lesen,
Wie treu das Herz dir Dankbarkeit bewahrt!
Heut' siebzig Jahr'! Wie köstlich sie gewesen!
Denn Müh' und Arbeit hast du nie gespart.
O möge lang' noch deines Geistes Stärke
Hell leuchten in dem Ruhme deiner Werke!

Dresden. **Hermann Unbescheid.**

## 2.

## Kleine Nachträge.

1. Zur Namenkunde. E. Mackels Beiträge „Zur Namenforschung" Ztschr. VIII, 186 flg. enthalten ja gewiß manche hübsche Beobachtungen, aber doch meines Erachtens allerlei Unentschiedenes, was erst durch Nachprüfung von Landschaft zu Landschaft bestätigt beziehentlich verworfen werden muß. Auf die etymologischen Deutversuche S. 187 flg., wo mir manches fraglich dünkt, will ich heute nicht eingehen. Nur die S. 189 aufgestellte These über den verschiedenen Tonfall der Fremdwörter in nord- und süddeutscher Umgangssprache will ich in ihrer Allgemeinheit wie in ihren geläufigsten Belegen Papa, Mama, Café beanstanden. Gerade im ganzen Obersächsischen sagt man Päpa, Mäma und in Deutschösterreich und weit nach Süddeutschland herein umgekehrt Papā, Mamā. Café ist in Süddeutschland längst nicht allein üblich; das Kaffeehaus z. B. heißt im eigentlich bayerischen Gebiete sogar fast ausschließlich „das Café". Die Behauptung, daß alter und neuer ausländischer Dichter wie Homer, Virgil, Horaz, Racine, Corneille, Accentuierung auf der ersten Silbe „in süddeutschen Schulen gang und gäbe", sei, deckt sich gleichfalls nicht mit dem Thatbestande. Auch in dem sonst über die Tonlage im süddeutschen französischen Unterrichte Angeführten ist manches Angreifbare. Seite 191 konnte als lehrreiche Parallele zu den auf der ultima betonten slavischen Orts- und davon abgeleiteten Personennamen auf -in ostwärts der Elbe die durchgängige Zurückziehung der gleichendenden schwä-

bischen Familiennamen (Patronymika?) wie Köstlin, Schmidtlin, Winterlin, Stählin, Städlin gezogen werden, die genau so gesprochen werden wie die bis in den Anfang unseres Jahrhunderts gebräuchlichen Bezeichnungen der Ehefrauen durch ein an des Gatten Gentile angehängtes -in.

Bezüglich des Namens Muhs oder Mues (bei Mackel S. 187 Anm. 1) sei bemerkt, daß er auch — ich kenne ihn so aus Leipzig — als Mues vorkommt, und da neben diesem Fues (Leipziger und Tübinger ältere Buchhändlerfirmen) steht, letzteres doch aber höchstwahrscheinlich auf Fuß zurückgeht, so möchte man auch bei Muhs eher an Muß (weiche Masse) denken.

Gegen die Theorie, die Mackel dem süddeutschen Bestreben, den Accent fremder Vornamen möglichst nach dem Kopfe des Wortes zu schieben, entnehmen will (S. 189), muß man die gerade süddeutschen Abkürzungen Mali, Sefi und Pepi (vergl. auch Seppl), Tina (daneben Dina) ins Feld führen.

2. Zu Walthers von der Vogelweide Herkunft. A. Hausenblas berichtet Ztschr. VIII, 191 flg. über H. Hallwichs jüngsten Versuch, Walthers Abstammung, Geburt und Jugend für Böhmen zu erobern und geht da von der ziemlich feststehenden Annahme Tirols als Heimat aus. Er hätte dabei aber nicht O. Redlichs 1891 gemachte bedeutsame Funde vernachlässigen dürfen, die stark für Tirol in die Wagschale fallen. Ich habe Ztschr. f. d. dtschn. Unterricht VI, 440 darüber berichtet.

3. Zu „Schurle-Murle". F. Kuntzes Notiz über das nach seiner Transscription so genannte Getränk, Ztschr. VIII, 199 flg., berichtige ich dahin, daß meines Wissens in fast ganz Bayern die Form „Schorle-Morle" lautet und auch auf den Speisekarten so geschrieben wird. Diese aber lehnt sich noch enger an den von ihm beigebrachten Beleg bei Christian Weise an, wo „carle-morle puff" [was heißt letzteres?] steht. Übrigens schreibt die von W. Braune in seinen „Neudrucken" selbst besorgte Ausgabe von Weises Roman „Die drei ärgsten Erznarren in der ganzen Welt" (nach den von 1673) an der betreffenden Stelle S. 150, abweichend von Kuntzes Citat: „da truncken sie carlemorlepuff". Bei dem Citate aus dem kulturgeschichtlich überaus ergiebigen Traktate „de iure potandi" liegt wohl ein Abschreibeversehen Kuntzes vor. Ich lese wenigstens in dem in meinem Besitze befindlichen Exemplare der „Facetiae facetiarum" von 1657, wo die Dissertation vom Zechrecht S. 54—97 steht, auf S. 60 unter Paragraph 9 die von ihm ausgehobene Stelle mit dem Eingangsworte floricōς statt floribus, was übrigens im Zusammenhange auch allein zulässig ist. Oberbreyers Abdruck der deutschen Ausgabe des „Jus Potandi" von 1616 (Heilbronn 1877) giebt die von Kuntze ausgehobene lateinische Stelle S. 167 flg. wie folgt:

„Floricōs: wenn man die ganze Labaschke [d. h. die Lippen, aus labrum] oder Waffe oben um des Glasses Orificium oder Mundloch herum zerret, und auf einen Satz den gantzen Trunck in die Gurgel geust, durch welches ungebärdige Beginnen das Glaß mit weißen Gischtblasen, die man flores nennet, gefüllet wird.“

Außerdem enthält die deutsche Ausgabe des „Jus potandi“ folgende Stelle in § 30 (Oberbreyer S. 40 flg.): 'Über dieses alles finden sich noch andere, welche ihrem Trincken wegen allerley seltzamen Gesticulationen und Ceremonien, deren sie dabey gebrauchen, sonderliche Namen adscribiren und zueignen. Als da sind „Curl Murl Puff“ da dann der Bart bald da bald dort gewischet, bald mit den Fingern geschnippst, eines gepfiffen und sonsten viel seltzame phantastische Possen gebracht werden. Item da findet sich das „poculum latinum“, darzu denn auch gar sonderliche Wort mit einer Proponation gehörig seyn. Item „das Rößlein verkäuffen“ und „den Unbekannten bringen“'. Im lateinischen Texte lautet sie (a. a. O. S. 71): „Sunt alii qui propria nomina propter gesticulationes et ceremonias adhibitas, bibitionibus indiderunt. Cujus modi sunt Curll/Murll/Puff/ cujus mirae sunt solennitates vel potius fantasiae, Poculum latinum cui verba nonnulla cum quaterna propinatione abhibentur: Item daß Rößlein verkauffen, dem vnbekandten bringen.“ Damit wäre nicht nur unser „Schorle Morle“ nochmals und zwar doppelt belegt, sondern in dem „das Rößlein verkaufen“ auch eine Parallele zu „den Ochsen verkaufen“ beigebracht. Ich dächte sonst bei „Rößlein“ im 17. Jahrhundert zunächst eher an Röslein, was mit flores (vergl. auch unser „Bouquet“ beim Weine) gut zusammenzubringen gewesen wäre. Mit „sich einen Affen kaufen“ hat der Ausdruck nichts zu thun. Einen „Reim auf den Teller schreiben“ (s. Kunze) scheint mir nichts als ein Euphemismus für — vomieren. Für diese annoch unklare Redensart „einen Ochsen verkaufen“ möchte ich übrigens an die im 17. Jahrhundert in mitteldeutschen Universitäten allgemeine Sitte denken, die beani (unsere „Füchse“) noch als Hörnerträger zu betrachten und in der feierlichen, freilich mit gewaltiger Zecherei verbundenen „Deposition“ demgemäß auszustatten[1]). Ein solcher bekam nämlich bei besagtem Anlasse vielerlei andeutende Gegenstände. „Ein alter Depositor der Universität Jena, Friedrich Benedikt Pfenning, nennt als symbolische Gerätschaften: einen Hut mit Hörnern, den Bacchanten-Zahn, das Paternoster, ein großes Beil, einen Hobel, Kamm, Schere, Schermesser, Seife, Ohrlöffel und Bohr. Und erklärt: 'Der Hut mit Hörnern ist ein Vor-

1) Vergl. z. B. W. Fabricius' kommentierten Neudruck von J. G. Schochs „Comoedia vom Studentenleben“ von 1658 (Münch. 1892; Auswahl litterarischer Denkmäler des deutschen Studententums, Heft 1 S. 106 flg.).

bild eines frechen, wilden unbändigen Gemüts, einem stößigen Ochsen gleich, der allenthalben mit Gewalt hindurch und nichts vertragen will. Dieses Laster hält nun der Depositor dem neuen Studioso so ziemendermaßen vor, zeiget dessen Thorheit, und führet ihn dagegen zur Leutseligkeit, Freundlichkeit, Geduld...' Das Examen patientiae wurde ein Frage- und Antwortspiel der tollsten Hänseleien und Unflätereien und die eigentliche Deposition eine erzgemeine, für den Beanus qualvolle Travestie. In Wittenberg z. B. mußte sich derselbe völlig entkleiden, der Hut mit Hörnern wurde, vorher mit Wein oder Bier gefüllt, ihm plump über den Kopf gezerrt, und alle figürliche Verrichtung am Körper in roher Wirklichkeit so vollstreckt, daß die meisten der Beaner nach beendeter Prozedur stundenlang halbtot dalagen... Eine viehische Sauferei bildete das Ende. Außerdem hatte der Novicius dem Depositor, der als solcher Schankgerechtigkeit besaß, 16 Groschen zu bezahlen, wofür er noch einen Depositionsschein erhielt"[1]). Aus letzterer Thatsache ließe sich jene dunkle Wendung vielleicht einigermaßen erklären. — Die obige deutsche Fassung der von Kuntze herangezogenen „flores"-Stelle finde ich bei R. Schultze, „Geschichte des Weins und der Trinkgelage" (Berl. 1867), S. 174 wie folgt: „Floricos heißt so viel, als den Rand des Gefäßes mit den Lefzen des Mundes ringsherum umgeben und mit einem Sturm den Getrank in die Gurgel schütten, daher denn aus Widertrieb des Athems kleine Bläschen auffahren, welche die Unseren Flores, zu deutsch Blümelein, nennen. Hausticos ist, wenn man auf gemeine Weise alles herauszieht [der heutige „Ganze" der Studentensprache]."[2])

München. **Ludwig Fränkel.**

3.

## Zu dem Kettenreim „Ihr Diener, meine Herrn, ꝛc."

Bd. 7, S. 693 dieser Zeitschrift bringt O. Franke zwei Varianten dieses Reimes aus dem Meißnischen. In diesen Fassungen kommt der Vers vor: „De Bauermäädchn draachn scheene roode Gärrdel." Daran knüpft nun Franke folgende Bemerkung: „Offenbar ist dasselbe (Gedicht) da entstanden, wo die Bauernmädchen rote Gürtel tragen oder doch trugen. Im Meißnischen thaten dies früher thatsächlich die Gutsbesitzerstöchter (Bauernmädchen) beim Melken und dergl. zum Unterschied von den Mägden, die nur einen Strick umbanden. Wie ist es in Thüringen?"

Mir will diese Schlußfolgerung absolut nicht einleuchten. Wenn Franke aus dem Vorkommen des angezogenen Verses gefolgert hätte,

1) Fr. W. Ebeling, Friedrich Taubmann (Lpz. 1883), S. 121—124.

2) Als seine Quelle bezeichnet Schultze S. 173: „Hinsichtlich der Trinkmanieren heißt es in einer alten Abhandlung:"

daß die abweichenden Lesarten seiner Fassung wahrscheinlich meißnischen Ursprungs sind, so ließe sich ja nichts dagegen einwenden. Allein aus der fraglichen Stelle folgern zu wollen, daß die Urgestalt der Kinderpredigt im Meißnischen entstanden ist, das scheint mir doch ein sehr kühner Schluß.

Der Reim, der ohne Zweifel sehr alt und ungemein weit verbreitet ist, findet sich in den einzelnen Gegenden mit sehr starken Abweichungen vor.[1]) Warum sollte er nun gerade dort entstanden sein, wo die abweichende Lesart zufällig eine lokale Beziehung enthält?

Wenn Franke ferner aus dem Umstande, daß die Meißnischen Fassungen entsprechend dem Verse „meine Breedchd iß hallb" in zwei fast gleiche Hälften zerfallen, den Schluß ziehen will, daß die Meißnische Gestalt dem Urtext am nächsten kommt, so ist dies eine nicht minder kühne Folgerung. Denn ganz abgesehen davon, daß dieselbe gleichmäßige Gliederung auch in anderen Fassungen vorkommt[2]), ist doch nicht anzunehmen, daß der Verfasser des ursprünglichen Textes den Kettenreim absichtlich in pedantischer Übereinstimmung mit dem genannten Verse in zwei genau abgemessene Hälften schied.

München. **Anton Englert.**

## 4.

## Zu Ztschr. VII, 616 flg. Vornamestudien von G. Steinhausen.

G. Steinhausen hat die interessante Erscheinung festgestellt, daß an Stelle der früheren Mannigfaltigkeit der Personennamen etwa vom Ausgang des 12. Jahrhunderts oder vom Anfang des 13. Jahrhunderts an eine immer zunehmende Verödung und Verarmung zu Gunsten bestimmter Mode- und Lieblingstaufnamen Platz greife. Er stellt aber nicht nur die Thatsache fest, er sucht auch nach einer Erklärung für diese wachsende Einförmigkeit. Er meint, das Abkühlen des Namenlebens gehe Hand in Hand mit dem Verfall, der sich überhaupt im 13. Jahrhundert bemerkbar mache und hänge eng zusammen mit dem nüchternen, realistischen, konventionellen Grundzug jener Zeit (S. 619 flg.). Diese Deutung der Erscheinung ist gewiß beachtenswert. Sie scheint mir aber für eine so engumgrenzte Einzelerscheinung ein wenig zu allgemein zu

1) Außer den in dieser Zeitschrift bereits angeführten Fassungen vergl. man noch Hruschka und Toischer, Volkslieder aus Böhmen, S. 399 (3 Varianten aus Böhmen) und S. 524 (Nachweise von anderweitigen Varianten). Auch ich habe den Reim im letzten Jahre an vielen Orten des Spessarts in verschiedenen Fassungen gefunden.

2) Z. B. in der bei Dunger, Kinderlieder aus dem Vogtlande, Plauen 1874, S. 106 mitgeteilten Variante.

sein und doch auch nicht erschöpfend. Merkwürdig ist nun, daß ein Vorgang, den ich zu den Hauptursachen der Verarmung der Personennamen rechne, von Steinhausen erst als Wirkung der Verarmung angesehen wird. Es heißt S. 620: „Betonen möchte ich schließlich noch, daß die vielfache Anwendung derselben Namen zum Gebrauche von Beinamen besonderen Anlaß gab und so mit der Entstehung der Familiennamen eng verknüpft ist.[1]) Ist die Sachlage nicht gerade umgekehrt? Als die Einnamigkeit nicht mehr ausreichte, als die staatlichen, rechtlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse Bei- oder Familiennamen nötig machten, da brauchten ja die Personennamen nicht mehr so mannigfaltig zu sein: Die Unterscheidung der Einzelpersonen, der sie früher gedient hatten, zuletzt nur noch mangelhaft, wurde jetzt von den Beinamen übernommen. Es ist mit ihnen wie auch sonst im Kampfe ums Dasein: sie wurden halb und halb überflüssig und verkümmerten deshalb. Die neuen Beinamen flossen in gleicher Fülle; sie hatten ebenfalls Sinn und Bedeutung und eher bezeichnenderen Inhalt als die alten Personennamen. Sie waren praktischer für die neuen Verhältnisse. Warum hatten denn die praktischen Römer so wenig Vornamen gegenüber den Griechen und Germanen? Doch wohl, weil bei ihnen frühzeitig das System der nomina und cognomina sich ausbildete. Nur eins fehlte den neuen deutschen Beinamen: die Poesie der alten Personennamen. Aber hatten denn die Personennamen diese Poesie noch zur Zeit des ausgehenden Mittelalters? Ich meine nicht; ja, es läßt sich vielleicht nachweisen, daß sie diese poetische Innerlichkeit, ihren eigentlichen Gefühlswert, der uns jetzt so viel Freude macht, schon eingebüßt hatten zur Zeit, als die im alten Vaterlande gebliebenen Germanen zu Christen bekehrt wurden, ich will sagen im 7. oder 8. Jahrhundert. Es handelt sich hier um eine vielumstrittene Frage, eine Frage aber, die, wie sie auch gelöst werden mag, von grundsätzlicher Bedeutung für die richtige Erkenntnis und Beurteilung der altdeutschen Personennamen ist. Ich muß mich aber damit begnügen, an dieser Stelle einfach die Richtlinien für meine Auffassung anzugeben. Ich knüpfe wiederum an einen Satz von G. Steinhausen an. Es heißt S. 621: Es käme noch darauf an, auch in früherer Zeit (d. h. vor dem 13. Jahrhundert) das allmähliche Absterben der alten germanischen Namen nachzuweisen. Für die frühere Zeit wird der einzige Grund das Schwinden des Verständnisses für Bedeutung und Sinn der Namen sein." Zunächst: wenn schon in früherer Zeit das Verständnis für Bedeutung und Sinn der Namen abhanden kam, was kann dann der nüchterne

---

1) Ähnlich so z. B. Fick, Die Göttinger Familiennamen, Göttingen 1875, S. IV; Heintze, Die deutschen Familien-Namen, Halle 1882, S. 27.

und realistische Zug späterer Zeiten an diesen Namen auszusetzen gehabt haben? Dieses Schwinden des Verständnisses wäre aber überdies nicht nur nicht eine Ursache für schwindende Fülle, es wäre ganz im Gegenteil die einzige Erklärung für die Erhaltung der Mannigfaltigkeit der Personennamen. Und damit wäre ich wieder bei der grundsätzlichen Frage angelangt. Als die Germanen zum Christentum bekehrt wurden, da mußte den Bekehrern daran liegen, alles Heidnische und alles, was mit der heidnischen Religion in Beziehung stand, möglichst mit Stumpf und Stiel auszurotten. Und dieser Aufgabe gaben sich die Bekehrer und ihre Beschützer denn auch mit anerkennenswertem Eifer hin. Heidnischer Götterdienst wurde unerbittlich verfolgt. Wie christliche Kirchen an Stelle der alten Heiligtümer erbaut wurden, so wurden die christlichen Feste möglichst dorthin verlegt, wo sonst heidnische Feste gefeiert wurden. In wieviel Verordnungen, Bußordnungen, Abschwörungsformeln, Homilien de sacrilegiis wird nicht geeifert gegen heidnische Sitten und Gebräuche, wie sie besonders beim Zauber, bei Weissagungen, beim Opfer- und beim Totenkult[1]) im Schwange waren. Heidnische Chorgesänge und mimische Darstellungen bei Auf- und Umzügen wurden allmählich durch Weihnachtsspiele und später durch Passionsspiele verdrängt. Volksgötter und Volkshelden sollten durch Personen aus der biblischen Geschichte oder Heilige, wie St. Michael, Andreas, St. Georg, Christophorus, Martinus ersetzt werden. Man war eifrig bemüht, an Stelle der Sagen von Göttern, der Lieder auf Helden, der hymnischen Opfergesänge, überhaupt der weltlichen, volkstümlichen Gesänge Erzählungen aus der biblischen Geschichte oder Legenden oder Gedichte, Lieder und Hymnen geistlichen Inhaltes zu setzen. Auf das christlich gewendete muspilli folgte nunmehr das jüngste Gericht. Ich glaube auch, daß nicht allein aus praktischen Gründen die Runenzeichen durch lateinische Buchstaben (aus denen sie ja allerdings in viel früherer Zeit hervorgegangen waren) ersetzt wurden: den Runen trauten die Germanen ja geheimnisvolle Kräfte zu. Ich glaube auch, daß man von gewisser Seite aus mit voller Absichtlichkeit den germanischen Stabreim durch Endreim zu ersetzen suchte: denn der Stabreim beherrschte ja die alten Zauber-, Rechts- und Eidesformeln. — Ist es nun nicht verwunderlich, daß die Bekehrer und Geistlichen an den Personennamen dieser bekehrten Heiden gar keinen Anstoß genommen haben sollen? Wiesen denn nicht viele von diesen Namen klar hin auf die alten Ideale, die gestürzt werden sollten, erinnerten sie nicht die Neubekehrten immer wieder an die alten Götter und Geister[2]) und an

---

1) Zu den Totenklagen vergl. noch Mogk, Pauls Grundriß I, S. 1001.
2) Ich führe die Namenstämme ans-, frô-, ingo-, irmin-, alp an

die ihnen geheiligten Tiere (namentlich Eber, Wolf, Rabe); spiegelte sich nicht in einer Unzahl dieser Namen das heiße Verlangen unserer Vorfahren nach Kampf[1]), Kriegssturm und Welteroberung wieder? Solche Namen hätten die Geistlichen geduldet, die den kampffrohen Germanen predigen wollten „Selig sind die Friedfertigen", die mannhafte Reckenhaftigkeit durch die diemuoti[2]) mildern wollten, denen Wulfila, wie es heißt, das Buch der Könige nicht übersetzen wollte, um nicht den kriegerischen Sinn seiner Landsleute zu nähren? Und doch scheint es allerdings, als wenn die Kirche an diesen Namen durchaus keinen Anstoß genommen hätte. Das zeigt ja eigentlich schon ein Blick in Förstemanns Altdeutsches Namenbuch, das aus Urkunden bis 1100 Tausende solcher Namen enthält. Trugen doch sogar eine große Anzahl Mönche und Geistlicher, selbst in den höchsten Stellungen, solche altdeutschen Personennamen! Und die bisherige Forschung hat ergeben, daß erst vom Ende des 12. Jahrhunderts an die kirchlichen Namen in Deutschland häufiger zu werden beginnen. Was ist da nun zu sagen? Mancherlei. Die Kirche brauchte ja gar nicht allen germanischen Namen ohne Unterschied feindselig gegenübertreten. Das wäre unklug und unnütz gewesen. Was sollte sie an Namen wie Gottschalk, Friedrich, Heinrich, Otto, Konrad, Adalbert und unzähligen anderen auch auszusetzen gehabt haben? Viele Namen ließen sich ja einfach in christlichem Sinne umdeuten.[3]) Hat doch das Christentum, wo Schonung möglich war, sich auch sonst heidnischen Anschauungen anbequemt und heidnischem Wesen oft nur christlichen Mantel umgehängt. Die Frage ist nur, ob die Kirche nicht gegen gewisse Gruppen der heidnischen Namen zu Felde gezogen ist. Hat sie das gethan, und ist es ihr gelungen, bestimmte Namen zu verdrängen, so ist sie eben von frühester Zeit an eine Ursache mit für die allmähliche Verarmung der deutschen Personennamen gewesen (gegen Steinhausen S. 621). Hat sie das aber nicht gethan, so scheint mir eine wichtige Folgerung unabweisbar zu sein. Dann dürfte so gut wie erwiesen sein, daß schon im 7. oder 8. Jahrhundert das Verständnis für den eigentlichen Sinn und die tiefe Bedeutung der alten Personennamen abhanden gekommen war. Sonst hätte die Kirche sich nicht ganz gleichgiltig ihnen gegenüber verhalten können. Dann war vor tausend und mehr Jahren nicht mehr, wie Zahn „Über steiermärkische Taufnamen" S. 5 meint, das

---

1) Für Kampf allein wurden die Stämme hadu-, badu-, hildi-, wig-, gund- zu Namen verwandt.

2) S. Kluge unter „Demut".

3) Das germanische Wort Gott wurde ja ohnehin beibehalten; alle damit zusammengesetzten Namen mußten also sehr genehm sein. Ingilo (zur Gottheit Ingo) deckte sich mit Angilus = Engel.

Namenwesen eine Art von Dichtung, und jeder neue ein neuer Vers derselben. Und nun gar erst zur Zeit des ausgehenden Mittelalters! Wie sollten da die Namen noch jene poesievolle Innerlichkeit, noch jenen bedeutungsvollen Inhalt gehabt haben, der in jene nüchterne Zeit nicht hineingepaßt hätte?

Es ist also möglich, daß schon von der Zeit der Bekehrung ab die Kirche der Fülle des altdeutschen Namenlebens Abbruch gethan hat. Es ist aber wahrscheinlich, daß der verkümmernde Einfluß der Kirche auf den alten Namenbestand sich doch immerhin früher geltend gemacht hat, als Steinhausen annimmt (S. 619). Seit der Mitte des 11. Jahrhunderts kam unter der Geistlichkeit eine strengere, asketische Richtung empor. Wieder bemächtigten sich die Geistlichen der deutschen Dichtung, wie im 9. Jahrhundert, zum Teil mit dem ausgesprochenen Zwecke, die volksmäßige Dichtung zu befehden, an Stelle der volksmäßigen Epik die christliche Heldensage, die Legende, zu setzen. Ich verweise auf den Abschnitt „Frau Welt" in Scherers Litteraturgeschichte, und auf Vogt, Pauls Grundriß II, S. 245flg., namentlich unter Kaiserchronik, S. 255. Der religiöse Schwung teilte sich dann bald den Laien mit. Es kam die Zeit der Kreuzzüge. Sie machte die Abendländer mit der griechischen Kirche bekannt. Dort war aber der Heiligenkultus viel früher und stärker ausgebildet als in der abendländischen Kirche. Dort kamen viel früher die Kalendarien auf und die Sitte, die Täuflinge nach dem Heiligen des Namentages zu nennen. Sollte das nicht von Wirkung gewesen sein auf die Namengebung auch in Deutschland zu einer Zeit, wo die religiöse Bewegung so hoch ging? Ein Unterschied gegenüber dem 8. und 9. Jahrhundert wäre allerdings vorhanden. Während dort die Kirche, wenn sie sich überhaupt um die Namen gekümmert hat, gewisse altdeutsche Personennamen mit Gewalt zurückzudrängen versucht haben muß, wird es vom 13. Jahrhundert ab der eigene Wunsch der Eltern gewesen sein, ihre Kinder mit den Namen von biblischen Persönlichkeiten, Aposteln, Märtyrern, Heiligen, Schutzpatronen von Stadt und Kirche zu belegen. Andere, spätere religiöse Bewegungen, wie die Reformation und der Pietismus, haben dann immer einen neuen Strom kirchlicher Namen in Deutschland eingeführt und zur Verdrängung der alteinheimischen Namen beigetragen. Dagegen führen nationale Bewegungen, wie die Erstarkung des Nationalgefühls seit 1866/70, dazu, wieder mehr in den altgermanischen Namenschatz zurückzutauchen, zu unserer aufrichtigen Freude.

G. Steinhausen hat mich zu diesen Betrachtungen angeregt; möchten sie wieder anderen zur Anregung dienen. Denn auf dem Gebiet der Namenforschung bleibt noch viel zu thun.

Perleberg. **E. Mackel.**

Die Entstehung der homerischen Gedichte. Von Louis Erhardt. Leipzig, Verlag von Duncker und Humblot, 1894. CXIII u. 546 S. gr. 8.

Ein genaueres Eingehen auf den Inhalt dieses bedeutungsvollen Werkes würde dem Zweck der Zeitschrift nicht entsprechen; hingegen erscheint es aus verschiedenen Gründen angezeigt, die Fachgenossen wenigstens in Kürze auf das Ergebnis der von Erhardt geführten Untersuchungen hinzuweisen. Handelt es sich doch hier nicht nur um die Lösung der seit Friedr. Aug. Wolf so sehr in Fluß geratenen homerischen Frage, sondern um die Frage nach dem Ursprung der großen nationalen Epen überhaupt. Seit Lachmanns tiefgreifenden Forschungen auf diesem Gebiete ist die herrschende Erklärungsweise diejenige geblieben, welche man kurz als Kleinliedertheorie bezeichnet (nur für die Odyssee hat Kirchhofs vermittelnde Ansicht gegenwärtig allgemeinere Geltung erlangt). Dagegen verficht Erhardt mit größter Entschiedenheit die Theorie des reinen Volksepos; ihm sind die großen Epopöen so gut wie das echte Volkslied Schöpfungen des Volkes in seiner Gesamtheit — wohl ist bei diesem Schöpfungsprozeß unbedingt die Thätigkeit berufsmäßiger Sänger anzunehmen, aber diese schaffen nicht rein individuell aus sich heraus, sondern nur in engster Fühlung mit dem Volksbewußtsein; ihre Erzeugnisse sind Eigentum des ganzen Volkes und werden als solches betrachtet und behandelt.

An bedeutenden Vorgängern fehlt es dem Verfasser bei dieser Theorie nicht; außer dem Italiener Vico (geb. 1669 in Neapel) und Friedrich Schlegel (Geschichte der Poesie der Griechen und Römer, 1798) hat besonders der Begründer der germanistischen Wissenschaft, Jakob Grimm, diese Ansicht vertreten (vergl. z. B. Kl. Schriften IV, 92 flg.). Ihm ist zuerst von allen Forschern eine völlig klare Einsicht in die Stoffschichtung des Epos geworden; er allein hat darum auch erkannt, daß mit dem Fortbildungsprozeß beim Epos wie bei jedem Volksgesang zugleich ein Verwitterungsprozeß verbunden sein muß. Mit großer Sicherheit weist er — in ausdrücklichem Gegensatz zu Lachmann — der Kritik des Epos ihre richtige Stellung an, indem er sagt, daß es schwer sei, „epische Bestandteile, die alle berechtigt sein können, von kunstfertigeren Einschiebseln zu unterscheiden", und daß „man Gefahr läuft, durch kritisches Ausscheiden, das gar kein Ende hat, auf der einen Seite zu zerreißen, was auf der andern verbunden wurde" (Kl. Schriften I, 155 flg.). So bringt Erhardt, indem er mit seiner Arbeit auf Jakob Grimm fußt, ein großes Verdienst dieses Heroen germanistischer Forschung erst zu richtiger Geltung; denn merkwürdigerweise sind diese Bemerkungen Grimms bisher unbeachtet geblieben. — Der Hauptteil des vorliegenden Werkes sucht nun

in sorgfältiger Analyse jene von Grimm vorausgesetzten Schichten der epischen Dichtung zunächst in der Ilias aufzudecken. Schon die Alten haben mit anerkennenswertem Scharfsinn viele größere und kleinere Widersprüche des Gedichtes bloßgelegt, und auf ihren Bahnen ist dann die neuere Kritik weiter geschritten. Nach Erhardts Untersuchungen zeigen sich diese Widersprüche so mannigfach, so zahlreich und ausgedehnt, daß es kaum möglich ist, auch nur kleinere Partien als in sich anstandslos auszuscheiden und einzelnen Dichtern zuzuschreiben; auf der andern Seite sind diese Inkongruenzen aber doch nicht so stark in die Augen springend, daß sie unbefangene Zuhörer beim Vortrag der Gesänge durch Rhapsoden wesentlich gestört haben könnten. Diese seltsame Erscheinung erklärt sich befriedigend nur dann, wenn wir das Ganze als traditionelle Gedächtnispoesie ansehen, welche in jahrhundertelanger Übung die uns überlieferte Form erhalten hat. Wie im Nibelungenlied hat sich um den Kern einer kräftig ausgeprägten, stark im Volksbewußtsein wurzelnden Handlung alles übrige ankrystallisiert; nur die Haupthandlung ist von vornherein feststehend gewesen, und in ihr war daher auch die ideelle Einheit der großen Dichtung gegeben — alles übrige befindet sich im Fluß. Dies bestätigt sich auffallend genug auch in einer Untersuchung über die Eigennamen in der Ilias (im Anhang des Werkes); selbst diese sind nur für die Hauptpersonen individuell fest ausgeprägt, im übrigen zeigen sie vielfach etwas Schwankendes oder sind sehr generell gehalten (vergl. Liudgêr neben Liudgast; Uote Sigebants Mutter und Gemahlin). — Voraussichtlich wird dem Verfasser namentlich von seiten der klassischen Philologie zahlreiche und heftige Gegnerschaft erstehen; um so mehr möchte er bei den Germanisten auf Anerkennung rechnen dürfen, bekennt er doch entschieden (S. LVII), daß er in seiner Überzeugung durch nichts so sehr gefördert worden sei wie durch das eingehende Studium des germanischen Epos, das ihm fürs richtige Verständnis der epischen Frage unerläßlich scheint, aus dem ja auch Jakob Grimm seine Ansicht entwickelt hat. Jedenfalls haben wir allen Grund, dem Werke einen günstigen Erfolg zu wünschen, da zum Teil von diesem Erfolg das Erscheinen eines zweiten Bandes abhängt, welcher eine Analyse der Odyssee und des Nibelungenliedes bringen soll; für das Nibelungenlied insbesondere würde das nichts Geringeres bedeuten als eine strenge Durchführung dessen, was Jakob Grimm über die Entstehung dieses gewaltigen Denkmals deutscher Dichtkunst ausgesprochen hat. — Sprache und Darstellungsweise des Verfassers verdienen alles Lob; besonders die Einleitung verbindet mit erstaunlicher Beherrschung des gewaltigen Stoffes durchsichtige Gestaltung und schwungvolle Diktion (man vergl. beispielsweise das über Goethe und Longfellow oder über das finnische Epos Kalewala Gesagte). Die

Verlagshandlung hat das Werk bei aller Einfachheit wahrhaft vornehm ausgestattet.

Reichenbach i. V. **Alfred Müller.**

Karl Richter. Die Herbart-Zillerschen formalen Stufen des Unterrichtes nach ihrem Wesen, ihrer geschichtlichen Grundlage und ihrer Anwendung im Volksunterrichte. Gekrönte Preisschrift. Nebst einem Anhange von Lehrproben nach den formalen Stufen. Leipzig, Max Hesses Verlag 1888. 173 S.

Die jetzt von den Zillerianern so beliebte Bildung „Herbart-Zillersch" hat für einen Schulmann anderer Richtung einen unangenehmen Klang. Es wird ihm dabei ähnlich zu Mute, wie dem Philosophen bei einem Ausdrucke, der das System eines Sokrates und das eines Diogenes zusammenschmelzen soll. Gleichwohl lasse sich niemand durch das Wort „Herbart-Zillersch" von der Lektüre vorliegender Preisschrift abschrecken! Der Verfasser ist zwar ein gründlicher Kenner Zillers, aber kein Zillerianer. Ja er sagt S. 144 selbst: „Ist es doch in der Zillerschen Schule bereits dahin gekommen, daß man mit dem üblich gewordenen Ausdrucke: „Herbart-Zillersch" geradezu eine Usurpation an Herbart begeht und damit Herbart zuschreibt, was lediglich Ziller angehört und dessen sich Herbart ernstlich verwahrt haben würde." Wiederholt spricht er sich gegen die Verirrungen und Übertreibungen jenes Pädagogen aus, den viele seiner Schüler für unfehlbar halten; doch wird er ihm vollständig gerecht und läßt seine geschichtliche Bedeutung klar hervortreten. So sagt er S. 139: „Mag das, was die formalen Stufen fordern, immerhin schon lange bekannt und in der Praxis mehr oder minder bewußt ausgeführt worden sein, so ist doch unbestreitbar, daß sie ihre scharfe Ausprägung und ihre klare psychologische Begründung und Entwickelung erst der Denkarbeit Herbarts verdanken. Daneben mag aber auch Ziller die ihm gebührende Anerkennung nicht versagt werden, nicht etwa bloß, weil er jene Stufen durch spezielle methodische Anweisung der Praxis anbequemte, sondern vor allem, weil er samt seinen Anhängern mit dem größten Nachdrucke auf die Anwendung derselben hinwies." — Das in leicht faßlicher Sprache geschriebene Werk ist recht geeignet, in Herbarts und Zillers Schriften einzuführen. Aber auch mancher Zillerianer wird daraus, falls er nicht eine sehr gründliche Kenntnis der Geschichte der Pädagogik besitzt, manches über Ziller und die Entstehung seiner Lehre lernen können. Der Grundgedanke der ganzen Preisschrift läßt sich mit den S. 143 angeführten Worten Dr. Bartels wiedergeben: „Alles Neue in diesem Zillertume ist nicht gut, und alles Gute in demselben nicht neu."

Im ersten Abschnitte legt der Verfasser in wohl auch für einen jungen Lehrer verständlicher Weise dar, was unter den **formalen Stufen Herbarts** (Klarheit, Assoziation, System und Methode) und unter denen **Zillers** (Analyse, Synthese, Assoziation, System und Methode) zu verstehen sei. Der bedeutsamste Abschnitt ist jedenfalls der zweite, in dem der Verfasser zeigt, daß sich die „**geschichtliche Grundlage der formalen Stufen**“ bereits bei **Friedland-Trotzendorf, Sturm, Ratke, Comenius, A. H. Francke, Hübner, Lessing, Rousseau, Trapp, A. Resewitz, Niemeyer, Gedike, Campe, Pestalozzi, Seidenstücker, Wilmsen, Diesterweg, Denzel, Mager** und **Wurst** findet. Auch für mich hat sich daraus als „unzweifelhaft“ ergeben, „daß das Gute an den Zillerschen Bestrebungen durchaus nicht als neu bezeichnet werden kann, sondern auf der ganzen Entwickelung der Didaktik fußt, und das, was schon früher an wertvollen Gedanken vorhanden war, nur teils gesammelt, teils vertieft, teils erweitert worden ist.“ Im dritten Abschnitte wird die „**Anwendung der formalen Stufen**“ behandelt und zwar zunächst gezeigt, daß sie „1. auf dem Lernprozesse beruhen, und 2. die Lehr- und Lernthätigkeit erleichtern“; doch stimmt der Verfasser „der Zillerschen Form“ derselben durchaus nicht „in allen ihren Einzelheiten bei“, sondern ist „wesentlich abweichender Ansicht“; namentlich wendet er sich gegen „die Verachtung der Katechisierkunst“ und „einer korrekten Fragform“, gegen das Vorlesen des anzueignenden Pensums aus dem Buche und sagt S. 124 treffend: „Das Bestreben, alles bis ins kleinste und einzelnste vorzuschreiben, zu begründen, aus allgemeinen Sätzen abzuleiten, hat zu kleinlicher schulmeisterlicher Pedanterie, zu totem und tötendem Schematismus, zu völlig unnatürlicher Künstelei, zu allerlei dialektischen Kunststücken und schillernden Scheingründen geführt; allgemein anerkannte Wahrheiten werden in Frage gestellt und bestritten, an und für sich richtige Gedanken durch Übertreibung verkehrt und unwahr, erprobte didaktische Maßregeln durch pedantische Vorschriften unausführbar gemacht. Will man also die formalen Stufen im Unterrichte mit Erfolg anwenden, so wird das nicht ohne eine besonnene Sichtung der Zillerschen Ausführungen und Vorschläge angehen, wobei nur das Erprobte beibehalten, alles Problematische und Verkehrte aber unnachsichtlich ausgeschieden wird.“ Wohl soll der Lehrer „die anschauliche Einführung, die denkende Erfassung und die praktische Verwertung jedes Unterrichtsstoffes fest im Auge behalten“, doch nicht „zeitlebens der Sklave einer bestimmten Methode“ bleiben, sondern die formalen Stufen nach dem Wesen des Gegenstandes, dem Alter und der individuellen Anlage der Schüler sowie seiner eigenen Individualität frei handhaben. Diese formalen Stufen aber reduziert der Verfasser in

seinem Schlußteil auf drei: Anschauen, Denken und Anwenden oder auch: Auffassung, Verarbeitung und Anwendung.

Aus vollem Herzen teile ich die zu Ende ausgesprochene Hoffnung: „Vielleicht kommt doch eine Zeit, wo die jetzige Zillersche Schule nach der einseitigen „Vertiefung" in die Zillerschen Gedankenkreise wieder zu einer umfassenderen Besinnung auf die idealen Gesichtspunkte der Herbartschen Pädagogik kommt, wo sie die Befangenheit in dem jetzt herrschenden didaktischen Mechanismus abstreift und wieder „aufwärts blicken" und „mit der Wissenschaft in allen ihren Gliedern sich in aufmerksamste Verbindung halten" lernt, wo sie statt der Loslösung von aller geschichtlichen Entwickelung unseres Schul- und Unterrichtswesens und der darauf beruhenden Praxis sich wieder mehr auf diesen historischen Boden zu stellen und in ihren Bestrebungen darauf Rücksicht zu nehmen veranlaßt sieht. In diesem Falle wird sie zur Klärung und Besserung des Unterrichtswesens ihr Teil beitragen, andernfalls aber in ihrem unfruchtbaren Formalismus sehr bald innerlich verarmen und sich verzehren und nur einen etwa historisch merkwürdigen, wenn auch zeitweilig hemmenden Durchgangspunkt bilden, über welchen die Geschichte der Pädagogik wie über andere ähnliche Tageserscheinungen unerbittlich hinwegschreitet."

Auch die im Anhange gegebenen „Lehrproben nach den formalen Stufen" tragen viel zum Verständnis der recht empfehlenswerten Schrift bei.

Plauen i. V. **Carl Franke.**

Karl Erbe, Leichtfaßliche Regeln für die Aussprache des Deutschen, mit zahlreichen Einzeluntersuchungen über die deutsche Rechtschreibung. Nebst einem ausführlichen Wörterbuche, Stuttgart 1893, 125 S. Verlag von Paul Neff. Preis M. 1,50.

So lange wir uns nicht darüber verständigt haben, was unter nationaler Aussprache zu verstehen ist, so lange kann auch in der Schule nicht von einer reinen und richtigen Aussprache beim Lesen und Deklamieren die Rede sein. Es hat aber nach allem, was die Litteratur bringt, den Anschein, als ob in unserer Zeit das Bedürfnis nach Verständigung über die Grundsätze einer gemeingiltigen Aussprache dringender würde, und es ist bedeutsam genug, daß man sich bereits darüber klar ist, daß die letzte Entscheidung über Wohllaut, Reinheit und Deutlichkeit unserer Muttersprache der Sprachgeschichte zusteht.

Da sich nun eine ganz befriedigende Lösung der hierhergehörigen Fragen ohne einige Änderungen der herrschenden Rechtschreibung nicht gewinnen läßt, so macht der Verfasser zur Vereinfachung der Schrift

mehrere Vorschläge, die, weil sie sich durch weise Beschränkung auf das Notwendigste auszeichnen, allen Lehrern, des Deutschen insbesondere, zur Beachtung und Erwägung empfohlen werden dürfen. — Seine Rechtsprechregeln beziehen sich auf die Aussprache des Buchstabens g, auf die weichen Mitlauter am Ende einer Silbe, auf das Maß eines einfachen Selbstlautes vor mehreren Mitlautern, auf die Unterscheidung von e und ä, ei und ai, eu und au, eu, äu und oi, endlich auch auf einige vergessene Wohllautsregeln und die Betonung abgeleiteter und zusammengesetzter Wörter. Wir sehen hieraus, daß der Verfasser alle wichtigen und schwierigen Punkte herausgegriffen hat. Daß er die Lektüre dieses Teils durch eine Reihe sprachgeschichtlicher Untersuchungen interessant macht, muß als ein weiterer Vorzug gerühmt werden.

Der 2. Teil bringt die Erklärung der gewählten Lautschrift und des Verfassers Rechtfertigung der vorkommenden Abweichungen von der amtlichen Rechtschreibung. Wir stimmen ihm bei, wenn er sagt, daß Vorschläge für eine Änderung der üblichen Schreibweise nur dann Aussicht haben, in weiteren Kreisen Annahme zu finden, wenn sie sich möglichst an das Herkömmliche anschließen. Und das ist hier der Fall. Über die Verwendung der bisher gebräuchlichen Schriftzeichen — es werden im ganzen 9 neue vorgeschlagen — bringt der Verfasser manche berechtigte Wünsche zum Ausdruck. Er will z. B. unterschieden wissen: last (lang) von Last (kurz); ebenso kost von Kost; rasten von rasten; ferner Fass, Schluss von Wörtern mit ß nach langen Selbstlauten. Auch was er über die Beibehaltung des geschichtlich begründeten ie, des silbentrennenden h, ck, tz, v und anderes mehr sagt, hat durchweg für die nächste größere Reformperiode Anrecht auf Berücksichtigung.

Schließlich darf etwas nicht unerwähnt bleiben, was uns noch besonders erfreut hat. In der Methode folgt der Verfasser ganz Hildebrandschen Grundsätzen: „Die Rechtschreibung muß durchs Ohr hinein.“ Gewiß, sprechend soll sie gelehrt werden, so viel das überhaupt jetzt schon möglich ist. Leider wird dieser Grundsatz noch nicht allenthalben befolgt und Lehrer und Schüler nur nach dem beurteilt, was in den Heften steht, während doch gerade im 3., 4. und 5. Schuljahre ein ganz besonderes Gewicht darauf gelegt werden sollte, daß die Schüler schön sprechen, gut wiedererzählen und in ganzen Sätzen antworten lernen. Denn wenn das den Schülern der unteren (oder Vor-) Klassen, wo in diesen Dingen noch ein bißchen Pedanterie entschuldbar ist, nicht immer und immer wieder als ein zu erstrebendes Ziel hingestellt wird, so ist's nicht zu verwundern, wenn in den übrigen Klassen das Verständnis dafür fehlt.

Wurzen. **C. Krumbach.**

## Kleine Mitteilungen.

Am 9. und 10. Juni fand die Feier des 25jährigen Jubiläums des Königl. Realgymnasiums mit Landwirtschaftsschule zu Döbeln statt. Eine vom Rektor der Anstalt, Herrn Prof. Dr. Rühlmann, herausgegebene Festschrift enthält eine sehr lesenswerte und fesselnde Abhandlung: „Entwickelungsgang des Königl. Realgymnasiums und der Landwirtschaftsschule zu Döbeln in den ersten 25 Jahren ihres Bestehens", verfaßt von Herrn Konrektor Prof. Dr. Schulze. Für die Geschichte nicht nur des sächsischen, sondern des deutschen Schulwesens ist diese mit großer Klarheit, eingehender Sachkenntnis und wissenschaftlicher Ruhe geschriebene Arbeit von hervorragender Bedeutung. Wir machen daher auch weitere Kreise auf diese fesselnde Veröffentlichung aufmerksam. In dem am Sonnabend, den 9. Juni, vormittags 11 Uhr stattfindenden Festaktus hielt Herr Rektor Prof. Dr. Rühlmann eine durch geistvollen Inhalt und vollendete Form ausgezeichnete Festrede, in der er über das Wesen des Realgymnasiums, dessen Verhältnis zum klassischen Gymnasium und die Bedeutung der durch das Realgymnasium vermittelten modernen deutschen Geistesbildung in ebenso objektiver als überzeugender Weise sprach. Hierauf beglückwünschte Herr Geh. Schulrat Dr. Vogel die Anstalt und wies besonders auf die von dem Döbelner Realgymnasium ausgegangenen mannigfachen wissenschaftlichen und methodischen Anregungen hin, wie sie z. B. in dem geographischen Unterrichtsverfahren Stößners, des ersten Rektors der Anstalt, und in dem Döbelner Lesebuch vorlägen; zum Schlusse seiner von Wärme und Herzlichkeit durchwehten Ansprache verkündigte er, daß Se. Majestät der König Herrn Oberlehrer Dr. Märkel zum Professor in der 4. Klasse der Hofrangordnung ernannt habe, eine Mitteilung, die allseitig mit lebhafter Freude begrüßt wurde. Die Stadt Döbeln überreichte durch Herrn Bürgermeister Thiele eine Stipendienstiftung von 4000 Mark, die alten Schüler, die in großer Zahl aus allen Gegenden Deutschlands herbeigeeilt waren, durch Herrn Prof. Dr. Thiergen vom Königl. Sächsischen Kadettencorps zu Dresden, der in warmen und begeisternden Worten der Bildungsstätte so vieler ihren Beruf aufs tüchtigste ausfüllender Männer gedachte, eine solche in der Höhe von 5000 Mark. Fast alle Realgymnasien Sachsens hatten Abordnungen entsandt, um die Schwesteranstalt an ihrem Ehrentage zu beglückwünschen. Nach dem Aktus vereinigte Herr Rektor Prof. Dr. Rühlmann sämtliche zu dem Feste erschienenen Abordnungen in seiner Wohnung zu einem Diner, bei dem die Gastlichkeit des Rühlmannschen Hauses im hellsten Lichte strahlte. Am Abend fand ein von den alten Schülern veranstalteter fröhlicher Kommers in dem geräumigen Saale des Staupitzbades statt, bei dem Herr Prof. Dr. Thiergen in ebenso gewandter als anregender Weise den Vorsitz führte. Am Sonntag mittag folgte ein von vielen Trinksprüchen belebtes Festessen, dem sich ein von dem glücklichsten Frohsinn durchwehter Ball anschloß. Alle Veranstaltungen verliefen ohne jede Störung, und wohl alle Teilnehmer schieden mit dem Bewußtsein von dem schönen, von Anfang bis zu Ende wohlgelungenen Feste, die holde Erinnerung an bedeutsame, durch Dankbarkeit und Begeisterung Gleichgesinnter geweihte und durch echte deutsche Heiterkeit belebte Stunden als dauernden Besitz mit sich von der gastlichen Stätte hinwegzunehmen.

Für unsere Zeitschrift am wichtigsten war aber die am Sonnabend nachmittag im Stadttheater zu Döbeln veranstaltete Schüleraufführung. Zur Darstellung gelangte Uhlands „Ernst von Schwaben." 63 Schüler waren daran beteiligt; sie erschienen sämtlich in prächtigen, historisch getreuen Kostümen, die das Kgl. Hoftheater zu Dresden aufs freundlichste zur Verfügung gestellt hatte. Die Aufführung

war eine nach jeder Richtung hin wohlgelungene, bei der man in manchen Scenen oft ganz vergaß, daß man einer Schülervorstellung beiwohnte. Aussprache und Vokalisation, Betonung, Wiedergabe der oft ziemlich langen Reden und Behandlung des Dialogs waren mit geringen Ausnahmen vorzüglich; wirkliche Durchdringung des Stoffes und geistige Beherrschung der Rollen war bei den Hauptdarstellern entschieden vorhanden. Aber auch die Gesten, das Mienenspiel und alle mimischen Bewegungen waren immer angemessen und zum Teil sogar von überraschender Gewandtheit. Die Kampfscenen wurden mit wahrer Jugendlust ausgeführt und fielen nirgends ins Lächerliche.

Ein sehr glücklicher Gedanke war es, die einzige weibliche Rolle des Stückes, die der Gisela, der Gemahlin Konrads II., nicht einem Schüler, sondern der sechzehnjährigen Tochter eines verstorbenen Oberlehrers der Anstalt zu übertragen, die diese schwierige Rolle mit mehr als gewöhnlichem Talente und mit voller Hingabe und Wärme durchführte. Gerade durch die von den Bedenken einer ganz unberechtigten Prüderie diktierte Besetzung weiblicher Rollen mit Schülern werden die Schüleraufführungen häufig auf ein niederes Niveau hinabgedrückt oder wohl gar aus Tragödien in Komödien umgewandelt. Mit Recht hatte man daher hier die weibliche Hauptrolle mit einer Dame besetzt. Neben ihr ragte besonders der Darsteller des Ernst sowohl durch seine ideale Erscheinung, wie durch seine frische, jeder dramatischen Situation gerecht werdende, jeder Stimmung sich innig anschmiegende Sprache und sein gewandtes Spiel hervor. Nächst ihm zeichnete sich vor allem Werner von Kiburg durch edle Sprache und angemessenes Spiel aus, aber auch die Darsteller Konrads II. (etwas steif, aber immer würdevoll), des Bischofs Warmann und des zwölfjährigen Heinrich boten recht Gutes. Ganz besonders zum Gelingen des Ganzen trug auch die Wahl des Stückes bei, das in seinem mehr deklamatorischen Gefüge gerade für die ideale Begeisterung jugendlicher Darsteller und für den lang dahinströmenden Wohllaut der Rede herrliche Aufgaben darbietet und sich daher zu solchen Schüleraufführungen außerordentlich eignet. Das Hauptverdienst um das Gelingen dieses Festspiels gebührt Herrn Prof. Dr. Hentschel, der das Stück mit peinlicher Sorgfalt eingeübt und die Aufführung mit größter Umsicht geleitet hat. Die naive Freude, die Hingabe, die Begeisterung und der Ernst, mit dem die Schüler ausnahmslos ihre Aufgabe lösten, der sichtlich tiefe Eindruck, den die Vorstellung auf alle Zuschauer machte, das schöne Zusammenwirken von Lehrern und Schülern, wovon diese Aufführung zeugte, die herzliche Teilnahme der ganzen Stadt und selbst der Schule fernstehenden Kreisen an dieser Darstellung bewiesen deutlich, welche Fülle von idealem Gewinn aus solchen, in rechter Weise durchgeführten Schülervorstellungen für die Jugend und für die Schule hervorzugehen vermag. Die Überzeugung, die wir in unserer Zeitschrift immer vertreten haben, daß solche Schüleraufführungen ihres bedeutsamen Zweckes wegen warme Pflege verdienen, wurde uns durch diese Festvorstellung aufs neue bestätigt, und wir sehen in ihr geradezu eine wohlgelungene Probe auf die von uns vertretene Theorie.

— Am 14. Juni ward der Annenschule zu Dresden die hohe Ehre des Besuches Sr. Excellenz des Herrn Staatsministers von Seydewitz zu teil, der in Begleitung des Herrn Geh. Schulrats Dr. Vogel bereits bei Beginn des Vormittagsunterrichts erschien. Se. Excellenz sprach den Wunsch aus, den kürzlich zum Professor ernannten Herrn Dr. Dolch, sowie die Herren Prof. Dr. Henke und Dr. Lyon zu hören und wohnte darauf dem Unterrichte in Obersekunda (Prof. Dr. Dolch, Französisch), Oberprima (Prof. Dr. Henke, Physik) und Unterprima (Dr. Lyon, Deutsch: Lessings Emilia Galotti) unter Bekundung

des regsten Interesses je eine volle Stunde bei. Von 11 Uhr an besichtigte Se. Excellenz noch eine rasch veranstaltete Ausstellung von Schülerzeichnungen und die reichhaltige geographische Lehrmittelsammlung. Bei dem Weggange sprach Se. Excellenz seine volle Anerkennung und große Befriedigung über die gewonnenen Eindrücke aus.

— Dr. phil. Paul Kühn, Assistent der Universitätsbibliothek zu Leipzig, plant die Herausgabe einer Monatsschrift für Dramatische Kunst und Litteratur, die im Herbst d. J. unter dem Titel „Deutsche Dramaturgie" im Verlage von O. Schmidt in Leipzig — Naschmarkt — erscheinen wird. Der Inhalt soll bestehen aus Aufsätzen über allgemein-dramaturgische Fragen, genauen Analysen und Untersuchungen einzelner Dramen, Aufsätzen über die Geschichte des Dramas und die Reformen der Theaterzustände unserer Zeit, biographischen Darstellungen einzelner Dichter rc. Daran soll sich ein bibliographisch-kritischer Teil, eine Umschau über das gesamte Theaterleben und eine Zeitschriftenschau anschließen. Die bedeutendsten Professoren der Litteraturgeschichte und bekanntesten Schriftsteller haben ihre Mitarbeiterschaft an dem Werke, das das Zentralorgan für das ganze Gebiet des dramatischen Lebens werden soll, bereits zugesagt. Über die Bezugsbedingungen giebt der Verlag schon jetzt Auskunft.

## Neu erschienene Bücher.

Alois Hruschka, Shakespeares Julius Cäsar. Leipzig, Freytags Schulausgaben 1893. Pr. geb. M. 0,60.

Julius Seifert, Shakespeares Kaufmann von Venedig. Leipzig, Freytags Schulausgaben 1894. Pr. geb. M. 0,50.

Karl Tumlirz, Schillers Braut von Messina Pr. geb. M. 0,70. Freytags Schulausgaben 1894.

Friedrich Holtschmidt, Das Heil der Welt. Braunschweig, Schwetschke und Sohn 1892. 15 S.

Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen Zehnte vermehrte und verbesserte Auflage. Erste Abteilung. Für die unteren Klassen. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894. 567 S. Pr. M. 2,60.

Franz Linnig, Deutsches Lesebuch. Erster Teil. Für untere Klassen höherer Lehranstalten. Zehnte Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894. 608 S. Pr. M. 3.

Ferdinand Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. Zweite vermehrte Auflage. Regensburg, Hermann Bauhof.

Franz Jos. Bronner, Kriewige G'schicht'n aus dem Gebirg. München, Poeßl 1894. 131 S.

Leonhardt Schmidt, Mnemosyne. Eine psychologische Dichtung über die Gedächtniskraft. Bromberg, Mittlersche Buchhandlung. 1894. 32 S.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Schillers Wallenstein und die historische Forschung.

Von **Gustav Heide** in Ludwigshafen a. Rh.

Seit nahezu 100 Jahren sind Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges und sein Wallensteindrama für die Mehrzahl der Gebildeten die hauptsächlichste Quelle ihrer Kenntnis jener Zeit geblieben. Und nicht ohne Grund. Denn welche Bedenken man auch vom Standpunkt der historischen Objektivität gegen das erstere der genannten Werke erheben mag, so werden seine stilistischen Vorzüge es doch immer zu einer beliebten Lektüre machen; Schillers Wallensteindichtung dagegen darf als eine nationale That angesehen werden und mit Recht sagt Julian Schmidt, daß sie für die Bildung unseres Volkes stets von größerer Wichtigkeit sein wird, als ein Dutzend guter Geschichtsbücher. Wer aber dem Genusse dieses Werkes sich hingiebt, sollte nicht vergessen, daß er sich unter der Führung des Dichters in einer Welt des Scheines bewegt, und daß aus den schönen Worten der Dichtung nicht gerade die Stimme der Wahrheit zu ihm spricht. Denn der Poet nimmt die Freiheit in Anspruch, die Dinge wie die Menschen den höheren Gesetzen seines Schaffens unterzuordnen und sie nach seinen Zwecken willkürlich zu gestalten. Die Geschichte hinwiederum, deren Aufgabe es vor allem ist, das Gewesene in seiner ursprünglichen Erscheinung festzuhalten, macht nur von ihrem Rechte Gebrauch, wenn sie die Gestalten des Dichters ihres poetischen Schimmers entkleidet, die ihnen verliehenen fremdartigen Züge entfernt und ihr wahres Charakterbild der Nachwelt zeigt. Wenn wir in dieser Weise mit der Wallensteindichtung verfahren, so ergiebt sich in vielen Beziehungen ein ganz auffallender Unterschied zwischen Dichtung und Geschichte, ein Unterschied, dessen sich Schiller selbst zum Teil wohl bewußt war. Zwar entspricht der dramatische Bau der Handlung im ganzen und großen den Thatsachen, aber die selbständige, freie, von dem Zwang der positiven Daten sich emanzipierende Arbeit des Dichters macht sich überall geltend. Fingierte Begebenheiten werden eingeschaltet, die Charaktere der historischen Persönlichkeiten nach Bedürfnis geändert und gänzlich ungeschichtliche Figuren willkürlich erfunden.

Eine solche durchaus freie Erfindung ist z. B. Max Piccolomini. Octavio, zu dessen Sohn ihn Schiller macht, konnte, selbst wenn er

damals schon verheiratet gewesen wäre, einen Sprößling dieses Alters nicht haben, da er selbst erst 35 Jahre zählte.

Man hat sich nun verschiedentlich bemüht, eine geschichtlich beglaubigte Persönlichkeit ausfindig zu machen, die dem Dichter als Vorbild für seinen Max hätte dienen können. Es ist endlich gelungen, einen Neffen Octavios, Joseph Silvio von Piccolomini, ausfindig zu machen, der auch mit der Bezeichnung „genannt Max“ vorkommt und 1645 bei Jankau gegen die Schweden fiel; doch hat Schiller von dessen Existenz kaum eine Ahnung gehabt, da er in den von ihm benutzten Quellen, soweit unsere Kenntnis reicht, nicht erwähnt wird. Ein anderer Forscher vermutet, daß ein Neffe Wallensteins, Max von Waldstein, das Vorbild für seinen jüngeren Piccolomini abgegeben haben könne, und stützt diese Hypothese durch ziemlich verfängliche Gründe. Dieser Neffe stand nämlich nachweisbar Wallenstein sehr nahe, er zog den Max, wie er ihn öfters vertraulich nannte, und seine Frau, das „Katherl“, wo es ging, in seine Nähe, er setzte ihn auch zum Erben seiner Länder ein, und dieser nimmt, nachdem zwischen Wallenstein und dem Kaiser der Bruch eingetreten war, zu beiden eine ähnlich vermittelnde Stellung ein, wie der Schillersche Max Piccolomini. Gleichwohl ist ein innerer Zusammenhang zwischen ihnen schon darum unwahrscheinlich, weil diese Details erst viel später mit der Veröffentlichung von Wallensteins Briefwechsel bekannt geworden sind. Es wird also wohl dabei sein Verbleiben haben, daß die Gestalt des Max Piccolomini eine Schöpfung der Phantasie des Dichters ist.

Dagegen ist sein Octavio Piccolomini der Geschichte entnommen, obschon der Dichter ihn ziemlich unabhängig von ihr behandelt. Insbesondere läßt er ihn um vieles älter erscheinen, wohl nur um die beiden Charaktere des Vaters und des Sohnes in einen durch den Unterschied der Jahre bedingten wirkungsvollen Gegensatz bringen zu können. In Wirklichkeit war Octavio damals ein verhältnismäßig noch junger Mann und nichts weniger als der strenge Moralist, als der er in der Dichtung erscheint. In der Schlacht bei Lützen führte er mit jugendlichem Feuer seine Reiterei wiederholt gegen den Feind und deckte, obwohl schwer verwundet, mit seinem Regiment als der letzte die Walstatt. Seine unvergleichliche Tapferkeit trug ihm die Freundschaft des Feldherrn ein. Schiller jedoch legt dieser Freundschaft ein anderes Motiv unter. Doch lassen wir den Dichter selbst sprechen. Wer kennt nicht die ergreifende Stelle, in der Wallenstein, um die Zweifel seiner Umgebung in die Treue Piccolominis zu beschwichtigen, das bis dahin bewahrte Geheimnis verrät, wie das Schicksal selbst ihm Octavio als den vertrauenswürdigsten Mann seines Heeres bezeichnet hatte. Nach den einleitenden bedeutsamen Worten:

Es giebt im Menschenleben Augenblicke,
Wo er dem Weltgeist näher ist als sonst
Und eine Frage frei hat an das Schicksal.

(Wall. Tod 2. A. 3. Sc.)

schildert er, wie er in der Nacht vor der Schlacht von Lützen hinaussah auf die Ebene und die düsteren Wachtfeuer, der Waffen dumpfes Rauschen und der einförmige Ruf der Runden seine Seele zu ahnungsvollen Empfindungen bewegten; an einen Baum gelehnt, ließ er sein ganzes Leben, vergangenes und zukünftiges, vorüberziehen und, indem er an die vielen Tausende dachte, die seinem Glückssterne bis hierher gefolgt waren, begehrte er vom Schicksal ein Zeichen, wer der treueste von allen wäre, die das Lager einschlösse; der solle es sein, der ihm am nächsten Morgen mit einem Beweise seiner Liebe zuerst entgegentrete. Und siehe, beim Grauen des folgenden Tages wurde Wallenstein aus einem schweren Traume aufgerüttelt; Octavio Piccolomini stand vor ihm, der, durch ein ähnliches Traumbild mit schlimmen Ahnungen erfüllt, gekommen war, den Herzog zu bitten, sein gewöhnliches Schlachtpferd nicht zu besteigen. Wallenstein folgte dem Rat; sein „Vetter ritt den Schecken an dem Tag und Roß und Reiter sah man niemals wieder“.

Gewiß ist diese Erzählung von hervorragender Schönheit und eine äußerst glückliche Motivierung des durch nichts zu erschütternden Vertrauens, mit dem der Herzog von Friedland von da an trotz der Warnungen seiner Umgebung und in der That zu seinem Verderben Octavio nach dessen eigenen Worten förmlich verfolgte. Die Geschichte weiß freilich von dem allem nichts. Wahr ist nur, daß Octavio von Wallenstein sichtlich bevorzugt wurde, der ihm u. a. auch die Sicherheit seiner Person anvertraute, indem er ihn 1627 zum Kommandeur seiner Leibgarde ernannte. Das war aber längst vor der Affaire von Lützen. Auch hat es seine Richtigkeit mit dem, was man sich schon damals allgemein erzählte, daß Wallensteins Ergebenheit gegen Piccolomini ihre metaphysischen Gründe hatte, aber nicht die seltsame Frage an das Schicksal, sondern den jener Zeit eigenen astrologischen Aberglauben; beide waren unter denselben Sternen geboren. Aber trotz dieses entscheidenden Auguriums und unbeschadet seiner freundschaftlichen Gefühle für Piccolomini hütete sich Wallenstein dennoch, denselben in seine geheimeren Pläne einzuweihen. Und mit Recht; denn Octavio zählte zu den ersten, die vom kaiserlichen Hofe für den Sturz des Herzogs gewonnen wurden. Da er aber nicht den Mut fand, den Feldherrn, wie er ursprünglich vorgehabt, inmitten seiner Armee aufzuheben und unschädlich zu machen, so entfernte er sich, um in Ausführung des unternommenen Werkes nicht durch Rücksichten auf die persönliche Sicherheit beeinträchtigt zu sein, unter einem falschen

Vorwande aus Pilsen. Dies ist wohl die einzige Unehrlichkeit, die ihm nachgewiesen werden kann; die zwar loyalen Beweggründen entsprungene, aber dennoch durchaus unwürdige Verstellung, mit der er in der Dichtung die Vertrauensseligkeit des Herzogs mißbraucht, gehört in das Gebiet der poetischen Fiktion.

Dasselbe gilt von dem Fürstentitel, insofern ihn Schiller unmittelbar nach Wallensteins Ermordung dem Octavio zu teil werden läßt; thatsächlich erhielt er ihn viele Jahre später und zwar erst nach Beendigung des 30jährigen Krieges für die treuen Dienste, die er bis zum Schlusse desselben in seiner Eigenschaft als Oberbefehlshaber dem Kaiserhause geleistet hatte. Gleichwohl ist der Schluß der Trilogie, wobei Gordon dem Octavio das mit kaiserlichem Insiegel versehene Schreiben unter einem vorwurfsvollen Blick auf den Adressaten mit den Worte übergiebt: „Dem Fürsten Piccolomini!", unleugbar von großer dramatischer Wirkung. Der Leser wie der Zuschauer nimmt mit einer Art Befriedigung davon die Empfindung hinweg, daß dieser Titel dem also Geehrten eine fatale Erinnerung an die zweideutige Rolle bleiben werde, die er bei dem Vorgehen gegen Wallenstein spielte, und wenn uns der Dichter mit Gefühlen entläßt, die einem gewissen Abscheu gegen Octavio gleichkommen, so begeht er damit kein Unrecht. Denn ein häßlicher Flecken an dem Charakterbilde des historischen Piccolomini ist der unedle Haß, mit dem er seinen einstigen Freund und Gönner nach Erlaß des kaiserlichen Absetzungsdekretes verfolgte; wünschte er doch dessen Leiche in Prag auf dem Hochgericht oder am Schindanger öffentlich auszustellen. Allein Kaiser Ferdinand willfahrte diesem Ansinnen nicht, dem Beispiele eines Ahnherrn seines Hauses folgend, der eine ähnliche Zumutung mit den schönen Worten zurückwies: „Ich führe gegen die Lebenden Krieg, nicht gegen die Toten!"

Octavios freiwilliges Werkzeug bei der Exekution der Acht gegen den Herzog von Friedland war der Oberst Butler. Über ihn erfahren wir bereits in Wallensteins Lager einiges aus dem Munde des gesprächigen Wachtmeisters, bei der Stelle, wo er in seiner wirklich dem Leben abgelauschten Weise klagt, daß er es zu nichts habe bringen können, weil seine Verdienste immer unbemerkt blieben, während Butler, der mit ihm vor dreißig Jahren Gemeiner war, nunmehr zum Obersten avanciert ist. Noch genauer berichtet uns Butler selbst über seine Vergangenheit, indem er (Picc. 4. A. 4. Sc.) erzählt, daß er als ein schlechter Reitersbursch aus Irland nach Böhmen gekommen sei und seine Karriere als Stallbube begonnen habe. Aber weder das eine noch das andere entspricht den Thatsachen. Die Butler, deren Name (buticularii = Schenken) schon ihre feudale Stellung kennzeichnet, waren ein weitverzweigtes irisches

Adelsgeschlecht, von dem mehrere Sprossen während des großen Krieges in verschiedenen Heeren Dienste nahmen. Der unsere hieß Walther. Bekanntlich läßt ihn Schiller gegen Wallenstein, als dessen treuesten Anhänger er ihn noch in den Piccolomini schildert, in tödlichem Hasse entbrennen, nachdem er erfahren, daß die verächtliche Behandlung, die sein Gesuch um den Grafentitel bei Hofe erfahren, ein Werk des Herzogs sei. Schiller fand diesen Zug im Leben Ilows vor (s. s. Gesch. d. 30jähr. Krieges, Buch 4). Einer im 17. Jahrhundert verbreiteten, jedoch wahrscheinlich völlig haltlosen Nachricht zufolge soll Wallenstein die Erhebung Ilows in den Grafenstand absichtlich hintertrieben haben, um ihn gegen den Kaiser aufzuhetzen. Schiller übertrug nun diesen Zug auf Butler, um dessen Anteil an der Verschwörung gegen Wallensteins Leben kräftiger zu motivieren. Seit der Begegnung mit Octavio, bei der ihn dieser über die Rancune des Herzogs aufklärte, läßt ihn der Dichter nur noch in dem einen Gedanken leben, Rache zu nehmen für den ihm widerfahrenen Schimpf; er erbittet es sich als eine Gunst, daß er dem damals bereits geächteten Feldherrn auf der Bahn des Verrates zum Scheine folgen dürfe; die dunklen Worte, mit denen er sich für die Person desselben verbürgt, lassen nur zu deutlich seine unheimlichen Pläne hindurchschimmern, die er noch nach außen zu verbergen bemüht ist; wie des Herzogs böser Dämon heftet er fortan an dessen Schritte seine eigenen und begleitet ihn unter der Maske treuer Anhänglichkeit bis nach Eger, wo er das Rachewerk vollendet. Er überredet den rechtlichen Gordon, gewinnt an einigen Schurken von Untergebenen willige Helfer und erscheint endlich, als die Katastrophe in nächtlicher Stunde sich vollzieht, auf der Szene als der Regisseur des blutigen Dramas. So nach dem Gang der Dichtung. Die Geschichte stellt hiervon manches anders dar. So drängte sich Butler keineswegs dem Herzog als Begleiter auf, sondern traf, auf dem Weg von der böhmischen Grenze nach Prag begriffen, *zufällig* mit Wallenstein zusammen und erhielt von diesem den Befehl, mit ihm nach Eger zu gehen. Butler gehorchte dem Zwang der Lage, in der er sich befand. Er verbarg seine kaisertreue Gesinnung und dachte als ein religiöser Mensch, der er war, daß die Vorsehung ihn vielleicht zu irgend einer außerordentlichen That ausersehen habe; was er sich darunter dachte, deutete er durch die Kundgebung seines Entschlusses an, den Herzog, sobald Gefahr eintrete, gefangen zu nehmen oder zu töten. Bemerkenswert ist jedoch, daß er selbst noch in Eger eine solche Haltung zur Schau trug, daß Gordon und Leßley, die dort die höchsten Kommandostellen innehatten und ebenfalls entschlossen waren, die Vereinigung Wallensteins mit den Feinden, wenn es sein mußte, mit Gewalt zu verhindern, ihm anfänglich mit Mißtrauen begegneten. Aber der ungeheuere Ernst der Situation, der zu eiligem

Handeln drängte, führte sie dennoch zusammen und sie teilten sich in das gräßliche Geschäft. Butlers Aufgabe dabei war in der Hauptsache dieselbe, wie sie uns der Schluß der Dichtung vor Augen führt. Unter den Teilnehmern der Verschwörung ist er eine der abstoßendsten Erscheinungen. Kaum ist die ungeheuerliche That geschehen, so beeilt er sich, seine vermeintlichen Verdienste um das kaiserliche Haus durch einen Expressen nach Wien zu melden, und macht sich, ebenso wie Leßley, selbst dahin auf, um die erwartete Belohnung in Empfang zu nehmen. Nur Gordon blieb zurück, der, wenn er auch nicht der gutherzige Puritaner war, zu dem ihn der Dichter machte, es doch nach dem Zeugnis seiner Biographen verschmähte, in einem Lichte zu erscheinen, als ob er jene That des Gewinnes, und nicht vielmehr der Ehre und Treue wegen vollbracht habe.

Von den Hauptfiguren der Wallenstein-Dichtung sind, wenn wir den Helden selbst zunächst außer Betracht lassen, eigentlich nur Terzky, richtiger Trčka, und Ilow ihrem geschichtlichen Vorbilde entsprechend gezeichnet. Über den ersteren wird sich später einiges zu sagen Gelegenheit bieten. Was Ilow betrifft, so stand er bei Wallenstein anfänglich nicht sehr in Gunst; derselbe tadelte ihn als einen stolzen, aufgeblasenen Kerl, der eine Freude daran habe, die Leute untereinander zu verhetzen. Doch besserten sich die Beziehungen zwischen beiden sehr rasch und bald galt er neben Piccolomini als des Herzogs erklärter Günstling, der ihn in ungewöhnlich schnellem Avancement zu der höchsten militärischen Rangstufe erhob. Ilows Dank bestand in seiner unbedingten und unerschütterlichen Ergebenheit an die Person des Feldherrn; als alle anderen sich von Wallenstein lossagten, blieb er mit Trčka allein um ihn und erlitt für seine Treue den Tod. Welchen Eifer er den Angelegenheiten des Herzogs widmete, zeigt namentlich seine Thätigkeit bei jener Kundgebung, die unter der Bezeichnung des ersten Pilsener Reverses bekannt ist. Ganz richtig stellt der Dichter jene Demonstration als sein Werk dar. Dagegen hat er bei der Wahl der übrigen Teilnehmer ziemlich fehlgegriffen. Die Mehrzahl der Kommandeure, die er bei dem denkwürdigen Bankett zugegen sein läßt, war nämlich in Wirklichkeit weit weg: Collalto war seit vier Jahren tot, Tiefenbach und Marradas waren als unfähige Generale seit längerer Zeit kalt gestellt und hielten sich in Wien auf, und nur bei Isolani und Götz trifft zu, daß sie bei jenem Akt anwesend waren und das berüchtigte Schriftstück unterzeichneten. Thatsächlich waren aber der unterzeichnenden Offiziere weit mehr; der Originalrevers, den Schiller nicht gekannt hat, da er erst seit 1879 im Druck vorliegt, weist 49 Namensunterschriften auf. Auch in den Details sind die beglaubigten Episoden des historischen Pilsener Banketts wesentlich anderer Art, als

wir sie auf der Bühne nach dem Gang der Dichtung zu sehen gewohnt sind, die auch in der hierher gehörigen Szenenfolge die völlig frei gestaltende Hand des Dichters verrät. Nur soviel ist beiden gemeinsam, daß es eine tolle „Mette“ war, bei der es infolge der allgemeinen Trunkenheit sehr wild zuging. Aus den erst kürzlich hierüber veröffentlichten Berichten sind einige bemerkenswerte Zwischenfälle bekannt geworden. So gerieten Isolani und der Oberst Losy, vermutlich wegen der famosen Klausel, von der später noch mehr die Rede sein wird, hart aneinander. Herzog Julius Heinrich von Sachsen-Lauenburg tobte im Weinrausch gegen Jesuiten und Spanier, und Graf Trčka ging mit gezücktem Degen umher und drohte jeden in Stücke zu hauen, der nicht gut friedländisch sei. Piccolomini hatte ihm bei dieser Bravade auf italienisch das Wort „Verräter“ zugerufen, besann sich aber und stellte sich, als ob er betrunken wäre, wobei er mit dem Obersten Diodati tanzend herumsprang. Am Ende war die ganze Gesellschaft so voll, daß ein Teil der Offiziere die Unterzeichnung des Reverses auf den anderen Tag verschieben mußte.

In einem gewissen Kontrast zu der militärischen Umgebung des Herzogs von Friedland erscheint der Hofkriegsrat Freiherr v. Questenberg, „die alte Perücke“, wie ihn der Wachtmeister verächtlich nennt. Wer hat nicht schon bei einer Wallensteinaufführung mit aufrichtiger Genugthuung sich über den kühlen Empfang gefreut, der dem unwillkommenen Sendling des Hofes im Friedländischen Lager zu teil wurde; wer hat nicht aus vollem Herzen der heftigen Anklage beigestimmt, zu der der jüngere Piccolomini die erste Gelegenheit einer Begegnung mit Questenberg benutzt, um den Unverstand und die Pedanterie der Hofratsclique in Wien zu geißeln, die mit ihrer unangebrachten Bevormundung nur dem Feldherrn das Leben sauer mache und die Durchführung seiner heilsamen Absichten erschwere. Und doch sind wir mit solchen Gefühlsaufwallungen in diesem Fall eigentlich im Unrecht. Schiller brauchte für sein Drama eine Gestalt, wie er sie uns in Questenberg vorführt. Der historische Träger dieses Namens war, weit entfernt, sich in Machinationen gegen Wallenstein zu gefallen, einer von den wenigen Freunden, die derselbe unter den Funktionären am Hofe hatte. Seine persönlichen Gesinnungen für den Herzog schlossen ein Auftreten, wie es in den Piccolomini so drastisch geschildert wird, gänzlich aus. Schon des öfteren hatten ihn schwierige Aufträge in politischen oder militärischen Angelegenheiten in das Hauptquartier Wallensteins geführt, und wiederholt war es ihm gelungen, eine eingetretene Verstimmung zwischen diesem und dem Hofe durch persönliche Einwirkung auf den ihm befreundeten Herzog zu beseitigen. Auch von Pilsen aus schrieb Questenberg nur in versöhnlichem Sinne nach Wien und bat den Kaiser dringend, seinem Feldherrn Vertrauen zu schenken.

Allein die Gegenpartei, die auf Wallensteins Sturz hinarbeitete, war zu mächtig geworden, als daß seine beschwichtigenden Berichte den Ausbruch des lange vorbereiteten Sturmes hintanzuhalten vermochten.

Mit nicht geringerer Freiheit sowohl hinsichtlich ihrer Verwendung als ihrer dramatischen Gestaltung sind die weiblichen Figuren der Dichtung behandelt. Unter ihnen ragen die Herzogin von Friedland und deren Tochter durch ihre Stellung, die Gräfin Trčka als Charakterrolle hervor. Bezüglich der beiden ersteren ist vor allem zu bemerken, daß sie weder in Pilsen noch in Eger Zeuge jener Vorgänge waren, als deren Mitbeteiligte sie auf der Bühne erscheinen; sie weilten vielmehr um jene Zeit bei der Mutter der Herzogin, einer verwitweten Gräfin Harrach, zu Bruck an der Leitha. Die Herzogin Isabella von Friedland zeichnete sich nach einem überlieferten Zeugnis durch große Bescheidenheit und Reinheit des Herzens aus. Das Verhältnis der beiden Gatten wird als ein ungemein zärtliches geschildert; namentlich versäumte Wallenstein nicht, selbst aus der Ferne ihr allerlei Aufmerksamkeiten zu erweisen, wie er u. a. seinem Gärtner aus dem Feldlager den Auftrag zugehen ließ, wohlriechende Blumen auf den Söller der Herzogin zu stellen und Veilchen für sie zu sammeln, die sie in ihre Leibwäsche zu legen wünsche. Ein Biograph Wallensteins hat einmal diese Ehe „eine liebliche Idylle inmitten eines sonst in verwegenen Spekulationen und grauenvollen Kämpfen verlaufenden Lebens" genannt. In der Dichtung erhalten wir von dem Familienleben Wallensteins ein wesentlich anderes Bild; die Herzogin fühlt sich an der Seite des durch seinen wilden Ehrgeiz allen sanfteren Regungen entfremdeten Mannes tief unglücklich und sieht das Unheil über ihr Haus hereinbrechen, ohne es abwenden zu können.

Während Wallensteins erste Ehe mit der bereits etwas ältlichen Witwe Lucretia von Landeck kinderlos geblieben war, hatte ihm seine zweite Frau einen Sohn und eine Tochter geschenkt. Die Geburt des ersteren fiel in die Zeit kurz nach seiner Erhebung zum Herzog von Mecklenburg, so daß sich seinem Hause eine glänzende Zukunft zu eröffnen schien. Aber der baldige Tod des Söhnchens vernichtete jählings diese stolzen Hoffnungen. Die Tochter mit Namen Marie Elisabeth — von Schiller Thekla genannt — war zu der Zeit, in der die Handlung der Trilogie spielt, noch ein Kind; als nach ihres Vaters gewaltsamem Tod dessen Palast zu Prag konfisziert wurde, gelangte auch ihr Spielzeug zur Inventarisierung. Die Reise ins Lager, ihre Beziehungen zu Max und das vorzeitige traurige Ende des süßen Liebestraums sind lediglich der Phantasie des Dichters entsprungen. Bekanntlich läßt Schiller den Herzog von Friedland sich mit dem Wahne schmeicheln, er könne dereinst das königliche Diadem auf die Stirne des Mädchens drücken; merk-

würdigerweise hat im spanischen Staatsrat der Herzog von Olivarez einmal aus politischen Gründen eine Heirat der Tochter Wallensteins mit einem Erzherzog oder einem Infanten empfohlen. Doch das Schicksal hatte ihr ein zwar weniger glanzvolles, aber darum vielleicht nur um so glücklicheres Los bestimmt; sie vermählte sich nachmals mit einem Grafen Kaunitz.

Was endlich die Gräfin Trčka, die Schwester der Herzogin von Friedland und wie diese eine geborene Gräfin Harrach, anlangt, so war sie allerdings im Lager von Pilsen anwesend und begleitete nebst ihrer Schwägerin, der Gräfin Kinsky, Wallenstein nach Eger. Insofern ist ihr Erscheinen im Drama historisch wohl begründet, nur muß auch sie nach dem Willen des Dichters fremde Züge tragen. Die Überlieferung bezeichnet sie als eine fromme, liebenswürdige Dame, der eine Einmischung in Politik durchaus fern lag. Schiller aber fand in seinen Quellen eine Gräfin Trčka vor, die eine Frau von seltener Klugheit gewesen sein soll und auf den frondierenden böhmischen Adel einen großen Einfluß ausübte. Das geistige Gepräge dieser alten Gräfin übertrug nun der Dichter auf ihre Schwiegertochter, die junge Gräfin Trčka, und machte sie zu Wallensteins schlimmem Genius, der unermüdlich die überreizte Ehrsucht des Herzogs noch mehr aufstachelt und mit diabolischer Beredsamkeit den verhängnisvollen Entschluß zum Bruch mit dem Kaiser in ihm zur Reife bringt. In der Tragödie sühnt sie diese ihre Mitschuld an dem Untergang des Herzogs, indem sie Gift nimmt, ein Zug, der umsomehr in das Gebiet der Erfindung gehört, als der historischen Gräfin Trčka jede Veranlassung zu einem solchen Schritte fehlte.

Nach allem, was sich so über die bedeutenderen Figuren der Dichtung — außer Wallenstein selbst — aus dem Fonds der geschichtlichen Überlieferung Zuverlässiges beibringen läßt, kann man sagen, daß sie zwar im allgemeinen an bestimmte historische Vorbilder erinnern, aber mit ihnen oft nicht mehr als den Namen und ihre Beziehung zu gewissen bekannten Vorgängen gemein haben. Im übrigen hat sie Schiller nach seinen Zwecken frei gestaltet; ihr Handeln wird durch die Absichten des Dichters und durch Forderungen der dramatischen Komposition bestimmt; nicht einmal ihren Reden kommt, abgesehen von Wallensteins Lager, ein Schein historischer Realität zu, sondern ihre Sprache, ihre Gedanken tragen das Gepräge der eigensten Subjektivität des Dichters. Dieses Widerspruches zwischen Wahrheit und Dichtung werden sich indes die wenigsten bewußt; außer Wallenstein sind die Figuren der letzteren im ganzen so wenig bekannt, daß der Leser oder Zuschauer die an ihm geübte Täuschung meist gar nicht bemerkt, und die erhaltenen Eindrücke in ihm durch entgegenwirkende Reflexionen nicht verwirrt werden. Anders

würde der Fall liegen, wenn Schiller mit dem Helden der Dichtung selbst, dessen Leben und Charakter jeder Gebildete kennt, ebenso willkürlich verfahren wäre. In dieser Richtung sind der Freiheit des Dichters bestimmte Grenzen gezogen, die er nicht überschreiten darf, will er nicht seinem Werke gerade dasjenige nehmen, wodurch es den Leser oder Hörer am unmittelbarsten packt: das Gepräge innerer Wahrheit. Sehen wir zu, wie unter diesem Gesichtspunkt die dramatische Gestalt des Herzogs von Friedland erscheint!

Vor allem möchte ich hier vorausschicken, daß die Namensform Wallenstein erst durch Schiller so recht populär geworden ist. Der ursprüngliche Name des Herzogs von Friedland war aber Waldstein, vollständig: Albrecht Wenzel Eusebius von Waldstein; er selbst unterschrieb sich nie anders. Daneben finden sich allerdings schon zu seinen Lebzeiten selbst in offiziellen Schriftstücken die Formen Wallstein, Wallenstein und ähnliche.

Mit ihm werden wir bereits zur Genüge bekannt, ehe er selbst handelnd auftritt. Das ganze Vorspiel, Wallensteins Lager, hat eigentlich nur die Aufgabe, uns auf seine Erscheinung vorzubereiten. In einer Reihe prächtiger, von kernigstem Leben durchdrungener Scenen entwickelt sich uns aus den geführten Wechselreden in markanten Zügen das Charakterbild des großen Feldherrn, dessen gewaltiger Geist die unter ihm stehende Heeresmasse zu einem fürchterlichen Werkzeug seiner Diktatur machte. Wo er seine Zelte aufschlagen hieß, da war der Soldat Herr im Lande; Bürger und Bauer wurden von dem gemeinen Krieger nicht weniger terrorisiert als von dem obersten Führer die Fürsten. Eine Geißel der Länder, und zwar nicht nur der feindlichen, sondern durch sein System der Kontributionen auch der befreundeten, war der letztere zugleich der Abgott seines Lagers; sein Kriegsglück verbürgte den Truppen Sieg und Ruhm und reiche Beute; wie seine unerbittliche Strenge der Schrecken aller undisziplinierten Elemente im Heere, so war seine freigebige Hand für alle Tapferen ein beständiger Sporn zu kühnen Thaten; welcher Abkunft, welches Glaubens einer war, darnach wurde nicht gefragt; der Wert des einzelnen bemaß sich allein nach dem, was er in der Armee taugte, und die höchste Staffel der Ehren war dem Niedrigsten erreichbar. In dem bewundernden Lob, das wir aus dem Munde der Kriegsknechte über den Herzog vernehmen, erkennen wir zugleich den Ausdruck der begeisterten Hingabe an seine Person und an die Aufgabe, die er ihnen stellte. Was Wunder, wenn man von einem Feldherrn, dem ein solcher Heerkörper die Grundlage einer Größe geworden war, die selbst dem Kaiser gefährlich zu werden drohte, der von einem geringen böhmischen Edelsitze sich zum Reichsfürsten und zur Landesherrlichkeit über mehrere

Herzogtümer emporgeschwungen hatte, sich im Ernste versah, daß er seinem Ehrgeiz noch viel höhere Ziele setzen werde? Erschien er doch als der bevorzugte Günstling des Glückes, über dessen ungewöhnlichen Schicksalen besondere Mächte walteten. Was für geheimnisvolle Beobachtungen wollte man in dieser Beziehung nicht an ihm gemacht haben; welch seltsame Geschichten waren über ihn nicht im Umlauf! Die historische Treue, mit der Wallensteins Persönlichkeit, wie sie in der Vorstellung seiner Zeit lebte, im Vorspiel geschildert wird, gewinnt noch mehr, wenn wir sehen, wie mancher Zug an ihm durch die naive Beobachtungsweise des Volkes falsch oder ins Mysteriöse gedeutet, oder wie eine charakteristische Anekdote von seinen Verehrern in eine ungeschichtliche Verbindung mit ihm gebracht wird. Ich verweise nur auf das Studentenabenteuer, das dem Wachtmeister „unter des Herrn großen Thaten" am meisten gefallen hat; ich meine die lustige Geschichte von der Taufe des Karzers auf der Hochschule zu Altdorf, der von dem ersten Bewohner den Namen erhalten sollte; weil aber Wallenstein, der, wie die Sage ging, als erster Arrestant den Karzer betrat, seinen Pudel vor sich hineinschob, soll er in der Folge „der Hund" geheißen haben. Man weiß jedoch längst, daß der Karzer in Altdorf damals bereits seinen Namen hatte und seit 1576 der Stumpfel hieß nach dem zuerst darin inhaftierten Studenten Gabriel Stumpflein; überhaupt hatte Wallenstein für das Vergehen, wegen dessen ihn die Sage zum Karzer verurteilt werden läßt, nämlich für die Züchtigung seines Famulus, den er wegen müßigen Hinausschauens zum Fenster fürchterlich durchprügelte, keine Karzerstrafe, sondern nur Stubenarrest zudiktiert erhalten.

Ähnlich verhält es sich mit dem „Göckelhahn", den der Herzog den Auslassungen des Kapuziners zufolge nicht krähen hören kann. Der Wachtmeister bestätigt diese Beobachtung mit den Worten:

(Der Feldherr hat) gar kitzliche Ohren,
Kann die Katze nicht hören mauen,
Und wenn der Hahn kräht, so macht's ihm Grauen...
Muß alles mausstill um ihn sein;
Den Befehl haben alle Wachen.
Denn er denkt gar zu tiefe Sachen.

(Wall. Lager, 6. Auftr.)

Hierher gehört auch die Bemerkung Schillers in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges: „Sein immer arbeitender Kopf brauchte Stille; kein Gerassel der Wagen durfte seiner Wohnung nahe kommen und die Straßen wurden nicht selten durch Ketten gesperrt." Es ist richtig, daß Wallenstein manchmal, doch nicht zu häufig, den Befehl gab, die Hunde zu entfernen und keine Glocken zu läuten. Der Beweggrund war indessen ein viel natürlicherer als der von Schiller angegebene. Der Herzog litt, wie der zu jener Zeit gebräuchliche Ausdruck heißt, am Schiefer,

wohl einem Zustande nervöser Aufregung, in dem er wie wild um sich schlug. Dann mußte jedes lästige Geräusch, weil es ihn zum Zorn reizen konnte, in seiner Nähe vermieden werden. Daher die erwähnten Verbote. Die größere Häufigkeit solcher Anfälle in seinen letzten Jahren dürfte mit dem Gichtleiden zusammenhängen, das ihn oft und aufs heftigste quälte. Zu der Zeit, der die Handlung der Trilogie angehört, trat dieses Leiden so stark an ihm auf, daß er häufig ans Bett gefesselt war und selbst an guten Tagen sich nur mühsam am Stock bewegen konnte. Es ist notwendig, sich diese krankhafte Disposition des Feldherrn zu vergegenwärtigen, weil sie an dem geschichtlichen Bilde desselben manches erklärt, was uns in der dramatischen Schilderung, weil sie uns den Helden im Vollbesitz seiner Kräfte vorführt, in seiner wahren Ursache nicht recht verständlich wird.

Das im Vorspiel vor unseren Augen entworfene Gebäude friedländischer Größe sehen wir im zweiten Teil der Dichtung nicht bloß im Wanken begriffen, sondern bereits vor dem gänzlichen Zusammenbruch. Der oft zitierte Wachtmeister hat dies prophetischen Blickes vorausverkündet mit den Worten:

> Er ist ihnen zu hoch gestiegen,
> Möchten ihn gern herunterkriegen.
>
> (Wall. Lager 2. Auftr.)

Questenberg erscheint im Lager zu Pilsen als Dolmetsch der am Hofe herrschenden Unzufriedenheit mit Wallensteins Kriegsführung; er beschuldigt den Herzog der geflissentlichen Mißachtung kaiserlicher Befehle und überbringt nochmals kategorische Weisungen, denen der Feldherr unweigerlich nachzukommen habe. Wallenstein legt sie seinen Obersten vor, die sie als unausführbar erklären; nicht anders lautet sein eigenes Urteil in dieser Sache, und er ist eher bereit abzudanken, als sich den Direktiven des Hofes zu fügen.

Bis hierher stimmt der Gang des Dramas im ganzen und großen mit dem geschichtlichen Verlauf der Krise überein. Im weiteren geht jedoch der Dichter seine eigenen Wege; er läßt Wallenstein bereits verurteilt und geächtet sein. Questenberg hat die darauf bezügliche kaiserliche Ordre mit nach Pilsen gebracht, ebenso das Patent, welches Piccolomini zum provisorischen Oberstkommandierenden der Armee ernennt. Der Mißerfolg seiner öffentlichen Mission, die Questenberg einen letzten Versuch, den Feldherrn zu seiner Pflicht zurückzuführen, machen ließ, hatte ihm die Veranlassung gegeben, sich zugleich seiner geheimen Aufträge zu entledigen, deren weitere Verzögerung ihm nach den an Ort und Stelle gewonnenen Eindrücken nicht mehr statthaft erschien. Und welches war der Grund dieser Verurteilung und Ächtung? Der Vertrauensbruch,

dessen Wallenstein sich gegen seinen kaiserlichen Herrn schuldig machte; man glaubte sichere Kenntnis zu haben, daß der Herzog hochverräterische Beziehungen mit den Feinden unterhalte in der Absicht, seine Armee mit der gegnerischen zu vereinigen, sie gemeinsam gegen den Kaiser zu führen und diesem die böhmische Königskrone zu entreißen. Der Geist der Widersetzlichkeit, der, von der Person des Feldherrn ausgehend, das ganze Heer zu erfassen drohte, erschien Questenberg als ein Beweis, daß die Rebellion bereits im vollen Zuge war.

Hier ist die dramatische Handlung an jenem Punkte angelangt, um den sich das geschichtliche Interesse für Wallenstein vornehmlich bewegt. Über den angeblichen Hochverrat des Herzogs von Friedland — denn die Ansichten gehen über diesen Gegenstand weit auseinander — liegt eine ganze Litteratur vor; was an irgend einem Orte der Welt an archivalischen Papieren, die nur im geringsten Bezug darauf haben, zu finden war, ist veröffentlicht worden, und trotzdem sieht man in dieser Frage noch immer nicht klar. Sicher ist, daß Wallenstein die böhmische Königskrone von verschiedenen Seiten angetragen worden war; einmal von Gustav Adolf unmittelbar nach den Kämpfen vor Nürnberg, dann später von den böhmischen Emigranten, unter denen namentlich Trčka, Bubna und Kinsky sich durch den Eifer hervorthaten, mit dem sie die betreffenden Verhandlungen einerseits mit Wallenstein, andererseits mit Frankreich und Schweden betrieben. Aber Wallenstein hat auch nicht mit einem Worte zu erkennen gegeben, daß er die böhmische Krone anstrebe, noch daß er sie annehmen würde, selbst wenn ihn jene Mächte in deren Besitz unterstützten. Nicht so korrekt dagegen war sein Verhalten in den Unterhandlungen, die er mit Wissen des Kaisers im Sommer und Herbst 1633 mit Sachsen und Brandenburg pflog. Er wollte um jeden Preis diese zwei mächtigsten evangelischen Stände des Reiches vom Bündnis mit den Schweden abziehen, um diese desto leichter vom deutschen Boden vertreiben zu können. Diese Idee, die er bis unmittelbar vor seinem Ende festhielt, war gewiß durchaus patriotisch; aber die Form, in der er ihre Verwirklichung betrieb, war illoyal und streifte an Hochverrat, da er Miene machte, die Verträge selbst gegen die Zustimmung des Kaisers, dem die Bedingungen dafür zu hoch waren, einzugehen. Allein seine Haltung nahm im weiteren Verlauf dieser Unterhandlungen einen noch viel bedenklicheren Charakter an. Es ist hier daran zu erinnern, daß Wallenstein bereits einmal, und zwar im Jahre 1630, seines Generalats auf das Drängen der Reichsstände vom Kaiser entsetzt worden war. Der ihm widerfahrene Affront hatte einen tiefen Stachel in seiner Seele zurückgelassen. Als daher Kaiser Ferdinand zwei Jahre darnach sich gezwungen sah, Wallenstein den entrissenen

Kommandostab wieder zurückzugeben, scheint dieser Kautelen gefordert zu haben, um sich gegen eine zweite unfreiwillige Entfernung vom obersten Kommando zu sichern. Welcher Art diese Kautelen waren, weiß man nicht genau; denn was in manchen Geschichtsbüchern als Vertrag zwischen dem Kaiser und dem Herzog von Friedland ausgegeben wird, ist nichts als das Konzept der von dem letzteren gestellten Forderungen. Im Herbst 1633 nun, als Wallenstein unthätig in Schlesien stand, während die Schweden in Oberdeutschland sich in gefahrdrohendster Weise ausbreiteten, hatte der Unwille über seine lässige Kriegsführung am Hofe bereits wieder eine solche Höhe erreicht, daß man in Wien neuerdings von seiner Absetzung munkelte. Wallenstein, der durch seine Vertrauenspersonen davon Kenntnis erhalten haben mochte, geriet außer sich und trug sich mit dem Entschluß, der ihm zugedachten Demütigung zuvorzukommen und sich mit den Feinden gegen den Kaiser und dessen Alliierte zu verbinden. Bei einer Zusammenkunft vor Schweidnitz eröffnete er dem sächsischen Feldmarschall Arnheim, daß, wenn er sich auf den unbedingten Beistand von Seite der protestantischen Mächte verlassen könne, er bereit sei, mit diesen gemeinsame Sache zu machen; er selbst wolle in Österreich-Steiermark einfallen, die Schweden sollten sich den in den Elsaß vorrückenden Spaniern entgegenwerfen, Bernhard von Weimar Bayern verwüsten. Selbst der König von Frankreich sollte gegen das Haus Habsburg aufgereizt werden, damit er den Krieg gegen die Spanier in Italien wieder beginne. Diese von den nacktesten Rachegedanken eingegebene Kombination des Herzogs von Friedland beeilte sich Arnheim an Oxenstjerna, sowie an den sächsischen und brandenburgischen Hof zu berichten. Der erstere konnte der Sache kaum Glauben schenken; „ist es ein Scherz, das ist zu grob, das ist unmöglich!“ schrieb er zurück. Und er behielt Recht. Kaum hatten sich die Evangelischen unter einander verständigt, um mit Wallenstein über seine Anerbietungen in nähere Verhandlungen einzutreten, da war sein Unmut verraucht, er wollte sich seiner Anträge nicht mehr erinnern und kam wieder auf die früheren Vorschläge zurück, die auf ein Separatbündnis mit den deutschen Protestanten und die Vertreibung der Schweden hinausliefen. Dieses Gaukelspiel hat sich in der Folge an Wallenstein selbst bitter gerächt. Denn daß er damals ernstlich den Gedanken einer Rebellion wider den Kaiser hegte, findet wenig Glauben; meist hält man seine Expektoration gegen Arnheim für den momentanen Ausfluß einer hochgradigen Gereiztheit, die über Nacht wieder vernünftigeren Erwägungen Platz machte; daneben ist aber auch schon von mancher Seite die Meinung geäußert worden, daß Wallenstein mit diesen Manövern nur darauf ausging, die Aktionen seiner Gegner zu verwirren. Wieviel an dieser Ansicht Wahres ist, wird sich

kaum jemals feststellen lassen. Sein Verhalten wird in dieser Beziehung wohl immer ein ungelöstes Rätsel bleiben.

In demselben Halbdunkel zeigt sich uns der Charakter Wallensteins im zweiten Teil der Dichtung; wir sehen, wie hinter seinen Handlungen allerlei geheimnisvolle Entwürfe sich verbergen; wir finden ihn in Verhandlungen mit dem Feinde, die nach unserem Empfinden sich in einer verbotenen Richtung bewegen; wir sind Zeuge, wie gewisse Personen seiner Umgebung ihn in dieser Richtung mit dem ganzen Aufgebot ihrer Überredungsgabe vorwärts zu treiben suchen, und dennoch vermögen wir nicht zu erkennen, wie weit es ihm mit diesen Dingen Ernst war und welchen Anteil er dergleichen eigenen oder fremden Impulsen an seinem Thun gestattete. Bezeichnend sind in dieser Hinsicht die Worte, die der Dichter ihn zum Grafen Trčka äußern läßt auf dessen Vorwurf, daß man aus ihm nie klar werde und der Feind allmählich zu der Meinung kommen müsse, man habe ihn nur zum besten:

„Und woher weißt du, daß ich ihn nicht wirklich
Zum besten habe? Daß ich nicht euch alle
Zum besten habe? Kennst du mich so gut?
Ich wüßte nicht, daß ich mein Innerstes
Dir aufgethan. — Der Kaiser, es ist wahr,
Hat übel mich behandelt! Wenn ich wollte,
Ich könnt' ihm recht viel Böses dafür thun.
Es macht mir Freude, meine Macht zu kennen;
Ob ich sie wirklich brauchen werde, davon, denk' ich,
Weißt du nicht mehr zu sagen als ein andrer."

(Picc. 2. A., 5. Sc.)

Noch sind hier einige Bemerkungen nachzuholen über den Anteil Wallensteins an dem sogenannten Pilsener Revers. Eigentlich giebt es deren zwei, die jedoch bei Schiller nicht auseinandergehalten sind. Die Entstehungsgeschichte des ersteren ist folgende. Wallenstein hatte vertraulich durch Ilow, da er selbst krank zu Bette lag, den nach Pilsen berufenen Kommandeuren anzeigen lassen, daß er willens sei, wegen erlittener Kränkungen vom Oberbefehl zurückzutreten; er habe, ließ er ihnen sagen, dem Kaiser lange genug gedient und wünsche die wenigen Jahre, die ihm noch vergönnt wären, in Ruhe zu genießen. Die Obersten zeigten sich hierüber nicht wenig bestürzt, da sie um die Wiedererstattung der von ihnen den Truppen geleisteten Vorschüsse in Sorge gerieten, und ließen den Herzog durch eine Deputation ersuchen, das Kommando zu behalten. Dieser aber schlug es rundweg ab, und erst als sie ein zweites Mal ihre Bitte in dringenderem Tone vortrugen, gab er nach und erklärte, wenigstens noch eine Zeit lang auf seinem Posten bleiben zu wollen. Tags darauf machte nun Feldmarschall Ilow den Obersten

den Vorschlag, sich auch ihrerseits gegen den Herzog schriftlich zu verpflichten, bei ihm in unverbrüchlicher Treue auszuhalten. Die Anregung wurde gut geheißen, und Ilow las den Entwurf eines solchen Reverses vor, von dem dann eine Anzahl Abschriften hergestellt wurden. Eine derselben wurde noch am nämlichen Abend bei Gelegenheit des bereits erwähnten Banketts, sowie am darauffolgenden Tage von den in Pilsen anwesenden Obersten unterschrieben. Es ist schon damals aufgefallen, daß die in Ilows Entwurf noch vorhandene Klausel, laut welcher sich die Unterzeichnenden zur Treue gegen den Feldherrn verpflichteten, „solange er in Sr. Kais. Maj. Diensten verbleibe", in den Abschriften nicht mehr enthalten war. Einige Obersten erkundigten sich über die ihnen aufgefallene Änderung im Text bei Ilow, der sie als bedeutungslos hinstellte und ihre Bedenken völlig zu beschwichtigen wußte, so daß die Offiziere insgesamt ihre Unterschrift gaben. Daß, wie Schiller den Vorgang in der Dichtung sowohl wie in seiner Geschichte des dreißigjährigen Krieges darstellt, heimlich ein anderes Schriftstück untergeschoben, also ein Betrug verübt wurde, daran ist nicht zu denken. Nach Aussage eines der Anwesenden wurde, ebenso wie Ilows Entwurf, auch die Abschrift vor der Unterzeichnung nach ihrem vollen Wortlaut verlesen, so daß jeder wußte, was er unterschrieb. Es ist nun die Frage: wer hat die berüchtigte Klausel aus dem Text des Reverses entfernt? Ranke ist geneigt, einer Angabe des spanischen Gesandten Glauben zu schenken, nach der Wallenstein selbst die betreffende Stelle aus dem Entwurf gestrichen haben soll. Bewiesen kann das allerdings nicht werden. Jedenfalls aber geschah die Auslassung mit Absicht. Mit einer Verpflichtung, die Wallenstein die Treue seiner Offiziere nur auf so lange sicherte, als er in des Kaisers Diensten stand, war ihm in einem so vorgeschrittenen Stadium des Konfliktes schon nichts mehr gedient. Wollte er gegen alle Eventualitäten geschützt sein, so benötigte er einer Bürgschaft, die das Heer in der Person seiner Kommandeure ausschließlich seiner Verfügung überlieferte, und darum durfte auch jene Klausel im Vertrage nicht stehen.

Der vielbesprochene Pilsener Revers vom 12. Januar 1634 bildete den Ausgangspunkt der Aktion des Hofes gegen den Herzog von Friedland. Dieser erste Schritt zu seiner „autonomen Erhebung gegen den Kaiser" brachte den Stein ins Rollen, der ihn zerschmetterte. In der Trilogie wird der Verlauf der Begebenheiten anders geschildert. Wallenstein ist bereits abgesetzt und geächtet; aber noch läßt ihn der Dichter sein Schicksal in seiner Gewalt haben. Die kaiserliche Ordre bleibt zunächst in den Händen Piccolominis, der von ihr nur soweit Gebrauch macht, als er, auf sie gestützt, die höheren Offiziere vom weiteren Gehorsam gegen den Feldherrn abzieht. Auf diese Weise erhält er den größten

Teil des Heeres in der Treue gegen den Kaiser. An Wallenstein ist es nun, seine wahre Gesinnung zu zeigen. Er befindet sich, ohne es zu wissen, unter den Augen seiner Späher, keine seiner Unternehmungen bleibt ihnen verborgen. Läßt er das Verbrechen, dessen man ihn bezichtigt, unvollendet, so wird man seinen Handlungen noch eine milde Deutung geben, man wird ihn still vom Heere entfernen und auf seine Schlösser ins Exil schicken; aber der erste Schritt zum offenen Verrat — und es ist um ihn geschehen.

Mit diesem Stande der dramatischen Entwickelung leitet das Schauspiel „die Piccolomini“ zu der eigentlichen Tragödie, zu „Wallensteins Tod“ über. Der Herzog ist ohne Ahnung, wie weit die Dinge schon gediehen. Noch schwankt er unschlüssig zwischen Leidenschaft und Pflicht. Da läßt der Dichter ein — fingiertes — Ereignis eintreten, das ihm auf der abschüssigen Bahn, auf der er sich bereits bewegt, den letzten Halt nimmt. Einer seiner Unterhändler ist auf dem Weg zu den Schweden mit kompromittierenden Papieren abgefangen worden. Zwar können diese keine objektiven Beweisstücke gegen ihn sein, da wir nach der Intention des Dichters annehmen müssen, daß diese Verhandlungen von ihm mehr zum Schein als im Ernst geführt werden. Aber Wallenstein muß sich sagen, daß, was man über seine Beziehungen zum Feinde nunmehr erfahre, zu seinem Nachteil ausgelegt und er in der Meinung des Hofes ein Landesverräter sein und bleiben werde. Zu spät sieht er sich, wie er seufzend klagt, in seinen eigenen Netzen gefangen, und es giebt keine Möglichkeit der Rettung, als aus dem verwegenen Spiel zur Gewaltthat überzugehen. Noch schaudert er vor der wohlerwogenen Schwere seines Beginnens zurück; noch zeigen ihm die guten Regungen seiner Seele das Abscheuliche des Verrates im häßlichsten Lichte; doch das dämonische Weib von einer Trčka weiß auch diese zum Schweigen zu bringen. So wagt er denn das äußerste, und wie einst Cäsar gegen Rom, so ist er entschlossen, seine Legionen gegen den Kaiser zu führen.

Aber nun geschieht das Unerwartete. Das Heer ist nicht mehr vorhanden. Heimlich sind die Obersten entwichen, die Truppen sind abgezogen, Prag, das der Stützpunkt der geplanten Unternehmung werden sollte, ist verloren. Wallenstein sinkt auf diese Nachricht wie vernichtet zusammen; doch schnell hat er sich gefaßt. Über der zerschmetternden Wucht des über ihn hereinbrechenden Unglücks richtet sich der gewaltige Geist dieses Mannes in seiner ganzen Größe auf.

„Mut, Freunde, Mut! Wir sind noch nicht zu Boden!“

ruft er den Wenigen zu, die um ihn geblieben sind, und die Trümmer seiner Armee zusammenraffend, nimmt er seinen Weg nach Eger, des

Tages gewiß, der ihm den Triumph über seine verhaßten Gegner bringen werde. Voll stolzer Würde, wie einst in den Tagen des Glückes, hält er hier seinen Einzug, um die Ankunft der herbeigerufenen Schweden zu erwarten. So der Gang der Handlung in der Trilogie.

Ein wesentlich anderes Bild von dem letzten Abschnitt seines Lebens geben uns die erhaltenen geschichtlichen Mitteilungen. Wallenstein kehrte, nachdem er sich durch den Pilsener Revers gegen einen Gewaltakt des Kaisers hinlänglich gedeckt zu haben glaubte, zu seinen früheren Verhandlungen mit Brandenburg und Kursachsen zurück. Aber diesmal war es ihm voller Ernst. Als ob er ahnte, daß er am Ende seiner Laufbahn stehe, harrte er mit ungeduldiger Spannung auf die Ankunft der sächsischen Bevollmächtigten, um das seit langem betriebene Werk, gleichsam den Gedanken seiner letzten Jahre, zum Abschluß zu bringen. Er wollte, wie früher, einen Frieden auf der Basis der Gleichberechtigung der beiden Konfessionen herbeiführen und zu demselben nötigenfalls den Kaiser zwingen; zu diesem Behufe machte er die Vereinigung seiner und der sächsisch-brandenburgischen Streitkräfte zur Bedingung. Schweden und Frankreich sollten auf eine billige Weise abgefunden werden. Um diesen Verhandlungen den Stempel der Legalität zu verleihen, ließ er in Wien um Beiordnung eines kaiserlichen Rates bitten, welchem Gesuche willfahrt wurde, obwohl Wallenstein bereits abgesetzt war. Von beiden Seiten wurde so Betrug geübt. Aber lange hielt das falsche Spiel nicht vor. Zu Anfang Februar wurde das Absetzungsdekret, das hauptsächlich mit dem im Pilsener Revers versuchten Majestätsverbrechen begründet war, an die zuverlässigsten Kommandeure vertraulich hinausgegeben. Wie schon mitgeteilt, bestand ursprünglich die Absicht, den Feldherrn mitten in seinem Lager gefangen zu nehmen, was aber als zu gefährlich wieder aufgegeben wurde. Dagegen gelangte das kaiserliche Patent zur Verbreitung unter den verschiedenen dislocierten Truppenkörpern und that sofort seine Wirkung. In zwei Tagen war fast die ganze Armee von Wallenstein abgefallen. Auch der Versuch, die in Pilsen anwesenden Offiziere durch einen zweiten Revers an seiner Seite festzuhalten, worin sie alle, darunter der Herzog selbst, aussprachen, nichts gegen den Kaiser im Schilde zu führen, schlug fehl. Am Ende waren von allen, die einst bis zum letzten Blutstropfen ihrem Feldherrn Treue gelobt, nur noch Trčka und Ilow um ihn. Es war ein schreckliches Erwachen aus dem verblendeten Wahn, in dem er sich gewiegt, an der Spitze seines Heeres selbst dem Kaiser Gesetze geben zu wollen. Mit dem armseligen Reste seiner stolzen Armada, deren gänzlich unvorhergesehene Haltung seine kühnen Berechnungen zuschanden gemacht hat, bricht er von Pilsen auf, um erforderlichen Falles unter dem Schutze der schwedischen Waffen Sicherheit

für seine Person zu finden. Aber noch immer scheut er sich, die vollen Konsequenzen seines Handelns zu ziehen. Auf dem Wege nach Eger begriffen, schickt er Boten auf Boten gen Wien, um seine Abdankung anzutragen; nur sollte sie freiwillig und in Ehren stattfinden dürfen und nicht mit Gewalt erzwungen sein. Aber schon ist es zu spät. Seine Boten werden von kaiserlichen Truppen aufgefangen und angehalten; inzwischen ist ein zweites Absetzungsdekret ausgegangen, das, in schimpflicherem Tone abgefaßt, seine Ächtung erneuert und ihn einen Meineidigen schilt, der sich vermessen habe, seine verbrecherischen Hände nach Krone und Scepter auszustrecken. Als ein Flüchtling, ohne Geld, mit wenig Truppen, krank in einer Sänfte liegend, die von zwei Pferden getragen wird, sucht die gestürzte Größe Schutz hinter den Mauern einer Grenzstadt. Wo aber bleiben die neuen Verbündeten, deren Hilfe ihm nach seinem Kalkül noch in letzter Stunde Rettung bringen sollte? Sie kommen nicht. Zu sehr von Wallenstein schon getäuscht, als daß sie zu seinen jetzigen Anerbietungen hätten Vertrauen fassen können, haben sie es sich lange, viel zu lange überlegt, und als der Abfall des Feldherrn zweifellos geworden und die Schweden sich zur Vereinigung mit ihm in Bewegung setzen, ist die Entscheidung bereits erfolgt. Der letzte der Obersten, der an Wallensteins Seite in Eger eingerückt, war der Verbindung desselben mit den Feinden zuvorgekommen. Ein ihm unterstehender Hauptmann, der Ire Deveroux, hatte sich zur Ermordung des Herzogs von Friedland erboten und mit der Ausführung der gräßlichen That seinem Namen, der sonst der Geschichte wohl für immer unbekannt geblieben wäre, eine traurige Unsterblichkeit erworben.

Wenn wir zum Schlusse den Gesamteindruck, den wir vom Charakterbild des historischen Wallenstein und demjenigen der Dichtung erhalten, prüfend vergleichen, so dürften wir zu dem Ergebnis kommen, daß sie nur im allgemeinen, gleichsam aus der Entfernung betrachtet, sich ähneln; beide zeigen das seltsam Unbestimmte, ja Widerspruchsvolle in seinem Wesen, den Kontrast zwischen scharfblickender Berechnung und fatalistischer Befangenheit, zwischen heißblütigem Temperament und kühler Verständigkeit, zwischen momentaner Energie des Willens und dem Unvermögen zu entschlossenem Handeln. Dagegen vermissen wir an seiner dramatischen Erscheinung manchen prägnanten, ja dominierenden Charakterzug, den uns die Geschichte von ihm überliefert; so wird z. B. der unverhüllte Egoismus, der nach dem übereinstimmenden Urteil der maßgebendsten Forscher als die letzte Triebfeder aller seiner Unternehmungen angesehen werden darf, in der Trilogie kaum angedeutet. Im ganzen ist der dichterische Wallenstein nur die weitere Ausführung der in Schillers Geschichte des dreißigjährigen Krieges von ihm gegebenen Skizze, in

psychologischer Vertiefung. Doch muß man das diesem verliehene Pathos der Gefühle, die reflektierende Art zu sprechen, von dem geschichtlichen Vorbilde hinweg denken. Wallensteins Rede zeigte vielmehr geschäftsmännische Bündigkeit mit einem Zug ins Derbe und Sarkastische; manches Kraftwort ist in dieser Hinsicht von ihm bekannt geworden; dem Kurfürsten von Bayern drohte er einmal, daß, wenn er sich mausig mache, man ihn schuhriegeln werde; den Kurfürsten von Sachsen nannte er ein Vieh und von den Kardinälen behauptete er, daß ihrer ein Dutzend an den Galgen gehöre. Bei dieser Gelegenheit soll auch bemerkt werden, daß die landläufige Vorstellung von Wallensteins Wortkargheit und Verschlossenheit nicht ganz zutrifft. Im Gegenteil liebte er in seinen gesunden Tagen heiteren Verkehr, und eine brandenburgische Prinzessin konnte von seiner Liebenswürdigkeit ganz entzückt sein. Überhaupt bedarf das Charakterbild des Herzogs von Friedland, wie es aus der Dichtung sowohl, wie aus Schillers Geschichtsschreibung uns entgegentritt, auf Grund späterer Feststellungen noch sehr der Vervollständigung. Was ließe sich nicht alles von seiner administrativen Thätigkeit berichten! Hier ist gerade diejenige Seite seines Wesens, die von jeher die ungeteilteste Bewunderung erregt hat, zur Entfaltung gekommen. Denn wenn es das Merkmal eines wirklich großen Mannes ist, daß seine Fähigkeiten sich nicht nur in einer einzelnen Richtung äußern, sondern auf allen Gebieten menschlicher Thätigkeit die Spuren eines bedeutenden Wirkens hinterlassen, so ist Wallenstein in der That zu den großartigsten Erscheinungen der neueren Geschichte zu zählen. Man erwäge nur, was er als Administrator seiner Herzogtümer Friedland, Mecklenburg, Sagan und Glogau alles geleistet hat; wie sein landesherrliches Interesse die geringsten wie die gewichtigsten Angelegenheiten mit gleicher Fürsorge umfaßte; wie er für die Aufgaben der Landwirtschaft Winke und Direktiven gab, den Gewerbfleiß anspornte und begünstigte, seine Städte mit neuen und zum Teil monumentalen Bauwerken füllte, Schulen und Kirchen gründete und als Admiral des baltischen Meeres den Bau jenes Nord-Ostseekanals ins Auge faßte, den die staunende Gegenwart unter ihren Augen entstehen sieht. Als derselbe eminente Praktiker bewährte er sich auch in staatsmännischen Fragen. Wallenstein war damals wohl der einzige Ratgeber des habsburgischen Hauses, der die Forderungen seiner Zeit klar erkannte, daher seine Mißbilligung des Restitutionsediktes, durch das die kaiserliche Politik seit 1629 in die unheilvollsten Bahnen einlenkte; daher auch seine Bemühungen, die Einmischung der fremden Nationen, der Schweden und Franzosen nicht weniger als der Spanier, wovon er die größte Gefahr für das Haus Österreich fürchtete, abzuwehren. Freilich haben diese seine Bestrebungen der spanisch-päpstlich-ligistischen Opposition

eine wirksame Waffe in die Hand gegeben, ihn zu stürzen. Er mußte fallen — aber die Ereignisse haben ihm recht gegeben.

Was Schillers Wallenstein, nicht nur seiner Persönlichkeit, sondern der ganzen Dichtung einen so eigenartigen Reiz verleiht, ist ein Motiv, das, in den verschiedensten Variationen wiederkehrend, wie eine sinnige Arabeske sich durch den ernsten Gang des Dramas hindurchwindet: der Glaube an die Macht der Sterne. Gewiß war Wallenstein dem astrologischen Aberglauben seiner Zeit, wie andere auch, ergeben, und liebte es, durch seinen Mathematikus Giovanni Battisto Zenno sich und seinen Freunden das Horoskop stellen und die Aspekten befragen zu lassen. Daß er jedoch diesem Wahn einen so weitgehenden Einfluß auf seine Entschließungen einräumte, wie es Schiller darstellt, dürfte zu bezweifeln sein. Aber gerade dieser Zug berührt uns an Wallenstein am sympathischsten von allen, und wir freuen uns über die Kunst des Dichters, die auf diese Weise den Helden unserm Herzen näher bringt, indem sie „die größere Hälfte seiner Schuld den unglückseligen Gestirnen zuwälzt."

Etwas Ähnliches thut auch die Geschichtschreibung. Auch sie nimmt zwar nicht einmütig, aber doch überwiegend einen großen Teil seiner Schuld von ihm hinweg, jedoch nicht um ihn den unentrinnbaren Schicksalsmächten aufzubürden, sondern denjenigen, die ihn in jene Lage getrieben haben, in der er zum Verräter an seinem Kaiser werden mußte. Zutreffend hat ein neuerer Historiker bemerkt, nicht das Lager von Pilsen, sondern der Hof zu Wien wäre der richtige Schauplatz dieser Tragödie, und nicht die Trčka und Ilow, sondern die Vertrauensmänner des kaiserlichen Hofes seien die eigentlichen Akteurs. Die mannigfachsten und nicht immer lautersten Beweggründe haben sie in ihrem Haß gegen den Herzog von Friedland zusammengeführt: der eine hetzte gegen ihn wegen seines Hochmutes gegenüber den Reichsfürsten, dem andern war seine unkirchliche Gesinnung ein Dorn im Auge, der dritte verfolgte ihn wegen seiner politischen Grundsätze, und so ließ die buntgemischte Camarilla ihre Minen solange gegen ihn spielen, bis der Kaiser, dem sein allmächtiger Feldherr als „Correx" bereits unbequem geworden war, ihn fallen ließ. Wallenstein aber näherte sich in demselben Verhältnis, als seine Gegner an Boden gewannen, den Feinden. Diese Auffassung, daß sein Verrat die Folge, nicht die Ursache der gegen ihn unternommenen Maßregeln war, hat auch Schiller in seiner mehrerwähnten Geschichte des dreißigjährigen Krieges nicht bloß als zulässig erkannt, sondern er scheint sie in seinem innersten Herzen geradezu geteilt zu haben, nach dem bekannten Schlußworte, in dem er mit epigrammatischer Schärfe sein Urteil in dieser Frage zusammenfaßte: „Wallenstein fiel nicht, weil er rebellierte, sondern er rebellierte, weil er fiel."

# Eine litterarische Enquête.

Von O. F. Walzel in Wien.

Die litterarische Enquête wird Modeform. Unser parlamentarisches Jahrhundert hat der Wissenschaft und der Litteratur parlamentarischen Brauch angewöhnt. Auch auf diesen Gebieten greift das Prinzip der Arbeitsteilung durch; es gestattet nicht länger, daß einer, ein einziger über alles sein Verdikt spreche; man muß sich begnügen, alle Fachmänner über die eine brennende Frage, die gerade in der Luft liegt, um ihr Urteil anzugehen. Vor hundert Jahren noch fanden die großen Schriftsteller Englands, Frankreichs und Deutschlands es selbstverständlich, über jedes aktuelle Problem zu sagen, was sie zu sagen hatten. Voltaire oder Diderot, sie ließen kein irgendwie bedeutendes Ereignis vorüber, ohne es zu glossieren. Ihren Ausspruch erwartete das Publikum, auf ihn harrte hoch und niedrig, um dann erst sein eigenes Urteil zu formulieren, für oder gegen Partei zu nehmen. Schiller hat nicht nur für jede litterarische Regung der Zeit ein Wort öffentlichen Urteils; er ist lediglich durch die rasch fortschreitenden Ereignisse abgehalten worden, als Verteidiger des sechzehnten Ludwigs in Frankreich selbst schriftstellerisch aufzutreten. Er konnte sich Hoffnung machen, durch eine ins Französische übersetzte Denkschrift in Frankreich mächtig und klärend wirken zu können. Herder und Wieland wußten über aktuelle Fragen der Dichtung, der Philosophie, der Politik immer etwas Neues, etwas Bemerkenswertes zu sagen. Wieland hat mitten aus einem der Antike zugewandten Leben in Napoleon den zukünftigen Diktator und Herrscher Frankreichs erkannt, zu einer Zeit, da noch niemand an ein gewaltsames Ende der französischen Republik dachte. Die Romantiker Wilhelm und Friedrich Schlegel wandten sich mit einem jähen Rucke von ihren litterarischen Studien ab und schickten sich an, in einem politisch und national hochbewegten Augenblicke ihrem Volke die politischen und nationalen Fragen zu beantworten, die damals auf allen Lippen schwebten.

Solche Erscheinungen sind uns heute kaum begreiflich. Nicht, daß dem modernen Menschen die Vielseitigkeit ganz abhanden gekommen wäre. Im Gegenteil: der Gebildete scheut auch heute nicht, in der Konversation Probleme zu kritisieren, die seinem engeren Arbeitsfelde fernliegen. Ja, vielleicht urteilt das Gros der Gebildeten heute richtiger und mit mehr Sachkenntnis, als vor hundert Jahren. Man scheut nur die öffentliche Aussprache; man hat nur die Naivität verloren, über

alles und jedes mitzureden. Man ist sich bewußt geworden, daß Geistesschärfe und unbestechliches Urteil nicht allein genügen, über alle Probleme zu Gericht zu sitzen. Heute reichen bloße Ideen nicht mehr aus. Die kleinen und kleinsten Motoren, die ein Ereignis, eine Persönlichkeit, eine Handlung in Bewegung setzen, haben in unseren Augen an Gewicht gewonnen. Sie müssen bekannt, sie müssen wohl erfaßt sein, soll ein stichhaltiges Urteil gefällt werden. Das Jahrhundert hat einen größeren Respekt vor der Analyse bekommen. Nicht mangelnde Vielseitigkeit, nur eine größere und gesteigerte Achtung vor den Thatsachen läßt den modernen Menschen mit seinem öffentlichen Urteil zurückhalten, wo die Schriftsteller des 18. Jahrhunderts gesprochen und oft recht blind in den Tag hinein gesprochen hätten.

Dennoch bleibt gegenüber dieser, ich möchte sagen, keuschen Zurückhaltung stimmberechtigter geistiger Führer das Bedürfnis des Publikums unentwegt bestehen, über die brennenden Fragen der Zeit mehr zu erfahren, als ihm ein einzelnes wissenschaftlich gedachtes Werk sagt. Vor allem aber möchte das Publikum eins wissen, das ihm der Fachgelehrte verschweigt, der sich streng auf sein Gebiet beschränkt; es möchte erfahren, wie der Fachmann über Probleme denkt, die außerhalb seines Arbeitsfeldes fallen, dieses indes so nahe berühren, daß ihm füglich gestattet sein muß, ein Wort mitzureden.

Ähnliche, sonst meist unerfüllte Wünsche haben dem Buche „Rembrandt als Erzieher“ seinen phänomenalen Erfolg verschafft. Hat Langbeen doch zum ersten Male seit langer Zeit Dinge im Zusammenhang erörtert, auf die der Fachgelehrte selten oder nie zu sprechen kommt. Nach langer Zeit zum ersten Male wurde da dem Publikum von dem hochwichtigen Kapitel der nationalen Erziehung etwas erzählt. Seit Rousseau und Schiller und Fichte hat man über das Kapitel geschwiegen. Wir haben ja keine Wissenschaft der nationalen Erziehung.

Ich glaube mit Recht behaupten zu können, daß die modernste Form wissenschaftlicher und litterarischer Darstellung, die Enquête, den gleichen Motiven entsprungen ist. Was wissenschaftliche und litterarische Größen nicht von selbst sagen wollen, das wird ihnen abgefragt. Was das Publikum aus dickleibigen Büchern nicht erfährt, bekommt es in mehr oder minder umfangreichen, angenehm lesbaren Broschüren zu hören. Huret hat in seiner Enquête über die modernsten Regungen der französischen Litteratur bewiesen, was für subtile Erörterungen ein genialer Interviewer in anziehender Form bieten kann. Sein Buch charakterisiert den jetzigen Zustand der französischen Litteratur; besser und eindringlicher sind nie von anderer Seite belletristische Wandlungen charakterisiert worden.

Franzos' Büchlein „Die Suggestion und die Dichtung" ist eine Briefenquête.[1]) Schon im Herbst 1890 richtete Franzos an die hervorragendsten Mediziner Deutschlands und Österreichs die Bitte, sich über eins der aktuellsten Probleme modernen Geisteslebens auszusprechen. Die Antworten wurden Stück für Stück in Franzos' Zeitschrift, in der „Deutschen Dichtung", abgedruckt. Jetzt liegen sie in einem sauber ausgestatteten Bändchen gesammelt vor und sind den weitesten Kreisen leicht zugänglich geworden. Das Buch ist auch vor vielen anderen berufen, die weitesten Kreise zu interessieren und zu fesseln. Nicht weniger als sechzehn Koryphäen der Medizin gaben ihr Urteil über eine in höchstem Sinne zeitgemäße Frage ab. Sie verschmähen nicht, von ihrem Piedestal herabzutreten und jedem Gebildeten in ihr Handwerk Einblick zu gönnen.

Hypnose und Suggestion sind die Ausgangspunkte der Enquête; die Zeiten sind vorüber, da man über sie zur Tagesordnung übergehen zu können dachte. Der Name Charcots wahrt beide Erscheinungen vor aller Unterschätzung. Nur über ihr Wesen ist man noch nicht zu völliger Einigung gekommen. Offene Fragen stellt vor allem die Wachsuggestion, die posthypnotische Suggestion, die Telepathie. Kann einem Menschen wider seinen Willen eine Vorstellung oder eine Handlung suggeriert werden, ohne daß er zuvor in hypnotischen Schlaf versenkt worden ist? Kann im hypnotischen Schlafe ihm eine Handlung suggeriert worden sein, die er erst lange nach dem Ende der Hypnose ausführt? Kann endlich auf weite Entfernung, ohne mittelbares Zusammensein von Hypnotisierenden und Hypnotisierten eine Suggestion stattfinden?

Wenn auch heute diese Probleme der Suggestion noch immer zu den brennenden Fragen zählen, als Franzos die Gutachten einholte, waren sie's noch mehr. Er selbst nennt drei in den Zeitungen vielfach erörterte Vorfälle. Einer von ihnen, der Lebensroman des Berner Malers Stauffer, ist seitdem aus dem trüben Zwielicht der Suggestion in klarere Beleuchtung gerückt worden. Otto Brahm rettete mit liebevoller Hand das Andenken des Berner Künstlers. Er hat der ganzen Affaire den kriminalistischen Anstrich genommen, der allmählich an Stelle der anfänglichen übernatürlichen Färbung getreten war. Aus der Welt niederer Motive, mit denen die landläufige Reporterpsychologie arbeitet, hat Brahm die Liebestragödie Stauffers in eine höhere Sphäre gehoben.

Vor allem aber hatte sich die Dichtung der Probleme bemächtigt. Der Naturalismus glaubte ein neues Gebiet psychologischer Studien

---

1) Die Suggestion und die Dichtung. Gutachten über Suggestion und Hypnose. Herausgegeben von Karl Emil Franzos. Berlin W. F. Fontane & Co. 1892. XXX u. 129 S.

gefunden zu haben. Seine Neigung zu nervenerschütternden Effekten konnte gerade an diesem Stoffe sich mehr als genug thun. Franzos nennt mit vollem Rechte als Meisterstücke der vom Gedanken der Suggestion getragenen Dichtung Maupassants Novelle „Le Horla“. Schwächliche Nachahmer haben sich bald gefunden, vor allem in Deutschland. Samarow-Meding fühlte sich bemüßigt, in seinem Roman „Unter fremdem Willen“ wieder einmal zu zeigen, wie tief deutsche Kopisten sinken können. Die dichterische Verwertung der Suggestion giebt der ganzen Enquête ihr eigenes Timbre. Nicht das psychiatrische Problem der posthypnotischen Suggestion, der Wachsuggestion, der Telepathie kommt in erster Linie in Betracht, Franzos fragt vor allem: bleibt der Naturalismus, wenn er jene Erscheinungen verwertete, seinem Programme treu, oder verirrt er sich auf die Bahnen der Phantasterei? Gewiß ist das letzte der Fall, wenn die Wissenschaft posthypnotische Suggestion, Wachsuggestion, Telepathie unbedingt ablehnen muß. Franzos selbst glaubt sich berechtigt, aus seinem Gutachten das folgende Verdikt abzuleiten: „Auf die Natur, die Wahrheit, die Erfahrung, die Wissenschaft wird sich der Naturalismus n i c h t berufen dürfen, wenn es ihn gelüsten sollte, mit der Suggestionstheorie denselben Mißbrauch zu treiben, wie mit der Vererbungstheorie“.

Ich kann Gleiches aus dem Gutachten nicht herauslesen.

Die Gutachten gehen in wesentlichen Punkten auseinander. Als Laie bin ich natürlich weit entfernt, mir ein Urteil anzumaßen. Die Thatsache läßt sich indes nicht abweisen, daß von Einstimmigkeit die Rede nicht sein kann. Gerade die größten der Großen verhalten sich ablehnend; die Psychiater von Fach sehen die Sache von ganz anderen Gesichtspunkten an. Du Bois-Reymond leugnet die Möglichkeit einer suggestiven Wirkung vom Menschen zum Menschen. Die Vorstellungen des Hypnotisierten, nicht die des Hypnotisierenden kommen allein im hypnotischen Schlafe zum Ausdruck. Von Suggestion, von Unterschiebung fremder Vorstellungen könne mithin nicht gesprochen werden. Er steht der ganzen Angelegenheit rein skeptisch gegenüber. Das schwache Geschlecht, das besonders zu Hypnose und Suggestion neigt, wird mit dem Satze abgefertigt: „Mulieri ne mortuae quidem credendum est“. Freilich meint Prof. Fuchs in Bonn ungefähr dasselbe, wenn er mit Goethe betont: „Ein Weib bleibt stät auf e i n e m Sinn, den sie gefaßt“. Auch für ihn bietet die Frau, vor allem die hysterische Frau keine wissenschaftliche Gewähr. Helmholtz urteilt noch schärfer als Du Bois-Reymond; er kenne aus langer Erfahrung die Wundersucht des 19. Jahrhunderts und die Hartnäckigkeit, mit der solcher Glaube auch die handgreiflichsten Nachweise grober Täuschungen überwindet. Ihn interessiert an dem ganzen Problem nur das Phänomen der Gläubigkeit. Auf Details geht er so

wenig ein, wie sein berühmter Freund. Viel ernster nehmen die Sache in ausführlichen Betrachtungen Eulenburg, Forel, Krafft-Ebing, Preyer. Während Fuchs nur von dem „Unfug der Hypnose“ spricht, „von dieser neuesten Thorheit der Mode“, während er bezweifelt, daß durch Kunstgriffe der Hypnose die Empfänglichkeit des Menschen bis zur Widerstandslosigkeit gesteigert werden könne, zaudert Eulenburg keinen Augenblick zu erklären, daß der Suggestionierende einen fast unbegrenzten und auch nachhaltigen Einfluß auf das Seelenleben einer der Suggestion unterworfenen Person nehmen kann, scheidet Forel ausdrücklich Suggestion und Überzeugung aus bewußten Vernunftgründen und erwägt eindringlich die erstere, ist für Krafft-Ebing Suggestion eine der gewöhnlichsten Erscheinungen selbst des wachen Lebens, findet endlich Preyer die selbst im wachen Zustand leicht durchführbare Beeinflussung eines Menschen durch den anderen im Stadium der Hypnose einfach selbstverständlich. Das sind starke Widersprüche! Natürlich herrscht auch in den Detailfragen keine Einstimmigkeit. Der Jenenser Professor Binswanger behauptet, nirgends seien Thatsachen beigebracht, daß geistig gesunden Personen wider ihren Willen Verbrechen suggeriert werden können. Hirt in Breslau geht noch weiter; nach seiner Überzeugung sei es überhaupt unmöglich, irgend ein Individuum ohne oder gegen seinen Willen hypnotisch zu beeinflussen. Dem gegenüber betont Preyer: „Es giebt keinen gesunden Menschen, von dem man behaupten könne, er sei außer stande, einen anderen zu hypnotisieren, und keinen, von dem man sagen könne, er sei schlechterdings nicht hypnotisierbar.“ Vielleicht charakterisiert nichts schlagender den Zwiespalt der Mediziner auf unserem Gebiete, als die Stellung, die sie zur therapeutischen Verwendung der Hypnose nehmen. Hirt will die Hypnose überhaupt nur zu Heilzwecken gestatten; sie dürfe nur zur Bekämpfung funktioneller Neurosen dienen. Preyer spricht der Lehre vom Hypnotismus für die Zukunft eine medizinische Bedeutung zu, von der wir heute keine Ahnung haben. In schroffstem Gegensatz zu ihm nimmt einer der ersten Vertreter der Wiener Schule als ausübender Arzt entschieden Stellung gegen Hypnose und Suggestion, um sofort von seinem Kollegen Krafft-Ebing desavouiert zu werden. „Es ist sehr zu bedauern“, wirft der Verfasser der „Psychopathia sexualis“ beiläufig hin, „daß es heutzutage noch hervorragende Ärzte giebt, welche aus Unwissenheit oder Vorurteil die Thatsachen der Suggestion ignorieren und damit auf eine Heilpotenz von großer Bedeutung zu ihrem Schaden und derer, welche bei ihnen Hilfe suchen, verzichten.“

Daß bei solchen Meinungsverschiedenheiten die Hauptfragen nach Wachsuggestion und posthypnotischer Suggestion nicht einhellig beantwortet werden können, liegt auf der Hand. Eulenburg, Krafft-Ebing und

Preyer zweifeln nicht an der Wachsuggestion. Für posthypnotische Suggestion treten Eulenburg und Forel energisch ein. Wenn Kahler die Hypnose und Suggestion nur unter gewissen scharfumgrenzten Bedingungen für möglich hält, die posthypnotische Suggestion von Verbrechern gänzlich ablehnt, wenn andere, wie Binswanger, sie bei gesunden Menschen nicht zugeben wollen, so behauptet Eulenburg ihre prinzipielle Möglichkeit, und Forel erklärt unumwunden: „Ist im suggerierten Schlaf eine große Anzahl Suggestionen gelungen, dann braucht es keinen Schlaf mehr, um erstaunliche suggestive Wirkungen zu erzielen."

Einstimmig sind alle Gutachten nur in der Verwerfung der Telepathie.

Unter solchen Umständen wird auch der Skeptiker unter den Laien mit der Erklärung Binswangers, Eulenburgs, Hirts, Krafft-Ebings und Preyers sich beruhigen müssen, daß die Akten noch lange nicht geschlossen, daß alle möglichen Überraschungen zu gewärtigen sind. Diese zu erhoffenden Überraschungen kann jeder nach Gutdünken sich ausmalen.

Und die Dichtung?

Offen gestanden erregt es in mir immer ein unangenehmes Gefühl, wenn ich ganze Gruppen von Nichtkritikern über Fragen der Dichtung zu Gericht sitzen sehe. Gewöhnlich dient ihr Verdikt nur zum Beweise, daß litterarische Kritik eine Sache für sich ist, die auch eines auf reicher Erfahrung ruhenden Wissens bedarf. Eines der Gutachten erklärt, Dichter, die mit den Suggestionsfragen sich beschäftigten, hätten mehr auf das Beifallsklatschen eines erregungsbedürftigen Publikums, als auf die Anerkennung und auf den Dank der Wissenschaft zu rechnen. Mit solchen geharnischten Erklärungen rennt man nur offene Thüren ein. Für die Wissenschaft arbeitet die Dichtung überhaupt nicht; wer als Schöpfender oder Genießender sie wissenschaftlichen Zwecken unterordnet, vergeht sich an ihr. Wenn vollends von anderer Seite der Dichtung psychiatrische Probleme überhaupt verboten werden, wenn auf das Unheil hingewiesen wird, das derartige Versuche schon hervorgerufen haben, wenn der Dichtung als einzige Aufgabe vorgeschrieben wird, veredelnd und bildend zu wirken, sind wir dann nach mehr als hundert Jahren nicht wieder bei den Mißurteilen jener Kritikaster angelangt, die Goethe seinen „Werther" nicht verzeihen konnten, weil einige dumme Jungen seinetwegen sich eine Kugel durch den Kopf gejagt haben?

Freilich, eine Dichtung, die bis ins letzte das Programm des allerstrengsten Naturalismus durchführen, die ausschließlich nur wissenschaftlich verwertbare documents de l'esprit humain geben will, sie muß sich Beschränkungen auferlegen und sie wird besser ein so unsicheres Gebiet meiden. Doch welcher Naturalist steht auf diesem Standpunkt? Und

welchem echten Dichter wird er genügen? Bricht doch selbst bei Zola immer wieder ein urgewaltiges Schaffungsvermögen durch die engen Schranken des naturalistischen Programms. Gönnt doch auch dieser des Thatsächlichen und der Wirklichkeit frohe Geist sich immer wieder tiefe Blicke ins Symbolische, ins Übersinnliche. Das ist so selbstverständlich, das ist so oft schon gesagt worden, daß ich mich fast scheue, es nochmals zu sagen.

Überhaupt, von dichterischen Programmen halte ich sehr wenig und noch weniger von einem Kritiker, der nichts Besseres zu thun weiß, als dem Dichter die Abweichungen von seinem Programm vorzuwerfen. Man kommt nicht weit, richtet man den Dichter nach den theoretisch gedachten Intentionen, die er verwirklichen will. Da bestünde auch ein klarer, philosophisch geschulter Kopf, wie Schiller, nicht; und selbst Lessing erginge es nicht besser. Ein Dichtwerk ist eine Schöpfung für sich; es will aus sich heraus beurteilt und gerichtet werden. Ich brauche von Suggestion und von Hypnose nichts zu wissen, und ich kann auch beiden gegenüber den skeptischesten Standpunkt einnehmen, um doch Maupassants „Horla" menschlich nachfühlen zu können. Und wär's das Bekenntnis eines Gemütskranken! Gerade als Werk des unglücklichen Maupassants ist mir die kleine Erzählung ganz verständlich, auch nach den Verdikten, von denen Franzos' Broschüre wimmelt. Bedenklich wird's erst, wenn der Dichter nicht Menschen, sondern von einem unwissenschaftlichen Wahn getragene Puppen ins Werk setzt. Auch Goethes „Wahlverwandtschaften" spielen mit der abgethanen naturphilosophischen Chimäre menschlich-chemischer Wahlverwandtschaft. Und doch bleibt der Roman ein Kunstwerk in Ewigkeit; denn wir brauchen jene naturphilosophische Hypothese nicht, um den Menschen, die er schildert, in Freude und Leid nachzufühlen.

Dennoch würde mich interessieren, zu wissen, wie Ibsen über eine Bemerkung Forels denkt. Forel ist ja seinem ganzen Standpunkte nach kein voreingenommener Verächter moderner Regungen. Um so gewichtiger sind seine Worte über Ibsens „Gespenster". „Der Oswald in den „Gespenstern" von Ibsen", meint er, „soll einen paralytischen Irren vorstellen. Aber er ist so falsch geschildert, daß jeder Wärter einer Irrenanstalt und jede Frau eines Irrenhausbeamten, von den Irrenärzten selbst nicht zu sprechen, sofort sagt: Was, das soll ein Paralytiker sein? Einen solchen Geisteskranken habe ich überhaupt nicht gesehen." Ich wüßte gerne, wie sich Ibsen zu dieser Bemerkung stellt.

Großen Gewinn wird der schaffende Dichter aus Franzos' Enquête nur dann ziehen, wenn er sich an die fortschrittsfreundlichen Äußerungen eines Eulenburg und Forel, eines Krafft-Ebing und Preyer hält. Fühlt er sich von dem Problem der Suggestion gefesselt, so wird er ihm nach

wie vor sich hingeben, er wird sich ihm nicht entziehen können. Ist er ein gottbegnadeter Künstler, dann wird ihm gelingen, auch auf diesem Felde menschlich anziehende Menschen zu zeichnen. Dem seichten Kopisten werden auch auf keinem anderen Felde Gestaltungen von dauerndem Werte glücken. Mit vollem Rechte betont Eulenburg, ganz verschiedene Dichternaturen, wie Schiller, Heinrich von Kleist, Ibsen, Richard Wagner, hätten die Bezauberung, die Faszination, den magischen Blick verwertet. Ich nenne noch Theophil Gautiers „Jettatura“, die ja ausschließlich diesem Genre von Suggestion ihren Stoff entnimmt. Sie verliert dennoch nicht den Boden realen Lebens unter ihren Füßen; die romantischen Effekte Kleists und Wagners bleiben ihr fremd.

Ich bemerke ausdrücklich: was ich hier vom Standpunkte litterarischer Kritik einwende, verläßt um keinen Schritt den Boden, auf dem die von Franzos interpellierten medizinischen Autoritäten stehen. Sehr nahe läge es ja, zu Gunsten der Dichtung einen Heerbann aufzubieten, der ihr weit energischer noch beistehen könnte. Den supranaturalistischen Mystikern genügt ja wohl auch die vorgeschrittene Ansicht eines Eulenburg oder Krafft-Ebing nicht. Sie glauben ganz andere Beweismittel in der Hand zu haben... Ich möchte die Dichtung nicht um jeden Preis gerettet sehen; ich bescheide mich mit dem Nachweise, daß sie auch dem vorsichtigen Manne exakter Wissenschaft Genüge thun kann.

Eines der Gutachten möchte die Suggestion, insbesondere die posthypnotische Suggestion, den Märchen und Zaubergeschichten zuweisen. Ich glaube, von Märchen und Zaubergeschichten bis zu strengwissenschaftlichen Darstellungen des extremsten Naturalismus führt ein weiter Weg. Er leitet an einer Fülle von Möglichkeiten anderer Art vorüber, die in sich die Keime großer Kunstwerke bergen. Sie zu nutzen, kann keiner dem Dichter wehren.

---

## Spurius Icilius, ein Charakterbild nach Gustav Freytags Fabiern.

Von **Ferdinand Schultz** in Charlottenburg.

Wohl kein Aufgabengebiet gewährt dem jungen Arbeiter eine so reiche Ausbeute wie die Ausführung eines Charakterbildes. Diese darf in beschränktem Maße schon in einer der höheren Mittelklassen gefordert werden, sie erweist sich aber auch auf der Oberstufe als äußerst fruchtbringend, und der Verfasser pflegt auch in der Ober-Prima unter den Aufgaben des Halbjahres eine solche nie fehlen zu lassen. Gilt es doch hier eine hervorragende Person bis in die Wurzeln seines Menschen-

daseins zu verfolgen, der Entwickelung dieser unter der Einwirkung von Erziehung, Leben, Umständen bis zu dem Abschnitt, wo sein Handeln in die Erscheinung tritt, nachzuforschen, um endlich daraus abzuleiten, wie sie den gewonnenen Grundsätzen gemäß unter den Verhältnissen, die ihr Handeln fordern, handeln muß, und wie sich daraus ihr Schicksal bestimmt. Es genügt nicht auf Grund allgemeiner Gesichtspunkte, wie sie unter anderem der Verfasser (Grundzüge der Meditation S. 26 flg.) aufgestellt hat, so fruchtbar sie auch sonst sein mögen, den Gegenstand zu behandeln; der junge Bearbeiter muß in sich und um sich schauen. Sein eigenes Seelenleben wird durch solche Umschau Gewinn haben.

Ein Drama, das für die Auswahl von Charakteren nicht geringe Ausbeute liefert, ist das von Gustav Freytag „Die Fabier“, ein Werk, das unseres Erachtens bisher noch nicht genügend zum Unterricht herangezogen ist. Schon dem Gesamtinhalt nach dürfte sein Studium, insbesondere für den Gymnasiasten, warm zu empfehlen sein. Es ist die Zeit des römischen Ständekampfes, die, schon an sich von hohem Interesse, hier in einem feinsinnigen Phantasiegebilde vergegenwärtigt wird. Diese an großen geschichtlichen Zügen so reiche Zeit, deren Studium leider nach den neuesten Lehrplänen ziemlich beiseite geschoben wird, kann mittelst der Dichtung dem jungen Geiste lebendig vor die Seele geführt werden, so daß auch der Geschichtsunterricht dadurch eine Ergänzung erfährt.

Neben dem Geschlechte der Fabier, das sich durch Stolz und Übermut selbst das Schicksal bereitet, und dem edelsten Vertreter desselben, dem Konsul Cäso, ist wohl keine Person des Dramas so anziehend als Spurius Icilius, der die Fäden in der Hand hält, aus denen das Schicksal des Geschlechtes sich knüpft, und der als der vornehmlichste Vertreter des Plebejerstandes dem patrizischen Konsul gegenübergestellt wird; der Verfasser kann gestehen, daß ihm lange nicht die Bearbeitung eines Themas seitens seiner Schüler so viel Interesse abgewonnen hat, als die seines Charakterbildes. Und zwar geschah dies nicht nur durch das, was sie richtig trafen, sondern fast mehr noch durch das, was sie verfehlten. Die bei der Rückgabe vorgenommene Besprechung bot ihm so viel anregende Punkte, daß er sich getrieben fühlt, seinen Fachgenossen ein kleines Bild hiervon zu geben.

Zunächst zeigte er ihnen den Weg zur Auffindung der zu verwendenden Gedanken. Selbstverständlich ist eine eingehende Lektüre des Dramas der Bearbeitung vorangegangen. Zur Kontrolle dieser Vorbedingung haben die Schüler ein Scenarium mit Heraushebung der ihnen verwendbar scheinenden Stellen abgeliefert, das vom Lehrer durchgesehen ist. Bei Abfassung des Aufsatzes hat nun ohne Zweifel jeder

Schüler, von Anfang beginnend, das Drama Scene für Scene durchgesehen und die Ausbeute dieser Durchsicht für den Aufsatz verwertet. Der Verfasser zeigt ihnen, daß es viel fruchtbringender sei, hier vom Ende zu beginnen und rückschauend Faden an Faden zu knüpfen.

Er fragt daher zunächst:

I. Was ist das Ziel der Handlung? Die letzten Worte des Dramas geben es an:

„Versöhnung den Geschlechtern und dem Volke."

Dies wird ebenso von Cäso wie von Spurius ausgesprochen.

II. Zweite Frage: Unter welchen Bedingungen wird dies Ziel erreicht? Antwort: Das Geschlecht der Fabier sühnt seinen Übermut und den an den Plebejern begangenen Frevel durch seinen Untergang. Spurius muß der Sache seines Volkes seinen eigenen Sohn zum Opfer bringen.

III. Dritte Frage: Was treiben den Spurius für Motive? Antwort:

A. Der eigene Vorteil: Der junge Icilius liebt die edle Patrizierin Fabia. Die Standesgesetze der Patrizier verbieten eine Ehe der beiden. Spurius, der die Leidenschaft seines Sohnes erkennt und fürchten muß, daß er diesen, den er innig liebt, für immer verlieren muß, will ihm den Weg ebnen.

B. Das gemeine Wohl. Als er vom Volke zum Tribun erwählt wird, ist ihm die Thür hierzu geöffnet. Beide Motive verschmelzen sich bei ihm in eins:

„Dein Gelüst,<br>
Das ungebührlich in die Wolken griff,<br>
Ich hab's geschmiedet an's gemeine Wohl."

C. Hier ist es an der Zeit, einen Blick in die Zeitumstände zu werfen, unter denen das Drama sich abspielt. Die Plebejer haben im Ständekampfe das Tribunat errungen. Es ist zu erwarten, daß sie durch dieses auch noch weitere Rechte bis zur endlichen bürgerlichen Gleichstellung sich erringen.

So sagt Spurius:

„Derweilen wachsen wir durch harte Arbeit<br>
Auf unsrer Scholle, still und ungemerkt<br>
Mehrt sich der Landgenossen Hab' und Kraft.<br>
Jetzt brauchen sie uns gnädig Dienern gleich,<br>
Die Enkel werden ihnen Helfer und vielleicht<br>
Der Enkel Enkel einst ihr starker Herr."

Das endgiltige Mittel, den Ausgleich der Stände zu vollenden, ist die Verschmelzung beider durch Eheschließung. Das „connubium" ist daher

das zu erstrebende Ziel des Volkes, und seine Tribunen fordern das Recht legitimer Ehe von den Patriziern, die sich im Standesstolz dagegen wehren. Das Mittel der Tribunen, ihre Forderungen durchzusetzen, ist die Verweigerung des Kriegsdienstes. Von diesem Mittel sehen wir denn auch am Eingang des Stückes den Tribunen Sicanius Gebrauch machen. Er hat in demagogischer Weise den Vejentern selbst die Waffen in die Hand geliefert, um den Bürgerzwist zu nähren. Die Vejenter haben die Höfe der Adligen verheert, die der Plebejer verschont. Als nun der Konsul Heeresfolge zum Krieg gegen die Feinde fordert, verweigert ihm der Tribun jeden Mann und jeden Groschen.

IV. Vierte Frage. Wie handelt Spurius, um seinen Zweck zu erreichen?

A. Als Privatmann hat er zunächst nur den eigenen Vorteil im Auge. So widerwillig er anhört, was sein Sohn „thöricht fleht", er will ihm helfen. Er will „der Händler" sein, „der sich Gewinn auf vielgewundenen Wegen vom Schaden andrer hartgesinnt erwirbt", ein Geschäft, das sein Sohn nicht versteht, und bei dessen Ausführung er von diesem nur Gehorsam verlangt. Es gilt dem Spurius daher die Zeitumstände zur Erreichung seines Zweckes so geschickt wie möglich zu benutzen.

1. Sicanius hat die Heeresfolge geweigert; dies giebt dem Spurius die Handhabe, seine „Hilfe dem Konsul wert zu machen" und da gerade

   „die Ältesten der Landgemeinde,
   Seßhaftes Volk und feste Bauerschaft
   Versammelt zu bedächtiger Beratung",

   und

   „Unbillig scheint so manchem der Tribun",

   will er die Landgenossen bereden,

   „dem Zänker öffentlich zu widerstehn".

2. Spurius kommt nächtlicherweile am Hause des Sicanius vorüber. Er sieht es im Dämmerlicht „wie Schatten auf- und niederschweben, die bei seinem Rufen schwinden". Ein Hilferuf ertönt aus dem Hause. Spurius tritt in das Haus und findet den Tribunen ermordet. Aus dem Zeichen, das er in der Hand des Toten findet, erkennt er, daß der Mörder ein Fabier ist. Jetzt hat er das Schicksal des großen Konsuls in der Hand. Die günstigen Umstände muß er nutzen. Er entfernt daher den einzigen Zeugen, den Diener, der, an der Schwelle schlafend, von den Mördern gebunden worden war, indem er ihn zu sich heimlich aufs Land geleiten läßt. Er gebietet ihm zu schweigen und will,

falls er verdächtigt werde, ihn durch seine Bürgschaft retten. Nur er allein weiß um das Geheimnis. In der Stadt erhebt sich bei der Kunde der That ein Aufruhr, der den Bürgerfrieden stört. So sind alle Umstände für ihn; er begiebt sich daher zum Konsul, um sie zu benutzen.

Wie verfährt er nun hier?

a) Er naht sich dem Konsul als Friedenbringer. Er weist auf „das alte Bauermittel“ hin, das einst die Jugend der Lateiner gebraucht. Bei dem Zwist der Lateiner und Sabiner hätte diese vor Alters von den Feinden sich die Weiber geraubt, und aus der Vermählung mit den geraubten Sabinerinnen sei das erste Volk von Rom entstanden. Auch jetzt könne Adel und Gemeine, die wie zwei Völker auf einem Markte lagern, zu einem einigen Volke verschmolzen werden, wenn sie nicht ewig geschieden blieben von Haus und Bett. Als Kaufpreis für sein Friedenswerk fordert dafür Spurius die Gewährung des Konnubiums.

b) Als der Konsul, sich auf das Hausrecht der Geschlechter berufend, den Handel ablehnt, offenbart ihm Spurius sein Geheimnis und zeigt ihm das Wolfshaupt, das Zeichen der Fabier, das er in der Hand des toten Tribunen gefunden. Den erschreckten Konsul mahnt er an „die wilde Flut, die drob im Volke schwillt“ und zeigt ihm „das Recht der Ehe als den teuren Preis, um den das Volk des Toten Blut verzeiht“. Als der edelgesinnte Konsul es ablehnt, Hehler der Blutthat zu sein, der Geschlechter altes Recht zu brechen und Rom zu verkaufen um *seinetwillen*, mahnt ihn Spurius, minder adlich, doch weiser zu sein.

c) Als der Konsul seine Gegenreden mit den Worten: „Der Konsul hat gesprochen“ abschneidet, erinnert Spurius sich der mit dem Fabier gemeinsam verlebten Jugendzeit. Er will seinen alten Jugendfreund nicht stürzen, dennoch giebt er seinen Vorsatz nicht auf, indem er im stillen hofft, ihn durch Edelmut zu überwinden. Er legt „den gleißenden Verräter jener That dem Konsul still auf die Schwelle“ und schwört, daß kein Laut, kein Zeichen das Geheimnis je verraten solle, falls dieser nicht selbst das Zeugnis begehre.

Als der Fabier auch hierdurch nicht von seinem Sinne abgelenkt wird, verläßt ihn Spurius mit der Warnung, nicht eine unmenschliche Höhe erklimmen zu wollen, damit nicht der Fels, zu Thale springend, furchtbar in sein eigenes Dach schmettere.

B. 1. Spurius wird als „erprobter Mann" zum Tribunen an Stelle des ermordeten Sicanius berufen. Früher hätte er, dessen Herz nach Ehr' und Volksgunst niemals sich gesehnt, den Ruf sicherlich abgelehnt, jetzt erkennt er in diesem des Schicksals Stimme.

Es heftet ihm

„ein Gott
den eigenen Handel an des Volkes Willen."

Das treibt ihn vorwärts.

Und nun erfährt er noch, daß ihm selbst die Fabier nach dem Leben stellen, und daß auch seinem Sohne, den der Konsul zu hoher Ehre begnadet hat, indem er ihn zum Kriegstribunen ausersehen, von eben diesem Geschlechte, vor deren Gunst man noch mehr sich hüten müsse als vor deren Zorn, Gefahr drohe.

Wie wird Spurius, der „viel Ungeheures über Rom sah und viel Leid erfahren", handeln?

Unbeirrt wandelt er seinen Weg vorwärts. Er weiß,

„das Ärgste zwingt
Entschloss'ner Wille, der zu greifen wagt,
Was Rettung schafft, denn Hilfe lebt für alles."

Spurius folgt dem Rufe und wird Volkstribun.

2. Der Krieg gegen Veji ist beschlossen. Des Feldherrn Mund ruft die reisige Mannschaft vor aus allen Gauen. Als erster Krieger wird Gaius, des Spurius Sohn, aufgerufen.

Spurius verweigert in seiner Eigenschaft als Tribun den Sohn und schützt ihn, der sich in „finstre Wahl" gestellt sieht zwischen die Hoffnung, die Braut sich durch Heldenthat zu erringen, und des Vaters Amt, mit seinem Stabe gegen den Liktor, der ihn auf Geheiß des Konsuls ergreifen will. Ja er erklärt, daß er vor der Heerwahl jedes Haupt des Volkes schützen und dem Konsul jeden einzelnen, Mann für Mann, weigern werde, so lange nicht Sühne für das Vergießen geweihten Blutes und ein Unterpfand gegeben werde,

„daß milde Sitten und ein menschlich Recht
den Bürger wahre vor dem Haß der Edlen."

3. Die Fabier ziehen allein aus, alle, den Konsul voran; auch der jüngste Sohn fehlt nicht. Vergebens beschwört Gaius Icilius den Vater und flucht dem Tage, an dem er feig, ungehorsam, treulos seiner Pflicht sich erweisen solle. Spurius bleibt unbeweglich, er weiß

„Im Schritt erreicht's der Bauer kalt bedächtig",

und bedeutet ihn:

„Nie warst du näher dem ersehnten Ziel
Als heut'."

Gern hätte er den Konsul, seinen Jugendgenossen, vor dem sicheren Untergang gerettet, doch dieser hat des Alten Hilfe stolz verschmäht, drum ruft Spurius mit bitterem Schmerze:

„Genosse meiner Jugend, fahr' dahin!"

4. Die Fabier, anfangs siegreich, werden im Engpaß an der Cremera überfallen und zu großem Teile niedergemetzelt. Nur ein kleiner Haufe, unter ihm der Konsul, bahnt sich den Weg ins Freie und unternimmt das Ungeheure: er zieht gegen Veji. Das Volk allein kann ihn retten, und Gaius Icilius beschwört seinen Vater um Erbarmen und fleht, nur einen Zug nach Veji zu gestatten.

Spurius ist gewillt, noch nicht zu retten.

Was bewegt ihn hierzu?

a) (Ausschluß naheliegender Motive!)

α) Hat er kein Mitleid mit dem edlen Geschlechte, das dem Untergang geweiht ist?

Gewiß! Auch ihm ist nicht das Herz zu Stein gehärtet. Den Konsul ehrte er vor allem. Er hat darum Rettung für ihn gesucht, eine Rettung, die zugleich dem Volke zuteil geworden wäre. Der Konsul hat jedoch sein Los sich selbst gewählt. Jetzt zwingt in gleicher Weise das Schicksal diesen und ihn selbst.

β) Wohl sieht er, daß der Untergang der Fabier des Volkes Rettung sei, und daß, wenn diese zurückkehren, sie dem Volke Verderben sinnen werden. Doch ist es der Gedanke an die eigene Sicherheit, die ihn bewegt, den Untergang des Geschlechtes durch Verweigerung des Rettungszuges herbeiführen zu wollen?

Schwerlich! Davor kann er sich schützen, und er hat Vorkehrungen zu seiner Sicherheit getroffen. Er will ja retten, doch noch nicht; nicht eher, als bis jenes Unterpfand, das er zum Wohl des Volkes gefordert hat, gegeben ist. Fest steht ihm sein Wille, unbeugsam geht er seinen Weg.

b) Was treiben ihn also hier für Motive?

Er ist ein Römer und vergißt dies bei seinem dem Römercharakter scheinbar so widersprechenden Verfahren in keinem Augenblicke. Für seinen Sohn hat er den Versuch unternommen, das strenge Hausrecht der Geschlechter zu durchbrechen. Jetzt hat er sein Unternehmen „geschmiedet ans gemeine Wohl". Er weiß, es ist „ein großer Kampf", den er

durchzuführen berufen ist. Die Sache ist ihm eine heilige. Er ist

„Mit Blut und Leben jetzt dem Volk verpflichtet."

In diesem Bewußtsein sieht er nur das eine, die nahe Erreichung seines Zieles. Darum stellt er seinem Sohn den bald zu erringenden Siegespreis vor Augen. Es gilt nur noch auszuharren; der bedrängte Adel, der gebändigte Senat muß bald die Ehe mit den Geschlechtsangehörigen dem Volke bewilligen.

In dieser einseitigen Verfolgung des Zieles, die seinem Charakter so ganz entspricht, liegt denn auch sein Verhängnis. Er, der kluge, der kühle Rechner, der schlaue Händler, er hat doch einen Rechenfehler begangen, indem er einen Faktor nicht in Betracht zog. Dieser Faktor ist sein Sohn mit seinem jugendlichen Fühlen, mit seiner Begeisterung für alles Große und Edle, mit seiner Liebe zu der Tochter des edlen Geschlechtes und — mit seinem Willen, der ihm fest wie dem Vater steht. Dieser Jüngling kann nicht dem Weibe mit Werbung nahen, deren Blut er verraten.

Sieht dies Spurius nicht? Er hat wohl für die Stimmung seines Sohnes ein Verständnis. Freilich fragt er sich, ob die Fabier die Rettung selbst begehren. Er ahnt, daß sie selbst ihren Untergang suchen werden. Doch ist nicht dies der Grund, weshalb das Flehen seines Sohnes ihm unkräftig, wie Schwirren der Cikade, durch die Luft zu ziehen scheint; als Römer weiß er, ein Gegenbild des Konsuls, sich dem höheren Gebot unterzuordnen, die Pflicht der Neigung zu opfern. Um seinetwillen darf der Sache des Volkes nichts vergeben werden.

5. Der zweite Konsul Virginius, durch das Mitleid mit den Fabiern bewogen, bewilligt im Einvernehmen mit dem Senat dem Volke das Recht der Eheschließung. Jetzt ist Spurius bereit zu retten und verhandelt mit Virginus.

6. Doch er wird durch die Schreckensbotschaft unterbrochen, daß sein Sohn selbst heimlich zum Fabius geflohen sei. Der Gedanke, daß dieser einzige Gegenstand seiner Liebe sein junges Leben zu den Toten werfe, bewegt ihn tief. Er fleht Rettung von den Göttern. Doch auch jetzt verfolgt er unverrückt sein Ziel. Mit den Worten:

„Ich unterbrach des Konsuls Rede"

wendet er sich zu neuer Verhandlung an Virginius. Er weiß, daß sein Säumen Tod bringt, daß dieser Tod seinen einzigen

lieben Sohn treffen werde. Selbst der Konsul ermahnt ihn zur Eile im eigenen Interesse; doch er sieht klar, daß die Geschlechter am meisten zu fürchten sind, wenn sie Geschenke bringen. Wollte er jetzt die Heeresfolge bewilligen ohne jede Bürgschaft, so würde er die Sache des Volkes, die ihm heilig ist, preisgeben. Das neue Recht würde nach glücklichem Feldzuge, das weiß er aus Erfahrung, gebrochen werden.

Spurius sagt sich zugleich, daß mit dem Tode seines Sohnes auch der seinige besiegelt sei. Dennoch säumt er. Er läßt sich nicht überlisten; als alter Händler fordert er erst das Unterpfand. Als Römer bleibt er fest, bis nach alter Ordnung das neue Recht beschworen und geheiligt ist. Dann erst hilft er und ruft selbst die reisigen Bürger zu den Waffen.

7. Die Hilfe naht den bedrängten Fabiern. Noch können sie fliehen und in der Stadt Rettung suchen, deren Gesetz sie so schnöde verletzt. Und zu einem solchen Entschluß neigt sich denn auch bei der Hoffnungslosigkeit ihrer Lage ein Teil von ihnen. Doch das Verhängnis naht dem stolzen Geschlechte. Der Konsul selbst hat die Überlebenden — kein Heer mehr, kaum ein Haufe noch — in die Wildnis geführt und weiht sie, denen hoch über Recht und Ordnung schwoll der Mut, die das Gesetz der Stadt mißachtet und die letzte Fessel, Ehrfurcht vor den Ahnen, zerrissen, den Todesgöttern.

Die Hilfe ist da; Spurius selbst schart die Männer zum Kampfe. Doch er kommt zu spät.

Spurius kann nur noch Zeuge der Vollendung des tragischen Geschickes der edlen Fabier sein. Fast alle haben bereits mannhaft in freigewähltem Tode ihren Übermut gesühnt. Schon rufen die Vejenter Triumph! Noch lebt der Konsul, den niederzustrecken ein Vejenter herbeieilt. Da stürmt, ihn zu retten, Gaius Icilius, der eben erst auf dem Schlachtfelde anlangt, herbei und schlägt den Vejenter nieder. Doch in ungleichem Kampfe werden beide niedergestreckt, der große Konsul neben dem Bürgersohn. Gaius sinkt, den Sieg verkündend, mit den Worten: „So stirbt ein Bürger“ zu den Füßen seines Vaters nieder. Nur der jüngste Sproß des Geschlechtes der Fabier wird durch die Bürger vor dem Schicksal seiner Geschlechtsgenossen bewahrt. Noch einmal sich aufrichtend, mahnt der sterbende Konsul ihn, das Gesetz zu ehren und fleht zu den Ewigen, daß sie nur den Männermut dulden, der maßvoll sich bescheidet, und mit dem Tode seines Geschlechtes den Römern den heiligen Bürgerfrieden weihen möchten.

Und Spurius? Er hat das schmerzlichste Opfer gebracht. Er hat vorhergesehen, daß er es bringen mußte; doch er hat seine Pflicht gethan. Er hat das erreicht, was zu erfüllen er berufen war: Versöhnung den Geschlechten und dem Volk.

V. Fünfte Frage. Welche Charakterzüge lassen sich demnach aus dem Handeln des Spurius herauslesen?

Zunächst erscheint er als ein Mann, der sein Ziel klar ins Auge faßt, der in ruhiger Erwägung die Mittel findet, die sicher zu dessen Erreichung führen. Er weiß dem Gegner die Schwächen abzulauschen und selbst mit dem Schaden anderer den eigenen Vorteil zu suchen. Nicht stürmisch geht er auf sein Ziel los, er kann ruhig abwarten, bis die Früchte reifen. Und bei seinem Handeln weiß er in Verfolgung seines Zieles jeden Umstand zu benutzen und setzt seinen Weg unbeirrt mit eiserner Zähigkeit und unerschütterlicher Festigkeit fort. Fest steht ihm der Wille. So scheint er zunächst nur eine kühl berechnende Natur von starker Willenskraft; kaum eine Spur von Größe ist in ihm zu entdecken.

Wie steht es aber bei diesem kühlberechnenden Verstandesmenschen mit dem Gemüt? Ist dies ganz leer ausgegangen? Wir entdecken tiefere Regungen desselben in der Liebe zu seinem Sohne, für den er ja auch zuerst den Kampf gegen die Geschlechter aufnimmt. In dem Verhältnis zu diesem tritt eine Gemütswärme hervor, die wir zunächst geneigt sein möchten, ihm gänzlich abzusprechen. Aber auch in dem Verhältnis zu seinem Jugendgenossen, dem großen Konsul Cäso Fabius, vernehmen wir wärmere Töne, und bei der Not der Fabier spricht er seinem Sohne gegenüber es geradezu aus, daß ihm das Herz nicht zu Stein gehärtet und Mitleid ihm geschwunden sei wie sein Haar. Von einigen Zügen seines Vorlebens, die uns einen Blick in sein Gemütsleben eröffnen, wird später zu reden sein. Nur eins darf noch hier angedeutet werden, daß er auch des Gefühles für Größe der Denkart nicht bar ist. Er versetzt sich in die Seele des hochdenkenden Konsuls und ahnt, daß dieser das im stolzen Übermut vergossene Blut und den heimtückischen Mord des Tribunen mit freiwilliger Selbstaufopferung des Geschlechtes sühnen werde. Darum mahnt er seinen Sohn, nicht mit schneller Hand die Waffe zur Rettung der Fabier zu ergreifen, sondern erst zu prüfen, ob ihre Rettung selbst sie jetzt begehren. (S. o. IV., 4 $\alpha$ $\beta$.) Aber die Regungen seines Gemütes weiß er zum Schweigen zu bringen, wo es sich um eine große Sache handelt. Er vermag es, die Neigung der Pflicht zu opfern. Besonders aber ist dies der Fall, wo es sich um das Wohl seines Volkes, seines Standes handelt. Und hier ist er ganz Römer, der dem Staatsganzen freudig seine Individualität opfert, der um seinetwillen

nichts geschehen läßt, was dem Ganzen schadet, und der mit eiserner Standhaftigkeit seine inneren Regungen bekämpft und unerschütterlich dem Sturm von außen die Brust bietet. Wir sehen in ihm den Mann, den Horaz (Od. III 3) preist:

Justum ac tenacem propositi virum
Non civium ardor prava iubentium
Non vultus instantis tyranni
Mente quatit solida u. s. w.

Und in diesem seinem Vorgehen sehen wir ihn aus sich herauswachsen. Er ist zwar kein anderer, aber ein größerer geworden; er ist gewachsen mit seinen größeren Zwecken. Es ist die Römergröße, die sich in ihm abspiegelt.

Damit sind etwa die fertigen Charakterzüge gezeichnet, die auf dem Standpunkt der Entwickelung, wo Spurius handelnd in unseren Gesichtskreis tritt, erscheinen.

VI. Die sechste Frage wird sich also damit zu beschäftigen haben: Wie ist er das geworden, was er ist? Was hat ihm die Natur mitgegeben? Was hat Ort und Zeit, was die häusliche Zucht, was das Leben zu seiner Charakterentwickelung beigetragen?

Spurius stammt aus altangesessenem römischem Bauerngeschlecht.

1. Er ist ein Enkel des alten Rinderhirten Gaius. Sein Vater, ein strenger, rauher Mann, hat vielleicht schon den Wohlstand der Familie gemehrt.
2. In seinen Anlagen werden wir wenig Individuelles zu verzeichnen haben. Er ist der Typus eines altrömischen Plebejers aus der Zeit des Ständekampfes, hart, zäh und rauh, aber fähig zur Unterordnung unter das Gesetz, voll Rechtsgefühl und Unabhängigkeitssinn, der gerade Gegensatz gegen das Griechentum. Gegenüber der anmutigen Menschlichkeit der Griechen ist die — bisweilen sogar etwas steife — Würde dessen hervorragendstes Gepräge. Nicht ungern hört Spurius einen Griechen die Heldenthaten seiner Landsleute bei Salamis vordeklamieren, aber er urteilt doch von diesen: „Sie schwatzen mir zu viel.“

   Als individuell dürfte bei Spurius etwa Schlauheit und ein Anflug von Humor, der sich in schlagfertiger Erwiderung zeigt, erkannt werden, wie sich dies bei der Entgegnung auf des Sextus rohen Scherz zeigt, dessen Kopf er mit dem hohlen Kürbis vergleicht.
3. Er wird von dem rauhen Vater streng erzogen und wird nicht selten die Rebe seines Vaters auf seinen Schultern gefühlet haben. Er wird gelehrt worden sein (Hor. Od. III, 6)

Sabellis ligonibus
Versare glebas et severae
Matris ad arbitrium recisos
Portare fustes.

4. Aber er hat einen Spielgenossen, den jungen Sprößling des edlen Fabiergeschlechtes, Cäso. Die Hand des Herrensohnes schlug ihm manchen Faustschlag, und die Bauernhand, sie zahlte ihm redlich wieder. Unwillkürlich wird sein Dichten und Trachten durch solchen Umgang in etwas höhere Bahnen eingelenkt worden sein. Er hat auch im späteren Leben die Schätzung für das, was die edlen Geschlechter für Rom gethan, nicht verloren und hält treu zu des Fabius Sippe.

5. Unter Cäso zieht er auch in den Krieg, zu Fuß mit seinem Knotenspieß, während sein ehemaliger Gespiele stolz zu Rosse in den Feind stürmt. Er macht des Cäso Führung Ehre und freut sich an dessen Triumphen.

6. Der junge, schlanke Krieger bleibt nicht unbeirrt von Liebespein. Es ist keine Fabia, die es ihm angethan, doch ist sie rund und lieblich, die ihn „bethört." Allein er muß nach der rauhen Zucht der alten Zeit ein Weib freien nach dem Sinne seines Vaters, der ihm seinen Befehl mit fester Rebe auf die Schulter schlägt. Es war ein tapferes Weiblein, eine große Spinnerin, die er freien mußte. In ehrbarer und ungetrübter Ehe lebt er mit ihr, und erhält von ihr einen Erben, den Gaius, in dem sich des Vaters höher strebender Sinn zu ritterlichem Wesen verklären sollte. Doch nicht vergißt er der Geliebten. In stiller Nacht sitzt er oft trauernd auf seinem Lager, und sein Sohn hört ihn, dessen Antlitz am Tage eisenhart, um die Geliebte weinen.

7. Als dem Spurius die Gattin stirbt, von diesem tief betrauert, vereinigt sich alle seine Liebe in einen einzigen Gegenstand, seinen Sohn. Ihm zu Liebe mehrt er den Wohlstand seines Hauses.

8. Als Kaufherr vertreibt er seine Ware an ferne Küsten und verkehrt mit fremden Völkern. Als schlauer Händler weiß er Gewinn aus den Zeitumständen und den Witterungsverhältnissen zu ziehen. Er zieht ebenso den Freiheitskampf der Griechen wie die Mißernte in Sizilien in seine Berechnung. Er nimmt zu an Schlauheit und Gewandtheit, aber auch an der Beweglichkeit, die sich dem Fortschritt nicht verschließt. Den Kürbis, dessen Samen ihm ein Handelsmann vom Nil gereicht, sät er auf seinem Landgut und gewinnt daraus ein eßbares und angenehmes Gericht für seinen Tisch.

9. Dennoch gehen ihm die Rinderherden und das Saatgefilde allem vor. Er ist der altrömische Bauer geblieben, aber aus dem mäßig begüterten Landmann ist der reiche Spurius geworden.
10. An dem Ständekampf beteiligt er sich nicht. Der Fahrwind, der die volle Barke treibt, kümmert ihn oft mehr als die Luft, die zwischen Konsul und Tribunen weht. Sein Herz sehnt sich nicht nach Ehr' und Volksgunst. Die Achtung, die er vor den Verdiensten der edlen Geschlechter hat, sowie der Trieb der Selbsterhaltung wirken mitbestimmend. Dennoch ahnt er wohl, daß aus dem Kampfe sein Stand einst als Sieger hervorgehen werde. Nie aber vergißt er, daß er ein Römer ist.
11. So ist er in seinem Alter ein angesehener Mann der Volksgemeinde geworden. Der Adel schätzt ihn als einen wohlgesinnten Mann, selbst die übermütigen Fabier begrüßen ihn als „Vater"; dem Volke gilt er als „erprobt"; man vertraut ihm, aus allen Gauen ruft nach ihm die Menge. Noch stürmt beim Klang der Hörner ihm das alte Blut; doch in den Krieg zu ziehen, sind ihm die Glieder zu müde. Schon lichtet sich ihm das Haar, und an seiner Stelle mag sein junger aufblühender Sohn die Waffen ergreifen.

Dies etwa ist der Spurius, den wir beim Eintritt der Handlung vor uns sehen.

Der Stoff ist somit gefunden, und ist reichlich geflossen. Es gilt nunmehr aufzubauen. Dazu dienen als Anhaltspunkte jene eben erwähnten allgemeinen Gesichtspunkte, die aber dem Charakterbilde eigenartig anzupassen sind.

I. Abstammung. Enkel des Rinderhirten Gaius, Sohn eines rauhen strengen Vaters. Altrömisches Bauerngeschlecht. S. VI, 1.

II. Anlagen. Typus des Altrömers. Einiges Individuelle. S. VI, 2.

III. Entwickelung.

A. Einfluß
1. des Elternhauses,
2. des Umganges mit dem Herrensohn,
3. des Kriegsdienstes,
4. der Jugendliebe und der ihm auferlegten Entsagung,
5. der Ehe,
6. der Zeit seiner Witwerschaft. S. VI, 3—7.

B. a) der Landwirt Spurius. S. VI, 9.
b) der Kaufherr. S. VI, 8.
c) der Bürger. S. VI, 10.

IV. Der entwickelte Charakter. S. V.

V. Der Charakter im handelnden Leben.

C. 1. Zeitumstände. S. III, c.

2. Antrieb zum Handeln. S. Frage III, A und B.

3. das Handeln als Privatmann. — Benutzung der Umstände in Frage IV, A 1 und 2. Beim Konsul ebendaselbst B, 2 a, b, c.

D. Das Handeln als Tribun. S. Frage IV, B 1—7.

Damit ist das Gerüst gefertigt, mit Hilfe dessen der Schüler unter taktvoller Benutzung der Einzelheiten und lichtvoller Gruppierung seine Abhandlung ausführen konnte.

Es fehlt nur die Einleitung und der Schluß, Teile, die bekanntlich dem Schüler am schwierigsten zu werden pflegen. Von der Form der Aporie (Grundzüge, S. 68) ist nach der Beschaffenheit des Themas für die Einleitung abzusehen. Viel eher als die Beschäftigung des Verstandes dürfte die Beteiligung des Gemütes hierfür heranzuziehen sein. Und das Schicksal des Spurius kann nicht ohne Teilnahme beim Leser bleiben. Er steht neben dem großen und edlen Cäso Fabius und ragt an dessen Größe heran. Wie jener Vertreter des patrizischen Römertums in seiner Hoheit, so ist Spurius ein Vertreter des plebejischen. Daran dürfte anzuknüpfen und demgemäß das Thema hinzustellen sein. Der Schluß müßte noch einmal die großen Seiten des Charakters hervorheben und neben dem Opfer, das Spurius bringt, auch des Rechenfehlers gedenken, den der sonst kluge Rechner bei Aufstellung der Faktoren macht.

Hinsichtlich der Form dürfte der Schüler vor dem gewöhnlichen Fehler zu warnen sein, die Vergegenwärtigung der Handlung in dem erzählenden Imperfektum statt in dem veranschaulichenden Präsens vorzunehmen.

Hat der Lehrer es verstanden, in solcher Weise seine Schüler für das Thema zu erwärmen, und zugleich ihnen dabei die Gesetze der Auffindung des Stoffes, der Einteilung und Gruppierung in die Seele zu schreiben, so darf er hoffen, seine Schüler um eine Stufe höher in ihrer geistigen Entwickelung gehoben zu haben, und darf gewiß sein, deren Dank noch im späteren Leben zu ernten.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Eckschrift oder Rundschrift?

Für die auch in dieser Zeitschrift mehrfach behandelte Frage dürfte eine anscheinend bisher wenig beachtete Thatsache interessant sein, die

Digitized by Google

Johannes Nicklas in seiner Biographie: J. A. Schmellers Leben und Wirken, München 1885 mitgeteilt hat S. 20 flg. bespricht er die leider noch ungedruckte erste größere Abhandlung Schmellers: Über Schrift und Schriftunterricht. Ein ABC-Büchlein in die Hände Lehrender. Von Habemut. 114 S. $4^{0}$. Schmeller hat sie bald nach Vollendung seiner Gymnasialstudien im Winter 1803/4, als er, um nicht Theologe werden zu müssen, den Versuch machte, Bauer zu werden, in dem Häuschen seiner Eltern zu Rimberg geschrieben. Außer manchen anderen Beweisen eines frühreifen Urteils über pädagogische und litterarische Dinge enthält die Abhandlung auch schon eine Bekämpfung des „gotischen Alphabets" mit fast allen später von anderen vorgebrachten Gründen. Der süddeutsche Altmeister der Germanistik ist also in diesem Punkte seinem Altersgenossen Jakob Grimm — beide sind 1785 geboren — lange voraufgegangen, freilich nicht in der Öffentlichkeit und, da seine Werke nicht in der Antiqua gedruckt sind, nur in der Theorie. Eigentümliche Gedanken veranlaßt auch jetzt, nach 90 Jahren, Schmellers Behauptung: „Man scheint in Deutschland schon so ziemlich von dem Unwert dieses Alphabets überzeugt zu sein, und der Gebrauch des lateinischen, das im übrigen Europa so einheimisch ist, wird von Tag zu Tag allgemeiner und beliebter. Nur hie und da läßt sich noch eine grämliche Stimme hören, die über undeutsche Sitte klagt und über das wüste Beginnen, mit den so originellen Buchstaben die letzten Reste alles Nationalstolzes aus dem Reiche zu verjagen."

Boppard. **Karl Menge.**

## 2.

### Gigerl. Zu Ztschr. VII, 692.

Der dort erwähnte Ed. Pötzl gab im „N. Wiener Tageblatte" (— ich habe leider übersehen, mir Jahrgang und Nummer anzumerken —) über „Gigerl" folgenden Aufschluß:

„Daß das Wort Gigerl ursprünglich in einem kleinen Kreise als Spitzname für einen jungen Mann, der Hugo hieß, aufgekommen und aus dem Diminutiv „Hügerl" entstanden sei, ist eine Fabel. Wahr daran ist nur, daß in diesem kleinen Kreise junger Wiener, welchem auch ich vor nahezu zwanzig Jahren angehörte, das Wort Gigerl schon in seiner jetzigen Bedeutung bekannt war. Woher? Das weiß bei Dialektworten niemand zu sagen. Und „Gigerl" ist ein Wort unserer Mundart, es gehört unter ihre massenhaften mittelhochdeutschen Überbleibsel. Giege, Giegel heißt mittelhochdeutsch ein — Fex und ist in ähnlicher Bedeutung auch schon im Althochdeutschen zu finden. Man braucht nur die betreffenden Wörterbücher nachzuschlagen. Das Wort war somit in dem immer so gern aus dem Mittelhochdeutschen schöpfenden Sprachbewußtsein des Volkes

vorhanden, aber vergessen, wie so viele andere Ausdrücke, die dann plötzlich später einmal wieder auftauchen. Damals, in unserer Jugend, mag es zeitweilig als Gegenstück zu dem seither wieder verschollenen „Gagerl" (alberner Mensch) emporgekommen sein, um abermals bald in Verschollenheit zu geraten. Erst 1885—86, als in Wien plötzlich eine wahre Epidemie von grotesken Modenarrheiten entstand, kam mir der „Gigerl" wieder in den Sinn, und ich nahm mir die Freiheit, unter diesem Titel die Herren mit den aufgestülpten Hosen, mit den zu langen Röcken und zu kurzen Überziehern, mit den „gespitzten Böcken" (Schuhen), schreckbar hohen Halskragen und unsäglich gezierten Bewegungen in einer Reihe von Aufsätzen naturgeschichtlich zu beschreiben. Das ist mein ganz bescheidenes Verdienst an der Sache; für die Unsterblichkeit der „Gigerln" hat Hans Schließmann durch seine typischen Zeichnungen weit ausgiebiger gesorgt."

So weit Pötzl. Daß er mit seinem Hinweise auf das mittelhochdeutsche „giegel" vollkommen recht hat, ergiebt sich aus den zahlreichen Nachweisen, die man bei Müller-Zarncke, Mhd. Wb. I, 539 und bei Lexer, Mhd. Hwb. I, 1010 findet.

Leipzig. **Albert Richter.**

3.

## Spottlied auf den König von Rom.

Das Spottliedchen „Bonapart ist nimmer stolz", von dem Ztschr. V, 285 u. VII, 291 flg. die Rede war, erinnert mich an ein anderes auf seinen Sohn, dem bei der Geburt der Titel eines Königs von Rom beigelegt war. Es soll hier nach den Befreiungskriegen viel gesungen worden sein, ist aber jetzt vollständig in Vergessenheit geraten. Die mir bekannte Strophe lautet:

Der König von Rom,
Napoleons Sohn,
Er ist noch zu klein,
Um König zu sein,
Schmeißt ihn 'raus.

Ob dieser Strophe noch andere gefolgt sind, weiß ich nicht Vielleicht kann einer der Leser darüber nähere Auskunft geben.

Neu-Ruppin. **K. Ed. Haase.**

4.

## Über dramatische Schüleraufführungen.

Der Aufforderung von H. Gloël in dieser Zeitschrift (1893 S. 394) nachkommend kann ich beifügen, daß ich unter demselben Titel einen Aufsatz im Korrespondenz-Blatt für die Gelehrten- und Realschulen Württembergs Jahrg. 1887 S. 120—145 veröffentlicht habe, welcher im

wesentlichen zu denselben Ergebnissen kommt wie Gloël. Darauf erlaube ich mir die für die Sache sich interessierenden Fachgenossen zu verweisen.

Seither habe ich folgende einzelne dramatische Scenen mit gutem Erfolg von Schülern der drei obersten Gymnasialklassen (unkostümiert) aufführen lassen: aus Uhlands Ernst von Schwaben (welches Stück sich, wie auch Körners Zriny, auch als ganzes mit oder ohne Kostüme zur Schüleraufführung vorzüglich eignet) die Scene zwischen Ernst und Werner (2. Aufz.), zwischen Gisela und Adalbert (3. Aufz.); auch die Bann- und Fluchscene; aus Uhlands Ludwig der Baier die Scene zwischen Friedrich, Leopold und Isabella (5. Aufz.); ferner von Uhland das Fragment Konradin; aus Grabbes Hohenstaufen Barbarossas Kniebeugung vor Heinrich dem Löwen; aus Halms Fechter von Ravenna die Scenen zwischen Thusnelda und Thumelicus; aus Iphigenie 5. Aufz., Scene 3 bis Schluß; aus der Braut von Messina die 3., 4., 5. und den Schluß der 7. Scene.

Die Mitteilung weiterer geeigneter Scenen und ganzer Stücke durch Fachgenossen würde auch ich dankbar begrüßen.

Stuttgart. **G. Hauber.**

### 5.

### Anfrage zu Uhlands „Ludwig der Baier".

In Uhlands „Ludwig der Baier" III. Aufzug, 3. Scene sagt Schweppermann (V. 969—971):

Der König darf nicht fehlen, um den König
Ist's ganze Spiel. Ein König muß mir her.
Sind Kön'ge hier so teuer?

Kann jemand den hier doch wohl vorhandenen Anklang an Shakespeare, Schiller o. ä. genauer nachweisen?

München. **Ludwig Fränkel.**

### 6.

### Gigerl. Zu Ztschr. VII, 692.

Das Wort Gigerl ist im Hügellande zwischen Traun und Enns jedermann geläufig und wird scherzweise für Hahn gebraucht. An der oberen Steyr ist das Wort so allgemein gebräuchlich, daß die Bauernkinder das Wort Hahn erst in der Schule, wenn nicht kennen, so doch gebrauchen lernen. Gigerl für Gickerl beruht auf dialektischer Aussprache.

Meinem Sprachbewußtsein war es nie zweifelhaft, daß im Wiener Gigerl nur eine satirische Verwendung des volkstümlichen Wortes vorliege.

Es soll nicht bestritten werden, daß man in Wien nur die Form das Gigerl kenne, wie Herr Raimund Dundatschek mitteilt; hier zu Lande jedoch sagt der Gebildete, wenn nicht ausschließlich, so doch lieber der Gigerl, auch wenn er vom Modenarren spricht. Dabei mag die Neigung des Österreichers, in zweifelhaften Fällen das Maskulinum vorzuziehen, im Spiele sein.

Kremsmünster. **Sebastian Mayr.**

7.

## Zu Uhlands Graf Eberhard der Rauschebart.

### III. Die Schlacht bei Reutlingen.

Str. 9. Heut' nimmt man nicht gefangen, heut' geht es auf den Tod,
Heut' spritzt das Blut wie Regen: der Anger blümt sich rot.
Stets drängender umschlossen und wütender bestürmt,
Ist rings von Bruderleichen die Ritterschar umtürmt.

Das Fähnlein ist verloren, Herr Ulrich blutet stark.
Die noch am Leben blieben, sind müde bis ins Mark.

Was bedeutet der Satz: „Das Fähnlein ist verloren"? Weder in Düntzers Erläuterungen zu Uhlands Balladen und Romanzen, Leipzig 1890 (vergl. S. 290 flg.) noch in den neuesten Ausgaben des Dichters finde ich eine Erklärung. Nur Otto Lyon in seinem vortrefflichen Buche: Die Lektüre als Grundlage eines einheitlichen und naturgemäßen Unterrichts in der deutschen Sprache. Leipzig, B. G. Teubner 1890 1. Teil S. 373 bemerkt: Im Mittelalter war für Fahne der Ausdruck Fähnlein üblicher. Der Fähnrich sollte, nach den alten Kriegsordnungen, sein anbefohlen Fähnlein verwahren und in Ehren halten gleich seinem ehelichen Weibe: „Würde er vom Feinde so gedrängt, daß ihm die rechte Hand abgeschossen wäre, so solle er das Fähnlein in die linke nehmen, und werde ihm auch diese abgeschlagen, so solle er das Fähnlein mit den Stümpfen nach sich ziehen, sich darein wickeln, Leib und Leben dabei lassen." (Vergl. Götzinger, Reallexikon der deutschen Altertümer S. 169.) Diese hier nach einer alten Kriegsordnung geschilderte Bedeutung des Fähnleins war auch damals durchaus vorhanden. Daher ist der Satz: „Das Fähnlein ist verloren" gleichbedeutend mit: „die Niederlage ist entschieden". Diese Auffassung ist, so viel ich sehe, die allgemein geltende; nur Karl Bindel in seinen Hilfsmitteln für den deutschen Unterricht in der Tertia. Berlin, Weidmann 1881 bemerkt S. 287, daß Fähnlein auch als „Schar" aufgefaßt werden könne, entscheidet sich aber doch für die Bedeutung „Feldzeichen". Es ist dagegen zu bemerken, daß auch im mhd. vane (got. fana, ahd. fano) der gebräuchliche Ausdruck, das Deminutiv venelîn, venel dagegen verhältnismäßig selten ist. In der aus Götzinger an-

geführten Stelle erklärt sich die Anwendung der Koseform dadurch, daß hier das Fähnlein mit einem geliebten Weibe verglichen wird. Vor allem ist jedoch gegen die bisherige Erklärung der Umstand geltend zu machen, daß die Schar des Grafen nach Str. 15, 2 keine Fahne, sondern ein Banner führte, die quadratische Fahne mit Wappen, die jeder Edelmann, der mit 50 Mann ins Feld zog, zu führen berechtigt war. Nun bedeutet aber, wie schon Bindel bemerkte, Fähnlein auch einen Haufen Kriegsleute (vergl. Schmeller-Frommann, Bayer. Wörterb. I, Sp. 719). Nehmen wir hier diese Bedeutung an, so bedeutet „Das Fähnlein ist verloren" soviel als „die Ritterschar ist völlig geschlagen". Verlieren als Transitiv hat nämlich in oberdeutschen Mundarten (s. Schmeller-Frommann I, 1514) wie schon mhd. verliesen (s. Lexer III, 163) die Bedeutung „verderben, zu Grunde richten". Noch jetzt ist übrigens auch in Norddeutschland diese Bedeutung nicht völlig erloschen, und noch oft kann man die Drohung hören: „Thust du das noch einmal, so bist du verloren", oder den ängstlichen Ausruf: „Ich bin verloren!" Kehrein, Volkssprache und Volkssitte in Nassau. Weilburg 1862 Bd. I, S. 427 citiert: „Alleweil bin ich vahlese (=verloren)". Liebe mit Hindernissen, Darmstadt 1859. Auch Ausdrücke wie „der verlorene Posten" und „die verlustig Partey" (Schmeller-Frommann I, 1514) erklären sich so.

Northeim. **R. Sprenger.**

## 8.

## „In Sachsen, wo die schönen Mädchen auf den Bäumen wachsen" und Verwandtes.

Mit R. Sprengers verdienstlichen Mitteilungen Ztschr. VII, 426 flg. ist mir diese Sache noch nicht genug aufgehellt. Auch mir scheint die Annahme eines Zusammenhanges mit altmythischem Glauben sicher. Hat die vielgewandte mittelalterliche Märe von schönen Jungfrauen, die in Bäumen wohnen oder in diese verzaubert sind und erlöst werden müssen, etwa Bezug hierzu? Ein noch heute vielfach fortlebender Volksglaube[1]) nimmt ein wirkliches Gefühlsleben im Baume an und nähert sich der altgriechischen Verehrung der Dryaden, Nymphen, die in den Stämmen des Waldes Ursprung (s. ἐκ δρυός im Folgenden) und Dasein hatten. Die Fassung von Sprengers Auslegung, der im Titel stehende Ausdruck

1) Vergl. H. F. Feilbergs neue Belege für „die Baumseele bei den Nordgermanen" in Krauß' „Am Ur-Quell. Monatschrift für Volkskunde" V (1894) 88—90. Ebenda IV, 224 blutet ein Baum, wenn man hineinhackt wie im Mittelalter in Lamprechts Alexander-Epos, wo des Macedonierkönigs Krieger dies Abenteuer mit schönen Baumjungfern auf einer Insel erleben.

gehe „auf die uralte Sage vom Ursprunge der Menschen aus Steinen und Bäumen" zurück, legt mir eine andere Verknüpfung mit hellenischem Aberglauben nahe. Im 19. Buche von Homers Odyssee V. 162 flg. fragt Penelope ihren unerkannten Gatten Odysseus:

> ἀλλὰ καί ὥς μοι εἰπὲ τεὸν γένος, ὁππόθεν ἐσσί
> οὐ γὰρ ἀπὸ δρυός ἐσσι παλαιφάτου, οὐδ' ἀπὸ πέτρης

von Voß gut übersetzt:

> Aber sage mir doch, aus welchem Geschlechte du herstammst;
> Denn du stammst nicht vom Felsen, noch von der gefabelten Eiche.

Dazu liefert die erklärende Ausgabe von Fäsi=Kayser, 5. Aufl., III, S. 68, eine hübsche Notiz: „οὐ γὰρ — πέτρης, sprichwörtlich s. v. a. du wirst ja wohl eine menschliche Abstammung haben, nicht dem Walde oder Felsen der Wildnis entstammen, wie die wilden und rohen Urmenschen, nicht nur so hinter dem Zaune gefunden sein. (παλαίφατος, wovon die alte Sage spricht, schon in vielen Generationen besprochen, alt.) Ähnlich, wiewohl noch mit einem anderen Nebenbegriff[1]) sagt Cicero Acadd. 2,31: Non enim est e saxo sculptus aut e robore dolatus sapiens; und nach Hesiodos ἔργ. κ. ἡμέρ. 144 war das dritte (sonst [z. B. in Ovids „Metamorphosen" I] eherne) Geschlecht der Menschen ἐκ μελιᾶν, aus Eschenholz." Ich will hier nicht ins Blaue etymologisieren; aber wäre eine Brücke von diesem saxum zu jenem unerklärbaren „Sachsen" undenkbar? Denn von einer überragenden, gar sprichwörtlichen Schönheit der sächsischen Mädchen besteht keine Überlieferung, und auch die vielen einschlägigen neulateinischen Traktate des 17. Jahrhunderts (De virginibus; De linea amoris u. s. w.) melden nichts davon. Sollte aber nicht etwa Ähnliches dem Sachsen Lessing in „Minna von Barnhelm", II. Aufzug 2. Auftritt vorgeschwebt haben, wo er den Wirt die Minna und Franziska mit seiner schelmischen Wiederholung des „Ei, ei! aus Sachsen" inquirieren läßt? Mir ist die eigentümliche Stimmung, in die der Wirt bei Nennung des Wortes „Sachsen" aus dem Munde des von ihm stets „mein schönes Kind" angeredeten Mädchens gerät, stets auffällig gewesen. Ich meine, man müßte auch anderwärts nach verwandten Reimen Umschau halten, um der seltsamen Wendung auf den Grund zu kommen.

1) Fäsi denkt hier an denselben Sinn, den robur (die Eiche metonymisch für Baum überhaupt) bei Horaz carm. I, 3, 9 flg. hat: Illi robur et aes triplex circa pectus erat (von Gefühllosigkeit). Damit vergleiche ich aus Schillers „Braut von Messina" 2198 flg.:

> Vom ehrnen Harnisch eurer Brust, gleichwie
> Von einem schroffen Meeresfelsen, schlägt
> Die Freude meines Herzens mir zurück!

München. **Ludwig Fränkel.**

## 9.
## Zu Schiller.

Schillers Fähigkeit, die ihm vielfach abgehende unmittelbare Anschauung der Naturobjekte und Beobachtung der Phänomene durch das Studium und die Phantasie zu ersetzen, war selbst ein Phänomen, das zur Signatur seines Genius gehört.

Wie der Dichter aus unzulänglicher Kenntnis der griechischen Sprache nicht im stande, aus dem lebendigen Quell der hellenischen Poesie zu schöpfen, aus einer lateinischen und einer französischen Prosaübersetzung sich sein Original abstrahierend, eine „Iphigenie“ schuf, wie er ohne des Englischen vollkommen mächtig zu sein, dennoch den „Macbeth“ übertrug, so hat er in seiner „seligen Abgeschiedenheit von der Welt“ in geschickter Verarbeitung des Stoffes, den ihm Ebels Schilderung der Gebirgsvölker der Schweiz, Scheuchzers Naturgeschichte des Schweizerlandes, Fäsis Staats- und Erdbeschreibung der helvetischen Eidgenossenschaft, Meiners' Briefe über die Schweiz, sowie mündliche Mitteilungen und Aufzeichnungen Goethes lieferten, in seinem von dem Hauch der Gebirgsromantik durchwehten „Tell“, von der großartigen Umgebung des Vierwaldstätter Sees und den charakteristischen Eigentümlichkeiten des Schweizervolkes ein so getreues Bild zu entwerfen gewußt, als ob es aus dem frischen Eindruck eigener Anschauung hervorgegangen wäre.

Diese Kraft des Genies, das aus der Lektüre Gewonnene gleichsam der Natur zurückzugeben, offenbart sich nicht minder glänzend in dem Gedichte „Herkulanum und Pompeji“. Wenngleich das umfangreiche Werk le antichità d'Ercolano in Wort und Bild dem Dichter eine Fülle des Stoffes bot, so war es doch nur Rohmaterial, dem dieser erst Form, Kolorit und Leben gab. Ohne die wiedererstandenen Städte, ohne Italien überhaupt gesehen zu haben, schildert er so lebendig, daß ein Reisender, der die Wahrheit der Dichtung durch die Natur bestätigt fand, ihm aus Pompeji schrieb:

„Und was dem Pilger selbst im Lande schweiget,
Du hast es unserm trunknen Aug' gezeiget.“

Das formende und belebende Prinzip, das in dieser wunderbaren Produktionskraft wirkt, ist auch im „Bergliede“, das Goethe einen recht artigen Stieg auf den Gotthardt nennt (an Schiller vom 26. Januar 1804) — in der Beschreibung der Tiere im „Handschuh“, in der Schilderung des Eisenhammers und nicht zum wenigsten im „Taucher“ erkennbar.

Schiller hatte nie einen Meeresstrudel gesehen; er konnte, wie er in einem Briefe an Goethe (vom 6. Oktober 1797) bekennt, dieses Phänomen nur bei einer Mühle beobachten. Zugleich hat er Homers

Beschreibung der Charybdis in der Voßschen Übersetzung gründlich studiert, wodurch er, wie er am angeführten Orte sagt, vielleicht bei der Natur erhalten sei.

Wie sehr es ihm gelungen, die „Natur zu erweitern, ohne über die Natur hinauszugehen", erkennt nicht nur W. von Humboldt, sondern auch Goethe, welche beide die Wahrheit des geschilderten Phänomens sowohl in seinen Teilen als in seinem Ganzen bei dem Rheinfall vortrefflich beglaubigt fanden, bewundernd an (Goethe an Schiller vom 25. September 1797) — wie denn der letztere Gegenstände der Sinnenwelt, die er nicht mit eigenen Augen gesehen, nur selten schildert, vielmehr seine persönlichen Erfahrungen und Erlebnisse bewußt oder unbewußt mit den Quellen in eigenartiger Weise verknüpft.

Länger als einen halben Monat hat Schiller mit emsigem Fleiß an seiner Ballade gearbeitet. Sein unzulängliches Wissen von den Bewohnern des Elementes, das er sich hier „vindiziert", ergänzte er durch zoologische Studien, wie man aus einem unterm 16. Juni 1797, also gleich nach Vollendung des Gedichtes, von Goethe an Schiller gerichteten Briefe, worin jener um Übersendung der „beiden Fischbücher" bittet, schließen darf. Unter der Voraussetzung eines mehr oder weniger eingehenden Studiums der Fische von seiten Schillers verliert die Annahme, daß der in der zwanzigsten Strophe der Ballade unter den Ungeheuern der traurigen Öde mitgenannte Klippenfisch sagenhaft und im Anklang an die Meeresklippe so benannt sei „mit dunkler Anlehnung an den Namen Klippfisch, mit dem die Fischer eingesalzenen Kabeljau bezeichnen" sehr an Wahrscheinlichkeit. Andere wollen unter dem Klippfisch eine von den Matrosen so benannte „andere Art des Kabeljau verstehen, — eine Erklärung, die auf einem Mißverständnis beruht; Klippfische sind vielmehr — auch in der Matrosensprache — gesalzene und auf Klippen getrocknete Kabeljaus. Daß auch der Kabeljau hier nicht gemeint ist, leuchtet von selbst ein; paßt doch der schöne, wertvolle Fisch in die Gesellschaft solcher Unholde, wie der Menschenhai, der Hammerfisch und der Stachelrochen ebenso wenig, als der Chaetodon gigas des Linné, bei Brehm vittatus zubenannt, ein nur wenige Centimeter langer, ganz harmloser tropischer Fisch, dessen prachtvolle Goldreflexe und Schattierungen das Auge entzücken. Da der Anblick der Bewohner der Tiefe den Jüngling mit Entsetzen erfüllt, so liegt, zumal die Annahme eines problematischen Meeresgeschöpfes ausgeschlossen erscheint, die Vermutung nahe, Schiller habe in den „Fischbüchern" den Namen Klippenfisch als Bezeichnung eines größeren, gefährlichen Fisches gefunden, den wir anders zu benennen gewohnt sind. Die Richtigkeit dieser Vermutung findet ihre Bestätigung durch eine Notiz in dem seinerzeit viel gelesenen Tierbuche des deutschen Plinius Konrad

Geßner, das dem Dichter vielleicht vorlag. Hier wird der Klippenfisch thatsächlich erwähnt und der Name dahin erklärt, „entweders, daß er auff die Felsen steiget, welches von jm gesagt wirdt, oder daß er sich zwischen den Felsen enthelt.“ Dieser Fisch ist nun identisch mit dem Seewolf, anarrhichas lupus, einem zwei Meter langen, mit sechs Reihen scharfer, spitziger Zähne in jedem Kiefer wie der Hai ausgerüsteten Ungeheuer, von dessen physischer Kraft und blinder Wut nicht minder seltsam klingende Geschichten erzählt werden als von dem „seer großen, scheußlichen, grausamen“ Hammerfisch, dem häßlichen Rochen und dem „freseligen“ Haifisch.

Damit fällt schließlich auch die Ansicht derer, welche vermeinen, daß Schiller das Wort Klippfisch einzig um seiner onomatopoetischen Wirkung willen gewählt habe.

Hannover. **Rob. Petersen.**

## 10.

## Zum Flohrätsel (Ztschr. VII, S. 688 flg.).

Zu dem Flohrätsel, von dem O. Glöde nach Wossidlos Mitteilungen verschiedene in Mecklenburg gefundene Fassungen mitteilt, füge ich hier noch eine aus der Grafschaft Ruppin hinzu, die von mir neben andern Volksrätseln in der Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 1893 S. 72 veröffentlicht ist. Sie lautet:

> Es kamen zwei gegangen, die nahmen einen[1]) gefangen. Sie führten ihn zu Friwweldewipp, von Friwweldewipp zu Nägel; da wurde er von ihnen zerknickt.

Das von Glöde mitgeteilte Enten- und Storchrätsel habe ich bis jetzt in der Grafschaft noch nicht gefunden.

Neu-Ruppin. **K. Ed. Haase.**

## 11.

## Zu Schillers Aussprache des Deutschen.

In dem interessanten Aufsatze von Rudolf Hildebrand „Zur Geschichte der Aussprache aus neuester Zeit“ im zweiten Hefte des letzten Jahrgangs dieser Zeitschrift heißt es S. 154: „Schiller hat gewiß bis an sein Lebensende geschwäbelt, wie denn Schwaben und auch Schweizer, selbst nach langem Aufenthalt außer der Heimat, gewisse Eigenheiten in Behandlung der Vokale und Konsonanten nie ablegen“. Das Wort „gewiß“ zu Anfang des Satzes läßt schließen, daß der Verfasser hier nur eine Voraussetzung aussprechen wollte. Es möge daher erlaubt sein, einen sicheren Zeugen für das Schwäbeln Schillers anzuführen. In den

1) a. a. O. steht irrtümlich „ihn“ anstatt „einen“.

keineswegs nur für Theatergeschichte wertvollen Memoiren des Schauspielers Eduard Genast („Aus dem Tagebuche eines alten Schauspielers“, 3 Teile, Leipzig 1862—65) sind (Teil 1, S. 75—187) Mitteilungen von dessen Vater Anton Genast, dem bekannten Regisseur des Weimarschen Hoftheaters zur Zeit, da Goethe dieses leitete, eingelegt, die zu den anziehendsten Partien des Buches gehören. Am 14. Mai 1800 wurde zum ersten Male Macbeth in Schillers Bearbeitung aufgeführt, die Titelrolle hatte der Schauspieler Vohs. Genast erzählt nun (S. 111): „Der Beifall steigerte sich von Akt zu Akt, und namentlich war es Vohs, der das Publikum enthusiasmirte. Nach dem zweiten Akt kam Schiller auf die Bühne und fragte in seinem herzigen schwäbischen Dialekt: Wo ischt der Vohs? Dieser trat ihm mit etwas verlegener Miene und gesenktem Kopf entgegen; Schiller umarmte ihn und sagte: Nein, Vohs! ich muß Ihne sage: meischterhaft! meischterhaft! Aber nun ziehe Sie sich zum dritte Akt um! Vohs mußte sich Anderes erwartet haben. Denn mit inniger Freude dankte er Schiller für seine unbegrenzte Nachsicht. Dann wandte sich Schiller mit den Worten zu mir: Sehe Sie, Genascht, wir habbe recht gehabt! Er hat zwar ganz andere Vers gesproche, als ich sie geschriebe hab, aber er ischt trefflich“. — S. 112 heißt es dann: „Schiller recitirte und spielte zuweilen in den Proben den Schauspielern einzelne Stellen vor. Sein Vortrag wäre sehr schön gewesen, wenn nicht der schon erwähnte Dialekt die Wirkung hier und da etwas geschwächt hätte“ u. s. w. — S. 144 flg. wird erzählt, daß der Schauspieler Haide trotz mehrfacher Mahnungen Goethes es nicht lassen konnte, die höchsten Töne seines Organs anzuschlagen und gewaltig mit Händen und Armen zu gestikulieren. Bei einer Probe zum Tancred wollte er sogar seine Gründe dafür Schiller auf das Breiteste auseinandersetzen. „Das brachte Schiller aus seiner würdevollen Ruhe heraus und er rief voller Zorn: Ei was! mache Sie's, wie ich's Ihne sage und wie's der Goethe habbe will. Und er hat Recht — es ischt ä Graus, das ewige Vagire mit dene Händ und das Hinaufpfeife bei der Recitation. Haide stand wie vom Donner gerührt, denn so war Schiller noch nie aufgetreten.“ — Auch S. 119 und 143 stehen Äußerungen Schillers im schwäbischen Dialekt, doch möge nur noch die S. 147 mitgeteilte hier wiedergegeben werden. Corona Becker trat als Walther Tell auf. „Nachdem sie Schillers Anweisungen gefolgt war, streichelte dieser ihr die goldblonden Locken und sagte: So ischt's recht, main Mädle! so mußt Du's mache.“ Wie paßt gerade in diesem Falle der S. 111 von Genast gebrauchte Ausdruck „sein herziger schwäbischer Dialekt“! Auch kann noch die Bemerkung hier hinzugefügt werden, die nach Genast III 127 Schillers Sohn Karl machte, als bei der Enthüllung des Schillerdenkmals in Stuttgart (1839) der

schwäbische Dialekt eines Festredners einem weimarischen Kollegen von Genast etwas auffiel. Karl Schiller erwiderte: „Mein Vater, wann er bös war, hat mit uns accurat so gesprochen". — Übrigens findet sich einiges über das Äußere Schillers bei Genast I 8.

H. W.

---

Rinne, Dr. J. Karl Friedrich, Praktische Stillehre. Eine methodisch geordnete Sammlung von Aufgaben zu den Aufsätzen nebst Beispielen und stilistischen Bemerkungen. 3. Aufl. Stuttgart, Albert Koch, 1891. VIII, 286 S. 8°. (St.)

Derselbe, Praktische Dispositionslehre... oder kurzgefaßte Anweisung zum Disponieren deutscher Aufsätze nebst zahlreichen Beispielen und Materialien zum Gebrauch für Lehrer und Schüler der oberen Klassen höherer Lehranstalten. 5. Aufl. Ebda, 1891. XXIV, 226 S. 8°. (D.)

Beide Bücher sind nach des Verfassers Tode vom Verleger unverändert herausgegeben worden. Und doch hätten sie eine gründliche Umarbeitung, um nicht zu sagen Modernisierung nötig gehabt, namentlich die D. Schachtelsätze wie D. S. 94: Wie sehr irren sie indes, wenn sie glauben, daß, wenn ihnen nun das, was sie zunächst erstrebt haben, gewährt wird, sie dann zufriedener sein und nichts weiter begehren würden; die überaus häufigen und doch so lästigen Einführungsformeln, wie S. 72: Dennoch würde der schwer irren, der da meinen wollte, daß ... der Mensch erreichen könnte (statt: Dennoch kann der Mensch nicht ... erreichen); die formalistische, breitspurige Behandlung des Transitus maior und minor u. a. erinnert sehr an die Blütezeit von Seyfferts Scholae latinae; die oft über Bedarf und Gebühr abstrakt gehaltenen und deshalb schwer verständlichen theoretischen Vorschriften und praktischen Ausführungen, manche unfruchtbare dialektische Kunststückchen mit Definitionen, Syllogismen und Antithesen erinnern an einen großen und manche kleine Philosophen vor Schopenhauer. Zu dem allem stimmt, daß den Büchern von Laas nur eine äußerst geringschätzige Abfertigung zu teil wird. D. S. 14. Ebenso ergeht es D. S. 5 Cholevius, der allerdings mit seinem Reichtum des Stoffes und des Ausdrucks neben manchen Mängeln der formalen Logik den denkbar schärfsten Gegensatz zu Rinne bildet. Frei von solchen Mängeln ist aber auch Rinne nicht, obgleich er sich wiederholt rühmt, das „heuristisch-dispositionale Kompositionsgesetz", wonach „die Selbstbewegung des Gegenstandes" stattfindet, gefunden zu haben. So geht diese Selbstbewegung in der Einleitung des Musteraufsatzes „Wissen ist Macht", D. S. 66 flg., die ganz passend vom

scheinbaren Gegenteil ausgeht, in einem argen Zickzack vor sich und wird sogar rückläufig. Auf diese Weise bringt sie es mit der propositio thematis richtig auf $1^1/_2$ Seiten; da auch der Schluß $^2/_3$ Seite, die Beweisführung aber nur $2^1/_3$ Seiten umfaßt, so entsteht ein ganz verfehltes Verhältnis des Hauptteils zu den Nebenteilen, das freilich noch öfter wiederkehrt und S. 75 sogar gesteigert ist zu 1, $^2/_3$, $^1/_2$. Der hier vorkommende Satz: Man braucht noch nicht lange gelebt ... zu haben, um nicht zu wissen, gehört wohl mehr zu den sprachlichen Schnitzern, an denen es freilich auch nicht fehlt.

Gegenüber der stilistischen Litteratur der letzten drei Jahrzehnte, die ich einigermaßen zu kennen glaube, haben Rinnes theoretische Erörterungen keinen hervorragenden Eigenwert; ob gegenüber der früheren, wage ich nicht zu entscheiden, wenn ich auch z. B. die Beiträge des Hegelianers Deinhardt entschieden höher stelle. Die Beispiele aber in D. gehören alle zu den sogenannten allgemeinen oder freien Themen und zwar meist zu den moralisierenden und letztere sind denn auch oft in dem alten Predigertone gehalten, namentlich im Schluß. Es sind 3 „nach dem Maße der Schüleraufsätze gehaltene", 32 „kürzere Ausführungen" und 29 „Dispositionen in noch kürzerer Fassung mit bloßer Angabe der Hauptgedanken" sowie 23 „Zusammenstellungen von Thematen gleichen oder verwandten Sinnes", bei denen die Gleichheit oft schwer einzusehen ist und noch schwerer, warum dieselben S. XI flg. und 162 flg. doppelt gedruckt sind, da nur die Themen angegeben sind.

In St. werden die theoretischen Erörterungen weit überwogen durch die praktischen Beispiele und steigen beide methodisch von den unteren Klassen zu den oberen empor. Die Erörterungen sind hier klarer gehalten, aber die Muster auch vielfach veraltet z. B. die für „die Charakterschilderung": Der neapolitanische Marktschreier von Mayer, Die Holländer von Arndt, Der englische Matrose zu Lande von Adrian. Abgesehen davon, daß wir unseren deutschen Jungen heute andere Stoffe bieten würden, sind jene jetzt auch sachlich stellenweise nicht zutreffender als die ethisch ausgedeutete Angabe, daß im Schiff des Kölners Doms die Männer rechts und die Frauen links sitzen. Die Stelle steht in einer mystischen „Betrachtung" über den Kölner Dom (nach Grube), und diese Betrachtungen gehören ja auch zum Urväter-Hausrat. Wenn sie sich auch glücklicherweise bei Rinne nicht, wie bei Herzog, in die Seele eines Nachtwächters versenken, so muten doch einzelne (An Napoleons I. Grabmal, Vor den Pyramiden Ägytens, Auf der Bibliothek zu Berlin, In den Thermopylen) mindestens den weniger phantasie- und redebegabten Schülern noch recht Fernliegendes und Schwieriges zu. Gegen so hochfliegende Gedankenreihen sticht denn freilich die auch in D. oft vorkommende und dort gegen Laas

ausdrücklich verteidigte banale Art der Einleitung sehr ab, die in St. z. B. bei dem Thema „die Gemeinde" auftritt: Zu den mancherlei Verbindungen, in die der Mensch zum Menschen gestellt ist, durch seine Nation, seinen Stand, seinen Beruf, ... u. dgl. gehört unstreitig die Gemeinde.

Im ganzen sind die Beispiele in St. um so brauchbarer, je näher sie dem praktischen Leben stehen, und so läßt sich auch von dem ganzen Buche für die Schulen umsomehr Nutzen erwarten, je mehr ihr Unterricht die Realien betont.

Boppard. **Karl Menge.**

Berthold Sigismund. Sein Leben und Schaffen als Arzt, Pädagog, Dichter und Volksschriftsteller. Von Dr. Karl Markscheffel, Lehrer am Realgymnasium zu Weimar. Jena, Fr. Maukes Verlag (A. Schenk) 1894. 8°. 55 S. 60 Pfg.

Ein kleines ebenso vortrefflich gemeintes wie ausgeführtes Schriftchen, das auch seinen Zweck, uns einen liebenswürdigen Menschen zurückzugewinnen, sicher erfüllen wird. Durch reinen Zufall, muß ich gestehen, trat mir der Litterat Berthold Sigismund mit einem seiner reizendsten Erzeugnisse schon in meinen Knabenjahren nahe, und aus jenem Büchlein, „Asklepias", baute sich meine Einbildungskraft die Gestalt des Verfassers stückweise auf. Es war dies leichter möglich als in anderen Fällen, weil letzterer, weit entfernt, ein moderner sogenannter „Ich"-Poet zu sein, bei allem, was er schrieb, genau wie in seinem Alltagsberufe den ganzen Mann einsetzte. So gewann er sich mein Herz, ich ging später in Nachschlagewerken wie bei Sommerwanderungen in seiner wunderlieblichen Heimatsgegend den Spuren der tüchtigen und edlen Erscheinung nach und vergaß ihn nie, mochten auch Jahre über jenen ersten Eindruck verflossen sein. Nun kommt mir Karl Markscheffels, des 1885—87 an einer gerühmten Arbeit über des Shakespeare-Genossen Thomas Kyd Tragödien erprobten, Lebensabriß und Charakterbild des Vielseitigen zur Hand, und da kann ich nach geschehenem Einblick nicht umhin, sofort darauf hinzuweisen, wie diese ungemein liebevolle Darstellung des zwar medizinisch-naturwissenschaftlich vorgebildeten, aber besonders pädagogisch und zwar nicht zum wenigsten in praktischer Lehrthätigkeit (1854—64 als Gymnasialprofessor) hochverdienten B. Sigismund (1819—64) jeden Freund eines echten Menschentums, sinnigen Naturgefühls, verklärenden Dichtergemüts, namentlich soweit es auf noch bildsame Seelen, voran bei der empfänglichen Jugend wirkt, fesseln und erfreuen muß. Für nächsten Winter wird eine billige Auswahl der Werke verheißen; dann mehr davon! Vorläufig sei dies Bildnis des trefflichen Schulmannes warm empfohlen!

München. **Ludwig Fränkel.**

Steinel, Oskar, Die Reform des deutschen Aufsatzunterrichtes. Schweinfurt, Selbstverlag von Karl Keppel 1891. 32 S. Preis 50 Pf.

Oskar Steinel und Karl Keppel, Schülerbuch für den deutschen Aufsatzunterricht an den Mittelschulen im Sinne der Schulreform. Für Schüler von 9 bis zu 12 Jahren. Ebda. 1891. IV, 48 S. Preis 65 Pf.

Das erste Werkchen soll dem Lehrer die Anleitung zum Gebrauche des zweiten geben. St. ist überzeugt von der Berechtigung der Klagen über die Erfolglosigkeit des bisherigen Aufsatzunterrichtes und führt den ganzen Aufsatzjammer zurück auf die durch den lateinischen Aufsatz hervorgerufene, lediglich auf Reproduktion berechnete Methode. Statt der Kollegen aus solchen deutschen Ländern, die längst der Herrschaft des lateinischen Aufsatzes entwöhnt sind, lasse ich hier D. Carraroli antworten, der in der Wochenschrift des früheren Kultusministers Bonghi La Cultura meine 1890 bei Teubner erschienenen Ausführlichen Dispositions- und Musterentwürfe italienischen Kollegen zur Nachahmung empfiehlt und im Anschluß an die von mir versuchte Einschränkung jener Klagen bemerkt: Se può ancora giovare il solatium miseris ... c' è da consolarsi di vedere che in Germania, come da noi come forse in tutti i paese dove sono scuole, si lamenta il poco profitto degli alunni nella lingua e letteratura nazionale, e la loro imperizia nel comporre u. s. w. St. verlangt also mit Hildebrand und gegen R. Lehmann auch schon für die unteren Klassen Selbsterlebtes und Selbstgedachtes von den Schülern, und das zweite Werkchen enthält eben weiter nichts als 17 Muster solcher Aufsätzchen, meist in der von St. trotz Herbart sehr empfohlenen Briefform. Sie sind alle realistisch gehalten und treffen den Ton des Schülers meist ziemlich gut, einmal so genau, daß diesem die vielsagenden Worte in den Mund gelegt werden: Eine gefährliche Krankheit der Kuh und des gesamten Rindviehes ist die sogenannte Viehseuche, die sehr ansteckend wirkt. Sie zeigen aber doch auch schon einzelne der bekannten Schattenseiten dieser Briefe und dieser Selbstbekenntnisse. So schließt ein Brief über den Federkasten: Ich hoffe, daß Du Dir nun meinen Federkasten genau vorstellen kannst, und wünsche Dir schließlich alles Gute zum neuen Jahre. Und bei einem anderen über das Topfschlagen heißt es: Bei schlechtem Wetter lese ich meist in meinem Bibliotheks- oder einem anderen guten Buche, oder ich suche mich irgendwie im Hause nützlich zu machen. „Dies Kind, kein Engel ist so rein!“ Doch auch wer nicht unbedingter Anhänger der frühzeitigen Produktionen mit „Selbsterlebtem“ und „Selbstgedachtem“ ist, sondern seine Schüler diesem schönen Ziele immer noch

durch die Reproduktion hindurch zuführen will, der wird aus dem Schülerbüchlein lernen können.

Auch eine zweite Forderung Sts., daß die Individualität des Schülers bei der Disposition geschont werde, können wir nur mit der Beschränkung annehmen, daß die Disposition erträglich ist. Dann ist diese Schonung aber auch Pflicht, sowohl bei der Vorbesprechung als bei der Korrektur des Aufsatzes, aber nicht mehr bei der abschließenden Skizzierung nach der Korrektur, wo sich denn doch wohl keine „zehn deutlich unterschiedenen Anlagen" als möglich ergeben dürften.

Sehr empfehlenswert und lehrreich für Lehrer und Schüler ist es, dasselbe Thema, wie St. vorschlägt, von denselben Schülern auch in einer oder mehreren der folgenden Klassen nochmals behandeln zu lassen. Gleicher Beherzigung wert ist der stilistisch etwas bedenkliche Satz: „Eine Gefahr — bei Sts. Methode — liegt für den Lehrer nur darin, daß er zumal anfangs nicht (So!) mit falschen, weil übergroßen Ansprüchen dem Schüler entgegentritt". Hätte ihn St. selbst mehr beherzigt, so würden manche seiner Klagen weniger übertrieben lauten.

Boppard. **Karl Menge.**

Bettingen, Dr. Franz, Grundzüge der dramatischen Kunst mit Rücksicht auf die Behandlung der Dramen-Lektüre in den höheren Lehranstalten. Berlin, Weidmann 1889. 46 S. 8°. Preis 1 M.

Ein sehr modern gehaltenes Schriftchen, man möchte fast vermuten, aus den Kreisen des „jüngsten Deutschlands", wenn nicht zum Schluß auch die ethische Seite stärker hervorgehoben würde. Zwar die Forderung, auch „gute moderne Dramen in der Schule zu lesen", erregt auch manchem von uns älteren Leuten noch keine Gänsehaut, und wir hätten nicht viel dagegen, daß ein Kollege etwa in Preußen ein vaterländisches Schauspiel von Wildenbruch oder in Bayern ein solches von Martin Greif mit den Primanern durchnimmt, wenn diese mit unseren klassischen Dramen schon so vertraut sind, wie sie es — sein sollten. Doch halt! „Klassische" Dramen, überhaupt „klassische" Dichtungen kennt B. gar nicht; in der Konsequenz seiner wiederholten Behauptungen ist πάντα ῥεῖ auch auf ästhetischem Gebiete das einzig Zutreffende und hat z. B. die „dichterische Sprache eines Kaspar von Lohenstein in seiner Cleopatra oder (So!) Ibraim Bassa" dieselbe Bedeutung und Berechtigung wie die von Goethe. Beide waren ja ihrem Volke und ihrer Zeit mundgerecht; Goethe, Schiller u. s. w. packen ja unsere Zeitgenossen auch nicht mehr so recht; ihre nur „recitierenden" Dramen sind Halbheiten und noch dazu in antiquierten Versmaßen ge-

schrieben. Das wahre Ideal, soweit es für B. ein solches geben kann, bildet Richard Wagner durch die Verbindung der Musik mit der Dichtung. Man sieht, Friedrich Nietzsches „Geburt der Tragödie aus dem Geiste der Musik“ hat auch schon einen Teil der Schulmänner verlockt, vor oder gar in die Höhle des Löwen zu rennen, während die meisten, durch alte, bewährte Überlieferungen oder durch Nietzsches vor 6 Jahren erschienene Palinodie „Der Fall Wagner“ gewarnt, sich der Höhle einstweilen noch mit kritischer Vorsicht nähern oder wenigstens nicht gleich ihre Schüler in eine so gefährliche Umgebung mitnehmen oder gar dort festhalten wollen.

So wenig wie irgend welche Klassizität erkennt B. eine Klassifikation an und verwirft sogar die Unterscheidung von Trauer- und Lustspiel. Die Regeln von Aristoteles, Lessing, Schiller, Freytag sind ihm „vielfach antiquierte künstlerische Schulmeinungen“. Gewiß werden heute nur noch wenige auf alle ästhetischen Aussprüche und Vorschriften selbst Lessings schwören und viele werden Verbesserungen und Vertiefungen derselben, wie sie Viehoff in seiner „Poetik auf der Grundlage der Erfahrungsseelenlehre“ bietet, willkommen heißen. Aber B. bezeichnet auch z. B. die Einheit der Handlung als entbehrlich.

Doch sind diese Negationen und Übertreibungen vielleicht großenteils hervorgegangen aus B.s nicht ganz unberechtigter Abneigung gegen die Verstiegenheit und Überladenheit so mancher anscheinend viel gebrauchter Schulkommentare. Er selbst verlangt nur, daß die Schüler jedes Produkt des Dichtergeistes als etwas Individuelles erfassen lernen, und empfiehlt deshalb für die Dramen-Lektüre erstens die psychologische Analyse der Personen, aus der allein sich die ganze Handlung in ihrem Zusammenhange erkläre, und zweitens die kulturhistorische Betrachtung (Zeit des Dramas und Verhältnis desselben zur Zeit des Dichters). Diese Forderungen sind ja auch berechtigt und die Betonung der zweiten ein besonderes Verdienst Bs. Eine Erklärung, wenn man will eine Entschuldigung, wie sie B. z. B. für die unsern Geschmack abstoßende Überfülle Shakespeares an Wortspielen durch den Hinweis auf ihre Beliebtheit in dessen Zeit bietet[1]), wird noch heute von manchem Staunemeier unter uns ängstlich vermieden. Auch sonst finden sich manche treffende und feine Einzelheiten, sodaß im ganzen genommen die Lektüre des Büchleins doch als lohnend bezeichnet werden kann.

Leider wird sie aber durch manche Schnitzer und Nachlässigkeiten des Stils gestört, z. B. allein auf S. 5: So erregte der Anblick ... sein Phantasieleben an; ... Mittelalter, in der ...; Männer wie Egmont, Philipp II.,

1) Berichterstatter bekennt gern, daß er und seine Mitschüler seinerzeit eine solche Bemerkung gegenüber den sophistischen Stelzengängen in den Stichomythien mancher antiken Dramen wie die Befreiung von einem Alp empfunden hätten, aber nicht zu hören bekommen haben.

Don Carlos, Maria Stuart, Elisabeth; Personen ... sind ... in der Einbildung erlebt. Auch die Schreibungen Kompromis, Heinze st. Heinse, Balsac st. Balzac, Funks st. Funkes, Kühnen st. Kuenen verraten Flüchtigkeit.

Boppard. Karl Menge.

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 4. April: Ludwig Laistner, Germanische Völkernamen, besprochen von Hermann Hirt. (Der Versuch, die germanischen Völkernamen zu deuten, kann nie anders als unbefriedigend ausfallen, weil die meisten Namen in eine viel zu frühe Zeit zurückgehen.) — E. Siecke, Die Liebesgeschichte des Himmels, besprochen von E. Mogk. — Sebastian Englert, Heinrichs Buch oder Der Junker und der treue Heinrich, besprochen von Albert Leitzmann. — A. Alsleben, Johann Fischarts Geschichtklitterung (Gargantua), besprochen von Ludwig Fränkel. — Albert Leitzmann, Briefe von Wilhelm v. Humboldt an Friedrich Heinrich Jacobi, besprochen von Georg Witkowski. — Julius Leidolf, Die Naunheimer Mundart, besprochen von August Höfer. — F. Bernhöft, Frauenleben der Vorzeit, besprochen von F. Lindner. (Die Schrift dieses Juristen behandelt ein Thema, welches schon sehr vielseitige Bearbeitung erfahren hat, von neuen interessanten Gesichtspunkten aus.)

—— Nr. 5. Mai: Karl Köhn, Die Gedichte des Wilden Mannes und Wernhers vom Niederrhein mit Einleitung und Anmerkungen herausgegeben, besprochen von O. Behaghel. — Hans Wißler, Das Suffix -i in der Berner, resp. Schweizer Mundart, besprochen von P. Schild. — Hans Zimmer, Just Friedrich Wilhelm Zachariä, besprochen von Rudolf Schlößer.

—— Nr. 6. Juni: Otto Jespersen, Fremskridt i Sproget, besprochen von Friedrich Kauffmann. — M. Walz, Garel von dem blühenden tal, besprochen von O. Behaghel. (Die verdienstliche Arbeit verdient unsern lebhaften Dank.) — W. Schlüter, Untersuchungen zur Geschichte der altsächsischen Sprache, besprochen von H. Wunderlich. — H. Jellinghaus, Die Niederländischen Volksmundarten, besprochen von J. Vercoullie. (Das Buch ist mit großer Vorsicht zu gebrauchen.) — A. Erdmann, Über die Heimat und den Namen der Angeln, besprochen von Ferd. Holthausen. (Die scharfsinnige, exakte und gelehrte Abhandlung sei der Beachtung dringend empfohlen.)

Alemannia, 20, 1: Paul Joachimsohn, Zur städtischen und klösterlichen Geschichtschreibung Augsburgs im fünfzehnten Jahrhundert I. II. — Friedrich Grimme, Neue Beiträge zur Geschichte der Minnesinger. 1. Gedrut. 2. Rubin und Rüdeger. 3. Gösli von Ehenheim. 4. Friedrich von Sunnenburg. 5. Von Obernburg. 6. Heinrich von Mure. 7. Rudolf der Schreiber. 8. Bruder Werner. — Johannes Bolte, Zu Georg Wickrams Schriften. — Anton Englert, Zur Bibliographie des Fischartischen Bienenkorbs. — Joseph Sarrazin, Die Schulmeister und das Weihnachtsingen vor 100 Jahren. — Paul Beck, Ein Pamphlet wider Schubart. — Heino Pfannenschmid, Virnasin = rückkehren, heimfallen. — Fridrich Pfaff, Die Sage von den Ahornhäusern. — Otto Heilig, Aberglaube und Bräuche der Bauern im Taubergrund. (Fortsetzung zu Alem XX, 280—285.) — Otto Heilig, Neue Bastlösereime aus Franken und Alemannien. — Anton Englert, Bastlösereime aus dem Spessart. — Wilhelm Unseld, Der Tod in schwäbischen Sprichwörtern und

Redensarten. — Anzeigen und Nachrichten: Diu Halbe Bir, ein Schwank Konrads von Würzburg, herausgegeben von Wolff. Angezeigt von Fedor Bech. — Schweizerische Schauspiele des 16. Jahrhunderts. Band 3. Angezeigt von Fridrich Pfaff. — Willomitzer, Die Sprache und die Technik der Darstellung in Hebels rheinländischem Hausfreund. Angezeigt von Theodor Längin. — Unseld, Us d'r Hoimath. Us'm schwäbische Volksleaba. Angezeigt von Fridrich Pfaff. — Pfaff, Badische Volkskunde.

Euphorion, Zeitschrift für Literaturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. 1. Band. Heft 1. Bamberg, C. C. Buchner Verlag. 1894: Vorwort. — Wissenschaftliche Pflichten. Aus einer Vorlesung Wilhelm Scherers. — Zwei offene Briefe an den Herausgeber. 1. Von Anton E. Schönbach in Graz. 2. Von Otto Harnack in Rom. — Zentralanstalten für die literaturgeschichtlichen Hilfsarbeiten. Von Jakob Minor in Wien. — Goethe als Naturforscher. Von Richard M. Meyer in Berlin. — Schnell wie der Gedanke. Aus Reinhold Köhlers Kollektaneen. — Die Quelle von Tobias Stimmers „Comedia“ (1580). Von Johannes Bolte in Berlin. — Ernst Schwabe von der Heyde. Von Max Rubensohn in Berlin. — Lessing und Gottsched. Von Albert Köster in Marburg i. H. — Ein Bericht von Therese Heyne über Weimar und Jena 1783. Mitgeteilt von Albert Leitzmann in Jena. — Zu den Xenien. Von Erich Schmidt in Berlin. — Goethes „Helena“. Von Johannes Niejahr in Halle a. S. — Schillers „Jungfrau von Orleans“. Von Hermann Baumgart in Königsberg. — Ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims „Trösteinsamkeit“. Mitgeteilt von Reinhold Steig in Berlin. — Eduard Mörike und die Politik. Von Rudolf Krauß in Stuttgart. — Ein Brief Schillers. Mitgeteilt von Ludwig Hirzel in Bern. — Rezensionen und Referate: Kelle, Geschichte der deutschen Literatur (Joseph Seemüller in Innsbruck). — Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung (August Sauer). — Jahresberichte für neuere deutsche Literaturgeschichte. — Zipper, Die deutsche Literaturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (Richard M. Werner in Lemberg). — Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation (Joseph Seemüller). — Mayr, Wolfgang Lazius als Geschichtsschreiber Österreichs (Joseph Seemüller). — Lange und Fuhse, Dürers schriftlicher Nachlaß (Joseph Neuwirth in Prag). — Gebhard, Friedrich Spe von Langenfeld. — Böhm, Ludwig Wekhrlin. — Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit (Bernhard Seuffert in Graz). — Wilbrandt, Lichtenbergs ausgewählte Schriften. — Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis (S. M. Prem in Bielitz). — Dürckheim, Lilis Bild geschichtlich entworfen. — Stettenheim, Schillers Fragment „Die Polizey“ (Gustav Kettner in Schulpforta). — Roquette, Siebzig Jahre (Moritz Necker in Wien). — Bibliographie. — Nachrichten.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, 7. Band, Heft 4. Abhandlungen: Rudolf Zenker, Heines achtes Traumbild und Burns' Jolly Beggars. — Rochus von Liliencron, Aus dem Grenzgebiete der Litteratur und Musik. II. — Georg C. Keidel, Die Eselherz- (Hirschherz-, Eberherz-) Fabel. — Neue Mitteilungen: Albert Leitzmann, Ein vergessener französischer Aufsatz Wilhelm von Humboldts. — Rudolf Schlößer, Ein Brief über Kasseler Theaterzustände vor 100 Jahren. — Aus den Geschichten früherer Existenzen Buddhas (Jâtaka) II. Übersetzt von Paul Steinthal. — Besprechungen: Alfred Biese, Zur Litteratur der Geschichte des Naturgefühls. — Hugo Holstein, Albrecht von Eyb und die

Frühzeit des deutschen Humanismus, von Max Herrmann. -- Max Koch, Shakespeare und das Tagelied, von Ludwig Fränkel. — Nachrichten.

Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Litteratur 38,2: Laistner, Der germanische Orendel. — Schönbach, „Übermuot diu alte". — Stosch, Kleine Beiträge zur Erläuterung Wolframs. — Keinz, Altdeutsche Kleinigkeiten. — Burg, Die Inschriften des Steins von Tune. — Martin, Muspilli. — Grienberger, Dea Garmangabis. — Zingerle und Schröder, Zur Kudrun. — R. M. Meyer, Süßkind von Trienberg. — Singer, Zu Ulrich Füetrer. — Strauch, Zur Predigtlitteratur I.

Zeitschrift für deutsche Philologie 27, I: M. Roediger, Der große Waldesgott der Germanen. — W. Golther, Bauduin de Sebourc in altniederländischer Bearbeitung. — F. Bech, Sprachliche Bemerkungen zu der von Seemüller hsg. österreichischen Reimchronik Ottokars. — E Martin, Über das altdeutsche Badewesen. — G. Ehrismann und J. Meier, Zu Klaibers „Lutherana". — H. Düntzer, Goethes Gedichte „Auf Miedings Tod" und „Ilmenau". — R. Schlößer, Kestner, Lotte und Gotter. — Konrad Maurer, Johan Fritzner. Nekrolog.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins, VI: Friedrich Kluge, Über die Entstehung unserer Schriftsprache. — Otto Behaghel, Sprachgebrauch und Sprachrichtigkeit. — G. Amsel, Untersuchungen über die Häufigkeit der Wortformen der deutschen Sprache.

Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins IX, Nr. 4 u. 5: Söhns, Germanisches Eigentum in der Sprache Italiens. — Joh. Pöschel, Noch ein letztes Wort zur Stellung des Zeitwortes nach und. — Nr. 6: Victor Steinecke, Die deutsche Bergmannssprache. — E. Wülfing, Schreibung von Straßennamen. — Nr. 7 u. 8: Julius Sahr, Zum Gedächtnis Gottfried August Bürgers. — Theodor Matthias, Die Nennform mit um zu. — Günther, A. Saalfeld und Paul Pietsch, Von der „puristischen Modekrankheit" oder ... ? — H. Dunger, Ein neuer Angriff auf den allgemeinen deutschen Sprachverein. — Theodor Matthias, Unmittelbarer Mitgliederbeitrag; Umzugskosten von Dresden nach Berlin. — H. Dunger, Geratewohl, Geradewohl.

---

## Entgegnung.

Meine „Auswahl volkstümlicher Lieder und Gedichte" hat zwei Voraussetzungen, von denen ihr Wert abhängt: 1. daß eine Wiederholung der Kerngedichte überhaupt gefordert wird, 2. daß man dem Volksliede eine besondere Bedeutung für die Gemütsbildung beilegt.

Im Lehrplan jeder guten Schule ist ein Kanon von Gedichten für sämtliche Klassen aufgestellt. Soll dieser wirklich in den geistigen Besitz der Kinder übergehen, so müssen alle Gedichte der einen Klasse in der nächstfolgenden und eine besondere Auswahl derselben bis zu den obersten Klassen planmäßig wiederholt werden. Das ist ohne eine einheitliche Sammlung nicht möglich. Wenn hierbei die allgemein beliebten Jugenddichtungen eines Löwenstein, Hey, Dieffenbach, Hoffmann v. Fallersleben ꝛc. neben diejenigen unserer Klassiker zu stehen kommen, so schädigt dies, zumal bei einer alphabetischen Anordnung, das Ansehen der letzteren in keiner Weise, und die Erfahrung beweist gerade, daß auch die älteren Schüler und Schülerinnen Gedichte wie: „Auf dem grünen Rasen, wo die Veilchen blühn", „Am hohen Himmel blinken viel Sternlein wunderbar", „Der

Abend kommt leise hernieder", „Ward ein Blümchen uns geschenkt" 2c. gerne wieder hören und lernen. Wenn Chamissos Schloß Boncourt, die alte Waschfrau, Freiligraths Auswanderer, Geibels Morgenwanderung, Goethes Sänger, Schillers Bürgschaft, Alpenjäger, Lied von der Glocke 2c. zu den volkstümlichen Gedichten — nicht Liedern, wie der herbe Kritiker substituiert — gezählt werden, so ist der Begriff „volkstümlich" natürlich im edlen Sinne zu fassen. Worin läge denn sonst die Volkstümlichkeit unserer großen Dichter, wenn nicht in den Dichtungen, die auf allen höheren und meist auch auf den mittleren Schulen gelernt werden?

Die zweite Voraussetzung liegt in dem Gewicht, das man auf die Pflege des Volksliedes legt. Der Unterzeichnete hat sich seit seiner Jugendzeit mit dieser edelsten Blüte deutschen Gemütslebens beschäftigt und ist der festen Überzeugung, daß nichts so erfrischend auf die empfängliche Seele der Jugend einwirkt, als das Volkslied. Sein ethischer, ästhetischer und nationaler Wert wird heute immer mehr anerkannt, und das allseitig empfohlene Jugendspiel empfängt durch das Volkslied noch einen besonderen Reiz. Von all' den herrlichen Liedern kennt unsere Jugend aber kaum mehr als eine Strophe. Darum muß etwas Nachdrückliches geschehen, um diesen Übelstand zu beseitigen. Dies bezweckt eben die obige Auswahl, die die wertvollsten Gedichte und Lieder für 10 Schuljahre enthält und **beides einheitlich vom Lehrer des Deutschen** behandelt sehen will, denn die Gesangstunde hat sich dazu als völlig unzureichend erwiesen. In den beiden (Seite IX—XI) nach Belieben zu wählenden Kanons ist der Versuch gemacht, diese Kombination zwischen Gesang und deutscher Stunde den Jahreszeiten und Unterrichtsstufen entsprechend auszuführen. — Bei der Auswahl der Lieder war es nicht zu vermeiden, daß in einigen wenigen Fällen auch ein Lied mit minderwertigem Texte um der Melodie willen aufgenommen wurde.

Dr. L. findet wirkliche Volkslieder nur sehr wenig: Im Anhang sind mit einem Sternchen **116** bezeichnet, die überall als Volkslieder auftreten, darunter 30 von unsern Klassikern, 12 von Jugenddichtern, 4 Hymnen, 2 geistliche und 68 andere. Über den Begriff „Volkslied" hat Herr Dr. L. offenbar eine eigenartige Auffassung, sonst würde er Lieder wie „Alle Vögel sind schon da", „Komm lieber Mai", „Es kann ja nicht immer so bleiben", „O wie lieblich ist's im Kreis" als solche gelten lassen. Er wünscht eine Sammlung wie diejenige von Hoffmann v. Fallersleben (3. Auflage 1869) und übersieht, daß gerade diese Lieder — siehe Nr. 305, 597, 603, 678, 727, 1034 — neben 73 andern meiner Auswahl darin mit Angabe der Melodie verzeichnet stehen, auch Kotzebues „Es kann ja nicht immer so bleiben" (Nr. 305), ein Lied, das man unbekümmert um den Verfasser — darin liegt eben die Eigenart des Volksliedes — in allen Kreisen gerne singt. Die vierte Strophe von Goethes „Ufm Bergli" ist mit Absicht nicht aufgenommen, da sie sich für Schulzwecke nicht eignet. Nach vorstehenden Erklärungen löst sich wohl die gerügte „Verwirrung" auf, und die Sammlung bleibt, was sie allein sein will, ein der Jugendbildung gewidmetes praktisches Handbuch, zu dessen Abfassung den Verfasser nur ein ideales Interesse trieb.[1])

1) Soeben sind die neuen Bestimmungen für das Mädchenschulwesen erschienen. Darin wird, wie ich zu meiner großen Freude (Seite 21) sehe, gefordert, daß „im deutschen Unterricht auch diejenigen Volkslieder und volkstümlichen Lieder zu besprechen und zu lernen sind, die für den Gesangunterricht vorzugsweise in Betracht kommen".

Bromberg. **Rademacher.**

## Antwort.

Selbstverständlich richtet sich meine Kritik nicht gegen die Person des Herrn Direktor Dr. Rademacher, den ich als verdienten Leiter einer höheren Lehranstalt hoch schätze, sondern gegen die falsche Auffassung der Begriffe „Volkslied" und „volkstümliches Gedicht", sowie gegen die ganze Strömung, die in Dr. Rademachers Buch zum Ausdruck kommt. Meine Auffassung vom Volksliede ist nicht eine „eigenartige", sondern die der Wissenschaft unserer Zeit. Ein Lied wird doch dadurch nicht zum Volksliede, daß es von Herrn Direktor Dr. Rademacher mit einem Sternchen bezeichnet wird, und ebensowenig dadurch, daß es in der Schule gesungen und dadurch künstlich im Volke verbreitet wird. Meine Kritik wollte eben sagen, daß die weitaus größte Zahl der Lieder, die Rademacher schlechtweg mit dem Namen „Volkslieder" bezeichnet (S. IX—XI), diesen hehren und edlen Namen auch nicht im entferntesten verdient, und daß von dem Verfasser Lieder, die wissenschaftlich als Kinder- oder Gesellschaftslieder und zwar von oft sehr zweifelhaftem poetischem Werte zu bezeichnen sind, mißbräuchlicherweise als volkstümlich oder gar als Volkslieder aufgefaßt worden sind. Nicht einmal zwischen Volkslied und volkstümlichem Liede macht Herr Dr. Rademacher einen Unterschied. Ihm ist alles Volkslied, was überall gesungen wird. Nach dieser Theorie wären dann „Fischerin, du Kleine" und ähnliche Drehorgelweisen auch Volkslieder. Daß das Volkslied aber die höchste und edelste Blüte unserer Naturpoesie, d. h. der von namenlosen Verfassern, unter umdichtender und weiterschaffender Mitwirkung ganzer Volkskreise, ohne jede bewußte Kunstarbeit geschaffenen Poesie ist, von dieser wissenschaftlichen Bestimmung des Begriffes Volkslied finde ich in Dr. Rademachers ganzem Buche auch nicht eine Spur. Daß das volkstümliche Lied, das zwar durch bewußte Kunstarbeit im Anschlusse an das Volkslied zustande kommen kann, wie z. B. Bürgers herrliche volkstümliche Balladen, die schönsten Lieder Goethes, Uhlands, Geibels u. a., doch dem Volksliede, wenn auch nicht in Bezug auf die Entstehung, so doch hinsichtlich der Gestaltung und der inneren Eigenschaften ähnlich sein muß, davon ist gleichfalls in Dr. Rademachers Werke nichts zu finden. Er hat sich meist damit begnügt, verbreitete Lieder aus den bekanntesten Singebüchern herüberzunehmen und diese als Volkslieder oder als volkstümliche Lieder zu bezeichnen, ohne Rücksicht auf die Wissenschaft. Gegen ein solches Verfahren wendet sich meine Kritik. Denn was unsere Singebücher enthalten, das ist zum Teil recht traurig. Und wenn sich die Deutschlehrer des Singestoffes annehmen sollen, so kann das nicht in dem Sinne geschehen, daß sie diesen zum Teil aus poesieleerem Geplapper zusammengesetzten Stoff kritiklos übernehmen und damit die deutschen Stunden verderben, sondern einzig und allein in dem Sinne, daß sie wissenschaftliche Kritik an diesem Stoffe üben und mit fester Hand alles daraus hinwegfegen, was unsere Poesie verwässert und schon unsere Kinderseelen für das Echte in unserer Poesie unempfänglich macht. Gute Kinder- und Gesellschaftslieder können daneben recht wohl bestehen, aber sie gehören in das Lesebuch der betreffenden Altersstufe, nicht aber in eine auch für die höheren und höchsten Stufen bestimmte Gedichtsammlung. Das Volkslied ist aus unserm Volksleben heute leider fast ganz verschwunden, an seine Stelle ist das Lied der Drehorgel getreten. Und an diesem beklagenswerten Zustande trägt auch die Schule mit Schuld, da sie das Volkslied aus den Singestunden fast ganz ausgeschlossen hat. Und warum? Aus einer unsere Volksseele und die Gesundheit unseres geistigen und gemütlichen Lebens schwer schädigenden Pedanterie und Prüderie. In unserm Volksliede ist so viel von Liebe die Rede, und gerade die Liebe, das Höchste und Edelste, was dem Menschen die Gottheit

geschenkt hat, wird von schulmeisterlicher Kleingeisterei aufs wütendste verfolgt, und jede, auch noch so leise Anspielung (das Wort Liebe braucht noch gar nicht einmal vorzukommen) wird als unmoralisch aus der Schule hinausgewiesen. Erks und Böhmes herrliche Sammlungen u. ähnl. sind für unsere Singebücher fast noch gar nicht ausgenutzt worden. Eine Erneuerung unseres Singestoffes thut dringend not, möchte bald dem Volksliede und dem wirklich volkstümlichen Liede ein weiter, großer Raum in unserm Schulleben geschaffen werden.

Gegen die Aufnahme von Kotzebues „Es kann ja nicht immer so bleiben" habe ich gar nichts eingewendet, aber dagegen habe ich Verwahrung eingelegt, daß dieses platte Gesellschaftsliedchen mit dem hehren Namen **Volkslied** bezeichnet wird, wie es Dr. Rademacher S. X gethan hat. Wenn ich gesagt habe, daß „eine Sammlung unserer volkstümlichen Lieder, wie sie einst Hoffmann von Fallersleben gegeben hat, für die Gegenwart wieder recht notwendig wäre", so habe ich damit doch wohl deutlich genug ausgesprochen, daß Hoffmanns für seine Zeit vorzügliche Sammlung den Anforderungen der gegenwärtigen Wissenschaft nicht mehr genügt, und daß sich daher eine neue derartige Sammlung vor kritikloser Herübernahme aus Hoffmanns Werke zu hüten hat.

Dresden. **Otto Lyon.**

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Die Luzerner Mundart und die neuhochdeutsche Schriftsprache.

Von **Reinhold Bechstein** in Rostock.

Nach zwei Richtungen hin bewegen sich die gediegenen und dankenswerten Studien, die Professor Renward Brandstetter in Luzern dem geschichtlichen Leben seiner Heimat gewidmet hat. Eine ganze Reihe der wichtigsten Arbeiten, die er in Programmen und in verschiedenen Zeitschriften niederlegte, gelten der Luzerner Dramatik der Vorzeit, den Osterspielen, den Heiligenspielen, den Fastnachtspielen, auch den Dorfspielen, wie sie sich bis ins 18. Jahrhundert und selbst bis auf die neue Zeit erhalten haben. Einzelne dieser Arbeiten geben auch neue und erwünschte Aufschlüsse über das noch vielfach dunkle Bühnenwesen des Mittelalters und der Renaissance.

Die andere Gattung der Forschungen Brandstetters bezieht sich auf die Luzerner Mundart, auf ihr Wesen und ihre Geschichte. Außer kleineren Abhandlungen sind es namentlich drei Schriften, die unsere Aufmerksamkeit besonders um deswillen erregen, weil sie uns neben der Schilderung des eigenartigen Besitzes auch zeigen, wie in diesen alten gefesteten Dialekt auch die neuhochdeutsche Schriftsprache allgemach eindringt und in ihm Geltung gewinnt, und zwar nicht bloß in ihrem Wortschatze, sondern auch in ihrer formalen Gestaltung. Diese Schriften, die wir nach der Zeit ihres Erscheinens anführen, sind folgende:

Prolegomena zu einer Urkundlichen Geschichte der Luzerner Mundart von Dr. Renward Brandstetter, Professor in Luzern. Druck von Benziger & Co. in Einsiedeln. Nachfolger von Gebr. Carl & Nicolaus Benziger. 1890. 8°. 88 S.

Die Reception der Neuhochdeutschen Schriftsprache in Stadt und Landschaft Luzern 1600—1830 von Dr. Renward Brandstetter. Druck von Benziger & Co. in Einsiedeln. 1891. 8°. 90 S.

Die Luzerner Kanzleisprache 1250—1600. Ein gedrängter Abriß mit spezieller Hervorhebung des methodologischen Momentes von Dr. Renward Brandstetter, Mitglied des indischen Instituts im Haag. 8°. 94 S. (Sonderabdruck aus dem „Geschichtsfreund, Mitteilungen des historischen Vereins der fünf Orte". Bei Benziger & Co. Einsiedeln. 1892.)

Es ist allbekannt, daß die Schweizer lange Zeit gebraucht haben, ehe eine allgemeine deutsche Schriftsprache bei ihnen Eingang und Aufnahme fand. Wir haben, wenn nicht ein ganz gleiches, so doch ein ziemlich ähnliches Verhältnis des schweizerischen Deutsch zum Neuhochdeutschen wie das des Plattdeutschen anzunehmen. Auch heute noch hält der Schweizer, selbst der Gebildete, im Verkehr vielfach an seinem Schwizerdütsch fest wie der Norddeutsche an seinem Platt; aber er schreibt es nicht mehr. Und seine Vorfahren haben es auch schon geraume Zeit nicht mehr geschrieben, es wenigstens nicht drucken lassen, wenn sie nicht absichtlich sich der Mundart bedienen wollten.

Unter den Arbeiten, die den Sieg des Neuhochdeutschen über den Schweizerdialekt beleuchten und erweisen, sind vornehmlich zwei Werke hervorzuheben: Adolf Socins „Schriftsprache und Dialekte im Deutschen nach Zeugnissen alter und neuer Zeit" (Heilbronn 1888) und Friedrich Kluges sprachgeschichtliche Aufsätze „Von Luther bis Lessing" (Straßburg, zuerst 1887). Socin, selbst ein geborener Schweizer, kommt an verschiedenen und zahlreichen Stellen seines Buches auf diese Frage zu sprechen. Vorzugsweise hat er aber nur die neuere Zeit im Auge; und wenn er die Verhältnisse auch der Reformationsepoche betrachtet, so sind es besonders Zeugnisse aus der Basler Mundart, auf die er uns hinweist. Kluge widmet der „Schriftsprache und Mundart in der Schweiz" ein eigenes Kapitel. Er beschäftigt sich mehr mit der Zürcher Mundart und der Sprache Zwinglis.

In diesen Werken von Socin und von Kluge ist das Verhältnis des Schweizerdeutschen zur neuen Schriftsprache in einen großen sprachgeschichtlichen Zusammenhang gesetzt. In den Schriften Brandstetters und insbesondere in seiner zweiten wird dagegen dieses Verhältnis nur an einer einzigen schweizerischen Mundart, die zugleich auch als Schriftdialekt wirksam ist, erläutert. Und diese Mundart ist bis jetzt so gut wie unbeachtet gewesen in den sprachlichen Werken allgemeiner Art. — Wie wichtig auch der Einfluß der allgemeinen Schriftsprache auf den Dialekt in lexikalischer Hinsicht sein mag, so ist doch das eigentlich charakteristische, zunächst in die Augen fallende und den Ohren vernehmliche Moment die Lautgestaltung. Wenn es sich um die Aufnahme der hochdeutschen Schriftsprache in den niederdeutschen Landen handelt, so wird neben dem Vokalismus auch der Konsonantismus die wesentlichsten Neuerungen bieten; ja der Konsonantismus wird hier sogar als das eigentlich Unterscheidende zu gelten haben. Anders bei der gleichen Vertauschung des heimischen Idioms mit dem fremden in der Schweiz. Hier beruht das Neue wesentlich im Vokalismus; die Unterschiede im Konsonantismus und in den anderen grammatischen Kategorien, an denen es ja allerdings auch nicht mangelt, treten lange nicht so stark hervor.

Innerhalb des Vokalismus ist bekanntlich das Wesentlichste die Diphthongisierung des langen i und des langen u in ei und in ou, später au und die Wandlung von ou in au und von iu in eu; mit anderen Worten: die Änderung der ursprünglichen Verhältnisse in die Eigenart des bairisch-österreichischen Dialektes, der bekanntlich in diesen Fällen die Grundlage der Reichssprache gewesen ist, aus der hinwiederum mit der Verschmelzung anderer Dialekteinflüsse unsere neuhochdeutsche Schriftsprache erwuchs. Die zweitwichtigste Veränderung besteht in der Vokalisierung der ursprünglichen Diphthongen uo und ie in û und î (geschrieben noch ie), die bekanntlich der Eigenart des Mitteldeutschen entspringt. Daß neben solchen qualitativen Veränderungen auch für die Mundart charakteristische Altertümlichkeiten der Quantität und der Accentuierung, die in der Schrift nicht wie jene zum Ausdruck kommen, bestehen bleiben, sei im allgemeinen hier nur angedeutet.

Ist uns der Gang, den der Schweizer Dialekt genommen hat, auch in seinen Hauptzügen bekannt, so gewährt es doch ein ganz besonderes Interesse, dieses Ergebnis an einem einzelnen Objekte auch im einzelnen zu beobachten und zu verfolgen. Und hierzu sind am allergeeignetsten die drei Schriften Brandstetters. Wenn wir im folgenden die Lehren, die sie uns in so erwünschter und sicherer Weise bieten, darzulegen unternehmen, so kann es nicht fehlen, daß wir auch hie und da einmal die eigene Meinung entgegenhalten.

I. Die erste Schrift, die Prolegomena, ist zunächst eine einleitende und vorbereitende Erörterung über die Ziele, über die Quellen, über das Verfahren des Verfassers. Es handelt sich ihm um eine „urkundliche Geschichte" der Luzerner Mundart. Besonders wichtig ist die Feststellung des Verhältnisses zwischen Kanzleisprache und Mundart, woran sich die Frage knüpft, in welchem Verhältnisse die Luzerner Kanzleisprache zur mittelhochdeutschen Schriftsprache steht. Man wird von vornherein dem Urteile Brandstetters, daß beide sich sehr nahe stehen, zustimmen. Durch Proben von der Mitte des 13. Jahrhunderts an bis zum Ende des 16. Jahrhunderts ersehen wir deutlich, daß der alte Vokalismus sich fast durchaus bis in diese junge Zeit ungeschwächt erhalten hat. Über die Art und Weise der Wiedergabe der handschriftlichen Überlieferung erführe man gern etwas Näheres. Wenn zvo, tuon, zerstoere, wildiv im Abdruck erscheinen, so möchte man wissen, ob wirklich vo, uo, oe, iv in zwei Buchstaben nebeneinander geschrieben sind. Auch ist im Druck ss (2 Schluß-s) gesetzt; so schreibt doch keine Handschrift der alten Zeit.

Am wichtigsten für unsere Erkenntnis ist der kurze Abschnitt in Brandstetters erstem Buche, der „das Eindringen der neuhochdeutschen

Schriftsprache" bespricht. Da ist eigentlich jeder Satz lehrreich. Einzelnes besonders Wichtige sei hervorgehoben. Es ist geradezu überraschend, wenn wir erfahren, daß die Herrschaft der Luzerner Kanzleisprache bis ins 17. Jahrhundert hinein gedauert hat. Da haben wir ja ganz das Widerspiel zum niederdeutschen Dialekte, der auch seinen Charakter als Schriftdialekt bis in dieselbe Zeit hinein bewahrte. Andererseits zeigen sich einige Vorläufer der neuhochdeutschen Sprache, „allerdings nicht auf dem am meisten charakteristischen Gebiete, dem des Lautstandes, sondern nur im Lexikon." Brandstetter führt unter anderen als bezeichnendes Beispiel das Wort „derjenige" an, das von den achtziger Jahren des 16. Jahrhunderts an in den Akten mit Vorliebe verwendet werde. Ist hier nicht deutlich Luthers Einfluß zu verspüren?

Am Ende des 17. Jahrhunderts ist der Sieg des neuen Idioms beendet.

Von den Einzelheiten der Veränderungen ist besonders auffällig, daß in Dokumenten schon seit der Mitte des 16. Jahrhunderts au (z. B. frau) für das alte ou erscheint. Brandstetter führt dies auf den Einfluß der Mundart, nicht der neuhochdeutschen Schriftsprache zurück. Sollte aber die Mundart nicht ihrerseits auch wieder durch österreichische Gäste beeinflußt worden sein?

Gewicht ist vor allem, weil uo und üe bereits um 1540 bei vielen Schreibern — und, fügen wir hinzu, wohl auch in der Druckerei — nicht mehr von u und ü zu unterscheiden sind, auf den Umtausch der alten langen i, u, ü der Luzerner Kanzleisprache gegen die entsprechenden Diphthonge des Neuhochdeutschen zu legen. Der Verfasser bringt Beispiele bei und zeigt, wie selbst im 17. Jahrhundert noch Altes und Neues nebeneinander herlaufen. „Mit dem Jahre 1700 ist die Herrschaft der Diphthonge ei, au, eu fest."[1])

Aus den kurzen Andeutungen Brandstetters ersehen wir, daß er die Wandlung — so habe ich mich vorher vorsichtig ausgedrückt — des alten iu, das schweizerisch zu langem ü geworden ist, zum neuen eu auch als Diphthongisierung des „alten" langen ü betrachtet, entsprechend dem langen i zu ei. Wir kommen auf diesen Punkt zurück.

Am Schlusse dieses Abschnittes (§ 42) steht eine Bemerkung, die ich nicht verstehe. Ich setze die ganze Stelle her: „Selbstverständlich wird das neue Idiom von ungebildeten Personen oft ungeschickt gehandhabt. Es giebt Briefe vom Lande, worin auch die kurzen „i, u, ü" diphthongisiert sind, z. B.: vil zu freüw 1612 = viel zu früh — Vnd han

1) Dieser Satz steht in einem Absatze (des § 41), den der Verfasser später wieder zurücknimmt. Warum?

doch Jeden Knecht meusen [= müssen] ein Dicken gehn [einen Dicken, eine Münze geben] ca. 1620 — dagegen im gleichen Brief 1612: ein gutts früdenrichs Jar." Hier sind Beispiele von i und u nicht gegeben, sondern nur von ü. Aber wie soll man den Zusatz „kurz" verstehen? Wenn es freüw und meusen heißt, gehen denn diese Diphthongen eu auf „kurzes" ü zurück? In freüw doch unter keinen Umständen; müssen hat allerdings gegenwärtig im Munde der meisten Deutschen ein kurzes ü; aber dieses ü sollte eigentlich lang sein, weil es einem alten Diphthongen üe entspricht. Die Kürzung ist eingetreten, weil sz eine kürzende Tendenz hat wie in lassen, müssig, Genoss, ähnlich wie ch. Jene Veränderung freuw = früeje, meusen = müesen, müeszen hat also einen ganz guten etymologischen Grund, ganz wie im östlichen Mecklenburgischen dem mittelhochdeutschen uo, ie und üe ein au, ei und eu (gaut, gut, leiw, lieb, Müuh, Mühe bei Fritz Reuter) entspricht. Aber vielleicht haben wir es in jener Briefstelle in der That gar nicht mit einer phonetisch richtigen Lautgebung, sondern einfach mit Schreibfehlern und mit einer unbeholfenen Wiedergabe der gesprochenen Laute zu thun. Jedenfalls aber deuten jene eu nicht auf einen kurzgesprochenen Vokal.

II. Mit unserem Gegenstande beschäftigt sich speziell die zweite Schrift Brandstetters. Die dritte greift historisch wieder weiter zurück, deshalb scheint es angemessen, sie zuerst vor der früher erschienenen ins Auge zu fassen.

Diese Schrift über die Luzerner Kanzleisprache von 1250 bis 1600 läßt uns nur hie und da das Eindringen der neuen Verhältnisse erkennen, weil diese im großen und ganzen mit dem Mittelhochdeutschen übereinstimmende schriftliche Niedersetzung des Luzerner Volksdialektes sich außerordentlich konservativ erweist. Als sprachliche Monographie bietet diese Studie Brandstetters ungemein viel Lehrreiches. Den Besonderheiten des Dialektes, den Altertümlichkeiten wird sich naturgemäß die allgemeine Aufmerksamkeit vorzugsweise zulenken. Für unseren Zweck dagegen werden gerade die ersten Spuren des Neuen besonders wichtig erscheinen müssen. Dieses Neue ist natürlich auch das Fremde, und darum hat der Verfasser mit Recht auch in seiner Auseinandersetzung über die einzelnen Perioden „die fremde Richtung" besonders behandelt.

In der ersten Periode (1250 bis 1310), in der sich sogar noch althochdeutsche Elemente zeigen, kommen schon in einigen wenigen Urkunden fremdartige Laute vor. Der Verfasser zitiert eine charakteristische Stelle aus einer Urkunde vom Jahre 1292, in der zwei Austriazismen vorkommen: Tusent zwai hundert zwei vnd nevnzig. Solche Erscheinungen sucht Brandstetter dahin zu deuten, daß die Schreiber vielfach keine geborenen Luzerner waren.

In der Betrachtung des Lautstandes und des Formenschatzes sind mir zwei Fälle begegnet, die auch modern sind, aber wohl nicht auf österreichischen Einfluß zurückgehen. Seltsamerweise finden wir diese Erscheinungen zuerst und zumeist auf mitteldeutschem Gebiete, nämlich die nicht rückumgelauteten Präterita wie setzte neben satzte und die Kontraktion von slân = slahen, die allerdings auch in oberdeutschen Gedichten erscheint.

In der zweiten Periode (1381 bis 1420), in der die althochdeutsche Richtung bis auf wenige Spuren verschwunden ist, hat auch „die fremde Richtung" der vorhergehenden Zeit so gut wie aufgehört. Dagegen tritt als neue fremde Richtung auf: au für a: raut, strausse. Darüber hätte man gerne etwas mehr gehört. Dieses au ist doch ohne Zweifel schwäbisch. Solche Einflüsse liegen doch nahe. Es erscheint aber dies au statt a, wie der Verfasser später kurz bemerkt, nur in einzelnen ganz bestimmten Dokumenten.

Etwas Neues sind auch die etymologisch unberechtigten auslautenden -e. Brandstetter sieht in ihnen „falsche Deutungen" und erklärt sie so: „Die Mundart wirft auslautenden Vokal, î und iu ausgenommen, weg. Nun wußten die Schreiber oft nicht mehr recht, wo ursprünglich ein Vokal gestanden, und sie setzten daher auch ein -e an Stellen, wo es etymologisch keine Berechtigung hat: das wibe, der libe." Sollte hier nicht auch die meistersängerische Kunst mit im Spiele sein, die sich eine Senkung und einen klingenden Reim einfach durch ein Zusatz-e schuf nach Bedürfnis? Und solche Formen wurden durch die Poesie litterarisch gefestet und geadelt.

In der Darstellung des Formenschatzes dieser zweiten Periode ist eine Erscheinung erwähnt, die sich zur selben Zeit besonders auch auf mitteldeutschem Gebiete geltend macht, aber in Luzern wohl nicht durch Übertragung, sondern aus demselben Spracheriebe wie dort entstanden sein mag, nämlich die Dissimilation des doppelten n zu nd im Dativ des flektierten Infinitivs (Gerundiums). Während in der ersten Periode durchaus -enne steht, herrscht jetzt -ende: ze tuonde, ze gande. Daneben auch der Infinitiv ohne Flexion: ze halten.

Man sollte meinen, die dritte Periode der Luzerner Kanzleisprache beginne mit dem Jahre 1421; der Verfasser läßt sie aber erst mit 1570 anheben. Er wird wohl seine Gründe gehabt haben, die Zeit von 1421 bis 1570 auszuschließen, aber wir hätten gerne ein Wort über diese Lücke gehört. In die dritte Periode (1570 bis 1614) fällt die Zeit der öffentlichen Wirksamkeit Renward Cysats, des Stadtschreibers von Luzern, eines umfassend gebildeten, einflußreichen und verdienten Mannes, über den Brandstetter schon in seiner zweiten Schrift genauer

gehandelt hatte und dem er hier in der letzten Schrift wiederholt eine Charakteristik widmet. Er nennt ihn dort wie hier „das geistige Haupt“ seiner Zeit.

In dieser Cysatischen Zeit findet sich nichts mehr von der früheren althochdeutschen Richtung, die Kanzleisprache ist ausschließlich Luzernerisch, darum fehlen frühere Elemente einer fremden Richtung, dafür haben sich andere eingestellt, die aber nicht immer gerade spezifisch neuhochdeutsch sind. „Von einem eigentlichen Eindringen des Neuhochdeutschen kann erst in der Nachcysatischen Zeit die Rede sein“, sagt der Verfasser mit Verweis auf seine zweite Schrift, die Reception. Dennoch möchte auf Einzelnes aus der folgenden Darstellung des Sprachlichen aufmerksam zu machen sein.

Es wechseln ou und au. — Der Umlaut im Präsens der starken Verba fehlt: er grabt, er laßt, er stoßt. Die beiden ersten Beispiele zeugen doch von bairisch-österreichischem Einfluß. — Seltsam ist der Wandel des mhd. u und ü in o und ö: Sommer, Söhne, ganz wie im Neuhochdeutschen, und ganz wie im Nieder- und Mitteldeutschen. Der Verfasser sagt auch mit Recht, das müsse fremder Einfluß sein. — Wenn in der Konjugation der u-Klasse im Präsens neben dem alten ü (iu) auch ie erscheint wie im Neuhochdeutschen: ich büt neben biet, so braucht hier nicht, wie ich meine, an mitteldeutschen Einfluß gedacht zu werden, sondern die Sprache folgt hier dem allgemeinen und modernisierenden Zuge der Analogie. Brandstetter spricht sich über diesen Fall nicht weiter aus. In der Aufzählung der Verba ist bemerkenswert, daß geben diesem Zuge nicht folgt. Es heißt nur ich gib, nicht geb.

III. Nun wenden wir uns der zweiten, für uns hauptsächlichsten Schrift Brandstetters zu, der Reception. Sie setzt historisch da ein, wo die von uns zuletzt besprochene im allgemeinen abschließt. Nach einer Reihe allgemeiner und rekapitulierender Bemerkungen, die natürlich auch mancherlei berühren, was die dritte Schrift, die Luzerner Kanzleisprache, ausführlicher behandelt, giebt der Verfasser im dritten Kapitel ein Verzeichnis der benutzten (handschriftlichen) Quellen, beginnend von 1605 und reichend bis 1804, hierauf läßt er zunächst wieder einige allgemeine Bemerkungen nebst Proben folgen, ehe er das Einzelne durchnimmt.

Mit Recht werden die drei Längen y (Schreibart für î), u und ü vorangestellt. An ihnen wird im Anfang noch festgehalten, daneben finden sich im ersten Jahrzehnt des 17. Jahrhunderts Spuren des Neuhochdeutschen: bei einzelnen Pfarrern, von denen einer sogar die neuhochdeutschen Diphthongen bereits zur Hälfte hat, aber auch vereinzelt in der Luzerner Kanzlei. Der früheste Fall von Anwendung der neu-

hochdeutschen Diphthongen, den Brandstetter überhaupt in dieser Periode gefunden, ist ein offizielles Aktenstück aus dem Jahre 1596, worin hie und da ein „mein, Zeit, leiden“ vorkommt.

Bemerkenswert sind ferner die Mischungen des Alten und des Neuen, ferner die „Nachzügler“, namentlich die Präpositionen us, uf, lut, by, die auch noch im 18. Jahrhunderte fortleben. Ihnen reihen sich gewisse provinzielle, auch im Druck übliche Ausdrücke an, die die alten einfachen Vokale bis heute erhalten haben. Zu den Nachzüglern gehört auch die Ableitungssilbe -lin, die übrigens auch in Luthers Sprache neben dem sonst eingeführten ei festgehalten wird. In der Schweiz und insbesondere in Luzern herrscht sie sogar bis 1730.

Über die Veränderung des langen ü in eu, das in den Luzerner Urkunden vielfach eü geschrieben erscheint, hätten wir gerne eine ausführlichere Darstellung gewünscht. Wir erinnern uns, daß Brandstetter in den Prolegomena von dem Umtausch „der alten langen i, u, ü“ der Luzerner Kanzleisprache gegen die entsprechenden Diphthongen des Neuhochdeutschen handelte. Für das Schweizerische ist allerdings das ü, teils dem organischen iu, teils dem Umlauts-iu des Mittelhochdeutschen entsprechend, schon recht alt, und insofern ist oder scheint die Umwandlung in eu ein ganz ähnlicher Vorgang, wie die des u in au, des i in ei. Aber für das Österreichische ist die Wandlung, die so einflußreich werden sollte, keine Diphthongisierung, sondern eine Brechung. Denn wir dürfen nicht vergessen, daß iu ursprünglich kein langer Vokal, sondern auch ein Diphthong war, dessen normale Aussprache in mittelhochdeutscher Zeit iü gewesen sein muß[1]). Und dieses iü ging nach zwei Richtungen auseinander. Die Schweizer und Schwaben wie auch die Norddeutschen wandelten den Laut in üü (doppeltes ü), das dann in einen einzigen Vokal, eben in langes ü, zusammenfloß. Die Mitteldeutschen, insonderheit die Thüringer und Obersachsen hatten dafür bekanntlich langes u. Jenes iü wandelte sich bei den Österreichern schon im 13. Jahrhundert in öü; die Handschriften wechseln zwischen iu und eu, in Ligatur ů und ů. Mit der Reichssprache wurde schließlich eu überall hin verbreitet. Für die Schweizer und die Niederdeutschen war es naturgemäß eine Diphthongisierung, für die Mitteldeutschen aber nicht allein das, sondern zugleich auch eine Umlautung.

Über au statt ou, worüber uns der Verfasser früher schon belehrte, finden wir in der Reception nicht besonders gehandelt. Dem au für ou

1) Vergl. meine Auseinandersetzung, an deren Ergebnisse ich auch heute noch festhalte, in meiner Erstlingsschrift „Die Aussprache des Mittelhochdeutschen“ (Halle, 1858) S. 32 flg. und meinen Aufsatz in Pfeiffers Germania V (1860), 403 flg. (Hier ist in Zeile 15 von oben statt û zu lesen ů.)

entspricht bekanntlich im Österreichischen ai für das alte organische ei. Dieses ai hat sich in Luzern nicht eingebürgert. (Wir haben in unserer neuen Rechtschreibung noch einzelne dieser ai erhalten; das sind Überbleibsel der Reichssprache. Charakteristisch vor allen ist das Wort Kaiser.)

Interessant ist das, was Brandstetter über die Diphthongen uo und üe beibringt. Wir ersehen aus den gesammelten Belegen, daß diese Laute in der Kanzleisprache sich außerordentlich lange erhalten haben, wie sie ja bekanntlich auch in der Mundart nicht allein der Schweizer und Schwaben, sondern auch der Baiern und Österreicher fortleben. Hier wäre nun noch eine Belehrung erwünscht gewesen, wie es im Gegensatze zur Schweizer Schrift die Schweizer Drucke halten.

Was uns Brandstetter weiterhin über die Konsonanten, über die Ableitungen, über die Flexions- und Wortformen mitteilt, ist alles von Bedeutung und Interesse. Neben dem Eigenartigen treffen wir auch hier wieder den Zug des Altertümlichen. Bei der Fülle der Erscheinungen würde es aber zu weit führen, wollten wir in unserem Berichte genau verfahren. Nur auf einzelne besonders wichtige Neuerungen, die der Luzerner Dialekt trotz alles Widerstandes aufgenommen hat, sei noch hingewiesen.

Da ist zuerst die Ableitungssilbe -chen bemerkenswert. Sie ist bekanntlich als Bildung niederdeutsch, aber in hochdeutscher, der Lautverschiebung angemessenen Form. Wir dürfen uns nicht wundern, wenn Brandstetter ihr spätes Eindringen feststellt. Vor 1760 dürfte sie kaum zu finden sein, und im ganzen erscheint sie selten. „Auch jetzt noch ist die Neigung für -lein stark."

Brandstetter nennt das t in der 3. Person Pluralis im Präsens, das sogar noch 1742 erscheint (z. B. sie erfrechent sich, sie machent) einen merkwürdig späten „Nachzügler", aber er spricht doch von dem vollendeten Siege des Neuhochdeutschen um 1710. (Die Mitteldeutschen haben sich dieses t schon im 13. Jahrhundert entäußert, wenn sie auch daneben noch die Formen mit t als litterarisches Gut nach Bedürfnis benutzen.)

Die wenigsten denken daran, daß, wenn sie gehn und stehn gebrauchen, sie eigentlich nicht hochdeutsch, sondern mitteldeutsch sprechen. Die ê-Formen gelten bekanntlich in alter Zeit vornehmlich für den Konjunktiv, dagegen die â-Formen für den Indikativ und den Infinitiv; die Mitteldeutschen aber führen daneben auch die ê-Formen für die letzteren Modi ein und zwar schon recht frühzeitig. Die zerdehnten Formen gehen und stehen nach Analogie von sehen sind Produkte des Rokoko. In Luzern tauchen die einsilbigen wie die zerdehnten Formen

mit e vereinzelt auch schon im 17. Jahrhundert auf und siegen zu Anfang des 18.

Daß die Luzerner Kanzleisprache im Einklang mit dem Volksdialekte, der hierin auch mit den Baiern und Österreichern sowie mit den Franken sympathisiert, das Endungs-e fallen läßt (z. B. Leut und Gäst), scheint durchaus stilgemäß. Vereinzelte Spuren des Neuhochdeutschen, das übrigens hierin doch auch mit dem Mittelhochdeutschen der guten Zeit übereinstimmt, finden sich aber doch. Unter den Beispielen aus neuester Zeit bringt Brandstetter auch Geschicht statt Geschichte bei. Das Wort mußte besonders gestellt werden, denn hier ist das Endungs-e unursprünglich und nur durch das ge der Zusammensetzung analogisch veranlaßt. Geschicht entspricht der alten Sprache, ist also für den Luzerner Dialekt eine Altertümlichkeit, insofern allerdings eine Abweichung vom neuhochdeutschen Gebrauche.

Die am Schlusse gegebenen Proben, mit der Mitte des 17. Jahrhunderts beginnend und mit einem Aktenstücke aus dem Jahre 1804 schließend, sind für die grammatische Unterweisung eine höchst willkommene Grundlage und Ergänzung.

Schließlich wenden wir uns nochmals der letzten Schrift Brandstetters zu. Sie klingt in einem elegischen Schluß aus. Der Verfasser giebt seinem Unmute Ausdruck, daß man ihm bei seinen der Heimatsprache gewidmeten Studien nicht mit Wohlwollen begegne und daß dies sein Arbeiten wahrlich nicht zu den Annehmlichkeiten seines Daseins gehöre. Das ist gewiß sehr zu beklagen, aber verwunderlich ist es weiter nicht. Die Philister werden eben so wenig alle wie die Dummen, und in der Schweiz soll das Philistertum wissenschaftlichen Bestrebungen gegenüber, die keinen praktischen Zweck und Nutzen haben, ganz besonders üppig in Blüte stehen. Brandstetter mag sich mit dem Beifall und der Anerkennung trösten, die seine tüchtigen und förderlichen Arbeiten bei seinen Fachgenossen, schweizerischen wie deutschen, gefunden haben. Und möge er die weiteren Aufgaben, die er sich vorgesetzt hat, wie die Schriften über die juristische Sprachsphäre in der Luzerner Kanzleisprache und die lebende Mundart von Luzern, guten Mutes zu Ende führen!

Mit diesem unsern aufrichtigen Wunsche mag aber auch ein anderer verbunden sein! Brandstetter behandelt in seinen drei Schriften die Luzerner Kanzleisprache. Seine Quellen sind die sichersten, die es geben kann: Archivalien, Akten und Dokumente. Nun wäre aber auch als Ergänzung namentlich zur „Reception" eine nachträgliche durchgängige Berücksichtigung der Schriftsprache in weiterem und höherem Sinne, der Druck- und Litteratursprache von nöten. Unsicherheiten sind ja hier allerdings auch nicht ausgeschlossen. Wie es fremde Schreiber giebt, so giebt es auch

fremde Setzer und Korrektoren. Aber deren Duldung ist auch zum Teil der Sieg des Neuhochdeutschen sicher mit zuzuschreiben. Andererseits aber haben auch heimische Kräfte sich dem Zwange des Neuen fügen müssen. Und das eben müßte uns gezeigt werden in engem Anschlusse, vielleicht selbst mit Wiederholung der Paragraphenbezifferung in der „Reception“.

Luzern ist ja allerdings in der Geschichte der Buchdruckerkunst und des Buchhandels und somit auch der Litteratur nicht so bedeutend wie Basel und Zürich. Für Luzern könnte für die älteste Zeit Beromünster eintreten. Es würde sich auch nicht ganz ausschließlich um Luzerner Drucke handeln, wenn auf Grund der gegebenen Kanzleisprache ein Gegenbild der Drucksprache gezeichnet werden sollte, und dies immer weniger, je weiter die Darstellung in die neue Zeit gelangt.

---

# Lessings Laokoon und die Kleinode in Reineke Fuchs.

Von **Th. Becker** in Neustrelitz.

R. Hildebrand hat in seinem Aufsatze zu Lessings Laokoon (VI, 305 flg.) mir so zu sagen das Wort vom Munde fortgenommen. Überzeugt von der Wichtigkeit der dort gestellten Aufgabe, „die beiden Kulturmassen, die griechisch-römische und unsere eigene, die antike und die mittelalterlich-moderne in immer engere, engste Beziehung zu bringen,“ suche ich seit langer Zeit in allem Unterricht nach ähnlichen Zusammenstellungen, wie Hildebrand sie hier gegeben hat; und ich hatte auch etwas gefunden, das zeigen konnte, wie die von Lessing mit Bewußtsein erfaßte Schilderungsweise Homers von einem älteren deutschen Dichter in sicher leitendem Gefühl für die Grenzen seiner Kunst auch ohne Theorie zur Anwendung gebracht ist. Nun ist Hildebrand mir zuvorgekommen, und es ist gut, daß er sich der Sache angenommen hat. Doch möchte ich meinen Fund darum nicht unterdrücken, ich lasse ihn als bescheidenen Nachtrag hier folgen.

Auch hat er, glaube ich, einen Vorteil. Meier Helmbrecht und noch mehr Hartmanns Erec liegen doch unserem Unterricht ferner. Reineke Fuchs aber ist durch die Übersetzung Goethes oder Soltaus in der Hand jedes Schülers, so läßt er sich leichter heranziehen.

Ich spreche von den Kleinoden, die Reineke nach seinem erlogenen Berichte dem Hasen in der Tasche für König und Königin mitgegeben haben will, und um deren willen Bellin den Hasen soll ermordet haben. Daß es sich hier um Erlogenes handelt, ist freilich ein Nachteil gegen Helmbrechts Haube, die „sich als erlebte Wirklichkeit giebt“. Aber andererseits hat doch Reineke gerade in diesem Lügengewebe erst recht

die Aufgabe, den vollen Schein der Wirklichkeit zu erwecken, er muß so schildern, daß der König Nobel nie an der Wirklichkeit der Sache zweifeln kann.

Drei Kleinode sind es, von denen wir hören, ein Ring, ein Kamm und ein Spiegel. Ihre Schilderung umfaßt in der mir augenblicklich nur zur Verfügung stehenden Ausgabe von Hoffmann von Fallersleben (Reineke Vos. Nach der Lübecker Ausgabe vom Jahre 1498. Breslau 1834) über 400 Verse.

Das Streben nach genauer Malerei für das Auge tritt überall sehr zurück. Dafür finden wir zunächst als gemeinsame Eigentümlichkeit aller drei Beschreibungen, daß der Wert, den die Kleinode für ihren Besitzer haben, die Bewunderung, die sie erregen, stark hervorgehoben wird. Die Schönheit wird gemalt durch die Wirkung, die sie hervorbringt, wie die Schönheit Helenes sich in ihrem Eindrucke auf die trojanischen Greise zeigt. (Lessing, Laokoon 6, 470 flg. bei Lachmann-Maltzahn.) Der Ausspruch der Greise: *οὐ νέμεσις Τρῶας καὶ ἐυκνημῖδας Ἀχαιοὺς τοιῇδ' ἀμφὶ γυναικὶ πολὺν χρόνον ἄλγεα πάσχειν*, entspricht genau der behaupteten Wirkung der Kleinode; um ihretwillen ist Lampe durch Bellin getötet (4825 flg.). Sie sind ferner so kostbar, daß ihr jetziger Besitzer sie nicht verraten wird, sie also schwerlich wiederzuerlangen sind (4838 flg.), Reinekes Weib wird über den Verlust sehr erzürnt sein (4840 flg.), und Reineke selbst will sein Leben einsetzen, sie wieder zu bekommen (4847 flg.). Um Kamm und Spiegel hat er mit seinem Weibe schon großen Streit gehabt,

> wente se nên gût up desser erde,
> men allêne desse klenode van my begerde (4941 flg.).

Um den Spiegel trauern seine Kinder:

> de plegen dârvôr to spelen uñ springen,
> uñ segen, wo ên de stêrtken hingen,
> uñ ôk wo ên ere muleken stunt (5266 flg.).

Reineke erklärt sich selbst für unwürdig ihres Besitzes, deshalb habe er sie an den König und die Königin gesandt.

Dazu kommt, daß an die Stelle der Schilderung ihres Aussehens die Aufzählung ihrer wunderbaren Kräfte und Wirkungen tritt, die besonders beim Ringe einen großen Raum einnimmt. Er bewahrt vor Donner, Blitz, Zauberei, Kälte u. s. w.; der Stein erleuchtet die Nacht; auch Liebe bewirkt das Kleinod:

> were ymant, de ên ôk nicht mochte lyden,
> de krege ene lêf in korten tyden (4919 flg.).

Es ist wie der Zauberriemen der Aphrodite in Homers Ilias, dem Entsprechendes auch sonst in deutschen Sagen vorkommt, wie z. B.

ein Edelstein Karls des Großen bei Klee, sieben Bücher deutscher Volkssagen, II 274. Im Glase des Spiegels sieht man deutlich, was im Umkreis von einer Meile geschieht (vergl. Parz. Lm. 589, 27. 592, 1), auch tilgt es Flecken im Gesicht (5044 flg.); das Holz des Spiegels ist dasselbe, aus dem das Roß des Königs Krompard gemacht ist, dârmit he konde ryden hundert myle in ener stunde (5062 flg.).

Der Stoff der Kunstwerke wird sonst so behandelt, daß man im allgemeinen eine Vorstellung großer Kostbarkeit bekommt: der Ring ist golden, im Innern finden sich Buchstaben in Emaille mit Lazurfarbe; die Bilder auf dem Kamme sind

mit deme fynesten golde dorchwyret,
rôt zinnober un̄ blou lazûr (4978 flg.).

Das Glas des Spiegels was ên beril schone un̄ klâr (5043), das Holz wird von Würmern nie gefressen, it is ôk beter geacht dan golt (5058), nur Ebenholz ist ihm gleich. Auch dieses findet Anknüpfung in Lessings Laokoon 6, 467 flg., wo ausgeführt ist, Vergil habe Dido nicht schön malen können, wenn anders er in den Schranken seiner Kunst bleiben wollte, deshalb habe er sie reich gemalt. Und ähnlich, wie Homer den Bogen des Pandaros schildert, indem er von der Jagd auf den Steinbock erzählt (Lessing, Laokoon 6, 444), so wird uns hier, wo Reineke den Kamm beschreiben will, die Lebensweise des Panthers erzählt, aus dessen Knochen er gefertigt ist (4955 flg.).

Von der Gestalt der drei Kunstwerke erfahren wir so wenig, daß ihre Herstellung unmöglich sein dürfte: im Ringe finden sich innen magische Buchstaben, außen ein Karfunkel; von der Form des Kammes ist nichts gesagt; der Spiegel hat einen Holzrahmen von anderthalb Fuß Breite, dazu wenige andere Andeutungen, das ist alles.

Aber nun die Hauptsache, die Bilder. Irgendwelche Andeutung über ihre räumliche Anordnung erhalten wir nicht, können uns auch keine Vorstellung darüber selbst bilden. Wir wissen ja nicht einmal, welche Gestalt die auszufüllenden Räume haben. Auch können wir nichts Bestimmtes über die Zahl der Bilder ermitteln. Denn es ist die Frage, ob nicht wenigstens einzelne der Stoffe in mehreren Bildwerken dargestellt sind, umgekehrt wie bei Homer, wo nach Lessing, Laokoon 6, 457 für jede historie, nur ein Bild anzunehmen ist; wenigstens heißt es da, wo der Dichter die Verzierung des Kammes mit der Geschichte von dem Parisapfel bespricht:

desse historie stunt gegraven
up deme kamme hôch vorhaven
mit bôkstaven under den schilden
mit den aldersubtylesten bilden (5035 flg.).

Hier sind also für die eine Geschichte sicher mehrere schilde, d. h. Bildflächen, vorausgesetzt. Außerdem will Reineke gar nicht alle Bilder oder, wie er es nennt, alle Historien angeführt haben; nach 5253 waren auf dem Spiegel ringsherum abgebildet desse historie un̄ der noch mêr.

Die oben angeführten Worte geben uns aber noch eine Eigentümlichkeit zunächst des Kammes an, die weder bei Homer noch in Hildebrands Beispielen wiederkehrt, für die Sache aber von Bedeutung ist: alle Bildwerke sind durch Inschriften erklärt. Das wird auch für den Spiegel wiederholt betont, so 5071 flg., 5253 flg., und als Zweck giebt der Dichter an:

ên islik vorstunt, wan he dat las,
wat dit vor ene historie was (5039 flg.).

Man denkt wohl zunächst an bloße Beisetzung von Namen, aber das ist doch nicht gemeint nach 5211 flg.:

desse historie mit dessen reden
stunt klâr up deme spegel gesneden.

Auch sind es nicht Worte, welche in der bekannten Art auf Papierstreifen stehen, die aus dem Munde des Sprechenden hervorkommen; die Erklärung ist ja under den schilden gegeben. An die Möglichkeit, dieses alles, ausführliche Fabeln, auf dem gegebenen Raum in Worten einzugraben, ist nirgends gedacht.

Bezeichnend ist es nun, daß dem Fuchse dabei Bild und Erklärung des Bildes einmal so ineinander fließen, daß er nur von der Erklärung spricht, wo er das Bild beschreiben sollte:

noch stunt up deme spegel mede
van deme wulve ene andere rede,

rede, d. h. Erzählung, Geschichte, was recht deutlich zeigt, wie ihm das räumlich darstellende Bild unmittelbar zu einer zeitlichen Folge von Begebenheiten wird.

Der Inhalt der Bilder endlich wird so berichtet, daß zwar zu Anfang immer gesagt wird, es habe so auf dem Spiegel „gestanden“, dann aber sofort der Übergang zu einfacher Erzählung gemacht wird, also auch hier die Vorstellung des Räumlichen ganz verschwindet und für sie die Versenkung in das zeitliche Geschehen eintritt. Ein Beispiel genügt hier:

wente up deme spegel stunt ok gegraven
behende mit bilden un̄ bôkstaven,
wo myn vader un̄ Hinze de kater
tosamene gingen by eneme water (5161 flg.),

worauf dann unmittelbar folgt; se sworen tosamene mit swaren eden u. s. f. Ähnlich 4980, 5074, 5101, 5213. — Von einer Thätigkeit des

schaffenden Künstlers, die Lessing (6, 454) beim Schilde Achills so hervorhebt, ist hier so wenig wie im Meier Helmbrecht oder im Erec die Rede.

Daß dies alles nicht berechnete Kunst ist, sondern „Natur und Leben", hat Hildebrand S. 309 gebührend hervorgehoben. Man könnte es trefflich benutzen als Aufsatzthema in Prima, um eben jene Verbindung der antiken und der deutschen Kulturmasse herzustellen, und um die Gedanken des Lessingschen Laokoon durch neue Anwendung zu wirklich eigenem Besitz zu machen und zugleich zu erweitern.

Mir ist dabei aber immer noch ein anderer Gedanke gekommen. Auf unseren Schulen sind von unten auf beschreibende Aufsätze sehr beliebt, man schätzt sie in manchen Kreisen so hoch, daß an ihnen vor allem der deutsche Stil ausgebildet werden soll. So z. B. P. Güßfeldt, über die Erziehung der deutschen Jugend (Rodenbergs Rundschau 1890, Februar, S. 252): „Ein sicherer und gerechter Prüfstein für ein Beherrschen der Sprache ist die Beschreibung; sie erfordert keine Einfälle, sondern nur Beobachtung und passendes Aneinanderreihen der beobachteten Einzelheiten. Es können also alle Schüler gleichmäßig und mit Zutrauen zum Erfolge an die Aufgabe gehen. Etwas anderes ist es mit Themen, deren Behandlung eigene Ideen erfordert" rc. Ist das nicht ein seltsamer Widerspruch: was nach Lessing überhaupt jenseits der Grenzen sprachlicher Darstellung liegt, die Beschreibung des Nebeneinander, das soll gerade den Vorzug haben, daß alle Schüler gleichmäßig und mit Zutrauen zum Erfolge daran gehen können! Und dazu richten wir es oft so ein, daß wir noch in einen ganz besonderen Gegensatz zu Lessings Lehre und den sie befolgenden deutschen Dichtern treten. Während der Dichter das Bild, welches ihm vor Augen schwebt, um die Beschreibung zu vermeiden, so in die Erzählung aufnimmt, daß die einzelnen Teile des Bildes mit einzelnen Handlungen verflochten werden, suchen wir diese Teile heraus, um sie, doch wohl gegen des Dichters Willen, als ein Nebeneinander zu schildern. Goethes bewußte Kunst in Hermann und Dorothea besteht eben darin, das Gehöft des Löwenwirtes *nicht* zusammenhängend zu schildern; ein beliebter Schüleraufsatz ist aber gerade diese Schilderung. Schiller bringt im Taucher alles, was wir vor uns sehen sollen, Natur und Menschen, in engste Verknüpfung mit der Handlung, die einzelnen Handlungen müssen die Teile des Bildes gleichsam mit einschmuggeln; wir verlangen vom Schüler, daß er danach ein für sich bestehendes Bild entwerfe.

Es ist wahr, Lessing macht selbst im 18. Stück (6, 444 und 448) der *Prosa* im Gegensatz zur Dichtung das Zugeständnis, daß sie Körperliches beschreiben könne, aber doch mit der Einschränkung, daß sie dabei zwar verständlich sei und klare und deutliche Vorstellungen hervorbringe,

aber keine Täuschung erwecken könne, daß sie das Ganze wohl in Teile zergliedere, aber „die endliche Wiederzusammensetzung dieser Teile in das Ganze" nicht zu leisten vermöge. Indes wollen wir doch in den angedeuteten Schülerarbeiten gerade aus den zerstückelten Gliedern das Ganze herstellen, wir haben auch nicht die Absicht, dabei die lebendige Dichtung in trockene Prosa (im schlechten Sinne des Wortes) zu verwandeln, wir glauben auch nicht, wenn wir das Bild eines großen Malers beschreiben lassen, dabei das lebendige Band der Einzelheiten zu zerreißen. Wie löst sich dieser Gegensatz zu Lessing? Geben wir ihm damit Unrecht?

Ich will einige Andeutungen darüber geben, wie man, ohne Lessing zu nahe zu treten, doch beschreibende Aufsätze, die wir doch nicht werden aufgeben wollen, rechtfertigen kann. Vielleicht läßt sich auch das in Prima zu einer fruchtbaren und anregenden Denkübung verwenden.

Wenn Lessing im Laokoon (6, 447) sagt: „Es mag sein, daß alle poetischen Gemälde eine vorläufige Bekanntschaft mit ihren Gegenständen erfordern", so deutet er damit wohl auf einen sehr wichtigen Gesichtspunkt für die vorliegende Frage hin, aber was er sagt, kann doch nur heißen, daß der Hörer Entsprechendes oder Ähnliches schon gesehen habe; denn mit diesem bestimmten Schilde Achills hat er eben keine vorläufige Bekanntschaft. Der Dichter schildert also etwas, was der Hörer so nie gesehen hat; dieser soll sich allein nach jener Schilderung davon eine Anschauung erst bilden. Das ist das Ziel, dem der Dichter nachstrebt. Wird aber von einem Schüler verlangt, daß er in einem Aufsatze eine Beschreibung liefere, so ist es von einem Gegenstande, den der Leser, hier also der Lehrer, auch gesehen hat und kennt. Die Aufgabe ist nicht, ihm davon eine Vorstellung erst zu geben; vielmehr soll der Schüler zeigen, daß er nicht nur mit dem Auge, sondern mit Verstand, Herz und Gemüt gesehen hat; er soll das Bild, welches er zunächst nur sinnlich gesehen hat, mit Geist erfüllen, soll die Bedeutung dessen, was das Auge wahrnimmt, dem bewußten Verstande klar machen. Gilt es ein Bild etwa von Rafael zu beschreiben, so muß zunächst ja auch der Vorgang, aus dem das Bild einen Querdurchschnitt giebt, erzählt oder angedeutet werden, es muß also das geschehen, was Lessing vom Dichter fordert. Damit sind wir aber nicht zufrieden, es fehlt die Hauptsache: nun gilt es im einzelnen die Personen zu besprechen, ihre Haltung, ihren Gesichtsausdruck zu würdigen, aber auch die kunstvolle Anordnung des Ganzen zu erläutern. Ähnlich ist es in allem naturwissenschaftlichen Unterricht. Dieser geht vom Anschauungsgegenstande aus, im Betrachten desselben erhält der Schüler, bevor die Beschreibung beginnt, eine erste ungefähre Vorstellung. Nicht also diese zu erzeugen, ist der Zweck der Beschreibung, sondern das zunächst nur sinnlich Gesehene, nur erst unbegriffen Vorgestellte soll in

ein mit Bewußtsein in seinen Teilen und seinem Ganzen Ergriffenes verwandelt werden.

Bei den Aufsätzen nach Goethes Hermann und Dorothea oder Schillers Taucher liegt die Sache anders. Die Dichter vermeiden ja die Schilderung als solche, aber sie haben doch die Absicht, uns auf ihre Weise eine Anschauung zu schaffen. Goethe will, daß wer Hermann und Dorothea mit Aufmerksamkeit gelesen hat, nun wirklich ein klares Bild vom Gehöfte des Löwenwirtes in sich trägt. Lassen wir darüber einen Aufsatz machen, so bildet er gleichsam die Probe, ob der Dichter das, was er wollte, auch im Geiste unserer Schüler erreicht hat. Demnach steht die von uns gestellte Aufgabe nicht im Widerspruch zu Goethes Absichten, wie es erst schien, sondern sie fordert vom Schüler das, was Goethe selbst als das Ergebnis seiner Dichtung wünscht. Der Schüler soll das Bild des Gehöftes nicht jemandem malen, der Goethe nicht gelesen hat, sondern jemandem, der ihn recht genau gelesen hat; er soll damit den Beweis liefern, daß er selbst die Dichtung mit aufmerksamen Verständnis in sich aufgenommen hat.

Freilich kommt man ja auch in die Lage, jemandem etwas beschreiben zu sollen, was er nie gesehen hat, so wenn ein Reisender eine neuentdeckte Gegend schildern soll. Das ist aber eine Leistung, die wir vom Schüler nicht verlangen, und die ja auch immer nur annähernd gelingt. Für die Schule verlangt man deshalb überall Anschauungsmittel. Läßt es sich nicht umgehen, so bedient man sich wohl des Lessingschen Hilfsmittels, man nimmt das zu Beschreibende in die Erzählung des Erlebten auf. Ein anderes wichtiges Hilfsmittel ist der vergleichende Hinweis auf Bekanntes, von dem ein klares Bild im Geiste gegenwärtig ist.

Diesen Vergleich benutzt Homer, benutzen die deutschen Dichter scheinbar nicht, sie weisen nirgends bestimmt auf ähnliche Kunstwerke hin. In Wahrheit aber sprechen sie den Vergleich nur nicht aus, sie benutzen ihn aber stillschweigend mit oder ohne Bewußtsein doch. Homer hat ähnliche Kunstwerke, wie den Schild Achills vor Augen (Helbig, das homerische Epos aus den Denkmälern erläutert, hat auf solche hingewiesen), ebenso sicher der Dichter des Reineke Fuchs. Deshalb sagt solche Schilderung für die Zeit- und Volksgenossen auch viel mehr als für uns, ebenso wie beim Lesen von Hermann und Dorothea wir Deutsche offenbar eine klarere Vorstellung von dem Gehöft erhalten, als ein Fremdling.

---

# Der Name des Haushahns in der Schriftsprache und im Elsässischen.

Von **Heinrich Menges** in Rufach (Oberelsaß).

Vom Hahn sagt Moriz Heyne im Grimmschen Wörterbuche: „Unangefochten ist die Deutung seines Namens als Rufer, Sänger, nach lat. can-ere (singen), welches auch den Gesetzen der Lautverschiebung genau entspricht". Damit stimmt auch die Erklärung in Weigands deutschem und in Kluges etymologischem Wörterbuche überein. Sie wird demnach auch richtig sein.

Aber mir kommt es als ein Unrecht vor, daß unsere Sprache den stolzen, kampflustigen Schreihals des Hühnerhofs auf eine Stufe stellt mit der schlichten Nachtigall, der hochberühmten Nachtsängerin im Garten und im Walde. Und nach unserem heutigen Sprachgebrauche verdient der Hahn seinen Namen auch nicht; denn wir Deutsche reden, im Gegensatze zu den romanischen Völkern, nicht von seinem Gesange. In dem Märchen von den Bremer Stadtmusikanten z. B., in dem der Hahn mit seiner Stimme doch eine wichtige Rolle spielt, heißt es: „Da saß auf dem Thor der Haushahn und s c h r i e aus Leibeskräften". — „Der Esel schrie, der Hund bellte, die Katze miaute, und der Hahn k r ä h t e." — „Der Hahn aber r i e f vom Balken herab: Kickeriki!" Also: schreien, krähen und rufen, das sind die Ausdrücke für die Stimme des Hahns. Und diese drei Bezeichnungen sind auch sonst fast allein gebräuchlich. Sie finden sich im D. W. in den meisten Stellen, die von der Stimme des Hahns handeln. Außer ihnen steht dort noch das Sprichwort: Die Hähne leiern (wenn sie nämlich mit klagender Stimme schlechtes Wetter verkünden), und ein Vers von Hölty: „wenn des Hahns Drommete das umbüschte Dörfchen weckt". Auch diese beiden Ausdrücke haben nichts mit unserem Begriffe von singen zu thun. Nur zweimal ist im D. W. (unter dem Worte Hahn und seinen Zusammensetzungen) vom Hahnengesang und einmal vom Hahnenlied die Rede, in einer Stelle aus dem Vogelbuch von Heußlin (Zürich 1582) und in zwei Stellen aus Gedichten von Stolberg und Haug. Da in den beiden letzten Fällen die Wörter Hahnengesang und Hahnenlied jedesmal am Ende der Zeile stehen, sind sie wahrscheinlich durch den Reim veranlaßt worden. Auch unter dem Worte Gesang (II 1 e) bringt Rudolf Hildebrand im D. W. einige ältere Belegstellen, die vom Gesange des Hahns reden. Hier haben wir aber dem Worte Gesang wohl denselben Begriff unterzulegen wie in den

gleich darauf folgenden Stellen, die vom Gesang der Gänse, des Wiedehopfs, des Kuckucks, des Pfaus, der Eulen und Kiebitze, des Raben, ja des Esels und der Frösche sprechen. Mag indessen die Bezeichnung singen oder Gesang für die Stimme des Hahns auch sonst noch hier und da vorkommen, dem heutigen Sprachgebrauche entspricht sie nicht. Wir reden nicht vom Singen, sondern vom Krähen, Schreien oder Rufen des Hahns; und sein Kickeriki ist für uns kein Lied; sondern ein Gekrähe, ein Schrei oder ein Ruf. Schon dadurch, daß ihn das Volk in dem erwähnten Märchen mit dem Esel, dem Hund und der Katze in schalkhafter Weise zu einer Musikbande zusammenbringt, stellt es ihm für seine musikalische Befähigung kein günstiges Zeugnis aus.

Und doch bedeutet seine Name Sänger! Woher kommt das wohl? Bekannt ist, daß noch zur Zeit Karls des Großen der Angelsachse Alkuin den Gesang der Franken mit dem Geheul wilder Tiere verglich oder mit dem Rumpeln eines Lastwagens, der über einen Knüppeldamm fährt. Nicht besser wird es bei den anderen deutschen Stämmen gewesen sein. Der Begriff des Singens war früher eben ein ganz anderer, niedrigerer als heute, und das Wort singen bedeutete ursprünglich wahrscheinlich nur tönen oder lesen, nach Kluges etymol. Wörterbuche ahd. auch krähen. So ist es begreiflich, daß unsere Vorfahren, die den Hahn schon seit uralter Zeit als Haustier besaßen, mit ihrem mangelhaften Kunstsinn sein gellendes Kickeriki als Gesang aufgefaßt haben. Eine Bestätigung hierfür sieht Kluge (Etymolog. Wörterb. 126) in einem Satze aus Otfrids Evangelienbuche: êr thaz huan singe = ehe der Hahn singt. Doch mag dem lateinisch gebildeten Mönch Otfrid die lateinische Sprache für den Gebrauch des Wortes singe mit bestimmend gewesen sein. Wenn aber Weigand in seinem deutschen Wörterbuche (I, 754) als Beweis für seine Deutung unter andern anführt, daß der Hahn in der Tierfabel Chanteclers = Singehell heißt, mndl. Cantaert, d. h. mhd. Sengelîn (Sänglein), so haben wir hier wohl nicht deutsche Volksanschauung, sondern entweder romanischen Einfluß, da die Tierfabel ja aus Frankreich über die Niederlande zu uns gekommen ist, oder wir haben eine ironische Bezeichnung, wie sie zum Wesen der Tierfabel ja paßt (vergl. den Ausdruck Kratzefuß für die Henne in Goethes Reineke Fuchs).

Dem heutigen Sprachgebrauche widerspricht die Auffassung des Hahns als Sänger. Trotzdem wird er seinen Namen behalten, wie ja so manches Wort besteht, dessen Grundbedeutung nicht mehr mit unsern Anschauungen übereinstimmt. Aber es ist lehrreich, zu beobachten, wie sich die Mundarten dazu stellen. Ich will in den folgenden Zeilen nur die e l s ä s s i s c h e n N a m e n des Hahns besprechen.

Im Elsaß führt der Haushahn drei verschiedene Namen: Håhn (Håhne), Goggel (Guggel, Güggel, Giggel, Gogger) und Güller (Guller, Gülli). Håhn oder Håhne ist natürlich das schriftdeutsche Wort. Nur hat es ein dunkles a, das in einigen Gegenden sogar in offenes o übergeht, und in dem mittleren und südlichen Teile des Oberelsasses besitzt es mit der früheren Endung (ahd. hano, mhd. hane, han) auch noch die alte schwache Biegung. Hier in Rufach sagt man z. B.: da Håhne isch feist = dieser Hahn ist fett, der Hund hett im Håhne der Wådel üssgrisse[1]) = der Hund hat dem Hahn den Schwanz ausgerissen, mer wann morn der Håhne metzghe = wir wollen morgen den Hahn schlachten, d'jungi Hahne kenne nå nit so güet kräje åss d'ålti = die jungen Hähne können noch nicht so gut krähen als die alten.

Verbreiteter als das Wort Håhn ist im Elsaß der Ausdruck Goggel (Guggel, Güggel, Giggel, Gogger) besonders im Unterelsaß und im Sundgau. Manchmal wird das Wort Hahn noch erklärend daran gefügt, so sagt man z. B. in meiner Heimat im Kreise Weißenburg Güggelhåhn. Was bedeutet nun Goggel (Guggel, Güggel, Giggel, Gogger)? In seinem deutschen Wörterbuche (I 739) leitet es Weigand vom frz. coq = Hahn ab (oder vom engl. cock = Hahn). Nach Dietz ist aber das frz. coq ein Naturlaut, der den Lockruf des Vogels nachahmt. Demnach wäre auch Goggel u. s. w. ein schallnachahmendes Wort ohne Grundbedeutung.

Mir will diese Ableitung vom Französischen nicht zusagen. Einleuchtend wäre sie wohl, wenn das Wort Goggel u. s. w. nur im Elsaß vorkäme. Dann ließe sie sich durch die Nähe des französischen Sprachgebiets erklären. Aber man findet den Ausdruck auch in der Schweiz, in Tyrol, durch ganz Mittel- und Süddeutschland bis nach Böhmen hinein, allerdings mit verschiedenen Formen: Goggel (= hahn), Güggel (= hahn), Guggel (= hahn), Giggel (= hahn), Goggeler, Güggeler, Güggler, Gögger, Gügger, Gigger, böhmisch Gäugsch, Goggosch, Goggesch, Gogsch (Frommanns deutsche Mundarten I 96, II 190, V 125, VI 272). Hier kann doch nicht mehr von der Herkunft aus dem Französischen die Rede sein. Und dann, wenn das frz. coq wirklich ein Naturlaut ist, sollten ihn bloß die Franzosen aufgefangen haben? Der Hahn lockt den Hühnern in Deutschland doch gerade so wie in Frankreich, und die Deutschen haben doch denselben Sinn und dieselbe Gabe zur Auffassung dieses Naturlauts. Wie sollten Deutsche den Namen

1) Das n der Endsilbe en fällt hier, wie im ganzen Elsaß, aus; einen Genitiv giebt es im Elsässischen nur noch selten in alten Formeln; der Dativ wird meistens durch Vorsetzung des Verhältniswortes in gebildet; der Akkusativ lautet in Rufach dem Nominativ auch bei den Maskulina in der Einzahl gleich.

eines Tieres, das sie tagtäglich vor Augen haben und dessen Stimme jedes Kind kennt, aus dem Französischen entlehnt haben! Viel wahrscheinlicher ist mir, daß das mundartliche Goggel unmittelbar der Natur abgelauscht ist und ebenso wie das frz. coq, aber unabhängig von diesem, von dem lockenden Rufe des Hahnes ausgeht. Dieser Ansicht ist auch Moriz Heyne in seinem deutschen Wörterbuche (I. Bd., Gückel). Daß Tiere nach ihrer Stimme benannt werden, ist ja allbekannt. Ein naheliegendes und passendes Beispiel ist das Wort Glucke, elsässisch Glügg oder Gluggere = Bruthenne; glugg ist eben der Ton, mit dem diese die Küchlein zu sich lockt. Ich erinnere weiter an den Namen des Kuckucks und an das Sprichwort: Es flog eine Gans wohl über den Rhein und kam als Gagag wieder heim. Auch der Kindersprache sei hier gedacht, in der die Kuh Muh, das Schaf Mäh, der Hund Wauwau, das Kaninchen Minimini, der Rabe Quak heißt. Und Gückel ist nach M. Heyne ja auch, wie Kikeriki, ein Wort aus der Kinder- und Haussprache. Wie das Grimmsche Wörterbuch das süddeutsche Goggel u. s. w. erklären wird, ist noch nicht zu ersehen, da das betreffende Heft noch nicht erschienen ist. Doch scheint Rudolf Hildebrand, der den Buchstaben G ja bearbeitet, es nicht zu dem niederdeutschen Kuckelhahn und damit zu Küchlein und zu dem engl. cock stellen zu wollen, denn er sagt am Schlusse des Artikels über Küchlein (V. Bd.): „Das süddeutsche Gockel, Göcker (Hahn) freilich stört anscheinend jene Annahme (daß nämlich Küchlein ursprünglich ein Diminutiv zum ags. cocc = Hahn ist und demnach zum engl. cock gehört), aber es wird mit cock, Küchlein u. s. w. nicht unmittelbar zusammengehören."

Noch eine andere Erklärung des süddeutschen Goggel sei hier erwähnt. Sie steht in Frommanns deutschen Mundarten (I, 96). Frommann leitet den Namen nicht vom Geschrei des Hahns ab, sondern von seinem ausgelassenen, stolzen, streitsüchtigen Wesen, mit Beziehung auf sein in der Farbe wechselndes, buntes Gefieder. Er bringt Goggel u. s. w. in Verbindung ebenso mit dem mhd. Eigenschaftswort gickelvêch = buntscheckig und mit dem fränkischen gackerig = buntscheckig, wie mit unserem Zeitwort gaukeln, dem ja der Begriff der unruhigen, ausgelassenen Hin- und Herbewegung zu Grunde liegt. Dabei stützt er sich besonders auf das mhd. Eigenschaftswort gogel = ausgelassen, üppig, trügerisch (vergl. Mhd. Wörterb. von Müller-Zarncke I, 540), das er in diesem Sinne noch in einer Stelle bei Hans Sachs nachweist:

Hünner und gens, enten vögel
Machen die gest frölich und gögel.

Demnach würde der Hahnenname Goggel u. s. w. zu unserm gaukeln, Geck, vielleicht auch zu der neueren Bildung Gigerl gehören und auf

das unruhige, ausgelassene, übermütige Wesen des Vogels hinweisen. — Ob diese Erklärung Frommanns zutrifft, kann ich nicht beurteilen. Rudolf Hildebrand führt im D. W. unter gaukeln (I 1 e α) aus der älteren Litteratur wohl viele süddeutsche Formen an, die mit dem Namen Goggel und seinen Formen übereinstimmen, aber stets mit der Bedeutung des Gaukelns von Menschen (z. B. schwäbisch göckeler oder göckel = Gaukler, bair. narrengocken = Possen, oberd. aus dem 15. Jhd. gockler = Gaukler, frankfurt. gockeln und guckeln = gaukeln, göckelmann = Schauspieler, schweiz. gögel = Laffe, gögeln = läppisch thun, henneberg. göckeln = mit Feuer gaukeln, tyrol gögern = herumfuchteln, u. s. w.); das Wort Goggel als Name des Haushahns erwähnt er dabei aber nicht.

Nun bleibt uns noch der dritte elsässische Name des Haushahns zu besprechen: Güller. Er ist besonders im südlichen Teil des Unterelsasses und im nördlichen Teil des Oberelsasses gebräuchlich. W. Mankel erwähnt ihn zwar auf S. 187 seiner Arbeit über die Mundart des Münsterthales im Oberelsaß (Straßburger Studien von E. Martin und E. Wiegand, 1884, II. Bd. 2. u. 3. Heft); aber er erklärt ihn nicht. Doch die Verbindung, in der er das Wort Güller bringt, läßt mich annehmen, daß er es von Güggel ableitet. Die durchgemachten Formen des Worts wären dann etwa: Güggel, Güggeler (Erweiterung durch er), Güggler (Ausfall des ersten e), Güller (weiterer Ausfall des g in der Wortmitte). Da die Formen Güggeler und Güggler in oberdeutschen Mundarten vorkommen, wäre dieser Lautgang nichts Auffälliges. Nur nimmt man die Möglichkeit an, daß dann an anderen Orten aus Goggel und Giggel auch die entsprechenden Formen Goller und Giller entstanden seien. Sie sind mir indessen nicht bekannt. An manchen Orten des Elsaß erscheinen die Formen Guller und Gülli. Diese Formen kommen auch in der Schweiz und in Schwaben vor. Wenn Güller von Güggel abzuleiten wäre, hätte es auch dieselbe Bedeutung wie dieses.

Vielleicht kommt aber eine andere Erklärung des Wortes Güller der Richtigkeit näher. Sie ergiebt sich durch die folgende Erwägung. In manchen Gegenden des Oberelsasses, und oft da, wo man den Haushahn Hähne nennt, führt der Truthahn den Namen Güller, z. B. in Rufach.[1]) Hier ist Güller wahrscheinlich ein lautmalendes Wort, das vom kollernden Geschrei des Vogels kommt. Im Elsaß heißt nämlich das Kollern des erregten Truthahns an vielen Orten güllere (an anderen gluggse); vom kollernden Truthahne sagt der Vater wohl zu seinem Buben: Heersch,

1) Die anderen elsässischen Bezeichnungen für den Truthahn sind: Gülli (Mülhausen), Bülli (Colmar), Welschhahn oder welscher Hahn (Weißenburg), welscher Güller (oft da, wo der Haushahn den Namen Güller trägt, z. B. in Kaysersberg), welscher Guggel (Hegenheim im Sundgau).

wie er widder güllert = Hörst du, wie er wieder kollert? Nun ist das Kollern des Truthahns nebst dem großen Fleischlappen am Halse (im Elsaß Rutznås oder Schnödernås genannt) für das Volk ein kennzeichnendes Merkmal des Vogels. Und es ist für mich sehr wahrscheinlich, daß er gerade vom Zeitwort güllere den Namen Güller erhalten hat. Wie ich einmal gelesen habe, trägt der Truthahn auch in Koburg seinen Namen nach seinem Geschrei; er heißt nämlich Hauderhauder. Nun fragt es sich, was das Wort güllere (schriftdeutsch kollern) bedeute. In seinem deutschen Wörterbuche (II, 422) stellt Moriz Heyne das Wort kollern in dieser Bedeutung nicht zu dem Lehnwort Koller = Wut, sondern betrachtet es als schallnachahmendes Zeitwort. Auch Rudolf Hildebrand giebt im D. W. (V, 1619) diese Erklärung zu. Er sagt beim ersten Zeitwort kollern (4 f): „Es bleibt möglich, daß hier (nämlich beim Kollern des Truthahns, der wilden Tauben, in den Eingeweiden u. s. w.) ein eigenes, heimisches Klangwort vorliege, das mit dem vorigen (kollern = unsinnige Wut haben) sich vermischte. Da aber der Klang fast immer ein rollender ist, kommt eine Herkunft vom folgenden kollern (= rollen, kugeln) in Frage, wie man vom rollenden Donner spricht." Wenn aber das Wort Güller als Name des Truthahns ein schallnachahmendes Wort ist, so wird es doch als Name des Haushahns dasselbe sein. Und es sind dann zwei Fälle denkbar: entweder hat der Haushahn den Namen Güller gleichfalls von seinem ähnlich klingenden Lockruf erhalten, oder der Name Güller ist vom Truthahn auf den Haushahn übertragen worden.

Zum Schlusse sei noch einer anderen Vermutung Raum gegeben, die aber nur als das aufgenommen sein will, was sie ist, als bloßer Einfall von mir. Könnte der Name Güller für den Haushahn nicht vom Zeitworte gellen kommen? Gellen wurde früher bekanntlich stark gebeugt und hatte im Imperfekt, wie viele andere Zeitwörter, einen doppelten Stammvokal, in der Einzahl a, in der Mehrzahl u: er gall, sie gullen. Nun sind gerade aus den Imperfektsformen starker Zeitwörter viele Hauptwörter hervorgegangen, und zwar sowohl aus der Mehr- wie aus der Einzahl, z. B. Klang aus der Einzahl des Imperfekts von klingen, Fund aus der früheren Mehrzahlform des Imperfekts von finden (wir funden). So könnte ja auch die Form Gul aus der früheren Imperfektsform gullen abgeleitet sein. Sie ist in Schwaben und in der Schweiz im Volksmunde noch lebendig. Hebel bringt sie bekanntlich auch in seinem alemannischen Gedichte „Sonntagsfrühe":

> Er (der Sunntig) chunnt ins Dorf mit stillem Tritt
> Und winkt im Gul: „Verrot mi nit!"

Und aus Gul wären dann die erweiterten Formen Guller, Güller, Gulli, Gülli entstanden. Wenn das elsässische Wort Güller daher käme, so

bedeutete es: der Geller, der Gellende. Diese Bedeutung würde der Stimme des Hahns entsprechen: denn sein Kikeriki ist kein Gesang, sondern ein gellendes Geschrei, ein lauter, durchdringender Ruf. Und da gellen und das alte galan = singen, das in Nachtigall enthalten ist, nahe verwandt sind, hätten wir auch zwischen Güller und Nachtigall eine Verwandtschaft, freilich eine solche, die unserer Anschauung besser entspricht als die zwischen Hahn und Nachtigall.

Doch ich gebe dies, wie gesagt, nur als meine unmaßgebliche Vermutung. Meine Ausführungen erheben überhaupt keinen Anspruch auf allgemeine Anerkennung; sie wollen nur zu weiteren Mitteilungen anregen. Wenn ich auch dazu neige, die Ausdrücke Goggel und Güller als Naturlaute aufzufassen, so will ich doch diese Meinung niemand aufdrängen. Vielleicht kommt ein Berufenerer als ich, der die Sache klar macht und jene zwei Wörter ins rechte Licht stellt, wie es in dieser Zeitschrift ja mit manchem Ausdrucke schon geschehen ist.

---

## Zur niederdeutschen Litteratur im 19. Jahrhundert.

Von **O. Glöde** in Wismar i. Meckl.

In dieser Zeitschrift VII, Heft 3 giebt A. Dühr Proben einer Übersetzung der Ilias ins Niederdeutsche. Die Arbeit ist unter dem Einfluß der Gedanken entstanden, die der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" über das Wesen des niederdeutschen Volksstammes und seiner Sprache ausgesprochen hat. Ich habe Dührs Arbeit in Herrigs Archiv (XCI Heft 2 u. 3 S. 293—297) eingehend besprochen. Der Verfasser von „Rembrandt als Erzieher" fordert gleichsam einen plattdeutschen Homer, sucht ihn allerdings in den Regionen des Unbewußten. Dühr hat diese Forderung mit großer Geschicklichkeit zu erfüllen gesucht. Mit Recht sind das trochäische Versmaß und die Folgereime für die Übersetzung gewählt, und in retardierenden Momenten schlägt der Trochäus in einen Jambus um. Daß der griechische Hexameter für die niederdeutsche Sprache ebensowenig wie für das Hochdeutsche paßt, glaube ich mit Dühr auch heute noch. Ich halte an dieser Ansicht fest, trotzdem uns Hildebrand (Zeitschr. VIII, S. 1—6: Zum Daktylus, dem deutschen und lateinischen, auch vom Hexameter) in so feiner und treffender Weise gezeigt hat, wie schön und musikalisch von einem wahren Künstler gebaute Daktylen klingen. Nicht jedes Kunstwerk hat wie das schöne Lied „Freudvoll und leidvoll, gedankenvoll sein" einen Goethe zum Verfasser und einen Beethoven zum Komponisten. Selbst Goethe hat lange nicht immer in dunklem Kunstgefühl seine Daktylen in dieser feinen rhythmischen Weise gebaut. So ganz Unrecht hat also doch wohl W. Wackernagel nicht, wenn er in seiner

Geschichte des deutschen Hexameters und Pentameters bis auf Klopstock (1830) auf diese Frage kommt, mit dem Geleisteten recht unzufrieden ist und darauf wehmütig mit den Worten verzichtet: „Es geht einmal nicht, so schön es wäre, wenn wir echt antike Verse machen könnten, wir vermögen es nicht; geben wir's auf!" (Abhandlungen zur deutschen Litteraturgeschichte 1873, 2, 3.) Für das Niederdeutsche scheint mir die Gefahr, die Hexameter schlecht und langweilig zu bauen, noch größer als im Hochdeutschen. Versucht wird es in der niederdeutschen Dialektdichtung noch täglich, mit welchem Erfolg mag die folgende Probe zeigen. Carl Gildemeister[1]) hat den dritten Teil seiner „Mäkelbörgschen Husmannskost" in Hexametern geschrieben, von denen ich die 20 ersten mitteile:

**Dräensnack an'n Stammdisch in Wismer.**

Irster Abend.

Nüchterner, hüslicher Leser! Den Kopp schüttelst Du so verwunnert?
Dauh nich den Stammdischen-Dräensnack verdammen as däemliche Dummheit!
Dräensnack an'n Stammdisch! Ein häßliches Wurt wol ut Minschenmund
    spraken,
Äewer so lees un begriep un verurdel den Dräensnack verständig:
Irst äewertügen un urdeilen dehst Du vernünftiger nahsten...
Einsam an't Euwer bi Wendörp liggt rannerspöltert ein Felsen.
Freuher mal wir hei ein Seeminsch un lewte wol anners as Felsen,
Speelte mit Nixen un Nymphen Verstek un ok Griep in dat Wader,
Lewte so glücklich un munter as Günstling un Brüdjam up Irden;
Nämlich hei wir ok ein Leiwling un Günstling bi Nixen un Nymphen,
Dei in dei Wismer'sche Ostsee verlewen ehre Lewen as Jungfern. —
Schümen dei Wellen in't Wader, so lett dat, as speelen de Nixen
Lustige Spille un luschen un lachen un langen taum Himmel,
Glitziges Sünnengestrahl un all' Manden- un Stirnengeflimmer
Ünn'n an den Seegrund tau trecken un dorut ein Wunner tau wewen.
Ok einmal badte den Wendörper Schulten sien Dochder allein hier...
Goldigen Sünn' schien an'n Hewen, lustige Väegel, verleiwte,
Fröhliche Minschen un dortau verstekene, schattige Lauwen
Un denn Gesang und erquicklichen Lawdrunk — allens tausamen
In einen goldenen Rahmen as Bild dacht — un Ji malt Juch — Greunings...

---

1) Mäkelbörgsche Husmannskost. Mäkelbörgsche Gerichte in drei Gängen oder drei Bäuker herutgeben von Carl Gildemeister in Vor-Wendorf.

Mäkelbörgsche Husmannskost benennt sich eine Sammlung plattdeutscher Poesien, die anfangs des neuen Jahres im Abonnement in circa 20 Lieferungen erscheinen sollen, wenn genügend Abonnenten vorhanden sind. Der erste Teil soll das epische Gedicht „Jochen Frank" in sieben Gesängen bringen, der zweite Teil enthält Proben plattdeutscher Lyrik. Der dritte Teil enthält 20 niederdeutsche Hexameter, die den Anfang zu dem vielversprechenden Kapitel bilden „Dräensnack an'n Stammdisch in Wismer". Der Verfasser hat schon 1887 eine Sammlung plattdeutscher Gedichte (in Kommission bei der Hinstorffschen Hofbuchhandlung) herausgegeben.

Als Probe aus dem 7. Gesang der Dichtung teilt das Mecklenburger Tagesblatt vom 22. April 1894 ein Abendlied mit, das „Stiene" an der Wiege ihres Kindes singt. Es ist eins der schönsten Stücke aus der Sammlung.

1. Abendsünnenglaut!

Du stimmst mi so eigen tau Maut!
Ick weig in dien Gläuhen hier vör miene Dör
Mien Leiwstes, mien Schönstes up Irden, — min Gör
Un weig dat taum Slapen so leiwing, so sacht
O, Himmel giww Acht,
Dat einst in'ne Nacht
Dat Böse em äewer de Unschuld nich tüht,
Dat in sienen Harten nicks Leeges geschüht!
Abendsünnenglaut!
Du stimmst mi so framing tau Maut!

2. Fierabendschien!

Wol glücklich ward Hart mi un Mien!
Dei Dagstied will Arbeit un Sorgen un Fliet;
Wol liggt von den Abend dei Morgen irst wiet.
Wol brusen dei Störme un brennen dei Hitt,
Dei Minsch doch möt mit,
Wo veel hei ok litt.
Doch bliwwt em Gesundheit un fröhlichen Sinn,
So süht hei vergneugt in den Abendschien rin.
Fierabendschien!
Wol glücklich ward Hart mi un Mien!

3. Schönes Hüsungsglück!

Up Ird all von'n Himmel ein Stück!
Mien Jochen deht sorgen för uns Dag un Nacht
Un freut sick in Harten un jubelt un lacht,
Findt hei uns gesund, un em lawt unsre kost,
Drückt uns an sien' Bost;
Wi sünd em sien Trost;
Wi sünd em sien Glück un sien Freden un Rauh.
Un Gott giwwt von'n Himmel den Segen dortau.
Schönes Hüsungsglück!
Up Ird all von'n Himmel ein Stück!

Wenn ich also auch in Bezug auf die Verstechnik mit Dühr übereinstimme, so meine ich doch, daß der Verfasser sich mit den bekannten Vertretern der Ansicht von der Brauchbarkeit des Hexameters auseinandersetzen mußte. Die Technik ist schon verschieden gehandhabt in den in der Zeitschr. a. a. O. mitgeteilten Proben. Einen ent-

schiedenen Fortschritt bezeichnen folgende, mir vom Verfasser privatim mitgeteilten Verse:

Ok ut Mosaik 'nen Danzplatz schmädte noch torecht Hephäst,
Änlich jennen, de herstellt wir einst von Dädalos up't best
För de schöne Ariadne mit dat schmucke Flechtenhor,
Dat in Knosos se künn danzen mit de ganze junge Schor,
Wenn de Burschen mit de Jungfern, sir begert up't Inselland,
Schwewig ere Reigen splüngen mit einanner Hand in Hand.
Witt in luftge Linnenkleder prangte schmuck de Jungfern-Schor,
Und in Wullenstoff-Gewänner all' de Burschen glänzten dor.
In dat Hor 'nen Blomenkranz de schönen jungen Mäkens drögen,
Gollne Schwerter doch de Burschen an de sülwern' Gürtel legen.
Und de Pore schwüngen't Danzbein in de Runn so flott und licht,
As wenn unner' Hänn' den Pötter sine Schiw tor Prow rumflüggt.
Und den wedder gegenanner hüppten s' in twei lange Rein,
Üm er rüm 'ne grote Schor ded den verleiwten Danz tosen.
Und ded sich an verlusticren. In er Midd ein Sänger süng,
To sin Led mit hellen Klang in sine Hand de Ziter klüng.
Ok twei Faxenmakers fegten warblig ümmer midden mang,
De er lustge Buckssprüng' makten na den Takt von den Gesang.
Und toletzt hart üm den Rand von desen dägten fasten Schild
Makt hei von de irdümbrusend grote wilde See ein Bild.

Diese Verse sind entschieden glatter, auch verständlicher als die früher mitgeteilten. Ich habe dann in meiner Besprechung (Herrigs Archiv S. 296 u. 297) der Einleitung Dührs über das Wesen der niederdeutschen Sprache in manchen Punkten widersprochen. Dührs Auffassung vom Niederdeutschen scheint mir zu ideal. Daß unser Dialekt im Aussterben begriffen ist und immer mehr mit hochdeutschen Elementen vermischt wird, wissen alle in niederdeutschen Landen lebenden Gebildeten, auch Dührs Übersetzung beweist das. Wenn die Staatsbürgerzeitung vom Donnerstag, den 27. Juli 1893, in einer sehr anerkennenden Anzeige der Dührschen Übersetzung dem Niederdeutschen einen überwiegenden Einfluß sogar auf die Sprache des amtlichen Verkehrs in Meklenburg einräumen will, so widerstreitet das entschieden den Thatsachen. Ich unterschreibe unbedingt alles, was Dühr über den Wert des Niederdeutschen sagt.

Das Niederdeutsche taugt nicht bloß für die humoristische Darstellung. In unserem Dialekt läßt sich Schmerz und Leid, die das Menschenherz heimsuchen, mindestens gerade so gut ausdrücken wie im Hochdeutschen; Reuter schlägt ernste und das Herz ergreifende Klänge an. Mag auch das niederdeutsche Volk Elemente in sich tragen, die selbst Altgriechenland übertreffen, so ist die Sprache damit noch der Homerischen nicht kongenial. Ob das Niederdeutsche für das großartige Kriegsdrama geeignet ist, das sich in der Ilias abspielt, bezweifle ich. Ähnlichkeiten in der Diktion der beiden Sprachen, die Derbheit und das Behagen am

Detail des Lebens, die geschickte Ausnutzung der komischen Figur und Situation gebe ich gerne zu; die kraftvolle Begabung für das Pathos der großen Situation aber hat das Griechische voraus. Im Verlaufe meiner Besprechung habe ich dann gesagt, daß das Niederdeutsche längst für unfein in Stadt und Land gilt, daß man in den größeren Städten nur noch selten korrektes Niederdeutsch trifft. Auch wohnen die eingefleischten Plattdeutschen nicht ausschließlich an der Ostsee („an de Waterkant"), sondern auch das platte, ackerbautreibende Binnenland ist der Sitz niederdeutscher Gemütlichkeit, wie sie Fritz Reuter aus eigener Erfahrung geschildert hat.

Der Verfasser hat speziell den Strelitzer plattdeutschen Dialekt gewählt, weil er dem Hochdeutschen näher steht als das Reutersche Schweriner Idiom. Wenn das wahr ist, so halte ich das gerade für einen Nachteil. Ich habe dann a. a. O. behauptet, daß das Niederdeutsche in Strelitz noch mehr in Mißkredit sei als in Meklenburg-Schwerin. Immerhin wird die Übersetzung nur in einem kleinen Kreise von niederdeutschen Verehrern des Homer heimisch werden. Die Odyssee ließe sich meines Erachtens noch besser übersetzen. Meine Besprechung von Dührs Iliasübersetzung wurde dann im „Rostocker Anzeiger" vom Dienstag, den 19. Dezember 1893, unter der Rubrik zur Meklenburgischen Litteratur angezeigt. Der Referent, der als gediegener Kenner des Niederdeutschen bekannt ist, giebt mir mit meiner praktisch-kühleren Auffassung gegenüber dem Enthusiasmus des Verfassers Recht. Dann aber wendet er sich gegen meine Behauptung, „daß in Meklenburg-Strelitz das Niederdeutsche noch mehr in Mißkredit sei als in Meklenburg-Schwerin und daß das dortige Plattdeutsche wegen seiner Durchsetzung mit hochdeutschen Elementen fast „missingsch" klinge". Ich habe hierauf in einem Artikel im „Rostocker Anzeiger" vom 29. Dezember 1893 geantwortet. Ich habe mich an der betreffenden Stelle in Herrigs Archiv nicht so allgemein ausgedrückt. Es heißt dort S. 296: „Ich kann es ganz offen aussprechen, daß viele Strelitzer nicht mehr echt niederdeutsch sprechen; ihre (das Pronomen bezieht sich auf die vielen Strelitzer, nicht auf alle) Sprache ist so mit hochdeutschen Elementen durchsetzt, daß sie oft wirklich „missingsch" klingt. Auch ist das Niederdeutsche dort noch mehr im Mißkredit als in Meklenburg-Schwerin." Diese Worte halte ich auch heute noch in ihrem ganzen Umfange aufrecht. Wenn der Referent Worte, die man sonst im mittelniederdeutschen Wörterbuch aufschlägt, wenn sie einem beim Durchlesen alter Schriften vorkommen, wie Schelinge, velich, Deger, anführt, die er gerade im Strelitzschen noch lebendig vorgefunden hat, so kann ich diese noch um einige vermehren, die ich ebenfalls in der Umgegend von Friedland gehört habe, wie dönsk u. a.

Woldegk und Friedland und ihre Umgebungen sind ja gerade wegen ihres Schatzes an alten Worten und Sagen bekannt. (Vergl. auch Bartsch, Sagen, Märchen und Gebräuche aus Meklenburg. 2 Bde. Wien 1879 u. 1880.) Wossidlo hebt in seinem ersten Bericht über die Sammlung meklenburgischer Volksüberlieferungen die Rührigkeit der Mirower Seminaristen noch besonders hervor. Meine Behauptung, daß der Strelitzer Dialekt nicht der beste von den niederdeutschen Mundarten sei, beruhte auf Dührs eigenen Worten (Ztschr. a. a. O. S. 183): „Die vorliegende Übersetzung spricht speziell den Strelitzer plattdeutschen Dialekt, der dem Hochdeutschen näher steht als das Reutersche Schweriner Idiom." Ich meine, ein niederdeutscher Dialekt, der dem Hochdeutschen näher steht als ein anderer, ist der schlechtere von beiden. Denn Hochdeutsch und Niederdeutsch sind sprachliche Gegensätze; wenn sie sich nähern, verliert meistens das Niederdeutsche. Daß die oben von mir abgedruckte Probe, eine der besten der Dührschen Übersetzung, durch und durch niederdeutsch ist, wird wohl kein Niederdeutscher behaupten. Übrigens hat sich Dühr mir gegenüber in einem Privatbriefe vom 23. Dezember 1893 für die Besprechung dankend ausgesprochen. Er giebt zu, daß die ersten Bücher durchweg einer Bearbeitung unterworfen werden müssen. Die Verstechnik ist ihm natürlich erst während der Arbeit geläufig geworden. Er hofft, daß die überarbeiteten und polierten Verse alle den Vergleich mit der von mir gebotenen Probe aushalten werden, daß ferner das Plattdeutsche dem großen Pathos auf die Dauer gewachsen ist. Ich glaube das nicht, der Erfolg wird ja den Beweis liefern. Der plattdeutsche Verein „Quickborn" hat das erste Buch der Ilias sehr sympathisch begrüßt, im Vereinsorgan „Eckbom" werden bald neue Proben gedruckt werden, denen ich auch mit Spannung entgegensehe, wie allem, was den niederdeutschen Dialekt betrifft. Dühr hat leider seit 1873 nicht mehr in echt plattdeutschen Landen gelebt, in der Altmark ist das Stadtgespräch schon ganz hochdeutsch. In seiner Jugend war das Plattdeutsche auch in den Kreisen, die auf Bildung und Besitz Anspruch machten, noch sehr im Ansehen. Jetzt ist das leider anders geworden, ich bedauere das eben so sehr wie Dühr.

Es schien mir richtig, diesen Streit um den Dialekt einem größeren Leserkreis bekannt zu machen, da hier einfach die größere Erfahrung und Kenntnis von Land und Leuten entscheiden kann. Es folgten denn auch auf meinen Artikel mehrere Erwiderungen, allerdings nur auf privatem Wege, nicht öffentlich. Die meisten geben mir völlig Recht, einige berichtigen Nebensächliches. In einer dieser Zuschriften vom 30. Dezember 1893 wird versucht, die von mir gedruckte Probe in gutes südmeklenburgisches Plattdeutsch umzudichten.

Er schlägt folgenden Text vor:

En Ringeldanz in'n Gräunen hett smädt[1]) Hephäst,
As Dädalus in Knosos mal wunnersam
Harr makt vör Ariadne, dei krusköppt Dam:
Rumsprüngen strewig Bengels in Beiderwand (?),
Anne Sied en gollen Savel, un Deerns an' Hand,
Dei linnen Kleder drögen — bet uppe Fäut —
Un Blaumenkräns int Hoor harrn — wo leet dat säut!
Denn maleins perrten s'rundüm petünt[2]) un stiev,
As prauvwies woll en Pötter ümdreiht sin Schiev.
Tankiekers stünnen üm ehr in vulle Haeg,
Un mirrn in'n Kreis en Spälmann, dei streek na Maeg
Sin Fidel, dat't so Oort harr, as hest mi sein?
Un twei Vördanzers geeben mit Arm un Bein
Dei jungen Lüd den Takt an vörn Ringelreihn.

Wie die Fachgenossen sehen, läßt hier wieder die Verstechnik manches zu wünschen übrig. Ich habe durch die verschiedenen Veröffentlichungen zeigen wollen, daß Dührs Unternehmen wichtig genug ist, um weitere germanistische Kreise zu interessieren.

---

## Einige Bemerkungen zur Schulausgabe von Grillparzers „König Ottokars Glück und Ende“.

Von **Rudolf Scheich** in Mähr.-Weißkirchen.

Es gehört gewiß zu den schwierigsten Aufgaben, die der Herausgeber einer Schulausgabe zu erfüllen hat, daß er in seinen Erklärungen das richtige Maß zwischen dem Zuviel und dem Zuwenig einhalte. Lassen allzu knappe und sparsame Bemerkungen den Schüler im Dunklen tappen, so sind anderseits zu zahlreiche gewiß geeignet, das Interesse zu ertöten und den Blick für das Ganze der Dichtung zu verdunkeln.

Was die Erklärung einzelner Worte und Wendungen betrifft, so leisten die meisten Schulausgaben des Guten eher zu viel als zu wenig. Teils lassen sich die Herausgeber dazu hinreißen, einzelne Worte mit gelehrten Exkursen zu begleiten, die an sich richtig, doch zur Erklärung der genannten Stelle überflüssig, also für die Gesamtauffassung schädlich sind, teils erklären sie in den Fußnoten Dinge, die auch dem Schüler der unteren Klassen einer Mittelschule geläufig sein müssen. Gegenüber dieser Freigebigkeit in der

1) Der Verfasser hat hier richtig den sm-Laut angewendet gegenüber Dührs „schmädte“. Auf diesen Punkt machen mehrere Zuschriften aufmerksam: schmuck, schwüngen, schwewig sind nicht niederdeutsch.

2) petünt = hd. patent.

Erklärung von Einzelheiten begegnet man in den meisten Schulausgaben deutscher Dichtungen einer ziemlichen Dürftigkeit in den Hinweisen auf die Motive der Handlung. Und doch sollte es sich eine Schulausgabe zur Aufgabe machen, jedes für den Fortgang der Handlung irgend wichtige Motiv dem Schüler zu erklären, nicht durch eine förmliche Abhandlung, sondern durch einen kurzen Hinweis, der den Kern der Sache trifft. Sicherlich ist es wünschenswert, daß der Schüler auch über Einzelheiten nicht hinwegliest; aber wenn ihm einzelne Worte bei der Lektüre unverstanden bleiben, so ist der Schade noch immer lange nicht so groß, als wenn er über Hauptmotive der Handlung im Unklaren ist. Wie zahlreichen und sonderbaren Mißverständnissen aber die Hauptmotive eines Dramas selbst bei begabteren Schülern ausgesetzt sind, kann jeder Deutschlehrer der oberen Klassen bestätigen.

Verstärkt wird der Wunsch nach reichlicheren Hinweisen auf die poetischen Motive durch die Erwägung, daß die Schulausgabe doch sicher in erster Linie den Zweck hat, als Grundlage der Privatlektüre des Schülers zu dienen. Bei der Schullektüre ist eine kommentierte Ausgabe eigentlich überflüssig, bei der Privatlektüre, der naturgemäß die größere Zahl der zu lesenden Dichtungen zufällt, höchst erwünscht, weil der Schüler hier der leitenden Hand des Lehrers entbehrt. Der nachträglichen Besprechung der Privatlektüre ist eine viel zu kurze Zeit gegönnt, als daß allen Mißverständnissen durch sie vorgebeugt werden könnte, besonders weil dieselben oft, wie schon bemerkt, ganz unerwartet sind und den Lehrer selbst überraschen.

Die Schulausgabe der Grillparzerschen Dramen von Adolf Lichtenheld (Schulausgaben deutscher Klassiker mit Anmerkungen, Stuttgart, J. G. Cotta) zeichnet sich vor anderen Schulausgaben dadurch aus, daß nicht nur die Einleitungen — die wohl, nebenbei bemerkt, dem Lehrer bessere Dienste leisten werden als dem Schüler — eingehende Hinweise auf die Motive der Handlung enthalten, sondern auch in Fußnoten der Möglichkeit einer falschen Auffassung rechtzeitig entgegengewirkt wird. Dem Wunsche, zur Vervollkommnung dieser Schulausgabe beizutragen, die ohne Zweifel mehr als eine Auflage erleben wird, entspringen die folgenden Bemerkungen zu einzelnen Stellen in „König Ottokars Glück und Ende“, wo der Herausgeber nicht die richtige Erklärung getroffen zu haben scheint.

In der Scene des zweiten Aufzuges, wo Kunigunde von Massovien dem Zawisch von Rosenberg den Turnierdank zu überreichen hat, dabei aber durch die Verhandlungen des Zawisch mit dem Kammerfräulein, die eine neue, feurige Huldigung für die Königin enthalten, aufgehalten wird, fragt der König, erstaunt über die Verzögerung, endlich (II, 260):

„Warum gebt Ihr den Preis nicht, Kunigunde?“ Beleidigt antwortet die Königin: „Ich wollte früher schon, eh Ihr befahlt.“ Dazu macht der Herausgeber die Bemerkung: „Um zu sagen, daß sie es unterließ, weil er es befahl.“ Dies scheint mir den richtigen Sinn eher zu verdunkeln als zu erklären. Der König hat bisher nichts befohlen, also kann die Königin nicht durch seinen Befehl zu der Zögerung veranlaßt sein. Sie hat vielmehr, durch die erneuerte Frechheit des Zawisch empört, einen Augenblick geschwankt, ob sie ihm überhaupt den Preis überreichen oder lieber ihrer Empörung Ausdruck geben und den König zum Mitwisser machen solle. Durch des Königs Mahnung wird sie aber allerdings in ihrer Empfindlichkeit verletzt und thut nun in der Art verzogener und unartiger Kinder gerade das, was den König über das Betragen des Zawisch täuschen muß, statt ihrer ersten Regung zu folgen.

Wenn Zawisch seine maßlos kühnen Reden fortsetzt und die Königin in die Worte ausbricht (II, 276): „Die höchste Langmut findet doch ihr Ziel, Verwegenheit mag es denn gleichfalls finden“, so ist die Langmut allerdings auf sie zu beziehen, aber nicht, wie der Herausgeber meint, dem Könige, sondern Zawisch gegenüber. Ihre Langmut gegenüber Ottokar hier zu betonen, hat die Königin gar keinen Grund. Sie will einfach Zawisch mit jenen Worten sagen, daß ihre Geduld zu Ende sei. Thatsächlich wird sie ja allsogleich durch eine neuerliche Frechheit ihres überkühnen Bewerbers veranlaßt, mit den Worten: „Ha, mein Gemahl!“ Ottokars Dazwischentreten anzurufen. Freilich bleibt sie auch diesmal ihrem Plane nicht treu und verwandelt die beabsichtigte Anklage in die Verlegenheitsfrage: „Geht Ihr noch heut nach Ribnik auf die Jagd?“ Zweifellos hat ja die Königin anfangs die Absicht, den König als Richter aufzurufen. Nachdem sie aus verschiedenen, hier nicht näher zu erörternden Gründen dies unterlassen, ist es zu spät, und sie wird, zunächst halb gegen ihren Willen, des Zawisch Bundesgenossin.

Im dritten Aufzuge sendet Kaiser Rudolf einen Herold in Ottokars Lager, der den Böhmenkönig zu einer Unterredung auf der Insel Kaumberg laden soll. Der Kanzler rät dringend zur Versöhnlichkeit, der rachsüchtige Zawisch sucht den Vergleich, der Ottokars Unglück mindestens verzögert, zu hintertreiben. Ottokar, durch Zawischs hartnäckige Behauptung unwahrer Thatsachen mißtrauisch gemacht, beginnt zu überlegen, und diese Überlegung spricht sich in den Worten aus (III, 222): „Im Grunde waren sie's, die mir den Antrag thaten“ und weiter (III, 224): „Ist Schmach dabei, trifft sie's“. Des Herausgebers Bemerkung zu dem Worte „Antrag“: „Bezüglich Berthas“ halte ich für durchaus verfehlt. Wenn der Kanzler auch eben erst auf das alte Unrecht hingewiesen, das Ottokar durch Berthas Verführung der Familie der Rosenberge zugefügt hat, so ist doch kein Grund

vorhanden, daß Ottokar sich damit jetzt beschäftigt; seinen Geist erfüllt nur die Überlegung, ob er des Kaisers Antrag annehmen solle oder nicht, und jener Anspielung des Kanzlers schenkt er wahrscheinlich gar keine besondere Beachtung. Zudem haben die Rosenberge bezüglich Berthas dem Könige wohl nie einen förmlichen „Antrag“ gemacht, sondern nur aus Ehrgeiz das Verhältnis begünstigt. Vers 222 kann sich also nur auf Rudolfs Antrag beziehen; der Plural „sie“ ist durchaus kein Hindernis, es sind eben die Feinde, die Kaiserlichen gemeint. Die folgenden Erwägungen Ottokars lassen eine andere Deutung gar nicht zu. Er sagt: „Die Schwäche macht versöhnlich“ und will damit offenbar sagen, der Kaiser beweise durch seine Versöhnlichkeit, wie schwach er sich fühle. Er fügt überdies die Versicherung hinzu, nichts in der Welt hätte ihn bewegen können, das erste versöhnliche Wort dem Kaiser zu gönnen.

Wenn sich nun Ottokar im vorhinein die Scene ausmalt, wie er dem „armen Habsburg in dem Kaiserkleid“ stolz entgegentreten und ihm sagen wolle: „Euren Kaisermantel begehr' ich nicht, Ihr mögt ihn ruhig tragen“ (243,44), so ist die Bemerkung des Herausgebers zu dieser Stelle: „Damit giebt er die Hälfte seiner Ansprüche auf“ mindestens irreführend. Ottokar hat durchaus nicht die Absicht, dem Kaiser entgegenzukommen — und das wäre doch der Fall, wenn er die Hälfte seiner Ansprüche aufgäbe —, er will vielmehr die Demütigung des „armen Kaisers“ noch dadurch steigern, daß er ihm verächtlich sagt: „Euer Kaiserkleid, das Euch so gar keine Macht giebt, mögt Ihr behalten, ich brauche solchen Flitter nicht“.

Im vierten Aufzuge (23 flg.) giebt Milota seiner Befriedigung Ausdruck, daß der König Österreich, das Land, das „ewig ihn nach außen lockte“, zurückgegeben habe, und fügt hinzu:

> Will er nach Väterweise herrschen hier,
> Die Deutschen heißen gehn aus seinem Reich
> Und unterm Beistand böhmischer Wladiken
> Bedenken seines Volkes wahres Glück:
> Vielleicht, daß ich vergesse, was er that
> An mir und meinem Haus.

Dazu macht der Herausgeber der Schulausgabe folgende Bemerkung: „Bis dahin hat er (Milota) trotz seines Rachegelübdes seinem Herrn die Treue bewahrt; sein Vaterlandsgefühl ist stärker als sein Racheburst. Hier bricht die Schadenfreude durch und beginnt er zu schwanken, wohl weil das Kriegsglück von Ottokar und auch von ihm wich.“ Das könnte nur heißen, Milotas Stimmung gegen den König, dem er bisher die Treue bewahrt, werde in dieser Scene schlechter, er wolle das Unglück Ottokars für seine Rache benutzen, und doch ist das gerade Gegenteil

der Fall. Er hat wegen der Beschimpfung seines Hauses einen Racheplan gegen Ottokar gefaßt; hier aber fühlt er sich nicht nur nicht in demselben bestärkt, sondern erklärt geradezu, daß er geneigt sei, ihn aufzugeben, wenn der König fortan seine kriegerischen Abenteuer unterlassen und dem Wohle seines Landes leben wolle. Wenn er von der Niederlage Ottokars den Anbruch eines glücklichen Zustandes seines Heimatlandes hofft, kann doch nicht gleichzeitig sein Racheplan sich befestigen, denn die Ausführung desselben stellt jenes erhoffte Glück erst recht in Frage. Erst nachdem seine Hoffnung ihn täuscht und Ottokar zu neuem Kriegszuge gegen Rudolf aufbricht, wird sein Verrat zur That.

In demselben Aufzuge bricht Ottokar nach der tiefen Erniedrigung, die er durch seine Gattin und Zawisch erfahren, „nachdem er eine Weile starr auf den Boden gesehen hat“, in die Worte aus (IV, 226): „Ist das mein Schatten? — Nun, zwei Könige!“ Der Herausgeber macht dazu die Bemerkung: „Er und Kunigunde“. Auch hier scheint mir die wahre Meinung des Dichters nicht getroffen zu sein. Jener Ausruf ist offenbar nichts als der leidenschaftliche Ausdruck bitterster Selbstverachtung. Wenn Ottokar, auf seinen Schatten blickend, ausruft: „Nun, zwei Könige“, so will er doch, sich selbst höhnend, sagen: „Ich und mein Schatten, wir sind zwei Könige, ich bin nicht mehr König als mein Schatten.“ Dieselbe Selbstverachtung verraten ja auch andere Äußerungen Ottokars in dieser Scene, seine Weigerung, als ein Entehrter das Schloß seiner Väter zu betreten, sein Streben, sich vor aller Welt zu verbergen, u. a. Dagegen hat er keinen Grund, Kunigunde wegen ihres schroffen und grausamen Auftretens als den zweiten König zu bezeichnen.

Im fünften Akte sendet der entflohene Zawisch vor der Entscheidungsschlacht einen Boten an den Verräter Milota (173 flg.) und läßt diesen an das Liedchen erinnern: „Der Winter kehrt zurück, die Rosen welken!“ Milotas Antwort lautet:

> Was will er damit? — Rosen — Rosenberg?
> Sag ihm, die Rosen mögen immer blühn,
> Der Schnee zergeht; der Winter kehrt nicht wieder!

Zu der Botschaft des Zawisch macht der Herausgeber die Bemerkung: „d. h. das Unglück kommt zum zweiten Male über Ottokar, und mit ihm fallen die Rosenberge, die bei ihm aushalten“. Zu der Antwort Milotas: „Für die Rosenberge, weil sie dem Winter, dem Unglück, rechtzeitig aus dem Wege gehen werden. Damit kündigt er seinen Verrat an.“ Die Schwierigkeit dieser Erklärung liegt darin, daß in Milotas Rede das Wort „Winter“ eine andere Deutung erführe als in der des Zawisch, und das geht doch wohl nicht an. Wenn die Gleichnisrede des Zawisch: „Der Winter kehrt zurück“ hieße: „Das Unglück kommt zum

zweiten Mal über Ottokar", so könnte Milota unmöglich antworten: „Der Winter kehrt nicht wieder"; denn er, der zum Verrate vorbereitet und entschlossen ist, weiß am besten, daß das Unglück wirklich über Ottokar kommen muß; führt er es doch großenteils selbst herbei. Das Unglück Ottokars ist aber auch keineswegs zugleich das Unglück der Rosenberge. Ich halte eine andere Erklärung für wahrscheinlicher: Unter dem Winter, der den Rosen, d. i. den Rosenbergen, feindlich ist, wird wohl in beiden Fällen Ottokar zu verstehen sein. Zawisch will Milota in dem Plane des Verrates an Ottokar bestärken, indem er ihm durch seine Gleichnisrede warnend zuruft: Wenn der Winter zurückkehrt, d. h. wenn Ottokar siegt, dann geht es uns Rosenbergen schlecht. Und Milota, der das Schicksal des Königs in der Hand hält und entschlossen ist, ihn zu verderben, antwortet tröstend: Die Rosen mögen immer blühen, mit der Rückkehr des Winters, d. h. mit dem Siege Ottokars ist es nichts.

Zum Schlusse sei nochmals bemerkt, daß obige Ausstellungen dem Wunsche des Verfassers entspringen, zur Verbesserung einer sonst sehr brauchbaren Schulausgabe, die ja wohl auf längere Zeit die einzige bleiben wird, sein Scherflein beizutragen.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zu Zeitschrift VII, 272 flg.

Anton Englert in München erwähnt a. a. O. ein Scherzgespräch aus Mittelfranken, von dem ein Bruchstück in niederdeutscher Fassung sich schon bei Fischart finde. Das Gespräch scheint sich in Niederdeutschland in verschiedener Fassung bis jetzt erhalten zu haben. Meine Aufzeichnungen ergeben aus der Provinz Brandenburg zwei Varianten, von denen die erste aus Nowawes bei Potsdam folgendermaßen lautet:

Hanne (= Hans), ståh up, de Padden (= Frösche) quaken.
„Låt se quiken, låt se quaken,
Hanne hat noch nich ûteschlåpen."
Hanne, ståh up, de Supp' is går.
„Is de grôte Loepel da?"

Der zweiten, die mir in der Grafschaft Ruppin aufgestoßen ist, fehlt der Schluß. Es heißt hier:

Chrischân, ståh up, de Lerchen pîpen.
„Låt se pîpen, låt se påpen,
Ik hebbe noch nich ûteschlåpen."

Neu-Ruppin. **K. Ed. Haase.**

2.

## Zu dem Aufsatz von F. Branky über „Welche und Welches". Ztschr. VIII, 2, S. 115.

Der verehrte Verfasser hat eine ganze Reihe von Beispielen für den Gebrauch des Relativums in unbestimmter Bedeutung — „einige, etwas" angeführt, aber er hat unter diesen Fällen nicht unterschieden, hat auch ohne Grund diesen Gebrauch auf die Formen „welche" und „welches" beschränkt.

Nach meinem Gefühl herrscht aber ein deutlicher Unterschied unter den verschiedenen Gebrauchsweisen des Relativums; nicht alle sind gleich anfechtbar oder gleich gut. Es sei gestattet, den Herren Fachgenossen meine Ansicht hierüber zur Beurteilung vorzulegen.

1. Nicht gut ist unzweifelhaft der Gebrauch des Relativs als unbestimmtes Zahlwort (= einige) in attributiver Stellung. So hört man wohl, und nicht bloß von Kindern: Welche Menschen sind nicht zufrieden = einige Menschen sind nicht zufrieden, oder: Welche Hunde mag ich wohl leiden = einige Hunde. In der Mark und in Sachsen habe ich dies gehört, würde es aber in einem Aufsatz z. B. für falsch erklären.
2. Nicht viel besser finde ich die Verwendung des Plurals „welche" statt der korrelativen Wörter „einige — andere", z. B. in dem von Branky angeführten Beispiel: Von diesen Früchten waren welche sauer, welche süß.
3. Auch der Plural „welche", sowie das Neutrum „welches" mit folgendem Relativsatz klingt mir nicht gut, z. B. in den folgenden Fällen: Welche kenn ich auch, die sich dagegen sträuben, oder: Zu Hause hätte ich welches, das mein wäre, davon wollte ich ihr bringen.
4. Schon weniger zu beanstanden, aber doch nicht unbedingt zu loben ist „welche" am Anfang des Satzes = „Leute, einige Menschen", wie in dem von Branky angeführten Beispiel: Wenn welche dennoch straucheln.
5. Nach meinem Gefühl vollständig unbedenklich sind die zahlreichen Fälle, in denen das Relativum einen vorher genannten Begriff ersetzen soll, also etwa in den von Branky angeführten Fällen: Stecke Er Seine Fabeln zu sich, und lese Er mir welche vor! — Windmühlen muß jeder kennen, wer nicht selber welche im Kopfe hat.

Aber auch hier scheint mir noch ein Unterschied gemacht werden zu müssen. Es giebt Fälle, die sich vermeiden lassen, und andere, die geradezu unvermeidlich sind.

1. Das Neutrum „welches“, namentlich bei vorhergehendem „noch“ läßt sich durch „etwas“ ersetzen. „Hast du Geld?“ „Ja, ich habe noch welches“, oder „noch etwas“.

Der Plural „welche“ läßt sich durch „ein paar“, oder „einige“ ersetzen. „Hier sind Nüsse, ich will dir welche geben“, oder „einige“, wenn man wirklich ausdrücken will, daß man von dem Vorhandenen nur einen Teil abgeben will.

Der Singular „welches“ kann durch „etwas, es, einiges“, oder „davon“ ersetzt werden. „Wenn ich Glück tragen könnte, würde mir der Himmel gewiß auch welches geben“, ließe sich zur Not auch so ausdrücken: „würde es mir der Himmel gewiß auch geben“, oder „würde mir der Himmel gewiß auch davon geben“; aber ungewöhnlicher als „welches“ ist diese Ausdrucksweise doch wohl.

In dem folgenden Fall ist eine Ersetzung denkbar, aber es wird der Sinn zugleich mit verändert. Es werden z. B. Veilchen gesucht, und ein Kind ruft: Hier sind welche! — Wenn es ausdrücken will, daß an dem Orte nur wenige sind, so kann es auch rufen: Hier sind einige, oder: Hier sind ein paar; wenn es aber nur ausdrücken will, daß es überhaupt Veilchen gefunden hat, so bleibt dem Kind nichts anderes übrig, als zu sagen: Hier sind Veilchen, oder: Hier sind welche!

2. Hieraus ergiebt sich, daß in den eben angeführten Fällen sich das Relativum nur darum ersetzen läßt, weil es eine unbestimmte Menge bezeichnet. Sobald es aber einen vorher genannten oder einen in Gedanken schwebenden Begriff in genau derselben Bedeutung ersetzen soll, ist das Relativ nicht nur unbedenklich, sondern geradezu unersetzlich, und kann nur durch Wiederholung des betreffenden Wortes vermieden werden, was aber entweder mißtönend oder mit ganz seltenen, beabsichtigten Ausnahmen sprachwidrig ist.

Im Singular braucht man in diesen Fällen „einer, eine, eins“, bei Quantitätsbegriffen aber auch „welcher, welche, welches“. — Die Umgangssprache bietet hierfür reichlich Beispiele. „Haben Sie Geschwister?“ „Ja, ich habe welche.“ — „Kann mir jemand einen Bleistift geben?“ „Hier ist einer.“ — „Kann mir jemand Bindfaden (unbestimmte Menge!) geben?“ „Hier ist welcher!“ — Also, wo man negativ „keiner“ anwendet, braucht man positiv „welcher“. „Als nach den Pässen gefragt wurde, hatten die meisten keine, einige hatten jedoch welche.“ Von den Fällen bei Branky seien nur einige hier noch wiederholt. „Ich hab' keine Tanzschuh'.“ „Laß dir welche machen.“ — „Als diese dann hörte, daß ich Verse machte, ließ sie sich welche von mir vorlegen.“ — Der Fall „Welche zahllosen Klippen!“ gehört nach meinem Dafürhalten nicht hierher.

Unsere Klassiker habe ich auf diesen Sprachgebrauch hin noch nicht angesehen, aber ich weiß, daß sich Beispiele bei ihnen finden. Eine kleine Auswahl derselben, die ich beim Durchblättern gefunden, unterdrücke ich vorläufig noch, um sie später einmal vielleicht vervollständigt zu bringen.

Ratzeburg. **Gebler.**

3.

## Schweizerisches Soldatenlied.

O Schatz, mein Schatz, reise nicht so weit von hier!
Im Röseligarten, da will ich warten,
Im grünen Klee, im weißen Schnee.

Auf mich [1]) zu warten, das brauchest du ja nicht!
Geh' du zu einer Reichen, zu Deinesgleichen;
S'ist mir eben recht, s'ist mir eben recht.

Ich heirat' nicht nach Geld und nicht nach Gut
Eine schöne treue Seele ist's, die ich wähle;
Wer's glauben thut, wer's glauben thut.

Wer's glauben thut, und der ist weit von hier;
Der ist in Schleswig, der ist in Holstein;
Der ist Soldat und bleibt Soldat.

Soldatenleben und das heißt lustig sein.
Wenn andre Leut' schlafen, so muß ich wachen,
Muß Schildwach stehn, Patrouillengehn.

Patrouillengehen, das brauchest du ja nicht.
Wenn dich die Leut' fragen, so sollst du sagen;
„Schatz du bist mein, und ich bin dein!"

Wer hat denn dieses schöne Lied erdacht?
Zwei Goldschmiedsjungen, die haben's g'sungen,
Wohl auf der Wacht, in stiller Nacht.

Dieses Lied wird nicht in der Mundart, sondern in verdorbenem Gutdeutsch gesungen und zwar so, daß der erste Vers jeder Strophe wiederholt wird.

Baden. **Kugler.**

4.

## Einem einen Bären aufbinden.

In Schmellers b. Wörterbuch finde ich unter Jud I, Sp. 1202 folgende Zeilen: „Im Prompt v. 1618 (Schönleders promptuarium germ lat.) ist ein Jud soviel als „ein Gedicht", nemlich commentum, figmentum, fabula. Einem einen Juden anhengen, fucum facere, wie man jetzt sagt: einen Bären anhängen."

1) Auch wohl gesungen: Auf mein zu warten ꝛc.

Schmeller stellt in solcher Weise die beiden Redensarten zusammen. Wenn es nun gestattet ist, diese Bedeutungsentwickelung des Wortes Jud durch eine Metonymie in der Weise zu erklären, daß Jud eine erdichtete Erzählung, eine Fabel über einen Juden bezeichnet, so könnten wir die Redensart „einem einen Bären aufbinden" ohne sprachliche Gewaltthätigkeit dem Jägerlatein zuweisen. In der Redensart liegt das Charakteristische dieser Sprache: die tolle Übertreibung. Bären sind dann Bärengeschichten.[1]) Vergl. dazu: dasz ich ihnen, wann ich nur aufschneiden wollen, seltzame bären hätte anbinden können. Simpl. 1,238.

Ein anderer Weg zur Erklärung unserer Redensart ist der, wenn man von dem Worte anbinden, aufbinden ausgeht.

Wir wissen, daß es noch im 17. Jahrhundert allgemein Brauch war, dem Empfänger das Geschenk an die Hand oder an den Ärmel zu binden, daher das Wort: Angebinde. Es kam nicht selten vor, daß Männer und Frauen zum Zeichen heimlichen Einverständnisses allerhand kleine, mitunter recht lächerliche Geschenke wie: Bänder, zinnerne Geräte u. s. w. an den Ärmeln trugen. „Da aber oft Falschheit und Lüge mit unterliefen, so erklärt sich die noch heute fortdauernde Ausdrucksweise: „einem etwas aufbinden" (vergl. Blumschein: Kulturgeschichtliches III. Beiheft zur Zeitschr. des allgem. d. Sprachv.).

Es liegt die Vermutung nahe, daß in solcher Weise auch Tierfiguren verwendet wurden. Wenn sich das nachweisen ließe, so gehört dann unsere Redensart wahrscheinlich der Zeichensprache an. Der Bär ist dann eben ein Symbol, das in heimlicher Weise, aus irgend einem Anlasse, bei Fastnachtsspäßen und dergl. jemandem an den Arm gebunden, aufgebunden wurde, um ihn dem öffentlichen Spotte auszusetzen.

Stockerau b. Wien. **Franz Kubin.**

5.

Das Besprechen der Krankheiten (Ztschr. VI, 124 flg. u. VII, 63 u. 273 flg.). Den aus dem Badener Oberlande VII, 275 von mir mitgeteilten Heilspruch „Heile, heile, Segen u. s. w." habe ich jetzt ganz in der süddeutschen Fassung auch hier in Neu-Ruppin gehört. Er soll in der ganzen Umgegend verbreitet sein. Auch die Mitteilung über den Spruch aus der Grafschaft Hohnstein, von dem ich a. a. O. nur die erste Zeile anführen konnte, kann ich jetzt vervollständigen. Man spricht dort, indem

1) In der österreichischen Volkssprache finden sich analoge Redensarten: „Das ist lauter Larifari; machen's keine Larifari; machen's mir keine Larifari vor." Larifari war eine Hanswurstfigur des Wiener Theaters. Die jetzige Bedeutung von Larifari ist also: dumme, drollige Geschichten, wie sie von oder über Larifari erzählt wurden.

man mit der flachen Hand leise über den wehen Finger oder die Beule hinstreicht:

Heile, heile, Kätzchen.
Kätzchen lief den Berg hinan;
Wie es wieder runter kam,
War es wieder heile.

Neu-Ruppin. **K. Ed. Haase.**

## 6.

## Kinderpredigt.

In der Zeit
Nimmt der Baur a Scheit,
Wirft's unter d' Kiraleut,
D' Kiraleut werfens unter d' Hund,
D' Hund werfens unter d' Katzen,
D' Katzen werfens unter d' Ratzen,
D' Ratzen werfens unter d' Mäus,
D' Mäus werfens unter d' Läus,
D' Läus werfens unter d' Fleh,
D' Fleh hupfent heoh mechti in d' Heh
Und schreint Auweh!

Die mitgeteilte Kinderpredigt stammt aus Steinerkirchen an der Traun bei Wels in Oberösterreich. — Folgende Bemerkungen mögen zum Verständnisse dienen: Kiraleut, Z. 3 = die in der Kirche versammelte Menge, auch die Leute, die zur Kirche gehen oder von der Kirche kommen. heoh mechti, Z. 10 = hoch mächtig. Mächtig dient zur Steigerung des Adjektivs, doch beschränkt sich dieser Gebrauch auf Adjektiva räumlicher Bedeutung, wie hoch, tief, weit, dick, lang, groß und wenige andere. heoh, Z. 10 = hoch. Die lokale Mundart zerdehnt langes o in den fallenden Diphthong eo: greoß, reot, Teod, Neot u. s. w. — Fleh: in d' Heh, Z. 10 u. 11; der Umlaut von o ist im Dialekt meist geschlossenes e, ö wird nur unter Einfluß eines folgenden l gesprochen: Öl, Höll, G'wölb.

Kremsmünster. **Sebastian Mayr.**

## 7.

## Zu den niederdeutschen Rätseln, Ztschr. 7,688 flg.

Von dem ersten Rätsel liegt mir eine Fassung aus Ullstadt in Mittelfranken[1]) vor. Sie lautet:

Im Weißenburger Dumm Dumm Dumm
Da is e schene Blumm Blumm Blumm,
Und wer die schene Blumm will håbm,
Der muß den weißen Dumm zerschlågn.

1) Mitgeteilt von einer 77jährigen Frau aus Ullstadt.

Weitere Fassungen s. bei Firmenich, Germ. Völkerst. 1,66 (Lübeck), Aus dem Kinderleben, Spiele, Reime, Rätsel, Oldenburg 1851, S. 75, Simrock, Kinderbuch, 2. Aufl., Nr. 1045, Schmitz, Sitten rc. des Eifler Volkes 1 (Trier 1856), Nr. 125 der Rätsel, Rochholz, Alem. Kinderlied S. 234. Vergl. auch Simrock a. a. O. Nr. 1046.

Zu dem Flohrätsel vergl. Stöber, Els. Volksbüchlein, 2. Aufl. (1859) Nr. 391 und Anm. S. 391, Rochholz S. 223. Mit der von Rochholz mitgeteilten Fassung aus dem bayrischen Franken stimmt folgende Fassung aus Ullstadt[1]) fast ganz überein:

Es kamen fünf [gegangen]
Und nahmen mich gefangen,
Sie führten mich auf Wargelstadt,
Von Wargelstadt auf Nagelstadt,
Dann wurd' ich erst getötet.

In dieselbe Kategorie von Scherzrätseln gehört auch das von Simrock Nr. 1072 und von Rochholz S. 480 mitgeteilte Rätsel von der Kaffeebohne.

Über das sehr alte Schneerätsel, von dem Glöde a. a. O. S. 690 eine Variante mitteilt (kem'n vagel federlos, rc.), hat H. Gaidoz in der Zeitschrift „Mélusine", Bd. III, Par. 1886—87, Sp. 83 flg. ausführlich gehandelt. Es ist hier eine Reihe von Fassungen aus verschiedenen europäischen Ländern zusammengestellt. Ergänzungen dazu finden sich Sp. 326 u. 501 flg.

Auch das von Glöde S. 388 mitgeteilte Schneerätsel ist weit verbreitet. S. Gaidoz a. a. O., Sp. 88 flg.

Zu dem biblischen Rätsel Nr. 1, Ztschr. 7,691, vergl. Simrock Nr. 1053.

Zu dem Jonasrätsel vergl. „Mélusine", Bd. III, Sp. 64 flg., wo H. Gaidoz Varianten aus verschiedenen Ländern zusammenstellt.

München. **Anton Englert.**

8.

## Noch einmal der Tropfen am Eimer.

Ich habe verschiedene freundliche Zuschriften erhalten mit dem Hinweis, daß jene Worte in Klopstocks Ode die Frühlingsfeier auf eine Bibelstelle zurückgehn. Schon in dem darauffolgenden Hefte Seite 412 ist die Sache klar gestellt und zugleich Klopstocks Meinung aufs feinste und vortrefflichste beleuchtet von Herrn Dieck in Verden.

Mich betreffend habe ich noch zu bemerken, daß ich von der Prophetenstelle (Jesaia 40,15) doch auch wußte, ein theologischer Freund hatte mich

1) Mitgeteilt von einer 77jährigen Frau aus Ullstadt.

darauf verwiesen. Aber den Tropfen im Eimer bei Luther und den Tropfen am Eimer bei Klopstock konnte ich nicht so gleich übereinbringen, und so gab ich der Sache leider keine weitere Folge. Nachher stellte sich heraus, daß in Luthers Übersetzung ein Versehen vorliegt und am das Richtige ist, wie es denn in neueren Bibelausgaben berichtigend eingesetzt ist. Damit bleibt aber die Frage übrig: woher hatte Klopstock sein am? War er im hebräischen Urtext so zu Hause, daß er Luther berichtigen konnte? Oder gab ihm seine Kunst und Gewöhnung der Dinge in einfacher Größe zu schauen das Rechte ein? Ich möchte das zweite für richtig halten.

Übrigens darf ich noch einen Grund anführen dafür, daß ich Luthers Text zunächst nicht weiter in Erwägung zog. Ich fühlte nämlich, daß das leicht von dem Gedankengange ablenken könne, der mir die Hauptsache war. Das war aber die erschreckende Kluft, die sich da auf dem Gebiet der deutschen Geisteswelt zwischen ultramontaner und deutscher Bildung aufthut. Für Herrn Brunner, den päpstlichen Hausprälaten (der übrigens seit etwa Jahresfrist verstorben ist), war die Bibelstelle so gänzlich gleichgiltig, daß er bei dem Eimer an einen Bierkeller dachte. Da ihm aber Gleims Halladat die nächste Quelle war, der auch am Eimer hat, unzweifelhaft nach Klopstock, so war mein nächstes Ziel mit Klopstocks Frühlingsfeier erreicht.

Eigentlich wollte ich noch etwas hinzufügen über das Sentimentale, wie es Brunner braucht, womit er doch jene Prophetenstelle trifft, die in Stil und Haltung zu dem gewaltigsten gehört, das wir kennen. Es gäbe gute Gelegenheit, den Unfug zu beleuchten, der mit dem Worte sentimental getrieben wird. Doch davon vielleicht ein andermal.

**R. Hildebrand.**

---

## Anzeigen aus der Schillerlitteratur 1893—94.

Von **Hermann Unbescheid** in Dresden.

Schiller in seinem Verhältnis zur Freundschaft und Liebe sowie in seinem inneren Verhältnis zu Goethe. Von Gustav Portig. 775 S. Preis 16 Mark. Hamburg und Leipzig, Verlag von Leopold Voß, 1894.

Ein Werk, das reichen Beifall und lebhafte Freude, freilich auch von gewisser Seite manchen Widerspruch, sicherlich aber berechtigtes Aufsehen erregen wird, liegt uns vor in Portigs groß angelegter, gedankentiefer Schrift über Schiller. Wer sie mit Aufmerksamkeit gelesen hat,

dem kann darüber kein Zweifel sein, daß eine ausgereifte Persönlichkeit ihre ganze gesammelte Kraft eingesetzt hat, um den Gegenstand zu erschöpfen. Von außerordentlicher Denkarbeit zeugt das Ganze; gründliche, ernste Studien auf philosophischem, theologischem und ästhetischem Gebiete befähigten den Verfasser, jeden einzelnen der reichgegliederten Abschnitte zu einem Gedankenkunstwerk für sich auszugestalten. Aber es ist nicht allein die geistige Höhe gegenüber seinem Stoffe, die uns Bewunderung abnötigt; wer die Freundschafts- und besonders die Liebesverhältnisse Schillers in so fesselnder Weise, von so idealen Gesichtspunkten aus und dabei mit so feiner Empfindung zu behandeln versteht, der muß mehr besitzen als gelehrte Bildung und durchdringenden Verstand, der muß auch nach der reinmenschlichen Seite hin einen Gipfel erklommen haben, von dem aus jene Verhältnisse ihm in einem freieren und besseren Lichte erscheinen, als dem Gewühl tiefunten. Jenes Läuterungsfeuer, das er uns am Seelenleben seines Helden zeigt, muß auch ihn erst, so möchten wir schließen, mächtig ergriffen haben, und wie dasselbe dem großen Dichter durch die Entwicklung des großen Menschen in ihm zu gute gekommen ist, so hat offenbar eine ungewöhnlich reiche Erfahrung des Herzens wieder fördernd und belebend gewirkt auf die Absichten des Verfassers. Dadurch aber, daß an diesem Werke nicht bloß der Mann von umfassender Gelehrsamkeit und Bildung, sondern offenbar auch der nach dem Höchsten strebende, für tiefe seelische Empfindungen empfängliche und darin erstarkte Mensch gearbeitet hat, gewinnt sein Gebilde einen so einheitlichen und harmonischen Charakter. Man mache dem Buche nicht den Vorwurf, daß zahlreiche Exkurse darin sich finden. Abgesehen davon, daß sie eine Fülle von Belehrung aus verwandten Gebieten und die verschiedenartigste und nachhaltigste Anregung für jedermann gewähren — sie sind durchaus notwendig bei der philosophischen Anlage des Werkes; sie bezwecken offenbar hinter den Dichtungen Schillers immer den Menschen möglichst tief zu ergründen und in diesem wieder das einheitliche geistige Band, die alles tragende Weltanschauung zu erkennen. Von diesem Standpunkte aus sucht Portig, um nur eins hervorzuheben, den Zwiespalt in der Beurteilung Schillers und Goethes zu überwinden. Auf bloß litterargeschichtlichem Wege, meint er, wird es nie gelingen, eine grundsätzliche Vereinigung herbeizuführen. Das Ordnen von kritisch gesichtetem Material unter gewisse Gesichtspunkte kann einem Urteil nur die Richtung geben und Grenzen ziehen, niemals aber das Urteil über ein Kunstwerk endgiltig bestimmen. Dazu gehört unendlich mehr. Werke, welche dem Reiche des Schönen angehören, müssen aus dem Geist und den Gesetzen der Kunst überhaupt wie jeder einzelnen Kunst insbesondere verstanden werden; wiederum stehen alle Lebensäußerungen der Kunst in notwendigem Zu-

sammenhange mit den anderen Bethätigungen des menschlichen Geistes. Gewiß können die Gesetze des Schönen nicht willkürlich erfunden oder geändert werden; sie sind einerseits in mühsamer Untersuchung aus langen kunstgeschichtlichen Entwicklungen, insbesondere aus den besten Werken der Genien ersten Ranges, andererseits aus dem Wesen des menschlichen Geistes abzuleiten. Diese Arbeit kann aber immer nur derjenige vollbringen, welcher persönlich im Geiste der Kunst drinsteht. Mit anderen Worten: die litterargeschichtlichen Forschungen dienen nur als Unterbau, ersetzen aber nicht das Gebäude selbst. Je zahlreicher die litterargeschichtlichen Einzelforschungen in unseren Tagen geworden sind, um so mehr können sie verwirrend wirken und dazu beitragen, daß über dem Material der Geist, über der Masse von Teilen und Teilchen das Ganze vernachlässigt wird. Daher muß auf gesicherter geschichtlicher Grundlage der Bau einer philosophischen Bearbeitung aufsteigen, und zwar in möglichst klarer und schöner Muttersprache. Portig erfüllt diese seine Forderungen in umfassendster Weise: sein Werk ruht auf dem eingehendsten Studium des Briefwechsels und der verwandten Schriften; philosophische Schulung seines Denkens leuchtet aus jedem Satze, er verfügt über eine seltene Redegewalt; mitten in der wissenschaftlichen Erörterung wird der Leser oft gepackt wie durch eine geistvolle Predigt. Wohlthuend berührt es auch, daß er immer bemüht ist, zu vermitteln und besonnene Kritik zu üben. Nur ausgesprochen schiefe und einseitige Ansichten, besonders der Naturalismus, ferner die katholisierende Verherrlichung des Weibes bei Goethe erfahren wiederholt entschiedene Widerlegung und schärfste Verurteilung. Mannhaft ist sein Eintreten für einen idealen reinen Protestantismus als der höheren Form des Christentums. Das Ergebnis der ganzen Untersuchung aber gipfelt in dem Satze, daß die volle Wahrheit der höchstmöglichen Weltanschauung nur in der rechten Vereinigung des konkreten Monismus und des Dualismus liegt, ebenso wie nur in der Einheit von Goethe und Schiller der ganze Reichtum der neudeutschen Poesie möglich war. — Wir wünschen dem herrlichen Werke auf seinem Lebenswege den Zutritt zu allen Begeisterungsfähigen.

Die Entwickelung von Schillers Ästhetik. Von Karl Berger. Gekrönte Preisschrift. 325 S. Preis 4 Mark. Weimar, Hermann Böhlau 1894.

Das wertvolle Buch behandelt Schillers philosophische Spekulation auf dem Gebiete des Schönen von den ersten Keimen, nämlich von der Zeit der Karlsakademie an bis zum Höhepunkte wissenschaftlicher Erkenntnis, d. i. bis zu der Zeit, wo der Dichter zur dramatischen Muse zurückkehrte und den Wallenstein in Angriff nahm. Der erste Abschnitt umfaßt die

vorkritische Periode und gewährt zunächst einen Einblick in die Jugendarbeiten, in denen bereits vereinzelt oder in verschiedenartigen Zusammenhängen diejenigen Anschauungen und Ideen auftauchen, in welchen der Dichter noch jahrelang leben sollte. Diese seine Jugendzeit ist erfüllt von zwei Idealen, dem moralischen und dem ästhetischen Ideale, die ihm noch verwachsen sind, sich einander gegenseitig auslösen und bedingen. Den akademischen Jahren, während deren ihm nach Shaftesburys Vorgang Sittlichkeit Schönheit ist, folgt die unfruchtbare düstere Periode von Mannheim, nur erhellt durch den Anblick der griechischen Meisterwerke im Antikensaal daselbst, wodurch Schillers idealistische Richtung neue Anregung empfängt. Die vorkritische Zeit erreicht ihr Ende durch den schulenden Einfluß Körners, und ihr Markstein ist das gemeinschaftliche Werk der Freunde: „Die philosophischen Briefe zwischen Julius und Raphael." Schiller drängt nunmehr schon über die metaphysischen Anschauungen seiner Jugend hinaus. Im zweiten Abschnitt „Übergangszeit" behandelt der Verfasser insbesondere „die Künstler," welches Gedicht in ästhetischer Hinsicht an der Grenzscheide zweier Entwickelungsphasen steht. Hatte früher Schiller in seinen philosophischen und sonstigen Kundgebungen das Moralische mit dem Ästhetischen vermischt und verwechselt, so faßte er nunmehr das Schöne — d. i. die leitende Idee jenes Gedichts — als sinnlich „verkleidete Wahrheit, verhüllte Sittlichkeit" auf. Ist ihm auch noch nicht das volle Bewußtsein gekommen, daß der Zweck des Kunstwerks ein ästhetischer, d. h. seine eigene Schönheit, sein eigener Zweck sein soll, so war ihm diese Auffassung doch nun nicht mehr unbekannt. Auch insofern leiten die Künstler zur Lehre Kants über, als das „interesselose Wohlgefallen", das er später mit Kant für das Schöne postuliert, als Wirkung des Kunstschönen erscheint, was durch folgende Verse angedeutet wird:

Zum ersten Mal genießt der Geist
Erquickt von ruhigeren Freuden,
Die aus der Ferne nur ihn weiden,
Die seine G i e r nicht in sein Wesen reißt,
Die im Genusse nicht verscheiden.

Den kritischen Standpunkt behandelt der dritte Abschnitt. Mit Schillers Entschluß, im Wintersemester 1791/92 nur noch Privatissima über Ästhetik, mehr in Form von Konversation und Unterhaltung zu halten, beginnt der Übergang zu den ästhetischen Studien und spekulativen Untersuchungen. Die Gedanken der „Kritik der Urteilskraft" packen ihn mit solcher Gewalt, daß er plötzlich das größte Verlangen hegt, sich nach und nach in Kants ganze Philosophie hineinzuarbeiten. Es entstehen die beiden Aufsätze über das Tragische. In dem ersten „Über den Grund

des Vergnügens an tragischen Gegenständen" wird zuerst der Knoten, in dem von ihm das Moralische und das Ästhetische bisher verknüpft worden waren, zerhauen. Aufgabe und Zweck der tragischen Kunst werden in Bezug auf die Sittlichkeit betrachtet, und es ergiebt sich, daß, wenn die Kunst überhaupt eine Wirkung erzielen will, sie das Moralisch-Gute nicht zu ihrem Zweck haben darf. Der andere Aufsatz „Über die tragische Kunst" ist eine Art von Ergänzung zu ebengenanntem. Schiller sucht neben dem Wesen der Tragödie auch hier wieder die Lust am Tragischen (das Mitleid) zu ergründen. In verhältnismäßig rascher Aufeinanderfolge entstehen die folgenden Abhandlungen; denn der Drang war zu mächtig geworden, in das einmal erregte Ideenmeer Ruhe und Klarheit zu bringen. Im „Kallias" steht Schiller in den Grundanschauungen ganz auf dem Boden der „Kritik der Urteilskraft"; die Selbständigkeit dieses Werkes aber beruht darauf, daß Kant gegenüber die Möglichkeit der Auffindung eines objektiven Kriteriums der Schönheit nicht allein behauptet, sondern auch erwiesen wird. Die Abhandlung „Über Anmut und Würde" läuft auf eine Anwendung der Theorie des Kallias auf den Menschen hinaus. Sie nimmt eine ähnliche Stellung wie das Gedicht „Die Künstler" ein; ein weiter Rückblick auf alle Stufen der Entwickelung Schillers wird uns eröffnet, und zugleich sind in ihr die ästhetischen (und moralischen) Fundamentalanschauungen enthalten, auf denen er im rüstigen Weiterbau sein „System der Ästhetik" gegründet hat. In seiner Lehre vom Erhabenen, die bekanntlich in mehreren Aufsätzen niedergelegt ist, sind die allgemeinen Grundlagen im wesentlichen Kantisch. Gleich im ersten dieser Aufsätze („Vom Erhabenen") hat er sich mit der dem Ganzen vorausgeschickten Definition des Erhabenen auf die Seite des Kantischen Subjektivismus gestellt. Diese subjektive Seite des Schönen, der Geschmack und seine Wirkung auf die sittliche und intellektuelle Entwickelung der Menschheit sind der Gegenstand von Schillers Erörterungen in den Briefen an den Herzog von Augustenburg. Den Bau seiner Theorie aber vollenden und fügen fest die 27 Briefe über die ästhetische Erziehung des Menschen. Hierauf kehrt Schiller zu seinem dichterischen Schaffen zurück, und von jetzt ab gestaltet sich auch das Verhältnis zu Goethe inniger; denn was ihn seit Jahren beschäftigt, worüber er Tage und Nächte seinem schwachen Leibe zum Trotze gerungen und worüber er doch „mit sich nicht einig werden konnte", das trat ihm, dem Staunenden, jetzt in Goethes Erscheinung entgegen. — Das vorliegende Werk dürfte beim litterargeschichtlichen Unterricht in den oberen Klassen dem Lehrer ein willkommener Führer sein; es behandelt die schwierige Materie mit großer Klarheit und in fesselnder Sprache und giebt an passender Stelle ein ergreifendes Bild von dem trotz schwerer körperlicher Leiden mit

energischem Willen nach Erkenntnis suchenden Denker und Dichter. Vielleicht wird die Schrift für die Zwecke des Unterrichts noch brauchbarer, obgleich wir wissen, daß sie für dieselben nicht unmittelbar geschrieben worden ist, wenn in einer neuen Auflage die Beispiele zu mancher Begriffsbestimmung häufiger eingeschaltet werden, etwa wie Seite 189, wo Schillers Definition des Erhabenen: „Erhaben nennen wir ein Objekt, bei dessen Vorstellung unsre sinnliche Natur ihre Schranken, unsre vernünftige Natur aber ihre Überlegenheit, ihre Freiheit von Schranken fühlt, gegen das wir also physisch den kürzeren ziehen, über welches wir uns aber moralisch, d. h. durch Ideen erheben", durch Citate aus der Glocke erläutert wird:

Wohlthätig ist des Feuers Macht,
Wenn sie der Mensch bezähmt, bewacht,

doch sie zeigt sich in ihrer Erhabenheit,

furchtbar wird die Himmelskraft,
Wenn sie der Fessel sich entrafft,
Einhertritt auf der eignen Spur,
Die freie Tochter der Natur;

da erliegt der Mensch als Sinnenwesen, denn

Hoffnungslos
Weicht der Mensch der Götterstärke,

aber zugleich erhebt sich jubelnd, jauchzend seine Seele in seltsamer Lust:

Müßig sieht er seine Werke
Und bewundernd untergehn!

Xenien 1796. Nach den Handschriften des Goethe- und Schillerarchivs. Herausgegeben von Erich Schmidt und Bernhard Suphan. Abdruck der 8. Schrift der Goethegesellschaft. 268 S. Preis 1 Mark 80 Pf. Weimar. Hermann Böhlau. 1893.

Die gemeinsame Thätigkeit zweier so hervorragender Gelehrten giebt von vornherein Bürgschaft für ein wertvolles Geschenk an die Litteraturfreunde. Der vorliegenden Ausgabe der Xenien in ihrer Gesamtheit geht voran eine Einleitung (S. I—XXXVI), welche in frischen Farben und lebendiger Sprache ein so fesselndes Bild der von unsern beiden Dioskuren gewonnenen Geisterschlacht gewährt, das der Leser gern von neuem die Lektüre derselben vornimmt. Die den Abdruck der Xenien (S. 1—107) folgenden Anmerkungen (S. 109—218) sind das schöne Zeugnis tiefgehender litterarhistorischer Forschung, geben auch dem Laien umfassendste Belehrung und gewähren zusammen mit den übrigen Kapiteln (Lesarten u. s. w.) den ganzen wissenschaftlichen Apparat. 178 Xenien werden zum ersten Male veröffentlicht; sie sind mit einem Sternchen

versehen, deren wir aber, selbst nach Beachtung der Druckberichtigung S. 107, nur 171 gezählt haben.

Schillers Vergilstudien I. Von Dr. Paul von Boltenstern. 23 S. Programm des Gymnasiums zu Cöslin 1894.

Schiller lernte die Äneide zuerst in der obersten Klasse der Lateinschule zu Ludwigsburg kennen. Aber erst auf der Akademie bildete sich seine Neigung zu dem römischen Dichter tiefer und nachhaltiger aus und beeinflußte seitdem seine dichterische Entwickelung, bis in den Jahren künstlerischer Meisterschaft diese Neigung mehr in den Hintergrund trat. Der Verfasser beschränkt sich in seiner Untersuchung über Schillers Vergilstudien, um die Irrwege zu vermeiden, auf welche die Bilderjagd geführt hat, auf solche Zeugnisse, welche teils in Schillers eigenen Übersetzungen, teils in seinen wörtlichen Anführungen von Vergilstellen vorliegt, und führt aus den Dichtungen nur diejenigen an, die ganz unwiderleglich auf Vergil zurückzuführen sind. Da er ferner verschmäht, nicht nur die Fehler in Schillers Übersetzung des zweiten und vierten Buches nachzuweisen, sondern stets bemüht ist, auch die Vorzüge gebührend hervorzuheben, so gewährt seine Abhandlung eine gerechte Würdigung von des Dichters Vergilstudien, insofern auch, als man recht wohl erkennt, daß die letzteren thatsächlich ein Stück von dem inneren Leben Schillers ausmachen. Inwieweit sich Vergils Einfluß auch in den Jahren dichterischer Meisterschaft geltend macht, sowie die Prüfung der einzelnen hierfür maßgebenden Zeugnisse will der Verfasser einer späteren wissenschaftlichen Untersuchung vorbehalten.

Schillers Gedankendichtung in ihrem Verhältnis zur Lehre Kants. Von Oberlehrer Ernst Reinitz. 18 S. Programm des Gymnasiums zu Ratibor 1894.

Inwiefern Schillers philosophische Lyrik sich Kants Erkenntnislehre anschließt, aber über dessen praktische Philosophie dadurch hinausgeht, daß sie auch diejenigen Handlungen als sittlich bezeichnet, welche nicht aus Pflichtgefühl, sondern aus Neigung geschehen, ist schon in breiter angelegten und eingehenderen Schriften als in der vorliegenden Arbeit Gegenstand wissenschaftlicher Untersuchung gewesen. Die vortreffliche Gruppierung des Stoffes und die übersichtliche klare Darstellung entschädigen aber für die besonders im zweiten Teile der Abhandlung etwas zu vermissende Tiefe der Auseinandersetzung, welche sich an dieser Stelle mehrfach nur an Andeutungen und Skizzierungen des obengenannten Verhältnisses Schillers zu Kant genügen läßt.

**Goethe und Schiller.** Beiträge zur Ästhetik der deutschen Klassiker. Nach seinen an der Universität Berlin gehaltenen Vorträgen aufgezeichnet von L. **Heinrich von Stein.** 126 S. Preis 20 Pf. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. 1893.

Die hohe Auffassung von der Bedeutung der Kunst für das Leben, die dem leider zu früh verstorbenen Verfasser (geb. 1857, gest. 1887) eigen gewesen ist, kommt auch in dieser kleinen Schrift zu beredtem Ausdruck. Und wie klar und anschaulich ist immer seine Darstellung! Glücklich ist er in der Wahl der Beispiele, mag er sie selbst suchen oder entlehnen: **Freiheit in der Erscheinung** ist der erste Ausdruck für Schillers ästhetisches Prinzip: Eine Vase im Unterschied vom rohen Trinkkrug; dieser mit breiter Grundfläche auf dem Boden lastend, jene durch den Schwung ihrer Rundung sich vom Boden erhebend. Die Form der Vase ist leicht und frei; sie drückt Überwindung der Schwere aus. Das Schöne ist ferner nach Schiller **Existenz aus bloßer Form**. Eine Erscheinung, welche wir schön nennen, spricht für sich, sie nötigt uns nicht, an äußere, sie bedingende Kräfte und Umstände zu denken, sie erklärt sich, wie Schiller sagt, ohne Begriff. Die Vase „existiert aus bloßer Form"; der plumpe Trinkkrug existiert offenkundig nach Gesetzen der Schwere, und seine Anschauung giebt uns den Begriff der Last. Der dritte Ausdruck für Schillers ästhetisches Prinzip ist **Natur in der Kunstmäßigkeit**; Kunstmäßigkeit d. h. es muß ein Gewebe, ein Gebilde da sein, damit sich Schönheit zeigt. Der Flug einer Kugel ist auch frei, aber nicht schön, denn er kommt als mathematische Linie zur Anschauung, während im Fluge des Vogels die Freiheit eines organischen Gebildes den Eindruck hervorbringt. — Es dürfte fast aus jedem Abschnitte dieser Schrift einiges gelegentlich beim deutschen Unterricht in der Prima zu verwerten sein.

**Schillers Fragment: „Die Polizey" mit Berücksichtigung anderer Entwürfe des Nachlasses.** Von **Ludwig Stettenheim**, Dr. phil. 73 S. Preis 1 Mark 50 Pf. Berlin W, F. Fontane & Co. 1893.

Der vorliegenden Untersuchung über Schillers Fragment: „Die Polizey" (siehe die Hempelsche Ausgabe Bd. 16 S. 202 bis 212) sind die im Goethe- und Schillerarchiv zu Weimar befindlichen, nach Stettenheims Meinung schon wegen materieller Verschiedenheit als getrennte Hälften zu betrachtenden Originalhandschriften zu Grunde gelegt. Die eine Hälfte enthält nach Stettenheim die älteren Polizeipapiere, und für sie gewinnt der Verfasser eine von Goedeke (H. k. A. 15 T. 1. Bd.) abweichende Anordnung (Bl. 21. 22. 23./24. 25. 26./17. 18. 19. 20./27. 28.

29.), in welcher die Ausführung des Planes, die Polizei im Lustspiel zu behandeln, erblickt werden kann. In Schillers Phantasie entwickelten sich aber, als er zuerst eine Anzahl von Lustspielmotiven niederschrieb, gleichzeitig die Grundzüge eines Trauerspiels: „Die Polizey". Stettenheim sucht nun nachzuweisen, daß letzteres zunächst dem Dichter unter den Händen entschlüpft ist, eine andere Entwickelung angenommen hat, als ursprünglich beabsichtigt war, und daß die Polizei in dem neuen Plan (die Kinder des Hauses) vor der beherrschenden Gestalt Narbonnes hat zurücktreten müssen, daß aber die Idee, die Macht der Polizei in den Vordergrund einer Tragödie zu stellen, festgehalten wurde und der Entwurf zu diesem dann Schauspiel benannten Stücke einer späteren Zeit zuzuweisen sei. Bis zur Entstehung dieser neuen Polizeipapiere, die später zu dem Konvolut der älteren gelegt wurden und mit ihnen zusammen das obenerwähnte Manuskript bilden, erfuhr Schiller bedeutende Einwirkung von den Pitavalwerken, selbst „Warbeck" und „Demetrius" sind veredelte Pitavalstoffe. Der Plan zu diesem Schauspiel: „Die Polizey", der im Gegensatz zum Lustspielentwurf sich über den Schauplatz der Handlung (Paris) bestimmt ausspricht, auch in viel gewaltigerer Weise den Gegenstand des Themas, die Polizei, erfaßt, stammt wahrscheinlich aus dem Jahre 1802, als Schiller Meyers Briefe aus der Hauptstadt und dem Innern Frankreichs gelesen und die Lektüre des von Meyer erwähnten Werkes „Tableau de Paris" von Mercier vorgenommen hatte. Stettenheim stellt aber die Vermutung auf, daß auf den Plan Schillers außer Mercier, den schon Boxberger als Quelle zur Polizey entdeckte, noch ein zweiter französischer Schriftsteller, ein Freund und Zeitgenosse jenes Meisters des Feuilletons, anregend gewirkt habe, nämlich Rétif de la Bretonne mit seinem Werke: „Les nuits de Paris" (vergl. Hempel Bd. 16, S. 209 Poetische Schilderung der Nacht zu Paris, als des eigentlichen Gegenstandes und Spielraums der „Polizey"). Die Abhandlung schließt mit dem Quellennachweis für den zweiten Teil des Fragments: „Die Polizey" — jenes Schauspiels, das wieder, wie Stettenheim treffend sagt, an die erste dichterische That Schillers „Die Räuber" anknüpft: „Aber die Feinde der Gesellschaft, die dort im Vordergrund des Interesses stehen, sind hier an die zweite Stelle gerückt; wir sehen einen bedeutenden Menschen (d'Argenson, den gewaltigen Minister, der Züge vom Charakter Wallensteins hat) als Schützer des allgemeinen Wohles und Hüter des Rechts wirken. Ein realistisches Gepräge hat das Ganze: Von den romantischen Räuberhelden der Jugend kommt Schiller zu dem lichtscheuen Verbrechergesindel der modernen Stadt und aus den böhmischen Wäldern in die Quartiere von Paris". Und wenn an einer anderen Stelle in eben so treffender Weise über Schillers

Fragment geurteilt wird: „Wie gewaltig erscheint uns hier wieder sein Bemühen, eine fremde Welt sich anzueignen und neu in sich zu schaffen; wie weitschauend der Geist, mit dem er seine Pläne entwirft, und wie emsig zugleich das Studium, auf dem er sie begründet!“ so darf der Verfasser es sich selbst nicht zum wenigsten als Verdienst anrechnen, uns durch diese für das Gesamtbild des Dichters wichtigen Blätter in die Werkstatt des Dichters eingeführt und durch seine gründliche Untersuchung den Blick in dieselbe erschlossen zu haben.

Festschrift zum Dreihundertfünfzigsten Stiftungsfeste der Königlichen Landesschule Pforta. 93 S. Preis 3 Mark. Schillers Warbeck von Gustav Kettner S. 35 bis 62. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung 1893.

Kettner tadelt zunächst die Willkür Goedekes in der Redaktion des von Schiller hinterlassenen handschriftlichen Materials und unternimmt es dann zum ersten Male, aus dem Nachlaß zu Warbeck die Arbeitsweise des Dichters bis ins einzelne zu verfolgen. Aus dem ersten Teile „die Entstehungsgeschichte des Warbeck“ heben wir folgende Punkte, von denen einige auch gelegentlich beim Unterricht zu verwenden sein dürften, besonders hervor. Ein Zufall führt Schiller auf den historischen Stoff. Am 20. August 1799 meldet der Dichter an Goethe: „Ich bin dieser Tage auf die Spur einer neuen möglichen Tragödie geraten, die zwar erst noch ganz zu erfinden ist, aber, wie mir dünkt, aus diesem Stoffe erfunden werden kann. Unter der Regierung Heinrichs VIII. in England stand ein Betrüger, Warbeck, auf, der sich für einen der Prinzen Eduards V. (IV.) ausgab, welche Richard III. in Tower hatte ermorden lassen. Er wußte scheinbare Gründe anzuführen, wie er gerettet worden, fand eine Partie, die ihn anerkannte und auf den Thron setzen wollte. Eine Prinzessin desselben Hauses York, aus dem Eduard abstammte, und welche mit Heinrich VII. Händel erregen wollte, wußte und unterstützte den Betrug, sie war es vorzüglich, welche den Warbeck auf die Bühne gestellt hatte. Nachdem er als Fürst an ihrem Hof in Burgund gelebt und seine Rolle eine Zeitlang gespielt hatte, mankierte die Unternehmung, er wurde überwunden, entlarvt und hingerichtet. Nun ist zwar von der Geschichte selbst so gut als gar nichts zu gebrauchen, aber die Situation im ganzen ist sehr fruchtbar, und die beiden Figuren des Betrügers und der Herzogin v. York können zur Grundlage einer tragischen Handlung dienen, welche mit völliger Freiheit erfunden werden müßte. Überhaupt glaube ich, daß man wohl thuen würde, immer nur die allgemeine Situation der Zeit und die Personen aus der Geschichte zu nehmen und alles Übrige poetisch frei zu erfinden, wodurch eine mittlere Gattung von

Stoffen entstände, welche die Vorteile des historischen Dramas mit dem erdichteten vereinigt." Warum Schiller diesen Stoff sogleich in freiester poetischer Weise ergriff, erklärt Kettner aus der vom Dichter benutzten Quelle, die der ebengenannte Schillerforscher bereits früher in der Weimarer Vierteljahrsschrift V, 533 flg. nachgewiesen hat. Es wird ferner gezeigt, daß den Dichter dieser Stoff zur dramatischen Gestaltung deshalb reizte, weil derselbe tragische Probleme einzuschließen schien, die ihn von jeher, besonders im Wallenstein, beschäftigt hatten; aber der Held des neuen Dramas erregte zugleich das dort vermißte „menschliche Interesse". Dieses sowohl, als die Abneigung gegen eine Staatsaktion — er hatte „Soldaten und Helden herzlich satt" — veranlaßten ihn, von seiner Quelle in der Weise abzuweichen, daß er aus ihr nur den poetischen Kern des Romans, den Streit zwischen der Liebe und dem Ehrgeiz entnahm, ihn verschärfend durch den qualvollen Widerspruch der äußeren Stellung des Betrügers mit seinem demütigenden Verhältnis zur Herzogin von Burgund. Wann diese Umwandlung sich vollzog, wissen wir nicht. Die Ausführung der Anfangsscenen des Warbeck setzt Kettner gleich nach dem Abschluß der Bearbeitung der Turandot (Anfang 1802). Aber Warbeck wurde schließlich, nach gewissenhaftester Prüfung beider Stoffe, gegen den poetischen Doppelgänger desselben, den falschen Demetrius, fallen gelassen, hauptsächlich deshalb, weil Warbeck von Anfang an als bewußter Betrüger auftritt, während Demetrius bis zur Peripetie von dem festen Glauben an sich selbst getragen wird. — Der zweite Teil „Erfindung und Ausgestaltung des Dramas" entwickelt (in den Abschnitten A. Studien, B. vollständige Scenariumausarbeitung aus den vorhandenen Fragmenten) Schillers Eigenart überaus geistvoll, klar und spannend. Kettner vermag von dem Werden der Charaktere, dem Aufbau und der Gliederung der Handlung sowie der beabsichtigten dramatischen Wirkung der letzteren ein vollkommenes Bild zu entwerfen; wir erkennen sowohl aus den Einzelzügen als aus der Gesamtheit desselben von neuem die Wahrheit des Satzes, daß ein großer Dichter immer zugleich ein großer Denker sein muß. Leider müssen wir uns versagen, auf diese wertvollen Ausführungen von Kettners gediegener Abhandlung an dieser Stelle näher einzugehen.

Klingers „Zwillinge", Leisewitz' „Julius von Tarent" und Schillers „Braut von Messina". Eine vergleichende Betrachtung mit besonderer Rücksicht auf ihre Verwertung beim Unterricht. Von Oberlehrer Gustav Kraft. 20 S. Programm des Friedrichgymnasiums zu Altenburg 1894.

Der Verfasser ist, wie er selbst sagt, bei der vorliegenden Betrachtung nicht von der Auffassung ausgegangen, als ob den Dramen von Leisewitz

und Klinger eine ähnliche Stelle in der deutschen Schullektüre eingeräumt werden sollte, wie sie unsere klassischen Meisterwerke einnehmen, sondern es ist nur an die Möglichkeit gedacht worden, ihnen bei passender Gelegenheit, wenn es die Zeit erlaubt, insoweit Beachtung zu schenken, daß sie bei der Behandlung der Klassenlektüre vergleichsweise hinzugezogen werden können. Gegen diese verständigen Absichten wird schwerlich jemand etwas einzuwenden haben. Wir wollen auch nicht wegen des vorgeschlagenen Mittels der Ausführung — die Schüler sollen zur häuslichen Lektüre dieser Dramen veranlaßt werden — mit ihm rechten. Der deutsche Unterricht in den oberen Klassen hat eine gewisse individuelle Freiheit, die der persönlichen Neigung des Lehrenden keine zu großen Schranken auferlegt, zur Voraussetzung. Wer sich so eingehend wie der Verfasser mit diesen beiden Dramen vertraut gemacht hat, wird seinen Schülern durch eine solche Vergleichung viel des Anregenden bieten können, und Krafts Abhandlung wird ihm bei Besprechung der dramatischen Handlung, der Charakteristik der Hauptpersonen und der sittlichen Tendenzen der drei verwandten Stücke gute Dienste leisten. Der Grundsatz des Verfassers, durch vergleichende Charakteristik das Beobachtungsvermögen der Schüler zu schärfen, ist zu billigen und verdient Berücksichtigung. Die ästhetische Behandlung eines Kunstwerkes wird freilich ebenfalls bei der Lektüre ihr Recht behaupten müssen und sollte nicht, wie es in dieser und in Abhandlungen ähnlicher Art zu lesen ist, wegwerfend als „Schematismus ästhetischer Theorien" bezeichnet werden. Wir wünschen individuelle Freiheit auch in dieser Richtung.

**Der Gedankenzusammenhang in Schillers „Lied von der Glocke".** Von Oberlehrer Dr. Karl Wenzig. 19 S. Programm des Königl. König-Wilhelm-Gymnasiums zu Breslau 1894.

Wenzig wendet sich, besonders im ersten Abschnitte seiner Abhandlung, mit Entschiedenheit gegen jene „nüchternen Erklärer", die zwischen den Glockengußstrophen und den Betrachtungen nur eine mehr äußerliche Verbindung gelten lassen wollen. Seine Entgegnungen zeigen Schärfe des Nachdenkens und sind wohl auch in der Hauptsache zutreffend. Sehr beschäftigt ihn die Erläuterung des Ausspruches:

> O, daß sie ewig grünen bliebe
> Die schöne Zeit der jungen Liebe!

und des folgenden:

> Ach! des Lebens schönste Feier
> Endigt auch den Lebensmai,
> Mit dem Gürtel, mit dem Schleier
> Reißt der schöne Wahn entzwei!

Wir können uns seinen hierauf bezüglichen Ausführungen nicht ganz anschließen. Wir hören aus diesen Worten nur die Klage des Dichters, daß das Schöne im Leben untergehen muß, „das Tragische als Gesetz des Universums", wie Vischer diesen Vorgang genannt hat. Dieser Klage giebt Schiller auch anderwärts beredten Ausdruck sowohl in seinen Gedichten, z. B. in Nenie:

> Siehe, da weinen die Götter, es weinen die Göttinnen alle,
> Daß das Schöne vergeht, daß das Vollkommene stirbt,

als auch in seinen Dramen, z. B. in Wallensteins Tod IV, 12:

> Da kommt das Schicksal — roh und kalt
> Faßt es des Freundes zärtliche Gestalt
> Und wirft ihn unter den Hufschlag seiner Pferde —
> Das ist das Los des Schönen auf der Erde!

Des Verfassers Bemühen, die Verknüpfung der einzelnen Teile zu einem Kunstwerk in der höheren Einheit einer allumfassenden Idee nachzuweisen, verleiht aber seiner Arbeit einen besonderen Wert. Er kommt am Schlusse zu folgendem Ergebnis: die Glocke, deren ursprünglicher und Hauptzweck ja ist, die Menschen zusammenzurufen, ist das Symbol der menschlichen Vereinigung überhaupt. Nicht, wie Viehoff sagt, „steht jede Betrachtung zu dem technischen Meisterspruch, worauf sie folgt, in sinnbildlicher Beziehung", vielmehr ist die ganze Entstehung der Glocke von ihren Anfängen bis zu ihrer Vollendung ein Symbol der Entwickelung der gesellschaftlichen Vereinigung der Menschen, wie die Glocke selbst das Symbol einer solchen Vereinigung überhaupt.

Schillers „Glocke". Neue Textausgabe mit veranschaulichender Erklärung, eingehender Erläuterung und umfassender Würdigung. Von M. Evers, Professor und Gymnasialdirektor zu Barmen. 9. Bändchen der Sammlung: Die deutschen Klassiker. 194 S. Preis 1 Mark 25 Pf. Leipzig 1893. Verlag von Heinrich Bredt.

Evers' Kommentar ist wohl die umfänglichste Erklärungsschrift zur Glocke. Besondere Sorgfalt ist zunächst der Textwiedergabe und der Interpunktion gewidmet. Die Erläuterungen sind sämtlich mit großer Begeisterung für Schillers Gedichte niedergeschrieben und treten der Plattheit in der Auslegung gewisser Stellen erfolgreich entgegen. Der Wert der Schrift wird dadurch nicht herabgesetzt, wenn wir an diesem Orte einmal den Wunsch aussprechen, daß sich die Kommentatoren zu unseren Klassikern nicht zu sehr in die Breite verlieren mögen — die Gefahr liegt nahe, daß im Unterricht eine Geschwätzigkeit des Interpreten um

sich greift, durch welche der Genuß der Dichtung selbst stark beeinträchtigt wird. — Evers ist es aufrichtig darum zu thun, wie seine bisher erschienenen Erläuterungen bewiesen haben, das Verständnis für die klassische Epoche unserer Litteratur zu fördern; auch diese neue Gabe seines fleißigen Studiums verdient Beachtung.

**Anschauungstafel für den Glockenguß** unter besonderer Berücksichtigung von Schillers Lied von der Glocke, gezeichnet von Dr. B. Rein, Rektor der I. Mädchenbürgerschule und Lehrer am Fürstlichen Landesseminar zu Rudolstadt. Nebst Text. Preis 3 Mark. Verlag von Fried. Andreas Perthes in Gotha 1894.

Die Lektüre von Schillers „Glocke" verlangt eine Erklärung der Vorgänge in der Glockengießerei, an welche sich dem Dichter die Gedanken über das Menschenleben angereiht haben. Für den Unterricht, der diese Beziehungen nicht unbeachtet beiseite liegen lassen will, bleibt nur die Wahl, mit Aufwand von Worten und Zeit ein doch nur unklares Bild zu erzeugen — oder durch Zeichnungen, die mühsam und zeitraubend sind, eine anschauliche Darstellung zu erstreben. Schon Uellner in seinem Werke: „Das Lied von der Glocke technisch erläutert, Düsseldorf, Michaelis 1891", erkannte die Notwendigkeit eines Anschauungsmittels. Evers in seinem obenerwähnten Kommentar bringt Seite 28 flg. ebenfalls Bild und Beschreibung. Aber erst die vorliegende Anschauungstafel, welche nur dasjenige bietet, was Schiller in der Glockengießerei aufgefaßt und zu seinem Gedicht verwertet hat, entspricht vollkommen den Anforderungen, die an ein Lehrmittel gestellt werden müssen. Die in 8 Farben sauber ausgeführte Tafel erreicht eine klare, auf die Entfernungen im Klassenraume berechnete Wirkung (Format: 93×63 cm). Ein knapper Vortrag auf besonderem Blatt für den Lehrer kann dazu dienen, daß mit wenigen Fingerzeigen der Inhalt der Zeichnung erklärt wird. Ein kurzer Text auf der Tafel selbst kann dem Schüler behilflich sein, sich in der Zeichnung auch allein noch zurechtzufinden. Wir haben die Brauchbarkeit dieses Anschauungsmittels beim Unterricht selbst erfahren; es vermag in mehrfacher Beziehung das geistige Auge des Lernenden an jene Stätte zu geleiten, wo das Lieblingsgedicht der Jugend entstand, und wo heute noch die von Regensburger verfaßte Inschrift an der Meyerschen Glockengießerei, Jenaische Straße Nr. 1 in Rudolstadt zu lesen ist:

Steh', Wandrer still! denn hier erstand,
Daß keine zweite möglich werde,
Gebaut von Schillers Meisterhand,
Die größte Glockenform der Erde!

Parallelstellen bei Schiller. Von Dr. Heinrich Stickelberger. Beilage zum Jahresbericht über das Gymnasium zu Burgdorf 1893. 125 S.

Aus Schillers Werken, mit Ausschluß der Briefe, werden in der vorliegenden Abhandlung diejenigen Anleihen zusammengestellt, die der Dichter bei sich selbst machte, und zwar sind die angeführten Parallelstellen zunächst nur sprachliche, die freilich, wie der Verfasser richtig bemerkt, oft genug zugleich inhaltlich verwandt sind, oder, wie ich hinzufügen möchte, zuweilen zu einander in Widerspruch stehen. Man vergleiche z. B. S. 112 die Aussprüche Mortimers: „Ist Leben doch des Lebens höchstes Gut" (Maria Stuart III, 6) mit „Das Leben ist das einz'ge Gut des Schlechten" (Maria Stuart IV, 4); letztere Sentenz bekanntlich in Übereinstimmung mit den Schlußversen der Braut von Messina: „Das Leben ist der Güter höchstes nicht". Wenn daher der Verfasser behauptet, daß die Parallelstellen einen pädagogischen Wert haben können, insofern Nachschlagen (und Vergleichen) eine gute Übung sei, an wissenschaftliches Arbeiten gewöhne, und von einem Ausdruck auf eine Situation zu schließen, als eine gute Sprach- und Denkübung angesehen werden müsse, so ist dieser Meinung wohl beizupflichten. Der Schüler soll beispielsweise lernen wie die Nebeneinanderstellung obengenannter Citate berechtigtes Befremden erregen muß, diese Aussprüche gleichwohl aber dem, was der Dichter beweisen wollte, gut angepaßt sind. Aus meiner Schulzeit kann ich bestätigen, daß der Lehrer bei der Lektüre des Horaz solche Übungen fleißig mit uns anstellte, und daß wir durch dieselben den römischen Dichter besonders nach der sprachlichen Seite gründlich kennen lernten und liebgewannen. Freilich wird man sich, und darin wird der Verfasser mir wohl beistimmen, bei der Behandlung der deutschen Klassiker, weil man die Zeit zu anderen Dingen braucht, viel größere Beschränkung auferlegen müssen, als bei der der griechischen und lateinischen. Viel bedeutender ist der wissenschaftliche Wert der Parallelen. Wir lernen durch dieselben die Eigenart des Dichters kennen, die der Verfasser auch gebührend hervorhebt: Da der Kreis des Selbsterfahrenen bei Schiller, dessen spekulativer Geist mehr zur Abstraktion neigte, ein verhältnismäßig geringer war, so mußte auch die Auswahl seiner Bilder eine beschränkte sein, und darum wiederholen sich dieselben Vergleiche häufig; und wie in seinen Bildern, so bemerken wir auch in Schillers Sprache ein gewisses stereotypes Wiederkehren gleicher und ähnlicher Wendungen, und darin liegt bei allem Glanze der schwungvollen Sätze eine gewisse, natürlich nur verhältnismäßige Armut. Mitunter sinkt sein poetischer Stil zu wirklicher Schwäche, d. h. zu prosaischer Abstraktion herab. Sollte nicht, möchte ich fragen, aus der Art Schillers zu arbeiten, in der durch die Not des Lebens hervor-

gerufenen Hast und Unruhe, die ihn oft zwangen, die Muse zu „kommandieren", eine weitere Begründung jener Einseitigkeit zu suchen sein? — Stickelbergers Abhandlung ist ein wertvoller Beitrag zu einer Stilistik des Dichters; er erregt Spannung auf das Erscheinen der angekündigten erschöpfenden Arbeit über Schillers Sprache — ein Gegenstand, der, soviel mir bekannt, bisher nur sehr beiläufig behandelt worden ist.

Dr. Hermann Bender, Rektor des Gymnasiums zu Ulm: Horaz, Homer und Schiller im Gymnasium. Drei Gymnasialreden. Tübingen, Verlag der H. Lauppschen Buchhandlung 1893. 94 S. Preis 1 Mark 80 Pf.

In der dritten seiner Schulreden (S. 67—94), die uns hier interessiert, tritt Bender mit wohlthuender Herzenswärme für die Lektüre Schillers im Gymnasium ein: Schiller war eine heroische Natur, davon zeugt sein Leben und Dichten. Er war nicht wie Goethe sein Lebenlang ein Liebling der Götter; durch Niedrigkeit und Not, durch Druck und Enge der Verhältnisse hat er sich durcharbeiten, durchkämpfen müssen. Dazu kam ein früh von Krankheit angegriffener Körper: „Er hatte früh das strenge Wort gelesen, dem Leben war er, war dem Tod vertraut." Besonders das Große war an ihm, daß er, um ein Wort des Perikles zu gebrauchen, verstand φιλοσοφεῖν ἄνευ μαλακίας, und daß er mit dem Ästhetischen und Poetischen stets die höchste Kraft des Willens verband. Einverstanden können wir uns auch mit des Verfassers Urteil über Schillers Romanzen erklären: Wir befinden uns hier hinsichtlich sowohl des epischen Stoffes als des ideellen Gehaltes gleichsam en pays de connaissance; der alte Vater Herodot und die Tragiker der Griechen leben wieder auf, sie geben und erhalten einen Beitrag zur Erklärung und zum Verständnis, es sind Stoffe, welche zum Nachfühlen, zum vollen Nachdenken ein Daheimsein auf griechischem Boden verlangen, welche aber zugleich so allgemein menschliche Ideen enthalten, daß sie jedem zugänglich und verständlich sind. Nicht einverstanden sind wir dagegen mit der Meinung, daß sich Uhland im Verhältnis zu Schiller in einer uns fernerstehenden, oft phantastischen Welt bewegt, und daß seine Balladen an romantischer Unbestimmtheit leiden. Uhland, meinen wir, muß auf einer niederen Stufe ebenso fleißig, wie auf einer höheren Schiller gelesen werden; denn er ergänzt den letzteren, weil er einführt in die Welt des Mittelalters und der Romantik, des Rittertums und Minnegesangs, des nordischen Recken- und Skaldentums. Daß Schiller in ganz anderem Sinne ein heroischer Prophet der Idee ist als sein schwäbischer Landsmann und in Leben und Dichtung das leuchtendste Vorbild der Jugend bleibt, geben wir gern zu. Ganz gewiß: Die Jugend mag sich begraben lassen, die ihn nicht hochhalten wollte!

Schillers Briefe. Kritische Gesamtausgabe in der Schreibweise der Originale herausgegeben und mit Anmerkungen von Fritz Jonas 12.—40. Lieferung (à 25 Pf.). Deutsche Verlagsanstalt Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien 1894.

Niemand kann heutzutage behaupten, daß er Schiller gründlich kennt, ohne dessen Briefe gelesen zu haben. Erst aus ihnen wird man inne, wie eng des Dichters Ideale mit der Wirklichkeit verknüpft waren, wie warmherzig sein Empfinden den großen Aufgaben des Lebens zugewandt gewesen ist, mit welcher Schärfe sein Geist auch die kleinsten Vorgänge durchdrang, um aus ihnen eine bedeutende Idee zu schöpfen oder zu bilden, wie aber fortwährend zugleich sein Blick unverwandt zum Himmel gerichtet war. Schillers Gedankentiefe spricht auch aus seinen Briefen; auch der nicht einseitige Bewunderer desselben muß zugestehen, daß Schiller in dieser Art schriftlicher Äußerung von niemandem, auch von Goethe nicht, übertroffen wird. — Die wissenschaftliche Benutzung der Sammlung und der im Anhang gegebenen Lesarten und Anmerkungen, welch letztere für die Meisterhand des Herausgebers, Fritz Jonas, besonders ehrendes Zeugnis ablegen, ist bereits eine sehr rege geworden, und für Dissertationen dürfte hier noch reichliches Material zu finden sein. Der Bilderschatz, der in die einzelnen Hefte verteilt ist, bildet eine dankenswerte Zugabe der Verlagsanstalt zu dem schön ausgestatteten Werke.

Schillers Sohn Ernst. Eine Briefsammlung mit Einleitung von Dr. Karl Schmidt, Oberlandesgerichtsrat zu Colmar i. E. Mit Bildnissen und zwei Handschriften von Schiller und Goethe. I—IV. 531 S. à 1 Mark 50 Pf. Paderborn. Druck und Verlag von Ferdinand Schöningh. 1893.

Die Veröffentlichung der teilweise im Privatbesitze des Herausgebers befindlichen Briefe wird jedenfalls einen wertvollen Beitrag zur Kulturgeschichte jener Tage liefern. Freilich für die Beurteilung der litterarischen Epoche selbst werden, wie dies in der Natur der Sache liegt, durch den Briefwechsel wesentlich neue Gesichtspunkte nicht zu Tage gefördert werden; aber die letztere wird jederzeit einzig dastehen in ihrer Art und besonders um deswillen anziehend wirken, weil man aus ihr deutlich ersehen kann, wie sich Weimars goldene Zeit in der Erinnerung und Auffassung von Schillers Angehörigen und in vertrautestem Gedankenaustausch von Mutter, Geschwistern und Kindern wiederspiegelt. Noch mehr aber als durch diese gelegentlichen allgemeinen Rückblicke auf die große künstlerische Vergangenheit fühlt der Leser sich angeregt, oft sogar ergriffen durch das Gedächtnis an den geliebten Toten, dessen verklärtes Bild überall da deutlich hervortritt, wo mütterliche Sorge, kindliche Verehrung und

geschwisterliche Zuneigung sich äußert. Eine ausführliche, aber in Ausdruck und Stil doch knapp gehaltene Lebensbeschreibung von Ernst v. Schiller (S. 1—58) führt vortrefflich in die Sammlung ein, die durch ihre vorzügliche Anordnung selbst wieder eine nahezu zusammenhängende Darstellung aller auf „Schillers Sohn", wie sich Ernst stets mit Stolz nannte, bezüglichen Ereignisse zu geben vermag. Die zahlreichen Bildnisse, ferner die Handschriften und Stammtafeln von den Eltern und Geschwistern des Dichters, von den Nachkommen des Dichters, von der Familie v. Lengefeld, der Familie v. Wolzogen, der Familie Schevastes-Pfingsten sind eine wertvolle Zugabe, und das Namen- und Sachregister erleichtert die Benutzung der Sammlung zu wissenschaftlichen Zwecken.

Schillers Mutter. Ein Lebensbild von Dr. Ernst Müller. Mit vielen Abbildungen in und außer dem Text. 208 S. Preis 4 Mark, gbd. 5 Mark. Leipzig, Verlag von Artur Seemann 1894.

Der Verfasser, durch seinen vortrefflichen Kommentar zu Schillers Kalender vorteilhaft bekannt (s. Lyons Zeitschrift 1893 S. 558), bietet unter Benutzung bisher unbekannter Briefe im Schillerarchiv zu Weimar und den reichen Quellen des Marbacher Schillerarchivs eine in recht warmherzigem Tone geschriebene Schilderung des Lebensganges von Schillers Mutter. Freilich die Züge der letzteren in scharf abgegrenzten Linien zu zeichnen, sie aus dem vorhandenen Material gleichsam herauszumeißeln, sodaß der große Sohn einmal zurücktritt und dafür die Mutter mehr in dem Vordergrund erscheint, war offenbar eine schwer zu bewältigende Aufgabe. Wenn nach dieser Seite Heinemann in seinem Werke Goethes Mutter vielleicht günstiger daran war und dieser Aufgabe gerechter geworden ist, so hat doch Müller ein überaus wohlgelungenes Gesamtbild der edlen Frau zu geben vermocht. Je weiter man liest, desto herzerfreuender wird diese Lektüre. Es ist ein Familienbuch im besten Sinne. Ein anderer Vorzug besteht darin, daß man sich immer auf sicherem Boden fühlt, eben weil die Arbeit aus gründlichem Quellenstudium hervorgegangen ist. — Die Seemannsche Verlagsbuchhandlung hat eine vorzügliche Ausstattung gewählt, insbesondere sind die zahlreichen wohlgelungenen Abbildungen eine wertvolle Beigabe.

Schillers Jugendleben. Deutsche Geschichts- und Lebensbilder XXI. Von Armin Stein (H. Nietschmann). 293 S. Preis 2 Mark 40 Pf. Halle a. S. Verlag der Buchhandlung des Waisenhauses, 1893.

Die Ereignisse von der Geburt des Dichters bis zur Flucht aus Stuttgart werden, wohl das erste Mal überhaupt, in Form einer zu-

sammenhängenden Erzählung wiedergegeben. Der Verfasser zeigt viel Geschick in der Auswahl solcher Momente aus Schillers Leben, die zur Behandlung in einzelnen Abschnitten besonders geeignet sind. Dabei verläßt er nicht den Boden wirklicher Begebenheit und weiß auch manche Einzelheit der Spezialforschung für seine anmutige Darstellung glücklich zu verwerten.

Schillers sämtliche Werke in 16 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke (2—12, im Erscheinen begriffen); Goethes sämtliche Werke in 36 Bänden. Mit Einleitungen von Karl Goedeke (2—12, im Erscheinen begriffen), à 1 Mark 50 Pf. Stuttgart 1893—1894. Verlag der J. G. Cottaschen Buchhandlung Nachfolger.

Das Erscheinen der Bände ist rasch vorwärts gegangen. Bald werden die Werke unserer Zwillingsklassiker abgeschlossen vorliegen, und dann werden wir eine Ausgabe besitzen, die auf Jahrzehnte allen, auch den verwöhntesten Ansprüchen gegenüber den ersten Platz behaupten wird. Selbst wer verschiedene Textausgaben besitzt und seinen Goethe und Schiller schon fleißig gelesen hat, greift gern nach diesen gleichsam zur Lektüre einladenden Büchern. Sowohl durch äußere wie innere Vorzüge übertreffen dieselben alle Erscheinungen des modernen Büchermarktes auf diesem Gebiete; denn in Bezug auf typographische Ausstattung und peinlichste Sorgfalt in der Redaktion ist das Vollkommenste geleistet worden.

Aus Zeitschriften:

1. Lyons Zeitschrift für den deutschen Unterricht: 7. Jahrg. G. Kettner, zu Schillers Dramen (S. 455). — E. Jeep, ein Druckfehler in J. Grimms Rede auf Schiller (S. 499). — R. Sprenger, zu Schillers Bürgschaft (S. 563). — P. Weizsäcker, die Schreibart alles „Feine" in Schillers Jungfrau I, 2 (S. 563). — Th. Becker, zu Schillers Ring des Polykrates (S. 589). — P. Weizsäcker, „Jetzt, Retter, hilf dir selbst — du rettest alle!" (S. 763). — B. Stein, zu Schillers Kampf mit dem Drachen (S. 768). — O. Glöde, Schiller, Le camp de Wallenstein. Les Piccolomini, par J. Kont, Paris (S. 774). — C. Franke, Deutsche Klassikerausgaben in Frankreich (S. 775 flg). — 8. Jahrg.: R. Sprenger, zu Schillers Wallensteins Lager (S. 125). — R. Sprenger, zu Schillers Glocke (S. 131). — E. Meyer, zu Schillers Tell III, 3 (S. 135). — J. Gaßner, Schillers „Spaziergang" und Goethes Gedicht „Ilmenau" (S. 235). — J. Gaßner, zur Disposition des „Spazierganges" von Schiller (S. 242). Schneidewin, Eine zusammenfassende Behandlung des Schillerschen

Gedichts „Die Götter Griechenlands“ (S. 252). — O. Schoepke, zu Schillers Wilhelm Tell (S. 263). — Festschrift u. s. w. Franz Schnedermann, Biblische Anklänge bei Schiller (S. 190 flg.).

2. Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1893, 147, 148, 4, 5. L. Bellermann, Zur Zeitberechnung in Schillers Dramen.
3. Preußische Jahrbücher 1893, 72, 1. G. Kettner, Schillers Prinzessin von Celle.
4. Vierteljahrsschrift für Litteraturgeschichte VI, 1, Jacoby, zu Schillers Gedicht „Das verschleierte Bild zu Sais“. — VI, 2, H. Fischer, Sprachliche Einzelheiten zu Schillers Dramen. — VI, 3, E. Müller, Vorarbeiten zu Schillers Tell. — VI, 4, B. Suphan, Ein carmen amoebaeum aus Schillers Nachlaß. — R. Krauß u. B. Seuffert, Briefe zur Schillerlitteratur.
5. Über Land und Meer 1894. 11. Heft (Oktavausgabe, S. 222 flg.): Schillerhäuser in Stuttgart und Ludwigsburg. Eine hundertjährige Erinnerung von J. Minor.
6. Zeitschrift für deutsche Philologie 26, 1. H. Düntzer, Goethes Epilog zu Schillers Glocke. — R. Röhricht, Bemerkungen zu Schillers Balladen.

Schulausgaben:

1. Schöninghs Ausgaben deutscher Klassiker mit Kommentar XIX. Ausgewählte Balladen Goethes und Schillers. Mit ausführlichen Erläuterungen von Dr. J. Heuwes. Paderborn, 1893, Ferdin. Schöningh. (Schiller: Der Taucher, Der Handschuh, Der Ring des Polykrates, Die Kraniche des Ibykus, Der Gang nach dem Eisenhammer, Der Kampf mit dem Drachen, Die Bürgschaft, Der Graf von Habsburg, Der Alpenjäger.) Preis 1 Mark.
2. Schulausgaben deutscher Klassiker X. Wallenstein. Mit vielen Fragen und Aufgaben behufs Anleitung zum Selbstdenken und Selbstfinden, sowie zur Anregung tieferen Eindringens in das Verständnis des Inhaltes versehen von Max Miller, Professor am Luitpoldgymnasium zu München. Trier, Verlag von Heinr. Stephanus. Preis 1 Mark 20 Pf.
3. Freytags Schulausgaben klassischer Werke. Schiller, Die Jungfrau von Orleans. Herausgegeben von Franz Ullsperger; Schiller, Wilhelm Tell. Herausgegeben von Paul Strzemcha. à 60 Pf. Leipzig, Verlag von G. Freytag. 1893.
4. Sammlungen deutscher Dichtungen u. Prosawerke in Schülerausgaben I. Ausgewählte Abhandlungen und Reden erklärt von Dr. Alex. Baldi: Schiller, Die Schaubühne als eine moralische Anstalt betrachtet; Schiller, Was heißt und zu welchem Ende studiert man Universalgeschichte. Preis 60 Pf. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 1894.

Miller, Max, Zur Methodik des deutschen Unterrichts auf der Unter- und Mittelstufe des Gymnasiums. München. Pohl, 1891, VIII, 71 S. gr. 8.

Das Buch enthält in dem bezeichneten Rahmen eine brauchbare Encyklopädie des deutschen Unterrichts, die mit einigen Änderungen auch für die entsprechenden Stufen anderer höherer Schulen verwendbar sein würde. Fundamentierung und Ausbau in dem Maße wie in R. Lehmanns Werk war natürlich schon durch den Raum ausgeschlossen. Doch zeigt Miller, daß er auch mit den neueren Bestrebungen und Leistungen genügend vertraut ist; nur die Aufzählung der Lehrmittel für den grammatischen Unterricht erschien mir verhältnismäßig dürftig. Recht wertvoll aber für diesen Unterricht sind die Winke betreffs Verwertung der fremden Sprachen, besonders des Lateins, sowie für die Einübung der Rechtschreibung. Recht verständig und nicht von den jetzt gangbaren übertriebenen Ansprüchen mancher wissenschaftlich oder sonst hochstehenden Laien beeinflußt sind gleichfalls seine Forderungen und Anweisungen bezüglich des Aufsatzes, für den er eine wesentliche Ergänzung in der Pflege des mündlichen Ausdrucks und Vortrags sieht. Dabei betont er wiederholt und zwar, wie es mir wenigstens scheint, einstweilen leider noch mit gutem Grunde die Forderung, daß der Lehrer jedes Thema zuerst selbst bearbeite und sich so mit dessen Schwierigkeiten vertraut mache. Wer sie befolgt, wird seinen Ausgabeposten für rote Tinte kürzen können. Dagegen muß geradezu zur pädagogischen Regel für jeden Unterricht erweitert werden der Rat S. 39: Gut ist es, oft Fragen zuvor — d. h. ehe der einzelne Schüler aufgerufen wird — an die Gesamtheit zu stellen. Wenig gefällt mir auch die Einteilung der Nebensätze in solche erster und zweiter Ordnung nach ihrer gewissermaßen dynamischen Bedeutung, je nachdem sie nämlich Subjekt, Prädikat und Objekt oder Attribut und Adverbiale vertreten.

Die Ausdrücke „Ordnung, Rang oder Grad“ sind nun schon einmal vergeben für die Einteilung nach dem rein äußerlichen Gesichtspunkte des Abhängigkeitsgrades, und wer mit Rothfuchs (Beiträge zur Methodik des altsprachlichen Unterrichts) bei der fremdsprachlichen Lektüre, besonders bei den verwickelten lateinischen und griechischen Perioden gewohnt ist, seine Schüler vor allem zum „Konstruieren“ anzuhalten, der wird auch an der hergebrachten klareren und klärenden Einteilung und Bezeichnung festhalten.

Auch was die Darstellung anbelangt, so ist, wie sich das bei der Schrift eines Gymnasiallehrers, zumal über deutschen Unterricht, von selbst verstehen sollte, wenig zu tadeln. Der norddeutschem Ohr auffällige „Klaßlehrer“ ist eben im Süden stellenweise so gut offiziell wie sein Vertreter der „Klaßverweser“. Für ein Feind gehalten werden S. 66 ist wohl

bloßes Versehen des Setzers oder Korrektors. Auch das im mittelrheinischen Dialekt übliche „bräuchten" S. 35? Aber wirklich tadelnswert ist der Pleonasmus S. 14: Bei schriftlichen Übungen soll sich die Aufgabe des Schülers darauf zu beschränken haben, daß er ...

Boppard. **Karl Menge.**

Dr. Oskar Hartung, Die deutschen Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun. Cöthen. 551 S. Verlag von O. Schulze 1894.

Der Unterricht im Altdeutschen, der sich besonders der Lektüre des Nibelungenliedes zuwendet, hat ein neues Hilfsmittel erhalten, das in „die Lebens- und Denkweise unserer Vorfahren einzuführen" wohl geeignet ist. Hartungs deutsche Altertümer des Nibelungenliedes und der Kudrun werden von den Lehrern des Zweiges dieses Unterrichts mit Freuden begrüßt werden.

Der Verfasser hat sich nicht nur bemüht, den Leser mit den Gegenständen der beiden Epen bekannt zu machen, die Etymologie der einschlägigen Wörter aus den anerkannten Werken mitzuteilen, sondern auch an der Hand der sonst reichlich benutzten Litteratur die Begriffe und ihre Bezeichnungen soweit wie möglich in der Geschichte zurückzuverfolgen, um zu zeigen, inwiefern in unseren Epen das deutsche Wesen, mit Fr. Th. Vischer zu reden, geradlinig entwickelt ist.

Allerdings fällt der Blick in die alt- oder urdeutsche Welt nur durch die römische Brille und durch einige Spalten, dann verdeckt der undurchdringliche Nebel, der vom 6. bis 8. Jahrhundert über dem Abendlande lastet, die Entwickelung in Sprache und Lebensweise. Schließlich ist das germanische Wesen nach dem historischen Gesetz, daß der Sieger die höhere Kultur des Besiegten annimmt, mit römisch-gallischen Elementen durchsetzt. Wo und wofür sich keine Gräber öffnen, da fehlt für den Fortschritt der Kultur jener Jahrhunderte fast jede Anschauung. Die Entwickelung des sozialen Lebens liegt für uns im Dunkel. Wie der Freie zum Unfreien wird im eigenen Vaterlande, was den Freien zum Adeligen macht, wie das Königtum aufkommt, solche Fragen können vor wie nach nur mit Vermutungen beantwortet werden. Von den Gebrauchsgegenständen, namentlich von Waffen und Schmucksachen, die ans Licht gekommen sind, ist gewiß kein Stück, das sich eben mit einem Gegenstande oder Vorgange unserer Epen in Verbindung bringen ließ, der Aufmerksamkeit des Verfassers entgangen.

Der Unterzeichnete, der sich mit den Altertümern des Nibelungenliedes einst selbst eingehend beschäftigt hat, freut sich so mancher Übereinstimmung in Hartungs Schilderung der oft schwer zu vergegenwärtigen-

den Gegenstände und Vorgänge des Liedes mit der seinigen zu begegnen. In nicht wenigen Punkten ist er ihm für besser Begründetes zu Dank verpflichtet. Es sei mir gestattet, das Urteil des Lesers über einige Punkte in Anspruch zu nehmen.

Der Unterzeichnete ist durch den Verfasser für die Annahme gewonnen worden, daß die Decke des brennenden Saales in der Heunenburg ursprünglich eine Balkendecke war, die von dem Redaktor C in einer Zusatzstrophe in eine gewölbte verwandelt worden ist. Der letztere findet es eben unbegreiflich, daß die Helden in dem angezündeten Saale nicht verbrennen, es müßte dieser denn gewölbt gewesen sein. Und da er, der so manche Stelle des Epos nach seinem eigenen Urteil zurechtrückt, dies annimmt, so fügt er hinzu: die geste half daz sêre daz der sal gewelbet was.

In einem neuen Buche sieht man sich natürlich zunächst nach den Dingen um, die einer Lösung harren. Von dem Verfasser hätte ich Annahme oder Widerlegung der in meiner Einführung in das Nibelungenlied S. 235 begründeten Ansicht erwartet. Ich gestatte mir die Sache hier vorzutragen. Strophe 1772 ist die Thür, die in den Saal führt, erwähnt. Plötzlich taucht 1774, 1910, 1911 (B 1836 1973/74) ein Turm auf, der nach der Meinung von Bartsch dem Saale vorgebaut war, so daß die Stiege darin hinaufführte. Gestützt auf den Schreiber von C vermute ich, daß der Schreiber der den Handschriften A und B zu Grunde liegenden Urschrift irrtümlich turn (1774) für türe (1910 und 1911 sogar türne) geschrieben hat. C liest an der erstgenannten Stelle: dô gie er (Volkêr) ûz dem hûse für die türe stân (A: für den turn stân). An der zweiten Stelle schreibt C an der stiegen (statt an den türnen). Auch hier paßt nur „die Thür". Der Sinn ist: Dankwart ließ niemand hinein oder heraus. Damit entsteht denn ein großes Gedränge „vor der Thüre" (1911). C hat hier an der porte (A und B vor den türnen). Mit der Mehrzahl der Türme ist aber erst recht an dieser Stelle nichts anzufangen. Später ließ der Schreiber jener Vorlage von A und C den falsch angebrachten Turm wieder fallen. 1950 heißt es von den Nibelungen: si truogen für die tür siben tûsent tôten wurfen si derfür: vor des sales stiegen vielen si zetal. Als vorher (1885) Dankwart die letztere heranstürmt und die Diener vor Schrecken die Speisen und Getränke fallen lassen, ist auch kein Turm erwähnt. Der Hartung aber drückt sich an demselben mit den Worten vorbei: „Der Dichter scheint sich also vorzustellen, daß man von der Treppe aus nicht erst in eine Laube gekommen sei, wenn man in den Saal eintreten wollte, sondern daß der Weg dorthin durch einen Turm geführt habe."

Noch an einer anderen Stelle hätte ich vom Verfasser die Lösung einer Schwierigkeit erwartet. Sowohl diu helmgespan (in Strophe 2157) als auch die spange (in Strophe 2214) erklärt Hartung mit allgemeinem Einverständnis für die mit Eisenblech überzogenen Rippen des Helmes. Wie kommt es nun, daß der auf den Helm geführte Schlag an der ersten Stelle, der nur bis auf die Helmrippen geht (unz ûf diu helmgespan), tödlich wirkt, an der zweiten Stelle aber den so Getroffenen nicht tötet, obwohl auch in diesem Falle des swertes ecke (bis auf) unz ûf die spange wuot? Stirbt Rüdiger (2157) infolge einer Gehirnerschütterung? Jedenfalls bedurfte diese Stelle einer Erklärung.

In einem Punkte widerspricht sich der Verfasser. S. 51 sollen die niedrigen Dienste, die Hagen als Ruderknecht auf der Brautfahrt Gunthers zu verrichten „gezwungen" war, ihn als Ministerialen, als nicht zum hohen Adel gehörig, verraten, S. 152 aber wird zugegeben, daß auf derselben Fahrt auch Gunther und Siegfried das Ruder führen, es wird hinzugefügt, daß die Helden das Rudern üben, so oft sie dazu Gelegenheit haben. Die erste Auffassung wird durch diese Thatsache widerlegt.

Eine auffallende Beurteilung des Heldengeistes des Nibelungenliedes verrät die Bemerkung, daß „Schlauheit und List (im schlimmen Sinne)" für keine geringere Tugend gegolten habe als Tapferkeit und Heldenmut, und daß daher gerade die tapfersten Helden nicht zurückschreckten vor Trug und Hinterlist. Im Sinne des Liedes sowohl wie des damaligen und jetzigen Hörers ist die listige Art, wie sich Hagen Kenntnis von der verwundbaren Stelle am Leibe Siegfrieds verschafft, eine That, die seinen Charakter entstellt, wie denn auch die nordische Sage ihm nicht den Makel der Untreue und Hinterlist anhängt.

Neu war mir auch die gelegentliche Bemerkung des Verfassers — eine ausführliche Schilderung der Personen des Liedes darf man ja in seinem Buche nicht erwarten —, daß der edle Rüdiger, als er Kriemhilde zur Ehe mit seinem Herrn zu überreden suchte „mit schlauer Berechnung verfuhr". „Da er den auf Rache an den Mördern ihres Gatten gewandten Sinn der Kriemhild erkannte, so benutzte er dies und zeigte ihr, daß ihr als Etzels Gattin die Macht gegeben sei, ihre Rachepläne auszuführen. Hierin liegt die tragische Schuld des Helden, welche die kommenden Ereignisse herbeiführte und ihn selbst ins Verderben stürzt". Es ist für den kundigen Leser überflüssig und würde zu weit führen, dem Verfasser diese tragische Schuld Rüdigers auszureden. Dieser und die Königin verstehen unter dem Worte: er mües es sêre engelten unt het iu ieman iht getân etwas sehr Verschiedenes. Hartung begründet seine Auffassung mit dem Eidschwur, durch den Rüdiger sich, wie er meint, zur Ausführung dieser auf die Vergangenheit sich beziehenden

Rache besonders verpflichte, da ihm die Abwehr der seiner Herrin am Etzelhofe etwa zugefügten Kränkungen die zukünftige Mannentreue gebiete.

Zum Teil ist Hartung zu dieser Beurteilung des von Rüdiger der Kriemhild geleisteten Eidschwurs durch seine Theorie der „Freundschaft" gelangt, die er zwischen einer Reihe von Personen des Liedes und so auch zwischen Kriemhild und Rüdiger bestehend annimmt, die im Norden als Blutsbrüderschaft durch Mischung des Blutes geschlossen, deren Verbindlichkeit in unserm Liede durch Eidschwur oder Gabe gesichert wird. Unter diesen Verhältnissen steht im Vordergrunde das zwischen Hagen und Volker geknüpfte, da sie sich zum Beistande im Leben und zur Rache nach dem gewaltsam erlittenen Tode verbunden zeigen. „Andere engere Freundschaftsverhältnisse mit der alten Blutsfreundschaft vielleicht im weiteren Zusammenhange stehend" (der Ausdruck wagt nicht viel) sind folgende. Ein solches besteht zwischen Gunther und Siegfried (die Volsungasage läßt sie Blutsbrüderschaft schließen). Zwischen Hagen und dem getreuen Warner Eckewart wird die Freundschaft durch eine Gabe begründet. Wie die enge Verbindung zwischen Dietrich und den Burgunden entstanden ist, darüber verrät die Sage nichts. Endlich besteht eine solche zwischen Dietrich und den Wölfingen einerseits und Rüdiger anderseits. So der Verfasser. Wenn nun, um auf den Eid zurückzukommen, den Rüdiger der Kriemhilde schwört, dieser sich verpflichtet, Rache an dem Mörder Hagen zu nehmen, bald darauf aber mit diesem durch Gastfreundschaft und Geschenke ebenfalls in ein Freundschaftsverhältnis tritt, so ist mit dieser Doppelzüngigkeit sein edler Charakter unvereinbar. In dieser Beurteilung des edlen Helden wird sich nicht leicht ein Leser dem Verfasser anschließen, noch viel weniger aber Schlauheit und List, die sich als Hinterlist herausstellt, im Liede als eine dem Heldenmute gleichartige Tugend erkennen.

Der Verfasser möchte noch auf Grund der Betrachtung gewisser Altertümer die Abfassung des Nibelungenliedes einige Jahrzehnte früher, als gewöhnlich geschieht, etwa um das Jahr 1170 ansetzen. Im Zeitalter des Frauenkultus, sagt er, der nach Weinhold „zwischen den Jahren 1180—90 bereits in voller Blüte stand", schmückt den schönen Helden schlanker Wuchs, blondes lockiges Haar, leuchtende Augen, weiße Hände, ganz im Sinne der weiblichen Schönheit. Vor diesem Zeitalter galt der Edle für schön. „Männliche Erscheinung, heldenhafter Wuchs, breite Brust, strotzende Muskelkraft, ein solches Leidenschaft und Thatkraft verratendes Aussehen war es, worin man ehemals die Schönheit eines Mannes fand." „Aber der alte Haudegen (Hagen), sagt der Verfasser, gefällt den Frauen nicht mehr. Diese zogen das Aussehen der anderen höfischen Ritter vor. So läßt bereits der Dichter des Nibelungenliedes

die junge Tochter Rüdigers zusammenschaudern beim Anblick der kriegerischen Gestalt Hagens." Wir sind gegen den Verfasser überzeugt, daß in der Gestalt Hagens nicht ein älteres Schönheitsideal in die neue höfische Zeit hineinragt, sondern daß die furchtbare Erscheinung Hagens der Ausdruck seines Innern sein soll.

Der Verfasser schließt dann noch aus folgenden Beobachtungen auf das etwas höhere Alter des Nibelungenliedes. Er sagt: Im 13. Jahrhundert war die Erlangung der Ritterwürde keineswegs mehr ein unbedingtes Erfordernis für einen König, während sie im Nibelungenlied Siegfried noch erteilt wird. Aber ein Wilhelm von Holland wird noch im Jahre 1247 als in Aussicht genommenes Oberhaupt des Reiches zum Ritter geschlagen. Das Wort Turnier fehlt im Nibelungenliede, „von dessen Verbreitung kaum viel vor dem Beginn des 13. Jahrhunderts die Rede sein kann". Aber der Verfasser selbst giebt an, daß das erste Turnier 1127 zu Würzburg abgehalten wurde. „Im 12. Jahrhundert, sagt Hartung weiter, wird die Lanze schon fast ausschließlich nur zum Stoß verwandt. Diese ritterliche Kampfweise finden wir aber nur an zwei Stellen des Nibelungenliedes." Auch dies ist kein Beweis für das höhere Alter des Epos. In den unzähligen Ritterspielen desselben, beim Buhurt und beim Tjost, wird der Speerstoß, nicht der Speerwurf geübt. Der Speerwurf, der im Liede vorkommt, war dem Dichter aus den Liedern oder älteren Gesängen geläufig, nach denen er sein Epos dichtete. In ihnen war noch der Ger die allgemeine Waffe des deutschen Kriegers. Auf dieselbe Weise erklärt sich das Fehlen des Turniers. Ferner schließt Hartung aus dem Umstande, daß gemalte Wappen auf den Schildern im Nibelungenliede fehlen — den Adler auf dem Schilde Siegfrieds will er nicht dafür gelten lassen —, während der im Jahre 1204 gedichtete Parzival gemalte Wappen mehrfach erwähne, auf das höhere Alter des Epos. Er folgert es endlich daraus, daß die Halsberge, dieses jüngere Panzerkleid, seltener erwähnt wird als die Brünne, die als Kettenpanzer nach der Mitte des 12. Jahrhunderts eingeführt wird. Wir nehmen von diesen Ausführungen des Verfassers soviel an, daß das Nibelungenlied, wie es jetzt vorliegt, nicht vor der Mitte des 12. Jahrhunderts entstanden sein kann, können aber nicht finden, daß der Verfasser die Abfassung desselben um das Jahr 1170 wahrscheinlich gemacht habe. Um es noch einmal zu sagen: Ältere Waffen, ältere Anschauungen können aus dem, was dem Dichter als Stoff zu seinem Epos vorlag, in dieses hinübergenommen sein.

Wir schließen diese Reihe von Besprechungen, die sich auf das Nibelungenlied beschränken, mit der Anerkennung, daß die Sprache des Buches bestimmt, der Druck korrekt, die Ausstattung gut ist. Abbildungen

fehlen. Dem Übelstande, daß in verhältnismäßig wenig Kapiteln ein so mannigfaltiger Stoff abgehandelt werden mußte, wird durch ein ausführliches Wort- und Sachverzeichnis entgegengewirkt. Daß das umfangreiche Kapitel „ritterliches Leben", auch diejenigen, die von Stand, König und Lehnsmannen handeln, zu Wiederholungen führen mußten, ist dem Verfasser gewiß selbst nicht entgangen.

Das Werk sei noch einmal namentlich den Kollegen angelegentlichst empfohlen.

Dortmund. **Schulze.**

Gotthold Ephraim Lessing. Nathan der Weise. Ein dramatisches Gedicht in fünf Aufzügen. Für den Schulgebrauch herausgegeben von Dr. Oskar Netoliczka, Gymnasialprofessor. Wien und Prag, Verlag von F. Tempsky. 1893. Kl. 8. 163 S. 80 Heller [so!] gebunden.

Dieses Bändchen gehört der Sammlung an, die unter dem Namen „Freytags Schulausgaben klassischer Werke für den deutschen Unterricht" gemäß einem ausdrücklichen Erlasse des k. k. Ministeriums des Kultus 1893 den Lehrkörpern österreichischer Anstalten ganz besonders empfohlen wurde. Es möge hier, woselbst im Laufe der letzten Jahre schon so viele Glieder der verschiedensten gleichzielenden Unternehmungen zur Anzeige gelangten — in Österreich selbst erscheint ja noch die mannigfach recht gut versehene im Verlage von Carl Gräser in Wien — herausgehoben sein, weil ihm mehrere Ursachen eine Ausnahmestellung zuweisen. Einmal der Stoff. Wie oft und wie hartnäckig ist nicht über die Nutzbarkeit von Lessings unvergänglichem Versdrama für die schulmäßige Einführung in unsere zweite große Litteraturblüte gestritten worden! Autoritäten vom Range eines Wilhelm Wackernagel haben sich entschieden dagegen aufgelehnt, und noch heute, nach einem vollen Menschenalter, wird kein ehrlich erwägender Verfechter der „Nathan"-Lektüre den Ernst und den Gehalt der Auslassungen dieses Mustergermanisten (vergl. Kleinere Schriften II, S. 452 flg.) angreifen. Die in der Gegenwart in pädagogischen Kern- und Sonderfragen so häufig ausgespielte Tendenz sollte hier nichts hineinreden dürfen. Im Gegenteil, als gediegenste Schutzwehr wider den andringenden Unrat der neueren und jüngsten Bühne müßte diese reine Frucht der theatralischen Muse immer und immer wieder in den Vordergrund treten, wo man die Jugend, insbesondere die männliche, in die herrlichen Schätze unserer neuklassischen Poesie redlich einweisen will, um sie für den Kampf des Lebens zu stählen.

Diese grundsätzlichen Vorfragen berührt Netoliczkas Büchlein zwar nicht, wohl aber regt es sie an, wenn man mit Freuden wahrnimmt,

wie in größtmöglicher Knappheit und Sauberkeit hier alles zugerüstet ist, damit wir mühelos „die Hände zum lecker bereiteten Mahle erheben“ können. Auf etwas über zehn Seiten enthält die Einleitung, der das wundervoll charakterisierende Xenion „Hier ist alles Charakter und Geist und der edelsten Menschheit Bild, und die Götter vergehn vor dem alleinigen Gott“ sinnig vorgesetzt ist, sieben Abschnitte, nämlich über: Entstehung, Gattung, Ort und Zeit der Handlung, den Stoff und seine Behandlung, die Aufnahme des Stückes, die religiöse Gedankenwelt des Stückes, Sprache und Metrum. Die litterarhistorisch, dramaturgisch und ästhetisch wichtigen Punkte sind sämtlich mit erwünschter Klarheit betont und festgestellt, da, wo Allgemeinsittliches und des Dichters — der nun Lessing trotz seines bekannten Ableugnens in der „Hamburger Dramaturgie“ hier einmal zweifellos ist — Absicht gestreift wird, ohne jedwede unnötige Schärfe, etwa in der versöhnlichen Auffassung, die des Herausgebers geliebter Lehrer Wilhelm Scherer (vergl. S. 9) und dessen Schüler Erich Schmidt, von dessen Katheder Netoliczka auch reiche Winke empfangen hat, in seiner für lange giltigen Lessing-Darstellung (besonders II, S. 486 flg.) vertreten. Die neun Seiten Anmerkungen, nicht zu zahlreich und im einzelnen gedrängt, befriedigen jegliche Wißbegier auf den Gebieten der Logik, des Ausdrucks und der, hier freilich selten in Betracht kommenden, sachlichen Erläuterung aufs trefflichste. Wegen dieser Enge der gewährten Hilfsmittel und der Raschheit der Auskunft gerade sei diese, wie alle Hefte der Freytagschen Sammlung schön und ich möchte sagen gesund ausgestattete Ausgabe warm empfohlen.

Drittens aber auch wegen des Herausgebers selbst, der, im fernen Siebenbürgen am südöstlichsten Gymnasium deutscher Zunge in mühsamem Lehramte thätig, seine Aufgabe als „deutscher Gymnasialprofessor“ — der im doppelten Sinne des Wortes zu sein er voll sich rühmen dürfte trotz des slawisch klingenden Namens — nicht ganz zu erfüllen glauben würde, wenn er nicht auch an seinem Teile kräftig mitwirkte, der herangewachsenen Schülerschaft oberer Stufe einen letzten Schliff auf idealem Boden im Sinne unserer Klassiker zu verleihen, die denn doch die ersten und besten „Erzieher“ unseres Volkes sind und hoffentlich bleiben. In Netoliczkas Neudruck ersteht der soviel verketzerte „Nathan der Weise“ für den deutschen Gymnasiasten humanistischen wie realistischen Schlags, für den Bürgerschüler der höheren Klassen, nicht zuletzt auch für die deutsche Jungfrau, die hier verlerne, so oft bloß „die höhere Tochter“ zu sein, wieder auf und predigt, gleichsam seines Schöpfers Lessing Testamentsvollstrecker, dem nächsten Geschlechte seine klugen und innigen Lehren rechten Wandels. Milde von solcher Art mag Netoliczka selbst im transsylvanischen Hinterlande, wo Völker und Bekenntnisse wild durcheinander-

wogen, sich erobert haben. Seine Beigaben sind in ihrer durchgängigen Einfachheit ausgezeichnet. Sie lassen allerdings nichts davon verspüren, daß ihr Verfasser durch mannigfaltige äußerst tüchtige ältere Arbeiten auf dem Felde der deutschen Litteraturgeschichte und Pädagogik, ja jetzt auch der Kirchengeschichte (Lohmanns gerühmtes Lehrbuch erneute er, von Haus aus Germanist und Theolog wie alle deutsch=siebenbürgischen Gymnasiallehrer, 1893 aufs gründlichste) einen geachteten Ruf besitzt. Wohl dem Gelehrten, der als Lehrer vergessen kann, daß er dem lauschenden Knaben gegenüber nicht nur ein magister ist, sondern auch, und zwar in erster Linie, ein Führer, und sodann ein bescheiden Mitlernender.

München. **Ludwig Fränkel.**

---

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie: Nr. 7. Juli: W. Wilmanns, Deutsche Grammatik, besprochen von K. v. Bahder. (Das Buch kommt thatsächlich einem Bedürfnis entgegen und wird von vielen dankbar benutzt werden.) — Ferd. Mentz, Bibliographie der deutschen Mundartenforschung, besprochen von O. Behaghel. (Ein sehr verdienstliches Buch sowohl vermöge seiner Sorgfalt und Zuverlässigkeit als wegen seiner Reichhaltigkeit.) — O. Brenner und A. Hartmann, Bayerns Mundarten, Bd. I, besprochen von Friedrich Kauffmann. — Jul. Elias, Max Herrmann und Siegfried Szamatólski, Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte, 1892, besprochen von Georg Witkowski. (Die Jahresberichte werden sich, wenn sie in der Art, wie sie begonnen, fortfahren, zu dem nützlichsten, ja einem unentbehrlichen Hilfsmittel für alle, die sich mit neuerer deutscher Litteraturgeschichte befassen, gestalten.) — Josef Ettlinger, Christian Hofman von Hofmanswaldau, besprochen von Ludwig Fränkel. (Das gehaltvolle und reife Werk verfolgt zum ersten Male Hofmanswaldaus dichterisches Schaffen nach allen Seiten hin.)

—— Nr. 8. August: E. Henrici, Hartmann von Aues Iwein, besprochen von Oscar Böhme (eine ganz bedeutende Leistung auf dem Gebiete der germanischen Philologie). — Berthold Litzmann, Theatergeschichtliche Forschungen, Bd. II, III, IV, V, besprochen von Karl Drescher.

Zeitschrift für deutsches Altertum 38, 3: Schönbach, Otfridstudien. — Derselbe, Bruchstücke der Weltchronik Heinrichs von München. — Seemüller, Altenburger Bruchstück des Wilhelm von Orlens. — Schröder, Die Gothaer Botenrolle. — Franck, Beiträge zur Rhythmik des Alliterationsverses. — Singer, Textkrit. zur Krone. — Bloete, Der 2. Teil der Schwanrittersage. — Rezensionen.

Zeitschrift für deutsche Philologie 27, 2: F. Vogt, Zur Kaiserchronik. — Ph. Strauch, Altdeutsche Predigten. — H. Gering, Zum Heliand. — R. Sprenger, Zu Max von Schenkendorfs Gedichten. — F. W. E. Roth, Von dem Reichtumb Priester Johanns. — R. Sprenger, Zu Dietrichs Flucht. — Derselbe, Zum Till Eulenspiegel. — R. Reichel, Kleine Nachträge zum deutschen Wörterbuche. — Rezensionen.

Zeitschrift des Vereins für Volkskunde 4, 2: Maria Rehsener, Aus Gossensaß. — P. Sartori, Die Schule im Volksglauben. — Joh. Bolte, Das Kinderlied vom Herrn von Ninive. — R. Wossidlo, Der Tod im Munde des mecklenburgischen Volkes. — F. Vogt, Beiträge zur deutschen Volkskunde aus älteren Quellen. — Ad. Pichler, Tirolische Volksdichtung. — Biegeleisen, Jüdisch-deutsche Erzählungen aus Lemberg. — A. Hauffen, Die Aufführungen der Passionsspiele in Höritz im Böhmerwald. — O. Schell, Der Bergische Blocksberg; sich drehende und blutende Steine. — E. Frischauf, Ein alter niederösterreichischer Hochzeitsbrauch. — K. Weinhold, Sammlungen der volkstümlichen Überlieferungen in Deutschland.

—— 1892, 4: K. Ed. Haase, Sprichwörter und Redensarten aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend — 1893, 1: Derselbe, Volksrätsel aus der Grafschaft Ruppin und Umgegend.

Zeitschrift für vergleichende Litteraturgeschichte, Neue Folge, 7. Band, Heft 2 und 3. Abhandlungen: Theobald Ziegler, Zur Genesis eines ästhetischen Begriffs. — Adolf Friedrich Graf von Schack, Graf Juan Valera. — Arthur Richter, Zur Kritik humanistischer Briefschreibung. — Ludwig Fränkel, Untersuchungen zur Entwickelungsgeschichte des Stoffes von Romeo und Julia III. — Carlo Fasola, Diederichs von dem Werder Übersetzung des Ariost. — Hermann Henkel, Goethe als satirisch-humoristischer Dichter. — Neue Mitteilungen: Ernst Müller und Gottlieb Krause, Ein Brief von Fr. Schillers und Th. Körners Vater. — A. F. Dörfler, Rumänisches zu Bürgers „Kaiser und Abt". — A. H. von Osztoya, Zur Quelle von Shakespeares „Maß für Maß". — Vermischtes: Marcus Landau, Boccaccio in Ungarn. — Hermann Ullrich, Zu Zeitschrift N. F. VI, 259. Eine Replik. — Besprechungen: Wolfgang Golther, English fairy tales collected, von Joseph Jacobs. More english fairy tales collected, von Joseph Jacobs. — Wolfgang Golther, Volksglaube und Volksbrauch der Siebenbürger Sachsen, von Heinrich von Wlislocki. — Karl Engel, Die Sage vom ewigen Juden untersucht, von L. Neubauer. — Marcus Landau, Miti Leggende e Superstizioni del Medio evo, von Arturo Graf. — Erich Petzet, Just Friedrich Wilhelm Zachariä und sein Renommist, von Hans Zimmer.

Bayerns Mundarten. Beiträge zur deutschen Sprach- und Volkskunde. Band 2, Heft 2. Inhalt: O. Brenner, Altbairische Sprachproben: Der Prinz von Arkadien. (Schluß.) — Wolfrum, Volksreime aus Oberfranken. — Franke und Hedrich, Dialektproben. — J. Neubauer, Bezeichnungen des menschlichen Körpers im Egerlande. — H. Gradl, Die Mundarten Westböhmens. (Fortsetzung.) — M. Himmelstoß, Aus dem Bairischen Wald. (Fortsetzung.) — L. Zapf, Aus dem Wortschatze der bayreuthisch-fränkischen Mundart. — O. Brenner, Zum Sprachatlas des Deutschen Reiches. — Derselbe, Aus der Hoamat. — Derselbe, Über mundartliche Wörtersammlungen. — Derselbe, Zu Kiennasts Dachauer Possenspielen. — Aug. Hartmann, Zu den Regensburger Fastnachtspielen. — Derselbe, Todaustragen in Franken. — Fr. Riegel, Beiträge aus Regensburg. — O. Brenner, Kleinere Mitteilungen. — Bücherschau.

Neue Bahnen V, 8: Rudolf Knilling, Die Grundsätze der stilistischen Entwickelungstheorie.

Die Mädchenschule VII. 4/5: St. Waetzoldt, Etwas über amerikanisches Schulwesen, besonders die Stellung der Lehrerinnen in Amerika.

## Neu erschienene Bücher.

Deutsche Litteraturdenkmale des 18. und 19. Jahrhunderts: Nr. 46/47: Albert Leitzmann, Ausgewählte kleine Schriften von Georg Forster. XX, 165 S. Pr. geh. M. 3, geb. M. 3,80.

—— Nr. 48: Richard Rosenbaum, Wilhelmine oder der vermählte Pedant von Moritz August von Thümmel (Abdruck der sehr seltenen ersten Ausgabe von 1764). XII, 54 S. Pr. geh. M. 1,20, geb. M. 2. — Stuttgart, Göschensche Verlagshandlung.

Josef Perkmann, Bildender Unterricht in den Sprachfächern. 1. Teil. Grundlinien. Innsbruck, Wagner 1894. 73 S.

L. Stacke, Erzählungen aus der Neuen Geschichte in biographischer Form. 13. Aufl. Oldenburg, G. Stalling 1894. XII, 456 S. Pr. M. 2,50.

G. Feierfeil, Zu Wilhelm Scherers Poetik. 22. Jahresbericht des K. K. Staats-Obergymnasiums in Landskron 1894. 29 S.

Gustav A. Müller, Urkundliche Forschungen zu Goethes Sesenheimer Idylle und Friederikens Jugendgeschichte. Auf Grund des Sesenheimer Gemeindearchivs. Mit einer korrigierten Kopie und einer Wiedergabe des Falckschen Friederikenportraits, sowie fünf Beigaben. Bühl, Aktiengesellschaft Concordia 1894. XIII, 146 S. Pr. M. 3,50.

Herm. Fr. Römpler, Die Form des Unterrichts. Plauen i. V., A. Kell. 169 S.

Rudolf Goette, Singen und Sagen. Lieder und Gesänge. Wachwitz-Dresden, Max Geißler. 106 S.

Otto Heilig, Beiträge zu einem Wörterbuch der ostfränkischen Mundart des Taubergrundes. Programm der Großh. Bad. Realschule zu Heidelberg 1894. 20 S.

Richard Wagner und das Gymnasium. Eine zeitgemäße Betrachtung von einem Gymnasiallehrer. Leipzig, Gustav Fock. 15 S.

Sammlung Göschen: Ernst Naumann, Herders Cid. 181 S. Pr. geb. M. 0,80. Stuttgart, Göschen 1894.

Wartigs Erläuterungen zu deutschen Klassikern: 11. Bändchen: Heinrich Düntzer, Goethes Götz von Berlichingen. 5. Aufl. Leipzig, Ed. Wartig 1894. 181 S. — 14. Bändchen: Heinrich Düntzer, Goethes Iphigenie auf Tauris. 6. Aufl. Leipzig, Ed. Wartig 1894. 189 S.

Paul Knauth, Von Goethes Sprache und Stil im Alter. Leipziger Dissertation. Leipzig, Gustav Fock 1894. 46 S.

Gottfried Maier, Pädagogische Psychologie für Schule und Haus auf Grund der Erfahrung und neueren Forschung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1894. XII, 316 S. Pr. M. 5.

Johannes Meyer, Deutsches Sprachbuch, 1. Teil. Lehr- und Übungsbuch für den Unterricht in der deutschen Rechtschreibung. 10. durchgesehene Aufl. Hannover, Carl Meyer (Gustav Prior) 1894. 64 S.

Freytags Schulausgabe: Martin Manlik, Lessings Laokoon. 128 S. Pr. geb. M. 0,60. — Hans Lambel, Lessings Abhandlungen über die Fabel. 146 S. Pr. geb. M. 0,70. Leipzig, G. Freytag 1894.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Gottsched im Kampf um die Aufklärung.

Von Eugen Wolff in Kiel.

Fragt man nach dem führenden Geist auf dem Gebiete der deutschen Sprache im zweiten Viertel des achtzehnten Jahrhunderts und darüber hinaus, so ist unbedingt Gottscheds Name zu nennen. Ebenso zweifellos steht in der philosophischen Bewegung Christian Wolf voran; er ist es, der (1) dem Geist der Zeit in erster Linie seinen Stempel aufdrückt. Unserm Gottsched würde noch nicht einmal unbestritten der zweite Platz gebühren, solange es sich nur um (2) die Ausgestaltung und Fortentwickelung des philosophischen Systems handelt: zum mindesten sind neben ihm eine Reihe von fähigen Männern in gleicher Richtung thätig. Was Gottscheds wahres Verdienst und eigentliche Bedeutung hier wie gewöhnlich ausmacht, ist (3) sein agitatorisches Eingreifen in die philosophischen und theologischen Zeitkämpfe. Wie er immer, ein echter Agitator, nicht sowohl auf die siegende Macht des bahnweisenden Gedankens als vielmehr auf die werbende Betriebsamkeit von Parteien und Koterien vertraute, so suchte er auch hier durch Zusammenschluß mit dem Grafen Manteuffel und (4) der von diesem gestifteten Gesellschaft der Alethophilen eine Rückendeckung und Hilfstruppe zu gewinnen.

Gewiß wird man im allgemeinen geneigt sein, in der philosophischen Entwickelung eine praktische Propaganda nicht besonders hoch anzuschlagen. Anders in der Zeit, welcher Gottsched angehörte. So arm sie an neuen Ideen und jeglicher Produktionskraft war, hat die deutsche Philosophie in der ersten Hälfte des achtzehnten Jahrhunderts doch unserm Volke redlich, ja unermeßlich gedient, indem sie gerade die bisherigen Errungenschaften bevorzugter Geister zum Gemeingut aller Bevölkerungsschichten zu machen suchte. Besonders im deutschen Bürgertum, im Mittelstande, hat sie Bildung und Kultur verbreitet und dadurch sowohl die litterarische Entwickelung aus den engen Banden des Gelehrtentums in die weite Arena des Volkstums hinübergeführt wie nicht minder die soziale Emanzipation des dritten Standes in unserm Vaterlande friedlich vorbereitet. Auch aus diesem Gesichtspunkt charakterisiert sich demnach Gottscheds litterarische Stellung weit anders als es etwa durch bloßes Abwägen seiner ästhetisch-kritischen Doktrin an den verwandten Leistungen der Schweizer oder gar durch Betrachtung seiner unmöglich ernst zu nehmenden eigenen poetischen Versuche geschähe.

## 1. Vom Geist der Zeit.

Wollen wir Gottscheds philosophische Entwickelung verstehen, so dürfen wir uns nicht begnügen, (a) sein Ausgehen von der Modephilosophie an sich zu charakterisieren. Noch war die geistige Einheit Deutschlands nicht vorgeschritten genug, als daß die Erscheinungen im Zentrum des deutschen Bildungslebens sich unbedingt und ohne weiteres an der Peripherie bemerkbar gemacht hätten. Ja, wenn wir die Schwankungen verfolgen, denen die geistige Bewegung jener Zeit von Ort zu Ort, wie z. B. namentlich auch zwischen Halle und Leipzig, und selbst innerhalb desselben Ortes in oft jähem Wechsel von Zeit zu Zeit ausgesetzt war, dann werden wir die Nötigung empfinden, den Entwickelungsgang unseres Mannes (b) von den heimatlichen Lehrjahren bis (c) zur Stätte und Zeit seiner Reife zu begleiten, mit ihm von Königsberg nach Leipzig zu wandern, um die geistigen Strömungen zu erkennen, von denen er sich, trotz einzelner Versuche selbständiger Lenkung seines Weges, im allgemeinen willig tragen läßt.

a) „Nous sommes dans un siècle où la raison commence à prendre plus d'empire", schreibt Fontenelle den 16. Oktober 1732 an Gottsched.[1]) Der gemeinsame Grundzug der geistigen Bewegung im damaligen Europa ist hier treffend gekennzeichnet. Bis zum Überdruß variieren deutsche Stimmen im zweiten Jahrhundertviertel diesen selben Gedanken, daß nun der Verstand, der „gesunde Menschenverstand" seine Herrschaft über die Geister angetreten habe. Die naturwissenschaftlichen Entdeckungen eines Copernicus, Kepler und Galilei speisten den Geistesstrom, der groß und mächtig in den Philosophien eines Bacon und Descartes — ganz von Spinoza zu geschweigen — einsetzt, um sich schließlich in tausend seichten, aber noch immer erfrischenden und befruchtenden Armen über das Leben des geistigen Mittelstandes zu ergießen. Es ist wahr, die Engländer und Franzosen, Locke wie Bayle, überragen an folgerechter Klarheit und Kühnheit unsern Leibniz unvergleichlich; während aber ihr einseitiger Realismus in Skeptizismus und Materialismus ausmündete, hat die idealistische Halbheit der deutschen Philosophie den unverlierbaren metaphysischen Besitz unseres Volkes in bessere Tage hinübergerettet.

So viel auch Christian Wolf und gar Gottsched von den idealistischen Elementen der Leibnizschen Philosophie über Bord warfen, das ganze Wesen des Meisters wirkt vorbildlich fort: war es doch das getreue, notgedrungene Abbild des deutschen Geisteslebens um die Jahrhundertwende. Das war nicht der einseitige Gelehrte, der im ruhigen, unbeirrten Denkprozeß sein System ausgestaltet; — vorwiegend auf praktische Zwecke ge-

1) Vergl. Danzel: Gottsched, S. 342.

wandt, sucht Leibniz in der Philosophie nicht bloß den nötigenden, interesselosen Ausdruck einer Weltanschauung: angewandte Wissenschaft ist sein vornehmster Zweck, die Theorie ihm oft nur ein Mittel. Die ruhelose Vielseitigkeit seiner Interessen bedingte eine Zerfahrenheit[1]), die dem Zusammenhang, der Tiefe und Überzeugungskraft seiner Ideen nur zu sehr Eintrag gethan hat. Eine starke Ader agitatorischen Blutes, wie es mit Gottsched zur lebhaftesten Aufwallung gelangte, macht sich im philosophischen Organismus bemerkbar. Wie kühn, wie unbedingt indes sich nun der Verstand und die Erfahrung zu tummeln schienen, vor dem religiösen Dogma machten sie Halt, ja, die philosophische Spekulation stellte sich gar in seinen Dienst. Die Philosophie opfert Leibniz, besonders in der „Theodicee", schließlich doch der Theologie, wie er sich von der Induktion bald zur Spekulation zurückwandte. Diese Halbheit haben seine Nachfolger nie völlig zu überwinden vermocht. Und doch, die Schranken waren eröffnet, in denen die Theologie an der Philosophie und auch die Spekulation an der Erfahrung sich messen mußte, sei es zunächst selbst nur, um von ihr eine Bestätigung zu erhalten — eine bedeutsame Wendung.

Ihre bedenkliche Seite hatte gewiß auch jene optimistische, um nicht zu sagen opportunistische Lehre, daß unsere vorhandene Welt die beste aller möglichen Welten sei; verführt diese Anschauung doch gar leicht zu einer faulen Abfindung mit allem Bestehenden. Ging deshalb Leibniz auch an manchen Schäden blind und selbstgenügsam vorüber, so erstickte jene Anschauung doch keineswegs seinen Reformdrang, weckte vielmehr Lebensmut und Thatkraft auf Generationen hinaus, sodaß sie vorwiegend unberechenbar heilsam wirkte. Nicht länger galt die Erde als Jammerthal; selbst die Pforten der Hölle durchbrach dieser weltfrohe Optimismus: indem er das Übel als nicht von Gott gewollt, wesentlich als bloßen Mangel an Vollkommenheit hinstellte, beschwor er das Bild eines grundgütigen Gottes, der uns mit milden Vaterarmen lenkt. So schüchtern sich selbst diese Gesinnung bei Leibniz hervorwagte, seine Nachfolger, und auch Gottsched, waren damit in eine Bewegung hineingestellt, die — es muß hier daran erinnert werden — in Goethes Poesie und Weltanschauung gipfelte, welche das Reich der Schönheit und Verklärung in dieser Welt suchte. Es entsprach durchaus der praktischen Gesamtrichtung von Leibniz, daß er nicht direkt, sondern durch die Fürsten auf das Volk zu wirken suchte. Auch hierin bleibt sein Vorbild lebendig: die Zeit des aufgeklärten Despotismus hat er damit wesentlich vorbereitet.

---

1) Vergl. Benno Erdmann: Martin Knutzen und seine Zeit, S. 56.

Nicht ganz so unumschränkt bildete die erste Hälfte des 18. Jahrhunderts das System des Meisters fort. Rein philosophisch machte Leibniz vor allem durch seine encyklopädische Umspannung der Wissenschaften Epoche. Wie er in den verschiedensten Wissenszweigen, namentlich auch in der Mathematik, bedeutsame Entdeckungen zu Tage förderte, stellte Leibniz in sich selbst die Einheit der Wissenschaft dar. Die Philosophie ward zum Inbegriff der Natur- und Geisteswissenschaften, und der organische Zusammenhang, in welchen sie dieselben setzte, kettete die Spekulation, so souverän diese herrschen mochte, doch jedenfalls für alle Zeit an das Regulativ der Erfahrungswissenschaften. Indem Leibniz ferner — unter Überwindung des Dualismus von Ausdehnung und Denken — den Begriff der Kraft einführte und sie als entscheidendes Merkmal der Körper und der Seelen nachwies, als einheitliches Wesen aller Dinge hinstellte, hat er abermals der modernen Philosophie die Bahn gewiesen.[1]) Mit der Kraft als dem Wesen der Dinge operiert nun die ganze Folgezeit. Von den sonstigen Grundelementen der Leibnizschen Philosophie waren es nur die Sätze des „zureichenden Grundes" und des „nicht zu Unterscheidenden" (principium rationis sufficientis und principium indiscernibilium), die Christian Wolf neben dem von Aristoteles entlehnten „Grund des Widerspruches" als Grundsätze in sein System hinübernahm.

Mit Staunen müssen wir wahrnehmen, daß die eigentlich idealistischen Züge des Meisters teils verwischt, teils geradezu eliminiert erscheinen. Die Monaden und die prästabilierte Harmonie sind von Wolf noch nicht eigentlich fallen gelassen, aber schon ihres zentralen Charakters entkleidet, und somit in ihrer Geltung lahmgelegt. Wolf gesteht mit verblüffender Selbstbloßstellung[2]): „Ich hatte mir zwar anfangs vorgenommen, die Frage von der Gemeinschaft des Leibes mit der Seele und der Seele mit dem Leibe ganz unentschieden zu lassen: allein da ich ... wider Vermuten ganz natürlich auf die vorher bestimmte Harmonie des Herrn von Leibniz geführet ward, so habe ich auch dieselbe beibehalten." Später[3]) setzt er hinzu: „Weil ... nicht mein Hauptvorsatz ist, dieselbe zu bestätigen, sondern ich nur fast unvermutet darauf kommen bin, so habe mich auch dessen nicht anzunehmen, was man wider den Herrn von Leibniz vorbringet." Ja, im zweiten, ergänzenden Teil der „Vernünftigen Gedanken von Gott" erklärt das Schulhaupt unbekümmert[4]):

---

1) Vergl. Christian Wolf: Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, 5. Aufl. S. 60 flg. u. 464 flg., sowie Kuno Fischer: Geschichte der neuern Philosophie II³, 328 flg.

2) A. a. O. Vorrede zur ersten Auflage.

3) A. a. O. Vorrede zur zweiten Auflage.

4) 3. Auflage S. 487. — Dieser Ergänzungsband erschien zuerst 1724.

„Es ist mir nichts daran gelegen, daß man dieses Systema für wahrscheinlicher als ein anderes hält, ... und bin nicht allein zufrieden, sondern rate es auch sogar, daß einer bei einem von den übrigen beiden verbleibe oder auch sich zu gar keinem bekenne, wenn er vermeinet, daß er an dem Systemate Harmoniae praestabilitae etwas Anstößiges findet!"

Ähnlich läßt Wolf das Wesen der Monade thatsächlich unentschieden und begnügt sich, Leibniz' Meinung vorzutragen;[1]) da heißt es: „Der Herr von Leibniz stehet in dem Gedanken, daß in einem jeden einfachen Dinge die ganze Welt vorgestellet werde ... Allein ich trage noch Bedenken, dieses anzunehmen." Auch ahnt Wolf nicht einmal den Zusammenhang, der zwischen der Monadenlehre und dem Prinzip der prästabilierten Harmonie besteht: wonach eben die Vorgänge in all jenen letzten unteilbaren Einheiten einander entsprechen, deshalb also auch die Bewegungen in Körper und Seele harmonieren müssen. In Wolfs mechanischer Auffassung sind Körper und Seele verschiedene, nur äußerlich verbundene Substanzen; ihre Einheit und Immanenz, das Prinzip der Monade, ist einem neuen Dualismus gewichen. Gottsched geht in beiden Streitfragen noch weiter von Leibniz ab, indem er in seiner ersten Schrift Zweifel an den Monaden vorträgt und bald zur Theorie des physischen Einflusses in der Wechselwirkung zwischen Körper und Seele zurückkehrt. Was das idealistische System dadurch an innerem Halt verlor, gewann es freilich an Wirkungsfähigkeit im Bereich des „gesunden Menschenverstandes."

Einen wirklichen Fortschritt nach dieser Richtung bezeichnet Wolfs Stellung zur Theologie. Er verzichtet auf philosophische Begründung christlicher Dogmen[2]), nur das Dasein Gottes und die Unsterblichkeit der Seele verteidigt er systematisch; im übrigen verkündet er den Grundsatz[3]): „Es ist vor die geoffenbarte Religion gnug, wenn die Vernunft nichts behauptet, was ihr entgegen ist. Wie viel sind Dinge, die auf den bloßen Glauben ankommen und davon die Vernunft schweiget! Deswegen aber kann man nicht sagen, daß sie nach ihr müßte geleugnet werden." Indes, trotz aller Verwahrungen, beginnt nun jene Dogmenkritik, die im „Wolfenbüttelschen Ungenannten" Reimarus gipfelt.

War diese Wendung von eminenter praktischer Bedeutung, so wirkte noch unvergleichlich epochemachender die Ausgestaltung, welche Wolf dem encyklopädischen Gedanken von Leibniz zuteil werden ließ. Er entwarf ein systematisches Lehrgebäude von architektonischer Gliederung, von lückenlosem logischen Zusammenhang und freilich auch von seichter Breite. Gerade durch diese unbedingte Gemeinverständlichkeit eroberte er seinem System eine

1) A. a. O. 5. Auflage S. 368 flg.
2) Vergl. Karl Biedermann: Deutschland im 18. Jahrhundert II, 1, S. 421 flg.
3) Vern. Ged. v. Gott, Teil II, 3. Aufl. S. 309 flg.

Herrschaft ohnegleichen. Und nicht nur seinem System: der philosophischen Methode, dem streng logischen Denken gewann er Boden in weiten Schichten der Bevölkerung[1]). Nicht am wenigsten sagte diese nüchterne Verständlichkeit der Wolffschen Schlußketten den damaligen Gelehrten selbst zu: sowohl über Lehrer der Philosophie, wie über Mathematiker, Physiker und Vertreter verwandter Disziplinen an fast allen deutschen Universitäten erstreckte sich das Netz der Wolffschen Schule, und mehr: fast alle Wissensgebiete befruchtete diese Philosophie.

Leibniz war zu sehr Strudelkopf und zu sehr Schöngeist, um sich für das ruhige Ausreifen und Ausbauen seiner Eingebungen Zeit zu lassen. Namentlich in seiner schwächsten, aber verbreitetsten Schrift, der „Theodicee", spricht er oft mehr als Dichter denn als Denker. „Ein geschickter Romanschreiber könnte vielleicht einen solchen außerordentlichen Fall erfinden", heißt es an einer Stelle geradezu; an einer andern: „und weil es hier einmal nach Möglichkeiten zu dichten erlaubt ist: so wollen wir uns einbilden . . ."[2]). Es ist kein Zufall, daß dieses Werk so nachhaltig auf die Dichtung wirkte und daß ein Gottsched wie ein Haller aus ihm die Stoffe philosophischer Gedichte entnahmen.[3]) Wolf ist im Grunde gewiß kein systematischerer Geist, aber doch in höherem Grade Lehrer der Weisheit. Er war sich seines Gegensatzes zu Leibniz in der Darstellungsart, die doch nicht nur äußere Form blieb, voll bewußt. Dem Grafen Manteuffel schreibt er am 13. Dezember 1743 über den Wittenberger Professor der Physik Bose: „Daß er die belles lettres überall einmengen will, hat mir nicht gefallen, und ist heutzutage nirgends mehr der Geschmack davon, als in Holland. Daher nehme mir nicht die Geduld, was dahin gehört, zu lesen, sondern übergehe es: wie ich auch aus dieser Ursache des Herrn von Leibniz Theodicee nicht ganz durchlesen können, sondern vielmehr nur oculo fugitivo durchblättert habe, ob ich gleich davon die recensionem in die Acta[4]) gemacht, indem nur das herausgenommen, was zur Sache gehöret: worinnen ich ihm auch selbst ein Genügen gethan."[5]) — Ein gut Stück von Gottscheds Eindruck beruht darauf, daß er Wolfs nüchterne Logik mit den „belles lettres" des Leibniz zu vereinen wußte. Wolfs Methode ist nicht schöngeistig, einschmeichelnd und anregend, sondern mathematisch nötigend.

---

1) Vergl. Max Koch: Gottsched (Sammlung gemeinverständlicher wissenschaftlicher Vorträge, N. F. I. Serie, Heft 21) S. 8 flg.

2) Fünfte Auflage der deutschen Übersetzung, herausgegeben von Gottsched, S. 41 und 45.

3) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 266.

4) Acta Eruditorum 1711, S. 110 flg. u. 159 flg.

5) Vergl. schon Wuttke: Wolfs eigene Lebensbeschreibung, S. 83.

Zu Zeiten trug sich Wolf allerdings mit dem Gedanken, ein philosophisches Lehrbuch für Damen zu schreiben, zumal ihn Manteuffel dazu mit dem Hinweis ermutigte, daß auch für Fürsten eine solche populäre Darstellung des Wolfschen Systems nötig wäre, um sie zu bilden und zu bessern.[1]) Später nimmt der Philosoph Formeys „Belle Wolfienne" zwar mit Zustimmung auf, indes nicht ohne den charakteristischen Zusatz:[2]) „Ich halte freilich bei meiner Philosophie für das Beste, was vom methodo herrühret, nämlich daß man von der Wahrheit überzeuget wird und die Verknüpfung einer mit der andern einsiehet, auch zu recht vollständigen Begriffen unvermerkt gelanget, und dadurch eine Scharfsinnigkeit erhält, die auf keine andere Weise zu erreichen stehet."

Eine Fortwirkung Leibnizscher Ideen haben wir des weiteren in Wolfs Formulierung seines Endzweckes zu sehen. „Ich suche nichts in der Welt", erklärt er,[3]) „als die Wahrheit auszubreiten, ohne welche die Glückseligkeit des menschlichen Geschlechtes nicht bestehen kann, sondern alles zu deren Nachteil in die größte Verwirrung gesetzet wird, und die Menschen selbst bei dem größten Glücke keine wahre Vergnügung finden." So stimmte er lebhaft zu, als man seinen praktischen Teil der Philosophie — seine eigenste Erfindung — „scientiam felicitatis" nennen wollte.[4]) Das waren Klänge, die Gottsched wie kein zweiter seiner Zeit gierig auffing und weitergab. Nicht anders faßt unser Mann selbst sein Urteil über Wolf zusammen:[5]) alle Absichten desselben seien „auf die Beförderung der menschlichen Glückseligkeit gerichtet" gewesen. Ja, Gottsched geht hierin einen Schritt weiter, über Wolf und womöglich über Leibniz hinaus. Wolf hatte zwar die Glückseligkeit als Endzweck festgehalten, aber im Ausgangspunkt die Philosophie rein sachlich als „Wissenschaft aller möglichen Dinge ꝛc." definiert, während unser Mann unmittelbar einsetzt: „Die Weisheit überhaupt ist eine Wissenschaft der Glückseligkeit; wie Leibniz dieselbe zuerst beschrieben hat".[6]) Noch in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts hat die deutsche Aufklärung diesen eudämonistischen Zug bewahrt und bethätigt.

Schließlich hat Wolf mit Leibnizens ebenso patriotischer wie praktischer Forderung, die Muttersprache auch in den Wissenschaften anzuwenden,

1) Wolf an Manteuffel 28. Mai 1738, dessen Antwort 16. Juni 1738, und die der Zeit nach folgenden Briefe, — Handschriften im gelehrten Briefwechsel des Grafen Manteuffel (drei Bände umfassend), gleich der Gottschedschen Korrespondenz auf der Leipziger Universitäts-Bibliothek.

2) An Manteuffel 27. Januar 1741.

3) An Manteuffel 10. Januar 1745.

4) Wuttke: Wolfs eigene Lebensbeschreibung, S. 79 flg.

5) Gottsched: Historische Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 151.

6) Weltweisheit I, § 1.

Ernst gemacht. Die besondere Biegsamkeit der deutschen Sprache für philosophische Begriffsbildungen trat nun überraschend zutage. Jedes seiner deutschen Werke, namentlich sein metaphysisches Hauptwerk, die „Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen", trug durch dieses bequeme äußere Gewand die neue Philosophie, ja das Interesse für die Weltweisheit überhaupt über den Kreis der klassisch Gebildeten hinaus. Der deutsche Geist hatte mit Leibniz seinen Einzug in die Philosophie gehalten; nun wurde auch die deutsche Denkform systematisch ausgebildet.[1]) Gerade für dieses Verdienst Wolfs darf man Gottscheds Zeugnis als besonders zuständig anrufen:[2]) „Auch mir", lautet es, „der ich in die schönen Wissenschaften ein reines Deutsch einzuführen gesuchet, hat seine Metaphysik zum Muster gedienet, ja mich dazu geschickt gemachet". Nicht nur dem Publikum wollten es diese Männer bequem machen, auch sich selbst! Zur Charakteristik des Standes klassischer Bildung in jener Zeit dürfen wir wohl in diesem Zusammenhang eine gelegentliche Äußerung Wolfs gegen Manteuffel vom 25. März 1748 anführen: „Die Fehler, welche Herr Formey in der Übersetzung des Sallustii begangen, sind so offenbar, daß er sie unmöglich rechtfertigen kann ... Es ist nun schon ein halbes Säkulum verflossen, daß ich keinen griechischen (!) Autorem gelesen: gleichwohl würde ich nimmermehr auf eine solche Übersetzung gefallen sein, die so augenscheinlich den Sinn des Autoris verändert und seine Gedanken so erniedriget." —

Wir kennen Wolfs leitende Ideen, kennen damit auch die Ursachen seiner breiten Wirkung. Um die agitatorische und polemische Stellung seiner Schule zu verstehen, werden wir gut thun, die Art dieser Wirkung nach drei Seiten besonders zu fixieren. Bürgertum, Geistlichkeit und Fürsten bildeten drei nach Bildung und Interessen so grundverschiedene Mächte, daß sie naturgemäß auf die neue, reformierende Lehre abweichend reagieren mußten.

Im Bürgertum regte sich ein Bildungsstreben, dem der gesunde Menschenverstand und die eudämonistische Durchschnittsmoral Wolfs recht behagte. Statt vieler Beispiele seines Einflusses stehe hier eine eigene Feststellung des Mannes. Manteuffel hatte ihm am 24. Juli 1747 gemeldet, daß einige Leipziger Chirurgen (chirurgiens)[3]) sich von Professor Bel ein Kolleg über Wolfs deutsche Logik halten ließen. Drei Tage später antwortet der Philosoph: „Mir ist noch erinnerlich, daß, da ich die kleine deutsche Logik zuerst herausgegeben hatte, selbst Bauern (von einem Hamburgischen Kaufmann will ich nichts sagen) dieselbe gelesen und

1) Vergl. Kuno Fischer a. a. O. II¹, 522.
2) Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 48.
3) Man kennt die ältere Bedeutung des Wortes.

sich zu nutze gemacht: wie ich mich denn auch erinnere, daß, als ich die Anfangsgründe herausgegeben von der Mathematik, ein Schuhknecht in Augsburg bei müßigen Stunden es so weit gebracht, daß er selbst in calculo differentiali und integrali zurechte kommen können, ohne sonst einigen Lehrmeister zu haben".[1])

Wurde dem Bürgertum die verstandesklare Wolffsche Philosophie eine Führerin zur Bildung und Aufklärung, so benutzte — merkwürdig genug — die intelligentere katholische Geistlichkeit, besonders der Orden Jesu, diese scharfe, überzeugende Form der Schlüsse und Beweise, nicht nur gerade um die Freidenker zu bestreiten, sondern überhaupt um durch Formalschlüsse, durch Dialektik, den Verstand zu fesseln, wo der Glaube nicht mehr blind geblieben. Auch darin lag ein Zugeständnis der Theologie an die Philosophie, freilich eines von sehr zweifelhaftem Wert. Betont doch Wolf am 27. Januar 1741 im Brief an den Grafen Manteuffel, daß die Bedeutung seiner Methode, „bisher fast niemand begreifen will, außer verschiedenen Katholiken", von denen er „absonderlich jetzt aus vielen Orten und Klöstern Briefe erhalte". Schon am 7. Juni 1739 meldet er demselben Korrespondenten, ein guter Freund habe von dem portugiesischen Minister in Rom, P. Evora, die Ursache erfahren, „warum insonderheit bei der hohen Geistlichkeit und andern gelehrten Theologis" — wie er schreibt — „meine Philosophie in Italien in so großes Ansehen komme ... Es wäre nämlich durch die principia der heutigen berühmten Engländer der Materialismus und Skeptizismus in Italien überall gewaltig eingerissen. Man hätte sich nicht im stande gefunden, aus der scholastischen Philosophie demselben zu begegnen. Daher hätte man sich mit Macht auf meine Philosophie legen müssen, weil man darinnen die Waffen gefunden, dadurch man diese Monstra bestreiten und besiegen kann."[2]) Gottscheds sprachregelnde Bemühungen hatten ihm auch in katholischen Kreisen einigen Einfluß verschafft, der unter diesen Umständen zugleich für die Ausbreitung der Wolffschen Philosophie fruchtbar werden mußte. So wird er unter anderm zum Vermittler eines neuen lateinischen Lehrbuchs der Logik, das ein Benediktinermönch in Kempten wesentlich nach Wolfs Grundsätzen verfaßt hatte, an den Meister.[3]) Nicht überall war man, besonders im niedern katholischen Klerus, schlau

1) Ähnliches über einen holländischen Schuhmacher s. Wuttke S. 184 flg. Eine Satire gegen die Wolfianer führt denn auch den Titel: „Der nach mathematischer Methode, als der allerbesten, neuesten und natürlichsten, getreulich unterrichtete Schustergeselle", verfaßt von Chr. Hecht.

2) Vergl. schon Wuttke S. 177.

3) Siehe Manteuffels Brief an Wolf vom 24. Oktober 1747.

genug, die furchtbare Waffe, welche der klügelnde Verstand geschmiedet, wider ihn selbst behutsam zu verwenden, ohne dem Waffenmeister plump ins Gesicht zu schlagen und dadurch sich des Scheins zu begeben, als kämpfe man im Namen der Vernunft gegen den Unsinn und die Raserei. Solche Verhältnisse an einer für Gottsched entscheidenden Stelle spiegelt Manteuffels Äußerung an Wolf vom 10. Mai 1746: der Bischof von Krakau scheine zu beabsichtigen, „de faire goûter votre philosophie au barbare clergé polonais. Ces idiots n'oseront plus grouiller contre ce dessein, dès qu'il pourra les convaincre par les exemplaires de Vérone (der dortigen Ausgabe, die Wolf dem Bischof übermittelt) que ceux-ci ont été imprimés avec l'approbation des P. P. Inquisiteurs."

Wie feindlich sich die evangelische Geistlichkeit, besonders die pietistische, zu Wolf stellte, beweisen zur Genüge die Vorgänge, welche mit seiner Vertreibung aus Halle zusammenhängen. Entfernten sich doch die Hallenser Theologen wesentlich nach der entgegengesetzten Seite von der „reinen und unverfälschten Lehre". Mit höchst bezeichnenden Worten bittet einmal (6. März 1731) der Ostpreuße D. M. Georgi, stud. phil. et theol. daselbst, Gottsched als seinen Oheim um Rat zur Wahl einer anderen Universität, da die Hallenser Lehrer meist „mit Enthusiasten und allerhand Schwärmern eine genaue Verbindung" hätten. Auch nach Wolfs Rückberufung wollen die Verdächtigungen nicht schweigen. Hallenser Studenten streuten an anderen Universitäten aus, Wolf spotte in jeder Vorlesung über die Religion und die Bibel.[1]) Und doch wußte die ganze Wolfsche Schule ihre absprechende „Aufklärung", ihre vornehme Verachtung aller theologischen Beschränktheit mit konventionellem Entsetzen vor „Naturalisten, Atheisten und Spinozisten" in widerlicher Aufdringlichkeit zu vereinen![2]) Wir treffen in dieser Zeit und auch in diesem Kreise alles eher als Charaktergröße. Im Gottschedschen Briefwechsel wird als Grundsatz der Theologen oft genug bezeichnet: „Schreibst, schreibst, daß Du bei der Pfarre bleibst!" Wie selten freilich mögen die Zeiten sein, wo die Vorsicht nicht als besserer Teil der Tapferkeit gilt!

Wenigstens fühlte Wolf, was not that. „Mit Konfiszieren, Widerlegen, Verbannen", meint er sarkastisch,[3]) wird dem Übel wohl nicht gesteuert werden. Wenn nicht die Jugend in Schulen und auf Universitäten gründlicher unterrichtet wird, und die Alten den Jungen, insonderheit auch die Herren Geistlichen mit besserem Exempel der Gemeinde vorgehen, als meistenteils geschiehet, wird das andre wohl alles vergeblich sein.

---

1) Manteuffel an Wolf 10. Mai 1743.

2) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 428.

3) An Manteuffel 2. Januar 1748.

Die alten Sinesen[1]) hielten das Exempel der Großen und Gewaltigen vor das kräftigste Mittel, die Unterthanen zum Guten zu verbinden, und das gemeine Sprichwort: Wie der Wirt, so beschert Gott die Gäste, führet wohl ein gleiches im Munde. Wer will aber die reformieren?" Nun fehlte es Wolf nicht an fürstlichen Gönnern; indessen blieb zunächst, im Gegensatz zur zweiten Jahrhunderthälfte, ihr Interesse — wenn man etwa von Friedrich dem Großen absieht — eine bloße Liebhaberei ohne ernste Vertiefung oder gar praktische Konsequenzen für ihre Regierungshandlungen. „Es herrschet noch immer die alte Meinung unter den Großen dieser Welt, die zu den Zeiten des Euclidis dieselbe hatten, daß sie wohl gerne Wissenschaft erlangen möchten, wenn nur ein besonderer Weg dazu zu gelangen wäre, der ihnen nicht Mühe kostete. Allein es bleibet auch die Antwort wahr, die Euclides dem Ptolomaeo gab: Non datur via regia ad scientiam."[2]) Graf Manteuffel, selbst früher Minister, ist denn auch Philosoph genug, freiere Verfassungszustände zu fordern:[3]) „Je crois même avoir trouvé la source de tant de maux, et je suis persuadé, à mon tour, que vous me donnerez raison. C'est que la plupart des souverains d'aujourd'hui prétendent de gouverner leurs états arbitrairement et sans conseils. C'est ce qui leur fait ignorer et mépriser la Vérité et les règles du bon-sens. Hinc illae lacrimae." Doch das waren vertraute Geständnisse; in der Öffentlichkeit gab man sich, namentlich gerade gegenüber den eigenen fürstlichen Gönnern, devot bis zum Ersterben und war es ganz zufrieden, wenn die gekrönten Freunde gegen die Feinde der Vernunft jene Toleranz außer acht ließen, welche die Bekenner des „gesunden Menschenverstandes" doch selbst so ausgiebig forderten. Auf welche unschöne Verfolgungssucht des selbst einst so hart Verfolgten, und gleichzeitig auf welchen rohen Humor des Roi-Philosophe lassen uns Wolfs Äußerungen über ein Gewitter schließen, das sich über des jüngeren Francke[4]) Haupt zu entladen drohte. Am 8. März 1745 schreibt Wolf an Manteuffel: „Daß Se. Königl. Maj. an die Universität allergnädigst (!!) rescribieret, der Prof. Francke solle in die Komödie gehen und von den Komödianten sich ein Attestatum geben lassen, wie er solches verrichtet, und dasselbe an hohem Orte einzusenden (so!), wird Ihres Orts vielleicht schon bekannt sein". Und

---

1) D. i. Chinesen. — Wolfs Rede bei Ablegung des Prorektorats „De Sinarum philosophia practica" (1721) bildete bekanntlich den wesentlichsten Stein des Anstoßes für die Hallenser Pietisten.

2) Wolf an Manteuffel 14. September 1748.

3) An Wolf 10. Februar 1745.

4) Schon als Kronprinz hatte Friedrich ihm seine Abneigung unzweideutig kundgegeben. — Vergl. Allgem. Deutsche Biographie: Gotthelf August Francke.

nun setzt er nach sechs Tagen hinzu, des Königs Befehl geschehe „zum besten der Vernünftigen Welt, und zum Exempel der Pharisäischen Pfaffen ... Die Prediger lassen ihren Eifer allzu weit gehen und lermen auf der Kanzel über Sachen, von denen sie wohl mit mehrer Moderation reden könnten, wenn sie ja vermeinten, im Gewissen verbunden zu sein, davon zu reden." Francke verlange, daß die Universität sich seiner annehme. „Ich glaube aber nicht, daß solches geschehen wird; wenigstens werde ich nicht darein willigen, sondern vielmehr dagegen protestieren." Sein gräflicher Korrespondent beschämt hier den Philosophen (am 25.) durch die Gegenäußerung, daß in einer großen Leipziger Gesellschaft viele verlangt hätten, die Universität Halle müsse sich Franckes annehmen, und — wenn dies Vorgehen erfolglos bliebe — „l'aller accompagner en corps à ce spectacle, plutôt que d'abandonner un confrère si indignement ridiculisé." Zum Glück meldet Wolf noch am gleichen Tage von einem neuen Reskript, wonach Francke mit einer Buße von 20 Thalern in die Armenkasse davonkommen solle. —

Überhaupt fühlte sich Christian Wolf mehr in der Rolle eines „Lehrers des Menschengeschlechts" — als „professor universi generis humani" gelobte er bei seiner Rückberufung nach Halle künftig wirken zu wollen —, eines Verkünders der Wahrheit und praktischen Glückseligkeitslehre, als daß er für deren Bethätigung und Verbreitung im einzelnen fähig gewesen wäre. An werbender Kraft, an agitatorischer Wirkung für die Aufklärung muß man ihm einen Mann wie Thomasius voranstellen. Auch verzichtet dieser auf das Medium fürstlicher Machtmittel zur Verbreitung der freieren Ideen; er wendet sich an die Individuen, an jeden einzelnen im gebildeten Bürgertum, namentlich durch seine Zeitschriften, um den Aberglauben und die scholastische Wissenschaft zu stürzen und einer innigen Fühlung des Gelehrtentums mit dem Leben Bahn zu brechen.[1]) So thut er den folgenschweren Schritt, die Muttersprache nicht nur an der Universität, sondern auch in die Zeitschriften einzuführen, wodurch er eine Entwickelung eröffnet, in welcher als eins der bedeutsamsten Glieder unser Gottsched zu nennen ist. Bekämpfte Thomasius doch auch in der Lateinsprache zugleich die Scholastik der Wissenschaft zu Gunsten enger Fühlung der Gelehrten mit dem Volke und dessen Bildungsbedürfnissen! „Die Reformation ist begonnen, aber noch nicht vollendet, und ist standhaft fortzusetzen" — diese Überzeugung hat er in weiten Kreisen zu wecken gewußt.[2]) Dadurch kam Fluß in die geistige Bewegung, die sonst leicht in Wolfs Formalismus erstickt wäre. Man sah ein festes Ziel, oder doch einen

1) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 383 flg. u. 360 flg.

2) Vergl. Richard Treitschke: Burkhard Mencke, S. 8.

festen Anknüpfungspunkt; mit doppelter Kampflust und Siegeszuversicht richtete die neu entfachte philosophische Bewegung ihren Ansturm gegen religiöse und wissenschaftliche Verknöcherung.

So erweiterte die Vernunft unwiderstehlich nach allen Seiten ihr Reich. Verstand! und Wahrheit! werden zu Schlagworten, über alle geistigen Gebiete übt der Intellekt nun eine rigorose Herrschaft aus. Die arme Muse der Dichtkunst mußte sich zu sprunghaften Belustigungen des Verstandes und Witzes bequemen, die Hohepriesterin sollte der Göttin der Vernunft opfern. Nur rang neben diesem Rationalismus unbeirrt der Pietismus um die Geister. Nachdem dieser im Kampf gegen die Orthodoxie seine reformatorische Mission erfüllt, wandte er sich im einmal entfachten Eifer und Herrschgelüst gegen den Rationalismus: nicht nur die Glaubensinnigkeit stritt mit der Verstandesaufklärung, auch die Idee des Jammerthals mit der der besten Welt, die Weltflucht mit der Weltfreude. Wie sie sich an einander maßen, gewann da der eine, dort der andere Teil einen Vorsprung. Die eigentliche Physiognomie drückte der Zeit aber doch entschieden der Rationalismus auf.

Beherrschte dieser nun auch noch während der zweiten Jahrhunderthälfte und selbst über sie hinaus weite Gebiete, so meldet sich doch im Laufe der vierziger Jahre immer ungestümer ein neuer Gast, der, zunächst als Kranker um Schonung flehend, sich in das Haus der weisen Mutter Aufklärung selbst einschlich, um alsbald seine ansteckende Krankheit weithin zu verbreiten. Der arme Kranke nannte sich „Herr Hypochonder",[1]) — und die Aufklärung, die sonst für alles Irdische und Überirdische ihre Formel und ihr Rezept bereit hielt, wußte keinen Rat: denn das Übel steckte nicht im Verstande. Und als die Zeit um ein Menschenalter vorgerückt war, nannte man die Krankheit Empfindsamkeit, und der große Doktor Goethe fand die rechte Medizin: keineswegs in Vernichtung, sondern in Ergänzung der Empfindungsfülle durch ein Leben der That. Verstand — Empfindung — That: diese drei Stationen hat das deutsche Leben in den letzten beiden Jahrhunderten durchlaufen. Herrliches haben alle drei auf ihrem Boden unserem Volke neu errungen; und so einseitig es wäre, heute in unserem Leben nichts als Materialismus sehen zu wollen, so unhistorisch wäre es, dem vorigen Jahrhundert erst seinen Verstandesdünkel, dann seine Sentimentalität vorzurücken.

So spinnt sich denn auch die Macht des Herzens schon vor der Mitte des Jahrhunderts an, so bricht das lange verhaltene Gefühl des

1) Man gestatte mir, den von Anastasius Grün geprägten Ausdruck hier zu verwenden.

deutschen Volkes in ungeregelter Gewalt hervor.[1]) Wir müßten uns nur erinnern, wie noch im Laufe der vierziger Jahre Gellert über seinen Lehrer Gottsched hinauswächst, um zu verstehen, zwischen welche Bewegungen dieser unser Mann eingekeilt war. Man weiß, daß dem guten Gellert die Klage über sein malum hypochondriacum fast wie ein stereotyper Briefschluß anhaftete. Aber — um von zahlreichen anderen Beispielen zu schweigen — es gab im Heerlager der Aufklärung noch einen anderen Mann, dessen ähnliche Qualen uns schlaglichtartig den Weg in die empfindungsschwangere Geniezeit erhellen. Wer in den Briefmassen, die an Gottsched, Manteuffel oder Wolf gerichtet werden, weitaus am meisten über das neue Mode-Übel klagt, ist kein geringerer als — der nachmalige Abt Johann Friedrich Wilhelm Jerusalem, der Vater von Werthers Urbild. Übrigens gipfeln seine Leiden um die Zeit von Karl Wilhelm Jerusalems Geburt. — Auch ist der Abt über Gespensterfurcht nicht ganz erhaben.[2]) Schon früher sogar war Wolfs eigenes Haus „infiziert". Am 3. Februar 1745 klagt er dem gräflichen Korrespondenten sein Leid: sein Sohn habe einen Anstoß vom malo hypochondriaco und sei „deswegen ganz melancholisch". Gellerts Kur wird bereits hier angewandt; „er hat sich" — schreibt der Vater unterm 8. März ebenfalls an Manteuffel — „auch ein Reitpferd angekauft, um [sich die] nötige Bewegung zu verschaffen, als wodurch der Herr Cramer, der einen starken Anfall von dem malo hypochondriaco hatte, sich am meisten conservieret."

Mit einem Worte: das jüngere Geschlecht — auch der Abt Jerusalem war schon aus Gottscheds Schülerkreis hervorgegangen — bahnt den Übergang aus der selbstgenügsamen Verstandeswelt in eine melancholische Gefühlswelt. All jene Leipziger Studenten, welche sich in den vierziger Jahren zur Herausgabe der „Bremer Beiträge" vereinten, pflegten sich schwärmerisch mit Umarmung und Kuß zu begrüßen. — Neben den

---

1) „Wir wissen gar nicht, wieviel des Großen in der ersten Hälfte des 18. Jahrhunderts wurzelt!" sagte mir oft unserer Wissenschaft alter Waffenmeister Hildebrand, der auch mich das Fechten gelehrt hat. Und nachdrücklich setzte er einmal hinzu: „Auch Bernays hat mir gestanden, daß er stets eine besondre Vorliebe für diese Zeit gehabt".

2) Wolf meldet an Manteuffel 7. September 1747, der Herzog von Braunschweig habe ihm erzählt, daß Jerusalem „von dem malo hypochondriaco sehr inkommodiert würde." Jerusalem selbst an Gottsched wiederholt 1746 und 1747 ähnlich; am 12. Januar 1747 jammert er über Hypochondrie und Zittern; am 10. April 1747 — gleichzeitig mit der Anzeige von Geburt seines Sohnes — über seinen „alten Feind", die Hypochondrie, sowie über Gespensterfurcht. Man denke an sein schwankendes Verhalten, als der Professor der Mathematik und Physik Johann Ludwig Oeder im Braunschweiger Carolinum ein Gespenst gesehen haben wollte. Manteuffel macht deshalb dem Abt wiederholt ernste Vorhaltungen, besonders am 18. Mai 1747.

Jünglingen waren es die Frauen, welche aus dem nüchternen Reich des Verstandes und Witzes herausdrängten. Mußte doch Gottsched kopfschüttelnd beobachten, wie merkwürdig seine eigene „geschickte Freundin“ den Mondschein liebte, welcher „ihr viel reizender, als das gar zu helle Sonnenlicht vorkam“;[1]) und als sie sich gar auf der Fahrt nach Dresden einst von der lieblichen Meißener Landschaft zu einem Entzückensruf hinreißen ließ — sie meinte nur: „Mit welcher Ruhe und Vergnügen muß man hier arbeiten können!“ — da hielt es Se. Magnifizenz, der eben durch die Landtagsverhandlung aus der Studierstube gerissen war, denn doch für angezeigt, nachdrücklich zu betonen, wieviel Behinderungen man bei so vielen Gegenständen, die das Auge reizen, auch ausgesetzt sei! Und die Gute sah ein, daß es sich in Leipzig auf dem Sperlingsberge — in dessen Nähe ein und dasselbe Haus Gottscheds Schreib- und Druckfabrik barg — ruhiger und ungestörter arbeiten läßt, als auf irgend einem der geringsten Weinberge in jener reizenden Gegend.[2]) Frau Gottsched weinte in ihren letzten Lebensjahren nicht nur über die Niederlagen ihres Mannes im Reiche Apolls und über seine Siege in Venus' Reich, sondern hauptsächlich über die allgemeine Not und die Kriegsdrangsale so vieler Unschuldigen „unzählige Thränen sonder Zeugen, die Gott allein hat fließen sehen“.[3]) Vergebens verordneten die Ärzte zur Heilung ihrer „Hypochondrie“, daß sie ihren Mann ins Bad begleite.[4]) Gottsched selbst mußte „das Karlsbad“ aufsuchen. Schalkhaft bemerkt seine Frau, sie habe ihn niemals frömmer gesehen, als da er das Podagra hatte[5]). — Gleichen Kummer wie an seiner Frau erlebte Gottsched nach dieser Richtung an seiner Lieblingsnichte und Pflegetochter Victorine Grohmann: „Daß Ihre Freude“, schreibt er ihr am 6. März 1765[6]), „sich immer mit Thränen ausdrücket, ist eine neue Mode. Lachen muß man dabei!“ Ja, eine neue Mode war es, mochten die Vertreter der Vernunft noch so eindringlich predigen, daß es unvernünftig sei, vor Freude zu weinen, statt zu lachen, wie es der Logik entsprach!

Von ganz andern Leiden, als sie das junge Geschlecht heimsuchten, senden einen Posttag um den andern Christian Wolf und Graf Manteuffel einander Bulletins zu. Auch sie plagt die Krankheit der Männer von

---

1) Leben der Frau Gottsched von ihrem Manne, in ihren „Kleineren Gedichten“.

2) Briefe der Frau Gottsched I, 272 flg.

3) Ebd. II, 167 flg.

4) Ebd. I, 349.

5) Ebd. II, 152.

6) Handschriftlich im Sonderbriefwechsel mit dieser Nichte (Leipziger Universitäts-Bibliothek).

Welt: das Podagra, in Verbindung mit Kolik. Dies Stöhnen der alten Lebemänner, welche ihre Tage mit Weltklugheit genossen hatten, mischt sich mit den Seufzern des jungen Geschlechts, dessen Gefühlsaufschwung sich an den Schranken der nüchternen Verstandeswelt brach, um die Mitte des Jahrhunderts zu einem gar eigenartigen Klang.

b) 1714 wurde der vierzehnjährige Johann Christoph Gottsched an der Universität Königsberg immatrikuliert. Der Vater, ein milder, verständiger Mann, hatte ihn im nahen Pfarrhause Juditten in allen Wissenschaften vorgebildet. Er bestimmte ihn zum Studium der Theologie, unsern Johann Christoph zog es indes mehr zu den philosophischen Fächern.[1]) Dieses Hinstreben von der ältesten zur jüngsten Fakultät ist typisch für seine Lebensrichtung geworden. Er entwuchs dem Banne der Tradition. Der rohe Backsteinbau der heimatlichen Kirche, einer der ältesten des Landes, gemahnte an die blutige Einführung des Christentums in Preußen, an die Zeiten, da den ersten Christen des Ordenslandes ihre Kirche zugleich als Schutzwall gegen feindliche Überfälle dienen mußte. Sie mag thatsächlich bis ins 13. Jahrhundert zurückgehen, war wohl der heiligen Jutta geweiht, die ungefähr gleichzeitig mit dem Deutschen Orden nach Preußen gekommen sein soll. „Juditten-Kirch“ war lange ein beliebter Wallfahrtsort.[2]) Aber nicht zu historischer Beschaulichkeit neigt dieser Stamm. In dem Ostpreußen ist jener Trieb zu rein verstandesklarer Auffassung und zu praktischer Thätigkeit, wie wir ihn an unserer platten Seeküste finden, besonders scharf ausgeprägt. Für die Reformation war hier ein guter Boden; ja, die theologischen Kämpfe des 16. Jahrhunderts fanden überhaupt hier in den weitesten Kreisen einen leidenschaftlichen Widerhall. Als der damalige Königsberger Gottesgelehrte Tilemann Heshusius die Meinung verfocht, daß Christi Fleisch in abstracto anzubeten sei, während der Bischof Wigand von Pomesan an der konkreten Anbetung festgehalten wissen wollte, erregte der sich entspinnende Streit dermaßen die Gemüter, daß auch die Ungelehrten daran teilnahmen und selbst die Mägde auf dem Fischmarkte, wenn sie einander schelten und schimpfen wollten, sich wechselsweise konkretische und abstraktische Huren riefen.[3]) An der Universität gab es fortgesetzt philosophisch-theologische Kämpfe. Leibniz nennt noch in der „Theodicee“ den Königsberger Philosophen Dreyer (1610—1688) in Ehren: es war dies ein starker Peripatetiker, der als die wahre Meta-

1) Vergl. Johannes Reicke: Zu Gottscheds Lehrjahren auf der Königsberger Universität, S. 4 flg.

2) Vergl. Hartknoch: Preußische Kirchen-Historia, S. 192 flg.

3) Siehe Hartknoch: Preußische Kirchen-Historia, S. 458 flg., und Gottscheds Anmerkungen in der deutschen Ausgabe von Bayles Wörterbuch II, 805 u. IV, 54.

physik, die Aristoteles gesucht, die Theologie bezeichnet,[1]) aber in der synkretistischen Bewegung eine Rolle gespielt hat. Um die Mitte des 17. Jahrhunderts standen sich in Königsberg die schroffen Lutheraner unter Myslentas Führung und die vom Großen Kurfürsten wohlgelittenen Anhänger der vermittelnden Lehre Calixts in scharfer Fehde gegenüber.

Doch aus den Banden des Aristoteles galt es nunmehr die deutsche Philosophie zu emanzipieren. Der Stagirit herrschte im Verein mit den Scholastikern auf den lutherischen Universitäten. Unter ihrem Einfluß stand zunächst der junge Leibniz, um bald durch Descartes, Bacon, Kepler, Galilei für eine empirischere Forschungsweise gewonnen zu werden.[2]) Unter ihrem, des Aristoteles und der Scholastiker, Einfluß stand nun auch Studiosus Gottsched; waltete doch diese Art Eklektizismus in Königsberg 1714 noch immer vor.[3]) Als Aristoteliker sind besonders bekannt Prof. Rohde, dessen collegium poeticum Gottsched gleich am Beginn seines Studiums hörte; Prof. Böse, sein Lehrer in der alten Philosophie; sowie Dr. Gregorovius, an dessen Vorlesungen über praktische Philosophie er teilnahm; auch der Physiker Prof. Chr. Gabriel Fischer war während Gottscheds Studienzeit (bis 1721) noch entschiedener Gegner Wolfs; erst nachher bekundete er sich als leidenschaftlicher Parteigänger des neuen Philosophen.[4]) Indessen kann der Aristotelismus in Königsberg um diese Zeit keinen eigentlichen Terrorismus ausgeübt haben. Rühmt doch Gottsched selbst, im Gegensatz zu dem Zwang philosophischer Schulen, seiner heimatlichen Hochschule nach:[5]) „Mich hat in meinen akademischen Jahren die große Freiheit zu philosophieren, die auf der Königsbergischen Universität damals herrschete, vor einer so sklavischen Art zu denken und zu lehren in Sicherheit gesetzet. Nachdem ich im Jahre 1714 und 1715 die Aristotelische Philosophie nach allen ihren Teilen durchgehört hatte, fing ich die Cartesianische an zu hören und die Mathematik damit zu verbinden. Diese gab mir nun, sonderlich in der Physik, anfänglich ein völliges Vergnügen, und ich dachte Wunder wieviel ich von der Natur

1) Siehe deutsche Übersetzung, 5. Auflage, herausgegeben von Gottsched, S. 361, mit Gottscheds Fußnote. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie und Hartknoch S. 603 flg.

2) Vergl. K. Biedermann a. a. O. II, 1, S. 246 flg.

3) Siehe Gottscheds Vorreden zur 1. Auflage des I. Teils, sowie zur 6. und 7. Auflage des II. Teils der „Weltweisheit“, ferner seine Lobschrift des Freiherrn v. Wolf, S. 85. — Vergl. B. Erdmann a. a. O., S. 13 flg. und J. Reicke a. a. O., S. 5 flg. — Auf die Vorrede zur Weltweisheit II[7] als Quellenschrift verweise ich bereits Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte IV, 393; später J. Reicke a. a. O.

4) Siehe Gottsched: Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica, cap. I, S. 30 flg. — Vergl auch B. Erdmann a. a. O. S. 19.

5) In der Vorrede zur Weltweisheit I[1].

wüßte: bis ich aus des P. Daniels Voyage du Monde de Descartes[1]) und aus Clerici philosophischen Werken[2]) unzählige Schwierigkeiten einsehen lernte, die man aus dieses Weltweisen Grundsätzen nicht auflösen konnte.[3]) Ich suchte darauf in Sturms[4]) und Scheuchzers[5]) Schriften Trost zu finden; sahe aber, daß ich nirgends sattsame Gewißheit fand." Nachdem er so in charakteristischer Weise ausgesprochen, was er und mit ihm seine Zeit in der Philosophie suchte — sattsame Gewißheit! — fährt Gottsched fort: „Dabei lernte ich unzählige Schriften berühmter Weltweisen aus Frankreich, Holland und Engelland kennen, die mir meine peripatetische und Cartesianische Lehrer niemals genennet hatten. Ich geriet auch über Lockes Werk vom menschlichen Verstande, nach der lateinischen Übersetzung, und setzte nachmals in der praktischen Philosophie mein Vertrauen auf die Thomasischen Schriften, darüber ich größtenteils ordentliche Collegia gehöret.[6]) Daß ich auch außer denen Puffendorfs, Grotii, Geulings, Philarets[7]) und andere dahin gehörige Sachen gelesen, will ich nicht einmal gedenken. Und bei aller dieser Vermengung so verschiedener Ideen und Grundsätze wußte ich endlich selbst nicht, wohin ich gehörte; konnte mich auch vielmals nicht entschließen, mit wessen Meinungen ich es halten sollte." Das Bild, das sich uns mit alledem von der geistigen Physiognomie des jungen Gottsched darbietet, ist — wenn wir den Dingen unbefangen auf den Grund sehen — doch vorwiegend recht erfreulich. Gewiß dürfen wir nicht verkennen, daß sich schon hier jene unhistorische Voraussetzung kundgiebt, die sich auf diesem wie allen anderen Thätigkeitsfeldern des betriebsamen Mannes bitter gerächt hat, daß nämlich die Wahrheit nur eine, daß sie mit mathe-

1) Travestie des als romanhaft gekennzeichneten Cartesianischen Weltsystems.

2) Johannes Clericus (1657—1736), Professor der Philosophie in Amsterdam, hatte besonders stark betont, daß die Spekulation über Dinge, die jenseits der menschlichen Erkenntnis liegen, unentrinnbar in Irrtümer verstrickt. Er hatte am Streit gegen Bayles Skeptizismus indes teilgenommen. Thomasius gab einige Abhandlungen von ihm deutsch heraus.

3) Ebenso Dubia circa Monades Leibnitianas § 4.

4) Joh. Chph. Sturm 1635—1703. — Er hörte die Mathematik über Sturms Tabellen und Mathesin Juvenilem, — s. Lobschrift des Freiherrn v. Wolf S. 85.

5) Joh. Jak. Scheuchzer, Mathematiker, Philosoph und Mediziner, Schüler Sturms, 1672—1733.

6) Die Sittenlehre und das Recht der Natur von Thomasius hörte er erklären, — s. Lobschrift des Freiherrn v. Wolf S. 85.

7) Also die vorgeschrittensten Geister auf dem Gebiete des Staatsrechts wie der systematischen Philosophie. — Philaret pseud. häufig, hier wohl für Joachim Moersius. Vergl. Lexikon der hamburgischen Schriftsteller von Schröder und Klose, V, 319 flg.

matischer Gewißheit nachweisbar und daß sie zu einer bestimmten Zeit im Schwange, zu allen Zeiten vorher dagegen verfehlt sei. Aber in welch ehrendem Maße erweist sich der junge Gottsched als ein Suchender und Ringender! Es klingt ja freilich wie Blasphemie, einen Gottsched zum Inbegriff des höchsten Strebens in Beziehung zu setzen; und doch, wenn wir gar noch das Geständnis lesen[1]), daß er neben all diesen philosophischen, mathematischen, naturwissenschaftlichen und juristischen Schriften auch die Theologie „mit allem Fleiße studiret", könnten wir uns fast versucht fühlen, von einem gewissen Faustischen Ringen, von einem heißen Bemühn auf allen Wissensgebieten, in Verbindung mit dem verzweifelten Gefühl der Unzulänglichkeit, zu sprechen. Die Art, wie sich ihm der damalige Aristotelismus darbot, war für Gottsched nicht deutlich genug: ging diese Richtung doch an Problemen der neueren Philosophie teils achtlos vorüber, teils suchte sie dieselben sophistisch zu lösen. Descartes begann wenigstens aus deutlichen Begriffen zu philosophieren und meinte dadurch die Weltweisheit auf den Fuß der mathematischen Wissenschaften zu setzen. Jedoch hielt er sich für Gottsched nicht umfassend genug innerhalb der reinen Vernunft; die unaufhörlichen Wunderwerke Gottes, ohne die Descartes nirgends recht auskam, störten unsern jungen Ostpreußen. Da hatte der Franzose die Wahrheit der Sinnesempfindung aus der Güte Gottes hergeleitet, die uns — wie Gottsched diese Auffassung wiedergiebt — nimmermehr in solche Irrtümer durch unsere Empfindungen stürzen würde, daraus wir uns nicht würden helfen können. Da war der Willen Gottes als Urheber der jedesmaligen Wechselwirkung der seelischen Gedanken und körperlichen Bewegungen hingestellt.[2]) Genug, die gesuchte Gewißheit, die Nötigung für den Verstand, hatte Gottsched auch im Descartes nicht gefunden.

Endlich trat das große Ereignis in Gottscheds Leben ein: die Bekanntschaft mit der Leibniz-Wolffschen Philosophie. Hören wir zunächst Gottsched selbst darüber, obgleich wir an seiner Überlieferung werden Kritik üben müssen. 1733 schreibt er:[3]) „Endlich bekam ich durch des sel. Prof. Rasten in Königsberg Explicationem Leibnitianam mutationum Barometri in tempestatibus pluviis, contra Desagulieri dubitationes assertam, welche Dissertation ich 1719 verteidigen half, eine unverhoffte Gelegenheit, auf dieses großen Mannes Schriften zu geraten. Ich las dessen Theodicee mit unbeschreiblichem Vergnügen, weil ich hundert Skrupel darin aufgelöset fand, die mich in allerlei Materien beunruhiget hatten. Ich

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
2) Weltweisheit I¹, 305 flg. u. 68 flg.
3) Vorrede zur Weltweisheit I¹.

lernte aber zu gleicher Zeit auch Herrn Hofrat Wolfs Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen kennen. Hier ging mirs nun wie einem, der aus einem wilden Meere widerwärtiger Meinungen in einen sichern Hafen einläuft und nach vielem Wallen und Schweben endlich auf ein festes Land zu stehen kommt. Hier fand ich diejenige Gewißheit, so ich vorhin allenthalben vergeblich gesucht hatte. Und ungeachtet ich niemanden hatte, der mir darüber gelesen hätte: so begriff ich doch durch meinen Fleiß und eigenes Nachsinnen sehr wohl, wie große Vorzüge diese Art, die Weltweisheit abzuhandeln, vor allen andern hätte, die mir bis dahin bekannt geworden." Auch später, schließt Gottsched dieses Bekenntnis, habe er in Schriften anderer Philosophen nirgends eine gleiche Ordnung und Gründlichkeit wie bei Wolf gefunden. — Mancherlei Ergänzungen, anscheinend nicht ohne Abweichungen, bietet ein um ganze 22 Jahre späteres Selbstgeständnis unseres philosophisch so lebhaft interessierten Mannes.[1]) Nun erwähnt er, daß er die Mathematik nicht nur über Sturm, sondern „auch Herrn Wolfs Anfangsgründe zweimal gehöret", um dann fortzufahren: „Auf Veranlassung des sel. Prof. Rasts aber, unter welchem ich 1719 de mutationibus barometri in tempestatibus pluviis disputiert hatte, las ich 1720 die Vernünftigen Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen; zu einer Zeit, da ich eben mit Leibnizens Theodicee beschäftiget war, der zu Liebe ich französisch gelernet hatte. So voll aber mein Kopf schon von philosophischen Meinungen war, so ein starkes Licht ging mir aus diesen beiden letzten Büchern auf einmal auf. Alle meine Zweifel, womit ich mich vorhin gequälet hatte, löseten sich allmählich auf. Ich hub an, Ordnung und Wahrheit in der Welt zu sehen, die mir vorhin wie ein Labyrinth und Traum vorgekommen war. Es war also kein Wunder, daß ich auch in denen Abhandlungen, womit ich mir sowohl in Königsberg 1723 als hier in Leipzig 1724 das Recht, Vorlesungen zu halten, erwarb, mich als einen Lehrling des Herrn Hofrat Wolfs zeigte; ungeachtet ich weder ihn selbst, noch einen seiner Schüler jemals gehöret hatte." — Nehmen wir hinzu, daß schon vor 1719 oder gar 1720 zwei akademische Lehrer, M. Michael Lilienthal und M. Johann Heinrich Kreuschner, an der Universität wirkten, denen Gottsched besonders nahetrat, und deren erster in persönliche Beziehung zu Leibniz gekommen war, während der letztere direkt als Wolfianer bezeichnet werden darf, so wird der Knäuel von Widersprüchen schier unentwirrbar.

Eine wesentliche Handhabe zur Auflösung bietet eine Elegie, welche Gottsched 1730 „Über den frühzeitigen Hintritt Herr M. Joh. Heinr.

1) Lobschrift des Freiherrn v. Wolf a. a. O.

Kreuschners, Predigers zu Königsberg," verfertigte.[1]) Darin rühmt er den Verstorbenen, den er seinen Lehrer nennt, als fortreißenden Prediger und charakterisiert ihn folgendermaßen:

„Da war kein frostig Spiel weit hergesuchter Sprüche,
Da war kein leerer Schall, dem Geist und Nachdruck fehlt;
Kein thörichter Gebrauch vermeinter Rednerschliche...
Nein! lauter Geist und Kraft, ein philosophisch Wesen...
Das macht, er hatte sich in allen Weisheitslehren
Der richtigsten Vernunft bei Zeiten festgesetzt;
Und wußte Gottes Wort, als Priester, so zu ehren,
Daß Glauben und Natur einander nie verletzt.
Komm wieder, schöne Zeit! kommt wieder, süße Stunden!
Da meine Jugend noch zu seinen Füßen saß;
Da ich in Kreuschners Mund die Süßigkeit gefunden,
Darüber ich entzückt mich selber oft vergaß.
Komm wieder, schöne Zeit! da ich zu halben Tagen
Besonders bei ihm war und seine Huld gewann;
Ihm oft mein ganzes Herz vertraulich vorgetragen,
Dergleichen sich von mir sonst niemand rühmen kann.
Er selber hat sich oft auch gegen mich erkläret,
Mir seine Wissenschaft und Einsicht mitgeteilt...
Zehn Jahre sind es itzt, da solches angefangen;
Vier ganzer Jahre lang hat dies mein Glück gewährt."

Hieraus ist zunächst festgestellt, daß Kreuschner, obgleich er gerade nur 1717—1720 an der Universität dozierte, erst zehn Jahre vor 1730 und vier Jahre vor Gottscheds Flucht aus Königsberg, was beides auf das Jahr 1720 deutet, unsern Jüngling näher an sich zog, eben zu der Zeit, als Kreuschner an der Domkirche Diakonus wurde. Auffallend genug, gruppieren sich nun die Thatsachen in folgender Reihe: Gottsched gehört zu den „auf dem Collegio logierenden Studiosis",[2]) welche bis 1715 als Subinspektor M. Michael Lilienthal beaufsichtigt; obgleich dieser 1711 in die Berliner Akademie aufgenommen und sogar von Leibniz „besonders distinguieret wurde",[3]) vermittelt er dem jungen Gottsched nicht die Bekanntschaft mit der Leibnizschen Philosophie. 1717—1720 trägt Kreuschner als erster in Königsberg die Wolffsche Philosophie vor;[4]) aber erst 1720 schließt sich Gottsched an ihn an. Vor diesem Jahre hat unser Student schon Vorlesungen über Wolfs „Anfangsgründe aller mathematischen Wissenschaften" gehört, ebenfalls ohne auf das Leibniz-Wolffsche System

1) Gottscheds Gedichte, herausgegeben von Schwabe, S. 448 flg.

2) Belegt durch handschriftlichen Brief von J. Birckholtze (Arnswalde i. Neumark, 17. Mai 1741) an Gottsched: „Anno 1718—1720 logierte ich auf dem Collegio sub Lit. L und Ew. Hochedeln sub Lit. K."

3) Vergl. J. Reicke S. 9.

4) Vergl. B. Erdmann S. 16.

tiefer hingelenkt zu werden. Erst gegen Ende seiner Studienzeit vermittelt ihm der Mathematiker Prof. Bläsing[1]) die Bekanntschaft mit Leibniz' Theodicee; fast gleichzeitig weist ihn George Heinrich Rast, durch den schon nach anderer Hinsicht Leibniz in seinen Interessenkreis geführt war, auf Wolfs Metaphysik hin; und nun ist der Jüngling mit einem Schlage durch die bloße Lektüre, ohne nun noch Vorlesungen über das neue System zu hören, für dasselbe gewonnen.

George Heinrich Rast[2]) war als Sohn des Professors der Medizin George Rast 1695 in Königsberg geboren. Er bildete sich für die mathematischen Fächer besonders unter Professor Bläsing, unter dessen Präsidium er 1716 „De linea meridiana" disputiert. Noch im gleichen Jahre begann Rast nach der vom 17. Jahrhundert überkommenen Sitte eine längere wissenschaftliche Reise durch Deutschland, die Schweiz, Frankreich, England und Holland. Er verweilte besonders in Frankfurt a. O., Berlin, Wittenberg, Halle — wo er sich an Wolf anschloß —, Erfurt, Jena, Weimar, Leipzig, Nürnberg, Altorf, Basel, Straßburg, Paris, Oxford, London, Leyden 2c. Außer Wolf wirkten auf ihn die Mathematiker Reyneau und de l'Isle in Paris, Halley und Desaguliers in London — welch letzterem er trotz seines abweichenden Standpunktes seine Dissertation über das Barometer widmete — sowie Johann und Daniel Bernoulli in Basel. Um Gaupp kennen zu lernen, reiste er siebzig Meilen bis nach Lindau. 1718 promoviert er in Halle unter Wolf zum Magister, nachdem er noch eine Dissertation „De infinitis sectionibus conicis nova methodo geometrice delineandis" (Leipzig 1717) veröffentlicht hatte. Im folgenden Jahre gelangt er in seiner Vaterstadt zu einer außerordentlichen Professur der Mathematik (24. November) — seine Antrittsschrift über das Barometer kennen wir — und fünf Tage später wird er zum Mitglied der K. Preußischen Sozietät der Wissenschaften ernannt. Noch läßt er 1720 zwei Abhandlungen ausgehen: „Specimen Method. ad summas specierum analytice demonstratum" und „Occultatio pallilicii a Luna e specula Regia Berolinensi Astronomica observata". Andere Schriften hielt er zurück. — Schwach an Körper, erlag er einem hektischen Fieber schon am 29. Juni 1726, im 31. Lebensjahre. Sein Umgang wird als leutselig und angenehm geschildert — so zog er denn auch den jungen Gottsched an, umsomehr als Rast von durchdringendem, scharfem Verstande war und damit eine ungeheuchelte religiöse Gesinnung vereinte. —

Wie auf dem Gebiete der Philosophie ist wohl auch in der Theologie für den jungen Gottsched eine gewisse Entwickelung anzunehmen. Er

---

1) Vergl. Gottscheds Bayle-Ausgabe, III. Teil, Vorrede.

2) Vergl. Neue Zeitungen von gelehrten Sachen (Leipzig) 1727, S. 853 flg.

genoß der vorzüglichsten Schulung. Neben Orthodoxen gehörte zu seinen Lehrern zunächst ein Mann wie Lysius, der außer einer theologischen Professur die Direktion des Collegium Fridericianum, der berühmten königlichen Schule, innehatte. Lysius erscheint nicht nur nächst Francke als hervorragendster Pädagog seiner Zeit,[1]) er nimmt überhaupt in der Geschichte des Pietismus einen ehrenvollen Platz ein. Wie in mancher anderen Beziehung war das entlegene Königsberg auch in der religiösen Bewegung, für den Augenblick nicht zum Schaden, ein wenig zurückgeblieben. So übt Lysius in den ersten drei Jahrzehnten des 18. Jahrhunderts eine tolerante und dabei reformierende Thätigkeit aus; besonders ist es sein Verdienst, die Patristik in Königsberg ausgerottet zu haben. Schon dieser Lehrer Gottscheds in der Exegese sah klar: „Patristik macht den Kopf voll Wind und das Herz voll Hochmut." Solch Wort hat Gottsched beherzigt. — Auch der bereits als Subinspektor des Alumnats erwähnte M. Michael Lilienthal, von dem Gottsched vorübergehend homiletische Unterweisung erhielt,[2]) war ein vielseitig gebildeter, fähiger Mann, der sich namentlich auch durch die Zeitschriften „Acta Borussica" und „Erläutertes Preußen" große Verdienste um die Provinzialgeschichte erwarb. — Dazu gesellte sich nun Johann Jakob Quandt, der unter Friedrich Wilhelm I. und Friedrich II. — wenigstens was äußere Eleganz betrifft — als hervorragendster Kanzelredner des Königreichs galt. Seit 1716 außerordentlicher Professor, seit 1721 Ordinarius und Oberhofprediger, gab er dem jungen Gottsched treffliche Schulung in der Theologia thetica. Noch 1736 rühmt ihm dieser nach:[3])

„Wo seid ihr, süße Stunden!
In welchen vormals ich die Kraft davon empfunden,
Wenn seiner Lippen Strom mit Zentnerworten floß
Und lauter Honigseim in Ohr und Herzen goß.
Ich hab euch längst vermißt! doch itzt, nach so viel Jahren,
. . . . . itzt, sag ich, stellt mein Ohr
Das Glücke jener Zeit sich lebhaft wieder vor."

Schon hier bezeichnet ihn Gottsched, den er ja in den religiösen Geboten unterrichtet hatte, als seinen Gamaliel, und als solcher figuriert er später auch in dem Briefwechsel Gottscheds mit der Deutschen Gesellschaft in Königsberg, deren Präsident er wurde. Auch philosophisch steht er Gottscheds Standpunkt nahe. So geriet er später andauernd in Reibereien

1) Vergl. B Erdmann S. 15.

2) Vergl. J. Reicke S. 9. flg. u. 58.

3) Schreiben „An Joh. Jak. Quandten, als er 1736 im Juli durch Leipzig ging", — Gedichte S. 577 flg.

mit den Pietisten, namentlich rivalisierte er mit Franz Albert Schultz,[1]) der als Nachfolger von Lysius in pietistischem Sinne, wenn auch sogar schon in Aussöhnung mit den Formen der Wolfschen Philosophie, wirkte.

Vor allem aber war es Johann Heinrich Kreuschner, als dessen eifrigen Schüler wir Gottsched kennen lernten. Die Elegie, welche dieser dem so früh Heimgegangenen widmet, sucht ihresgleichen in unseres Versifex Gedichten; spricht doch aus ihnen wirklich einmal Herz; wenn auch nicht das Herz eines Dichters, so doch das eines dankbaren Jüngers. Was dieser ihm nachrühmt, sind im wesentlichen alle Anforderungen, die Gottsched sein Lebelang an eine „vernünftige" Predigtweise stellte.[2]) In der That war Kreuschner einer der ersten, welche den logischen Geist, die nötigenden Schlüsse und die vorwärtsweisende Aufklärung der Wolfschen Philosophie auf die Kanzel verpflanzten.[3]) Dazu drang der seltene Mann mit Nachdruck auf ein Christentum der That.[4]) Was Wunder, daß Gottsched noch am Ende seines Lebens sich mit Rührung der reformatorischen Zuversicht dieses Mannes erinnerte? Am 18. November 1764 schreibt er dem Feldprediger Borowski in Bartenstein:[5]) „Hochwohlehrwürdiger ꝛc. . . . Die gelehrten Erscheinungen in der theologischen Welt, die Ew. H. so seltsam vorkommen, sind Vorboten von einer großen Änderung, die unser orthodoxes System noch in diesem Jahrhundert zu gewarten hat. Der Christ in der Einsamkeit, Teller, Heumann und sonderlich Basedow mit seinem doppelten Katechismus, sind Vorläufer eines neuen Luthers, den unsere Kirche gewiß sehr nötig hat, und den mein sel. Kreuschner, wenn er im Vertrauen mit mir redete, längst geweissaget hat."[6])

Bezeichnend sahen wir Kreuschners Einfluß auf Gottscheds theologische Richtung erst hinter seine Bekanntschaft mit der Wolfschen Philosophie fallen. Was unser Jüngling nunmehr auch in der Theologie suchte,

---

1) Vergl. Gottlieb Krause: Gottsched und Flottwell, S. 6 flg., sowie B. Erdmann S. 36.

2) Siehe Gottscheds anonyme Homiletik: Grund-Riß einer Lehr-Arth ordentlich und erbaulich zu predigen (1740).

3) Vergl. B. Erdmann S. 16.

4) Vergl. J. Reicke S. 23.

5) Handschriftlich Kestner-Archiv. — Der Adressat ergiebt sich aus Gottscheds handschriftlichen Briefen an Victorine Grohmann vom 17. und 28. November 1764 (im Sonderbriefwechsel mit dieser Nichte): a) „Der Feldprediger Borowski hat mir beiliegenden Brief geschrieben. Ich sende ihn zu lesen, weil er einige preußische Neuigkeiten enthält." — Nach b) will er Borowski ermuntern, ein Reisebuch über Königsberg und Preußen zu schreiben. Der oben citierte Brief selbst enthält überdies Hinweise auf einen Adressaten in Bartenstein.

6) Welche Gesichtsweite eröffnet dieser Brief! Der Adressat Ludwig Ernst Borowski, geb. in Königsberg 1740, starb daselbst erst 1831 als evangelischer Erzbischof in Preußen. Zu Quandt hatte er früh enge Beziehungen gewonnen.

gesteht er selbst:[1]) „Die philosophische Art zu denken, die ich mir aus der cartesianischen, thomasischen und wolfischen Art zu philosophieren geläufig gemachet hatte, machete mich begieriger nach deutlichen Begriffen in theologischen Materien, als es manchmal meinen Lehrern lieb sein mochte. Ich disputierte gern und oft; und wenn ich opponierte, trug ich immer wahre, nicht aber verstellte Zweifel vor. Daher trieb ich sie bisweilen schärfer als andere und bemerkete manchmal, daß mir ihre Knoten mit unwilligen Antworten mehr durchschnitten als aufgelöset wurden.“ Auch über göttliche Dinge strebte Gottsched also nach deutlichen Vorstellungen; auch hier beginnt er echt und rein philosophisch mit dem Zweifel; auch hier sucht er nicht scholastische Wort- und Scheingefechte, sondern Ausgleich seiner ernsten inneren Kämpfe.

Wir dürfen nach alledem unbedingt feststellen, daß sich Gottsched schon damals in der später sogenannten „Stadt der reinen Vernunft“ nach der rationalistischen Seite hin bildet, zwei Menschenalter bevor Kants „Kritik der reinen Vernunft“ die Einseitigkeit dieser reinen, bloßen Vernunft überwindet. Jetzt verstehen wir auch Gottscheds spätere Behauptung recht, es habe in Königsberg eine große Freiheit zu philosophieren geherrscht; faßte er 1733 das Gesamtbild seiner Königsberger Lehrjahre zusammen, so mußte er sich besonders lebhaft entsinnen, daß trotz dem herrschenden Aristotelismus und selbst trotz dem die Orthodoxie überwindenden Pietismus von verschiedenen Seiten neue Keime eines frischen geistigen Lebens emporschossen, sodaß gegen Ende seiner Lehrjahre schon recht verschiedene Richtungen nebeneinander wirkten.

In einer jungen Bewegung, die kühn aus der Vergangenheit in die Zukunft vorschreitet, kann es nicht Wunder nehmen, wenn sich die

---

Schon als Student war er in freundschaftlichen Verkehr mit Kant getreten, dessen Biograph er wird. 1762 und 1763 steht Borowski mit seinem Regiment in Sachsen, wo er denn Gottsched nahe tritt. Bekannt ist der aufrichtende Einfluß, den Borowski als beliebtester Königsberger Geistlicher 1807—1809 auf das preußische Königspaar persönlich, wie später noch brieflich, ausübte. Und dies war doch ein theologischer Geistesverwandter Gottscheds! — „Der Christ in der Einsamkeit“ war soeben 1764 erschienen und rief alsbald eine Menge Streitschriften hervor. Wilh. Abr. Teller (1734—1804), bis 1761 in Leipzig, dann auf Jerusalems und Ernestis Empfehlung Professor in Helmstädt, hatte soeben 1764 sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens“ erscheinen lassen, dessen rein menschlicher, freier und optimistischer Gehalt ungeheueres Aufsehen erregte. Seine aufklärerische Wirksamkeit in Berlin (seit 1767) beweist, wie wenig sich Gottsched in ihm getäuscht! — Chph. Aug. Heumann (1681—1763) war 1758 auf eigenen Wunsch seiner theologischen Professur in Göttingen enthoben, weil er zu der Überzeugung gekommen, daß nicht die lutherische Lehre vom Abendmahl, sondern die reformierte zutreffend.

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

Kämpfer schnell verbrauchen und jede akademische Generation über die vorhergehende hinausstrebt. So wuchs auch unser Jüngling seinen Lehrern bald über den Kopf, oder wenigstens meinte er über sie hinausgelangt zu sein. Denn das ist ebenfalls eine wiederkehrende Erscheinung, daß die Schüler die Lehren des Meisters nicht nur hier und da fortbilden, sondern auch oft ihren eigenen Mangel an zulänglichem Verständnis als Zeichen ihrer Selbständigkeit ansehen.

Schon dem jungen Gottsched fehlte es nicht an Selbstbewußtsein; doch fühlen sich angehende Gelehrte beim Übergang von der Studienzeit zur selbständigen Forschung wohl allemal am gewaltigsten. Wie Gottsched in ernstem Ringen eine eigene, seinem einseitig vorherrschenden Verstandeswesen entsprechende Weltanschauung suchte, quälten ihn sonderlich die Lehren von der Gnade Gottes in Bekehrung des Menschen.[1]) „De conversione hominis, et gratia Dei in eadem efficaci, et sufficiente" arbeitete er deshalb eine Abhandlung aus, die er in öffentlicher Disputation verteidigen wollte. Er übergab sie Quandt, dem er mehr als anderen Theologen der Königsberger Universität zutraute, zur Durchsicht und erbat dessen Präsidium bei der Disputation. Es war darin von der mittelbaren und unmittelbaren Bekehrung gehandelt. Während Gottsched um die Mitte der dreißiger Jahre unter Nennung Quandts öffentlich nur mitteilen läßt,[2]) die viele Arbeit des erwählten Präsiden habe die Disputation verhindert, behauptet er 1755, indem er allerdings nur einen „berühmten Theologen" andeutet, geradezu[3]): „Meine Meinung schien ihm nicht orthodox genug zu sein; und ich bekam meine Abschrift nicht einmal wieder."

Klarer können wir in den veröffentlichten Schriften die Selbständigkeit Gottscheds abwägen. Eifersüchtig strebt er sie zu wahren:[4]) „Conatus sum et ego pro ingenii modulo ingenuam hanc in rebus rationis forum agnoscentibus sentiendi libertatem et aliis concedere et mihi illibatam semper illaesamque servare". Und er bezeichnet sich im Hinblick auf seine beiden ersten, noch in Königsberg gedruckten Abhandlungen „nullius in verba jurans, libereque in subjecto difficillimo versatus." So läßt der neubackene Anhänger der Leibniz-Wolffschen Schule mit einer an sich gewinnenden Unternehmungslust als erste Ver-

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

2) Gottlieb Stolle: Ganz neue Zusätze und Ausbesserungen der Historie der philosophischen Gelahrtheit (1736), S. 173 flg. — Vergl. J. Reicke, S. 19 flg.

3) Vorrede zur Weltweisheit II[6], ebenso II[7].

4) Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica, et primum, p. 30.

öffentlichung 1721 ausgehen: „Dubia circa Monades Leibnitianas, quatenus ipsae pro elementis corporum venditantur.“[1])

Er bekennt, neulich mit großem Vergnügen die Theodicee gelesen zu haben. Für viele theologische und philosophische Zweifel habe er in diesem Buche die Auflösung gefunden. Besonders sei die Verteidigung der wahren Religion gegen den Manichäismus oder gar Atheismus rühmlich. Auch billige er die meisten und wichtigsten Lehren von Leibniz — d. h. die ihm die wichtigsten erschienen; und er zählt als Beispiele auf: zunächst die Art, in der Leibniz den Ursprung der menschlichen Seele und ihre Vereinigung mit dem Körper erklärt — Gottsched bekennt sich also damals noch als Anhänger der prästabilierten Harmonie —; ferner die Weise, in der Leibniz die menschliche Freiheit mit dem unfehlbaren Vorwissen Gottes vereint — woran Gottsched allzeit festhielt —; wie er denn ebenso die Meinung bewahrte, wonach diese Welt die beste aller möglichen Welten und in sich so vortrefflich sei, daß sie der verbessernd eingreifenden Hand Gottes nicht bedürfe. Dennoch will Gottsched einiges nicht zugestehen, insbesondere die Monaden, soweit sie von Leibniz als Elemente auch der Körper angepriesen würden. Die Existenz von Monaden bestreitet er nicht: ohne Zweifel sei auch Gott eine solche unendliche, unsere Seele eine endliche Monade. Das aber wage er „noch nicht“ sich anzueignen („asserere nondum audeo“), daß auch die körperlichen Dinge aus Monaden zusammengesetzt seien. Bisher nämlich vermöge er noch nicht zu fassen („capere enim hactenus non potui“), wie aus gar nicht ausgedehnten Substanzen, die der Teile entbehren und unteilbar sind, irgend ein Körper bestehen könne.

Das klingt ja in der That bescheidener als die starke Behauptung seiner Selbständigkeit. Das ist ja eher wohl der Ton des ehrlichen Schülers, der die Lehren des Meisters „noch nicht“ überall „fassen“ kann und zunächst bescheidene Einwände wagt. Später läßt Gottsched denn auch diese Zweifel fahren[2]) und gesteht schließlich,[3]) daß er die Monaden „damals“ nur „nicht mit den mathematischen Ideen vom Stetigen der körperlichen Ausdehnungen zusammenreimen konnte.“ Er hatte überdies vergeblich Auflösung seiner Zweifel bei seinen philosophischen und mathematischen Lehrern Prof. Rast, Prof. Fischer und M. Kreuschner gesucht.[4])

So weist denn der jugendliche Autor auch den ihm ursprünglich aufgestoßenen Einwurf zurück, daß die Monaden, da sie selbst keine

1) Exemplar der Königl. und Universitäts-Bibliothek Königsberg.
2) Weltweisheit I[1], 188 flg.
3) Vorrede zur Weltweisheit II[6] und II[7].
4) Ebenda.

Ausdehnung hätten, den Körpern ebenfalls keine geben könnten. Leibniz habe nur gelehrt, daß die Monaden durch ihre verschiedene Verbindung einen ausgedehnten Körper darstellen. Auch den Einwand läßt Gottsched nicht gelten, daß sich die unteilbare Monade zum Körper wie ein mathematischer Punkt zur Linie verhalte. Vielmehr ist doch jede Monade von der anderen verschieden.

Dagegen stützt Gottsched seine fortdauernden Zweifel an der Zusammensetzung der Körper aus Monaden auf viererlei Weise. Rein logisch schließt er: 1. Was ins Unendliche teilbar ist — wie die Körper —, kann nicht aus unteilbaren Substanzen — wie den Monaden — zusammengesetzt sein. 2. Was in Teile zerlegbar ist, das ist keine einfache Substanz. Man stelle sich nun an der ebenen Oberfläche eines aus Monaden bestehenden Körpers zwei Punkte vor: so bilden die dazwischenliegenden und diese Richtung innehaltenden Monaden eine gerade Linie, die auch aus einer ungeraden Zahl von Monaden, z. B. aus neun zustandegebracht sein kann. Wie jede Gerade kann aber auch diese in zwei gleiche Teile zerlegt werden: deshalb wird die Schneidelinie die mittlere d. i. fünfte Monade durchschneiden und in zwei gleiche Teile zerlegen. Was der Unteilbarkeit der Monade widerspräche. 3. Wenn es Monaden giebt, die einen Körper bilden, dann giebt es kein vollkommen dichtes Teilchen Materie. Da nun der Nachsatz absurd ist, muß es auch der Vordersatz sein. 4. Es sei ein aus Monaden bestehender Körper mit quadratischer Basis gegeben. Entweder ist es dann falsch — was in der Geometrie gelehrt wird —, daß die Seite des Quadrats der Diagonale inkommensurabel ist, oder es giebt keine Monaden. — Es ist hier überall klar, wie Gottsched — für seine mechanische, um nicht zu sagen: materialistische Auffassung bezeichnend genug — einen rein geometrischen Maßstab an philosophische Begriffe legt. Zum Überfluß gesteht er später[1]) selbst: er habe nur bewiesen, daß ein geometrischer Körper nicht aus unteilbaren Monaden bestehen kann; ein geometrischer Körper sei ja aber nur ein „eingebildeter vollkommen dichter Körper" und mit dem natürlichen Körper nicht identisch.

Nicht sowohl angreifend als ergänzend trat die zweite Veröffentlichung Gottscheds an die Leibniz-Wolffsche Philosophie heran: „Genuinam omnipraesentiae divinae notionem distincte explicatam et observationibus illustratam defendent pro receptione in facultatem phil. Praeses Jo. Chrph. Gottsched, philos. mag , et Respondens Jo. Frider. Gottsched, phil. et med. cult."[2]) (1723, d. 12. Mai).[3]) Die so

1) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
2) Ein Bruder Gottscheds.
3) Exemplar der Königl. und Universitäts-Bibliothek Königsberg.

betitelte Habilitationsschrift sucht also einen deutlichen Begriff von der göttlichen Allgegenwart zu geben. In theologischen Lehrbüchern erschien diese so, als ob Gott, wie die feinste Himmelsluft, alle kleinsten Zwischenräume der Körper ausfüllte und durchdränge.[1]) Dagegen hatte sie Wolfs Metaphysik gar nicht erwähnt. Wiederum sucht sich unser junger Rationalist nach logischen Regeln in Anknüpfung an Leibnizsche Vorstellungen einen deutlichen Begriff von der Allgegenwart Gottes zu bilden.

Aus dem Satz des zureichenden Grundes leitet er zunächst das Dasein Gottes ab. Ebenso stellt er die Allwissenheit und — aus der Möglichkeit zahlloser Welten — die Allmacht Gottes fest. Nachdem er damit zunächst das positive Fundament seiner Erläuterung der göttlichen Allgegenwart gelegt, weist er die umlaufende gemeine Ansicht zurück, die er hier noch nicht offen den theologischen Lehrbüchern zuzuschieben wagt, sondern als Meinung vieler aus dem Pöbel („ex plebe") hinstellt. Das lasse er, durch die gesunde Vernunft („sana ratione") unterstützt, sich nicht weismachen. Er nennt jene grobsinnliche Auffassung geradezu des Philosophen unwürdig. — Selbständig erläutert Gottsched schließlich die Allgegenwart Gottes als eine Zusammensetzung der Allmacht und Allwissenheit: Gott kennt alle in Bewegung auftretenden Dinge und übt in alle dauernde Wirkung aus. Das sei der eigentliche — und wir werden zugestehen dürfen: der tiefere — Sinn der göttlichen Allgegenwart. Gottsched erlangte denn auch die Genugthuung, daß berühmte Theologen seine Erklärung annahmen, freilich ohne ihn zu nennen.[2])

Auch mündlich bethätigte sich Gottscheds philosophischer Eifer. Wir erfuhren schon gelegentlich von seiner Vorliebe für Disputationen. Auf theologischem, philosophischem und historischem Gebiete hat er sich hier versucht. Wir hatten bereits der Dissertation von Rast gedacht; außerdem wissen wir von folgenden Thematen, über die er als Respondent disputierte:[3]) „De sanctificatione et glorificatione fidelium per spiritum sanctum, caput I: de sanctificatione et glorificatione in genere" (von B. v. Sanden, 1718); „Schediasma historicum de Linda Mariana, Rastenburgum inter et Resselium sita, cum amputatis miserae superstitionis Romanensium ramis, praemissamque in praesentiarum (so!) commentationem praeliminarem, de idololatria gentilium sylvestri et lucis religiosis" (von C. C. Neufeldt, 1720); schließlich „De dispositione ex lumine naturae ad supernaturalia disputatio XXIII; in specie ad credendam animae immortalitatem in revelatione divina exhibitam" (von Ch. Masecov, 1721).

---

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7].
2) Vorrede zur Weltweisheit II[7].
3) Siehe J. Reicke, S. 60 flg.

Besonders versuchte sich der junge Magister, der ja von Haus aus Theologe war, auch häufig als Prediger. „Man weiß in Königsberg wohl“, betont er noch 1740,[1]) „daß ich daselbst zehn Jahre lang ein eifriger Theologus gewesen“. Da übte er nun praktisch, was ihm von Kreuschner überkommen war. Seinem verständigen Wesen, das naturgemäß von den dunkeln Künsteleien der orthodoxen Predigerschule wie von der Tiefsinnigkeit oder Verstiegenheit der Pietisten erheblich abstach, scheint der Beifall nicht gefehlt zu haben. Wie hoch mochte dem selbstbewußten Jüngling das Herz schlagen, als ihn gar der Prinz von Holstein, der als Generalfeldmarschall Friedrich Wilhelms I. in Königsberg residierte, vor sich und den anderen Fürstlichkeiten predigen hieß! Indes wie grausam wurde er enttäuscht! Die wiederholten Warnungen besorgter Freunde vor den Werbern erwiesen sich als nur zu begründet.[2])

Die soziale Reformthätigkeit und militärische Schulungsgabe des Königs in Ehren, — wenn es aber noch eines Beweises für die rohe und frivole Gewaltthätigkeit bedürfte, die er ausüben ließ, sobald es sich um Nahrung für seine fixe Idee, um einen Fang für seine „langen Kerle“ handelte, dann würde unseres Gottsched Schicksal den nötigen Beleg bieten. Wie sich die Ereignisse bei Gottscheds Flucht abgespielt haben und wie der fürstliche Werbeoffizier selbst nicht vor einem Mißbrauch des Gottesdienstes zurückschreckte, zeigt ein Bericht, den der Dr. med. Tilling aus Leipzig von Karlsbad aus am 27. Juli 1752 an Gottsched sendet: „Der Herr General-Lieutenant von Schwerin Exc. von Ihro Maj. dem König in Preußen, so sich der hiesigen Brunnenkur dieses Jahr bedienet, haben mir anbefohlen, eine besondere Achtung vor Dero Verdienste zu versichern. Gedachter Herr General war zu der Zeit in Königsberg, da Ihro Fürstliche Durchlaucht der Prinz von Holstein Dieselben vor Sich predigen zu lassen Gefallen hatten und, Dero Größe zu wissen, einen großen Kronleuchter so hängen befahlen, daß es oben 10 Zoll[3]) austrug. Da nun Dieselben oben an denselben anstießen, so hatte dieser Prinz Befehl an gewitzten Unteroffizier gegeben, Dieselben zu fangen. Die Prinzessin Albertine erklärte sich: "Schweringe, denke, was mein Bruder thun will! er gedenkt den Prediger, so uns so schön durch seine Predigt erbaut, anzuwerben." Dieser giebt den Rat, der im Bett liegenden fürstlichen Frau Mutter die Sache zu entdecken, die denn Ew. Magnifizenz vors Bett gefordert, die Sache zu verstehen gegeben und durch eine ander Thüre und Garten entfliehen lassen, so daß der beorderte Unteroffizier

1) 20. Februar an Manteuffel, — vergl. Danzel S. 22.
2) Siehe Elegie: „Als er aus seinem Vaterlande ging“, — Gedichte S. 429.
3) Sc. 5 Fuß, — wie noch heute der Sprachgebrauch.

lange vergebens gepaßt. Auf solche Art hat sich Höchstgedachter Herr General der Begebenheit mit vielem Vergnügen erinnert und herzlich gefreuet, zu der Rettung eines solchen verdienstvollen Mannes etwas beigetragen zu haben." — Kein geringerer als „Vater Schwerin" ist es danach, dem das deutsche Bildungsleben den Gewinn Gottscheds verdankt. Auch nach Gottscheds eigenen Angaben brach die Gefahr herein, als er zwei Sonntage hinter einander im Zimmer des Prinzen predigte.[1])

So ist denn unser hochaufgeschossener Magister zur Flucht aus Königsberg, aus seinem preußischen Vaterlande im engern und weitern Sinne, genötigt. Es war Mitte Januar 1724. Gerade um diese Zeit[2]) hatte die Leibniz-Wolffsche Philosophie den sogenannten Aristotelismus im wesentlichen überwunden. Freilich wurde ihr die Herrschaft alsbald vom Pietismus erfolgreich streitig gemacht, der soeben auch hier die Orthodoxie zurückgedrängt hatte. Doch hat sich mitten in dem angesponnenen Kampfe der Königsberger Pietismus den Formen der Wolffschen Philosophie anbequemt. Gottscheds Eintritt in die Wissenschaft fällt also in die Jahre des Aufstrebens der Wolffschen Schule. Und er ist wesentlich im Bann der Zeit geblieben. Seine Anstrengungen, selbständig die Schwingen zu regen, charakterisieren sich doch auch nur als Versuche, sich vom günstigen Winde treiben zu lassen. Eigene Bahnen hat er nicht recht gefunden.

Nun hat die Tyrannei in Gottscheds Leben mit rauher Hand eingegriffen. Der sein ostpreußisches Vaterland über alles liebte, muß sich ins „Ausland", nach Sachsen, retten. Ob dies Schicksal auf seine Weltanschauung, auf seine Staatsphilosophie, eingewirkt? Mochte er sich mit seinen Zeitgenossen fortgesetzt noch so tief vor den Mächtigen der Erde bücken, besonders weil er sie für seine Bildungszwecke gewinnen wollte, — er stellt doch seine Freiheit stolz der Sklaverei, die ihm gedroht, gegenüber,[3]) und die Staatslehre seiner praktischen Weltweisheit findet entschiedene Worte gegen die unbeschränkte Despotie.

c) Am 18. Februar 1724 traf Gottsched mit seinem Bruder Johann Heinrich, den gleiche Gefahr vertrieben, in Leipzig ein. Was ihn gerade hierher geführt, läßt sich mit großer Wahrscheinlichkeit annehmen. Mochte auch die Aussicht auf eine dort bestehende preußische Kollegiatur winken, mochte er auch Empfehlungsschreiben nach Leipzig mitnehmen, — dergleichen hätte sich doch wohl auch für manchen andern Ort finden lassen. Es lockte aber neben diesen annehmbaren Vorteilen die bekannte, für

---

1) Vergl. Stolle a. a. O.

2) Vergl. B. Erdmann S. 20 flg. und 34.

3) In der Elegie: „Als er aus seinem Vaterlande ging", — Gedichte S. 430.

geistige Wirksamkeit besonders günstige Lage Leipzigs: der Zusammenstrom von Studenten nach dieser in der Mitte Deutschlands gelegenen altberühmten Universität, die Buchhändlermesse und Fülle von Druckereien, der Ruf Leipzigs als einer gebildeten Stadt, nicht zum wenigsten schließlich die Zugehörigkeit zu einem mächtigen, von kunstliebenden Herrschern regierten Lande, das gegen gewaltthätige Übergriffe preußischer Werber sicheren Schutz bot.

Wie eng war Leipzig mit den neueren deutschen Geistesthaten im guten und schlimmen Sinne verknüpft! Hier waren Leibniz und Thomasius geboren, aber die Universität veranlaßte den einen durch Ränke und Zurücksetzung, seiner Vaterstadt den Rücken zu kehren, während sie den anderen wegen seiner freien wissenschaftlichen Überzeugung, wegen seiner modernen antischolastischen Gesinnung in seiner Thätigkeit lahmlegte und sogar zur Flucht nötigte. Hier hatte auch Christian Wolfs akademische Lehrthätigkeit begonnen, doch auch ihn hatte man an Halle verloren, an dasselbe Halle, dessen Hochschule ihre Entstehung den in Leipzig konskribierten Thomasius und Francke verdankte — denn auch die Pietisten waren durch Verfolgungen zu Leipzigs Thoren hinausgedrängt.

Aber da war noch ein anderer Kämpfer gegen Vorurteile, der treu in Leipzig ausgehalten, der im dortigen Geistesleben tiefe Wurzeln geschlagen: der Professor der Geschichte Burkhard Mencke.[1]) Sein Vater Otto Mencke hatte Christian Wolfs Dissertation zensiert und dadurch, daß er sie an Leibniz gesandt, die persönlichen Beziehungen beider Philosophen geknüpft, auch Wolf zum Mitarbeiter der von ihm herausgegebenen Zeitschrift „Acta Eruditorum" angeworben, so daß auch Burkhard Mencke als Nachfolger des Vaters ständig in freundschaftlichem Briefwechsel mit dem Haupt der neuen Schule verblieb. Enger noch als mit Wolf war die innere Verwandtschaft des polyhistorisch angelegten Gelehrten mit dem anderen Bahnweiser der deutschen Aufklärung. Wie ein Statthalter des Thomasius in Leipzig tritt uns Burkhard Mencke entgegen. Immer bemüht, zur Lösung der Zeitfragen mitzuwirken, jedenfalls immer den Blick fest auf die Gegenwart gerichtet haltend, ein schonungsloser Gegner aller scholastischen Pedanterie, dazu begabt mit Witz und Geistesschärfe, ein entschiedener Vorkämpfer des Deutschtums — so hat er Anspruch auf einen Ehrenplatz in der Geschichte der deutschen Aufklärung erworben. Europäische Berühmtheit erwarben seine zwei Reden „De charlataneria eruditorum" (1713 und 1715); wußte Mencke doch mit sicherem Stift

1) Vergl. Richard Treitschke: Burkhard Mencke, Professor der Geschichte zu Leipzig und Herausgeber der Acta Eruditorum (Leipzig 1842). — Gottsched: Lobschrift des Frhrn. v. Wolf, S. 72 flg. — Wolfs eigene Lebensbeschreibung, herausgegeben von Wuttke, S. 133. — Allgemeine Deutsche Biographie.

alle jene charakteristischen Züge der gespreizten Aftergelehrten, der Vertreter des scholastischen Sports zu zeichnen. Eine außerordentliche Belesenheit hat hier unermüdlich Anekdote auf Anekdote gehäuft, um eine erschöpfende Bloßstellung aller Arten von scheingelehrtem Schwindel zu bieten. Der eine legt sich unerhörte Titel bei, andere Autoren suchen sich in geschmackloser Übertreibung gegenseitig emporzuloben. Auch an Selbstlob und Renommisterei läßt man es nicht fehlen. Ferner verspottet Mencke die Altertumskrämerei, „illorum insaniam, qui nihil admirantur, nisi quod vetustatem redolet“. Die mutwilligen, kleinlichen Zänkereien müssen nicht minder herhalten. Sucht ferner der Redner seinen Gegner durch gravitätischen Pomp niederzuschmettern, hat man darin gleichfalls ein Zeichen der Charlatanerie zu sehen, u. dergl. m. Die zweite Rede ist noch bedeutsamer. Mit Schärfe wendet sie sich gegen diejenigen Grammatiker, die in Schulen hyperkritisch nichts vom Text ungeschont lassen, statt ihn angemessen zu erklären. Die Kleinlichkeit mancher philologischen Probleme erfährt Zurückweisung: z. B. die Untersuchung, wieviel Ruderer Ulysses gehabt; aber auch „priorne esset scripta Ilias an Odyssaea? et similes quaestiunculas alias miro conatu agitabant“; desgleichen mißfällt ihm die Frage, ob Homer oder Hesiod älter sei. Den Historikern hält Mencke ihre Fälschungen und Erfindungen, ihren falschen Schmuck u. a. m., namentlich auch die Vergötterung ihrer Fürsten vor. Die Aufgeblasenheit und Großsprecherei der Poeten wird nicht vergessen. Anschaulich persifliert er, in wie unnützen, leeren Streitigkeiten über formale Dinge sich die Philosophen herumschlagen. Die Astronomen als Charlatane prophezeien, die Physiker wollen das Verborgene sehen und lenken. Besonders suchen sich die Ärzte marktschreierisch ein Ansehen zu geben. Die Juristen verdrehen die Gesetze. Viele Theologen endlich heucheln, viele erschrecken das Volk durch schlimme Auslegung von Himmelserscheinungen, wodurch sie doch eher Atheismus als Sittenverbesserung herbeiführen. — Genug, nirgends ist die Berührung mit Thomasius so eng wie hier. — „De gravitate eruditorum“ hatte Mencke 1717 gehandelt; eben, am 17. Juni 1724, hielt er eine Rede „De praecipuis rei litterariae hoc tempore impedimentis“, worin er besonders auch den Mangel Europas an kunstsinnigen Fürsten beklagte. Im nächsten Jahre folgte die Rede „De origine et causis bellorum inter eruditos“, welche mit schonungslosem Reformeifer sechs hauptsächliche Veranlassungen zu gelehrten Streitigkeiten bloßlegte: Neid, Dünkel, falschen Ehrgeiz, Religionshaß, Gegnerschaft der Schulen, Abweichung der Sekten. Auch seine Rede „De variis eximiisque commodis e bonarum litterarum instauratione in puriorem Evangelii doctrinam derivatis“ dient dem lebendigen Fortschritt der Wissenschaft. Er gedenkt

darin auch der Begründung der Litteraturgeschichte, die er „novum, et majoribus nostris vix tentatum, Historiae genus“ nennt. Mencke haßte die Franzosen, ohne sich doch dem Einflusse ihrer kritischen Philosophie zu entziehen. Obgleich Herausgeber der lateinischen Acta Eruditorum, begünstigt er das Erscheinen der deutschen Zeitschrift gleiches Namens. Außerdem begründet er die „Leipziger neuen Zeitungen von gelehrten Sachen“. Selbst als Dichter war er aufgetreten[1]); doch er leistete der Poesie einen schöneren Dienst: einst bethätigte Burkhard Mencke seine einsichtige, vorurteilslose Gesinnung durch väterliche Unterstützung Christian Günthers, der ersten, einsamen Lerche des neuen Dichterfrühlings. Hatte ihn doch auch die „Görlitzische poetische Gesellschaft“ in Leipzig zum lebenslänglichen Präsidenten gewählt.

1674 war Burkhard Mencke in Leipzig geboren, auf seinen Reisen durch Holland, Frankreich und England ward er namentlich von dem praktisch thatkräftigen englischen Geiste mächtig beeinflußt. Seit 1699 wirkte er in seiner Vaterstadt als Professor der Geschichte; 1701 erlangte er in Halle den juristischen Doktortitel. In der Folge wurde er zum kurfürstlich sächsischen Historiographen und zum Hofrat ernannt; auch vertrat er die Universität im sächsischen Landtag. So vereinte er in seiner Person litterarische, akademische und staatliche Ehren.

Und an diesen als Geisteskämpen mehr noch denn als Gelehrten ausgezeichneten Mann erlangte Gottsched Empfehlungen, besonders wohl von Kreuschners Freund M. Gottlieb Siegfried Bayer in Königsberg, dem hervorragenden Orientalisten[2]), der an den „Acta Eruditorum“ mitarbeitete; er hatte dem Flüchtling zunächst den Zutritt zu dem anderen Leipziger Historiker, dem ausgezeichneten Mascou, geebnet. Denn Bayer schreibt an seinen Schützling (XVI Kal. Sept. 1724): „A Mascovio epistolam accipio, in qua erat scriptum his verbis: "Venerunt nuper Lipsiam Gottschedii duo, quos, cum tuo nomine salutem dixissent, cupide excepi..." Nihilominus ad Menckenium epistolam misi, in qua te plurimum commendavi et Mascovio ipsi iterum de te amplissime scripsi. Quamquam tibi praedixeram, satis esse, si Mascovio amico utaris, per quem ad omnes aditus tibi parari possit... Amicissime Gottschedi... Tua te virtus, tua eruditio satis commendat omnibus.“ Allem Anschein nach hat ihn denn auch Mascou sogleich bei Mencke

---

1) Die litteraturgeschichtliche Betrachtung Gottscheds wird auf die dichterischen und namentlich die ästhetischen Leistungen Menckes näher eingehen.

2) 1694 in Königsberg geboren, wo er bis 1716 studiert. In Leipzig hatte er 1717 den Magistergrad erworben. Seit 1718 wirkt er als Lehrer an der Königsberger Domschule. 1726 wird er an die Akademie zu Petersburg berufen, wo er 1738 stirbt. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie.

eingeführt: schon Anfang März finden wir den Ankömmling als Mitglied der „Deutschübenden (früher Görlitzischen) poetischen Gesellschaft“, und schon im vierten Monat seines Aufenthaltes wählte Mencke den Königsberger Magister zum Aufseher seiner Bibliothek und Privatlehrer seines ältesten Sohnes. Gottsched vermutet selbst[1]) als Grund dieser schnellen Annäherung, aus seinen Reden habe Mencke bald gemerkt, daß er ein Liebhaber der Wolffschen Philosophie und Schriften wäre. Thatsächlich mußte er dem jungen Mencke Vorlesungen über die Wolffsche Logik und Metaphysik halten[2]), ferner einige juristische Privatlektionen mit ihm besuchen; auch wurde ihm in Menckes Haus eine Stube überwiesen. Im Jahre 1727 übersetzte Gottsched auf seines ständigen Gönners Begehren für die lateinische Ausgabe der Reden „Von der Charlatanerie der Gelehrten“ die neuen Anmerkungen aus der letzten französischen Ausgabe.[3]) Da er für die Acta Eruditorum verschiedene Bücherauszüge zu liefern hatte, wohnte er den Zusammenkünften Menckes mit seinen Gehilfen fleißig bei.[4])

Gottscheds Eintritt in die Leipziger Gelehrtenkreise fiel gerade in die Zeit der vielleicht größten Aufregung innerhalb der wissenschaftlichen Welt Deutschlands. Vom 8. November 1723 datiert die berüchtigte Kabinettsordre Friedrich Wilhelms I., welche Wolf seiner Hallenser Professur verlustig erklärte und ihn außerdem anwies, „die sämtlichen königlichen Lande binnen 48 Stunden bei Strafe des Stranges zu räumen.“ So mußte ungefähr gleichzeitig mit Gottsched sein höchster Meister aus Preußen entfliehen. Kurios genug, hing auch Wolfs Austreibung mit des Königs Vorliebe für „lange Kerle“ zusammen.[5]) Als Wolf auf der Flucht sich naturgemäß zuvörderst nach dem nahen Sachsen wandte, suchte ihn die sächsische Regierung für Leipzig zu gewinnen. Gehörte doch gerade Graf Manteuffel, der wärmste Freund der Wolfsschen Philosophie, dem Kabinett als Minister an. Schon oft hatte dieser mit dem Minister von Seebach besprochen, wie man Wolf für Leipzig gewinnen könne. Nun fügte es ein glücklicher Zufall, daß Manteuffel eben am selben Tage, als die Hiobspost von Wolfs Vertreibung in Dresden einlief, beim König speiste: unverzüglich erwirkte er den Beifall des Monarchen. Ebenso

1) Lobschrift des Frhrn. v. Wolf, S. 72 flg.

2) Manteuffel nennt unterm 16. Februar 1744 im Brief an Wolf den jungen (Hofrat und Ratsherrn) Mencke unter den besonderen Freunden der Wolfschen Philosophie.

3) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

4) Ebenda.

5) Man hatte dem König bekanntlich eingeredet, Wolf lehre: „wenn einige seiner langen Grenadiere desertierten, so hätte es das Fatum so haben wollen!“

drang sein Plan im Ministerium durch, besonders noch auf Betreiben des Grafen Flemming. Man wollte die Fehler gut machen, durch die man Halle hatte emporkommen lassen.[1]) Indessen ging Wolf weiter nach Marburg. Die orthodoxen und scholastischen Herren von der Leipziger Universität konnten erleichtert aufatmen.

Aber da kam ein junger unbekannter Eindringling, der allen Ernstes Anstalt machte, die Wolfsche Philosophie auf das Leipziger Katheder zu bringen! Am 18. Oktober 1724 habilitiert sich Gottsched zum zweiten Male, damit er sich um die gerade erledigte preußische Kollegiatur als ein „Magister noster“ bewerben könne. Seine Dissertation war überschrieben: „Hamartigenia, sive de fonte vitiorum humanorum quaestio philosophice soluta.“[2]) Das gleichnamige Gedicht des Prudentius[3]) beantwortete die Frage nach dem Ursprung des Übels nicht in zulänglicher Weise. Ebenso suchten in Königsberg Gottscheds ursprüngliche Lehrer — die Aristoteliker — auch hier den Knoten mehr zu durchschneiden als aufzulösen.[4]) Bayle konnte ihn natürlich nur noch zweifelhafter machen. Auch in dieser Frage erleuchtete ihn erst die Leibnizsche Theodicee, sie erleuchtete und befestigte ihn — wie Gottsched sich bezeichnend genug ausdrückt — „in der evangelischen Lehre.“ Diese war es denn auch, die Gottscheds Dissertation zu seiner und anderer Gelehrten „Bestätigung“ „auf eine philosophische, kurz und bündige Art“ vortragen wollte.

Die Laster werden als freie menschliche Handlungen hingestellt, die dem Naturgesetz zuwider und deshalb moralisch schlecht sind. Scheinbar ganz aus dem Geiste der Leibnizschen Theodicee heraus gelangt Gottscheds Untersuchung zu dem Ergebnis, daß die Laster aus der Unvollkommenheit der menschlichen Erkenntnis fließen („vitia ipsa, non nisi in limitata mentis humanae essentia, fontem suum agnoscunt“). Das klingt nicht viel anders denn wie eine paragraphenmäßige Ausführung des Leibnizschen Gedankens, wonach das Böse von einem Mangel, einer Unvollständigkeit herrühre, nicht eine wirkende, sondern eine fehlende Ursache habe.[5]) Auf den großen Bahnbrecher verweisen denn auch die Anmerkungen häufig genug. Und doch hatte Leibniz wohlweislich zwischen metaphysischem, physikalischem und moralischem Bösen unterschieden; offenbar hatte er den Ursprung jeder Seite des Bösen in ihr selbst gesucht, dergestalt, daß die

---

1) Nach Manteuffels Brief an Wolf vom 19. Oktober 1739. — Vergl. auch Wuttke, S. 152 flg.

2) Später auch dem IV. Bande des verdeutschten Bayle angehängt.

3) Aurelius Prudentius Clemens, der bedeutendste christliche Dichter lateinischer Zunge, um 350 in Spanien geboren, 410 †. Leibniz zieht sein Gedicht mehrfach an.

4) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

5) Theodicee § 20 flg. und § 33.

Laster als Mangel an Tugenden erscheinen. Dagegen nun die Sünde, die Laster, aus der Unvollkommenheit des Verstandes herzuleiten, war, zunächst in bescheidenem Maße, erst Wolf, war grundlegend erst unserm Gottsched vorbehalten![1]) Verkennen wir nicht die tief einschneidende Bedeutung dieser Umbiegung für das gesamte Geistesleben! Leibniz nimmt an: Das Böse entspringt einem Mangel an Gutem, das Laster einem Mangel an Tugend — wogegen Wolf andeutet und Gottsched definiert: Das Böse entspringt einem Mangel der Erkenntnis, die Unwissenheit oder doch Einsichtslosigkeit ist die Mutter der Sünde.[2]) So gewiß unserm Gottsched — wie er ja betont — die „evangelische Lehre" von der Unzulänglichkeit der menschlichen Vernunft vorgeschwebt haben mag, — ist das noch evangelische Lehre, die Sünde aus einer Unvollkommenheit des Verstandes herzuleiten und demgemäß — was vom religiösen Standpunkt noch bedenklicher — die Vergöttlichung nur in eine Vervollkommnung des Verstandes zu verlegen?! Nein, das ist reiner Rationalismus, Gipfel und letzte Konsequenz desselben. Keine Frage, diese einseitige Auffassung der Triebfedern unserer Handlungen birgt eine Halbwahrheit, aber doch also eine halbe Wahrheit, und die Überzeugung, daß Bildung versittlicht, ist doch auch eine Errungenschaft.

Ohne Wolfsches Medium steht dem Leibnizschen Geiste näher die Auffassung, welche Albrecht von Haller in seinem Gedicht „Über den Ursprung des Übels" kundgiebt. Auch er geht von der Vorstellung der besten Welt aus:

„Der Welten würdigste gewann die Wirklichkeit."

Auch ihm gehört das Laster zur Tugend wie der Schatten zur Sonne: Gott sah, daß

„... keine Tugend bleibt, wo Macht zum Laster fehlt.
Gott wollte, daß wir ihn aus Kenntnis sollten lieben
Und nicht aus blinder Kraft von ungewählten Trieben."

Aber diese Kenntnis Gottes versteht ein Haller nicht rein intellektuell; Gott legte vielmehr in jeden Menschen zwei Triebe:

„Die Liebe für sich selbst und seines Nächsten Liebe." —
„Noch weiter wollte Gott für unsre Schwachheit sorgen:
Ein wachsames Gefühl liegt in uns selbst verborgen,
Das nie dem Übel schweigt und immer leicht versehrt,
Zur Rache seiner Not den ganzen Leib empört...
Kein Mensch verwildert so, dem eingebornes Licht
Nicht, wann er sich vergeht, sein erstes Urteil spricht."

---

1) Vergl. Wolf: Vernünftige Gedanken von der Menschen Thun, S. 3 flg. und S. 21 flg., besonders S. 25 flg. und S. 28 flg.

2) Ganz in gleichem Sinne wie oben leitete Gottsched in der „Weltweisheit" I[1], 580 flg., in Übereinstimmung mit Thümmigs „Institutiones philosophiae Wolfianae" I, p. 235, die moralische Übertretung aus der Unvollkommenheit des Verstandes her.

Damit ist denn doch statt der Vernunft wieder das Gewissen in seine Rechte eingesetzt. — Schließlich wird in übereinstimmendem Sinne von Leibniz und Wolf das Übel als notwendiger Ausfluß der menschlichen Endlichkeit hingestellt:

„Zudem, was endlich ist, kann nicht unfehlbar sein." —

Seine Dissertation hatte Gottsched als fremder Magister ohne Respondenten wider fünf Gegner zu verteidigen, unter denen sich außer Mencke auch Prof. Dr. Joh. Phil. Olearius befand. Dieser[1]) sah nichts Bedenkliches in der Abhandlung selbst, allein desto hitziger hatte ihn ein Exkurs der Anmerkungen über die prästabilierte Harmonie gemacht. Anmerkung v besagte: „...Nec ulla ratione in praesenti tractatione mutatur quisquam, sive vulgarem influxus physici, sive Cartesianam caussarum occasionalium, sive Leibnitianam harmoniae praestabilitae hypothesin quisquam probaverit. Praesertim in disciplina morali nihil prorsus impedit, nihil innovat, immo adeo parvi usus est, ut vel ipse Chr. Wolfius in den vernünftigen Gedanken von der Menschen Thun und Lassen nullam ejus mentionem fecerit. Quo minus metuendum est, ut vel libertas hominum eadem tollatur, vel alia incommoda ex memorata hypothesi oriantur." Allerdings setzte er dieser wesentlich neutralen Erwähnung einen Hinweis auf Freund Kreuschner hinzu: „Interim qui de origine idearum elaboratum quid exactove judicio conscriptum legere desiderat, conferre poterit M. Jo. Henr. Kreuschneri V. D. M. apud Regiomontanos eloquentissimi Diss. de origine idearum in mente humana habita 1717 Regiom. Pruss., qui Leibnitii sententiam ita proposuit, ut a veritatis amico vix quicquam desiderari queat." Damit war freilich eine mittelbare Billigung der prästabilierten Harmonie ausgesprochen, ja wohl der bewußte Versuch unternommen, sie als etwas gar nicht so Unerhörtes hinzustellen. Das brachte Olearius in Harnisch. „Er ereiferte sich" — nach Gottscheds Bericht — „sehr darüber, daß solche schädliche Meinungen auf die Leipziger Katheder gebracht würden, und redete so ängstlich davon, als ob die ganze Kirche und Universität dabei in Gefahr wäre: so daß er auch endlich Thränen vergoß, die bei der studierenden Jugend großen Eindruck macheten." Auf Gottscheds verlegene Einrede, die Dissertation sei nebst allen Anmerkungen mit Bewilligung des Dekans Mencke gedruckt, erwiderte Olearius: „Das wäre eben um so viel mehr zu bedauern, daß solche schädliche Paradoxa geduldet würden", u. s. w. Als die Disputation nachmittags fortgesetzt wurde, zeigte Mencke den Ungrund solcher Klagen und erzielte durch sein Eintreten für Gottsched sowie für den am Ende des vorhergehenden Jahres

1) Siehe Vorrede zur Weltweisheit II⁷.

aus Halle vertriebenen Wolf eine gewaltige Wirkung auf das „wegen des vormittäglichen Lärmens überaus volle" Auditorium. Nachmittags war dem hartbedrängten Magister sein brüderlicher Begleiter Johann Heinrich Gottsched als Respondent beigegeben. Die Disputation dauerte bei einbrechender Dunkelheit fort, erst um 6 Uhr fand sie ihr Ende.

Unter solchen Stürmen eroberte sich Gottsched als erster Wolfianer einen philosophischen Lehrstuhl an der Universität Leipzig.[1]) Als in der Ostermesse des folgenden Jahres ein bequemes Handbuch der Wolffschen Philosophie, die „Institutiones Philosophiae Wolfianae" von Thümmig[2]), der sich gleich dem Meister Wolf von Halle entfernen mußte, erschienen, begann der junge, betriebsame, doch der Anlehnung recht bedürftige Dozent sofort darüber zu lesen und fuhr damit jährlich fort, wobei sich die Zahl seiner Zuhörer allmählich vermehrte.[3]) So bedeutete der Eintritt Gottscheds in den Lehrkörper einen entschiedenen Fortschritt gegenüber den Sophismen jener wissenschaftlich und religiös orthodoxen Scholastiker, welche bis dahin das Terrain ausschließlich beherrscht hatten.[4])

Bald machte sich Gottsched in den tonangebenden Kreisen der Universität neue Feinde durch die Veröffentlichung deutscher Schriften; zwar war Christian Thomasius hierin vorangegangen, aber — um Gottscheds eigene Erfahrung[5]) mitzuteilen — „die meisten Handwerksgelehrten glaubeten damals, wie noch itzo, was nicht latein ist, sei nicht gelehrt." Wer aber in Leipzig gefürchtet hatte, der wolfianische Neuling werde die Welt aus den Angeln heben, sah sich angenehm enttäuscht. Gottsched zeigte sich bemüht, „einige unserer Gelehrten, sonderlich Theologen", bald zu überzeugen, daß er „kein so geschworener Leibnizianer, als sie vorher geglaubt hatten." Selbst Olearius fing an, ihn „lieb zu gewinnen."[6]) Um welchen Preis? Nun, es kostete die Wolfianer wenig Mühe und Überwindung, die idealistischen Grundpfeiler der Leibnizschen Philosophie über Bord zu werfen. Wenn Gottsched soeben die drei im Widerstreit liegenden Meinungen über das Verhältnis von Seele und Körper als indifferent zur Lösung einer der wichtigsten Prinzipienfragen hingestellt und nur schüchtern verba magistri als unschädlich und in ge-

---

1) J. A. Ernesti: Memoria J. Ch. Gottschedii, — Opusculorum oratoriorum novum volumen, p. 117: „Primus noster huic academiae Wolfianam illam rationem intulit, imitatorem mox nactus Joecherum."

2) Gottsched hatte schon von Königsberg aus 1722 eine briefliche Berührung mit ihm gehabt.

3) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

4) Vergl. Max Koch: Gottsched, S. 7.

5) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

6) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

wisser Ausdeutung nicht abweisbar bezeichnet hatte, so lag die Möglichkeit nur zu nahe, den Accent innerhalb der Indifferenz zu verschieben, dergestalt, daß andererseits die alte Meinung durch die neue Hypothese jedenfalls noch keineswegs widerlegt sei. Dann wandelte man nicht nur die beliebte, in jedem Sinne goldene Mittelstraße, verwischte also durch seinen Eklektizismus den üblen Verdacht, ein wirklicher Parteigänger des verhaßten Schulhauptes zu sein, sondern erntete noch den wohlfeilen Ruhm der Selbständigkeit. Womit Wolf begonnen, damit fuhren seine Schüler fort. War aber einmal der einheitliche Zusammenhang der Leibnizschen Philosophie verkannt und gesprengt, so war dem Eklektizismus von Fall zu Fall Thür und Thor geöffnet. Ja, ein solches Philosophieren von Fall zu Fall entsprach durchaus dem Prinzip der reinen Vernunft, der nichts als die jedesmalige logische Schlußkette heilig oder doch beweiskräftig ist. So gelangte jeder dieser Männer zu einem eigenen System, das freilich fast allerorten Wolf nachgebildet war, an der einen oder anderen Stelle aber doch Spuren selbständigen Nachdenkens aufwies — so hoch, aber auch nicht höher wird man das Verdienst der einzelnen Wolfianer schätzen dürfen.

## 2. Gottscheds System.

a) Es kann nicht die Aufgabe geschichtlicher Würdigung sein, den jedesmaligen Gegenstand der Darstellung unter allen Umständen zu „retten" oder gar zum Helden zu erheben. Wer Gottscheds System objektiv charakterisieren will, muß eingestehen, daß gar wenig Staat damit zu machen sei, obschon er in dieser unproduktiven Zeit noch immer eine der unabhängigsten Naturen ist. Führt doch unser Autor selbst in der Nachricht von seinen eigenen Schriften[1]) die Erwähnung seiner ersten ernst zu nehmenden Regung von Selbständigkeit mit der Begründung ein, daß er die davon erfüllten Dissertationen zur Erlangung einer Beförderung geschrieben habe! Weiter äußert er bezeichnend, bei der ersten Leipziger Disputation habe er die vorherbestimmte Harmonie zwischen Leib und Seele gelten lassen, allein — fährt er wörtlich fort — „im Herzen hatte ich sie niemals für eine festerwiesene Wahrheit gehalten." Da haben wir die Selbstauflösung der reinen Vernunftlehre: denn natürlich, wie läßt sich Metaphysisches logisch „fest erweisen"? Zweifellos haben wir dieses Geständnis als so ehrlich anzusehen, daß wir es sogar als unbewußten Selbstverrat werden bezeichnen dürfen. Die anstößige Erwähnung in der „Hamartigenia" klang auch in der That nicht wie ein Bekenntnisruf, es war das Tasten der Unentschlossenheit. Nach Verlauf eines akademischen Trienniums, 1727, hielt es denn Gottsched an der Zeit, seine

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7].

Zweifel vorzutragen, rein aus Wahrheitsliebe, nicht aus Feindschaft gegen die Leibniz-Wolffsche Philosophie — wie er für nötig hält hervorzuheben! Er entwirft drei Dissertationen: 1727 giebt er eine Historie der Lehre von Vereinigung der Seele und des Leibes, 1728 seine Zweifel und Einwürfe gegen die kartesianische Meinung der „gelegenheitlichen Ursachen"— so verdeutscht Gottsched causarum occasionalium, schließlich Ende 1729 bringt er Einwürfe und Gegengründe wider die vorherbestimmte Harmonie vor. Während er die beiden ersten Dissertationen nach Leipziger Gewohnheit allein verteidigte, verfocht die letzte, von ihm ebenfalls verfaßte, unter seinem Präsidium ein junger Danziger, J. Chn. Bucky.

Christian Wolf hatte sich, wie wir sahen, in den „Vernünftigen Gedanken von Gott" rc. 1720 nur zögernd entschlossen, auf die prästabilierte Harmonie einzugehen. Trotzdem er ihre grundlegende Bedeutung im Leibnizschen System verkennt und trotzdem er sie mit jener der Zeit gemäßen, von Gottsched vier Jahre später nachgeahmten Leisetreterei als wahrscheinlich, aber hypothetisch, einführt, wird sie die wesentlichste Zielscheibe der Angriffe von orthodoxer und pietistischer Seite.[1]) Das mußte zu erneuter Prüfung innerhalb der Schule Veranlassung geben. Man hatte die Vorherbestimmung mit anderen Lehrsätzen von Leibniz übernommen, weil man nicht Selbständigkeit genug besaß, zu einer eigenen Meinung vorzudringen. Nun hatte aber Leibniz selbst die verschiedenen Theorien über Verhältnis von Seele und Körper zusammengerückt[2]): da hatte man eine Musterkarte bequem zur Hand; und wurde man noch einmal durch leidenschaftliche Verfolger vor die Wahl gestellt, so mußte man sich gestehen, daß die Ehre oder die Schmach der Angriffe im Grunde ziemlich unverdient komme. Die alte herrschende Auffassung der scholastischen Philosophie, welche, die Tiefe des Problems nicht einmal erkennend, ohne weiteres einen wechselseitigen physischen Einfluß von Leib und Seele annahm, entsprach dem unbekümmerten Lavieren, dem staubgeborenen Mechanismus der Wolffschen Philosophie eigentlich ja am besten. War doch die Harmonielehre in ihrem Halt erschüttert, seitdem Wolf die psychische Gleichartigkeit der Monaden verkannt[3]) und damit den Dualismus zwischen Körper und Seele wiederhergestellt hatte.

So war die Zeit für einen offenen Bruch mit der verfemten Theorie reif. In den Jahren 1724 bis 1735 löst sich ein Wortführer der Wolffschen Schule nach dem anderen von der Harmonieformel los, die

---

1) Vergl. B. Erdmann, S. 57 flg.

2) Theodicee a. a. O. S. 170 flg.

3) Vgl. Max Dessoir, Geschichte der neueren deutschen Psychologie, I (1894), 23.

einen durch positive Begründung des physischen Einflusses, Gottsched als erster durch Zurückweisung der entgegenstehenden Hypothesen.

„Vindiciarum systematis influxus physici sectio prior historica“ betitelt er die erste dem Gegenstande gewidmete Dissertation.[1]) Nicht ausbauen, nur aufrechterhalten will Gottsched die alte Lehre durch Verteidigung gegen die neueren Theorien.[2]) Als Grundlage bietet dieser erste Teil eine geschichtliche Entwickelung der drei Hypothesen und ihrer Variationen. Diese Darlegung ist korrekt und klar, nur basiert sie natürlich auf Wolfs dualistischer Auffassung der Monadenlehre. Den physischen Einfluß faßt unser Autor so: „Tribuunt defensores ejus et animae vim corporum motricem et corpori vim impressiones in organa sensoria factas, mediante cerebro, cum mente communicandi“ (S. 8). Entsprechend der Zusammenstellung in Leibnizens Theodicee, geht er alsdann zu dem System von Descartes und dessen Fortbildungen über, wonach in Gottes steter Vermittelung die Ursache jeder Korrespondenz zwischen Körper und Seele liegen sollte: „Quia nec vestigia per sensuum organa cerebro impressa ideas in mente efficiebant, sed occasionem tantum earum excitandarum Deo suppeditabant: hinc idem alio nomine caussarum occasionalium systema audire solet“ (S. 8). Demgegenüber wird schon hier mit Recht angedeutet, Descartes habe den Knoten des Streites nicht gelöst, sondern durchschnitten: denn einmütig gestehen die Theologen und fast alle Philosophen, daß Gott nichts wolle noch bewirke, was nicht seinem Willen und seiner Macht unterworfen sein könne (S. 12). Zutreffend weist Gottsched auf die zwei Wege hin, die Descartes' Lehre eröffnete, um bei Malebranches Auslegung zu verharren: wonach der Körper in keiner Weise auf die Seele, der Geist in keiner Weise auf den Körper wirke, sondern allein Gott die Körper bewege und die Ideen im Geist hervorrufe (S. 15). Schließlich gelangt die erste Dissertation zur prästabilierten Harmonie: es folge danach — wie Gottsched sich schief ausdrückt — die Seele in ihren Veränderungen den logisch-moralischen Gesetzen, der Körper dagegen den physisch-mechanischen Bewegungsgesetzen, wie sie ihren Wesen und Naturen angepaßt seien, und es bestehe zwischen ihnen keine andere Verbindung als eine ganz genaue Harmonie der in beiden aufeinanderfolgenden Bewegungen, die vorher bestimmte Harmonie (S. 22). Dies System sei in Deutschland nicht viel erwähnt worden, bevor Wolf in seinen „Gedanken von Gott“ rc. es zu dem seinen gemacht habe — eine Wendung, die

1) Exemplar der Königlichen öffentlichen Bibliothek Dresden.

2) In der dritten Dissertation S. 69 betont er diesen Sinn des Titels nochmals ausdrücklich.

Gottsched geflissentlich wiederholte[1]), um seine Unabhängigkeit auch von Wolf glauben zu machen, während wir wissen, daß Wolf der Hypothese mit nicht allzu viel weniger Zurückhaltung als ursprünglich Gottsched selbst gegenüberstand. Ein charakteristisches Zugeständnis, daß die Harmonie bei Wolf ihre zentrale Stellung verloren, liegt doch schon in Gottscheds Zusatz, dieser habe es zwischen sein übriges metaphysisches System eingewoben („intertexeret“, S. 23). Er verzichtet darauf, die Geschichte der Kontroverse weiter zu verfolgen. Köstlich und für den eklektischen, tastenden Geist einer Zeit, wo dergleichen Rückhalt als ehrenvoll galt, bezeichnend ist Gottscheds schließliches Geständnis: er erachte es hier nicht für seine Pflicht, einen Streit zwischen so bedeutenden Männern zu entscheiden; denn es sei billig, daß wir jeden vollauf seiner Denkart genießen ließen („ut quemlibet suo sensu abundare sinamus“)! Noch weniger fiele es ihm ein, sich gegen dies System durch irgend ein Gemengsel von Einwänden aufzulehnen! Er habe sich mehr vorgesetzt, die alte Lehre zu verteidigen, als die neue zu befehden.

Trotz solcher übermäßigen Zahmheit erregte schon diese erste von Gottscheds drei Dissertationen Aufsehen. Während viele Gegner Wolfs frohlockten, fehlte es bei Freund und Feind doch nicht an Einwendungen, auf die der Autor in der Vorrede zur zweiten Dissertation zurückkommt. Diese überschreibt er: „Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica. Caput primum Anti-Cartesianum.“ Zunächst geht er auf diejenigen ein, die sich übertriebene Erwartungen von seiner Wenigkeit („a mediocritate mea“) gemacht hätten: es seien dies Mediziner, besonders Anhänger von Stahl[2]), die dessen Meinung von der Einwirkung des menschlichen Geistes auf den Körper billigen. Diese hatten offenbar erwartet, Gottsched werde ihre Theorie des psychischen Einflusses näher begründen. Gottsched verweist (S. 29)[3]) auf einen ihm zugekommenen Brief des Dr. med. Johann George Kulmus in Danzig[4]), seines späteren Schwiegervaters, der schon auf diese Beziehung zu Stahl hindeutete: „Posito influxu physico, wie er in Dero Dissertation höchst deutlich und auf das beste ausgeführet worden, hat man weder die spiritus animales Cartesii, noch die harmoniam praestabilitam Leibnitii nötig, sondern

1) In seiner Ausgabe der Theodicee S. 60 flg. merkt er hochfahrend an, das System der vorherbestimmten Harmonie habe „zwar an dem Hrn. Wolf einen getreuen Verfechter bekommen: allein dessen ungeachtet nicht die Oberhand erhalten können.“ Folgt Hinweis auf seine drei Dissertationen.

2) Georg Ernst Stahl, 1660 bis 1734, Vater des Animismus, wonach die Seele sowohl die Denkthätigkeit ausübt wie die Thätigkeit des Körpers bewirkt.

3) Die Seitenzahlen gehen durch die drei Dissertationen hindurch.

4) Vom 10. Januar 1728, — vergl. Danzel S. 13.

kann in physicis et medicina methodo Stahliana aller phaenomenorum rationes ganz klar und deutlich anführen." — Wie die Ärzte hier eine naturwissenschaftliche Auffassung begrüßen wollten, freuten sich die Gegner der neueren Philosophie in der nach Gottscheds eklektischer Auffassung falschen Voraussetzung, daß dieser ganzen neueren Philosophie Grundlage und Gipfel in selbiger vorherbestimmter Harmonie beruhe. Jedenfalls glaubt Gottsched durch seine wissenschaftliche Thätigkeit seine Unbefangenheit und Unabhängigkeit genügend bekundet zu haben. Er giebt den schon angezogenen Rückblick auf seine Königsberger Veröffentlichungen. Auf seine Hamartigenia hin habe man ihn dann den Leibnizianern zugerechnet. Inzwischen hätten nun sein neues Beginnen gerade manche aus der Leibniz-Wolffschen Schule übel vermerkt. Namentlich der Professor der Physik Gabriel Fischer, ein früherer Gegner Wolfs, der jetzt wegen seiner leidenschaftlichen Parteinahme für das Schulhaupt Königsberg räumen mußte[1]), habe auf der Durchreise im Gespräch (!) deutlich genug zu erkennen gegeben, daß ihm Gottscheds Vorhaben mißfalle (S. 30 flg.). Ebenso habe Joh. Friedrich Schreiber, ein hoffnungsvoller junger Gelehrter, dem er schon 1726 seine Meinung auseinandergesetzt, in einem offenen Brief an Hollmann[2]), mit der Offenheit, die er, Gottsched, immer lobend anerkenne, zu verstehen gegeben, daß sie ihm nicht zusage. Endlich erwähnt der Autor, daß ihm auch von idealistischer Seite Widerspruch zugekommen sei; er zitiert einen Brief des französischen Predigers Le Maître in Baireuth, worin der Idealismus Berkeleys verteidigt wird.[3]) Gottsched will sich aber durch nichts beirren lassen.

In der Untersuchung selbst wirft er gegenüber Descartes die Fragen auf, ob wir die eigentliche Natur des Geistes genugsam erforscht hätten und ob für uns wirklich das Wesen des Geistes im Denken besteht. Beides leugnet Gottsched (S. 37). Wir brauchten nicht daran zu verzweifeln, den Zusammenhang zwischen der Fähigkeit des Denkens und Bewegens zu finden. Es fehlen vielleicht nur gewisse vermittelnde Wahrheiten, ohne deren vorherige Kenntnis wir noch nicht zur Klarheit kommen können (S. 38). Aber noch auf andere Weise bekämpft Descartes den physischen Einfluß. Es war zu seiner Zeit ein Naturgesetz von der

1) Vergl. B. Erdmann, S. 19 flg.

2) Samuel Chstn. Hollmann, damals Professor in Wittenberg; seine ersten Schriften sind gegen die Monadologie und die prästabilierte Harmonie gerichtet. — Schreiber ist ein junger Königsberger, der 1726 über Leipzig nach Leyden gegangen. 1729 bis 1731 doziert er an der Leipziger Universität, bekannter ist seine Wirksamkeit in Petersburg. Wie gar manche Zeitgenossen umspannt er die Philosophie, Mathematik und Medizin. Schreiber trat später aus gleichem Grunde gegen Knutzen auf, — vergl. B. Erdmann S. 80.

3) Vergl. Danzel S. 13.

Bewegung in Geltung gekommen, wonach im Universum immer dieselbe Menge an Bewegung bewahrt werde. Dies sagte dem Descartes umsomehr zu, je gewisser er überzeugt war, daß aus dem Körper, den er sich als ausgedehnte Substanz vorstellte, keine Bewegung als notwendiges Attribut folgen könne, wenn anders jeder Körper zur Bewegung und Ruhe indifferent wäre (S. 39). Dabei habe aber Descartes zunächst fälschlich angenommen, daß alle Geschöpfe eine bewegende Kraft entbehrten und daß aus der Natur der Körper keinerlei Bewegung hergeleitet werden könne. Gottsched giebt wiederholt zu, daß diese bewegende Kraft nicht erklärt werden kann, wenn der Körper nur als ausgedehnte Substanz angesehen werde (S. 40). Aber er wiederholt auch seinen Einwand, daß die Descartessche Definition nicht hinreiche, das Wesen des Körpers zu erklären, da sie einen leeren Raum mit dem Körper verwechselt. Überdies sei das Naturgesetz von der Bewahrung derselben Menge Bewegung nach Descartes' Zeit als falsch erwiesen. Durch Experimente könne als festgestellt gelten, daß sich die Bewegung in der Natur der Dinge vermehre und vermindere (S. 41). Unser Autor verweist auf das von Leibniz anstelle des cartesianischen eingeführte Bewegungsgesetz, wonach nicht dieselbe Menge Bewegung, sondern dieselbe Menge bewegender Kräfte im Universum bewahrt bleibe (S. 42). Nachdem Gottsched schließlich betont, daß er nicht von mechanischen Kräften, sondern von den ursächlichen Kräften der geschaffenen Substanzen gesprochen, die metaphysischer Art seien, beruft er sich auf Wolfs Metaphysik, welche diese bewegenden Kräfte in den Elementen der Körper als einfachen Substanzen aufzusuchen gewiesen habe; er verspricht später zu zeigen, daß von diesen Kräften vorzugsweise das öfter erwähnte Bewegungsgesetz verstanden werden müsse (S. 45). — Von den Cartesianern sei nach alledem das System des physischen Einflusses nicht über den Haufen geworfen. Denn die Grundsätze, aus denen sie sich gegen dasselbe auflehnten, waren zu ungewiß. Pomphaft schließt Gottsched: Wenn es erlaubt ist, Definitionen von den Dingen zu bilden und zu überliefern, wenn es freisteht, beliebige Naturgesetze auszusinnen: dann wird es wahrlich sehr leicht sein, ich weiß nicht welche philosophische Dogmen zu demonstrieren oder zu widerlegen.

So hat unser Autor den Descartes in letzter Linie durch Berufung auf Leibniz und Wolf zurückgeschlagen — und nicht nur in letzter Linie: war doch schon von Leibniz durchgehends die Gegenüberstellung des Denkens und der Ausdehnung als der einseitigen Attribute des Geistes beziehungsweise des Körpers überwunden. Sowohl auf das Irrige des cartesianischen Bewegungsgesetzes als auf die falsche Voraussetzung, daß die Körper keine Bewegung hervorbrächten, kommt Leibniz wiederholt

zurück.[1]) Man muß deshalb doppelt gespannt sein, welchen Weg Gottsched in der dritten Dissertation einschlagen wird, wo er endlich auf sich selbst gestellt ist und gerade die Männer befehdet, deren Stütze er bis dahin so ausgiebig benutzt hat.

„Vindiciarum systematis influxus physici sectio posterior philosophica. Caput secundum Anti-Leibnitianum.“ Diese endgiltige Abrechnung Gottscheds nimmt den § 762 von Wolfs deutscher Metaphysik zum Ausgangspunkt, da nirgends klarer als hier gezeigt sei, auf welche Weise von den Leibnizschen Prinzipien aus gegen den physischen Einfluß angekämpft werden könne. Wenn nämlich — entsprechend der Leibniz-Wolfschen Auffassung — immer einerlei bewegende Kraft in der Welt erhalten werde, wäre eine Wirkung des Leibes und der Seele in einander unmöglich: sollte einerseits die Seele die Bewegung im Leibe bloß durch ihren Willen hervorbringen, so wäre eine Bewegung ohne eine vorhergehende Bewegung hervorgebracht; brächte andererseits die Bewegung des Körpers einen Gedanken der Seele hervor, so würde eine Bewegung aufhören, ohne daß eine neue Bewegung nachfolgte. Dem gegenüber — meint Gottsched nun — müssen wir uns verständigen: 1. was unter bewegenden Kräften in der angeführten Bewegungsregel zu verstehen sei? 2. ob überhaupt auf keine Weise unsere Seele oder ein anderer Geist mit einer Kraft dieser Art begabt sein könne? In der Aufwerfung dieser zweiten Frage kommt Gottsched also auf sein gegen Ende (S. 45) der zweiten Dissertation gegebenes Versprechen zurück, und auf dem Nachweis einer bewegenden Kraft in der Seele ruht überhaupt der Schwerpunkt dieser Gottschedschen Untersuchung. Folgerecht meint unser Autor: wenn er jene bewegende Kraft im Sinne von Leibniz und Wolf definiere und sie in allen Geistern insgemein nachweise, dann werde unanfechtbar offenbar sein, daß entweder der physische Einfluß vor jenem Bewegungsgesetz bestehen könne oder es überhaupt keinen Austausch („communicatio“) der Bewegung im Universum, nicht einmal zwischen Körpern, gebe (S. 61).

Getreu dieser Vornahme, stützt sich Gottsched zur Lösung der ersten Frage noch einmal auf Wolf. In § 697 der deutschen Metaphysik nebst den Anmerkungen zu diesem Paragraphen im II. Teil weist das Schulhaupt nach, daß die bewegende Kraft als ursprünglich in den Elementen der Körper sein muß, woraus Gottsched alsbald folgert, daß wir in der gegenwärtigen metaphysischen Frage über die Beziehungen von Geist und Körper nicht bei dem mechanischen Begriff der Kräfte stehen bleiben

1) Man vergl. Theodicee mit Gottscheds Anmerkungen S. 172 flg., 551 flg., 612, 616.

dürfen, der nur den in thätiger Bewegung dargestellten Körpern entspricht, sondern zu den ersten Quellen der Kräfte vordringen müßten, die gerade in den einfachen Dingen hervortreten (S. 64 flg.). In der folgenden Prüfung der zweiten Frage unterscheidet der Autor denn auch zwischen dem mechanischen und metaphysischen Begriff der bewegenden Kräfte, zwischen dem was in der Bewegung imaginär ist und dem was real unter ihr begriffen wird, zwischen abgeleiteten und ursprünglichen Kräften. Auch hierfür beruft er sich auf Leibniz und Wolf (S. 65 flg.). Nicht genug damit, er nimmt Leibniz auch für die Folgerung in Anspruch, daß unseren Seelen bewegende Kräfte zukommen: im metaphysischen Sinne, nicht im mechanischen; ursprüngliche Kräfte, nicht abgeleitete; genau gesagt: das was in der Bewegung real ist, jenes unmittelbar Wirkende nämlich in der Kraft, die sich bestrebt, eine Bewegung herzustellen (S. 66 flg.). Namentlich Leibnizens Gleichsetzung der Kräfte mit den Entelechien konnte Gottsched hier heranziehen; gestand der große Idealist doch, daß nichts geeigneter sei als die Kraft in den Erscheinungen der Körper, den Eingang für die Betrachtung der geistigen („spirituelles“) Ursachen zu bilden. Leibniz meinte damit ausdrücklich, der Religion einen Dienst geleistet, die materialistische Philosophie aufgehalten zu haben, indem er zeigte, daß die Gründe der Regeln über die Kraft von etwas Höherem („de quelquechose de supérieur“) herrühren (S. 68). Also die Entelechien der Alten, denen einst alle Thätigkeit zugeschrieben wurde, überträgt Leibniz vornehmlich auf die Seelen! Auch in mechanischen Dingen lehrt derselbe Philosoph zu dem metaphysischen Ursprung der Kräfte vorschreiten! Wer sieht nicht, daß Leibniz der Meinung war, wir müßten auch im Begriff der Kräfte bis zum Geistigen als etwas Höherem zurückgreifen? (S. 68 flg.)

Des näheren erläutert Gottsched die von ihm vorausgesetzte seelische Bewegungskraft nicht nur — wie man gemutmaßt und ja auch Wolf noch unterstellt hatte — als einen Willen, sondern auch als eine merkliche Anstrengung („conatum insignem“), bisweilen im Körper freiwillige Bewegungen hervorzubringen. Diese Anstrengung und Bemühung („qui nisus atque conatus“) tritt unter dem Namen der Kräfte auf und ward von Leibniz „das was in der Bewegung real ist“ genannt (S. 70). Die Leibnizianer mochten nun freilich nach Wolfs Vorgang einwerfen, daß eine einfache Substanz nur eine einzige Kraft haben könne, und es deshalb widersprechend erachten, dem einfachsten Wesen des Geistes eine doppelte Kraft zuzuschreiben, eine vorstellende und eine bewegende. Aber auch Gottsched denkt nur an eine einheitliche Kraft, nämlich die ständige Bemühung, seinen Zustand zu verändern („conatum, statum suum mutandi, perpetuum“). Diese Anstrengung ist die Quelle und der Born („fons et scaturigo“) sowohl der Wahrnehmungen als der übrigen Handlungen im

einfachen Dinge. Erklärten denn die neueren Philosophen nicht das Vorstellen und Wollen aus ein und derselben Kraft? (S. 71.)

Nach alledem glaubt unser Autor der Anforderung Wolfs an die Verteidiger des physischen Einflusses entsprochen, er glaubt nachgewiesen zu haben, daß trotz dieser Wirkung der Seele auf den Körper die Ordnung der Natur erhalten bleibt (S. 72). Ja, wie Gottsched dauernd diesen Standpunkt festhält, betont er noch in seiner Ausgabe der Theodicee[1]) von 1763, er habe in der dritten Dissertation „eine gewisse Art des natürlichen Einflusses, die sich mit dem übrigen Leibnizianischen System zusammenreimet, vorgetragen." So läßt er denn auch im Sinne von Leibniz die Abhandlung in eine schwungvolle Huldigung für die Harmonie des Alls austönen, freilich indem er nur die Stoiker als Gewährsmänner nennt. Fern habe es seinen Erörterungen gelegen, die Einheit der Geister- und Körperwelt zu zerreißen.

Halten wir den Gesamteindruck der dritten Dissertation und damit das wesentlichste Ergebnis dieser ganzen Reihe von Abhandlungen fest, so müssen wir zugestehen, daß sich nirgends ein direkter Angriff gegen die prästabilierte Harmonie richtet: vielmehr ist nur der Nachweis versucht, daß es eines so durchaus metaphysischen Prinzips gar nicht bedürfe, da nicht bloß Descartes, sondern auch Leibniz und Wolf den physischen Einfluß mit Unrecht zurückgewiesen hätten. Indem aber Gottsched das Irrige der gegen den physischen Einfluß erhobenen Einwände darthun will, sieht er sich doch genötigt, wenigstens in einem Punkte das Prinzip des physischen Einflusses positiv zu erläutern; so wird in seiner dritten Dissertation der Gedanke nicht nur betont, sondern bis zu einem gewissen Grade entwickelt und durchgeführt, daß auch der Seele bewegende Kraft, eine Anstrengung ihren Zustand zu verändern, innewohne.

Alle Vorsicht, die unsern Gottsched so weit wie möglich mit Leibniz und Wolf gehen hieß, konnte nicht hindern, daß Wolf vorübergehend eine gewisse „Kaltsinnigkeit" gegen den Abtrünnigen blicken ließ.[2]) Das Schulhaupt faßte sein Urteil in folgende prägnante Sätze zusammen[3]): „Herr Gottsched hat mir aus Leipzig seine Disputation zugeschickt, darinnen er den influxum physicum feststellen will; allein, wie ich sehe, so hat er nicht recht eingesehen, was die modificationes virium sind, was der influxus physicus haben will, und führet noch schlimmere occultas qualitates ein, als die scholastici gehabt, maßen er causas phaenomenorum fictorum fingieret, da die scholastici bloß causas phaenomenorum verorum als bekannt annehmen, davon sie keinen Begriff hatten." Dieses Urteil

1) Anmerkung zu § 55 (S. 62).
2) Vorrede zur Weltweisheit II[7].
3) Vergl. Danzel S. 14.

klingt ziemlich wegwerfend im Munde eines Mannes, der die vorherbestimmte Harmonie selbst nur zur Lösung der Einzelfrage über Beziehung von Leib und Seele, noch dazu mit Vorsicht, angenommen hatte. In der That war es Gottsched ja gerade nur mit Hilfe eines Leibnizianischen metaphysischen Prinzips gelungen, den physischen Einfluß zu retten. Ein Anstrengen und Anstemmen des Geistes, seinen Zustand zu verändern und eine Bewegung im Körper hervorzubringen — und gar ausdrücklich als „physischer Einfluß“ gefaßt — legte dagegen eine rein materielle, mechanische Thätigkeit der Seele nahe. Diese unklare Vermischung von mechanischen — um nicht zu sagen materialistischen — mit metaphysischen — um nicht zu sagen spiritualistischen — Vorstellungen ist in der That der Grundmangel von Gottscheds System. In einer philosophischen Bewegung jedoch, die überall zum Mechanismus hindrängte, ohne ihre metaphysische Provenienz verleugnen zu wollen und zu können, — unter der Führung eines Mannes, der auch das Übersinnliche so weit wie möglich mechanisch oder doch logisch vorstellen wollte, — in einer solchen philosophischen Gruppe braucht der Verfasser der „Vindiciae systematis influxus physici“ keineswegs beschämt zurückzutreten: er ordnet sich ihr vielmehr gerade durch diese Schrift als typischer Vorkämpfer ein. Was ihn seinen Zeitgenossen vorübergehend als Gegner Wolfs erscheinen ließ, das macht ihn für uns gerade zu einem charakteristischen Schüler Wolfs, — allerdings zu einem c h a r a k t e r i s t i s c h e n, also zu einem, der nicht blindlings in verba magistri schwört, sondern im Geiste des Meisters, unter Umständen auch gegen dessen eigene Einzelmeinung zu den schwebenden Problemen Stellung zu nehmen sucht.

Thatsächlich gelangt denn auch die Theorie des physischen Einflusses in der Wolfschen Schule während der dreißiger Jahre zum Siege.[1]) Mehr positive Begründung als in Gottscheds vorwiegend — wenn auch nicht ausschließlich — defensiven Abhandlungen erfährt dies alte Prinzip besonders durch seinen ostpreußischen Landsmann Martin Knutzen, der, 1713 in Königsberg geboren, 1728 die dortige Universität bezieht[2]) und dann 1735 eine „Commentatio philosophica de commercio mentis et corporis per influxum physicum explicando“ veröffentlicht. Als er sie zehn Jahre später mit einer zweiten Abhandlung unter dem gemeinsamen Titel „Systema causarum efficientium“ von neuem herausgiebt, vermittelt Gottsched, mit dem er seit 1740 in Briefwechsel steht, ihm — wie so vielen Gelehrten — in Leipzig einen geeigneten Verleger.[3]) Eine leise Eifersüchtelei zwischen beiden Männern machte sich bei ihrem persön-

1) Vergl. B. Erdmann S. 55.
2) Ebenda S. 48 flg.
3) Vergl. B. Erdmann S. 52.

lichen Zusammentreffen, als Gottsched 1744 die Heimat besuchte, geltend[1]), ohne die Fortdauer ihres Briefwechsels zu verhindern. Wenn Benno Erdmann[2]) „aus historischen Gründen" eine Abhängigkeit Knutzens von Gottsched leugnet, so enthielte zwar schon die dritte Dissertation, deren positiven Gehalt B. Erdmann unterschätzt, genug Stoff zur Anregung; aber auch die Fortführung der Untersuchung im theoretischen Teile von Gottscheds „Weltweisheit" war Mitte 1734 bei Vollendung von Knutzens Abhandlung längst in Königsberg, da jenes Lehrbuch nicht Anfang 1734, sondern 1733 fertiggestellt war: so lautet die Jahreszahl, und die Widmung trägt das Datum: 1. Mai 1733; wir werden sogar erfahren, daß der Text privatim schon Ende 1732 in Danzig vorlag; damals war der Druck schon abgeschlossen.[3]) Jedenfalls nennt Knutzen (Commentatio S. 4 flg.) Gottscheds Vindiciae unter den Schriften, die, „ut profundius hoc argumentum rimarer, mihi exsistebant auctores." Hat nun zweifellos Knutzen, der spätere Lehrer Kants, die Theorie des physischen Einflusses positiver und tiefer begründet, so lassen sich doch bestimmte Berührungen mit Gottsched nicht verkennen, die einer Anregung durch den Vorgänger entsprungen sein mögen. Interessant ist zunächst, daß beide Philosophen ihre Stellung in gleicher Weise historisch entwickeln: auch Knutzen bekennt sich als ursprünglichen Anhänger der prästabilierten Harmonie, bis er zu der Überzeugung gelangt: daß der physische Einfluß noch keineswegs genügend widerlegt sei.[4]) Das war ja gerade der charakteristische Ausgangspunkt von Gottscheds Untersuchung; dieser Nachweis, daß der physische Einfluß noch nicht widerlegt sei, bildete doch den eigentlichen Inhalt seiner Dissertationen. Durch sie, namentlich durch die letzte, wird Knutzen zu seiner neuen Überzeugung angeleitet worden sein. Wie weit noch immer die Verwandtschaft zwischen einem Gottsched und dem philosophischeren Geiste Knutzen geht, zeigt ferner die starke Betonung der dualistischen Auffassung von Leibnizens System. Im übrigen wird auch hier nicht nur der Seele das Bestreben beigelegt, im Körper Bewegungen hervorzubringen, sondern es wird dieser Versuch sogar unmittelbar der Wechselwirkung der einfachen Elemente zugeschrieben. Dabei führt Knutzen in das Gesetz von Erhaltung der gleichen Bewegungskräfte anstelle der lebendigen, bewegenden Kräfte die primitiven, substantiellen ein, aus deren Modifikationen die lebendigen Kräfte entständen, — hatte doch schon Gottscheds Auffassung dieser modificationes virium das besondere Mißfallen Christian Wolfs gefunden. All das stand bereits in Gottscheds Dissertationen; wenn man bedenkt, wie Knutzen solche

1) Vergl. Gottlieb Krause: Gottsched und Flottwell, S. 161, 165, 260.
2) „Martin Knutzen", S. 82.
3) Vorrede zur Weltweisheit II⁷.
4) Vergl. B. Erdmann S. 84 flg.

Elemente zu einem geschlossenen System ausgestaltete, können einzelne Berührungen freilich kaum sein Verdienst wesentlich vermindern.

In Gottscheds „Ersten Gründen der gesamten Weltweisheit"[1]) wurde über die Vereinigung der Seele und des Leibes prinzipiell wenig Neues vorgetragen. Auch hier legt der Verfasser zunächst die drei Theorien dar, welche er schon in den Dissertationen gegenübergestellt, um noch immer einen gewissen Eklektizismus selbst hierin nicht zu verleugnen: „Keine derselben ist vollkommen erkläret oder demonstrieret. Eine jede davon hat noch ihre Schwierigkeiten: es kann sich also ein jeder an diejenige halten, die ihm am besten gefällt!!" Allerdings fährt er natürlich fort: „Mir ist es indessen allemal vorgekommen, daß man nicht eher Ursache habe, die allerälteste und gemeineste Meinung vom natürlichen Einflusse zu verwerfen, bis man sie vollkommen widerleget und ihre Unmöglichkeit erwiesen haben wird: welches aber noch zur Zeit nicht geschehen ist."[2]) Indem Gottsched schließlich seine Auffassung dieses physischen Einflusses darlegt[3]), verharrt er meist bei den positiven Ansätzen der dritten Dissertation. Nur zwei Punkte sind deutlicher bezeichnet. Gottsched leitet nunmehr die Nötigung der Seele zu einer Wirkung in den Körper mittelbarer ab: „Die Seele hat nämlich eine Bemühung, neue Empfindungen hervorzubringen. Diese kann sie nicht haben, wenn ihr Körper nicht eine solche Lage und Stellung in der Welt hat, daß vermittelst der sinnlichen Gliedmaßen die materialischen Bilder im Gehirne erwecket werden können. Also strebt sie denn zu gleicher Zeit nach dieser veränderten Stellung oder Lage des Körpers." Das ist in der That eine unverkennbare Materialisierung der Seelenfunktion, jedenfalls ein Fortschritt nach der naturwissenschaftlichen Seite. Außerdem erläutert unser Autor den Anstoß der Seele zu körperlichen Bewegungen durch die ergänzende Bemerkung: „Es darf ja auch die Seele nicht die ganze Kraft, womit der Körper bewegt wird, allein besitzen. Es sind schon in den flüssigen Teilen des Leibes so viele Kräfte vorhanden, daß selbige gleichsam nur einer Aufweckung und Bestimmung bedürfen, wenn sie wirken sollen." Die Seele bringt also nur „den Nervensaft in Bewegung." — Knutzen hat diese Wechselwirkung zwischen den Vorstellungen und den Bewegungen der „Nervenflüssigkeit" dann näher ausgeführt. — Zum Schluß noch einmal eine reservatio unseres „tapfern" Streiters: „Doch ich gebe dieses alles nur vor bloße Mutmaßungen aus, und lasse es dahin gestellt sein, welche Meinung bei einem reifern Erkenntnisse der Seele und des Leibes mit der Zeit die Oberhand behalten wird."

1) I¹, 304 flg.
2) Ebenda S. 310.
3) Ebenda S. 311 flg.

Neben solchem unsicher tastenden Eklektizismus ist es also eine weitergehende Einführung materialistischer Elemente, die, zunächst für diese wichtige Einzelfrage, in dem Lehrgebäude unseres Philosophen hervortritt. Sehen wir zu, wie sich nun das philosophische System Gottscheds im ganzen charakterisiert: überblicken wir seine „Ersten Gründe der gesamten Weltweisheit"!

(Zwei weitere Aufsätze folgen.)

# Zur Logik des Sprachgeistes.[1])

Von **Rudolf Hildebrand.**

Der Unterschied des Denkens, dessen sich der geschulte Einzelgeist bedient, von dem, das man in einem mehr unbewußten Gesamtdenken findet und das ich mit Sprachgeist bezeichnete, beruht wesentlich darin, daß das erstere die Dinge von außen sieht, das zweite vielmehr von innen, so daß da beides, das Außen und das Innen, in eine Art Unterschied oder selbst Gegensatz treten, während es sich doch um ein und denselben Gegenstand handelt. So gleich bei dem ersten Beispiele, von den Augen und Ohren im Plural und dem Auge und Ohre im Singular, also z. B. 'er hat nun einmal kein Auge für die Vorzüge seiner Frau', oder: 'kein Ohr für die Schönheiten Beethovens', während der betreffende in Wahrheit zwei Augen und zwei Ohren hat; aber die beiden wirken in den Fällen von innen heraus wie eins, wie eine Kraft,[2]) so daß die gewöhnliche Logik die äußere Wirklichkeit ausdrückt, die andere aber die innere Wahrheit. Ähnlich noch in dem letzten angeführten Beispiele von der Firma im Geschäftsleben, die statt der wechselnden Inhaber gesetzt wird. Denn in guten Fällen wenigstens bildet sich die Firma als Trägerin eines bestimmten Geschäftsgeistes aus, den der neu eintretende Inhaber im wesentlichen sich zu eigen machen muß, wenn die Firma in ihrer Geltung bleiben oder weiter gedeihen soll. Es ist wohl klar, daß diese Betrachtungen einen eigenen in die Tiefe gehenden Wert haben, nicht blos einen logischen oder grammatischen oder sprachwissenschaftlichen, sondern einen philosophischen im besten Sinne, der auf dem Wege geht, wo der Geist über die äußere Erscheinung der Dinge hinaus ihrem inneren Wesen zustrebt. Wer von den geehrten Lesern die anderen schon vorgeführten Beispiele wieder durchsehen wollte, würde sich davon noch deutlicher und lebendiger überzeugen. Und, worauf mir dabei viel ankommt, die Dinge sind durchaus nicht so versteckt, daß sie dem Geist der

1) S. 6, 800.

2) Es ist auch physiologisch so, wie mir Herr College Wundt sagte.

Schüler höherer Classen unnahbar wären und ihm nicht vielmehr ein wesentliches Hülfsmittel zur Geistesbildung nach dem Innern zu werden könnten, das in dem gewöhnlichen Schulbetriebe so traurig zu kurz kommt. Nach meiner Erfahrung, ich könnte nicht müde werden es zu wiederholen, ist den reiferen Schülern ein tieferes Verstehen der Dinge weit zugänglicher als man gewöhnlich denkt, ja die Begabteren hungern und dürsten danach. Wem einmal in einem der obigen Fälle der innere Blick aufgegangen ist, den reizt und treibt es nun und er lernt rasch durch die Schale auf den Kern sehen.

Man begegnet aber auf diesem Gebiet der doppelten Logik Fällen, die doch noch anders geartet sind, bei denen der Gegensatz der vorigen Fälle in völligen Widerspruch übergeht, so daß zunächst alle Logik aufhört. Ich führe hier einige Fälle der Art an, die recht harten Nüssen gleichen.

11.

Man sehe sich z. B. „der Bediente“ an, eine Verbalbildung in der Form des Participiums Perfecti Passivi. Und doch ist das Wort in der Bedeutung weder ein Perfectum noch Passivum, sondern von beiden das gerade Gegenteil. Denn der Diener hat nicht bedient, sondern thut es dauernd, es ist sein Wesen und sein Amt, und er wird nicht bedient, sondern hat zu bedienen: der Bediente im genauen grammatischen Sinne wäre also vielmehr der Herr.

Man kann nicht an den Beamten denken, das ist ein mit einem Amt versehener, würde also der Bedienstete heißen müssen, auch an ein Zusammenschieben von „der Bedienende“ wie mhd. 'sende nôt' für 'senende nôt' ist nicht zu denken, das wäre gegen alle neuhochdeutsche Art. Auch an die Zweiseitigkeit des Begriffes z. B. von Pathe als Pathenkind und Pathenvater oder in dem älteren Gelter als Schuldner und Gläubiger, die oben behandelt wurden, ist hier nicht zu denken. Denn dort gehen die beiden Begriffe von einem versteckten Punkte aus nach zwei Seiten auseinander, hier aber schließen sie sich völlig aus. Ist das nicht eine harte Nuß? Wer knackt sie? Aber der Fall steht keineswegs allein da, er findet sich vielmehr so oft, daß er sich zu einer Art Regel erhebt, also wenn z. B. Wolfram von den Singvögeln spricht, die Herzeloyde abschießen lassen will, so heißt es Parzival 119, 11:

> Die vogele wâren baz geriten,
> eteslichez sterben ward vermiten,

also sie waren besser zu Roß, besser beritten mit vermeintlicher Berichtigung, aber „beritten“ wäre ja klar das Pferd, der Reiter aber bepferdet, nein geriten ist das Richtige. Bei den Minnesingern heißt es von der Herbst-

schilderung: die vogel im walde sint geswigen: sie singen nun nicht mehr, sie schweigen, dieselbe Bildung aber haben wir noch jetzt in „verschwiegen". Ein Mann, der Geheimnisse redlich zu verschweigen versteht, heißt verschwiegen. Ebenso gelogen, mhd. gelogen, jetzt noch „verlogen":

als nu lebt diu kristenheit,
sô mac der zehende niht genesen,
diu buoch enwellen gelogen wesen,
Freidank 26, 19.

die Bücher (Bibel) müßten denn lügen wollen. Ebenso mhd. betrogen bei Walther in dem Willkommenliede:

Tiusche man sint wol gezogen,
rehte als engel sint diu wîp getân.
swer si schildet, derst betrogen
ich enkan sîn anders niht verstân.
Walther 57, 9.

d. h. sonst verstehe ich ihn nicht. Die Bedeutung, die man wohl bezweifeln könnte, ist doch zweifellos in der Variante zu dieser Stelle, die sich in der Würzburger Handschrift findet:

Falschez volk ist gar betrogen.
sie enkünnen êren niht begân.

So heißt Eulenspiegel ein betrogner schalk, Cap. 64. Siehe mehr in Grimms Wörterbuch. Noch jetzt gilt in derbster Rede z. B. „Das ist ein ganz betrogenes Luder": voller Lug und Trug. Ebenso mhd. ein wol gerâten man, der gut rathen kann, ein guter Berather, in der Klage eines jungen Spervogel's, bei denen ja das Verhältnis des Dichters zum Herrn oder zu einer Sippe als Berather oft ganz deutlich an den Tag tritt:

Mich wundert dicke daz ein wol gerâten man
under sînen friunden niht erwerben kan
sin sîn im âne schulde gehaz, M. F. 23, 7.

Es heißt auch berathen s. Grimms Wörterbuch: da ein bruder oder burger dem andern beraten ist, die seint als ein starke und ein feste statt. Keisersberg, Sünden des Mundes 81 a. Im Rechtsleben älterer Zeit ist die Rede von geteilten d. h. Beteiligten, Teilhabern, partiarius z. B. schweizerisch 15. Jahrhundert: Es sol ouch nieman sin guot, das in die hoeff gehörett, verkouffen, er sölle es des ersten bieten dem geteiltten, darnach den erben, darnach den genossen. Grimms Wbth. 4,374 f. Were auch, dasz ein oder mehr sein ligend gut verkauffen wolt . . ., dasz sol er des ersten feil bieten den nechsten getheilliten. Wbth. 4, 272. Aus der Gegenwart ist bemerkenswert vergessen, das die passive und die aktive

Bedeutung nebeneinander hat. Denn es heißt sowohl: Er ist bei Aufstellung der Liste vergessen, als auch: Man kann sich nicht auf ihn verlassen, er ist so vergessen d. h. er vergißt leicht, ist vergeßlich. Erwähnt sei auch noch bescheiden, das unserem Bewußtsein freilich als Participium ganz verloren und völlig in ein Adjektivum übergetreten ist. Aber das heutige Partizipium „beschieden" ist entstellt aus „bescheiden" (wie „geschieden" aus „gescheiden"). Bescheiden aber als Partizip bedeutet eigentlich einen, der zu scheiden versteht, den Unterschied der Dinge genau sieht, daher einsichtig, klug, verständig, gescheidt vgl. Freidanks Bescheidenheit; wie die heutige eingeschränkte Bedeutung sich aus jener allgemeinen abgezweigt hat, fühlt man leicht. Das vielgebrauchte alte „bescheiden" wurde auch lateinisch wiedergegeben durch discretus, part. perf. pass. von discernere = unterscheiden, aber ganz im mhd. Sinne, z. B. in titelmäßiger Anrede, in die man gern ein Lob einflicht, wie in Schillers Tell im 5. Aufzug, 1. Szene eine Zuschrift an die Eidgenossen der Königin von Ungarn beginnt: „Den bescheidnen Männern von Uri, Schwytz und Unterwalden u. s. w." So heißt es in derselben Zeit z. B. in einer Urkunde vom Jahre 1285, in der mit der Versöhnung zweier Geschlechter Vertrauensmänner beauftragt werden: compromisimus in discretos viros Walterum canonicum Wetflariensem... Gyselbertum de Derenbach, Brandanum de Calsmunt.... tanquam in arbitros etc. Haupts Zeitschrift für deutsches Altertum 6, 21.[1])

Um aber auf die ursprüngliche Berechtigung der Erscheinung zurückzukommen, so habe ich wohl den Bogen zu streng gespannt. Die Nuß ist nicht gar zu hart. Von dem grellsten, anscheinend unmöglichen Fall, den ich zuerst setzte „der Bediente" führt doch ein Brückchen zur Möglichkeit hinüber. In den von Baader herausgegebenen alten Nürnberger Polizeiordnungen wird unter anderem bestimmt, S. 195: ein bestrafter Bäcker soll einen manod ungepachen sein, d. h. nicht backen; ebenso ein Weinschenk ungeschenket sein, d. h. nicht schenken S. 204. In Hans Foltzens Spruch von allem Haußradt (Hans Sachs, Auswahl von J. A. Götz 4,152 ff.) wird der Umsturz geschildert, den im Hause die Geburt eines Kindes macht S. 158:

Es nimpt die halben stuben ein.
Sölt man drumb ungearbeyt sein

d. h. sollte der Mann auch darum nicht arbeiten können. Da ist denn vom Passivum keine Rede und man erinnert sich nun, daß das Participium des Perfekts an sich keineswegs blos passivisch ist, sondern ebensogut

---

1) Das heutige „diskret" in seiner bestimmten einschränkenden Färbung erinnert an das heutige „bescheiden" in seiner heutigen eingeschränkten Bedeutung.

aktivisch; an das Passiv dabei in erster Linie zu denken verleitet uns nur die Gewöhnung von der lateinischen Grammatik her. Und auch das Perfekt, die Vergangenheit, tritt ganz zurück in jenem ungepachen, ungearbeyt, auch z. B. wenn es im 17. Jahrh. heißt „einem bedient sein", in seinen Diensten stehen (s. Grimms Wörterbuch), es drückt vielmehr den Begriff des Zeitworts scharf zusammengefaßt aus, ohne Bezug auf irgend welche Zeit, daher es auch zur Bezeichnung einer Dauer möglich ist, wie eben im „bedient sein", und das ist auch sonst unter Umständen die Art des Participiums Perfecti. So ist die Nuß doch wohl geknackt und gibt einen angenehmen Kern. Erwähnenswert ist wohl endlich, daß das Latein dieselbe Erscheinung zeigt z. B. tacitus, schweigsam (mhd. in geswigen, oben), cautus, vorsichtig, quiētus, ruhig, perōsus, haßerfüllt, moestus, traurig, die wohl aussehen wie Participia Perfecti Passivi von tacēre, cavēre, perodisse, moerēre, in der Bedeutung aber weder perfektisch noch passivisch sind.

## 12.

Eine härtere Nuß ist freilich folgendes: Unser jetzt geht zurück auf ein mhd. iezuo, das seit dem 12. Jahrh. erscheint, später ieze, daher noch mundartlich z. B. in Sachsen ize, thüringisch eze. Das bedeutet aber: immer zu, bezeichnet also in Wahrheit eine langgestreckte Linie in der Zeit, eigentlich ohne Ende, während „jetzt" einen Punkt in der Zeit bedeutet, der zwar groß sein kann, aber immerhin keine endlose Linie. Wie erklärt sich dieser grelle Widerspruch zwischen dem Bezeichneten und der Bezeichnung?

Und wie, um jedes etwaige Hinterthürchen abzuschließen, tritt der Widerspruch noch schärfer, ja aufs schärfste ausgeprägt auf in dem mitteldeutschen alleweile. Ein oberdeutsches allweil bedeutet richtig: fortwährend, immer, allemal z. B. in dem bekannten Schnaderhüpfel:

E bissele Lieb und e bissele Treu
Und e bissele Falschheit ist allweil dabei;

beide sind im Ton genau unterschieden. Das oberdeutsche heißt állwèil, das mitteldeutsche aber: alleweíle; das zweite aber, in Sachsen und Thüringen geläufig, bedeutet „jetzt" und nur das. Ein Mann erzählt z. B., er habe eine Zeit lang keine Arbeit gehabt, alleweile sei er wieder zufrieden; es wird sogar zur schärfsten Bezeichnung des Augenblicks verwendet, z. B.: War nicht dein Bruder im Hause? „Er ist alleweile zur Thüre hinaus" d. h. eben jetzt, in diesem Augenblicke. Wortlaut und Sinn können doch nicht schärfer auseinandertreten. Das zweite brauchen auch Gellert und Lessing, s. Grimms Wörterbuch (wo aber die

beiden Bedeutungen durcheinander geworfen sind), und auch der Herzog Karl August schreibt an Frau von Stein aus Frankfurt i. J. 1779: „Was neues schreibe ich Ihnen alleweile nicht." Göthes Briefe an Frau von Stein, 1.

Ähnlich ist mhd. tâlanc, gekürzt aus tagelanc, was sehr starken Gebrauch voraussetzt, schon früh in die Bedeutung „zur Zeit, jetzt" übergetreten bei Wolfram, wo Parzival in einer großen Einsamkeit nach Herberge fragt und die Antwort erhält:

> ein hûs lît hie bî:
> mit triwen ich iu râte dar:
> war möht ir tâlanc anders war? Parz. 225, 22 ff.

d. h. ihr könntet zur Zeit, jetzt nirgends anders unterkommen. S. weiter bei W. Grimm im Wörterbuch unter daling, das aus jenem tâlanc geworden ist und die Bedeutung jetzt auch noch zeigt. Und merkwürdig genug ebenso jârlanc z. B in einem Herbstliede:

> Diu linde ist an dem ende
> nû jârlanc sleht unde blôz. M. F. 4, 2.

dann bei Neidhart:

> Jar lank siht man berg und tal
> beide trurig über al. N. S. 13.

Da ist vom Jahr an sich nicht die Rede, am wenigsten von der Länge des Jahres, es ist vielmehr wie unser nunmehr d. h. jetzt und weiter, wenigstens zunächst weiter. Man sieht, das jârlanc hilft das Rätsel nicht lösen, es knüpft den Knoten eher noch schärfer. Endlich aber möchte ich noch eines älteren Ausdruckes für jetzt Erwähnung thun, Maalers Wörterbuch, Zürich 1561, S. 510b „Yetz, Geleych angends. Nunc, jam primum, in praesens", daneben S. 20a „Angends, Gleych angends, yetz. Nunc, incontinenti, continuo." Das alte angehn bezeichnete nämlich nicht blos den Anfang einer Bewegung, eines Geschehens, sondern auch den steten Fortgang, wie jetzt noch englisch 'to go on'. Die erste Bedeutung erscheint bei Maaler in: „Angends tags, orta luce, (es ist der seltene genetivus absolutus), angends seiner Jugend, ineunte aetate." Die zweite Bedeutung dagegen von dauernder Bewegung scheint in „Yetz" vorzuliegen, so daß da angends (hier als Genitiv des Neutrums für das Adverbium) sich mit dem ursprünglichen iezuo „immerzu" berühren könnte. Nehme man in der allgemeinen Verlegenheit den Einfall hin, als eine Möglichkeit, die weiter führen könnte. Es wäre eindringendere und umfassendere Forschung nötig, zu der ich nicht Zeit habe, um aus dem Leben zur Klarheit zu kommen. Als eine Mahnung darf der Fall aber wohl dienen, wie wenig wir noch dem eigentlichen Sprachleben

methodisch nachgehen, während auf ihr äußeres Leben, die bloße Form, so viel Kraft und Zeit verwendet wird.

13.

Hier kann wohl auch eine andere fragliche Erscheinung eine Stelle, vielleicht ihre rechte Stelle finden, nämlich jener merkwürdige Conjunctiv, von dem in diesen Blättern schon mehrfach eingehend die Rede war, ohne daß das Merkwürdige daran bis jetzt schon völlig befriedigend aufgeklärt wäre. Ich meine den Fall, wo man z. B. beim mühsamen Besteigen eines Berges auf der Höhe angelangt mit einer Stimme des Triumphs ausruft: „Da wären wir endlich!" Ich regte die Sache in einem Aufsatze an, der vom vorsichtigen Conjunctiv handelte (Bd. 3, 545 ff.), nicht daß ich mit dem „vorsichtig" sein Wesen hätte bezeichnen wollen, dem ja schon meine Ausführung widerspricht, sondern weil er bei den anderen Arten der Conjunctive eben mit unterzubringen war und ich ihn bei der Gelegenheit nicht links liegen lassen wollte. Es sind dann noch zwei Aufsätze zur Behandlung oder Ergründung der Sache gefolgt, beide trefflich und wahrhaft förderlich, der eine von Th. Matthias Bd. 4, 433 ff., der andere von K. Tomanetz Bd. 7, 788 ff. Der erstere bringt namentlich die so gewünschten Belege in wahrer Fülle herbei, die freilich auch nicht über das 19. Jahrh. zurückgehen. Denn die paar mittelhochdeutschen aus dem Parzival klingen wohl an, sind aber doch von anderer Art. Trotzdem ist nicht zu bezweifeln, daß der Conjunctiv ganz alt ist und bis jetzt nur der Beobachtung entgangen. Es ist nun auch festgestellt, daß die merkwürdige Erscheinung, wenn man zumal die von Tomanetz beigebrachten Beispiele hinzunimmt, keine blos landschaftliche, auch nicht eine vorwiegend volksmäßige, sondern eine allgemeine ist, nur daß sie in der Schriftsprache der Gebildeten seltener auftritt als in der lebendigen Rede, vielleicht blos darum, daß sie der gebildete Schulsinn als bedenklich empfindet. Tomanetz ist hauptsächlich darauf aus die Erscheinung zu erklären und geht dabei mit einer Gründlichkeit vor, der zur Wirksamkeit nur größere Kürze zu wünschen wäre.

Mir ist es, als wäre die Sache nun so weit durchgearbeitet, daß sie spruchreif sein muß. Es lassen sich auch die Möglichkeiten übersehen, die von dem gewöhnlichen Conjunctiv her zu diesem führen könnten. Es sind ihrer nur zwei, mir schon wohl bekannt aus widerholter genauer Durchsprechung mit Freunden und hier beide aufs neue gründlich geprüft. Aber, ich kann nicht anders sagen, zum Ziele treffen auch beide nicht.

Die eine ist z. B. zu untersuchen in dem Falle, wo einer seine Kasse prüft und froh oder doch befriedigt die Prüfung mit dem Ausrufe abschließt: Also 300 Mark hätt ich noch! — hätte ich — dahinter steht

kein weiterer Conjunctiv mit wenn, keine Bedingung, an die die Befriedigung noch gebunden wäre, diese ist vielmehr schon entschieden ausgesprochen und das „hätte ich“ ist vollkommen gleich „habe ich“ oder mehr. Die andere Erklärung knüpft an den Fall an, wo man auf Bergeshöhe mühsam angelangt der Erreichung des Ziels den freudigen Ausdruck gibt: „Da wären wir endlich.“ Man hat versucht, den Conjunctiv als unwillkürliche Fortsetzung der Wünsche zu erklären, die während des Steigens laut werden: Wären wir doch erst oben. Mir scheint auch das völlig unmöglich. Der Unterschied der Stimmung auf erreichter Höhe von der während des mühsamen Arbeitens ist so einschneidend, daß auch die Empfindung eine ganz verschiedene sein muß. Das Wünschen ist eben völlig überwunden und die ersehnte Thatsache an seine Stelle getreten. Das andere Verfahren wäre merkwürdig gedankenlos: Auch das „da wären wir endlich“ ist völlig gleich „da sind wir endlich“, nur mit erhöhter Stimmung ausgesprochen.

Um weiter zu kommen, kann ich mich des Weges bedienen, den Tomanetz an einer Stelle betritt, ohne ihn durchzuführen. Er sagt S. 802: „Dabei ist noch immer unerklärt, wie der Conjunctiv, der sonst die Intensität (Kraft) der Aussage abschwächt, das Gesagte als blos subjectiv giltig, möglich, zweifelhaft u. s. w. hinstellt, in diesen Fällen dazu kommt, gerade das Gegenteil zu bewirken, die Kraft der Aussage noch zu steigern, so daß er mehr sagt als ein Indicativ. Die verschiedensten gesteigerten Gefühle des Dankes, der Freude, des Triumphes werden in ihm laut u. s. w.

Damit ist die Hauptsache ausgesprochen. Unser Conjunctiv ist nicht nur mehr als Conjunctiv, er ist auch mehr als Indicativ. Man denke sich nur z. B. „da *sind* wir endlich“, wie fällt das ab an Kraft gegen „da *wären* wir endlich“. Und der Grund, die Möglichkeit dieses scheinbar unmöglichen Gebrauchs, sie liegen eben in der Natur des Conjunctivs. Es ist nämlich ein Schulirrtum, daß der Conjunctiv dem Indicativ gegenüber das Gebiet des Möglichen bezeichnet; der Unterschied ist vielmehr der, daß der Indicativ etwas als wirklich und der Conjunctiv als gedacht hinstellt. Da kann aber auch etwas Wirkliches, eine Thatsache als gedacht bezeichnet werden, ohne daß sie als Thatsache verkürzt wird. Ja indem der Gedanke sie ergreift und ganz zu eigenstem Besitz macht, kann sie an Kraft wachsen, und das ist unser Fall. Das Subjective steigt hier über das Objective hinaus, und das ist das Lehrreiche an der Sache von geradezu philosophischem Werthe. Das Subjective ist an sich nicht blos ungewiß, sondern unter Umständen das Gewissеste, das wir haben können. Ein Beispiel, das Tomanetz S. 789 aus Körners Zriny Vers 254 beibringt, wahrhaft erwünscht, um jeden Zweifel zu beseitigen. Soliman klagt unmutig darüber, wie er vor Szigeth festgehalten wird:

Wollt ich denn nicht auf Wiens erstürmten Wall
den deutschen Völkern mein Gesetz verkünden
und läge nun im mondenlangen Kampf
vor dieser Feste, um den alten Starrkopf
an diesen armen Felsen zu zerstoßen? —

Läge für liege: Da ist von Freude über erreichtes Ziel, geschweige von weiteren Bedingungen gar keine Rede, es ist nur eine Thatsache kräftiger ausgesprochen als es der Indicativ könnte, und diese Kraft gibt der Conjunctiv hinzu, weil er die Thatsache zugleich als scharf gedacht und scharf empfunden ausspricht. Ganz ähnlich ist auch die andere Stelle, die Tomanetz aus Zriny anführt V, 2:

So ständ ich denn im letzten Glühn des Lebens,
Die nächste Stunde bringt mir Nacht und Tod,
So ständ ich denn am Ziele meines Strebens,
Stolz auf die Blüten, die das Glück mir bot. —

Zriny behandelt das tragische Ende nicht als erwünschtes Ziel, sondern der Held beugt sich tapfer und fügt sich drein, spricht es aber lebhaft gedacht und zart empfunden aus, daher der Conjunctiv. Körners Wendung ist übrigens durchaus aus dem Leben gegriffen. Erwähnenswert ist doch auch ein Fall, wo dieser Conjunctiv für Indicativ noch eine andere Färbung zu zeigen scheint. „Nun wäre ich an der Reihe" d. h. ich bin an der Reihe, wie die anderen Beteiligten zugeben müssen. Der Ausdruck vermeidet wie es scheint die fordernde Form und nimmt Rücksicht auf den guten Willen der Anderen. Auch in wissenschaftlicher Rede z. B. bei Schiller in dem Aufsatze über die tragische Kunst (Hempel XV S. 162): „Die Tragödie wäre demnach dichterische Nachahmung einer zusammenhängenden Reihe von Begebenheiten"—, da ist denn das wäre auch gleich ist d. h. ist nach dem Vorhergehenden zu urteilen, es hat doch nicht die ganze Kraft des behauptenden Conjunctivs „da wären wir endlich", es streift zugleich an den bescheidenen Conjunctiv, der die Zustimmung der Hörer oder Leser mit in Rechnung zieht.

---

## Tautologien.

Von **Heinrich Menges** in Rufach (Oberelsaß).

Auf S. 606 des 7. Jahrgangs dieser Zeitschrift veröffentlicht Ernst Wasserzieher eine kleine Sammlung tautologischer Zusammensetzungen. Da er bereit ist, Ergänzungen entgegenzunehmen, sei mir erlaubt, aus meiner eigenen derartigen Sammlung noch einige nachzutragen. Dabei sehe ich von solchen Ausdrücken ab, die keine Zusammen-

setzungen sind, oder die nur im Spaß gebraucht werden, wie: das contraire Gegenteil, ein reisender voyageur, das ist einfach und simpel, er ist Militärsoldat, u. s. w.

Zuerst ein Dutzend schriftdeutscher Bildungen:

Anfangsgründe. Wenn der Lehrer von einem Schüler aussagt, daß ihm in dem und dem Fache die Anfangsgründe fehlen, so wendet er in dem einen Wort zwei Bilder an, die denselben Sinn haben: es fehle ihm der Anfang, nämlich das Erste, an das alles Spätere fängt, d. h. greift oder faßt, oder: der Grund, das Unterste, auf dem alles Höhere liegt und aufgebaut ist.

Blumenflor. Zwar bedeutet der zweite Bestandteil Flor die Blüte oder das Blühen, hat also nicht genau den Sinn des Wortes Blume; aber nach Herkunft und ursprünglicher Bedeutung sind beide Wörter gleich: Flor kommt vom lat. florere = blühen, und die Blume ist die Blühende.

Brunnquell oder Quellbrunnen. Brunn, Brunnen oder Born und Quell oder Quelle werden gewöhnlich mit gleicher Bedeutung gebraucht, obgleich sie verschiedener Grundbedeutung zu sein scheinen: Brunn von brinnen (brennen) = glänzen, Quell von quellen = träufeln oder fließen. Hier sei auch der oberelsässische Name Burnebrunne = Burnenbrunnen erwähnt. Es ist eine wegen ihres Wasserreichtums und ihrer Heilkraft berühmte Quelle zwischen den Dörfern Brunnstatt und Zillisheim (südlich von Mülhausen im Sundgau). Neben ihr erhebt sich eine weither besuchte Wallfahrtskapelle. Ehedem stand an ihrer Stelle das verschwundene Dorf Burnen (vergl. August Stöber: Das vordere Illthal, 2. Aufl., 1861, S. 56).

Eidschwur. Hier ist es ähnlich wie bei dem vorigen. Wenn auch die Begriffe Eid und Schwur ursprünglich verschieden sind (Eid = Verbindung oder Verpflichtung, Schwur = Versicherung), so haben sie sich doch frühe vermischt, und wir empfinden die Zusammensetzung als Tautologie.

Feuersbrunst. Da Brunst von brennen kommt, wird es durch den ersten Teil Feuer nur verstärkt, so daß wir uns unter einer Feuersbrunst ein großes Feuer oder eine große Brunst vorstellen. Auch die Grundbedeutung beider Bestandteile deckt sich; in Feuer liegt der Begriff des Strahlenden, in Brunst (brinnen) der des Glänzenden.

Flaumfeder. Obwohl wir uns unter Flaumfeder eine besondere Feder mit ganz weicher, zarter Fahne denken, liegt doch eine Tautologie in dem Worte; denn Flaum ist ein Lehnwort aus lat. pluma = Feder.

nimmermehr. Nimmer enthält und bedeutet schon: nie mehr. Als aber die zweite Silbe tonlos geworden war, fühlte man ihre ursprüngliche Bedeutung nicht mehr, und der Begriff von nimmer wurde dadurch ab-

geschwächt. Deshalb wurde das Wort durch nochmaliges Anfügen von mehr verstärkt. Manchmal wird auch nie doppelt gesetzt: nie und nimmermehr.

Nutznießung (nutznießen, Nutznießer). Der erste Teil Nutz ist ebensowohl wie der zweite Teil Nießung von dem Zeitworte (ge-)nießen abgeleitet. Auch das Synonymon Nießbrauch ist tautologisch; denn (ge-)brauchen hat hier denselben Sinn wie (ge-)nießen.

Schalksknecht. Diese Zusammensetzung, hauptsächlich aus dem biblischen „Gleichnis vom Schalksknecht" (Matth. 18) bekannt, ist allerdings nur dann eine Tautologie, wenn man den ersten Teil in seiner früheren, den zweiten in seiner jetzigen Bedeutung auffaßt; denn beide Wörter haben bekanntlich einen Bedeutungswandel durchgemacht. Schalk, das in früh-neuhochdeutscher Zeit den Sinn eines arglistigen, jetzt den eines harmlos neckenden Menschen hat, bedeutete von Haus aus einen Knecht: Marschall (aus mhd. marschalc) = eigentlich Pferdeknecht, frz. maréchal ferrant = Hufschmied. Unser Wort Knecht aber hatte ursprünglich ebenso wenig etwas mit dem Dienen zu thun als das Wort Magd, sondern bezeichnete einen Knaben oder Jüngling, wie Magd eine Jungfrau.

Schutzpatron. Patron kommt vom lat. patronus = Beschützer (patronus von pater = Vater).

Überrest. „Rest, im 16. Jahrhundert aus dem Romanischen herübergenommen, geht auf das lateinische Verbum restare = übrig bleiben, zurück" (D. W. VIII 819). Der erste Teil über dient zur Verstärkung des Wortes.

Wallfahrt. Eine Bildung aus den Zeitwörtern wallen und fahren. Beide bedeuten ursprünglich: sich von einem Orte zum andern bewegen.

Solcher Tautologien giebt es, außer der Schriftsprache, auch in den verschiedenen Mundarten. Es seien ihrer aus der elsässischen Volkssprache ebenfalls ein Dutzend angeführt. (Die fünf ersten habe ich schon in meiner Schrift: Volksmundart und Volksschule im Elsaß, S. 74 u. 102, besprochen.)

Für das männliche beide hört man im Oberelsaß manchmal ållzweenbeede = allzweibeide. — In Straßburg redet man von Essespîse = Essenspeisen, d. h. Eßwaren (in Arnolds „Pfingstmontag" z. B. III 1). — Bei Rappoltsweiler heißt der Schmetterling, besonders der Kohlweißling wegen seiner weißen Farbe, Millermåhler = Müllermahler. — Wenn der Rufacher die Größe einer überstandenen Gefahr lebhaft bezeichnen will, so sagt er nicht, wie es in der Schriftsprache heißt: um ein Haar hätte es ihn getroffen, sondern: um e Haarlehoor (Härchenhaar) hatt s ne troffe. — Die Dornen einer Brombeer-

hecke heißen im Kreise Weißenburg Brāmdorne; Brām, ahd. brâmo, mhd. brâme, das noch in dem ersten Teile von Brombeere liegt, bedeutet schon Dorn. — In Rufach sagt man: Mer wohne iwwerowwe = wir wohnen überoben, d. h. im oberen Stocke. Nach iwwerowwe sind andere Zusammensetzungen entstanden, z. B. iwwerunde = überunten, iwwervorne = übervorn, iwwerhinde = überhinten. — Einen tautologischen Namen führt der kleine Sewensee im Masmünsterthal (Südvogesen); denn in Sewen ist schon das Wort See enthalten, und zwar der alte Dativ Pluralis sewun, sewen: zu oder bei den Seen (vergl. Dr. Bruno Stehle: Orts-, Flur- und Waldnamen des Kreises Thann im Oberelsaß, 2. Aufl., S. 13). — In der nördlichen Hälfte des Unterelsaß wird das Talglicht Schåndlicht (Schåndliecht) genannt. Der erste Teil dieser Zusammensetzung, der volksetymologisch an Schande angelehnt wird, kommt ohne Zweifel vom gleichbedeutenden frz. chandelle (an andern elsässischen Orten heißt das Talglicht bloß Schåndel oder Schåndle); das Wort Licht hat das Volk erklärend hinzugefügt. — Die Brosamen heißen in meiner Heimat (Kreis Weißenburg) Brockbrōsle, in Reichenweier (Kreis Rappoltsweiler) Brōsbrockle. Beide Bestandteile gehören zu unserm Zeitworte brechen und enthalten den Begriff des Zerkleinerns. — Die Mülhäuser nennen den dreieckigen Galahut, der in früheren Zeiten bei festlichen Gelegenheiten eine große Rolle spielte und oft — unter dem Arme getragen wurde, Schåbbobahüet. Im ersten Teile steckt schon das frz. chapeau = Hut, was auch der letzte Teil Hüet ist. — Bei Altkirch im Sundgau gebraucht man das Verhältniswort wegen und das Bindewort weil nebeneinander, obgleich beide einen Grund andeuten, z. B. ar isch āwe keit, wage-will er nit acht ga håt = er ist heruntergefallen, wegen-weil er nicht acht gegeben hat. — Im hinteren Münsterthal (westlich von Colmar) besteht das Wort Huddellumbe (Hudellumpen) für einen Lumpen oder Lappen zum Reinigen des Backofens und für einen liederlichen Menschen. Der erste Teil Huddel bezeichnet allein schon einen Lumpen, Lappen oder Fetzen und wird, wie auch der zweite Teil Lumbe, mit dieser Bedeutung auch allein gebraucht. Huddel hängt zusammen mit den elsässischen Zeitwörtern huddle (hudeln) = schnell und nachlässig etwas machen, und verhuddle (verhudeln) = verwirren, besonders von Garn und Faden, auch vom Geistesleben des Menschen. Vergl. im D. W. hudeln, Hudel und seine Zusammensetzungen und Ableitungen.

Zum Schlusse will ich, wie man hier sagt, noch ais drii gah = noch eins drein geben, ins Dutzend nämlich, und den zwölf Beispielen ein Bummerhindel = Bummerhündchen nachlaufen lassen. So benennt das Volk im nördlichen Unterelsaß einen kleinen, dicken Hund, manchmal auch einen anhänglichen Menschen; in meiner Heimat z. B. sagt man

von einem solchen: Er läuft em nooch wi e Bummerhindel. Das Wort Bummer oder Bummerle allein bezeichnet aber schon einen Hund, besonders in der Kindersprache. Es würde schriftdeutsch Pommer lauten und ist wohl, wie dieses, ursprünglich der Name für „eine aus Pommern stammende Art Spitzhund" (D. W. VII 1996).

---

## Wie die einzelnen Fächer des Deutschunterrichtes dem Aufsatze in der Volksschule dienstbar gemacht werden können.

Von **L. Grimm** in Leipzig.

Es ist eine oft wiederkehrende Klage der Lehrer und ihrer Aufsichtsbehörde, daß die Stilübungen in der Volksschule nur selten das erwünschte Ziel erreichen: die Mehrzahl der Schüler zu richtiger und geordneter Niederschrift von Gedanken zu befähigen. Darum wird der rechte Lehrer, den die anerkannte Schwierigkeit einer Aufgabe nur zu doppeltem Eifer bei Lösung derselben spornen kann, dem Aufsatz in der Volksschule seine besondere Aufmerksamkeit zuwenden.

Die Seltenheit befriedigender Aufsätze erklärt sich daraus, daß Schüler, die solche liefern sollen, einer ganzen Reihe von Forderungen gerecht werden müssen. Nicht nur genaue Kenntnis des zu behandelnden Stoffes ist notwendig, die Schüler müssen auch die Fertigkeit erlangt haben, denselben nach geeigneten Gesichtspunkten zu gliedern und die dabei entstehenden Teile eng und doch glatt zu verbinden. Mit erwünschter Kürze soll sich Deutlichkeit des Ausdrucks paaren, und dabei dürfen Fehler gegen die Regeln der Rechtschreibung und Zeichensetzung nicht unterlaufen. So erscheint der Aufsatz als eine Ernte früherer Saaten, durch die offenbar werden soll, wie geschickt der Lehrer zu pflanzen und zu pflegen, wie treu der Schüler das Empfangene aufzunehmen und weiterzubilden verstand.

Kann und soll demnach das Gebiet des Aufsatzes durch den gesamten Unterricht angebaut werden, so sind doch gewisse Stunden besonders dazu bestimmt, daß während derselben auf jenem Felde Unebenheiten ausgeglichen, Unkräuter beseitigt, befruchtende Quellen erschlossen werden: es sind die Stunden des Sprachunterrichtes. Ausführlicher darzulegen, wie sie dem Aufsatz in der Volksschule dienstbar zu machen sind, ist Zweck des Folgenden.

Wenn des Erziehers Aufgabe ist, „den Idealmenschen frei zu machen", so hat der Lehrer, welchem die Bildung des Gedankenausdrucks obliegt, die Sprach- und Darstellungskraft der Schüler aus den Fesseln zu lösen,

welche ihre Entwickelung hemmen. Denn vorhanden ist die erforderliche Fähigkeit bei jedem geistig gesunden Kinde, das der Schule zugeführt wird. Um so sonderbarer erscheint es, daß die Redequellen, die bei der Kinder Scherzen und Spielen so reichlich fließen, versiegen, wenn sie den Unterricht beleben und befruchten sollen. Es ist nicht nur die Scheu vor Lehrer und Mitschülern, die vielen der Kleinen den Mund verschließt, nicht allein das Ungewohnte der Schulzucht, was sie verstummen läßt. Dasselbe Kind, das Wochen hindurch selbst da, wo über ihm bekannte Dinge gesprochen ward, kein Sätzchen bilden konnte, wird munter und gesprächig, wenn der Lehrer einige Fragen in volkstümlicher Mundart stellt. Selbst wo dem Fragenden die ortsübliche Ausdrucksweise nur in mangelhafter Nachahmung gelingt, fühlt doch das Kind, wie es in seiner innersten Sprachheimat aufgesucht wird, und da läßt es sich gern zu Hause finden. Mit herzlicher Freude hören auch die mehr sprachgewandten Schüler zu, wie die verachtete Schwester der Schriftsprache ein wenig hereinklingen darf in die Schulstube; ist es doch dieselbe Redeweise, die ihre Eltern und Geschwister, die sie selbst an anderem Orte gebrauchen. Die Frage, wie das eben Gehörte schöner und andern verständlicher — in der Schriftsprache — ausgedrückt werde, beantworten die vorgeschrittenen Schüler dann mit einem frohen Selbstbewußtsein, das man ihnen wohl gönnen mag; ist es doch zugleich ein Sporn, der die verbesserten Sprecher antreibt, die Worte in ihrer hochdeutschen Fassung sich unverlierbar einzuprägen. Diese Übungen, welche die allmähliche Überführung der mundartlichen Redeweise in die schriftgemäße bezwecken, werden nur anfangs längere Zeit beanspruchen; die sprachreinigende Thätigkeit des Lehrers wird sich schließlich nur noch auf eine geringe Anzahl regelmäßig wiederkehrender in der Schriftsprache falscher Ausdrücke beschränken können. Des Kindes Lesebuch und die Abschreibübungen, des Lehrers Wiederholung, die den Ausdruck einer sachlich richtigen Antwort verbessert, vor allem aber ein gutes Chorsprechen werden bald die Mundart verdrängen, wenn nur einmal das Kind ans Reden gewöhnt ist.

Da, wo Falsches verdrängt werden soll, ist ein neues Richtige zu setzen. Wenn irgend möglich, muß hierbei die Sache gezeigt werden, wo ein neues Wort in Sprache und Schrift auftritt. Fast stets wird sich hierzu Gelegenheit bieten, zumal ja auf der Unterstufe Sprech-, Schreib- und Leseübungen in engster Verbindung mit dem Anschauungsunterrichte stehen, dessen Besprechungen sich an naheliegende Gegenstände, einfache Naturerscheinungen und sonstige alltägliche Erfahrungen anschließen. Das Kind, welches gewohnt ist, „an Vugel“ im „Mãslieger“ und in der „Fladermaus“ geradeso wie im „Spark“ zu erblicken, wird da, wo es von „den weichen Federn der Vogelscharen“ sagen und singen lernt,

auch erfahren, daß die Fledermaus „ihr Fellchen wie die Maus“ hat; Maikäfer und Schmetterling, die aus Larven und Puppen erwachsen, nicht zu den Vöglein gehören, die doch „aus dem weichen Nestchen kommen“: da, wo der Begriff geklärt und gereinigt wird, giebt der Lehrer auch den künftig zu brauchenden Namen. Die Zähl-, Merk- und Spielverse, wie sie Rein im „ersten Schuljahr“ überliefert, können hierbei gute Dienste leisten. — Die Befürchtung, daß die Einprägung derselben eine Überbürdung der Kleinen bewirken könnte, ist unnötig. Denn während der Unterrichtszeit werden ja die Sprüche und Reime eingelernt, und was so freudig hingenommen wird wie jene Verschen, bei deren Wiedergabe selbst das schwache Kind mit Wohlgefallen die wachsende Dienstbarkeit des Gedächtnisses wie der Sprachwerkzeuge empfindet, ist ganz gewiß mehr eine Lust als Last. Und doch werden mit solchen Vortragsstücken — die auch als Diktate Verwendung finden — dem Kinde Formen und Wendungen eigen, welche auf eine andere Weise schwerlich in seinen Besitz zu bringen wären. Denn das ans Lesebuch gebundene Sprechen der Unterstufe ist nur in geringerem Maße geignet, dem Schüler zur Gewandtheit im Gebrauch der Schriftsprache zu verhelfen. Viel zu sehr ist da die Aufmerksamkeit noch auf Finden und Verbinden der rechten Laute gerichtet, als daß Inhalt und Form des Gelesenen stets voll erfaßt und verarbeitet werden könnten.

Das wird erst auf der Mittelstufe geschehen, wo kein Stocken, Tasten und Fehlgreifen mehr das ruhige und sichere Erfassen der Lesestücke hemmt, wo schon Betonung und Einhaltung von Redepausen zeigt, wie der Schüler auch versteht, was er liest. Durch zielzeigende Fragen läßt sich dann das rechte Verständnis noch erweitern und vertiefen; durch Inhaltsangaben wird der Schüler zur Einsicht auch die Übersicht gewinnen. Ist aber in solcher Weise die Herrschaft über das Gelesene erworben, so wird Niederschrift desselben verlangt, — werden die ersten Aufsätze gefordert. Noch muß freilich das Kind, das später freistehen soll, gestellt und gehalten werden: die ersten Stilübungen verlangen reine Reproduktion. Doch bald wird auch die Produktion angerufen, indem Änderungen des Personen-, Zahlen-, Geschlechts- und Zeitverhältnisses von den Kindern verlangt werden.

Solche Übungen aber bedürfen einer Vorbereitung durch die Stunden des grammatischen Unterrichts. Hat dieser in rechter Erkenntnis des Umstandes, daß er in der Volksschule nur eine dienende Stellung einnimmt, unter stetem Hinblick auf das Bedürfnis der Kinder engen Anschluß an das Lesebuch gesucht, so werden jene Veränderungen leicht und sicher vorgenommen werden können. Haben die Schüler etwa, wie das meist der Fall ist, persönliche und besitzanzeigende Fürwörter falsch gebraucht,

so wird sie der Lehrer etwa veranlaßt haben, Äsops Fabel vom „Fuchs und den Trauben“ in der Weise wiederzugeben, als ob Reineke selbst, oder seine Frau, oder die Kinder beider die Geschichte erzählten. Dabei haben die Schüler den rechten Gebrauch jener Fürwörter schneller und freudiger erlernt als das bei den Vornahmen einer Sprachlehre geschehen wäre, die — mehr gründlich als erfolgreich — vom System ausgeht, das doch nur der versteht, welcher schon im Besitz der Sprache ist.

Wenn später Kürzungen und Erweiterungen gegebener Erzählungen und Beschreibungen verlangt werden, ist schon eine klare Einsicht in der Lesestücke Disposition erforderlich. Verfasser ist zu ziemlich vollständigen Einteilungen mit vorgeschrittenen Kindern des dritten und vierten, mit allen Schülern des sechsten Jahrganges auf folgende Weise gekommen:

Das regelmäßige Herausstellen und Aufschreiben des Gedankenganges der behandelten Lesestücke veranlaßte von Woche zu Woche mehr Kinder, daheim und ohne Hilfe des Lehrers „einen Gedankengang festzustellen“, der dann in der Schule vorgelesen ward. Es zeigte sich, daß verschiedene Kinder zu einer verschiedenen Anzahl von Teilen gelangt waren, ohne daß sich eine fehlerhafte Einteilung nachweisen ließ. Vergleichende Betrachtung ergab, daß Haupt- und Unterteile zu unterscheiden seien, die sich ähnlich wie wesentliche und unwesentliche Merkmale bei Naturgegenständen verhalten. Werden diese weggenommen, so ist eine Verkürzung erfolgt; werden jene umkleidet mit der Breite anderer aus Beispielen bekannter Schriftsteller, so ist eine Erweiterung gewonnen. Eine besondere Art von Verkürzung entsteht, wenn ein einziger fester Gesichtspunkt für die Betrachtung erwählt wird. Ist z. B. in der Geschichts- und Lesestunde das Leben der alten Deutschen behandelt, so läßt sich eine Aussprache und Niederschrift über „die Tugenden unserer Vorfahren“ wohl verlangen. Bei derartigen Übungen lernt der Schüler nicht allein planmäßig verfahren, er wird auch gewöhnt, den Blick fest auf Dinge zu richten, die früher sein Auge nur flüchtig gestreift.

Lernt der Schüler in solcher Weise immer freier über das im Lesebuche Gebotene verfügen, so wächst auch die Gefahr, daß Fehlerhaftes dem Richtigen eingefügt werde. Darum muß der Schüler, der ja sonst schreiben soll, wie er spricht, gelegentlich über die wesentlichen Unterschiede zwischen mündlicher und schriftlicher Darstellung belehrt werden. Die Möglichkeit, daß ein Schriftstück in verschiedenen Händen mancherlei Auslegung erfahren kann, soll ihn zur Kürze und Sachlichkeit mahnen; dagegen wird ihn die Erkenntnis, daß einzelne Satzteile im Aufsatze nicht durch Ton, hindeutende Bewegung und Schnelligkeit des Aussprechens erläutert werden können, zu mancherlei Umschreibungen nötigen. Da hat die Wortbildungslehre dem Aufsatz durch Erschließung des ursprünglichen



Google

rechten Wortverständnisses vorzuarbeiten, während die Satzlehre zeigen muß, wie Verhältnisse der einzelnen Begriffe zu einander unverkennbar deutlich darzustellen sind. Zudem muß unermüdliche Pflege einer guten Aussprache, konsequente Forderung rechten Satztons und angemessener Rhythmik — auch bei prosaischen Vortragsstücken — die Fertigkeit in Rechtschreibung und Zeichensetzung beständig mehren. Die Fehler aber, die trotz aller Vorkehrungen nicht ausbleiben werden, sollen als Ausgangspunkte für Unterweisungen und Übungen im Rechtsprechen und Richtigschreiben gelten; auch bei Schülern der Oberstufe, die noch ein weiteres Streben als das nach Richtigkeit erfüllen soll.

Denn, mag auch Richtigkeit des Schüleraufsatzes eine köstliche Blüte des Deutschunterrichtes sein; noch erhöht wird ihr Wert, wenn Duft und Tau der Schönheit sie umwebt. Solche Gabe aber dem Gedankenausdruck des Zöglings zu verleihen, ist höchstes Ziel des Deutschunterrichtes auf der Oberstufe. Völlig frei soll hier der Schüler einen durch Umgang oder Erfahrung gewonnenen Stoff gestalten. Da ist zunächst eine durch Regelmäßigkeit und innere Wahrheit erfreuende Anordnung des Ganzen zu treffen. Wie eine solche aber aufgebaut werden kann, muß der Schüler an den Beispielen des Lesebuchs, die er unter Leitung des Lehrers betrachtet, erfahren. Goethes Romanze „der Sänger", Uhlands Ballade „die Rache", auch die meisten historischen Gedichte Platens zeigen deutlich jenen architektonischen Ausbau, der schön wirkt, weil er Einheit in der Mannigfaltigkeit darstellt. Bei Betrachtung solcher Musterstücke wird indessen dem Schüler klar werden, wie da Rhythmus und Reim eine Verbindung zwischen einzelnen Teilen, Sätzen und Satzgliedern schlagen, an deren Stelle in der Prosa notwendig etwas anderes treten muß, wenn nicht Lücken und Ecken fühlbar werden sollen. So lernt er die Bindewörter nach ihrer ästhetischen Bedeutung würdigen, lange nachdem er die Beziehungen, welche sie andeuten, in sach- und sprachunterrichtlichen Fächern ausgesprochen hat. Ein Unlustgefühl wird ihn schließlich abhalten, bei Beschreibungen mehrere Sätze hintereinander mit „und", bei Erzählungen mit „dann" einzuleiten. Durch Betrachtung würdiger Prosastücke wird aber auch Verständnis und Wertschätzung erwachsen für jene Art der Gedankenverbindung, welche der Konjunktionen zu entbehren vermag, die dafür etwa Fürwort gegensätzlich zu Fürwort stellt, Steigerung in edler Einfachheit nur durch bedeutsamere Eigenschaftswörter ausdrückt. So lernt der Schüler beim Genusse fremder Schöpfungen, wie er die Teile seines Aufsatzes schön verbinden, Satz mit Satz in engen und doch schönen Zusammenhang bringen kann.

Die erlangte Einsicht anzuwenden fordert ihn der Lehrer auf, indem er ihn z. B. die lange Reihe elliptischer Sätze, wie solche als „Geschichts-

tabelle" eingelernt ist, in vollständige und dabei unter sich verbundene Sätze verwandeln läßt. Da finden kausale und temporale Beziehungen mündlichen und schriftlichen Ausdruck, in lokalen Nebensätzen läßt sich überdies der Schauplatz der Ereignisse angeben: wo erst rohe Stoffe lagerten, bildet sich nun ein Gefüge, das um so schöner erscheint, je inniger seine einzelnen Teile miteinander verbunden sind. Durch Zergliederung fertig vorgefundener Sätze findet jenes synthetische Vorgehen seine Ergänzung. Nur hüte sich der Lehrer allzu häufige und lang andauernde Übungen grammatischen Analysierens zu veranstalten. Was sein Interesse in Anspruch nimmt, läßt nur zu oft den Schüler kalt, ja langweilt ihn. Langweilig sein aber ist die größte Sünde des Unterrichts. Am liebsten wird der Schüler vielleicht da zerlegen und auflösen, wo schließlich Satzbilder entstehen, wie solche Kern in seiner „Satzlehre" aufstellt und empfiehlt. Soll einmal die Form gebildet und verschönt werden, so kann sie den Schüler auch nicht sinnlich genug vor die Augen gestellt sein. Wo die Sprachlehre dieser Erkenntnis folgt, wird sie ungesucht zur Stillehre, belebt sich ihr sonst trockener Stoff und gewinnen ihre Vornahmen auch in des Schülers Augen an Bedeutung; was er zu nützen weiß, wird ihm nicht schwere Last sein.

Aber noch weitere Arbeit müssen die Sprachlehrstunden für Bildung eines schönen Stils leisten. Wie bei einem herrlichen Dome der durch schöne Gruppierung und harmonische Verbindung der Teile bewirkte Eindruck noch erhöht wird durch edles Material und sinnige Bearbeitung desselben, so bleibt auch beim Aufsatzbau Zweckmäßigkeit und Schönheit der als Bausteine dienenden Worte von hoher Bedeutung für die erwünschte Gesamtwirkung. Wortverständnis und Wortgestaltung müssen darum der Ästhetik dienen wie der Logik. Der Schüler, vor welchem die vollen älteren Flexionsformen den abgeschliffenen neueren gegenüber gestellt werden, wird den Wohlklang jener schätzen und für seine Zwecke brauchen lernen; wer erkannt hat, wie treffend meist die Bilder sind, welche die Sprache im Laufe der Jahrhunderte aufgenommen hat, wird selbst Vergleichungen suchen und finden, die das innere Wesen einer Sache auch dem sichtbar darstellen, der weniger tief in das Verständnis des Gegenstandes eingedrungen ist. Immer tiefer lernt sich so der Schüler „vertiefen in den Reichtum, in die Pracht" der „gebildeten Sprache, die für ihn dichtet und denkt", und wird darum schwerlich jene Phrasen brauchen, die sich im Munde oberflächlich Gebildeter häufig finden und Unselbständigkeit des Urteils oder Fahrlässigkeit bekunden. Nicht von einem „fehlgeschlagenen Ziel" und „einem glänzenden Offizier" wird ein rechtgeleiteter Schüler schreiben, auch nicht von einem „Bahnzug, der den König unter Hochrufen entführt"; die anerzogene Gewohnheit, beim Worte stets die

Sache zu denken, wird ihm vielmehr zu einem richtigen, frischen und schönen Gedankenausdruck verhelfen.

Denn „auf den tiefsten Grundfesten der Erkenntnis, auf dem Wesen der Dinge“, ruht nach Goethes Urteil der Stil. „Recht zu studieren aber ist er in den Werken der Natur und der Kunst“; zum denkenden Erfassen derselben ist deshalb der Schüler im Dienste des Aufsatzes zu leiten. Kann er auch nicht nachschaffen, was dort groß und herrlich vor ihm steht, so werden doch die empfangenen Eindrücke sein ganzes Wesen durchdringen und bewegen, wie die Säule Memnons im Wunderlande der Pyramiden erbebt und erklingt, wenn die Strahlen der aufsteigenden Tageskönigin sie küssen.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Aus der Unterrichtsverfassung der preußischen Gymnasien vom 12. Januar 1816.

| | VI. 1 Jahr | V. 1 Jahr | IV. 1 Jahr | III. 2 Jahre | II. 2 Jahre | I. 3 Jahre |
|---|---|---|---|---|---|---|
| 1. Religion | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 2. Deutsch | 6 | 6 | 4 | 4 | 4 | 4 |
| 3. Latein | 6 | 6 | 8 | 8 | 8 | 8 |
| 4. Griechisch | — | — | 5 | 5 | 7 | 7 |
| 5. Geschichte und Erdkunde | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 |
| 6. Mathematik und Rechnen | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 | 6 |
| 7. Naturwissenschaften | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 | 2 |
| 8. Zeichnen | 3 | 3 | 2 | 2 | — | — |
| 9. Schreiben | 4 | 4 | — | — | — | — |
| Im ganzen | 32 | 32 | 32 | 32 | 32 | 32 |

Die Klassen IV und V umfassen die *untere* Bildungsstufe; der Lehrgang in jeder dieser Klassen ist in der Regel einjährig. Der *mittleren* Bildungsstufe sind in der Regel 3 Jahre zu widmen: 1 Jahr in IV, 2 Jahre in III, der *oberen* Bildungsstufe in der Regel 5 Jahre: 2 Jahre in II, 3 Jahre in I.

Einige Bruchstücke aus den Bemerkungen über den deutschen Unterricht:

„Es kommen hier zuvörderst die Kursus des Unterrichts in den Sprachen in Betrachtung, und zwar zuerst in den alten Sprachen, ohne jedoch *der Muttersprache den ersten Platz, den sie in jeder deutschen Bildungsanstalt einnehmen muß, dadurch streitig zu machen* (§ 6).

In Sekunda hat bei nicht vernachlässigten Stilübungen das Lesen das Übergewicht. Es bezieht sich auf alle Gattungen klassischer Werke, auch aus den früheren Zeiten, vor dem 18. Jahrhundert (§ 10, 5). Die Lektüre wird zwar in Prima fortgesetzt, so jedoch, daß daneben auf den Charakter in den verschiedenen Perioden der Litteratur, in der Sprache sowohl als Komposition, gesehen wird. Eine zweckmäßig angelegte poetische und prosaische Chrestomathie, welche den Jüngling auch historisch mit der deutschen Litteratur bekannt machte, wäre für diese wie für die nächstvorhergehende Klasse höchst wünschenswert (§ 10, 6)."

Braunschweig. **Krumme.**

2.

Zu Schillers „Jungfrau von Orleans", Prolog, 4. Auftritt.

H. Düntzer weist in seiner Erläuterungsschrift zur „Jungfrau von Orleans", Leipzig, Wartig, S. 94 auf die Ähnlichkeit des Abschieds der Johanna mit dem Abschied Philoktets am Ende des Stückes von Sophokles hin.

Weit mehr als an letztere Stelle indes klingen Johannas Abschiedsworte an den Scheidegruß des Hirten Daphnis in der ersten Idylle des Theokrit an. Ich teile die fraglichen Verse nach der von F. Mertens neu bearbeiteten Vossischen Übersetzung (Leipzig, Reclam) mit:

Wölfe, Schakal' und ihr in den Bergen hausende Bären,
Lebet wohl! Ich, Daphnis der Hirt, bin nimmer in Wäldern,
Nimmer in Büschen und Hainen mit euch! Lebet wohl, Arethusa
Und ihr Bäche, vom Thymbris die lieblichen Wasser ergießend!
Daphnis bin ich, derselbe, der hier die Kühe geweidet,
Daphnis, der hier zur Tränke die Kälber und Stiere geführet!

München. **Anton Englert.**

3.

Zum Spruche: „In Sachsen, Wo die Mädchen auf den Bäumen wachsen".

Ztschr. 7,426 hat Sprenger die Deutung obigen Spruches, den die Weser-Zeitung auf die Baumelfen bezogen, der uralten Sage vom Ursprunge der Menschen aus Steinen und Bäumen zuführen wollen.

Ich habe diese Redensart immer mit dem wohl jedem geläufigen Märchen vom Schlaraffenlande zusammengestellt. Dort wächst ja alles auf den Bäumen. Gute Semmeln tunken vom Weidenstrauche in den darunter herfließenden Milchbach; kostbare Gewänder von Gold und Seide hängen an den Zweigen, gebratene Tauben stürzen sich von dort in den offenen Mund des Faulenzers u. s. w. Ob diese Vorstellungsweise zum Schmücken des Weihnachtsbaumes mit Geschenken beigetragen

hat, ist mir nicht bekannt; jedenfalls dürfte dieser jährliche Gebrauch jene Anschauung, daß das, was besonders reichlich vorhanden ist, nur eben so „auf den Bäumen wächst“, trefflichst unterstützen.

Nach Poeschel (Paul-Braune, Beiträge V, S. 397) giebt Lassen von dem indischen Zweig des Märchens in Râmâyana folgende Beschreibung von Uttara Kuru, dem Lande ungestörter schöner Genüsse: „... die Bäume tragen nicht nur immer Früchte, auch Stoffe und Kleider aller Farben wachsen auf ihnen, und jeden Morgen hangen ihre Zweige voll der schönsten Frauen, ...“

Ferner ebendaselbst S. 421 aus dem Schwanke Hans Sachsens (vergl. Zimmersche Chronik III, 155) „— wie man spruch von den pauren in Schlauraffenlandt, die uf den paumen wachsen, und da sie zeitig, fallen sie herunder mit den fuesen geradt in die stiffel, die inen gereht und unter den paumen auch gewachsen sein“.

Upsala. **R. Flygare.**

4.

### Zu Schillers Kampf mit dem Drachen.

Es ist mir wirklich schwer begreiflich, wie man dem Gedichte „Der Kampf mit dem Drachen“ die Idee zu Grunde legen kann: Jede That wird nach ihrem Beweggrunde beurteilt. Schiller selbst spricht doch die Idee sehr deutlich aus in den Worten: „Nimm dieses Kreuz! Es ist der Lohn der Demut, die sich selbst bezwungen.“ Daraus geht als Idee des Gedichtes hervor: der Sieg über sich selbst ist der größte Sieg. Wozu denn nun, wird man fragen, der große Apparat der breiten Erzählung von dem Sieg über den Drachen? Wie die Anstrengungen des Ritters, weltlichen Ruhm zu gewinnen, lange dauernde und fein durchdachte waren, während die Handlung, die ihm den wahren Beifall des Meisters gewinnt, eine momentane ist, so verhalten sich auch die Erzählungen. Wie kaum in einer anderen Ballade zeigt sich eben hier Schiller als Dramatiker, der die mit epischer Breite begonnene Scene mit einem großen dramatischen Effekt schließt, in diesem aber erst die wahre Absicht des Gedichtes eröffnet.

Schließlich muß ich mich gegen eine Auffassung der Tellthat wenden, die mir wirklich neu ist, wie sie in diesem Artikel sich darstellt. Tell ist nach dieser Darstellung „ein feiger Mörder, der aus dem sicheren Hinterhalte dem Feind das todbringende Geschoß in die Brust sendet und sich stolz zum Werkzeug Gottes macht, der lebt zu strafen und zu rächen. Hätte Schiller das nicht gefühlt, er hätte den Parricida nicht in sein Schauspiel eingeführt“. Ich weiß nicht, in welchen Worten Schiller gegen eine solche Auffassung der That seines Helden protestiert hätte.

Um die oben citierte Auffassung zu rechtfertigen, wird bewiesen, Tell habe nicht aus Notwehr gehandelt, sondern aus Rachsucht, denn sein Weib und seine Kinder hätte er ohne Zweifel anders schützen können. Wie denn? Wenn er floh, waren Weib und Kind dem Vogte preisgegeben, und daß er an diesen Rache genommen hätte, beweist die Unthat des Landenbergers an ab der Halden. Sie mit sich nehmen und mit der ganzen Familie das Land verlassen? Darauf konnte nach der Charakterschilderung Tells sowenig als nach der Stimmung des ganzen Landes Tell verfallen. Sie haben ja geschworen im Rütli, für ihr Land zu stehen, und Tell hat sich von vornherein mit ihren Beschlüssen übereinstimmend erklärt. Und haben nicht selbst im Munde Gertruds die Weiber erklärt, lieber zu sterben, als von ihrem freien Erbe lassen zu wollen? Und Tell sollte feig sein? der Retter Baumgartens, er, der dem Vogt offen die Wahrheit ins Gesicht sagt. Die Behauptung ist komisch. Nein, vielmehr Tell, der sich zuerst vorsichtig von allem politischen Treiben fern gehalten hat, der aber von Anfang an die Kraft und den Mut in sich fühlt, sich zu wehren, wenn er angegriffen wird, dieser Tell wehrt sich nun, da er in seinen heiligsten Gefühlen verletzt ist, für sein ganzes Volk mit. Hier von Rache und feigem Morde zu sprechen, ist eine Entweihung der Ideen Schillers. Warum ist denn Tell vorher so schön als der zärtliche Familienvater geschildert, wenn wir nicht daraus seinen heiligen Zorn über das verletzte Vatergefühl begreifen sollen? Warum spricht Stauffacher die erhabenen Worte: Wenn der Bedrückte nirgends Recht kann finden u. f., wenn uns nicht die verzweifelte, zum äußersten entschlossene Stimmung des Volkes soll vor Augen gestellt werden? Diese allgemeine und jene persönliche Notwehr treiben Tell zum Morde Geßlers. Und eben um diese That als eine That der Notwehr noch deutlicher darzustellen, stellt sie der Dichter der Mordthat des Parricida entgegen, nicht weil er es glaubt, nötig zu haben, sondern der größeren Deutlichkeit wegen. Darum ist auch diese Scene schon so oft als überflüssig erklärt worden; dem Inhalt der von mir angegriffenen Deutung gemäß, scheint sie es allerdings nicht zu sein; zu bedauern aber ist, wenn sie gar noch Mißdeutungen zur Unterstützung dienen soll.

Baden. **Kugler.**

## 5.

## Nachtrag zu Klopstocks „Lehrling der Griechen“.

Als ich in der Festschrift für Rudolf Hildebrand (III. Ergänzungsheft S. 70) auf die vorhandenen Odenkommentare hinwies, war mir das Programm von Heinrich Otto Hamann „der Lehrling der Griechen von Klopstock, eine Abhandlung“ (Gumbinnen 1843. 13 S. 4°) unbekannt

geblieben. Ebenso scheint es auch Hamel und Muncker ergangen zu sein. Nach Kenntnisnahme des Programms muß ich allerdings sagen, daß es mir bei rechtzeitiger Bekanntschaft nur zu einigen polemischen Bemerkungen Anlaß geboten hätte. Hamann findet es auffallend, daß Klopstock der Schilderung des Krieges so viele Verse widmet, und kann sich dies nur damit erklären, daß Klopstock hier die widerspruchsvolle Stellung Chr. E. v. Kleists als Dichter und Soldat habe schildern wollen. Wer das Verhältnis zwischen Kleist und Klopstock einerseits, Kleists Lage und den Inhalt der Verse andererseits erwägt, wird diese Auslegung Hamanns als ganz verfehlt zurückweisen müssen. Ebenso falsch ist es in V. 25 einen Ausfall gegen den Hof von Versailles und die französische Litteratur zu erblicken. Das „nur" in V. 34 erklärt Hamann mit Belohnungen, die nur immer, wie sie nur immer der Stolze träumen kann. Ich halte dem entgegen auch heute noch an meiner Erklärung fest. Für „gefallen" und „gewöhnen" bringt Hamann einige Beispiele bei; seinen Bemerkungen über „weihen" kann ich nicht zustimmen. Ich glaube also durch meine Unkenntnis des Hamannschen Programms nichts versäumt und durch meinen eigenen Erklärungsversuch nicht etwas bereits geleistetes wiederholt zu haben.

Breslau. **Max Koch.**

---

G. Tschache, Themata zu deutschen Aufsätzen in Dispositionen und Ausführungen. Für obere Klassen höherer Schulanstalten. 4. Aufl. Breslau, Max Müller. 1890. VIII, 196 S. kl. 8.

Von den 163 Themen haben wir die hundert ersten genauer geprüft. Davon erscheinen uns als besonders ungeeignet: Nr. 1 Inhaltsangabe von Hallers Alpen; Nr. 2 Was hat Klopstock im Messias zu dem Stoffe der Evangelien hinzugethan und hat er es mit Glück gethan? Nr. 33 Das deutsch-patriotische Lied; Nr. 35 Über die Satire; Nr. 71 Unparteiische Vergleichung der Deutschen des gegenwärtigen Jahrhunderts mit ihren Vorfahren; Nr. 94 Was ist in dem 18. Jahrhundert zur Veredelung des menschlichen Geschlechtes geschehen? Bei Nr. 1 sind die heutigen Schüler, auch der oberen Klassen, ganz, bei den übrigen, die ohnehin zu umfangreich sind, größtenteils aufs reine Nachsprechen angewiesen. Anderseits ist ein Thema wie Nr. 22 (Gedankengang in Schillers Bürgschaft) für solche Schüler zu leicht. Enthält die Fassung des Themas Nr. 71 eine selbstverständliche und deshalb überflüssige Zusatzforderung, so sind auch die Fassungen von 47, 55 und 92 aus logischen oder sprachlichen Gründen nicht glücklich. Auch in den Ausführungen bezw. Dispositionen ist der sprachliche Ausdruck öfters bedenklich und

manche Einzelangaben, besonders philologische, unzuverlässig: S. 31 Coröbus statt Coroebus, S. 63 Der pyräische Hafen, S. 66 Phocäer (Φωκαιεῖς) statt Phocier (Φωκεῖς), S. 82 Graecia capta ferum victorem coepit, S. 106 A. Horatius Flaccus, S. 124 Heine statt Heyne. Schwerer als diese vielleicht auf Rechnung des Druckers zu setzenden Ungenauigkeiten wiegt die Wahrnehmung, daß in Nr. 87 (Über die Härte des Junius Brutus und des Manlius Torquatus gegen ihre Söhne) mit keinem Worte und keiner Andeutung des Manlius Torquatus gedacht ist, so daß man fast vermuten möchte, der Verfasser habe die beiden fast 200 Jahre auseinander liegenden Fälle zu einem zusammengeworfen. Am bedenklichsten aber steht es mit der logischen Seite der Entwürfe. Ein volles Sechstel enthält Dispositionsfehler. Wir besprechen das „nach Cholevius" bearbeitete Thema Nr. 99: Mit des Geschickes Mächten Ist kein ew'ger Bund zu flechten, und zwar durchaus nicht als das schlimmste Beispiel, sondern weil wir damit eine kleine Ehrenrettung für Cholevius bezwecken, dessen große Verdienste um den Aufsatzunterricht doch auch nicht gerade auf Seiten der logisch scharfen Disposition liegen. Tschache schreibt: Einleitung. Schillers Dichtungen zeichnen sich . . .; auch das Lied von der Glocke . . . (Vom Berichterstatter punktiert).

Ausführung. Der Mensch soll sich nicht auf das Glück verlassen.

1. Es ist unbeständig; es giebt und nimmt nach Willkür. „Glück und Glas, wie leicht bricht das!"
2. Das Glück ist so launisch wie die Aprilsonne; es täuscht uns wie die Bilder der Fata morgana.

Beispiele: Krösus, Cäsar, Napoleon.

3. Es ist mächtig; weder Stand . . .

Dein Glück ist heute gut gelaunt . . .
Rauch ist alles ird'sche Wesen . . .

Cholevius hatte I[8] Nr. 80 die seitdem viel geschmähte Form der Chrie gewählt und zwar auch 1. und 3. von Tschache (ohne das gesperrt Gedruckte) als Causae a und b gegeben, aber natürlich nicht 2. als gleichwertigen Teil zwischen jene rationellen Beweise, sondern als Simile bezw. Exempla hingestellt. Ebenso stehen die beiden Citate, von denen „Dein Glück . . ." entschieden zu 1. gehört so gut wie das von Cholevius citierte „Glück und Glas . . .", bei Cholevius mit vollem Recht am Ende, an der herkömmlichen Stelle der Testimonia. Keiner weiteren Erörterung bedarf Nr. 61 Über den Nutzen der Kreuzzüge: I. Einleitung. Die Kreuzzüge sind die großartigsten Bewegungen der Völkermassen im Mittelalter . . . II. Vorbereitende Ursachen. a) Konstantins Mutter . . . Seldschucken . . . Mißhandlungen . . . b) Tiefes religiöses Gefühl . . . Peter von Amiens. Urban II. Kurze Darstellung ihres Verlaufes.

III. Nutzen der Kreuzzüge a—f. Schlußsatz von d: Handel, Wissenschaft und Kunst erhielten einen neuen Aufschwung, von f: die Herzen schlugen einer Idee (So!), welche sich später durch die herrlichsten Werke gotischer Baukunst Sprache verschaffte.

Zum Schlusse wollen wir nicht verhehlen, daß es auch viele Leute vor oder gar auf dem Katheder geben muß, die weit weniger als wir, oder auch nichts an dem Buche auszusetzen haben; wenigstens glauben wir inzwischen schon vom Erscheinen der 5. Auflage gelesen zu haben.

Boppard. **Karl Menge.**

Willomitzer, Prof. Dr. F., Die Sprache und die Technik der Darstellung in J. P. Hebels rheinländischem Hausfreund. (Jahresber. der Oberrealschule im II. Bezirke von Wien, 1891.) 35 S. gr. 8°.

Nach A. Socin und Behaghel, die Hebel schon landsmannschaftliches Interesse und Verständnis entgegenbrachten, hat der Österreicher W. dem ersten und größten Dialektdichter Süddeutschlands eine recht lesenswerte Abhandlung gewidmet. Sie steht auf dem Standpunkte der von Socin in Schriftspr. u. Dial. S. 446—455 gegebenen treffenden Charakteristik, deren Grundgedanken wir in der Bonner Antrittsvorlesung von Dr. Felix Solmsen (Ende 1893) wiederzufinden glauben (Solmsen betrachtet die Sprache der Gebildeten als Mittelschicht zwischen Schriftsprache und Dialekt, Socin Hebels Sprache als idealisiertes Alemannisch). Speziell für Hebels Prosa würde W., der doch andere Nachahmer desselben aufführt, gerade in österreichischen und anderen katholischen Kreisen Deutschlands viel Verständnis gefunden haben mit einem Hinweis auf einen anderen alemannischen „Kalendermann“, den s. Z. auch in der „Gartenlaube“ nicht wegen seiner Richtung, aber wegen seiner packenden Darstellung und volkstümlichen Wirkung sehr günstig beurteilten Alban Stolz († 1883 als Professor der Moraltheologie zu Freiburg i. Br.; Verfasser von „Kalender für Zeit und Ewigkeit“ und zahlreichen anderen Schriften erbaulichen und ähnlichen Inhalts).

Was nun den Gang von W.s Untersuchung anbelangt, so giebt er zunächst eine Geschichte der Entstehung des rheinländischen Hausfreunds, dann eine Reihe „rein alemannischer“, archaistischer, volkstümlicher Wörter, Flexionsformen und Wendungen, aber „ohne Vollständigkeit, die dem Hebel-Lexikon (W.s?) vorbehalten bleibe.“ Vollständiger ist und in jeder Beziehung verdienstlicher erscheint uns der nächste Abschnitt über den Satzbau, wo W. z. B. die durchaus volkstümliche und doch für Hebel geradezu bezeichnende Wortstellung in zwei mit und verbundenen Nebensätzen hervorhebt: Guter Freund, das ist nicht löblich,

daß man so etwas alle Tage sieht und fragt nie, was es bedeutet. Auch die anderen und stärkeren Anakoluthien entdeckt und erklärt W. richtig. Daß er sie alle charakteristisch, aber nicht alle schön findet — auch die Landestrachten sind's nicht alle — ist umsomehr anzuerkennen, als er weiterhin auch Hebels Stil im höheren Sinne, Kompositionsart oder „Technik" sehr anerkennend, aber richtig beurteilt.

Von Einzelheiten erscheint uns das phraseologische wollen in „Einige Gelehrte wollen behaupten" nicht gerade „pleonastisch", „eines Dinges froh sein" und die Konstruktion nach dem Sinne: „Eine Menge Einwohner, wie es zu geschehen pflegt, stehen auf der Gasse" noch nicht „altertümlich" sowie die „elliptische Form" in „Zuletzt reiterte man den Haber durch ein Sieb, ob keine ... Pfefferkörner darunter seien" nicht so auffallend wie W. Bis auf weiteres glauben wir auch nicht, daß unsere Kunstsprache diese im Griechischen und Lateinischen so häufigen sogenannten Verba der fragenden Handlung „vermeidet".

Boppard. **Karl Menge.**

Schiller, Dem deutschen Volke dargestellt von Dr. J. Wychgram. Mit Lichtdrucken, zahlreichen authentischen Beilagen und Textabbildungen. Bielefeld und Leipzig. Verlag von Velhagen und Klasing 1894. Erste Lieferung. 32 S. Pr. 60 Pf. (16 Lieferungen zu 60 Pf. Monatlich zwei Lieferungen, vollständig bis Ostern 1895.)

Ein neues volkstümliches Prachtwerk ist es, mit dem hier die Verlagsbuchhandlung von Velhagen und Klasing, deren unermüdlicher Thatkraft wir schon so manches wirklich gediegene volkstümliche Werk verdanken, an die Öffentlichkeit tritt. Gerade das Leben Schillers, dessen Bild im Herzen unseres Volkes lebt wie das keines anderen Dichters, eignet sich zu wahrhaft volkstümlicher Darstellung im edelsten Sinne des Wortes, und es muß Wunder nehmen, daß wir zwar so viele gelehrte litterarhistorische Werke über Schiller besitzen, aber noch kein wirklich volkstümliches. Das Werk wird daher, wenn es so weiter geführt wird wie es hier begonnen ist, eine schon lange vorhandene und fühlbare Lücke in unserer Litteratur endlich ausfüllen. Dem Verfasser, Herrn Dr. Wychgram, dessen frisch aus dem Born der Sprache und des Lebens schöpfende, warme und fesselnde Darstellung schon in der ersten Lieferung uns überaus wohlthuend berührt und von vornherein den besten Eindruck hervorruft, standen die reichen Schätze des Goethe- und Schillerarchivs zu Weimar, sowie die bedeutsamen Sammlungen des Freiherrn Ludwig von Gleichen-Rußwurm zu Greifenstein, des Enkels unseres großen Dichters, die Sammlungen des Körner-Museums zu Dresden, sowie die in der Stadtbibliothek zu Leipzig aufbewahrte Sammlung Zarnckes u. a.

zur Verfügung, sodaß wir ein Werk erwarten dürfen, das ein Erbbuch des deutschen Hauses zu werden vermag. Die diesen Sammlungen entnommenen eigenartigen Illustrationen bilden einen besonderen Schmuck des Buches. Wir behalten uns eine eingehende Beurteilung für später vor, wenn das Werk abgeschlossen vorliegt, wollen aber nicht versäumen, auf diese hervorragende und bedeutsame Veröffentlichung schon jetzt nachdrücklich hinzuweisen. Möchte das Werk recht bald im Hause jedes Gebildeten zu finden sein.

Dresden. **Otto Lyon.**

---

## Neu erschienene Bücher.

Rudolf Kögel, Geschichte der deutschen Litteratur bis zum Ausgange des Mittelalters. Erster Band. Bis zur Mitte des elften Jahrhunderts. Erster Teil. Die stabreimende Dichtung und die gotische Prosa. Straßburg. Karl J. Trübner 1894. X, 340 S. Pr. M. 10.

K. Hullmann, Die Wissenschaft und ihre Sprache. Leipzig, Hirt u. Sohn. 1894. 40 S. Pr. M. 0,60.

Ferdinand Schöntag, Musteraufsätze aus der Schule für die Schule. 2. Aufl. Regensburg, Hermann Bauhof. XI, 224 S.

Adolf Noreen, Abriß der urgermanischen Lautlehre. Mit besonderer Rücksicht auf die nordischen Sprachen. Vom Verfasser selbst besorgte Bearbeitung nach dem schwedischen Original. XII, 278 S. Straßburg, Trübner 1894.

Albert Heintze, Gut Deutsch. Eine Anleitung zur Vermeidung der häufigsten Verstöße gegen den guten Sprachgebrauch und ein Ratgeber in Fällen schwankender Ausdrucksweise. 4. Aufl. 180 S.

Ernst Götzinger, Warhaftige nuwe zitung des jungst vergangenen tutschen kriegs (1870—71), Zürich, Eugen Speidel 1894. 24 S. Pr. M. 0,50.

G. Seeliger, 100jährige Jubelfeier des Königl. Schullehrerseminars zu Weißenfels am 4., 5. und 6. Mai 1894. Halle, Hermann Schroedel 1894. 35 S.

Kohts, Meyer, Schuster, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Nach den neuen Lehrplänen bearbeitet, von A. Schuster, W. Fiehn und H. Schaefer. Erster Teil (Sexta). 7. Aufl. 242 S. — Vierter Teil (Unter-Tertia). 6. Aufl. 265 S. — Fünfter Teil (Ober-Tertia). 6. Aufl. 238 S. — Hannover, Helvingsche Verlagshandlung 1894.

Jos. Kuhl, Geschichte der Stadt Jülich, insbesondere des Gymnasiums zu Jülich. In drei Teilen. 341 S. Jülich, Jos. Fischer 1894 (enthält im dritten Teile S. 332 flg. einen fesselnden Abschnitt über Sprachliches).

Wilhelm Schuppe, Grundriß der Erkenntnistheorie und Logik. Berlin, Gärtner (Hermann Heyfelder) 1894. VIII, 186 S.

Gottlieb Leuchtenberger, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen und Vorträgen für die oberen Klassen höherer Lehranstalten. Erstes Bändchen. 5. Aufl. 160 S. — Zweites Bändchen. 4. Aufl. 149 S.

Hermann Cohn, Was kann die Schule gegen die Masturbation der Kinder thun? Referat, dem achten internationalen hygienischen Kongreß zu Budapest erstattet. Berlin, Richard Schoetz 1894. 40 S. Pr. M. 1.

H. Schiller und V. Valentin, Deutsche Schulausgaben. Dresden, L. Ehlermann 1894. Preis jeder Nummer M. 0,50:

Nr. 1. Wolfgang Golther, Götterglaube und Göttersagen der Germanen. 66 S.
" 2. Wolfgang Golther, Deutsche Heldensage. 76 S.
" 3. Hermann Schiller, Goethes Dichtung und Wahrheit. Erster Teil. Mit vielen Abbildungen. 126 S.
" 4. Hermann Schiller, Goethes Dichtung und Wahrheit. Zweiter Teil. 86 S.
" 5. Veit Valentin, Goethes Iphigenie auf Tauris. 81 S.

Otto Weddigen, Der deutsche Meistergesang. Mit einer litterargeschichtlichen Einleitung und Auswahl von Probestücken. Berlin, Friedberg und Mode 1894. 100 S.

Jos. Lehmann, Leitfaden für den Unterricht in der deutschen Grammatik. Nebst einem Abriß der Stilistik, Poetik und Metrik als Anhang. Für Bürgerschulen. 9. Aufl. Prag, H. Dominicus 1894. Pr. 82 kr. (M. 1,60).

Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie, herausgegeben von der Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin. 15. Jahrgang 1893. Erste Abteilung. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1894. 128 S.

A. Braun, Deutscher Sprachschatz. Beiträge zum Unterricht in der deutschen Sprache. Cassel, Weber und Weidemeyer. 1894. 87 S. Pr. M. 1.

Karl Halling, Gedichte des Grafen Adolf Friedrich von Schack. Für Schule und Haus ausgewählt und erläutert. 2. Aufl. Dresden, L. Ehlermann 1894. 204 S. Pr. M. 1,30.

O. Boehm, Dispositionen zu deutschen Aufsätzen. Nach Gedichten für die mittleren Klassen höherer Schulen und die oberen Klassen der Mittel- und Bürgerschulen. Berlin, Grote 1894. 154 S.

Rudolf Franz und Karl Lindecke, Dichtungen der neueren Zeit nebst Lebensabrissen der Dichter. Hilfsbuch für den deutschen Unterricht in Prima. X, 402 S. Berlin, Grote 1894.

Jugend-Gartenlaube. Farbig illustrierte Zeitschrift. Band V. 288 S. Pr. M. 2,50.

Bezirkslehrerverein zu Würzburg, Bayerische Bücherei. Versuch einer Sammlung gemeinverständlicher Werke über Bayerisches Vaterland und Volkstum. Würzburg, A. Stuber 1894. 39 S. Pr. M. 0,40.

Bezirkslehrerverein zu Würzburg, Verzeichnis ausgewählter Jugendschriften. Würzburg, A. Stuber 1894. 42 S. Pr. M. 0,40.

Arturo Farinelli, Grillparzer und Lope de Vega. Berlin, E. Felber 1894. XI, 333 S. Pr. M. 6,50.

Quellenschriften zur neueren deutschen Litteratur- und Geistesgeschichte. 1. Band. R. Haym, Briefe von Wilhelm von Humboldt an Georg Heinrich Ludwig Nicolovius. Mit zwei Anhängen. Berlin, E. Felber 1894. XI, 140 S. Pr. M. 3.

Ferd. Schultz und Rudolf Thiele, Lehrbuch der Geschichte für die Oberstufe höherer Lehranstalten in Übereinstimmung mit den neuen Lehrplänen. III. Abteilung: Geschichte des Mittelalters und des Zeitalters der Reformation (375—1648), verfaßt von Rudolf Thiele. 176 S. IV. Abteilung: Geschichte der neueren und neuesten Zeit (1648 bis zur Gegenwart), verfaßt von Ferdinand Schultz. 224 S. Pr. geb. M. 3. Dresden, L. Ehlermann 1894.

Theobald Ziegler, Notwendigkeit und Berechtigung des Realgymnasiums. Vortrag gehalten in der Delegiertenversammlung des allgemeinen deutschen Realschulmännervereins zu Berlin am 28. März 1894. Stuttgart, Göschen 1894. 31 S. M. 0,50.

Georg Witkowski, Die Walpurgisnacht im ersten Teile von Goethes Faust. Leipzig, F. W. v. Biedermann 1894. VI, 88 S. Pr. M. 2.

Bötticher und Kinzel, Denkmäler der älteren deutschen Litteratur für den litteraturgeschichtlichen Unterricht an höheren Lehranstalten. I, 1. Die deutsche Heldensage. 3 Aufl. VI, 65 S. — I, 3. Das Nibelungenlied. 2 Aufl. X, 178 S.

Johannes Nicklas, Methodische Winke für den deutschen Unterricht an den drei unteren Klassen höherer Lehranstalten. München, J. Lindauer (Schöpping) 1894. 68 S. Pr. M. 1,20.

J. Buschmann, Deutsches Lesebuch für die Oberklassen höherer Lehranstalten. 3. Abteilung. Prosa. 4. Aufl. 374 S. Pr. M. 2.

Karl Bilz, Gomorrhas Ende. Litterarische Komödie in drei Akten. Berlin, Stargardt 1894. 80 S.

Hermann Bender, Anthologie aus römischen Dichtern. Mit Ausschluß von Vergil und Horaz. Zum Gebrauch im Gymnasialunterricht. 2. Aufl. Tübingen, H. Laupp 1894. VIII, 188.

Pohlmey und Hoffmann, Gymnasial-Bibliothek: 18. M. Kleemann, Ein Tag im alten Athen. 62 S. Pr. M 1 — 17. E. Wagner, Eine Gerichtsverhandlung in Athen. 49 S. Pr. M 0,80. — 6. Ernst Schulze, Das römische Forum als Mittelpunkt des öffentlichen Lebens 72 S. Pr. M. 1. Gütersloh, C. Bertelsmann.

H. Paul, Über die Aufgaben der wissenschaftlichen Lexikographie mit besonderer Rücksicht auf das deutsche Wörterbuch. Aus den Sitzungsberichten der philosophisch-philologischen und der historischen Klasse der königl. bayerischen Akademie der Wissenschaften. 1894. Heft I. München, F. Straub. 1894.

Karl L. Leimbach, An der Abschiedsstunde. Mahnworte an deutsche Jünglinge in 25 Entlassungsreden dargeboten. 2 Aufl. Goslar, L. Koch 1894. 288 S. Pr. M. 4.

---

**Jahrgang 1892**

der „Zeitschrift für den deutschen Unterricht" von Dr. O. Lyon suche ich zu kaufen.

Emden. **Zwitzers**, Töchterschuldir.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w. bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Gottsched im Kampf um die Aufklärung.

(Fortsetzung.)

Von **Eugen Wolff** in Kiel.

b) In welchem Geiste ist Gottscheds Lehrbuch der Weltweisheit gehalten? Was unser Philosoph über Ursache und Endzweck seines Buches verlauten läßt, erweckt nicht gerade ein günstiges Vorurteil. Wie nach Gottscheds Eingeständnis seine Trilogie über den physischen Einfluß seine Beförderung zum außerordentlichen Professor bewirken sollte, so nimmt er in seiner „Weltweisheit" den Anlauf zum Ordinariat: „Seiner Lust nach", schreibt Clauder aus Leipzig den 2. September 1733 an Bodmer, „blieb er freilich lieber bei der Poesie, allein er muß das utile dem dulci vorziehen, indem er bloß von Lesung seiner Collegiorum leben muß." Und Gottsched selbst entblödet sich nicht, gegenüber demselben Züricher Korrespondenten am 3. Juni des folgenden Jahres über den Erfolg seines „Strebens" zu quittieren. Auf Bodmers Mahnung, lieber bei der Dichtkunst zu bleiben als sich in die Philosophie zu vertiefen, antwortet der Biedermann nämlich mit folgendem Herzenserguß: „Ein Poet und weiter nichts zu sein, nährt bei uns seinen Mann nicht. Wir können nicht alle Professoren der Poesie werden; und der Ausgang hat es letzlich gewiesen, daß ich die Logik und Metaphysik zu lehren bestimmet gewesen. Ich habe also nicht vergeblich mein philosophisches Buch herausgegeben: denn hält es gleich viel Besondres in sich, so hat es doch bei Hofe seine Wirkung gehabt, wo man auf solche Proben sieht. Doch kann ich nicht leugnen, daß die freien Künste mir allezeit sehr nahe am Herzen liegen werden, weswegen ich denn auch den Titel eines Prof. Poeseos nicht habe fahren lassen, wie ich wohl hätte thun können."[1]) Seinen Lieblingswunsch, die ordentliche Professur der Poesie in Leipzig zu erlangen, sah er infolge von allerlei Kabalen zeitlebens nicht in Erfüllung gehen: so ermüdete er nicht, sich als ord. Prof. der Logik und Metaphysik wie außerord. Prof. der Poesie zu bezeichnen.

Etwas anders stellt Gottsched die Veranlassung in der Vorrede und später in der uns bekannten Nachricht von seinen Schriften dar. Seit 1731 sei er es überdrüssig geworden, die dunkle Schreibart in Thümmigs lateinischem Handbuch der Wolffschen Philosophie zu erklären, das er

1) Einige Stellen dieses Briefes bereits bei Bernays in der Allg. Deutsch. Biographie, Artikel Gottsched.

bisher seinen Vorlesungen zugrunde gelegt hatte: so habe er sein deutsches Lehrbuch der Weltweisheit in Angriff genommen. Gottsched will wahrgenommen haben, daß die in etwas undeutliche und an vielen Orten sehr verworrene lateinische Schreibart, deren sich jener Autor bedient hat, den Anfängern „mehr Schwierigkeiten verursachet hat, als die Wahrheiten selbst, so er vorgetragen." Nun muß man eingestehen, daß Thümmigs „Institutiones Philosophiae Wolfianae" im allgemeinen klar und präzis sind, — es sei denn daß einer „die lateinischen Buchstaben nicht leiden" kann, wie man ja Gottsched vorwarf. Wenn man ferner bedenkt, daß Gottscheds Anlehnung an Thümmig weit genug ging, um ihm die Beschuldigung zuzuziehen, sein Buch sei eine bloße Übersetzung der lateinischen Vorlage[1]), so wird man zum mindesten geneigt sein, den ursprünglich betonten äußeren Anlaß für maßgebender anzusehen als die später vorgeschobene innere Ursache.

Wir müssen indes weiter gehen und den Vorwurf des Plagiates ernstlich auf seine Berechtigung prüfen. Der Gengenbachische Benediktiner P. Dornblüth, den wir als leidenschaftlichen Gegner Gottscheds auf sprachlichem Gebiete kennen, hat diesen Verdacht ganz gelegentlich und auf fremde Autorität hin 1755 ausgesprochen; er beruft sich nur unbestimmt auf „einen Gelehrten, der beide gegen einander gehalten hat." Wiederholt man die Manipulation dieses ungenannten Gelehrten, so zeigt sich allerdings in den meisten Abschnitten eine auf den ersten Blick verblüffende Übereinstimmung. Ludwig Philipp Thümmigs Werk war in zwei Bänden 1725 und 26 erschienen; der Verfasser wirkte damals in Kassel, vorher hatte er Wolf in Amt und Verbannung zur Seite gestanden; inzwischen war er 1728 gestorben. Sollte Gottsched sich wirklich erdreistet haben, ein so verbreitetes Buch ohne weiteres auszuschreiben? Vergleichen wir zunächst im einzelnen.

Gottscheds Logik beginnt nach einer „Einleitung zu der Weltweisheit überhaupt" § 17 des „Theoretischen Teils" seiner „Weltweisheit".

| **Thümmig.** | **Gottsched.** |
|---|---|
| Institutiones Logicae. | |
| § 1. „Philosophia rationalis seu Logica est habitus utendi facultate cognoscitiva in veritate investiganda et dijudicanda."... | § 17. „Die Vernunftlehre ist eine Wissenschaft, die Kräfte seines Verstandes in Untersuchung und Beurteilung der Wahrheit recht zu gebrauchen."... |
| § 2. „Mens dum cognoscit, ad certas regulas se attemperat, quas naturaliter confuse tantum percipit, atque in istarum regularum confusa | § 19. „Gleichwohl beobachtet auch diese sich selbst gelassene natürliche Vernunft in ihren Urteilen und Schlüssen gewisse Regeln, die ein Scharfsinniger |

1) Dornblüth: Observationes S. 46 flg.

perceptione consistit Logica naturalis docens, quemadmodum in illarum executione Logica naturalis utens.

auch in den Reden der Allereinfältigsten wahrnimmt. Alle diese Regeln zusammengenommen, können wir die natürliche Vernunftlehre nennen; die aber denen, so sich darnach richten, nur ganz undeutlich vor Augen schweben. Ja weil sie dieselbe nur aus der Nachahmung gelernt haben: so wissen sie gar keine Rechenschaft davon zu geben, wenn man sie darüber befraget. Daher kommt es denn, daß sie bei dem besten Mutterwitze, dessen sie sich rühmen, gar leicht wider die wahren Regeln der Vernunftschlüsse verstoßen können."

Distincta earundem regularum cognitio Logicam artificialem docentem, distincta denique earundem applicatio Logicam artificialem utentem absolvit."

§ 20. „Weil nun die natürliche Vernunftlehre uns vor Irrtümern nicht sicher genug macht, so muß man sich ihre Regeln deutlicher vorstellen lernen, damit man sie desto besser beobachten könne. Der Inbegriff derselben heißet nachmals die künstliche Vernunftlehre, und man siehet leichtlich, daß dieselbe allen Gelehrten unentbehrlich ist. Denn da die Irrtümer derselben viel gefährlichere Folgen nach sich ziehen, als andrer Leute Fehltritte, so haben sie Ursache, sich desto mehr dafür in acht zu nehmen."

§ 3. „Usus Logicae consistit 1. in inveniendo et quidem vel a posteriori seu per experientiam beneficio sensuum, vel a priori seu per rationem beneficio intellectus stricte sic dicti; 2. in dijudicando et quidem vel veritates, vel vires ad istas cognoscendum requisitas; 3. in discendo, nempe in legendis et dijudicandis libris; 4. in docendo, scilicet in convincendo, refutando et disputando."

§ 23. „Die Vernunftlehre hat einen vierfachen Nutzen. Vors erste lehret sie uns Wahrheiten erfinden; und zwar entweder aus der Erfahrung oder durch lauter Vernunftschlüsse. Zum anderen lehret sie uns die bereits erfundenen Wahrheiten, imgleichen die zur Entdeckung und Erkenntnis derselben gehörigen Kräfte prüfen und beurteilen. Zum dritten lehret sie uns mit Nutzen Bücher lesen und von der Lehrart lebendiger Lehrer vernünftige Urteile fällen. Endlich zum vierten lehrt sie uns andre von Wahrheiten überzeugen, ihre Irrtümer widerlegen, und mit unsern Gegnern ordentlich disputieren: weswegen sie allen Lehrern überhaupt unentbehrlich ist."

§ 5. „Notandum itaque notionem vel esse claram vel obscuram. Clara dicitur, quae habet unde rem re-

§ 25. „Die Begriffe sind entweder klar oder dunkel. Ein klarer Begriff ist so beschaffen, daß man ihn gleich er-

praesentatam agnoscere possimus, veluti cum novimus, eandem esse, cui hoc vel istud nominis tribuatur, quam hoc vel in isto loco antea vidimus: obscura vero, quae ad rem repraesentatam agnoscendam insufficiens deprehenditur, veluti si utcunque meminerim alicujus termini technici, nec quantum satis rem denotatam agnoscere valeo."

kennen und nennen kann, sobald er uns vorkommet. Z. B. kann ein Berg dienen, den man sogleich erkennet und mit seinen Namen zu benennen weiß, sobald man ihn siehet. Ein dunkler Begriff hergegen ist nicht gleich zu erkennen, sobald man ihn gewahr wird. Z. B. Wenn man im Dunkeln was Weißes sieht: so kann man nicht gleich sagen, ob es ein Mensch, ein Tier, ein Tuch oder ein Stein sei."

In ähnlicher Weise entsprechen einander besonders Thümmigs §§ 7, 8, 9, 10, 11 flg., 14 flg. und Gottscheds §§ 27, 30, 31 flg., 33, 34 flg., 42 flg.; ebenso in der Ontologie Thümmigs §§ 5, 6, 7, 8, 9 und Gottscheds (durch das ganze Buch fortlaufend numerierte) §§ 219, 221, 220, 223, 222, also mit einigen Umstellungen. So geht es fast überall fort. Noch einige markante Beispiele:

**Thümmigs**

Institutiones Cosmologiae.

§ 22. „Etsi autem hoc in universo seu praesenti rerum ordine non omnia contingentia actum consequantur, nondum tamen exinde cum Spinosa aliisque fatalis necessitatis defensoribus inferre licet, nullum alium possibilem esse ordinem rerum, quo et ipsa ad actum perducantur: quin attendenti contrarium patet. Etenim contingentia, iis quae existunt, opposita, perinde ac eadem, quae existunt contradictionem minime involvunt, adeoque intrinsecam possibilitatem habent: quod nec Spinosa nec Fatalistae negant. Concipi autem possunt causae, a quibus perinde ac ea, quae existunt, in actu suo determinari possunt: unde possibilitas extrinseca pendet. V. gr. Dum pluit, quia ventus ab occidente spirans nubes advehit in aëre rariori resolubiles in pluviam, concipere licet, fore coelum serenum, si aër ab oriente spiret nullos vapores in nubes collectos secum trahens"...

**Gottscheds**

Weltweisheit I[7].

§ 337. „Es ist also falsch was Spinosa u. a. Fatalisten vorgeben: als ob nur blos dasjenige möglich wäre, was wirklich vorhanden ist oder geschieht, alles übrige aber, was noch nicht geschehen ist, auch in dieser Welt nicht geschehen wird, schlechterdings unmöglich sei. Denn entweder leugnen diese Leute die innerliche Möglichkeit eines solchen Dinges: so müssen sie beweisen, daß dasjenige, was nicht geschieht, einen Widerspruch in sich halte. Z. B. Sie müßten zeigen, daß das Regenwetter einen Widerspruch in sich halte: welches aber ganz ungereimt wäre; weil es zu andern Zeiten unzähligemal geregnet hat, auch vielleicht itzo an andern Orten regnet."

[§ 338.] „Oder sie müssen behaupten, daß diese innerliche und an sich selbst mögliche Sache nur aus Mangel der dazu erforderten Ursachen nicht äußerlich möglich werden oder zustande kommen könne. Allein auch dieses läßt sich nicht mit Grunde sagen. Denn man kann ja Ursachen genug erdenken, daraus ein Regenwetter entstehen kann: z. E. eine Menge von Dünsten, die in den abend-

ländischen Meeren aufgestiegen; einen Westwind, der sie hergetrieben; eine leichtere Luft, die selbige nicht ertragen können, und also fallen lassen 2c. Alle diese Dinge sind zulänglich genug, ein Regenwetter zu verursachen; haben es auch schon oftmals verursachet."

Man vergleiche auch unter andern Beispielen, wie sich § 9 von Thümmigs Psychologie mit Gottsched I[7], § 871 deckt, ebenda § 16 flg. mit dem Gottschedschen § 875. Dasselbe Verhältnis waltet auf weiten Strecken der „praktischen Weltweisheit" ob: So entspricht in der allgemeinen Sittenlehre § 9 bei Thümmig dem § 14 bei Gottsched, § 10 dem § 19, § 12 dem § 21 u. s. f. Zum Überfluß halte man Thümmigs Oekonomik §§ 12, 14 und 15 mit Gottscheds §§ 715 und 717 zusammen — zugleich ein Beispiel, was man damals mit breiter Lehrhaftigkeit logisch abzuleiten fertig brachte:

| **Thümmig.** | **Gottsched.** |
| --- | --- |
| § 12. „Salus societatis consistit in non impedita promotione boni communis conjunctis viribus obtinendi. Quamobrem cum in societate nuptiali omnia ad liberorum procreationem et educationem tendunt, ut salus societatis nuptialis obtineatur, ob utroque conjuge danda est opera, ut liberi cum corporis habitu, tum animi dotibus atque virtutibus valentes Reip. sistantur cives." | § 715. „Da die Absicht des Ehestandes vornehmlich die Erzeugung und Auferziehung der Kinder, sodann aber auch die gemeinschaftliche Beförderung der Glückseligkeit ist: so ist wohl die erste Forderung aus dieser oben gegebenen Lehre: daß man sich zur Ehe eine Person zu erwählen habe, durch welche beides, so gut als möglich ist, erhalten werden kann. Zur Erzeugung der Kinder gehören gesunde und von Natur dazu tüchtige Leute, die auch weder zu jung noch zu alt sind. Zur guten Erziehung gehören teils verständige und tugendhafte Personen, teils solche, die allen dazu nötigen Vorschub thun können" 2c.... |
| § 14. „Quoniam juri naturali non convenit nisi coitus sobolis procreandae gratia susceptus (§ 285, 286 Jur. nat.), conjugibus quoque convenit temperare appetitum circa venerem, consequenter castitas (§ 329 Eth.)."[1]) | § 717. „Weil nun der Beischlaf nur um des Kindererzeugens halber geschehen soll, wie das Recht der Natur (320. §) befiehlt: so sollen auch verehelichte Personen ihre Wollust mäßigen und selbst im Ehestande keusch sein. |

1) Man sieht, Mephistos Spott:

„Dann lehret man euch manchen Tag,
Daß, was ihr sonst auf einen Schlag
Getrieben, wie Essen und Trinken frei,
Eins! Zwei! Drei! dazu nötig sei" —

ist alles eher als übertrieben.

§ 15. „Quamobrem et conjuges a verbis, gestibus aliisque actionibus lascivis abstinere jubentur.“

Hieraus fließt denn, daß sie sich auch aller unzüchtigen Worte, Geberden und Kleidungen zu enthalten haben, wodurch die böse Lust gereizet und aufgebracht werden kann.“

Offenbar hat Gottsched vieles breiter ausgeführt, um die klare Faßlichkeit zu erhöhen. Diese Absicht ist ihm denn auch thatsächlich gelungen, wennschon sich manches nun noch seichter ausnimmt. Zugrunde liegt aber ganz unverkennbar in den meisten Kapiteln die Thümmigsche Fassung, so daß wir zwar nicht — wie Dornblüth — von einer bloßen Übersetzung, jedoch von einer Überarbeitung des lateinischen Handbuchs sprechen müssen.

Ein Verdienst Gottscheds besteht hier also immerhin schon darin, daß er die deutsche Sprache, und zwar auf geschickte, leicht lesbare Weise, verwendet. Das Fernbleiben von aller Tiefe beförderte wenigstens die Klarheit und Gemeinverständlichkeit. Ein lateinisches Handbuch beschränkte die Weltweisheit von vornherein in alter Weise auf den Kreis der Gelehrten und Studenten. Nun war zwar Wolf in der deutschen Abfassung philosophischer Schriften vorangegangen. Aber war es den Laien zuzumuten, für jedes Gebiet der Philosophie zu einem besondern Lehrbuch zu greifen? Gottscheds „Erste Gründe der gesammten Weltweisheit, darin alle philosophische Wissenschaften in ihrer natürlichen Verknüpfung abgehandelt werden“ — denn so lautet der vollständige Titel — bot eine Zusammenfassung der Grundlagen des Gesamtgebietes, und dazu traten die einzelnen Teile in ihren Beziehungen geordnet hervor.

Freilich, diese innere Verknüpfung geht im wesentlichen wieder auf Thümmig zurück und ist somit im Sinne seines Gewährsmannes Wolf gehalten. Gesteht doch Gottsched selbst zu[1]), daß er die Philosophie in eben der Ordnung wie Thümmig abgehandelt habe! Auch er läßt zunächst Logik, Ontologie und Kosmologie auf einander folgen, nur daß er sie deutsch Vernunftlehre, Grundlehre und Weltbetrachtung nennt. Daran schließt Gottsched die Geisterlehre, die Naturlehre und die natürliche Gottesgelahrtheit. Thümmig hatte das letztgenannte Kapitel gleich hinter der Psychologie abgehandelt und die Naturlehre noch in zwei Teile auseinandergezogen: Experimentalphilosophie und eigentliche Physik. Von der zweiten Auflage an verselbständigt Gottsched sein Lehrbuch noch weiter durch Konzentration, indem er nun Ontologie und Kosmologie als Metaphysik zusammenfaßt, die natürliche Theologie der Geisterlehre eingliedert und diese hinter die Naturlehre stellt. Doch zeigt die Anordnung bis

1) Vorrede zur Weltweisheit II[7], Nachricht von des Verfassers eigenen Schriften, unter dem Jahre 1733.

in die Unterabteilungen hinein weite Übereinstimmung mit der Quelle. — In dem praktischen Teile entsprechen einander nach Inhalt und Reihenfolge:

| **Thümmig.** | **Gottsched.** |
| --- | --- |
| Institutiones Philosophiae Practicae universalis. | Allgemeine Sittenlehre. |
| Inst. Juris naturalis: a) Ethici<br>b) Politici | Das Recht der Natur: a) Von den Pflichten des Menschen im Zustande der natürlichen Gleichheit.<br>b) Von den Pflichten eines rechtschaffenen Bürgers. |
| Inst. Phil. moralis seu Ethicae. | Tugendlehre. |
| Inst. Politicae seu Phil. civilis: a) partis oeconomicae<br>b) partis politicae | Staatslehre: a) Von der Haushaltungskunst.<br>b) Von der Herrschaft. |

Unter diesen Umständen sind wir jedenfalls nicht genötigt, einen Abriß des ganzen Gottschedschen Systems zu geben: es genügt die selbständigen Partien herauszuheben und die Stellung unseres Kompilators zu den innerhalb der Wolffschen Schule schwebenden Streitfragen zu charakterisieren.

Wenn wir Gottsched einen Kompilator nennen, so sprechen wir damit seine eigene Meinung aus, während uns selbst nahezu die Bezeichnung Plagiator angebracht erscheinen könnte. Allerdings meint Gottsched in der Nachricht von seinen Schriften bis zu einem gewissen Grade nicht mit Unrecht, die Ähnlichkeit beider Handbücher rühre daher, weil beide Wolfs Lehrsätzen gefolgt seien. Ja, echt aus dem Geiste seiner Zeit beugt er schon in der Vorrede zur ersten Auflage seiner Weltweisheit im Hinblick auf Thümmig allen Anklagen vor: „Bin ich auch in vielen Stücken der von ihm beliebten Lehrart gefolget: so kann dieses mir nicht übel gedeutet werden ... Ja, wenn zweene oder mehrere Verfasser solcher Auszüge in vielen Stücken übereingekommen: so hat man doch deswegen keinen einer gelehrten Dieberei beschuldiget. — Die Wahrheit nämlich ist keinem Schriftsteller eigen. Sie gehört allen Geistern, die sie einsehen, gleich eigentümlich zu.“ Es ist aber etwas andres, ob man in der Auffassung mit einem Vorgänger übereinstimmt oder ob man hunderte von Seiten hindurch dessen Text zugrunde legt, mag man diesen dann auch vervollkommnen. Thümmig hatte wenigstens mit umfassender Arbeit aus dem vielbändigen Wolffschen Lehrgebäude ein Handbuch herausgeschält; Gottsched macht sich die Mühe leichter, indem er aus einem Handbuch ein anderes herstellt. Nun, seinen Zweck „bei Hofe“, und

damit seinen nächsten Zweck überhaupt, hat das Buch ja erreicht: schon auf dem Titelblatt und in der Vorrede zum zweiten, praktischen Teil dieser „Weltweisheit" kann er als ordentlicher Professor paradieren.

Schüchtern noch betont Gottsched in der Vorrede der ersten Auflage des ersten Bandes, daß er auch „vielleicht in einem oder dem andern Stücke von seinen Vorgängern abgegangen". 22 Jahre später, in der Nachricht von seinen Schriften, behauptet er kühner Abweichungen von Thümmig in Ausführung, Exempeln, Erläuterungen, „unzähligen" Zusätzen und Vermehrungen. Beidemal aber pocht er besonders darauf, daß er schon in der Definition der Philosophie von Christian Wolf und Thümmig abgewichen sei. Ihre Erklärung der Philosophie als „Wissenschaft aller möglichen Dinge, wie und warum sie möglich sind", erschien unserm Manne mit Recht nicht praktisch genug für weitere, ungelehrte Kreise. Dagegen „die Begierde, glücklich zu werden, ist allen Menschen angeboren"; und schon Leibniz hatte, nach dem Muster vieler Alten, die Weisheit schlechtweg als eine Wissenschaft der Glückseligkeit beschrieben. So verdeutscht Gottsched Philosophie in Weltweisheit und kehrt zu der Leibnizschen Definition zurück, bringt sie aber, was Leibniz nicht gethan, zu folgerechter Durchführung — allein schon ein bedeutsamer Schritt. Von dieser eudämonistischen Definition geht Gottsched also aus, leitet alle philosophischen Wissenschaften von ihr her und sozusagen auf sie hin: die Beförderung der Glückseligkeit wird zum Endziel alles Spekulierens und Handelns. Unser geborener Agitator spürte treffsicher voraus, daß „ein jeder begierig wird, die Weltweisheit zu fassen, wenn er höret, daß dieselbe die Mittel, sich glücklich zu machen, anweist."[1]) So hat denn Gottsched trotz seiner bedenklichen Anlehnung unermeßlich für die Ausbreitung der Philosophie, d. h. im wesentlichen der Wolfschen Philosophie, gewirkt. Neben dem gewandten Gebrauch der Muttersprache in einem handlichen Lehrbuch ist dieser eudämonistische Zug die Ursache der weiten Wirkung. Sieben Auflagen der „Weltweisheit" erschienen zu Lebzeiten des Verfassers, eine achte nach seinem Tode.

Doch bleibt Gottsched keineswegs bei der Berechnung auf die äußere Anziehungskraft seines Prinzips stehen: ihm ist die Philosophie nicht bloß „ein müßiges Erkenntnis", sondern „eine ganz geschäftige und thätige Wissenschaft", indem sie „billig auf Anwendung der Mittel dringt, wodurch man sich glücklich machen kann, d. i. auf gute Handlungen."[2]) Namentlich die praktische Weltweisheit vermag er sich gar nicht anders vorzustellen: er hält es für eine Thorheit, „wenn man moralische Bücher

1) Vergl. Nachricht von seinen Schriften unter d. J. 1733.
2) Weltweisheit [= Ww.] I$^7$, S. 102 (§ 5).

schreiben wollte, seine Leser nur gelehrt, nicht aber tugendhaft und fromm zu machen."[1])

Damit hört die Philosophie in der That auf, bloße interesselose Spekulation zu sein, und wird zu einem unmittelbar kulturgeschichtlichen Faktor. Wir wissen bereits, daß schon Wolf dieses Ziel ins Auge faßte: für Gottsched wird es zum *A* und *Ω* seiner philosophischen Bestrebungen. Ein praktischer Einfluß auf die Sitten und Handlungen, ein vernunft- und naturgemäßes Leben schwebt ihm als Endzweck vor: die Weltweisheit ist ihm hierfür nur das Mittel. Er lehrt insbesondere auch die Gesetze der Vernunftlehre zu dem Zwecke, damit die Menschen — wie wir übertragen sprechen — Vernunft annehmen.

In der Logik gelangt noch ein andres Prinzip zu einer neuen Ausgestaltung. Die Kritik fand Gottsched in seiner Quelle zwar berücksichtigt, aber erst er hat unter Bayles Einfluß[2]) die historische und litterarische Kritik ins philosophische System eingegliedert: „Will man als ein Kritikus", sagt er, „die Geschichte lesen und die Wahrscheinlichkeit derselben beurteilen", so muß man „sich vornehmlich die Zeit und den Ort, da der Geschichtschreiber gelebet, und seine übrigen Umstände bekannt machen, und daraus schließen, ob er die Wahrheit recht habe wissen können und ob er sie so, wie er sie gewußt, habe mitteilen wollen?" Später schließt er daran den Grundsatz litterarischer Kritik: „Wenn man Schriften anderer Leute erklären soll", muß man auch „versichert sein, daß solche Schriften nicht verstümmelt, verderbt oder sonst mangelhaft sind; welches durch Hilfe der Kritik beurteilet werden muß."

In der Ontologie interessiert vor allem Gottscheds Stellung zur Monadenlehre. Die in Königsberg geäußerten Bedenken hat er, wie wir alsbald erfuhren, nicht lange aufrecht erhalten. Wie völlig er die Segel gestrichen und auf selbständige Formulierung selbst eines solchen Lehrsatzes verzichtet hat, über den er früher eigenen Forschungen nachgehangen, zeigt eine Gegenüberstellung mit Thümmig.

| Thümmig. | Gottsched. |
|---|---|
| Instit. Ontologiae § 75. | I[1], S. 146 flg. (§ 285). |
| „Quamobrem simplex aut est necessarium, aut si ortum, detur necesse est ens, quod illud in instanti produxit ob indivisibilitatem, cum antea ejus nihil esset. Suo loco ostendemus, ens simplex ne- | „Derowegen muß nun ein einfaches Ding, wenn dergleichen vorhanden ist, entweder aus nichts, durch die Kraft eines andern bereits vorhandenen Dinges, hervorgebracht, oder von aller Ewigkeit her notwendigerweise da gewesen sein. |

1) Ww. II[1], Vorrede; s. auch II[7], S. 37 flg., 256 u. a. O.

2) Er weist selbst auf Bayle hin. — Siehe die Stellen (I[1], S. 103) I[7], S. 193 u. 198.

cessarium esse Deum et ab eo animas atque elementa rerum corporearum ex nihilo producta esse."

An dem gehörigen Orte soll gründlich erwiesen werden, daß das erstere wirklich stattfinde; das letztere aber nur im Absehen auf das allervollkommenste Wesen, so wir Gott nennen, zuzugeben sei: durch dessen Kraft die Elemente, Seelen und Geister hervorgebracht worden."

Die Reihenfolge der Glieder ist verschoben, sonst ist alles übernommen, selbst die Form des Hinweises: suo loco ostendemus. In der Folge hält es Gottsched in dieser Frage doch für angezeigt, wiederholt einzuschieben, daß er „des Herrn von Leibniz Meinung" wiedergebe: mit solchem Rückhalt leitet er den Kraftbegriff ab und definiert die Substanz; ähnlich spricht er auch Leibnizens Lehre nach, daß die Körper nur Phänomena seien, — ohne daß eine Ahnung von der idealistischen Tragweite dieser Auffassung durchblickt.[1])

Im Gegenteil, die Kosmologie schließt sich, in Übereinstimmung mit Thümmig, völlig der Wolfschen Auffassung an, daß die Welt eine Maschine sei, und fährt in gleichem Sinne fort:[2]) „Wer nun die Welt als eine solche Maschine ansieht und alle Begebenheiten in derselben aus der Art der Zusammensetzung ihrer Teile und nach den Gesetzen der Bewegung zu erklären suchet, der philosophieret mechanisch." Über seine Quelle hinaus fügt Gottsched an: „Man sieht daher, was zu einem mechanischen Weltweisen in der Naturlehre gehöret: und wie viele sich diesen Titel vergebens anmaßen, wenn sie die natürlichen Dinge aus lauter verborgenen Kräften der Geister oder von einem allgemeinen Weltgeiste, wonicht gar unmittelbar von Gott herleiten wollen."

Ebendahin ist die Entscheidung zu rechnen, welche Gottsched in einer zwischen Leibniz und Wolf schwebenden Streitfrage von grundlegender Bedeutung trifft. Bezeichnend genug führt er[3]) schon wie eine gleichgültige Nebensache ein, Leibniz und Wolf seien uneins, was die innerliche Kraft der Elemente für eine Kraft sei. Gottsched entscheidet sich denn natürlich — wie es uns schon aus seiner Stellungnahme zur präſtabilierten Harmonie geläufig ist — für die bewegende Kraft: Leibnizens vorstellende Kraft sei nicht „gewiß", aber — „überlegungswürdig". Auch Wolf habe diese letztere nicht schlechterdings verworfen, sondern „zu weiterer Untersuchung ausgestellet". Sich selbst zu solcher weiteren Untersuchung anzuschicken, findet unser strebsamer Extraordinarius natürlich

1) Ww. I[1], S. 152 flg. = I[7], S. 236.
2) Ww. I[1], S. 173 = I[7], S. 249.
3) Ebd. (I[1], S. 149 flg.) I[7], 263 flg.

keine Zeit! Soweit er vielmehr die Möglichkeit einer vorstellenden Kraft der „Elemente“ zugiebt, glaubt er sie von der bewegenden Kraft nicht erheblich unterschieden, ja aus dieser „ganz bequem“ herleitbar. Die Psychologie führt dann thatsächlich die vorstellende Kraft auf mechanische Vorgänge zurück; in Ausführung von Thümmigs Darstellung erklärt Gottsched[1]): Wir sähen „zum wenigsten in unsern sinnlichen Empfindungen, daß die Seele sich diejenigen Körper, so in ihre Gliedmaßen der Sinne wirken, innerlich vorstellet.“ Unsre Seele stelle sich „in allen ihren Empfindungen die Welt vor, insoweit die Teile derselben in ihre Gliedmaßen der Sinne wirken können.“

Der Leibnizsche Idealismus ist damit völlig preisgegeben, ohne daß man sich dessen bewußt war. Bleibt diese Halbheit, dieses unklare Lavieren unter allen Umständen bedenklich, so werden wir dennoch nicht außer acht lassen dürfen, welchen verheißungsvollen Schritt die Philosophie damit zur naturwissenschaftlichen Auffassung der Gegenwart gethan hat. Gottscheds Naturlehre (Physik) spricht es, über ihre Quelle hinausgehend geradezu aus:[2]) „Wir müssen uns genügen lassen, daß wir so weit gehen, als uns die bisherigen Entdeckungen der Naturforscher führen können, das übrige aber unsern Nachkommen überlassen.“ Und mehr, die kulturgeschichtliche Bedeutung dieser Betrachtungsweise kommt zu sofortiger Aussprache: „eine solche Naturlehre befreiet uns von vieler unnötigen Furcht, womit sich die Abergläubigen plagen, wenn sie die Ursachen natürlicher Begebenheiten nicht wissen.“

Zwei Fragen müssen uns indes angesichts dieser mechanisch-empirischen Auffassung noch interessieren: nämlich wie Gottsched die Kunst und wie er die Religion philosophisch begründet. Die erstere Frage ist überdies angesichts der litterarisch-kritischen Wirksamkeit unseres Autors von doppelter Bedeutung. Nun, man darf sagen, aus seinem System tritt klar hervor, wie er auch die Kunst nicht metaphysisch faßt, wie er auch sie vielmehr mechanisch zu erklären sucht. „Es ist“, definiert er[3]), „in uns oder in unseren Seelen eine Kraft, sich auch die Bilder abwesender Dinge vorzustellen: diese Kraft nennet man die Einbildungskraft oder die Phantasie“... „Vermöge derselben“, fährt er fort[4]) „muß uns bei einem ähnlichen Dinge das andre, und bei einem Teile einer vormaligen Empfindung die ganze damalige Vorstellung einfallen.“ Den Gebrauch der Phantasie scheidet er einfach nach dem logischen Hauptsatz der Schule:[5]) „Die eine

---

1) Ww. I¹, S. 279 flg. — Thümmig: Inst. Psych. rationalis § 179 flg.
2) Ww. I⁷, S. 280 = I¹, S. 324.
3) Ww. I¹, S. 221.
4) Ebd. S. 223.
5) Ebd. S. 224.

Art, sich etwas ohne Beobachtung eines zureichenden Grundes einzubilden, heißt eigentlich träumen oder phantasieren"; dahin rechnet er Einfälle, wie sie im Schlafe oder hitzigen Fieber kommen, und gleicherweise die Grotesken ungeschickter Maler wie die ungereimten Fabeln ungeschickter Poeten und Opernkomponisten. Aus Beobachtung des Satzes vom zureichenden Grunde dagegen entsteht eine „vernünftige Dichtkunst": „So pflegen geschickte Poeten die wahrscheinlichsten Fabeln, nach dem Muster der Natur . . . zu erfinden." Hier haben wir Gottscheds „Critische Dichtkunst" in nuce!

Eigentümlich bestimmt er das Verhältnis der Phantasie zum Gedächtnis. Er folgt darin seiner Quelle[1]), die er des übrigen in dieser Partie teils erweitert, teils umbiegt, doch immer so, daß sie stellenweise unverkennbar durchscheint.[2]) Das Gedächtnis nämlich ist ihm[3]) nur das Vermögen, „in uns die wiederhervorgebrachten Begriffe zu erkennen und uns zu versichern, daß es dieselben sind, die wir sonst empfunden haben"... „Da nun die Einbildungskraft schon bei Gelegenheit gegenwärtiger Dinge die vergangenen hervorbringt: so bleibt dem Gedächtnisse nur die Versicherung übrig, daß es dieselben sind." Das Gedächtnis dient damit zur Kontrolle der Einbildungskraft, ist aber nicht ohne weiteres mit ihr identisch.[4]) Bei alledem bleibt die Phantasie auf eine rein reproduktive Thätigkeit beschränkt.

Was wird in solcher mechanischen Erklärungsweise aus der Schönheit? Sie ist wenigstens von dem logischen Gebiete merklich geschieden: „Wenn vieles an einem Dinge wohl übereinstimmet, so daß es nach einerlei allgemeinen Regeln eingerichtet worden: so nennt man solch ein Ding vollkommen . . . Wenn eine solche Vollkommenheit in die Sinne fällt, und ohne deutlich eingesehen zu werden, klar empfunden wird: so heißt sie eine Schönheit."[5]) Damit ist die Kunst, im Sinne der Leibniz-Wolfschen Schule, bereits vor Baumgarten, wennschon ohne direkte Aussprache, prinzipiell der „sinnlichen Erkenntnis" zugewiesen: denn diese wird als das definiert, „was wir ohne die Einsicht in die ersten Gründe, und bloß aus der Erfahrung haben."[6])

1) Thümmig: Inst. Psychologiae § 46.

2) Man vergl. namentlich Thümmig a. a. O. § 45 mit Ww. I[1], § 460.

3) Ww. I[1], S 225 flg.

4) Eine neuere empirische Poetik, die von Wilhelm Scherer, geht in der Identifizierung noch weiter (S. 161).

5) Ww. I[1], S. 132 flg. Vergl. ebd. S. 239 (= I[7], S. 495). Leider gelangt selbst die trefflichste moderne Poetik, das Werk von Wilhelm Wackernagel, nicht wesentlich über diese Erklärung hinaus. (Poetik, Rhetorik und Stilistik S. 2.)

6) Ww. I[1], S. 245 flg. (= I[7], S. 500).

Noch weniger vermag Gottsched über die Unsterblichkeit und die Gottheit etwas Originelles beizubringen. Wiederum prägt sich die betastende Auffassung der Wolfschen Schule aus.[1]) Von Leibniz geht man aus, um seine Monaden trotz aller Ableugnung doch immer wieder materialisch aufzufassen. So erhalten wir ein geschmackloses Durcheinander von metaphysischen Vorstellungen und grobsinnlichen Auslegungen.[2]) Die Unverweslichkeit der Seele wird zunächst aus dem Begriff der Monade hergeleitet. Indem dann aber das fernere Postulat der Unsterblichkeit, das Bewußtsein seiner selbst, nachgewiesen werden soll, verbrämt sich die Darstellung mit naturwissenschaftlichen Phrasen: „Die Naturlehre zeiget, daß alle vollkommenere große Tiere aus kleinen und den bloßen Augen unsichtbaren Samentierchen entstehen ... Wie nun der Körper eines solchen Samentierchens an Vollkommenheit zunimmt: also wächst auch die vorstellende Kraft seiner Seele, und die vorigen dunkeln Empfindungen verwandeln sich in klare und deutliche." Mit der Menschenbildung soll demnach die erste große Veränderung dieser „Samentierchen" geschehen. „Der Tod unsers Körpers ist die andre merkwürdige Veränderung, die mit uns vorgehen kann, und da ist es nicht wahrscheinlich(!), daß unsre Seele alles, was sie bereits erlangt hat, verlieren und wieder in einen ewigwährenden Zustand dunkler Vorstellungen geraten sollte ... Vermutlich" (!— in spätern Auflagen: „allem Ansehen nach") „wird also unsre Seele nach dem Tode, im Absehen auf die Deutlichkeit ihrer Gedanken, in einen bessern Zustand geraten." Diese Voraussetzungen und Vermutungen sind alles eher als philosophische Spekulation oder wissenschaftliche Beweise.

Für das Dasein Gottes bedient sich Gottsched des kosmologischen Beweises;[3]) ja, er lehnt die übrigen Beweise als mangelhaft ab. — Was unser Philosoph über die vorherbestimmte Harmonie in seinem Lehrbuch vorbringt, haben wir bereits erfahren. Ebenso führt er hier die schon beim Eintritt in die Leipziger akademischen Kreise vorgetragene Ansicht durch, das Böse sei nur die Einschränkung der Dinge, ein Mangel an Vollkommenheit. So dürfe man es nicht als von Gott geschaffen ansehen, es fließe vielmehr aus den notwendigen Schranken der Kreaturen.[4])

Auch in dem zweiten Bande seines Lehrbuchs, in der „praktischen Weltweisheit" verwahrt sich Gottsched nahezu vor dem ihm ungeheuerlichen Gedanken einer Selbständigkeit. Man werde die Spuren der Alten in diesem Buche „an unzähligen Orten" finden; er folgt darin aber nur Wolf, der nach Gottscheds Meinung die zerstreuten Lehren jener in ein

---

1) Vergl. Thümmig: Inst. Psych. §§ 265 flg.
2) Ww. I$^{1}$, S. 313 flg. = I$^{7}$, S. 553 flg.
3) Ww. I$^{1}$, S. 554; I$^{7}$, S. 562.
4) Ww. I$^{1}$, S. 580; I$^{7}$, S. 585.

System gebracht.[1]) Natürlich ist wiederum der verschwiegene Hauptmitarbeiter in Thümmig zu suchen. Desto entschiedener nimmt Gottsched für seine Vortragsart Originalität in Anspruch. Im Gegensatz zu andern Philosophen sucht er „nach dem Exempel der Arzneiverständigen die bittersten Arzneien zu übergülden, d. i. die strengesten Tugendlehren auf eine angenehme Art einzuflößen.“[2]) Mit Bedacht hat er sich „vor Trockenheit und Magerkeit“ in der Schreibart gehütet, damit die sittlichen Wahrheiten „nicht nur ins Gehirn, sondern auch ins Herz dringen“. Schon in dieser Äußerlichkeit tritt der schroffe Gegensatz zu Kants kategorischem Imperativ im schlimmen und guten Sinne stark hervor. Das große kulturgeschichtliche Verdienst, durch die anziehende, einschmeichelnde Schreibart seiner „praktischen Weltweisheit“ eine sittliche Wirkung auf breite Massen des deutschen Volkes ausgeübt zu haben, darf Gottsched unbedingt für sich in Anspruch nehmen.

Die Definition der praktischen Philosophie hält uns denselben Widerstreit der beiden Jahrhunderthälften lebendig. Wie wir die theoretische Weltweisheit als Wissenschaft der Vollkommenheiten kennen lernten, deren Erkenntnis zur Glückseligkeit nötig ist, so tritt nun die praktische Weltweisheit ergänzend hinzu als „Wissenschaft von den Mitteln der Glückseligkeit, oder von dem Thun und Lassen der Menschen, dadurch sie sich glücklich machen können.“[3]) Ganz abgesehen von dem Gegensatz zwischen dieser Glückseligkeitslehre und dem Kantschen Pflichtgebot, wird hier „praktisch“ in ganz anderm Sinne als etwa in Kants „Kritik der praktischen Vernunft“, nämlich im Sinne von angewandter Wissenschaft gebraucht, nicht selten in recht hausbackener Auffassung. Christian Wolf hat dieses Gebiet, insonderheit die Sittenlehre, zuerst systematisch als philosophische Disziplin angebaut.

Als grundlegendes „Gesetz der Natur“ erscheint jener Auffassung entsprechend: „Thue alles das, was die Vollkommenheit bei dir und bei andern befördert, und unterlaß hingegen alles dasjenige, was dir oder andern zur Unvollkommenheit gereichet.“[4]) Man verkenne nicht die Tragweite dieses Sittengesetzes: die Ethik hört damit auf, metaphysisch zu sein. Das religiöse Gebot wird denn auch erst nachträglich als bestärkend herangezogen und schon unmittelbar nach Aussprache jenes „Gesetzes der Natur“ die Verbindlichkeit desselben auch für jeden Atheisten mit Nach-

1) Vorrede zur Ww. II$^{1}$.
2) Ebd.
3) Ww. II$^{1}$ wie II$^{7}$, S. 3 flg.
4) Ww. II$^{1}$, S. 24 = II$^{7}$, S. 21. — Vergl. Thümmig: Inst. Phil. pract. univ. § 24.

druck betont:[1]) „Will er das aber kein Gesetz nennen, wo er keinen Gesetzgeber sieht: so mag ers immerhin eine Pflicht, eine Regel der Vernunft und Klugheit nennen, oder wie er sonst will. Genug, daß er allemal verbunden ist, das Gute zu thun und das Böse zu lassen, wo er nicht seine eigene Glückseligkeit hassen und verlieren will." Nun erst folgt der Zusatz, daß allerdings das Gesetz einen Urheber habe, nämlich Gott. „Folglich ist man, auch (!) durch diese willkürliche göttliche Verbindlichkeit, verbunden, das Gesetz der Natur zu beobachten."[2]) Gottsched steht hierin auf einem besonders exponierten Standpunkt; Thümmig insbesondere betont von vornherein, die natürliche Moral der Atheisten beruhe auf einer falschen Voraussetzung, „quod nulla daretur natura rerum, si Deus esset nullus."[3])

Selbst die scheinbare Abschwächung, die Gottsched in der Schlußerklärung der allgemeinen Sittenlehre anfügt, hält sich genau im selben Geiste: „Schließlich merken wir noch an, daß alle bisher gegebene Lehren und vorgeschlagene Mittel, tugendhaft zu werden, noch weiter zu nichts als zu einer philosophischen Tugend verhelfen werden. Die Absicht der philosophischen Sittenlehre ist nur, durch den natürlichen Gebrauch der Vernunft die vernünftigen Einwohner der Welt zu rechten Menschen zu machen ... Obgleich ein christlicher Weltweiser die Offenbarung und ihren großen Wert sehr wohl kennet: so hütet er sich doch billig vor der Vermengung zweier unterschiedener Lichter, und überläßt die höheren Tugendlehren denen, die aus der Heil. Schrift selbige zu lehren berufen sind."[4]) Er „hütet" sich — das ist der treffende Ausdruck für Gottscheds Gesinnung gegenüber der Offenbarung.

Im Naturrecht macht sich zunächst eine arge Philistermoral breit. Man lese nur Banalitäten wie: „Bei einem Tugendhaften soll alles übereinstimmen, folglich muß auch die Gattung der Speisen und des Getränkes mit dem Stand und Vermögen eines Menschen übereinstimmen. Nun giebt es allerdings Speisen, die so selten zu finden oder so teuer sind, daß ein gemeiner oder armer Mensch sie weder haben noch bezahlen kann. Es ist also eine Pflicht der Vornehmern und Reichern, sich dieselben auf ihre Tafeln zu verschaffen ꝛc."[5]) Noblesse oblige! Eine Seite weiter wird allen Ernstes philosophisch hergeleitet: „So sind wir auch zum Schlafe verbunden"! Es kommt aber noch besser: auch die Notwendigkeit von Notlügen wird mit dem berüchtigten 1, 2, 3 bewiesen:

---

1) Ww. II⁷, S. 23 (ähnlich II¹, S. 25 flg.).
2) Ww. II⁷, S. 24 flg. (II¹, S. 28 flg.).
3) Inst. Phil. pract. univ. §§ 21 flg.
4) Ww. II¹, S. 112 = II⁷, S. 88.
5) Ww. II¹, S. 139 = II⁷, S. 109.

„Zuweilen schaden sie niemanden; ja sie können bisweilen wohl gar uns und andern nützlich sein. Nun sind wir verbunden, unser eigenes und andrer Leute Bestes auf alle Weise zu befördern: folglich sind wir auch verbunden, in gewissen Fällen die Unwahrheit zu sagen.“[1])

Selbständiger oder doch vorgeschrittener erweist sich Gottscheds Staatsphilosophie. Wohl war die Auffassung allgemein, das Staatswesen auf Vertragsverhältnis zu basieren. Die Konsequenzen dieser Auffassung trägt Gottsched erst in die deutsche Philosophie hinein. Er steht hier namentlich unter dem Einfluß von Miltons „Defensio pro populo Anglicano“. Es wollte im Jahre 1734 immerhin etwas bedeuten, unbeirrt zu folgern: „Wenn der eine Teil sein Versprechen nicht erfüllet, so ist auch der andre nicht gehalten, das seinige zu beobachten.“[2]) Ebenso unbefangen richtet diese Philosophie gegen die unbeschränkte Monarchie ihre Pfeile: weil die Regenten „doch auch Menschen“ seien.[3]) „Aber selbst gesetzt“ — fährt Gottsched fort — „daß sich ein Staat einem unumschränkten Herrn unterworfen hätte: so wäre er gleichwohl nicht gehalten, denselben länger für sein Oberhaupt zu erkennen, als derselbe seiner Pflicht nachkäme und das natürliche Grundgesetz aller Republiken vor Augen hätte“ — natürlich: salus publica suprema lex; Republik ist hier im damals vorherrschenden Sinne von Staatswesen überhaupt zu nehmen. Weiter noch[4]): „So darf man es auch kein Laster der beleidigten Majestät nennen, wenn ein ganzes Volk diejenige Macht und Gewalt, die es einem Regenten gegeben hat, bei verspürtem Mißbrauche derselben, wieder zurücknimmt.“ Ja, bei beschränkter Gewalt könne sogar der Regent „ein Verbrechen der beleidigten Majestät begehen, wann er in die Rechte des Volkes Eingriffe thut.“

Ebenso giebt Gottsched im kirchlichen Teil der Staatslehre sehr vorgeschrittene Ansichten kund. Er fordert Freiheit der Wissenschaft, insbesondere für die Universitätslehrer.[5]) Ja, im Anschluß an Lockes Briefe von der Toleranz verlangt er Duldung aller Religionen: seien doch die wenigsten Regenten überführt, daß ihre Religion die einzig wahre; nur dürfte keine Lehre zu dulden sein, die der natürlichen Religion — d. i. der Ethik — oder der gemeinen Ruhe zuwider ist.[6]) Selbst wer gar keinen Gott glaubt, sei nur dann zu unterdrücken, „wenn er

---

1) Ww. II¹, S. 164 = II⁷, S. 128. — Vergl. Thümmig: Inst. Juris natur. § 119.

2) Ww. II¹, S. 247 = II⁷, S. 190.

3) Ww. II¹, S. 269 flg. = II⁷, S. 207 flg.

4) Ww. II¹, S. 275 flg. = II⁷, S. 212.

5) Ww. II¹, S. 518 = II⁷, S. 395.

6) Ww. II¹, S. 533 flg. = II⁷, S. 407.

solches öffentlich gestünde und wohl gar seinen Irrtum fortzupflanzen suchte", — also wesentlich bei offener atheistischer Agitation. Andernfalls sei mit der Beschuldigung des Atheismus „behutsam zu verfahren, und nicht ein jeder, der irgend eine andre Meinung von Gott und göttlichen Dingen hat, als wir, zum Gottesleugner zu machen."[1]) Insbesondere schade man „dem Fortgange der Wissenschaften" wie dem Ansehen der Religion, wenn man einsichtsvolle Weltweise der Gottesleugnung beschuldige.[2]) Thümmig läßt den Grundsatz der Toleranz vermissen, und wenn er sich auch, übereinstimmend mit Wolf, teilweise in gleicher Richtung bewegt, so geht Gottsched doch weiter. Namentlich fordert Thümmig unbeschränkt: „Athei in Republica tolerari nequeant." Freilich warnt schon er vor übereifrigen Beschuldigungen.[3]) Im ganzen ist das Verhältnis derart verschoben, daß Wolf und Thümmig sich den Anschein geben, als ob sie positiv die Bestrafung der Religionsfeinde forderten, wenn sie auch für Behutsamkeit und mildernde Umstände plädierten, — während Gottscheb den orthodoxen Eifer zurückweist, wenn er auch gewisse Extreme preisgiebt.

Noch auf einen eigenartigen Zug in Gottscheds „praktischer Weltweisheit" müssen wir schließlich hinweisen. Wie er sich überhaupt zu pädagogischen Zwecken sehr viel in bewußten Wiederholungen ergeht, schärft er sowohl im „Naturrecht" wie namentlich in der „Tugendlehre" die Notwendigkeit und Heilsamkeit von Leibesübungen ein: „Es ist sehr dienlich", heißt es da,[4]) „daß man junge Leute im Laufen, Springen, Tanzen, Schwimmen, Ringen, Fechten, Reiten, ja im Ballspiele und Kegelspiele übe, um ihnen dadurch, nach Art der Alten, einen dauerhaften Leib zu verschaffen." Der Umfang der hier aufgezählten körperlichen Übungen ist nicht gering, und überhaupt zeugt es von gesundem, vorurteilslosem Weitblick, die Leibesgymnastik als ernste Pflicht hinzustellen.

Nicht bei solchen dankenswerten Anregungen, die nebenher gingen, sondern bei der philosophischen Grundrichtung der Gottschedschen „Weltweisheit" verweilte die Kritik. Schon am 6. Dezember 1732 urteilt Wolfs Freund Karl Gottlieb Ehler in Danzig über die ihm vorgelegten Bogen: Wie ihm werde dem Schulhaupt selbst Gottscheds Arbeit sehr angenehm sein; sie werde nicht wenig zur Empfehlung der Wolffschen Philosophie beitragen. Dennoch hat Ehler im einzelnen gar mancherlei

1) Ww. II¹, S. 535 = II⁷, S. 408.
2) Ww. II¹, S. 536 = II⁷, S. 409.
3) Inst. Politicae § 201 flg., vergl. § 205.
4) Ww. II¹, S. 380 = II⁷, S. 292.

gegen Gottscheds Ausführungen auf dem Herzen: „Ne tamen quid dissimulem, quodque pace tua monere liceat, vir doctissime, reperi nonnulla, in quibus celeb. Wolfii mentem non satis adsecutus videris.“ Der sklavisch Wolfianische Standpunkt des Beurteilers ist damit klar bezeichnet. Als erstes Beispiel der Abweichung rügt er, daß Gottsched die Körper gelegentlich Substanzen genannt habe, während sie doch Aggregate von Substanzen oder Elementen seien. Kein Wunder, daß Gottsched in der Klassifizierung der Körper schwankte, nachdem Wolf die Monaden als körperliche Atome gefaßt und schon Leibniz das Problem, wie ausdehnungslose Substanzen zu einem Körper zusammentreten, dadurch gelöst hatte, daß er diese als bloße Phänomena faßte. — Ferner weist es denn Ehler auch zurück, daß unser Autor jenen Substanzen oder Elementen die bewegende Kraft beilegt, statt sie als Phänomene im Körper zu fassen. Schon in seinen Abhandlungen über den physischen Einfluß hatte Gottsched die hier bemängelte mechanische Auffassung kundgegeben. — Wenn Ehler des weiteren wünscht, daß in der „Weltweisheit“ die Bewegungsgesetze und manches andre, was in der Wolfschen Philosophie von nicht geringer Bedeutung ist, etwas klarer entwickelt wären: so könnte diese Forderung wundernehmen, wenn wir der ermüdenden Weitschweifigkeit des Werkes gedenken; auch ist das Monitum im allgemeinen gegenstandslos, aber in der That waren die philosophischen Prinzipien hie und da eher breitgetreten als erwiesen. — Natürlich mutzt der Danziger Wolfianer auch die Abweichung von der prästabilierten Harmonie auf: wenigstens hätte Gottsched Wolfs und Bülfingers Auffassung derselben mitteilen sollen, um dem uneingeweihten Leser zu zeigen, daß dies System von der Wahrheit nicht so weit entfernt sei, wie sich die meisten einbilden. — Noch eine Bemerkung trägt diese vertrauliche Kritik vor. Die Breite der Gottschedschen Vortragsweise bringt es mit sich, daß seine Beweise überladen werden und gerade dadurch an Exaktheit zu wünschen übrig lassen. Mit Recht fällt dem Mentor diese Zerflossenheit besonders in der Logik auf.

Lenkt uns eine solche eindringende Kritik seitens eines philosophisch geschulten Mannes auf manche Mängel der „Weltweisheit“ unseres Autors hin, so lassen Äußerungen vorurteilsloser Theologen nicht minder klar erkennen, wie die Zeitgenossen den fortgeschrittenen Charakter des Werkes unmittelbar empfanden. Mosheim schreibt am 7. August 1734: „Der zweite Teil der Philosophie Ew. Hochedelgeb. ist z. t. von mir gelesen worden. Noch bin ich nicht fertig. Was ich gelesen, gefällt mir sowohl von seiten der Sachen als des Vortrags. Ich kann nicht sagen, daß ich in allen Stücken völlig das glaubte, was Ew. H. E.: allein ich sehe doch auch wohl, daß es wenig Mühe kosten werde, unsere Gedanken zu vereinigen. Dieses schreibe ich“ — fährt er nun bezeichnend fort —

„als ein Weltweiser und als Vorsteher der Deutschen Gesellschaft in Leipzig. Wenn ich als ein Lehrer der geistlichen Wissenschaften sprechen soll, der alles nach einer gewissen Regel zu beurteilen verbunden ist, die er nicht ändern kann, so würde ich hie und da etwas zu verbessern finden. Man muß überaus fromm[1]) in Leipzig sein und allgemach gut Helmstedtisch[2]) werden, sonst würden gewisse Sätze so frei nicht durchgehen. Doch duo cum faciunt idem, non est idem. Hr. M. Clodius[3]) hat zum teil eben das gesaget und büßen müssen." Der Schreiber dieser Zeilen, der Abt Mosheim, den Gottsched selbst zu den hervorragendsten deutschen Prosaisten zählte, hatte unsern unternehmenden Mann sogar in seinem wunderlichen Vorhaben bestärkt, die Weltweisheit „in den Habit der Teutschen Dichtkunst einzukleiden", und es „vor ganz was Schickliches" gehalten, „daß auch die Wahrheiten der Weltweisheit in der angenehmen Zierde der Poesie aufgeführet werden".[4]) — In gleichem Sinne wie Mosheim äußert sich der Senior der „Teutschen Gesellschaft" in Jena, der Professor der Geschichte G. Stolle (13. März 1734): „Dero Philosophie gefällt mir recht wohl. Doch wundert mich, daß die Theologi dazu stilleschweigen. Sie können sonst nicht leiden, daß man sage: eine Welt ohne alles Übel sei unmöglich; und ich gestehe auch, daß sie Ihnen einen Einwurf machen können. Sie können sprechen: Können die Frommen nach diesem Leben wie die Engel im Guten bekräftiget werden, daß sie nicht mehr sündigen, warum hätte Gott nicht gleich eine Welt machen können, darin die geschaffenen Kreaturen sogleich im Guten bekräftiget worden und also ohne alles moralische Böse geblieben wären?" Wir wissen, daß Gottsched in der hier angefochtenen Darlegung nur Leibniz gefolgt war, der gerade in diesem Punkte besonders vielen Anfeindungen ausgesetzt war. Noch 1763 in der fünften Auflage der deutschen Theodicee bemerkt Gottsched[5]): „Die wunderliche Meinung, daß eine Welt ohne Sünde besser sein würde als die gegenwärtige, hat noch neulich Hr. Crousaz, Professor zu Lausanne, in seiner Widerlegung der Belle Wolfienne des Hn. Prof. Formey zu Berlin aufgewärmet."

Imponierte also die Kühnheit, mit der Gottsched manchen herrschenden religiösen Auffassungen entgegentrat, selbst hervorragenden Zeitgenossen, so konnte weiterhin das Verdienst anziehender Darstellung unserm ersten

1) Hier natürlich in der Bedeutung von sanftmütig, und nicht im religiösen Sinne. — Vergl. im übrigen Danzel S. 25 flg.

2) In Helmstedt wirkte Mosheim selbst tonangebend.

3) Geht auf Christian Clodius (1694—1775), der auch schon 1722 über die reorganisierte „Deutschübende poet. Gesellschaft" geschrieben.

4) Nach dem Schreiben von Joh. Kasp. Lessel, Brieg, den 30. April 1734.

5) S. 112.

deutschen Handbuch der gesamten Weltweisheit von keiner Seite bestritten werden. Der Geschichtschreiber der Wolfschen Philosophie Karl Günther Ludovici urteilt dementsprechend über das Werk:[1]) „Da Hr. Gottsched zu einem Redner geboren ist, und er dieses natürliche Geschicke durch eine gründliche Philosophie in die größte Vollkommenheit versetzet hat, so wird ein jeder dessen lebhaften Vortrag der schwersten Wahrheiten in der angeführten Einleitung[2]) nicht sowohl bewundern als vielmehr vor bekannt annehmen."

Namentlich in adligen und fürstlichen Kreisen erregte oder befestigte Gottscheds „Weltweisheit" das Interesse für Philosophie. Die Gräfin Keyserling geb. v. Truchses-Waldburg unternahm eine französische Übersetzung des Buches.[3]) Die Herzogin von Sachsen-Gotha, überhaupt eine Freundin der Wolfschen Philosophie, war so entzückt („charmée") von Gottscheds Lehrbuch, daß sie es jeden Morgen in Gegenwart von zwei oder drei Hofdamen las, denen sie es „wie ein Professor" erklärte.[4]) — Auch sonst fehlt es nicht an günstigen Stimmen, selbst in der Schweiz. Aus Luzern schreibt Göldlin den 23. Oktober 1748 an Bodmer über einen Streit mit Dr. Kapeler: „Es ist dieser Herr Dr. Kapeler noch immer auf Gottscheds Seiten, weil er nicht leiden kann, daß dieser ehrliche Mann, der in allen Wissenschaften so große Merite hat, eine so schöne Weltweisheit geschrieben, sich in seinen Büchern so artig ausdrückt und eine natürliche, ungekünstelte Schreibart liebet und darum anbefiehlet, von denen Zürichern so grob, so unverschamt und so ehrvergessen darum angezapft worden, weil er ihre Künsteleien, ihre harte Aussprach nicht erheben und billigen wollte." Natürlich sollte dieses Urteil nur aus Kapelers Sinn heraus citiert klingen; doch warnt Hauser in Luzern (20. Januar 1751) die Züricher Freunde vor Göldin selbst. — Überhaupt aber war unser selbstbewußter Autor mit dem Beifall, den dieses Werk fand, sehr zufrieden. Seine Frau[5]) bezeugt das noch im Jahre 1753, wobei sie dem praktischen Teil den Vorzug giebt; doch erkläre ihr Mann, er habe vieles, wie z. B. den theoretischen Entwurf von der Kinderzucht und dergleichen, nur „esquissiert". Neben den 8 Auflagen (bis 1777) beweisen die Über-

1) Ausführlicher Entwurf einer vollständigen Historie der Wolfischen Philosophie. 3. Aufl. (1738), § 171.

2) Das sind die „Ersten Gründe der gesammten Weltweisheit".

3) Vergl. außer den hierauf bezüglichen Ausführungen in meiner Abhandlung „Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache" auch die an die Gräfin gerichtete Widmung zur 6. Auflage der „Weltweisheit".

4) So giebt v. Globig am 13. September 1743 an Gottsched eine Mitteilung Manteuffels wieder.

5) Briefe der Frau Gottsched, II. Teil, S. 166 flg.

setzungen ins Französische, Dänische und Polnische die Brauchbarkeit des Handbuches. 1766 erschien die Logik besonders als „Erste Gründe der Vernunftlehre".

So haben noch viele hervorragende Männer, die während der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts in die geistige Entwickelung eingriffen, aus Gottscheds Werk die grundlegende Allgemeinbildung erworben. Karl Philipp Moritz erzählt in seinem autobiographischen Roman „Anton Reiser"[1]) vom Helden: „Er hatte sich von dem Bücherantiquarius unter anderem Gottscheds Philosophie geliehen, und so sehr auch in diesem Buche die Materien durchwässert sind, so gab doch dies seiner Denkkraft gleichsam den ersten Stoß — er bekam dadurch wenigstens eine leichte Übersicht aller philosophischen Wissenschaften, wodurch sich die Ideen in seinem Kopfe aufräumten... Er schmeckte zuerst die Wonne des Denkens... Er vergaß hierüber fast Essen und Trinken und alles was ihn umgab, und kam unter dem Vorwande von Kränklichkeit in einer Zeit von sechs Wochen fast gar nicht von seinem Boden herunter... Was hierbei seinen Eifer nie erlöschen ließ, war das beständige vor Augen Halten des Hauptinhalts — und das immerwährende Unterordnen und Klassifizieren der Materien in seinem Kopfe sowohl als auf dem Papiere." Mag der „Anton Reiser" noch so überschwenglich gehalten, mag dem regsamen Streben des Jünglings auch ein gut Stück dieses tiefgreifenden Eindruckes zuzuschreiben sein, die charakteristischen Vorzüge der Gottschedschen „Weltweisheit" kommen in dieser Wirkung zur vollen Geltung.

Von größerer praktischer Bedeutung als diese individuellen Wirkungen und Nachwirkungen hätte der Eindruck werden können, den der preußische König Friedrich Wilhelm I. von Gottscheds Werk empfing. Etwas zu weit geht die Meldung, die J. Böldike aus Spandau erst am 21. Januar 1746 an Gottsched gelangen ließ: er habe „von einem großen Manne und Liebling Ihro Majestät unsers allergnädigsten Königes, der die Ehre gehabt, die Wolfische Philosophie zuerst bei ihm zu introduzieren, gehöret, daß der hochsel. König Friedrich Wilhelm sich entschlossen, aus Dero edierten Weltweisheit wegen der großen Deutlichkeit die Wolfischen Sätze zu fassen. Dero angenehmer Vortrag wird also vermutlich verursachet haben, daß die ins Elend vertriebene Wolfische Weltweisheit wieder zurückberufen worden." Zu dem Umschwung in des Königs Stellung gegenüber der Wolfschen Philosophie wirkten bekanntlich verschiedene Gründe zusammen. Immerhin nahm ihm Gottscheds Buch manche Vorurteile gegen die Mode-Philosophie. Hören wir einen Eingeweihten: Graf

1) III. Teil, S. 24 flg.

Manteuffel schreibt an Frau Gottsched (Berlin, 7. Oktober 1739): „Vous pouvez compter que le Roi d'ici lit lui-même l'abrégé philosophique de votre ami. Ce qui l'y a déterminé, c'est qu'il s'est d'abord laissé persuader, d'en lire, par manière d'essor, le beau dialogue de l'unité de Dieu.[1]) Il en a été si édifié qu'il a d'abord résolu de lire tout le livre, et qu'il a dit à plusieurs reprises qu'il n'avait pas cru qu'un partisan de Wolf pût avoir des idées si justes du bon Dieu."[2]) Ausführlicher und lebendiger ist der Bericht, den Manteuffel dem Grafen Brühl erstattet.[3]) Vom 30. September 1739 datiert zunächst eine thatsächliche Meldung über den König: „Ce prince avait fait venir, par un exprês, deux exemplaires de l'Abrégé Philosophique de Gottsched. J'ai su depuis, qu'il les a fait venir pour les donner à lire aux jeunes princes ses fils, lui-même en étant pourvu et en ayant lu quelques pages tous les matins depuis 8 ou 10 jours. Et comme, à la persuasion de son médecin, qui lui sert aussi d'explicateur, il a commencé par la Logique, et qu'il y a trouvé quelques règles de la justesse des raisonnements, il en est devenu inopinement si amoureux, qu'il les applique dans la plupart de ses correspondences particulières. C'est ce qui occasionne tous les jours quelque scène des plus comiques, dont je rapporterai deux ou trois échantillons." Folgen einige der in dieser Korrespondenz unvermeidlichen Anekdoten. Bissiger wird Manteuffel am 28. Oktober: „L'on dit que Sa Maj. Pr. est un peu fachée contre l'Abrégé Philosophique de Gottsched, et qu'il dit que sa Logique est, à la vérité, trèsbonne, mais que sa Morale ne vaut pas le diable. En effet il y est démontré p. e. — après Wolf et après tous les bons Philosophes — qu'un homme dominé par l'avarice est de tous les hommes le moins raisonnable, et qu'un souverain ne mérite pas de l'être dès que son but n'est pas le bonheur de ses peuples, dès qu'il ne reconnaît pas les loix de la raison et de l'humanité, et dès qu'il n'est pas bienfaisant et équitable: faut-il s'étonner après cela qu'il y en ait qui trouvent une telle doctrine ridicule?" — Über den Geiz handelte die Weltweisheit in der That anzüglich genug:[4]) „Dieses Laster ist desto schändlicher, je vermögender diejenigen sind, denen es anklebet. Sind es aber gar Fürsten und Könige, so ist es unerträglich." Manches

1) Erster Anhang zur praktischen Weltweisheit.
2) Vergl. schon Danzel S. 45 flg.
3) Die Geheim-Korrespondenz, für welche der verschwenderische gräfliche Freund der neuen Philosophie von Brühl einen Sold aus den politischen Fonds erhielt, liegt handschriftlich auf dem Königl. Sächsischen Staatsarchiv in Dresden.
4) II⁷, S. 305.

andere wird Friedrich Wilhelm I. wohlgefälliger betrachtet haben, als der sächsische Agent ihm unterschiebt: das Glück seiner Völker schwebte doch sicher dem König als höchstes Ziel vor; auch hielt er selbst wohl seine Handlungsweise für recht und billig. Freilich lernten wir Gottscheds Staatslehre als sehr frei kennen; mußten aber nicht dem König Friedrich Wilhelm I. Darlegungen wie die folgenden[1]) ganz aus der Seele gesprochen sein? Zunächst stellt Gottsched als Hauptregel der Gerechtigkeit den Wahlspruch der Hohenzollern hin: „Einem jeden das Seine!" Ferner hieß es da: „Ein kluger Fürst muß schon im Frieden Geld zum Kriege sammeln." Ebenso war gefordert: „Ein Regent muß auch Fremde, besonders geschickte Künstler und Handwerker in sein Land zu ziehen wissen." Das alles war wie auf den preußischen König gemünzt. Weniger Gefallen mag er an dem Schlußpostulat gefunden haben, jeder Fürst müsse den Erbprinzen zur Vorbereitung für die Regierungsthätigkeit „mit in die Beratschlagungen für das gemeine Wohl ziehen."[2]) —

Bevor wir von Gottscheds „Weltweisheit" scheiden, ist noch einiger Anhänge zu gedenken, Früchte einer Gesellschaft, die 1732—34 als Erneuerung der Leibnizschen Societas Disquirentium aus Gottsched, Lotter, Steinwehr, Stübner, May, Winkler und Ernesti bestand.[3]) Selbständigkeit und Kühnheit bekunden namentlich die dritte und fünfte Abhandlung.

Schon die Stellung des Problems ist herausfordernd. „Selbstgespräch, von einem Weltweisen an Gott gerichtet: Untersuchung der Frage: Wie sich ein Weltweiser, der von einer göttlichen Offenbarung nichts wüßte, zufrieden stellen könnte." Also eine weitere Emanzipation der Philosophie von der Theologie! „Es pflegt", heißt es in Gottscheds Angriffspunkt,[4]) „fast in allen Lehrbüchern der Gottesgelehrten behauptet zu werden: daß man sich aus der Vernunft ohne ein Erkenntnis einer geoffenbarten Religion nicht zufriedenstellen könne." Er läßt nun einen Weltweisen sprechen, wie er „an sich selbst und an seine Pflichten, an seinen Schöpfer und an seinen Zustand nach dem Tode gedenkt." Dieser Weltweise schließt unbeirrt:[5]) „So bleibe ich denn bei dem Sichersten, das ist bei dem, was mich das reine Licht der Vernunft von dir, o Gott! und meinen Handlungen lehret."

Eine notwendige Ergänzung erfährt diese immerhin bedeutsame Rationalisierung religiöser und moralischer Begriffe durch die Untersuchung: „Ob man die geoffenbarte Theologie in mathematischer Lehrart ab-

1) Ww. II⁷, S. 419, 437 und 393.
2) Ww. II⁷, S. 440.
3) Vergl. Ww. I⁶, Vorrede; II⁷, S. 442.
4) Ww. II⁷, S. 485.
5) Ww. II⁷, S. 492.

handeln könne". Die nicht minder bedeutsame, auf kommende philosophische Ereignisse vordeutende Antwort lautet:[1]) Nein! „Es sind Sätze, deren Wahrheit ich nicht aus eigener Deutlichkeit, nicht durch Demonstrationen, sondern aus Zeugnissen annehme. Daher ist nun alles, was daraus folget, von eben solcher Beschaffenheit, d. i. ein bloßer Glauben, und keine synthetisch erwiesene Wissenschaft."

c) Nach Erscheinen seiner „Weltweisheit" hat Gottsched nur noch vereinzelt durch kleinere Schriften in die philosophische Bewegung eingegriffen, nicht selten in eindrucksvoller, wenn auch nicht immer in unbedingt rühmlicher Weise. So lebhaft er sich bemüht zeigte, die Philosophie von religiösen Dogmen zu befreien, so geflissentlich sucht er doch — ganz im Geiste seiner Zeit — Deckung gegen Angriffe seitens der Orthodoxen und Pietisten. Insbesondere durch den Vorwurf des Spinozismus suchten Wolfs Gegner die Modephilosophie zu verketzern.[2]) Auch unserm Gottsched mochte Gefahr drohen; so hielt er es für angezeigt, den „Makel" des Spinozismus von der Leibniz-Wolfschen Philosophie durch eine Serie von Programmen abzuwehren: „Foedam Spinozismi maculam a recentiori philosophia aliquot programmatibus amovendam indicit J. Ch. Gottschedius." 1737 hebt er seinen Defensivkampf an. Aus der mathematischen Methode sei dieser Vorwurf entsprungen. Aber schon von Euklid rühre sie her, und Descartes habe sie auf philosophische Wahrheiten angewandt. Spinoza sei ihm nur darin gefolgt; hätte er nur die Methode nicht in seinen gottlosen Irrtümern mißbraucht! Sind aber deshalb alle unter Theologen, Juristen und Medizinern des Atheismus verdächtig, welche sich derselben Methode bedienen? Gottsched will zuerst zeigen, wie wenig Spinozas Ethik den Regeln entspricht, die Wolf über die mathematische Methode aufgestellt, und alsdann einen Vergleich der Spinozistischen Definitionen mit denen durchführen, die Leibniz und Wolf in der Metaphysik überlieferten.

„In amovenda a philosophia recentiori foeda spinozismi macula pergit J. Ch. Gottschedius" (1738). Der Verfasser unternimmt, das in der ersten Dissertation aufgestellte Programm auszuführen. Namentlich werden die Spinozistischen Attribute vom Standpunkte Wolfs kritisiert und dabei der Klarheit und Festigkeit der neuern Philosophie angebliche Unklarheiten und Zweideutigkeiten Spinozas gegenübergestellt. Leichter fällt es des weiteren, unter Hinweis auf den Gottes-

---

1) Ww. II⁷, S. 512.

2) Vergl. Vorrede zur Ww. II⁷ über die Schriften d. J. 1738; ferner Danzel S. 33 flg., Max Koch S. 7.

begriff Spinozas die Wolfsche Philosophie an jeder Gemeinschaft mit dieser Definition als völlig unschuldig („innocentissima") nachzuweisen. Ebenso stechen beide Philosophen in der Auffassung der Freiheit und Notwendigkeit sowie der Ewigkeit merklich ab.

Die Kluft zwischen der Lehre Spinozas und der Leibniz-Wolfschen Philosophie ist für uns heute zu augenfällig, als daß wir nicht begriffen, wie Gottsched in fortlaufenden Programmen auch weiterhin glücklich die Abweichungen verfolgen konnte. Endgültig macht ein Programm von 1742 diese „Philosophiae recentioris a Spinoziana differentia" augenfällig. Der Satz: „Una Substantia non potest produci ab alia Substantia" ziele dahin, die Idee einer Schöpfung sowohl dieses Alls wie jeder endlichen Substanz zu zerstören. Leibniz habe sich dagegen immer fern von solcher Ewigkeit der Materie gehalten, habe immer die Schöpfung der Substanzen gelehrt. Auch Wolf nehme natürlich eine Schöpfung des Alls an.

Wenn Gottsched auf solche Weise auch indirekt seine Selbstverteidigung führte, hoffte er doch namentlich, „in vielen Gemütern der Gelehrten" zu Wolfs Rechtfertigung beizutragen, in einer Zeit, da gerade sein Prozeß in Berlin zur Revision stand.[1]) Der Propst Reinbeck, Wolfs wohlgesinnter Richter, spendete Gottscheds Ausführungen Beifall, ebenso der Graf Manteuffel.[2]) Den Angriffen der Frommen wie den Berufungen der Atheisten auf Wolf glaubte man dadurch ein Ziel gesetzt. Manteuffel schreibt in diesem Sinne am 9. Januar 1743 an das Schulhaupt, indem er sich erkundigt, ob dieser Gottscheds Programme überzeugend ausgeführt finde. Erst am 21. erwidert Wolf gelegentlich eines andern Federkrieges, daß er sich „ganz passive verhalten" wolle, indem — wie er naiv erklärt — „ich diejenigen nicht mag zu Feinden haben, die dabei interessiert sind und Gelegenheit finden, an hohem Ort unvermerkt Widriges zu insinuieren, dagegen man sich nicht verantworten kann: wie denn auch derowegen mit dem Unterschiede meiner Lehre und des Systematis Spinosae nicht viel Lermen machen mag, nachdem ich mich in dem andern Teile meiner Theologiae naturalis aus eben dieser Absicht genug erkläret". Ehrender für Wolf und beschämend genug für unsern Gottsched ist eine Äußerung des Meisters vom 26. April 1745 an dieselbe Adresse: „Spinoza ist durchgehends als der größte Atheist beschrien, und weiß ich niemanden, der anderer Meinung von ihm gewesen, als den Hn. v. Tschirnhausen, der viel auf ihn hielt und ihm in vielem nachzuahmen suchte; unterdessen ist doch bekannt, daß er viel

1) Ww. II⁷, Vorrede sub 1738.
2) Vgl. Danzel S. 35.

ehrlicher, aufrichtiger, dienstfertiger und uninteressierter gewesen, als alle stolze Heiligen unserer Zeiten und die meisten Orthodoxen." —

Noch zweimal bot sich für Gottsched Gelegenheit, für die Ehre der Leibniz-Wolffschen Philosophie in die Schranken zu treten. Das Preisausschreiben der Berliner Akademie über die Berechtigung des Popeschen Wortes „All is right", dasselbe Ausschreiben, welches die Protestschrift „Pope ein Metaphysiker!" von Lessing und Mendelssohn zeitigte, forderte auch unsern Mann zu einer prophetischen Warnung vor einer Anti-Leibnizschen Entscheidung heraus:[1]) „De optimismi macula diserte nuper Alexandro Popio Anglo, tacite autem G. G. Leibnitio, perperam licet, inusta" (1753). Die Akademie habe Pope ein neues und bisher unerhörtes Verbrechen zugeschoben, dieses Verbrechen des Optimismus sei aber nicht schmählich, sondern ehrenvoll. Habe nicht Leibniz lange vor dem englischen Dichter dasselbe gelehrt? Offenbar sollte seine Auffassung dieser Welt als der besten aller möglichen Welten getroffen werden. Gottsched weist nach, daß Zeugnisse für solchen Optimismus über alle Jahrhunderte verstreut seien. Er mahnt deshalb die Vorsteher der Akademie, bei der Preiskrönung zu verhüten, daß mit der eigenen Ehre zugleich die christliche Religion und die wahre Weltweisheit unersetzlichen Schaden litte.

Drei Jahre später ist es der direkte Vorwurf des Heidentums, den Gottsched von sich und seiner Schule abzuwehren genötigt ist. Als Exdekan und Rektor läßt er ein Programm ausgehen, worin er „Genuinam gentilismi notionem sistit". Über Veranlassung und Ziel der Schrift spricht sich Gottsched am 5. des Wintermonds 1757 gegen Abraham Kästner aus[2]), mit dem er jetzt wieder in freundlichem Verkehr steht: „Mein neuliches Programm hat mich gegen einen Crusischen[3]) Vorwurf des Heidentums rechtfertigen sollen, den er mir in dem Programmate zu Doktor-Promotion, wiewohl tecto nomine, gemacht hatte. Ich habe ihn also auch nicht genennet, wiewohl hier jeder mit Fingern auf ihn weist. Der gute Mann wäre gern der Leipziger Papst, zumal da er itzo der Professione Primaria Theologiae so nahe ist und sich noch schmäuchelt, er werde sie bekommen, da er doch gewiß noch ein Tertianer war, als Stemmler und Ernesti schon akademische Lehrer waren. Weil er nun den Einwurf seines Vorfechters Reinhards, den ich doch schon

1) Vergl. Anhang zur Ww. II[2], S. 483.

2) Handschrift im Kestner-Archiv.

3) Christian August Crusius suchte vergebens die Vernunft mit der Offenbarung in völlige Übereinstimmung zu setzen. Er tritt besonders gegen den Satz vom zureichenden Grunde auf. Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie sowie Wuttke S. 31 u. 200.

im Neuesten, in den Erfurter Zeitungen und den Freien Urtheilen beantwortet[1]), nochmals aufgewärmet: so habe ich ihm doch zeigen müssen, er wisse noch nicht, was ein Heid für ein Ding ist. Ich könnte ihm noch mit bessern Gründen zeigen, daß er selbst ein Heid ist; da er so abergläubisch ist als die Heiden gewesen, Gespenster und Prophezeiungen u. d. m. glaubet. Im neulichen Weihnachts-Programm, welches er nomine Rectoris schreiben muß, hat er sich nicht enthalten können, seine apokalyptische Prophezeiungssucht mit einfließen zu lassen: gerade als ob der Leipziger Rektor auch unter den Propheten oder ein apokalyptischer Seher wäre. Wo das so fortgeht, so wird der Mann der deutsche Jurien werden. Er mag sich aber in acht nehmen, daß ich nicht sein Bayle werde." — Crusius wurde natürlich allgemein als Zielscheibe von Gottscheds Pfeilen erkannt. Auch der Konsistorialrat v. Globig nennt ihn geradezu, indem er am 24. Dezember 1756 den autoritativen Wunsch äußert, daß Gottsched nicht, wie schon oft, amtliche Programme zum Austrag seiner Privatstreitigkeiten benutze!

Die Bezeichnung Gentilismus — so führte Gottsched aus — werde von Verläumdern mißbraucht. Er geht deshalb auf die ersten Anwendungen dieses Wortes zurück, um zu zeigen, daß es mit Paganismus identisch gebraucht wurde. Heiden heißen aber nur „Polytheismi statores, Idolorumque cultores"; als Heidentum gilt Anbetung von Gestirnen, von Tieren oder von Heroenbildern. Was hätten die neuern philosophischen Ansichten mit diesen Lehren gemein?! Zum Überfluß zieht er die Definitionen des Heidentums bei Copernicus, Hygen und Newton heran, um jeden Verdacht des Heidentums gegen die herrschende Philosophie als hinfällig erscheinen zu lassen. Diplomatisch sucht Gottsched somit den neuen Inhalt, den die Frommen dem Begriff Heidentum gaben, zu desavouieren. Sie mochten die neuere Philosophie nun als unorthodox oder als unpietistisch bezeichnen, Heidentum durften sie ihr nicht eigentlich mehr vorwerfen. Freilich hätte die Negation „unchristlich" nach wie vor genügt, wenn es eine Denunziation der Modephilosophie galt. —

Unbeirrt behandelt Gottsched auch naturwissenschaftliche Gegenstände in philosophischem Geiste. In einer „Gedächtnisrede auf Nikolaus Copernicus" feiert er 1743 seinen vor zwei Jahrhunderten gestorbenen Helden als „Muster einer wahren Freiheit im Philosophieren", der „zu der Verbesserung der ganzen Weltweisheit und zur gründlichen Erkenntnis der Natur die erste Bahn gebrochen".

---

1) Adolf Friedrich v. Reinhard, dessen Schrift über den Optimismus 1755 den Preis der Berliner Akademie davontrug. — „Freie Urtheile" (Hamburg) XIII, 745 flg. („Neuestes" VI, 511 flg.).

d) Noch vielerlei philosophische Lohnarbeit hat Gottsched sein lebelang geleistet, sowohl durch Übersetzung als besonders durch Herausgabe fremder Werke. Über Gottscheds eigene philosophische Überzeugung geben deshalb seine Vorreden und Anmerkungen zu solchen Editionen nicht selten wichtige Aufschlüsse.

Der erste fremde Autor, dem Gottsched derartige Bemühungen zuwandte, war der glatte Stilist Fontenelle. Schon 1726 übersetzte unser Mann, von seiner Neigung zur Erkenntnis des Weltgebäudes getrieben[1]), die „Gespräche von mehr als einer Welt".[2]) Durch dieses Werk knüpften sich Gottscheds lebenslängliche Beziehungen zum Verleger Breitkopf an. Ein Jahr später folgen die „Gespräche der Toten". 1730 ließ er Fontenelles „Historie der heidnischen Orakel" deutsch erscheinen. Diese von Gottsched ins Deutsche übertragenen Werke des Franzosen wurden als „Auserlesene Schriften" gesammelt.[3]) Bei diesen Ausgaben waltete indes das stilistische Interesse vor. Eine Ergänzung des vom Philosophen Gottsched entrollten Bildes gewähren sie kaum.

Die umfangreichste und bedeutsamste Herausgeberthätigkeit widmete Gottsched dem „Dictionnaire" von Bayle. Noch ehe er etwas von Bayles Schriften gelesen, wurde unser Mann selbst von vielerlei Zweifeln angefochten. Da fiel ihm die Theodicee in die Hände. Seinen Eindruck faßt er in die Worte zusammen: „Hier lernte ich die Schwäche der Schwierigkeiten einsehen, die mir sowohl als Baylen unauflöslich geschienen hatten."[4]) 1734 preist er alsdann in einer eigenen, für uns ins Gewicht fallenden „Oratio pro utilitate et necessitate metaphysicae in contemtores ejus" die Metaphysik als diejenige Disziplin, mit deren Waffen allein jene mehr als Lernäische Hydra bekämpft werden könne.[5]) Bayles Lehre bezeichnet er dabei als „impia et nefanda", doch preist er dessen Fähigkeiten: die Kühnheit, die Gewandtheit im Disputieren, die geistreiche Fülle und Leichtigkeit des Stils.[6])

Hätte Gottsched nun aus eigenem Antrieb eine Verdeutschung des Skeptikers unternommen, so wäre dies Beginnen von vornherein als epochemachende Wendung zu verzeichnen. Veranlaßt[7]) wurde das Unternehmen jedoch durch einen Advokaten Namens Königslöwe, der für eine

1) Vorrede zur Ww. II[7].

2) 3. Auflage 1738.

3) 1751, 2. Auflage 1760.

4) Vergl. seine Bayle-Ausgabe, III. Teil, Vorrede.

5) S. 14.

6) S. 13.

7) Ww. II[7], Vorrede, sub 1740 flg. — Vorreden zum I. u. IV. Teil des deutschen Bayle.

Übersetzung Bayles das kurfürstliche Privileg erlangt; Breitkopf findet genug Pränumeranten, erhält auch die Erlaubnis des Kirchenrats, doch sollen alle der Religion nachteilige Stellen mit Anmerkungen und Warnungen versehen werden. Da nun der Übersetzer als bloßer Jurist hierzu nicht im stande war, ersuchte der Verleger seinen hervorragendsten Autor, die Aufsicht und Kommentierung zu übernehmen. Gottsched revidiert in erster Linie den Text der Übersetzung; Anmerkungen liefert er, seiner ursprünglichen Versicherung nach,[1]) nur, weil der Verleger sie „ausdrücklich von ihm gefordert, um gewisse Leser vor einigen anstößigen Stellen zu verwahren". Später[2]) giebt er sich eine orthodoxere Miene: „Habe ich nun dadurch dieses Wörterbuch nur in etwas unanstößiger und unschädlicher gemacht; habe ich dadurch nur Gelegenheit gegeben, weiter nachzudenken und den nichtigen Schein der manichäischen Zweifel zu entdecken, so werde ich mich für vollkommen belohnet halten." Gottscheds Kunstgriff stempelte Bayles Wörterbuch zu einem Werke, auf welches sich das prägnante Urteil der Xenien anwenden läßt:

„Wollt ihr zugleich den Kindern der Welt und den Frommen gefallen?
Malet die Wollust — nur malet den Teufel dazu!"

Nichts von dem Bayleschen „Gift" wird unterschlagen, sein Skeptizismus wie seine schlüpfrigen Histörchen kommen zum vollen Recht: nur wird der Kommentator nimmer müde, als Gegengift langatmige, meist recht lahme Widerlegungen oder gar Abstrafungen anzufügen. Andere Anmerkungen verdanken, gleichfalls auf Breitkopfs Wunsch, gar nur dem Streben nach Raumausfüllung ihre Entstehung. So finden sich einschränkende Anmerkungen namentlich auch bei nachdrücklichen Lobsprüchen auf französische Schriftsteller, wo sich Gottscheds deutsch-patriotischer Stolz herausgefordert glaubte; ebenso ist häufig zu Vergleichen mit unsern deutschen Zuständen Gelegenheit genommen.

Die Bayle-Übersetzung[3]) ist ein rechtes Beispiel von Gottscheds fabrikmäßigem Betrieb der Schriftstellerei.[4]) Königslöwe lieferte zwar den größten Teil der Übersetzung, zwölf bis fünfzehn Quernen sind aber von andern Gottschedschen Klienten verfaßt: gleich im I. Bande von seinem Schildknappen Schwabe, ferner von Joh. Christian Müller und Anton Ibbeken; einen ziemlich starken Artikel, „der von sehr tiefsinnigen metaphysischen Materien handelte und in die Theologie selbst einschlug,

---

1) Vorrede z. I. Teil.

2) Vorrede z. III. Teil.

3) Herrn Peter Baylens . . . Historisches und Critisches Wörterbuch, nach der neuesten Auflage von 1740 ins Deutsche übersetzt. IV Teile, Leipzig 1741 bis 1744.

4) Vergl. Vorrede zum IV. Teil.

wo sie die größte Behutsamkeit in Ausdrücken erforderte", rühmt sich Gottsched selbst übersetzt zu haben. Gegen Ende des Werkes traten noch Gellert und Gärtner als Mitarbeiter ein. Schwabe übersetzte auch die Anmerkungen aus der Bibliothèque Française, der junge Breitkopf die Erinnerungen von La Croze. Die erste und dritte Korrektur sah Schwabe durch, während Gottsched selbst die Revisionsbogen las. Frau Gottsched verbesserte zuerst allein das Manuskript der Übersetzung, las es dann ihrem Manne vor, während er den Grundtext vor Augen hielt; sie hat an den Verbesserungen „keinen geringen Anteil"; im ganzen hat sie dreimal die Übersetzung durchgelesen;[1]) auch hat sie einige fremde Zusätze übertragen. Das Register rührt von Gärtner her. Durch solche Heranziehung billiger Hilfsarbeiter gelang es unserm Organisator, ein damals ungewöhnlich hohes Honorar für sich selbst herauszuschlagen. So konnte er nach Schluß der vierjährigen Arbeit sich und seiner Frau 1744 eine Erholungsreise nach Königsberg gönnen.[2]) Zwanzig Jahre später stattete er mit dem am Bayle erschriebenen Gelde seine Nichte aus.[3])

Inhaltlich galt es für Gottsched zunächst natürlich, religiös anstößigen Stellen wohl oder übel zu widersprechen. Deshalb ist sein Kommentar wesentlich ein Anti-Kommentar. Seine Tonart ist wie folgt: „Hier hebt Hr. Bayle an, auf eine listige Art die Vernunft und Offenbarung wider einander gleichsam aufzuhetzen und einen Widerspruch zwischen beiden festzusetzen. Es ist aber bei den besten Gottesgelehrten eine nicht nur angenommene, sondern gründlich erwiesene Wahrheit, daß die NB. g e s u n d e Vernunft der NB. w a h r e n und recht verstandenen göttlichen Offenbarung nicht zuwider sein kann. Beide kommen ja von Gott... Gott kann sich auch selbst nicht zuwider sein." Folgen Zeugnisse „berühmter Männer".[4]) Das hieß denn doch — um Gottscheds Lieblingsphrase einmal auf ihn selbst anzuwenden — den Knoten mehr durchschneiden als lösen. Ebenso wenig selbständige Widerlegung des großen Skeptikers bietet Gottsched, wenn er im Sinne Leibnizens wiederholt einwirft: „Alle Gottesgelehrten behaupten, daß selbst die Geheim-

---

1) Siehe außer der Vorrede z. IV. Teil auch das Leben der Gottschedin von ihrem Mann, in der Ausgabe ihrer „Kleineren Gedichte". — Vergl. Schlenther, Frau Gottsched, S. 24 flg.

2) Leben der Gottschedin, sub 1744.

3) Nach hs. Brief an diese vom 4. August 1764. „Wenn ich von meinem Professions-Salario hätte leben wollen, würde ich eine schlechte Figur gemachet haben. Mein Bücherschreiben hat mir ebenso viel, ja noch mehr eingetragen. Selbst das, was ich Ihnen geschenket, habe ich, in vier Jahren, mit dem Bayle verdienet."

4) I, S. 69.

nisse nicht wider, sondern über die (so!) Vernunft sind."[1]) Auch begnügt er sich, die übliche theologische Wendung nachzusprechen, wo er gegen Bayle leugnet, daß unsere Glaubenslehren solchen unauflöslichen Schwierigkeiten unterworfen sind, daß man nur sagen könne: Vernünftle nicht, glaube nur! „Der Gott der Wahrheit und Vater des Lichtes", predigt er hier, „hat uns auch die Offenbarung verliehen, nicht die Vernunft abzuschaffen und umzustoßen, sondern ihr aufzuhelfen und ihre Mängel zu ergänzen."[2]) — In vielen anderen Fällen begnügt er sich, Leibnizens Einwürfe abzudrucken oder sich auf ihn zu berufen. Genug, selbst hier verharrt Gottsched auf dem Standpunkt der Theodicee. Auch sonst tritt die Halbheit seiner philosophischen Überzeugung oft genug hervor. Z. B. findet er nicht recht, daß Bayle an Anaxagoras die Verachtung der Reichtümer lobe: „Hätte er hier nicht", schwankt Gottscheds Philistermoral, „einen Unterschied machen sollen unter der Verachtung der überflüssigen Schätze ... und unter der Versäumung des Notwendigen?"[3])

Allein man muß unserem Kommentator zugestehen, daß er seinen Autor durchschaut. Bayles Art wird treffend dahin charakterisiert, „daß er die Einwürfe der Vernunft erst auf den höchsten Grad der Wahrscheinlichkeit treibt, hernach aber, wenn er die Auflösung derselben geben soll, sie nur mit der Offenbarung mehr zu Boden schlägt, als beantwortet",[4]) wobei man Ursache hat zu glauben, daß er spotte.[5]) Überdies fällt manches Wort, das auch Gottsched als vorgeschrittenen Geist erkennen läßt. Wo Bayle den Scotismus eine verborgene Spinozisterei nennt, merkt jener sogar in Übereifer an: „Hr. Bayle tritt auch zu der Sekte derer, die alles, was ihnen in philosophischen Sätzen anstößig ist, zu Atheisten machen wollen: allein es kleidet ihn dieser Eifer so wenig, ja noch weniger, als andere."[6]) Selbst indem er zwischen der Vernunft-Philosophie und der Religion zu vermitteln sucht, drängt sich das Gesetz der Natur in den Vordergrund. Bayle suchte unter anderem zu beweisen, „daß die Lehre von einer natürlichen und blinden Verbindung der Tugend mit der Glückseligkeit und des Lasters mit der Unglückseligkeit mehr Wirkung über den Menschen thun würde, als die Lehre der Christen wegen der Vorsehung." Dagegen sieht Gottsched keinen eigentlichen Widerspruch in diesen beiden Lehrsätzen: trotz einzelner will-

1) I, S. 407.
2) II, S. 157.
3) I, S. 210.
4) II, S. 756.
5) III, S. 211; vergl. auch besonders III, S. 310.
6) I, S. 20.

kürlichen Strafen, wie Donner und dergleichen, sei gewiß, „daß meistenteils die Tugenden und Laster sich selbst, durch ihre natürlichen und notwendigen Folgen belohnen und bestrafen. Denn eigentlich“ — lautet die ausschlaggebende Begründung — „ist eine Handlung nur darum gut oder böse, weil sie solche Folgen nach sich zieht, die ihrem Urheber oder anderen vernünftigen Geschöpfen etwas Böses oder Gutes zuwegebringen... Ich weiß wohl, daß der Wille Gottes die Regel des Guten und Bösen ist; allein da Gott nichts ohne Grund will oder hasset, so muß dasjenige, was er will, schon antecedenter ad voluntatem ejus, noch ehe er es will, gut, und das, was er hasset, muß schon antecedenter oder ehe er es noch hasset, böse gewesen sein. Da nun Gott nach seiner Güte die Glückseligkeit und Vollkommenheit seiner vernünftigen Geschöpfe wünschet und, soviel an ihm ist, befördert: so will er alles, was dieselbe wirken und vergrößern kann; er will hergegen alles das nicht, was selbige hindert oder vermindert.“[1]) Also Gott will das Naturgesetz. Damit ist in der That eine Harmonie ausgesprochen, — nur daß die von der Religion geforderte Gesinnung des Handelnden außer Acht bleibt.

Des ferneren wendet sich Gottsched nicht nur gegen Bayles Skeptizismus, sondern auch gegen seine Resignation: „Wer nur nach seiner Einsicht alles Mögliche thut, die Wahrheit zu erkennen, der wird allemal besser dabei fahren, als welcher blindlings glaubet.“[2]) — Besonders ernst ist es unserm Kommentator wohl mit seinem Widerspruch gegen Bayle, wenn dieser „den wenigen Einfluß des Verstandes in den Willen und der Meinungen in die Handlungen der Menschen darthun“ will.[3]) Das wichtigste positive Element der deutschen Aufklärung galt es damit zu retten. Und so darf man überhaupt sagen, daß Gottscheds Anmerkungen, soweit nicht äußere, kirchenpolizeiliche Rücksichten maßgebend waren, dem innern Trieb entsprangen, die optimistische Zuversicht gegen die Zweifel des gewaltigen Skeptikers siegreich aufrecht zu erhalten. Bei alledem steht der oppositionsgierige Erläuterer dem Verfasser des „Dictionnaire“ näher als er Wort haben will: erst wenn wir zu Gottscheds Anmerkungen die dahinterstehende Leipzig-Dresdener Inquisition hinzudenken, erscheinen sie uns in richtiger Beleuchtung.

So manche Berührung zwischen Gottsched und Bayle offenbart sich in der gleichzeitigen deutschen Ausgabe einer kleineren Schrift des Franzosen: 1741 erschienen in Hamburg „Herrn Peter Baylens Verschiedene Gedanken bei Gelegenheit des Cometen, der im

1) IV, S. 246.
2) III, S. 510.
3) II, S. 64.

Christmonate 1680 erschienen." Schon ein paar Jahre vorher hatte Gottsched dies Buch deutsch zu liefern versprochen, um die Furchtsamen, welche aus Himmelserscheinungen Unheil fürchteten, von ihrer Bangigkeit zu befreien. Wegen Zeitmangels trug er die Übersetzung seinem Schüler Johann Christoph Faber auf, der ihm wenig zu verbessern übrig ließ. Wie hier die Initiative von Gottsched selbst ausgeht, so tritt er auch meist für Bayle ein. Er weist dabei auf die befreienden Thaten des Thomasius hin und findet den wahren Ursprung des Aberglaubens in der Unwissenheit über natürliche Dinge. Namentlich die religiöse Ausbeutung abergläubischer Furcht vor Kometen, Sonnen- oder Mondfinsternissen befehdet Gottsched aufs schärfste.[1]) — Neben solchen Stellen fehlt es natürlich nicht an Verwahrungen gegen atheistisch klingende Behauptungen Bayles, namentlich wenn er leugnet, „daß die Kenntnis eines Gottes die lasterhaften Neigungen eines Menschen bessere."[2]) — Anzuerkennen ist, daß Gottsched hier den Mut findet, den von Bayle als Thatsache wiedergegebenen Klatsch über Spinozas Ende zurückzuweisen: durch dessen Biographen Johann Coler sei erwiesen, daß Spinoza nie gefürchtet, er werde sich im Todeskampf bekehren, und dergleichen.[3])

Bayle blieb nicht der einzige französische Aufklärer, den unser betriebsamer Mann edierte. Trotz innerer Verwandtschaft merklich von der deutschen Aufklärung geschieden wie Bayle, aber positiver als dieser, trat auch Helvetius mehr äußerlich in Gottscheds Interessenkreis. Der Leipziger Litterator hatte zwar im „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" Auszüge aus diesem Philosophen veröffentlicht, aber manche Stellen zu bedenklich gefunden. Unverhofft kam der „Diskurs über den Geist des Menschen" 1760 in deutscher Übersetzung von Johann Gabriel Forkert nach Leipzig in Druck. Seinem Inhalte nach mußte das Buch in Gottscheds Zensur. Hätte er sie verweigert, wäre es vielleicht anderswo gedruckt worden. So rät er dem ihm lange bekannten Verleger David Siegert in Liegnitz, es mit einer warnenden Vorrede von ihm, dem Zensor selbst, ans Licht stellen zu lassen! Erkennt Gottsched doch in dem Werke „überaus viel gründlich ausgeführte Wahrheiten und neue Betrachtungen über das menschliche Geschlecht, sonderlich über die Quellen seines Thuns und Lassens." Der Verfasser habe die Gedanken und Neigungen der Menschen, seine Gesinnungen und Empfindungen so genau geprüft, wie seit Locke vielleicht niemand.

1) S. 156 und 160 vergl. Hinweise auf Königsberger Vorfälle.
2) Vergl. besonders S. 452, 456, 490 flg.
3) S. 654.

Was Gottsched zurückweisen mußte, war insbesondere der Materialismus des Helvetius. Er lehnt es natürlich ab, den Geist als eine bloß leidende Kraft zu betrachten, da er ja in ihm sogar eine Art bewegender Kraft suchte. Er kann ferner nicht zugeben, daß der ganze Abstand der menschlichen Seelen von den tierischen aus dem Unterschied der physischen Bildung herleitbar. Alles Geistige glaubte er von Helvetius zum sinnlichen Gefühl, den Menschen zu einer herba sensitiva erniedrigt, — er konnte aber nur zugestehen, daß alle anschauenden Urteile (judicia intuitiva) aus dem Gefühl kommen, wenn das Fühlen vom Empfinden überhaupt, und zwar von einem Empfinden verstanden wird, „wie es mit dem Bewußtsein in einer lebhaften, geschäftigen Seele, nicht aber in einem fühlbaren Kraute befindlich ist." Gottsched läßt hier nur außer acht, daß auch Helvetius eine erregende Berührung der Sinnesnerven voraussetzte.[1]) Jedenfalls ist klar, daß unser Herausgeber seinem Autor in der Materialisierung der Seele nicht weiter folgen will als Christian Wolf vorangegangen, auf den er denn auch wiederholt verweist. — Daß er dagegen politisch mit der Zeit fortschritt, bekundet er hier wiederum. Indem Gottsched — teils aus patriotischem Stolz, teils aus Rücksicht auf die Machthaber — den Vorzug der deutschen politischen Zustände vor den französischen preist, giebt er einen bemerkenswerten Hinweis: „Haben wir nicht vor kurzem ein deutsches Buch, welches nicht minder wichtige, aber verhaßte politische Wahrheiten auf eine eindringende Art vorträgt, mit dem größten Beifall gelesen und ihm den Lauf lassen gesehen? Dieses vortreffliche Werk des Herrn Mosers würde gewiß in Frankreich mit dem Buche des Herrn Helvetius einerlei Schicksal gehabt haben." Eben ein Jahr vorher war Friedrich Karl v. Mosers bedeutsame, von seinem Landsmann Goethe schön gewürdigte Schrift „Der Herr und der Diener geschildert mit patriotischer Freiheit" erschienen. —

In der Vorrede zum letzten Teil seines Bayleschen Wörterbuches verspricht Gottsched eine Ausgabe von Leibnizens Werken; auch korrespondiert er darüber mit dem Stettiner Gesinnungsgenossen Gohr.[2]) Doch nahm er sich schließlich nur der Theodicee an, als des „besten und einzigen kräftigen Gegengiftes" gegen Bayle.[3]) 1720 war eine deutsche Übersetzung des Werkes erschienen, die als solche unsern Sprachmeister nicht befriedigte. Professor Richter in Leipzig hatte dieselbe in der zweiten Auflage mit Glück zu verbessern gesucht. Seit der vierten Auf-

1) Vergl. Max Dessoir: Geschichte der neueren deutschen Psychologie, Bd. I (1894), S. 241; siehe auch S. 57, 60 u. 190.

2) Vergl. Danzel S. 57 flg.

3) Ww. II⁷, Vorrede sub 1744.

lage von 1744 besorgt nun Gottsched die Verbesserung und Herausgabe der Übersetzung. Eine fünfte Auflage läßt er 1763 erscheinen.

Außerdem benutzt er eine akademische Einladungsschrift, um einige Leibnitiana zu edieren: „Anecdota quaedam Leibnitiana in lucem protrahit J. Ch. Gottschedius“ (1750).[1] Es sind zunächst zwei Schreiben von Leibniz an den Rektor Daum in Zwickau, die Gottsched ein Jahr vorher auf seiner berühmten Reise nach Karlsbad und Wien in der Zwickauer Gymnasial-Bibliothek gesehen, ferner ein deutsches Gedicht des großen Philosophen zum Gedächtnis von Johann Brunnemann.

Noch nach mancherlei anderer Richtung hat Gottsched eine geschäftige Herausgeberthätigkeit entfaltet. So übersetzte und erläuterte er des Freiherrn Jakob Friedrich v. Bielfeld „Lehrbegriff der Staatskunst“ (1761, abermals 1764, verbessert von Meusel 1773—77), so leitete er eine Übertragung von Musschenbroeks „Grundlehren der Naturwissenschaft“ (1747).[2] Ohne neue Bausteine zu seiner Charakteristik beizubringen, beweisen sie die Vielseitigkeit seiner Interessen.

## 3. Gottscheds agitatorische Stellung in den philosophisch-theologischen Zeitkämpfen.

Es konnte nicht ausbleiben, daß (a) Gottscheds Weltanschauung auf allen Gebieten seiner Wirksamkeit zur Bethätigung gelangte. Namentlich auch (b) in den litterarischen Kämpfen tritt sein rationalistischer Standpunkt klar hervor. Es ist begreiflich, daß (c) die evangelische Orthodoxie ihn unter diesen Umständen teils offen, teils insgeheim verfolgte, besonders ihm amtliche Schwierigkeiten zu bereiten suchte. Mehr entgegenkommend erwies sich das damalige Bildungsstreben der Katholiken, so daß unserm Manne (d) eine leise aufklärerische Wirkung nach den katholischen Gauen Deutschlands möglich wurde. Daneben unterhielt Gottsched (e) enge Beziehungen zu den meisten andern Vorkämpfern der Aufklärung, die ihn in ihre Interessen und Kämpfe hineinzuziehen wußten.

a) Für rationalistische Propaganda stand unserm Gottsched zunächst sein Katheder zur Verfügung. In jahrzehntelangem Wirken hat er ganze Generationen aufgeklärter Schüler entlassen. Obgleich ordentlicher Professor dieses Gebietes, las Gottsched — sonderbar genug — „die Philosophie“, d. h. die Einführung in die Weltweisheit, von 1750 bis 1764 gar nicht; doch traktierte er die Theodicee.[3])

1) Exemplar der Königl. Universitäts-Bibliothek Kiel.
2) Exemplar des Physikalischen Instituts der Universität Kiel.
3) Nach Gottscheds Brief an seine Nichte v. 17. Windmond 1764.

Man darf ferner sagen, daß über alle seine Schriften der aufklärerische Geist verbreitet ist. Graf Manteuffel versichert ihm bereits am 14. August 1737: „Je puis vous assurer sans exagération, qu'ayant lu plusieurs de vos ouvrages tant en vers qu'en prose, je n'ai pu me lasser d'admirer le zèle et la netteté, avec laquelle vous avez toujours taché de conduire les hommes à un but si salutaire. Toujours attentif à les mettre sur la véritable voie du Bon et du Vrai, vous leur avez enseigné si clairement les moyens d'y arriver qu'il n'y a qu'un siècle aussi fertile en esprits follets que le nôtre qui puisse les empêcher d'y acquiescer."

Namentlich seine moralischen Wochenschriften waren nach dieser Richtung von unberechenbarem Einfluß, wie diese Gattung Zeitschriften überhaupt Bildung und unabhängige Gesinnung im Bürgertum verbreitete. Gleich „Die vernünftigen Tadlerinnen" eifern gegen die abergläubische Furchtsamkeit vor vielen unschädlichen Dingen, die daher rühre, daß die Menschen „dem Hörensagen ihrer alten Mütter, Muhmen und Ammen zu viel trauen; weil sie keine Empfindung von einem guten und falschen Schlusse haben und alle Ursachen für gültig annehmen, sie mögen so abgeschmackt sein, als sie wollen".[1]) Ebenso läßt Gottsched schon hier[2]) ausdrücklich unentschieden, ob sich ein Sittenlehrer mancher nebensächlichen Bewegungsgründe zur Tugend, außer dem Wert derselben an sich, bedienen dürfe. Jedenfalls gründet sich die Tugend auf „einen wahren Begriff von dem, was gut oder böse ist". Die Wollust sei etwa nicht bloß von der christlichen Religion verboten; auch auf heidnische Zeugnisse weist Gottsched hin: es sprächen eben die Vernunft und das Gesetz der Natur gegen das Laster.

Im „Biedermann" nimmt der Kampf gegen den Aberglauben einen noch breiteren Raum ein. Die Entdeckungen der Gelehrten preist er als vom Aberglauben immer mehr abführend: man suche nun vor allen Dingen in der Natur selbst die Ursachen auch außerordentlicher Ereignisse.[3]) In solchem Zusammenhang verteidigt Gottsched seinen Bayle gegen den Vorwurf der Atheisterei: Der Mann zeige mehr Haß gegen Aberglauben als Neigung zum Unglauben.[4]) Neben Bayle rühmt Gottsched wiederum in begeisterten Worten Thomasius als „großen Helden in Ausrottung des Aberglaubens": „Er hat den Blocksberg wüste und den Satan mit seinem Anhange ohnmächtig gemacht. Er hat uns von der Furcht vor Koboldеn, vor Erscheinungen und Be-

1) Auflage von 1738, I. Teil, S. 362.
2) II, 179 und 58 flg.
3) II, 43.
4) II, 81.

schwörungen alter Vetteln befreiet. Man höret nunmehro von keinen Besessenen; man hält auf Schatzgräber und andere solche Betrüger nichts mehr."[1]) Ganz treffend wird betont: „Je mehr Gewalt man dem Satan in der Welt einräumet: desto mehr Macht entzieht man dem allerhöchsten Wesen."[2]) — In gleicher Tendenz empfiehlt „Der Biedermann" die Philosophie als „das Nützlichste, so ein junger Mensch auf hohen Schulen treiben kann. Das sind Freunde der Dummheit und des Unverstandes, die solches hindern... Sie lehret uns Gott, die Welt und uns selbst recht kennen."[3]) Auch den sonstigen Lieblingsideen Gottscheds begegnen wir hier. Namentlich durchklingt die intellektuelle Auffassung moralischer Fragen die ganze Zeitschrift als Leitmotiv; schon auf der ersten Seite des ersten Bandes heißt es: „Wer seinen Verstand von der Natur des Guten und Bösen mehr und mehr zu unterrichten suchet, der arbeitet auch unvermerkt an der Besserung seines Willens." Sollen wir aber nicht aus Furcht vor Strafe oder Hoffnung auf Belohnung Gott dienen? Eine solche Gesinnung sei nicht zu tadeln, aber ohne genugsamen Einfluß auf den Willen. Die Entstehung der Laster liege „freilich an einem bösen Willen. Allein woher kommt dieser? Ohne Zweifel von einem unwissenden und schwachen Verstande. Man ist von den Wahrheiten nicht sattsam unterrichtet und überführet, die einen Einfluß in die Handlungen haben."[4]) Wiederum ist damit Bildung, Aufklärung als wesentlichstes Mittel, als Vorbedingung der Tugend hingestellt.

Alle Dokumente des Gottschedschen Kreises atmen diesen Geist der Aufklärung. 1733—1736 erschienen in zwölf zwanglosen Stücken „Neufränkische Zeitungen von Gelehrten Sachen, darinnen alle die sinnreichen Einfälle der heutigen Gelehrten, die in andern Zeitungen nicht Raum haben, der galanten Welt zur Belustigung enthalten sind. Leipzig, auf Kosten der scherzhaften Gesellschaft druckts B. C. Breitkopf".[5]) Jedes Stück enthält eine Widmung zum Geburtstage eines Gliedes des Gottschedschen Kreises und stellt ein scherzhaftes, übrigens meist ziemlich banales Geburtstagsangebinde für jeden Einzelnen seitens der Genossen

1) II, 108.
2) II, 48.
3) II, 122.
4) II, 89 flg.
5) Exemplar der Königl. öffentlichen Bibliothek in Dresden. Es enthält als handschriftliche Eintragung folgendes Citat aus dem Catalogus bibliothecae Jo. Joach. Schwabii (Lips. 1785): „Diese Zeitungen sind nur wenigemal abgedruckt und blos unter Freunde verteilet worden; daher man sie selten sieht und fast niemals zusammen findet." In Gottscheds Briefwechsel mehrfach erwähnt, besonders durch C. L. v. Hagedorn am 3. Mai 1734.

dar. Das 6. Stück ist unserem Gottsched selbst zum 2. Februar 1734 gewidmet. Auch diese „Neufränkischen Zeitungen" nun kämpfen auf ihre Weise für die Aufklärung. In dem mit Vorliebe gewählten parodischen Ton wird angeblich ein Buch für den Gespensterglauben empfohlen. „Man hat eine eigene Abhandlung von der Stärke folgender Beweise beigefüget: Ich habe es ja mit meinen Augen gesehen! Ich werde ja nicht im Wachen träumen! Was hätte ich davon, daß ich's sagte, wenn's nicht an dem wäre? Wenn man der Frau nicht glauben soll, so weiß ich's nicht u. s. w."[1]) Parodiert wird ebenso das Eifern gegen die „schädliche Philosophie der Neuern, darin der Verstand durch nichts als Regeln und, wie ihre Anbeter vorgeben, ordentlich zusammenhängende Sätze zur Erforschung der Wahrheit angeleitet wird".[2]) In gleicher Maske der Dunkelmänner wird empfohlen, „diesem täglich mehr und mehr einreißenden Übel der sogen. Gründlichkeit und demonstrativen Erkenntnis zu steuern".[3]) Das letzte Stück trägt die Widmung: „Allen über die Vorurteile des Pöbels erhabenen Geistern". In der Geburtstagsgabe für die Dichterin Frau Christiana Mariana von Ziegler werden diejenigen parodiert, die fordern, „daß das Frauenzimmer nichts lernen solle, was über den Horizont ihrer Küche oder ihres Putzwesens stiege."[4]) Einmal[5]) heißt es lakonisch: „Man schreibt itzo, zumal in den politischen Zeitungen, das Wort allerhöchste, welches sonst nur von Gott gebraucht worden, auch von Menschen." Genug, auch der scherzhafte gesellige Verkehr des Gottschedschen Kreises bewegt sich in den Formen der Aufklärung. —

Unter Gottscheds poetischen Schöpfungen führt ein besonders gedrucktes Festgedicht den bezeichnenden Titel: „Der durch die gesunde Weltweisheit gestürzte Aberglauben, bei Gelegenheit des von Sr. Hochfürstl. Durchlauchtigkeit, Hrn. Joh. Friedrichen, reg. Fürsten zu Schwarzburg-Rudolstadt, erneuerten und durch ein neues Lehramt der Weltweisheit und Mathematik ansehnlich verstärkten Gymnasiums zu Rudolstadt besungen."[6]) Dem entsprechend lautet der Anfang:

„Wo seid ihr nun, ihr trüben Zeiten!
Darin des Aberglaubens Nacht,
Die Welt im Narrenseil zu leiten,
Mit Fleiß die Völker dumm gemacht?...

1) S. 108.
2) S. 106 flg.
3) S. 53.
4) S. 150 flg.
5) S. 57.
6) 2. vermehrte Auflage. Leipzig 1764. — Exemplar der Königl. öffentl. Bibliothek in Dresden.

Der Klosterzellen frommer Plunder
Erstickte Wahrheit und Vernunft.
Wie starrten nicht des Laien Blicke
Bei allem, was sich Seltnes wies?
Man sprach von schwerem Ungelücke,
Wann Sonn und Mond verfinstert hieß...
Erschien ein Nordlicht: was für Heere
Beströmten nicht die Welt mit Blut?
Als ob der Feind am Thore wäre,
Entfiel dem Kühnsten auch der Mut...
Gespenster tobten allenthalben!
Und wieviel galt der Blocksberg nicht?...
Gottlob! die Nächte sind verschwunden,
Darin die Dummheit herrschend war."

Tritt schon hier das Streben der freien Wissenschaft hervor, die Menschheit furchtloser, glücklicher zu machen, so entwickeln die folgenden Strophen historisch den Segen der Aufklärung, wobei die Einführung der deutschen Sprache in die Wissenschaft nachdrücklich betont wird:

„Ein bessrer Zeitpunkt fing mit Sprachen
Der Knaben Witz zu läutern an.
Allein, was nützten solche Sachen
Dem tappenden gemeinen Mann?
Von Huttens Spott wollt keinen schonen,
Der Klosterbruder selbst ward fein:
Halb Wälschland schrieb wie Ciceronen,
Doch, Dummheit blieb; und sprach Latein!"

Begeistert werden alsdann Erasmus und Melanchthon gepriesen. Es folgt die Emanzipation vom Aristotelismus:

„Nur blos das Joch des Stagiriten
Beschwerte noch des Schüllers Hals:
Doch seht: auf Josuas Gebieten
Erschien die Ruh des Sonnenballs.
Copernicus that solch ein Wunder."

In gleichem Lehrton zählt der Verfasser nunmehr die Thaten der Galiläi, Descartes, Kepler, Guericke, Tschirnhaus u. s. w. auf:

„So fiel der alte Weltbau weg.
Mehr! Leibniz und Thomas' erschienen,...
Die Weisheit neuen Wuchs erfuhr.
Die Dummheit floh, die Hexen wichen...
Kaum hub man an, auf deutsch zu lehren,
Zum Trotze der Lateiner-Zunft!
Gleich stieg der Wahrheit Glanz zu Ehren;
Der Pöbel selbst bekam Vernunft!
Ein Sturm und Wolf, erhabne Männer!
Verkündigten sie jedermann;
So, daß nun auch ein halber Kenner
Unmöglich sie verfehlen kann."

Damit ist das Ziel des Rationalismus erreicht. Man muß gestehen, daß hier mit weitem Blick der Zusammenhang und die Bedeutung der modernen geistigen Befreiungsthaten erkannt ist.

Gleiche Klänge sind aber in Gottscheds Gedichten nicht selten. Da ruft er, indem er die Errungenschaften der modernen Wissenschaft aufzählt:[1])

„O himmlisch wirkende Vernunft!“

Da preist er in ähnlicher Auffassung die Reformation:[2])

„Seitdem des Aberglaubens Nacht,
Durch Luthers treuen Dienst, verschwunden,
So, daß der Wahrheit Wundermacht
In halb Europa Platz gefunden.“

Dem nachmaligen Abt Jerusalem, seinem Schüler, widmet er zur Promotion ein versifiziertes Schreiben,[3]) in welchem es heißt:

„Der Thorheit warst du feind, und hast vor Lust gebrannt,
Der wahren Weisheit Kern und Innerstes zu schmecken...
... Des großen Leibniz Lehren
Bewogen dich zuerst, sie fleißig anzuhören.
Jemehr du dies gethan, jemehr empfand die Brust
An ihrer Gründlichkeit und Überzeugung Lust.“

Hierdurch ist uns zugleich ein Blick in Gottscheds akademische Lehrthätigkeit eröffnet. — Seine Lehrgedichte behandeln mit Vorliebe philosophische und theologische Themata:[4]) „Daß der Mensch selbst an seiner Verdammung Schuld ist“, „Die verbesserte Lehrart der Evangelischen im Predigen“, „Ob ein künftiger Arzt sich auf die Philosophie legen müsse?“ „Die rechte Art zu predigen“, „Daß ein heutiger Gottesgelehrter auch in der Vernunft und Weltweisheit stark sein müsse“, „Daß Gott der Menschen Schicksal von Ewigkeit bestimmt habe“ — wobei der freie Wille übrigens doch zu einem gewissen Rechte kommen soll. Schon die Fassung der Themata bekundet den Geist des Autors.

b) Nicht genug, daß Gottscheds poetische Übungen die Aufklärung besingen: sein Rationalismus greift auf litterarischem Gebiete tiefer und macht sich in der ganzen Auffassung der Poesie bemerkbar. Einen

---

1) Gedichte, herausgegeben von Schwabe (Leipzig 1736), S. 140.

2) Ebenda S. 166.

3) Ebenda S. 549 flg.: „Als Hr. Johann Friedrich Wilhelm von Jerusalem die philosophische Lehrwürde in Wittenberg annahm. 1731.“ Jerusalem hatte also damals das Adelsprädikat noch nicht völlig abgelegt, zu dessen Führung die Familie berechtigt war (zur Berichtigung bezw. Ergänzung der Angabe in der Allgemeinen Deutschen Biographie). Die in den „Werther“ übergegangene Ausweisung des Sohnes aus der Gesellschaft des Grafen v. Bassenheim bedeutet also nicht nur ein Vergehen, sondern auch einen Fehler!

4) Siehe Gedichte S. 583, 588, 592, 599, 629, 633.

Prüfstein seiner philosophischen Klassifizierung derselben muß vor allem der „Versuch einer critischen Dichtkunst“ bilden. Rein rationalistisch giebt sich namentlich das Kapitel „Von dem Wunderbaren in der Poesie“. Man lese nur gleich am Anfang: „Je aufgeklärter die Zeiten wurden, desto schwerer ward es auch, das Wunderbare zu erfinden.“[1]) Oder man prüfe, wie Gottsched die Auffassung der Dichtergabe als Gottesgabe herleitet oder vielmehr zurückweist: „Die dummen Leute, die irgend eines mittelmäßigen Poeten Verse höreten, dachten sogleich: das ginge nicht natürlich zu, daß ein solcher Mensch, wie sie, dergleichen ungemeine Dinge aus seinem eigenen Kopfe vorbringen könnte. Der Schluß war also richtig: haben sie es nicht von sich selbst, so hat es ihnen ein höheres Wesen, eine Gottheit oder eine Muse eingegeben.“[2]) Was bei Homer, Virgil, Ovid aus den Grenzen der Natur heraustritt, wird mit der Begründung abgewiesen: „Alle diese Wunder sind entweder ohne Not, oder nicht mit genugsamer Wahrscheinlichkeit erdacht.“[3]) Manches Wunderbare der Poeten ist auch „mit der herrschenden Meinung ihrer abergläubischen Zeiten“ zu entschuldigen.[4]) „Miltons Erfindungen sind nicht viel besser ausgesonnen ... Dieses Wunderbare ist viel zu abgeschmackt für unsere Zeiten, und würde kaum Kindern ohne Lachen erzählet werden können.“[5]) An dieser Stelle drängt sich besonders klar die Überzeugung auf, daß es neben sprachlichen Differenzen der philosophische Gegensatz war, der Gottsched in den Kampf mit den Zürichern trieb. Wie die Wunderwelt der Alten und der Engländer, weist unser Autor aber auch die Romantik der Franzosen zurück. „Die Contes de fées dienen ja nur zum Spotte und Zeitvertreibe müßiger Dirnen und witzarmer Stutzer, führen aber auch nicht die geringste Wahrscheinlichkeit in sich ... Die Welt ist nunmehr viel aufgeklärter.“[6]) Schließlich geht Gottsched den „Unwahrscheinlichkeiten“ unserer heimischen Dichtung zu Leibe. Merkwürdig genug ist es, welchen poetischen Stoff er dabei in den Vordergrund schiebt: „Das Märchen von D. Fausten“, betont er, „hat lange genug den Pöbel belustiget: und man hat ziemlichermaßen aufgehört, solche Alfanzereien gern anzusehen.“[7]) In gleichem Sinne hatte schon 1723 unser Königsberger Jüngling in einer Ode gejubelt:[8])

1) 4. Auflage (1751), S. 170.
2) Ebd. S. 172.
3) S. 181.
4) S. 182
5) S. 182 flg.
6) S. 183.
7) S. 186.
8) Gedichte, S. 99 flg.

„Des Aberglaubens Anker bricht...
Der aufgeklärte Geist der Welt,
Dem keine Thorheit mehr gefällt,
Wird nun nicht, wie vorhin, vor eitler Angst verderben.
Wie bebte vormals Stadt und Land,
Wenn eine freche Zauberhand
Sich murmelnd in den Kreis beschworner Zeichen zirkte?
Wenn Faust auf seinem Mantel fuhr
Und zur Beschimpfung der Natur
Mehr Wunder in der Welt, als Moses Stecken, wirkte.
Nun steht der kahle Blocksberg leer."

Nicht nur daß diese Angriffe die Beliebtheit des Faust-Stoffes bezeugen, sie markieren zugleich scharf den geistigen Gegensatz zwischen der ersten und zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts. — Es ist bekannt genug, wie Gottscheds Kampf gegen die Oper dem gleichen Vernunftprinzip entsprang; folgerecht gelangt er so zum platten Naturalismus: „Vernünftige Leute", lautet ein charakteristischer Ausspruch, „würden lieber eine Dorfschenke voll besoffener Bauern in ihrer natürlichen Art handeln und reden, als eine unvernünftige Haupt- und Staatsaktion solcher Opermarionetten spielen sehen".[1]) Deshalb fordert Gottsched positiv vor allem Wahrscheinlichkeit in der Poesie. Er versteht darunter „nichts anders, als die Ähnlichkeit des Erdichteten mit dem, was wirklich zu geschehen pflegt; oder die Übereinstimmung der Fabel mit der Natur".[2]) Eine geistlose Auffassung der Aristotelischen Nachahmungstheorie kam solchen naturalistischen Bestrebungen entgegen. Wollen wir die Gefolgschaft, die Gottsched dem Stagiriten auf dem Gebiete der Poetik zu leisten beflissen ist, in rechter Beleuchtung sehen, müssen wir uns überdies gerade in unserm Zusammenhang gegenwärtig halten, daß er auf allen andern philosophischen Gebieten eine Emanzipation von Aristoteles erstrebte.

Wenn wir die platte Nüchternheit in der Poesie Gottscheds und seiner Schule mit Recht belächeln, mögen wir uns nach alledem erinnern, daß solche Afterdichtung zu den notwendigen Folgen der rationalistischen Weltanschauung gehört, und mögen dabei des geistigen Fortschrittes, den diese Richtung herbeiführte, dankbar eingedenk sein. Tragikomisch ist freilich die Stellung der Gottschedschen Dichterschule: wenn der Poet sich zu höherm Schwung erheben, wenn er überhaupt erdichten möchte, zupft ihn der Rationalist am Ohr und stellt seine herabdrückende Forderung: Natürlichkeit, Wahrscheinlichkeit! Dann hilft sich der ertappte Dichter wohl mit der halb seufzend, halb pharisäisch beschränkenden Ausrede:

---

1) Critische Dichtkunst⁴, S. 189.

2) Ebd. S. 198. Vergl. dort überhaupt das Kapitel „Von der Wahrscheinlichkeit in der Poesie".

„Dörften wir, nach Art der Alten,
Durch der Dichter Fabelreich,
Menschen noch für Götter halten ...“

oder dergl.[1])

Gottscheds Poetik erweist sich schon dadurch als rationalistisch, daß sie die Regeln der Dichtkunst a priori aus der Vernunft deduzieren will.[2]) Mathematisch im Stile der Wolffschen Philosophie, mit logischer Nötigung will er diese Regeln herleiten, überhaupt die Dichtung dem System des Meisters einreihen. Wie er immerhin dem Schwulst und der Verzerrung vom Standpunkte der Vernünftigkeit und Natürlichkeit wirksam entgegentrat, so hat auch seine theoretische Zusammenfassung der Kunstregeln in deutscher Sprache eine notwendige Grundlage für das System und die Methode der Dichtkunst geschaffen. Befriedigen konnte der Versuch freilich nur, solange bloße Verstandesmenschen die Geheimnisse der Poesie zu begreifen und deren mechanische Ausübung zu erlernen suchten.

Verheißungsvoll genug klingt schon der Titel „Critische Dichtkunst“. Erweckung der Kritik im Sinne seiner philosophischen Lehre war thatsächlich das bedeutsame Ziel unseres Gottsched. Seine „Beiträge zur critischen Historie der deutschen Sprache, Poesie und Beredsamkeit“ verfolgten als ausgesprochenen Zweck: „die Beförderung der deutschen Litteratur, und die Einführung einer gesunden Kritik in allen schönen Wissenschaften“.[3]) Ebenso erklärt er seinen „Grundriß zu einer vernunftmäßigen Redekunst“ „ganz philosophisch, oder welches mir gleichviel dünket, vernunftmäßig“ abgefaßt.[4])

Philosophischer Ableitung seiner litterarischen Grundsätze begegnen wir in allen einschlägigen Schriften Gottscheds. In seiner „Weltweisheit“ selbst rät er, um vor Unkeuschheit zu behüten, die Orte zu meiden, „wo man zur Wollust gereizet wird, als Opernbühnen und unehrbare Komödien, darinnen verliebte Romanstreiche, Zoten und Narrenteidungen der beste Zierat sind. Man lese keine Liebesgeschichte und andere unzüchtige Schriften der Poeten, die ein besonderes Gift einzuflößen pflegen“.[5])

In seinen Wochenschriften eifert Gottsched gegen den Wunderglauben selbst in der Sage und Poesie, weil es eben galt, den Aberglauben im Leben auszurotten. „Ganz andre Dienste“, meint er,[6]) „können die Poeten dem menschlichen Geschlechte thun, wenn sie Weltweise zugleich sind; d. i. ihre Vernunft und ihren Willen gebessert haben. Sie haben eine Gabe,

---

1) Gedichte S. 307.
2) Vergl. Danzel S. 10.
3) Vorrede z. Ww. II[7].
4) Vergl. J. Reicke S. 16 flg.
5) Ww. II[7], S. 294; ebenso S. 416.
6) Der Biedermann II, 57.

die tiefsinnigsten Wahrheiten der Philosophie und Moral auch unstudierten Leuten begreiflich zu machen. Anstatt subtiler Vernunftschlüsse ... erdenken sie lebhafte Bilder, die besser in die Sinne fallen. Sie gebrauchen die Fabel zum Dienste der Wahrheit ... Er malet die Tugend so reizend, und das Laster so garstig, daß jene bei allen Hochachtung und Liebe, dieses hergegen nichts als Ekel und Abscheu in den Gemütern der Menschen wirket." Wie einen intellektuellen Ursprung sehen wir somit auch einen moralisierenden Zweck der Poesie aus philosophischen Rücksichten abgeleitet. Ebenso erklärt er schon frühzeitig[1]) hämisch, es sei nicht **Bodmers** Entdeckung, „daß eine wahre Beredsamkeit sich auf eine gute Philosophie gründen müsse". Desgleichen: „Ein sprachverständiger Mann kann niemand werden, ohne die Kritik studiert zu haben. Die Kritik aber ist ganz auf philosophische Gründe gebauet und muß alle ihre Regeln aus der Vernunftlehre herleiten."[2])

Das sechste Stück der „Neufränkischen Zeitungen", das unserm Gottsched gewidmet ist, bringt die scherzhafte Ankündigung einer „allerneuesten Anweisung zur musikalischen Dichtkunst, nach den Regeln der Wolfischen Philosophie eingerichtet". Bezeichnend heißt es darin:[3]) „Die strenge Richtigkeit der Gedanken, so die Vernunftlehre in einem Gedichte erfordert, will er in der Dichtkunst gar nicht gelitten, sondern als eine Tyrannin und Unterdrückerin so mancher hübschen Einfälle verbannet wissen." Der ähnlichen Vorankündigung einer „Harlequinologia" schieben die „Neufränkischen Zeitungen" unter:[4]) „Die Vernunft bekommt bei dieser Gelegenheit einen vortrefflichen Wischer, daß sie sich auch in die Schauspiele mischen wolle. Man sagt ihr rund heraus: So wenig man ihr erlauben wolle, dem Aberglauben Eintrag zu thun, so wenig stünde ihr es auch an, die Thorheit in ihrem verjährten Rechte zu beunruhigen." Wie tief Gottscheds Theaterreformen in seiner Weltanschauung wurzeln, kommt hier zu unmittelbarer Aussprache.

In dasselbe Horn stieß die litterarische Schule Gottscheds. Schönaich spottet mit dem Meister um die Wette über die „fromme Schwärmerei" der „heiligen Poesie" Klopstocks.[5]) Reichel[6]) weist auf den Gegensatz der Klopstockianer zu Wolf hin: „Zeither hat man **vernünftige Gedanken** von der Seele, **vernünftige Gedanken** von dem Ursprunge des Bösen ... u. s. w. geschrieben", wie ja die Wolfschen Büchertitel

1) Ebd. II, 22.
2) Ebd. II, 122.
3) S. 9 des besonders paginierten Stückes.
4) S. 143.
5) Vergl. auch Schönaichs Brief an Gottsched v. 15. Dezember 1753.
6) Erläuterungen über die ganze Ästhetik in einer Nuß, S. 84.

lauteten. Jetzt werde man dies in „Träume“ umdrucken müssen! Frau Gottsched geißelt gleich in ihrem ersten Drama die „Pietisterei im Fischbeinrocke“. — Andererseits weiß Gottsched die philosophisch-theologischen Gesinnungsgenossen für seine litterarische Agitation zu verwenden. Namentlich treten die französischen Wahrheitsfreunde in ihren Zeitschriften für seine schönwissenschaftlichen Leistungen ein.[1]) Genug, die litterarischen Reformen Gottscheds gehen mit seiner rationalistischen Propaganda Hand in Hand.

(Schluß folgt.)

---

## Zum Accent und Sprachrhythmus.

Von **E. Hoffmann-Krayer** in Zürich.

Wie Hildebrand überall, wo er ein Thema berührt, anregend und fördernd wirkt, so hat er auch mich durch seine Bemerkungen über rythmische Bewegung in der Prosa (Ztschr. f. d. d. U. 7, 641) dazu gedrängt, einen Gegenstand wieder aufzunehmen, den ich seines äußerst heiklen und undurchdringlichen Charakters wegen schon seit längerer Zeit bei Seite gelegt habe.

Die Geschichte der Betonung, ihres Wesens, ihrer Wirkungen gehört ja bekanntlich zu den schwierigsten und dunkelsten Kapiteln der Sprachwissenschaft, und bevor man ihr nicht von der psychologischen und der physiologischen Seite zugleich auf den Leib rückt, wird eine befriedigende Lösung der Rätsel nicht zu erwarten sein.

Vorliegende Betrachtungen sind weit entfernt, etwas Abschließendes bieten zu wollen (das kann ohne Beiziehung vieler Belege aus indogermanischen und außerindogermanischen Sprachen nicht geschehen), sie wollen lediglich einige Ideen wiederholen, die dem Verfasser schon in der Schule bei der Vergleichung der lateinischen und griechischen Accentverhältnisse mit den heutigen, namentlich den mundartlichen, gekommen sind.

Hildebrand nennt die Betonung „die Trägerin des Seelenlebens einer Sprache“. Nichts ist wahrer, als das; aber gerade dies wird meistens gar nicht anerkannt, weil man gewohnt ist die Betonung gegenüber dem rein äußerlichen Habitus der Sprache als etwas Unwichtiges, vielleicht auch als etwas Unfaßbares zu betrachten. Was für eine Fülle von interessanten Beobachtungen sich aber daran anknüpfen lassen, das hat der oben angeführte Aufsatz Hildebrands gezeigt.

Zunächst müßte nun aber der Schüler darauf aufmerksam gemacht werden, daß man unter dem Ausdruck „Accent“ keineswegs

---

1) Vergl. Mauclercs Brief an Gottsched v. 12. August 1740, überhaupt die Korrespondenz mit Mauclerc, Formey und Pérard.

immer einen einheitlichen Begriff versteht. Wir meinen mit dieser Bezeichnung einmal die Hervorhebung einer Silbe im Worte oder eines Wortes im Satze; ein anderes Mal, wenn wir z. B. von sächsischem, schwäbischem Accent sprechen, den mundartlichen Tonfall. Das genügt, um dem Schüler zu zeigen, daß das musikalische Element in der Betonung eine bedeutende Rolle spielt. Einmal so weit, kann man darauf hinweisen, daß die musikalische Betonung vornehmlich die Trägerin des seelischen Empfindens ist, daß ein einziges Wörtchen, z. B. ja, je nach dem verschiedenen Tonfall ganz verschiedene Bedeutungen (Bestätigung, Frage, Ironie ꝛc.) haben kann. Ebenso in jedem Satze. Man mag ein Wort noch so energisch mit Nachdruck (d. h. mit kräftigem Luftausstoß) belegen, die feineren Schattierungen unserer Stimmung wird es doch nie ausdrücken, wenn ihm nicht die entsprechende Tonbewegung beigegeben ist. Die musikalische Betonung ist also das Charakteristische, und mithin ist von ihr, als der psychologischen Grundlage der Accentuation überhaupt, auszugehen.

Es mag in dieser Zeitschrift vielleicht der beste Platz sein, einige Gedanken über den Ursprung der Betonung zu äußern, ein Vorwurf, der heutigentags bei der streng empirischen Erforschung der Dinge in einer rein wissenschaftlichen Fachzeitschrift nicht die richtige Stelle fände. Da es aber beim Unterricht weniger auf das positive Wissen unzähliger Einzelheiten, als auf die Anregung ankommt, so mögen solche Betrachtungen hier wohl am Platze sein.

Unsere modernen Sprachen, namentlich die indogermanischen, haben bei einer Entwickelungsgeschichte von vielen tausend Jahren einen hohen Grad von Kultur, von Ausdrucksfähigkeit erlangt. Wir sind im stande durch rein formale Modifikationen in der Sprache, Verhältnisse und Beziehungen auszudrücken, wir sind gewohnt, den Accusativ zu brauchen, um eine Abhängigkeit des Nomens vom Verbum, den Genitiv, um eine Beziehung zu einem anderen Nomen zu bezeichnen; der Singular bedeutet eine Einheit, der Plural eine Mehrheit von Dingen; das Präsens drückt eine gegenwärtige, das Futurum eine zukünftige Handlung aus u. s. w. u. s. w.[1]).

Solche fein ausgebildete Verhältnisse haben wir uns aber in der Ursprache nicht vorzustellen. Die Kasus, Tempora, Modi ꝛc. sind höchst wahrscheinlich ihrerseits wieder Zusammensetzungen von einzelnen Wörtern, eine Erscheinung, die sich ja im Verlaufe der Sprachbildung immer wieder gezeigt hat; man denke nur an das französische Futurum chanterai aus cantare habeo d. h. „ich habe zu singen“ oder an den schweizerischen

1) Näheres bei Delbrück in Brugmanns Grdrß. Bd. III.

Genitiv 's Hūs vom Vatter = „des Vaters Haus"; ja wir brauchen gar nicht so weit zu gehen: unsere modernen Kasus, der französische Genitiv du père, deutsch des Vaters sind bereits wieder zusammengesetzte Bildungen gegenüber dem lateinischen patris. Ähnlich haben wir es uns also wohl in der Zeit der Kasusbildung zu denken. Was aber mag vorher gewesen sein? Eine Fülle von einzelnen Wurzeln, die man noch nicht fähig war, durch formale Abänderungen in die richtigen Beziehungen zu einander zu setzen. Wer sich diesen Zustand nicht recht vorstellen kann, der möge einmal die Ausdrucksweise der Kinder beobachten, von denen man ja auch auf sprachlichem Gebiete so viel lernen kann. Wenn das Kind seinen Vater vermißt, so sagt es „Papa fort"; dasselbe sagt es aber auch, wenn es seinen Vater fortschicken will. Wie unterscheidet es nun aber diese beiden Ausrufe? Durch verschiedene Betonung, die es möglicherweise auch noch mit einer Handbewegung begleitet. Die letztere ist jedoch kaum nötig, da durch die Betonung allein schon seine Absicht ausgedrückt ist. Freilich kann eine Modulation auch oft ungenügend oder mißverständlich sein. Das beruht dann darauf, daß unsere Fähigkeit, durch die Tonbewegung ein Gefühl auszudrücken oder es als solches zu erkennen, infolge des Nichtgebrauches zurückgegangen ist, wovon weiter unten. Wer sich übrigens in den außerindogermanischen Sprachen etwas umgesehen hat, der wird das oben Gesagte aufs schönste bestätigt finden. Ich führe ein klares Beispiel aus dem Chinesischen an. Hier heißt mai „kaufen" und „verkaufen"; die Urbedeutung mag überhaupt die des Tauschens gewesen sein; je nach der musikalischen Betonung aber kann dieser Begriff eine speziellere Bedeutung annehmen. So ersetzt die Betonung die Geberde, ja wir können sagen: der Accent ist die Geberde des Kehlkopfes, nur ist er weit mehr als die äußere Bewegung dazu befähigt, Seelenstimmungen auszudrücken.

Aus diesem primitiven, sozusagen instinktiven Sprachgebrauch entwickelte sich dann aber nach und nach der logische, indem diese isolierten Begriffe sich kombinierten und so wieder unter sich einheitliche Begriffe bildeten. So hängte man an den indogermanischen Stamm ekvo „Pferd" ein s (das ehemals als selbständiges Wort eine vollere Gestalt gehabt haben mag); dadurch wurde diese Kombination zum Nominativ, es ist also anzunehmen, daß in diesem angehängten Wörtchen eine Bedeutung lag, die dem Begriff ekvo „Pferd" diese syntaktische Stellung einer Nominativfunktion verschaffte. Hängen wir dagegen ein m an (ekvo-m), so wird die Bedeutung accusativisch u. s. f. Auf diese Weise wurden solche Kombinationen feste, unzertrennliche Formeln mit charakteristischer Bedeutung, und infolgedessen sank der Accent, der ehedem auf dem Stamme ekvo allein durch seine Modulation die betreffende Beziehung ausgedrückt hatte,

zu dem wesenlosen Ding herab, das man musikalischen Wortaccent nennt.[1])

Diese Erstarrung des ehemals lebendigen und begriffsbestimmenden Accentes konnte jedoch nur eintreten, wenn die Beziehungen bereits formelhaft geworden waren, wie bei den Deklinations- und Konjugationsformen, der Zusammensetzung u. s. f.; in der freien Sprache aber hat sich die Betonung in ungeschwächter Kraft erhalten und wird sich erhalten, so lange es überhaupt menschliches Empfinden giebt. Dies möchte ich auch noch gerne mit Beispielen aus der neueren Sprache erhärten.

Wir betonen heute unser Wort Menschheit ganz gleich, wie etwa Hóffnùng d. h. mit dem Hauptaccent auf der ersten, dem Nebenaccent auf der zweiten Silbe. Das Wort war aber ursprünglich nichts anderes als das Adjektiv mennisc „männisch, menschlich", verbunden mit dem Substantiv heit, das noch im Mittelhochdeutschen selbständig gebraucht wurde und soviel als „Art" bedeutete; Menschheit also = „menschliche Art". Da nun diese Kombination sehr häufig gebraucht wurde, so wurde sie schließlich als einheitlicher Begriff und infolgedessen als ein Wort aufgefaßt; damit verlor der ursprüngliche Accent (mennisc heit wie neuhochdeutsch: menschliche A'rt) seine Bedeutung und wurde als Wortaccent in den Strudel der Analogiebildung hineingezogen, welche verlangt, daß jedes deutsche Wort auf der ersten Silbe betont werde (Ménschheit).

Andere Belege bieten die aus ganzen Sätzen bestehenden Eigennamen wie Thúdichum aus Thu dich úm, Méngein aus Meng ein u. a.

Da nun aber der Accent gewöhnlich seine deutlichen Wirkungen hinterläßt, sei es direkt in betonten oder indirekt in unbetonten Silben, so sollte man erwarten, daß die verschieden betonten Wörter nun auch verschiedene Gestalt annehmen würden. Die eben erwähnten neuhochdeutschen Accentdifferenzierungen sind jedoch zu jung, um schon Spuren zu hinterlassen; ein älteres Beispiel möge diese Erscheinung darthun. „Ich rinne, laufe" lautet im Althochdeutschen rinnu, im Gotischen rinna, indogermanisch haben wir rennō vorauszusetzen. Zu diesem einfachen Verbum wurde nun ein Kausativ mit der Bedeutung „laufen machen" gebildet; dies geschah mit Hilfe des Einschiebsels -éio-, das als Hauptcharakteristikum des neuentstandenen Begriffes die intensivste Betonung beanspruchte. Infolgdessen wurde der ehemals betonten Stammsilbe rénn- der Accent entzogen und ihr Vokal nahm in dieser Unbetontheit eine andere Gestalt an, er wurde zu o: ronn-. Das indogermanische Kausativ

1) Über das Verhältnis des dynamischen Accentes zum musikalischen vergl. meine Arbeit: Stärke, Höhe, Länge (Straßburg 1892) und namentlich: Phonet. Studien VI, 115.

lautet also ronnéiō; es ist das gotische rannja, althochdeutsch rennu, neuhochdeutsch renne. Sobald nun aber der Accent diese deutliche Unterscheidung im Vokalismus bewirkt hatte, wurde diese selbst zum Unterscheidungsmerkmal, und die Accentverschiedenheit wurde überflüssig; daher die spätere Ausgleichung.

Solche und ähnliche Betrachtungen über die Betonung wären vielleicht dazu angethan, den Schüler auf die Wichtigkeit derselben in der Sprachbildung hinzuweisen und sein Interesse an dem Gegenstande zu wecken.

Nun aber noch ein Wort über den Einfluß des Rhythmus auf den Accent, den Hildebrand in dem angeführten Aufsatze so anziehend darstellt.

Zunächst sind meines Erachtens diese beiden Momente, der Rhythmus und der Accent, ihrem Wesen nach streng auseinanderzuhalten. Letzteren haben wir als auf logischer Grundlage beruhend kennen gelernt d. h. als Mittel, unser augenblickliches Empfinden auszudrücken, indem wir die Sprachlaute entsprechend betonen. Ganz anders der Rhythmus; er ist rein physiologischer Natur. Niemand wird je bemerkt haben, daß der Accent auf seine Nerven irgendwelchen Eindruck ausübt, während die Wirkungen des Rhythmus selbst beim Tiere zur Genüge beobachtet worden sind. Eine rhythmisch fein empfundene Tanzmusik „fährt in die Beine“, wie man sich etwa auszudrücken pflegt; das will aber nichts anderes sagen, als: der Rhythmus trifft unsere Bewegungsnerven in einer eigenen Weise, und diese wirken wiederum auf die Muskeln.[1]) Man behaupte nicht, daß die Melodie es sei, was uns hinreiße: die uncivilisierten Völker haben in ihrer Tanzmusik sozusagen gar keine oder wenigstens eine höchst monotone und stets wiederkehrende Melodie, und zudem läßt es sich beobachten, daß wir dieses rhythmische Zucken in den Nerven schon empfinden, wenn der Baß einsetzt. Dies genügt, um die intensiven Wirkungen des Rhythmus auf unser Nervensystem darzuthun.

Es ist nun sehr begreiflich, daß ein solches Agens sich auch da geltend macht, wo wir gezwungen sind, gegen unser rhythmisches Gefühl zu handeln, mit anderen Worten, wenn die Kraft der Logik oder der Analogie des Accentes mit dem physiologischen Bedürfnisse des Rhythmus in Konflikt gerät. Dieser Fall tritt in dem von Hildebrand (S. 645) angeführten Beispiele unabsehbar ein. Rein logisch genommen sollten wir únabsehbar betonen; aber hier durchbricht unser rhythmisches Gefühl alle Schranken der Überlegung, und wir accentuieren in regelmäßigen Trochäen: wie schon Schiller bei einem ähnlichen Worte: Streckt sich únäbséhlich dás Gefílde (Die Schlacht.)
oder vielmehr in Prosa únabsèhbär (neben unabséhbàr).

1) Vergl. jetzt auch das bedeutende Buch von Minor: Neuhochdeutsche Metrik; Straßburg 1893, S. 9.

Diese Beobachtungen über die „Gleichgewichtsverteilung“ sind ja nicht neu. Behaghel hat bekanntlich in Pauls Grundriß (I, 555) eine Anzahl von Fällen zusammengestellt und vor ihm auch schon andere; es ist aber bis jetzt unmöglich gewesen, ein allgemein giltiges Gesetz aufzufinden, nach dem sich diese Vorgänge vollziehen. Ich habe es in meiner oben (S. 760 Anm. 1) citierten Abhandlung versucht, die Fälle nach Gruppen zu ordnen und erlaube mir nun, einiges daraus mit Zusätzen wiederzugeben.

Erstens sind gesondert zu betrachten ältere Accentverschiebungen von Wörtern, die keine Analoga neben sich hatten und deshalb leichter dem Streben nach Gleichgewichtsverteilung ausgesetzt waren. Hierher frohlócken (Opitz, Ps. 23 betont noch fróhlocken: Wie frohlockt er doch inniglich), willfáhren (vergl. Deutsches Wörterb. III, 1258) offenbáren (bei Adelung, deutsche Sprachlehre [Wien 1782] § 84 noch óffenbàren), schmarótzen, willkómmen (vergl. Germania 37, 438), lebéndig (wozu jetzt diese Zeitschrift 6,641; 7,91. 495 zu vergleichen ist; auf alte Betonung dieses Wortes deuten bistritzisch: lébendig, altenburgisch: lámg u. a.), Hollúnder (gegenüber Hólder, altenburgisch: hólunner), Schlaráffe (mhd. slúraffe).

Zweitens. An diese Gruppe schließen sich Wörter an, die ihrer Endung wegen als Fremdwörter angesehen und als solche betont werden z. B. Hermelín (nach Anilín, Turmalín ꝛc.; dagegen bayerisch: Hárml), Forélle (nach Libélle, Tabélle ꝛc.; dagegen schweizerisch: fórene, bayerisch: fórchen, altenburgisch: fúrele), violétt (nach brünétt, kokétt ꝛc.; dagegen baselerisch: feíelett), Walkúre (nach französisch -ure).

Drittens tritt Betonungsausgleichung ein unter starker Emphase, meist hervorgegangen aus Doppelaccent, wie: ein ábgefeímter Schurke, eine aúsgespróchene Schönheit. Sind dann solche Wörter sehr gebräuchlich, so nehmen sie gern sekundären Accent an, z. B. eigentúmlich neben eígentümlich, leibháftig neben leíbhaftig u. s. w. Bezeichnend ist dabei, daß die Epitheta des höchsten Wesens meist diesen späteren Accent tragen z. B. dreifáltig, allmáchtig, allwáltend, allgútig, barmhérzig. Oft auch nehmen die verschiedenen Betonungen verschiedene Bedeutung an; so spricht man wohl von ausserórdentlicher Geschwindigkeit, nie aber von einem ausserórdentlichen Professor.

Viertens endlich kann man als gesonderte Gruppe betrachten, Wörter, die häufig in der Satzunbetontheit stehen und daher einer Accentversetzung leichter zugänglich sind z. B. vollkómmen, ungefáhr, wozu sich auch Titel, wie Bürgermeíster, Obergeríchtsrat ꝛc. gesellen.

So ließen sich noch viele Beispiele sammeln und unter den gegebenen Gesichtspunkten beleuchten.

Für diesmal sei es genug. Es möge nur noch, da Hildebrand einmal den Gegenstand berührt hat (S. 643 Anm.) darauf hingewiesen werden, daß das ältere lateinische Betonungsgesetz in der klassischen Sprache seine deutlichen Spuren hinterlassen hat z. B. explódo aus älterem éxplaudo, wobei das unbetonte au zu o reduziert wurde; ebenso inérmis aus ínarmis, ílico aus ínloco u. a.

---

## Reinhold Bechstein †.

Von **O. Glöde** in Wismar i. M.

> Gedœhte man ir ze guote niht,
> von den der werlde guot geschiht,
> sô wære ez allez alse nicht,
> swaz guotes in der werlt geschiht.
> (Tristan I, 1.)

Es war in den Herbsttagen des Jahres 1884, als ich zum ersten Male mit Reinhold Bechstein in vertraulichen Verkehr trat. Ich kam als Student aus Berlin nach Rostock zurück und hatte mich vorzugsweise mit dem Gotischen, Altnordischen und Angelsächsischen beschäftigt und hier wieder ausschließlich mit der Grammatik, weniger mit der Litteratur. Bechstein, wie immer freundlich gegen Anfänger, lud mich zu einem Spaziergang nach dem tannenumrauschten Einsiedler ein, der noch heute ein Sammelpunkt für die kleine Gemeinde derer ist, die unsere deutsche Vorzeit in Sprache und Sitte erforschen. An jenem schönen Herbsttage saßen wir beide stundenlang allein zwischen den dunklen Tannen, und als der Abend früh heraufzog und die Glocken drunten in der alten Hansestadt zum Aufbruch mahnten, da hatte ich eingesehen, daß es außer den germanischen Sprachgesetzen, wie sie sich auf der ältesten Stufe dem studierenden Verstand am besten darstellen, noch unendlich viel Schönes in der mittelhochdeutschen und neuhochdeutschen Litteratur giebt. Als wir am Abend durch die ehrwürdige Altstadt von Rostock an St. Peters schlankem Turm vorbeigingen, da ahnte der lebenslustige Fünfziger nicht, daß er sich genau zehn Jahre später in den Sarg legen würde, und ich nicht, daß ich einst von der Leitung einer germanistischen Fachschrift aufgefordert werden würde, meinem hochverehrten Lehrer einen Nachruf zu schreiben. Ein gut Teil seines Denkens und Empfindens hat er mir mitgeteilt in den drei Jahren, die ich in fast täglichem Verkehr mit ihm gelebt habe. Auch in den letzten Jahren, wo mein Amt mich hier in Wismar festhielt, habe ich öfter Gelegenheit gehabt, seine Meinung über wissenschaftliche Fragen zu hören; in Rostock traf ich ihn regelmäßig in den Ferien in jenem kleinen Kreise von Germanisten und Altertumskennern, denen auch Krause bis vor zwei Jahren angehörte. Nun

da es mir gelungen war, durch meine Berufung in das von Buchen umrahmte Doberan der Universität und den Freunden näher zu kommen, ist er davon gegangen.

Reinhold Bechstein war am 12. Oktober 1833 zu Meiningen als Sohn des berühmten Hofrats Ludwig Bechstein geboren, des um deutsche Sage und Litteratur hoch verdienten Forschers, dessen Märchenbuch neben dem der Gebrüder Grimm einen ehrenvollen Platz einnimmt. Bechstein entschied sich für das Studium der germanischen Philologie und Altertumskunde. Auf den Universitäten Leipzig, München, Berlin und Jena waren Conrad Hofmann, Lachmann, Schleicher seine Lehrer. Während eines Jahres war Bechstein Hilfsarbeiter beim Archiv des Germanischen Museums in Nürnberg, ging dann nach Meiningen zurück, um seinem erkrankten Vater bei den Bibliotheksgeschäften zu helfen, verwaltete auch nach dessen 1860 erfolgtem Tode sein Amt eine Zeit lang interimistisch. Darauf begab sich Bechstein nach Leipzig, um seine Studien fortzusetzen und sich auf die akademische Laufbahn vorzubereiten. Hier knüpfte er einen innigen Freundschaftsbund mit Friedrich Zarncke. Er habilitierte sich 1866 in Jena, wurde dort 1869 außerordentlicher Professor, und im Jahre 1871 wurde er als ordentlicher Professor der Germanistik und Direktor des deutsch-philologischen Seminars nach Rostock berufen, als Karl Bartsch nach Heidelberg ging. Fast 24 Jahre hat er hier segensreich gewirkt, und nicht bloß Germanisten, sondern Studierende aller Fakultäten haben den freundlichen, mit Rat und That stets bereiten Mann lieb gewonnen. Die Rostocker Universität trauert um den hochverdienten Lehrer; um den trefflichen Menschen trauern Alle, die das Glück hatten, ihm näher zu treten. Sein Leichenbegängnis am 9. Oktober hat das in vollem Maße bestätigt.

Bechsteins wissenschaftliche Thätigkeit richtete sich vor allen Dingen, ja ausschließlich auf die Erforschung jener Periode unserer deutschen Sprache, die wir als mittelhochdeutsch bezeichnen; die althochdeutsche und gotische Zeit, sowie die Sprachen der nordischen Völker lagen ihm ferner. Die Schriften, mit denen er die Wissenschaft bereicherte, liegen alle auf dem Gebiet des Mittelhochdeutschen, so seine Studien über das religiöse Drama des Mittelalters, über die Aussprache des Mittelhochdeutschen (Halle 1858), Zum Spiel von den zehn Jungfrauen (Jena 1866), Tristan und Isolt in deutschen Dichtungen der Neuzeit (Leipzig 1876), Die Altertümlichkeiten in unserer heutigen Schriftsprache (Rostock 1878). Sein reiches Wissen und seine große Arbeitskraft bekundete Bechstein durch zahlreiche kritische und erklärende Ausgaben mittelhochdeutscher Dichter, wie Heinrich und Kunigunde von Ebernand von Erfurt (Quedlinburg 1860), des Matthias von Behaimb Evangelienbuch (Leipzig 1867), Gottfried

von Straßburgs Tristan (2 Auflagen, die erste erschien Leipzig 1869), Heinrich von Freibergs Tristan (Leipzig 1878), Ulrich von Lichtensteins Frauendienst (Leipzig 1887), 2 Anthologien für die Schule aus Walther von der Vogelweide und dem höfischen Epos. Diese gelehrten Arbeiten sichern Bechstein einen ehrenvollen Platz in der Geschichte der germanischen Wissenschaft, durch seine vorzügliche Tristanausgabe ist er über die Grenzen Deutschlands hinaus bekannt geworden. Er kannte das deutsche Mittelalter nicht bloß der Sprache nach, sondern das mittelalterliche Leben und Treiben, die Trachten, Sitten und Gebräuche dieser Zeiten, die fröhlichen und ausgelassenen Feste, die Turniere und Schwertleiten hatte er bis auf die kleinste Einzelheit studiert. Das beweisen die Anmerkungen zu seinen Ausgaben, noch mehr sein Vortrag im Kolleg.

Erstaunlich war Bechsteins Wissen auf bibliographischem Gebiete; seine Bibliothek war äußerst reichhaltig und wertvoll, wie er denn überhaupt alle neuen Erscheinungen auf dem Gebiete der Germanistik sorgfältig verfolgte (vgl. die germanische Philologie vorzugsweise in Deutschland seit 1870). Mit der Kenntnis der Bücher verband er eine seltene Bekanntschaft mit dem Lebens- und Bildungsgange bedeutender Gelehrten unseres Faches. Litterarisch bekannt geworden sind besonders die beiden Reden an Jakob Grimms[1]) und Ludwig Uhlands[2]) hundertjährigem Geburtstag und sein Nachruf an Karl Bartsch[3]). Bechstein zeigt in diesen Arbeiten ein feines Verständnis für die Verschiedenartigkeit der Entwickelung der drei Männer, erkennt die großartige Bedeutung Jakob Grimms an, weiß aber auch den Verdiensten der beiden anderen vollkommen gerecht zu werden. Besonderen Reiz hatten für Bechstein die Dialektstudien, und hier wieder seine heimatlichen mitteldeutschen Mundarten. Daß sein stets reges Interesse sich auf das ganze Gebiet der germanischen Sprachwissenschaft richtete, beweisen seine vielen in Zeitschriften erschienenen Studien, so auch die in den letzten Jahren in unserer Zeitschrift veröffentlichten.

Man kann zweifelhaft sein, ob Bechsteins Bedeutung als Gelehrter nicht übertroffen wurde von seiner Tüchtigkeit als Lehrer. Er hatte eine seltene Gabe, seine Schüler in die Geheimnisse der Germanistik einzuführen und sie für die deutsche Sprache und Litteratur zu begeistern. In seinem Seminar wurde nur im Zwiegespräch gearbeitet, auch im

---

1) Die akademische Festrede von Reinhold Bechstein ist veröffentlicht in Nr. 2 der Wissenschaftlichen Beilage der Leipziger Zeitung vom 4. Januar 1885.

2) Zu Ludwig Uhlands Gedächtnis. Festrede gehalten am 26. April 1887 in der Aula der Universität zu Rostock. Rostock 1887.

3) Karl Bartsch † 19. Februar 1888. Germania XXXIII (XXI) S. 65—94.

Kolleg liebte er es, den Vortrag durch Fragen zu unterbrechen. Er selbst rechnete sich zu keiner Schule; ebenso wollte er auch seine Hörer zu keiner Schule heranbilden, sondern sie zu Lehrern machen, die die Jugend in den stolzen Bau unserer Muttersprache und ihre herrliche Litteratur einzuführen im stande wären. Dies gelang Bechstein so meisterhaft, weil er nicht nur als Professor vom Katheder herab, sondern als väterlicher Freund mit seinen Studenten verkehrte. Sein Seminar war eine große Familie, wo die einzelnen Glieder mit einander vom Haupt und von einander lernten. Bechstein verstand es meisterhaft, auch die Zaghaftesten und Gleichgiltigsten heranzuziehen. Eine große Anzahl von Arbeiten sind aus Bechsteins Seminar hervorgegangen. Zur 25 jährigen Wiederkehr des Tages, wo es gegründet worden war, schrieb er selbst eine interessante Denkschrift (Rostock 1883). Hierher stammen mehrere Arbeiten über Gottfried von Straßburg, über Walther und Wolfram, Wilhelm Sommers Metrik des Hans Sachs, Karl Stahls Reimbrechung bei Hartmann von Aue mit besonderer Berücksichtigung der Frage nach der Reihenfolge des Iwein und des Armen Heinrich, Heinrich von Freiberg als Verfasser des Schwankes vom Schrätel und vom Wasserbären von Julius Wiggers[1]), A. Dobbertin, Der gute Gerhard von Rudolf von Ems in seiner Bedeutung für die Sittengeschichte, E. Oldenburg, Zum Wartburgkriege, F. Galle, Der poetische Stil Fischarts, meine Arbeiten über die Reimbrechung in Gottfried von Straßburgs Tristan und den Werken seiner Nachfolger, sowie das Verhältnis von Gottfrieds Tristan zum nordischen Prosaroman und viele andere.

Auch dem Niederdeutschen stand Bechstein nicht ferne. Er beschäftigte sich eingehend mit dem Heliand, den er für eine Übersetzung aus dem Angelsächsischen hielt. Es entstanden unter seiner Anleitung Arbeiten wie Seltz, Der Versbau in Reinke Vos, K. Lorenz, Der Anteil Mecklenburgs an der deutschen Nationallitteratur von den Anfängen bis zum Ende des 17. Jahrhunderts u. a.

Der herzliche Ton, der stets zwischen Bechstein und seinen Studenten herrschte, zeigte sich denn auch in der lauten Fröhlichkeit bei den halbjährlichen Ausflügen des deutsch-philologischen Seminars in die Umgegend von Rostock. Im Winter versammelte er seine Hörer öfters in seiner Wohnung um sich, wo ein guter Tisch und ein feiner Wein den früh verwitweten Lehrer mit seinen Schülern oft bis in den jungen Morgen hinein zusammen hielt. Da konnte man dann den feinen Wirt bewundern, der seine Vorliebe für Rudolf Baumbach, den Grafen Schack und die

1) Dazu meine Anzeige, Litteraturblatt 1889, Nr. 1, 5, 7 flg. und R. Bechstein, Romanische Forschungen V, S. 172 flg.

mitteldeutschen Dialektdichter durch kleine Vorträge aus ihren Werken bekundete. Obgleich er in Rostock ganz heimisch war, so hing Bechstein doch mit ganzem Herzen an den Bergen seiner mitteldeutschen Heimat, die er fast in jedem Herbste aufsuchte. Um dieselbe schöne Herbstzeit ist er nun in die ewige Heimat eingegangen, zu früh für die Universität und seine Freunde, zu früh für die deutsche Schule und unsere Zeitschrift.

---

## Zu Hans Sachsens vierhundertjährigem Geburtstage.

Von **Otto Lyon** in Dresden.

Am 5. November dieses Jahres findet die große Jubelfeier zu Ehren des vierhundertjährigen Geburtstages des gemüt- und humorvollen Volksdichters Hans Sachs statt. Am 5. November 1494, an einem Mittwoch, wurde der gottbegnadete Dichter in Nürnberg geboren; an einem Donnerstag, am Abende des 19. Januars 1576, starb er in derselben Stadt, die er nur in seinen Wanderjahren auf längere Zeit (1511—1516) verlassen hatte. Der Spott, den das gelehrte siebzehnte Jahrhundert über den schlichten Schuhmacher ausgoß, ist längst verklungen, wenn auch heute noch bei weitem nicht alle in die Anerkennung einstimmen, daß Hans Sachs ein wirklicher großer Dichter unseres Volkes war, dem nachzueifern unsern Dichtern nur zum Ruhme gereichen würde. Das naive Schaffen des sechzehnten Jahrhunderts vermögen eben heute noch viele Gebildete nicht zu verstehen und nicht in seiner großen Bedeutung zu würdigen. Sicher ist, daß dieses naive Schaffen ein heilsames Gegengewicht gegen gelehrte Notizenkrämerei und greisenhafte Gelehrtenkunst aller Zeiten bildet und daß wir uns daher in dem Jungbrunnen des sechzehnten Jahrhunderts allezeit gesund baden können. Möchte daher die Mahnung eines neueren Dichters nicht ungehört verhallen, der in seinen schalkhaften Nachbildungen Hans Sachsischer Kunst sagt:

> Wir wollen keinem es verwehren,
> Die Dioskuren (d. i. Goethe u. Schiller) hoch zu ehren,
> Die viel des Schönen uns gebracht,
> Ganz leise sei es nur gesagt:
> Wenn wir bei Nürnbergs Art geblieben,
> Wer weiß, wir hättens weit getrieben.

Es ist unsere Pflicht heute zweier Männer zu gedenken, die um die Anerkennung und das Verständnis Hans Sachsischer Kunst in unserer Zeit sich ein hohes Verdienst erworben haben, der eine als Gelehrter, der andere als Dichter: wir meinen den hervorragenden Hans Sachsforscher Edmund Goetze in Dresden und den großen, volksmäßig schaffenden Dichter Martin Greif, der es meisterhaft versteht, unsere Kunstpoesie wieder auf den gesunden Boden volkstümlicher Kraft und

Wahrheit zu verpflanzen. Unsere Tagespresse nennt als Hans Sachskenner fast nur Rudolf Genée, dessen Verdienste wir ja vollkommen anerkennen, aber hier nicht erst hervorzuheben brauchen, da schon längst die gesamte Tagespresse davon wiederhallt. Die stille, tiefergrabende Forscherarbeit Goetzes ist dagegen weniger an die weitere Öffentlichkeit gedrungen, ihr verdanken wir aber vor allem eine korrekte, mit den Handschriften übereinstimmende Ausgabe der Spruchgedichte Hans Sachsens, die sogenannte Tübinger Ausgabe, die von Adelbert von Keller begonnen, vom 13. Bande an aber ausschließlich von Goetze hergestellt wurde, sowie eine vorzügliche Ausgabe der Fastnachtspiele und Schwänke. Unendliche Mühe und unermüdlicher Fleiß haben diese historisch-kritischen Ausgaben geschaffen, und die ganze gebildete Welt ist dem verdienten Urheber zu wärmstem Danke verpflichtet. Über die Tübinger Ausgabe ist bereits in unserer Zeitschrift VI, 602 flg. eingehend berichtet worden. Bei Max Niemeyer in Halle ließ Goetze in den von W. Braune herausgegebenen Neudrucken, die heute für jeden Lehrer des Deutschen unentbehrlich, für jeden Gebildeten eine Quelle reichen Genusses sind, folgende Werke erscheinen:

Hans Sachs, Sämtliche Fastnachtspiele in chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben, 7 Bände (1. Bd. Nr. 26—27 der ganzen Brauneschen Sammlung von Neudrucken des 16. und 17. Jahrhunderts; 2. Bd. Nr. 31—32; 3. Bd. Nr. 39—40; 4. Bd. Nr. 42—43; 5. Bd. Nr. 51—52, 6. Bd. Nr. 60—61; 7. Bd. Nr. 63—64), und:

Hans Sachs, Sämtliche Fabeln und Schwänke in chronologischer Ordnung nach den Originalen herausgegeben, 2 Bände (1. Bd. Nr. 110—117; 2. Bd. Nr. 126—134).

Der zweite Band der Fabeln und Schwänke ist soeben erschienen, die schönste Jubiläumsgabe, die sich denken läßt. Sämtliche 387 Stücke der Fabeln und Schwänke sind wie die Fastnachtspiele genau nach der Handschrift des Hans Sachs gedruckt; die Punkte, in denen der Herausgeber von der Handschrift abgewichen ist, z. B. daß er auch den ersten Buchstaben in jedem Stücke, der bei Hans Sachs immer fehlt, mit hat drucken lassen, daß alle Eigennamen im Druck mit einem großen Buchstaben beginnen, was in der Handschrift nur ausnahmsweise vorkommt u. a., gereichen der Ausgabe nur zum Vorteil, und das Verfahren Goetzes dürfte daher wohl allgemeine Billigung finden, da auf diese Weise kritische Genauigkeit mit bequemer Lesbarkeit aufs glücklichste verbunden worden ist, namentlich auch durch Einführung der Zeichensetzung nach heutigem Gebrauche. Über die Handschriften des Hans Sachs erstattet übrigens Goetze eingehenden Bericht in der Nürnberger Festschrift zur

Feier des vierhundertjährigen Geburtstages des Hans Sachs S. 206—208, und wir verweisen hier auf diese Darlegungen. Besonders wertvoll ist der beigegebene Nachweis der Quellen der Fabeln und Schwänke, die sich bei vielen ermitteln ließen. Hier sind namentlich Karl Dreschers gründliche Studien zu Hans Sachs herangezogen worden. Eine eingehendere Würdigung der verdienstvollen Arbeit Goetzes wird später in unserer Zeitschrift folgen; es kam uns hier nur darauf an, das Jubiläum nicht vorübergehen zu lassen, ohne auf die Verdienste dieses hervorragenden Gelehrten um die Hans Sachsforschung gebührend hinzuweisen.

Ebenso wird das vaterländische Schauspiel Hans Sachs von Martin Greif, das soeben in C. F. Amelangs Verlag in Leipzig erschienen ist, von anderer Seite in dieser Zeitschrift näher besprochen werden. Wir begnügen uns heute auf dieses treffliche, in Hans Sachsischen Versen abgefaßte Drama hinzuweisen; der Dichter hat es verstanden, die Gestalt des Hans Sachs in ihrer gesunden und kraftvollen Einfachheit und das Nürnberger Volksleben in seiner köstlichen Frische und Natürlichkeit in meisterlicher Weise vor uns lebendig zu machen. Altdeutsche Poesien und Volkslieder sind in den Dialog eingewoben; man sieht, daß der Dichter sein Schauspiel auf einem eingehenden Studium jener Zeit aufgebaut hat. Der märchenartige Ton des Ganzen eignet sich gut für die naive Anschauungsweise des sechzehnten Jahrhunderts. Auch die freie Behandlung des Verses, der oft, wie in Goethes Faust, mit fünffüßigen Jamben wechselt, trägt dazu bei, dem ganzen Spiel den Charakter ungezwungenen Naturlebens aufzuprägen. Als Beispiel der dichterisch vollendeten Sprache Martin Greifs führen wir hier den Preis Nürnbergs an:

Hans Sachs: Mein Nürnberg, teurer Ort, sei mir gegrüßt!
Ist's wahr, daß wieder mich dein Wall umschließt?
Bekannt und traulich liegst du vor mir da,
Wie ich im Mutterarm als Kind dich sah,
Wie ich als Knabe spielend dich durchlief,
Wie ich, schon dem gereiften Alter nah,
In dir mich thätig regte, in dir schlief.
Untrüglich und im halben Dämmer doch
Erblick ich dich, nur majestät'scher noch,
Als, da in morgendlicher Pracht, verschwiegen,
Dein Sitz aus blauer Ferne aufgestiegen
Mit deiner Burg, auf deren Fels ich stehe,
Mit deiner Kirchen, deiner Bauten Höhe,
Mit deinen unerstiegenen Bastei'n,
Mit deiner Wehren, deiner Türme Reih'n,
Umkränzend diesen heil'gen Platz.
Von Herzen grüß ich dich, viellieber Schatz!
Aus deinen steilen Gassen tief herauf
Dringt Hammerschlag der Schmieden und der Essen,

Des Blasbalgs Schnauben und der Feilen Lauf,
Des Webstuhls Schnurren und Gestampf der Pressen,
Steigt dein der Rast entwöhntes Leben auf,
Wo deine Bürger sich geschäftig regen,
Gewerb' und Handel, wie vor alters, pflegen,
Dazu der Künste mannigfalt'ge Zier,
Die, wie auf Erden nirgend, blühen hier,
Indes die Früchte deiner fleiß'gen Hand
Durch deine Thore ziehn ins fernste Land.
Wie ich dich ließ, so find ich ganz dich wieder,
Nun kehrt in dir mir jedes vor'ge Glück,
Es kehrt der Kindheit Friede mir zurück —
Und horch! es kehren auch die alten Lieder.

Diese reine, auf dem festen Grunde der Dinge ruhende Sprache geht durch das ganze Drama, und manchem werden wohl an diesem Werke endlich die Augen aufgehn, was slavischen, romanischen und skandinavischen Verirrungen gegenüber deutscher Kunst für eine herzerfrischende Gewalt innewohnt. Mich wenigstens weht immer der reine Hauch eines unverfälschten Gemüts aus Martin Greifs Dichtungen an, ein reiner Kindersinn, der mit lachendem Auge in die finstere Welt moderner Verbildung hereinschaut.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zum Lutherliede „Ein feste Burg".

Zu Ztschr. 7, 165 flg.

Herr Professor Bechstein hat a. a. O. im dritten Verse der ersten Strophe „Er hilft uns frei aus aller Not" frei als prädikativen Akkusativ zu uns erklärt. Dem ist in dieser Zeitschrift nicht widersprochen worden, obwohl Herr Prof. Bechstein, wie er selbst sagte, auf Widerspruch gefaßt war. Da es mir selbst an Zeit fehlte, so habe ich meinen Widerspruch wenigstens durch eine einfache Notiz im germanistischen Jahresbericht zum Ausdruck gebracht. Darauf hat mich Herr Prof. Bechstein freundlichst ersucht, meine Auffassung in der Zeitschrift darzulegen. Dies thue ich hiermit gern, indem ich mich in diesen letzten unruhigen Tagen vor den Ferien auf das Material beschränke, was mir gerade zur Hand ist. Vielleicht können andere noch anderes beibringen.

Zunächst ein paar Worte über Herrn Prof. Bechsteins Beweisführung. Er erkennt an, daß „frei" vielfach im 16. Jahrhundert „die Funktion eines Flickworts" habe. Die Belege, die das Deutsche Wörterbuch dafür giebt, ließen sich in der That noch sehr vermehren. Der Sprachgebrauch ist besonders in den Volksliedern so allgemein, daß man sich, glaube ich,

doch nicht so einfach darüber hinwegsetzen darf, wie es Herr Prof. Bechstein mit den Worten thut: „Dennoch ist das Richtige nicht getroffen; die Stelle muß anders und besser erklärt werden. Auch mit der Annahme nicht, daß frei in der Bedeutung frisch, tüchtig, schön zu fassen sei.“ Bechstein erklärt also zuerst einen allgemeinen Sprachgebrauch in diesem Falle für nicht annehmbar, thut dann aber auch gleich einen andern Sprachgebrauch mit ab, der dem Worte doch einigen Gehalt giebt — und das alles ohne jegliche Begründung. Warum könnte denn Luther nicht haben sagen wollen: Er hilft uns frisch (frei, fröhlich) aus aller Not? Bechsteins oben angeführte Deutung, die er darauf entwickelt, ist also lediglich eine auf subjektivem Empfinden beruhende Hypothese.

Und was führt er nun zur Begründung dieser Hypothese an? Man erwartet Parallelstellen aus Luther oder doch aus zeitgenössischen Schriftstellern. Davon ist aber keine Rede. Er erklärt nur, daß die Wörterbücher diese Verbindung übersehen haben und sie neben frei lassen, geben, sprechen, bitten u. s. w. mit eben diesem Belege „er hilft uns frei aus aller Not“ hätten aufnehmen müssen. „Hätte Luther gesagt: er hilft uns los aus aller Not, so würde gar kein Zweifel obwalten.“ Allerdings, aber leider hat er es eben nicht gesagt! Was noch folgt, ob nämlich uns Dativ oder Akkusativ sei, ist für die prinzipielle Frage ohne Belang.

Diesen schwachen Gründen gegenüber stelle ich zunächst auch mein subjektives Empfinden. Jemand frei helfen aus der Not ist nach meinem Gefühl ein Pleonasmus, der zu Luthers kerniger und gedrungener Ausdrucksweise mindestens ebenso wenig paßt als das Flickwort frei. Der Gedanke Luthers ist doch ganz zweifellos nur der, daß Gott seiner Kirche aus allen ihr drohenden Gefahren heraushilft, und das ist durch die Worte „er hilft uns (Dat.) aus aller Not“ ohne jeden Rest ausgedrückt. Man vergleiche dazu etwa in dem Liede Was mein Gott will, das gescheh allzeit V. 5. „Er hilft aus Not“, oder in Helmbolds Von Gott will ich nicht lassen Str. 2, 5 „hilft in aller Not“, oder im Volkslied Tannhuser: Nu hilf mir von den Weihen. Das einzige, was wir vermissen, ist noch eine adverbiale Bestimmung, die den Hauptbegriff, das Helfen, noch stärker, der Allmacht Gottes entsprechend, hervorhebt. Das dürfte wohl auch dem Empfinden Luthers angemessener sein als eine überflüssige und matt klingende prädikative Bestimmung zu uns. Luther hat, möchte ich sagen, immer mehr an Gott als an sich gedacht, und so wird er auch bei diesem Ausdruck seines Gottvertrauens mehr Gott in seiner allmächtigen Wirksamkeit im Auge gehabt haben als den Genuß, den wir von dieser Wirksamkeit haben. Darauf scheinen mir unzweideutig auch die ersten Verse zu weisen: Ein feste Burg ist unser Gott, ein gute Wehr und Waffen.

Doch, wie gesagt, das ist subjektiv. Es liegt mir ob, für die adverbiale Verwendung des Wortes frei im Sinne von unbekümmert, in Machtfülle, selbstbewußt, ungehindert, eine Reihe von Beispielen anzuführen, aus denen man auf allgemeinen Sprachgebrauch schließen kann. Diese Bedeutung liegt selbst der farblosen Verwendung des Wortes als Flickwort im Volkslied meistens zu Grunde. Die beliebten Wendungen: Er hats sowohl gesungen aus frischem freiem Mut — Weil dus, schöns Lieb, denn meinst so gut, will ichs gleich wagen frei — Wer ist, der uns dies Liedlein sang? So frei ist es gesungen — tragen doch offenbar eine Spur des oben angegebenen Sinnes. Man vergleiche bei Selneccers Ach bleib bei uns, Herr Jesu Christ Str. 7, 4:

Darumb so steh du denen bei,
Die sich auf dich verlassen frei.

Recht bezeichnend aber tritt der Sinn in Luthers Schriften selbst hervor. So heißt es in der Frau Musica:

Auch ist ein jeder des wohl frei (wohlgemut, unbekümmert)
Das solche Freud kein Sünde sei.[1])

An den christlichen Adel (a. a. O. S. 64): „Daß sie nur frei mügen bös sein“... „drumb sol weltlich christlich Gewalt ihr Ampt üben frei, unverhindert, unangesehen, obs Bapst u. s. w. sei“. — In der Predigt am Mittwoch nach Invocavit 1522: ... da solstu dich auf keiner Weise von deiner Freiheit bringen lassen, sondern ihnen zu Trotz das Widerspil thun und frei sprechen (a. a. O. S. 118), oder im Sendbrief vom Dolmetschen: „Doch habe ich widerumb nicht allzu frei die Buchstaben lassen fahren.“ (S. 173.)

Ich füge dazu noch ein paar Stellen von Zeitgenossen. Barth. Ringwald singt in dem Liede Es ist gewißlich an der Zeit, Str. 6 (Denkmäl. III, 4, S. 44):

Derhalben mein Fürsprecher sei,
Wenn du nu wirst erscheinen,
Und lies mich aus dem Buche frei,
Darinnen stehn die Deinen.

und bei Fischart heißt es in „Treue und Tapferkeit“:

Daher unser Vorfahren frei
Durch redliche standhafte Treu
Schützten ihr Freiheit, Land und Leut.

Jede einzelne dieser Stellen zu erläutern, scheint mir nicht nötig. Es ist wohl klar, daß das Wort überall die Handlungs- und Denkweise eines Menschen bezeichnen soll, der sich an nichts kehrt und keine Rücksichten auf irgend etwas zu nehmen hat. Eben dies ist auch die Be-

1) Vergl. Neubauer zu der Stelle in Bötticher-Kinzels Denkmäl. III, 3. S. 143.

deutung des Wortes an unserer Stelle. Gott hilft uns frei, erhaben über alles kleinliche Menschenwerk, unbekümmert um der Feinde Macht und Tücke, in seinem freien allmächtigen Willen aus aller Not. Man wird mir nicht entgegenhalten dürfen, daß ich auch keine Belege gerade der Verbindung mit helfen beigebracht habe, denn in diesem Sinne kann das Wort bei allen möglichen Verben stehen, während Bechsteins Erklärung doch unter eine bestimmte Kategorie von Redewendungen fällt, die allerdings belegt werden müssen. Dies ist auch, denke ich, die weitaus verbreitetste Auffassung der Stelle bis jetzt gewesen, sicher ist sie die inhaltlich befriedigendste.

Ich will die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne auf noch eine Streitfrage hingewiesen zu haben, die sich an den Text des Liedes knüpft. In der vierten Strophe heißt es: „Das Wort sie sollen lassen stahn und kein Dank dazu haben". Ob ichs gelesen oder gehört habe, kann ich nicht sagen, genug ich weiß, daß man hier und da Dank als „Gedanke" erklärt, also: Sie sollen das Wort bestehen lassen und nichts von ihren Gedanken dazu thun, sollen es also unverfälscht lassen. Abgesehen davon, daß eine solche Wortform oder Wortverstümmelung, wie man es nun auffaßt, ohne Beispiel ist, ist die Deutung meinem Gefühl nach ebenso matt wie Bechsteins Erklärung des frei. Neubauer hat a. a. O. auch hier das Richtige: „„und obenein („dazu"), wider ihren Willen; keinen Dank haben ist nur eine Umschreibung der bei Luther ganz gewöhnlichen Wendung „ohne Dank" oder ‚ohne ihren Dank', das in der älteren Sprache und bei Luther „wider Willen" ist"". Als Parallelstelle führt er an aus der Schrift vom Amt des Schwerts: „Wolan, da haben etliche mitgemußt ohne ihren Willen und Dank."

Mit Recht heißt das Lied der Kirche Kampf- und Siegeslied. Nun so wollen wir auch den Reckensinn und das trutzigliche Siegesbewußtsein Luthers recht kräftig darin wahrnehmen, und zu dem dürfte diese lebensvolle Auffassung, die auch durch den Sprachgebrauch aufs wirksamste gestützt wird, ungleich besser stimmen als jene von des „Gedankens" Blässe angekränkelte.

Berlin, 5. Juli 1894. **G. Bötticher.**

Herr Prof. Bechstein ist inzwischen heimgegangen. Möge diese durch ihn persönlich veranlaßte Erörterung nur als eine Erinnerung an sein lebhaftes Interesse für diese Zeitschrift betrachtet werden. Seine wissenschaftlichen Verdienste werden in diesem Hefte an anderer Stelle gewürdigt.

Berlin, 8. Oktober 1894. **G. B.**

## 2.

## Nachträge zum 7. Jahrgang der Zeitschrift.

S. 167. Zu den von R. Bechstein aufgezählten „Wendungen, in denen frei im Verhältnis des zweiten Accusativs in Verbindung mit transitiven Verben steht,“ gehört noch: Dieser Anwalt hat seinen Klienten frei gekriegt, bekommen.

S. 577 führt Hildebrand unter „Gegensätze in Einem Wort bezeichnet“ auch Pate, Patin und die entsprechenden Dialektausdrücke auf und bemerkt S. 581 hierzu: „Ich gestehe, daß ich damit nicht aufs Reine kommen kann. Nur das läßt sich wohl einstweilen behaupten, daß es auch hier das tiefere innere Verhältnis sein muß, das den Sprachgeist so allgemein bestimmt hat, Pate und Patchen mit einem Worte oder Stamme zu bezeichnen“. Diese Annahme scheint uns durchaus treffend zu sein und durch die Thatsache bestätigt zu werden, daß im Mittelalter und in der katholischen Kirche noch heute das Pietätsverhältnis[1]) der Patenschaft geradezu der Blutsverwandtschaft gleich gesetzt und als kanonisches Ehehindernis betrachtet wird. Daß alles Gesagte auch von den Firmpaten bei den Katholiken gilt, braucht kaum hinzugefügt zu werden, wohl aber, daß dieselbe Doppelseitigkeit der Bedeutung und wohl auch aus denselben Gründen bei dem Worte Gevatter obwaltet. Gevatter, Gevatterin, compater, commater, compère, commère kann im eigentlichen Sinne nur die das Kind aus der Taufe hebende Person heißen, welche also zu Gevatter gebeten worden ist, die Gevatterschaft übernimmt und zu Gevatter steht; aber schon früh und längst allgemein giebt der Taufzeuge diese Bezeichnung den wirklichen Eltern seines Patenkindes zurück. Welche Wichtigkeit übrigens dem Verhältnis in den bäuerlichen und ähnlichen Lebenskreisen beigelegt wurde und wohl meist noch wird, geht daraus hervor, daß in denselben Gevattersleute sich vieler Orten stets Gevatter (mit oder ohne Zusatz des Rufnamens: Gevatter Josef, Gevatter Anna, also auch bei Frauen) oder gar Herr Gevatter, Frau Gevatter(in) anreden und sich ihrzen, auch wenn sie sich vorher geduzt haben.

S. 683. Zu Kleists Zerbrochenem Krug 9. Auftr.:

Hat sie das Licht dabei gehalten, was?

hätte R. Sprenger auch die französische Redensart tenir la chandelle à qn., à qch. anführen können. Zu dem sinnverwandten porter la chandelle kann man hinweisen auf Cic. Cat. I § 13: Cui tu adulescentulo

---

1) Pius, pietas ist selbst ein Beispiel für die Wörter mit reziproker Bedeutung.

... non ... ad libidinem facem praetulisti? und Tac. hist. II 86: Acerrimam bello facem praetulit. Übrigens hat auch Grimm, D. W. unter Licht ein Beispiel für diesen Sinn der deutschen Redensart, jedoch viel mehr Beispiele für „das Licht halten, tragen (müssen)“ = den Vergnügungen anderer zuschauen (müssen), ohne selbst daran teilnehmen zu können oder zu dürfen.

S. 841. S. Bernhardt bezweifelt mit Recht für manche Redensarten „des Flensburger Deutsch“ den von Wasserzieher angenommenen dänischen Ursprung oder Einfluß, betrachtet ihn aber als „sicher für das ist ihm = c'est lui“. Wir bezweifeln ihn auch dafür, da dieselbe Wendung, die im Grunde dem dialektischen „das ist einen guten Mann“ entspricht, schon am Mittel- und Niederrhein vorkommt, z. B. hier in der Form: dat es'm = le voilà!

Boppard. **Karl Menge.**

### 3.

### Nochmals zu dem Ausdruck „Schau haben“.

Als ich im 7. Jahrgange dieser Zeitschrift S. 567 den Druckfehler Schau in Schau verbessert hatte und zum Schluß die Bitte aussprach, andere Leser der Zeitschrift möchten etwas zur Aufklärung der Entstehung des Wortes beitragen, erhielt ich verschiedene Zuschriften. Die eine, welche aus dem Süden stammte, war geneigt, das Wort mit dem englischen show zusammenzustellen, z. B. in „the Lord Mayor's show“, bei dem es sehr glänzend zugehe, und shows seien in England niedere Ausstellungen, die mit viel Lärm verbunden seien. Die andere dagegen, die aus dem Norden kam, wollte das Wort aus dem deutschen Schau, mittelniederdeutsch schouwe ableiten, und vielleicht verhalte sich schau: schouspel = Pudel: Pudelhund. Beide Erklärungen genügten mir nicht, und ich forschte daher weiter, besonders in den Mundarten Nordschleswigs, weil ich wußte, daß das Wort im holsteinischen Plattdeutsch nicht vorkommt. Da hat sich denn herausgestellt, daß das Wort hier in Nordschleswig, sowohl auf dem Lande wie in den Städten, ungemein stark verbreitet ist und daß derselbe Stamm sich auch in einem Verbum findet, welches sjiw', sjyw', sjuw' oder sju' heißt und „jubeln, vor Freude schreien“ bedeutet, z. B. in dem Satz „ä Bôn sjywet (sjuwet, sjuet), lau di kom a ä Skôl“, d. h. die Kinder jubelten und lärmten, als sie aus der Schule kamen. Dies Verbum mit eingeschobenem j (vergl. stjimpa aus stimpa = stjampe „faseln“) führt auf die Wurzelform sif zurück, welche im Altnordischen verloren gegangen zu sein scheint. Wenigstens läßt sich in der altnordischen Litteratur kein Wort nachweisen, welches mit unserem sjow (Subst.) und sjuw' (Verb.) irgendwelche Verwandtschaft zeigt.

Dagegen sind wir jetzt so glücklich, im Gotischen ein Verbum zu finden, welches sich mit unserem nordschleswigschen sjuw' sowohl lautlich als auch in Bezug auf die Bedeutung vollständig deckt. Dies Verbum heißt sifan ἀγαλλιάεσθαι gaudere und steht Joh. 8,56 Abraham atta izwar sifaida gaudebat und Röm. 15,10 sifaith gaudete. Es ist nichts Seltenes, daß ein Wort im Altnordischen verloren ging, sich aber in einer jetzt noch lebenden Mundart erhielt; auch kommt es häufig vor, daß ein Wort, welches im Altnordischen gebräuchlich war, in den späteren nordischen zu Schriftsprachen gewordenen Dialekten nicht mehr vorkommt, aber in den nur gesprochenen Mundarten erhalten blieb, und letzteres ist namentlich vielfach in der nordschleswigschen Mundart der Fall. — Neben diesem Wort, welches Vergnügen, Scherz, Spaß bedeutet, giebt es in der dänischen Schrift- und Umgangssprache ein anderes Wort sjov, welches eine bestimmte Art von Arbeit bedeutet, und sjover einer, der diese Arbeit zu verrichten pflegt, welche besonders am Hafen und bei den Schiffen zu haben ist. Diese Worte stammen, wie ein Kollege aus Dänemark schreibt, höchst wahrscheinlich aus dem Holländischen, wo das Verb soviel wie schieben bedeutet. In Hamburg nennt man noch heute einen Arbeiter, der namentlich am Hafen seine Beschäftigung findet, einen Schauermann.

Hadersleben. **R. A. Schröder.**

4.

Zu Ztschr. VII, 621. Häufigkeit des Vornamens Johannes.

Ein weiteres Zeugnis für das 16. Jahrhundert ergiebt sich aus einer Äußerung Luthers, die ich bei Rietschel, Luther und sein Haus (Schriften für das deutsche Volk, herausgegeben vom Verein für Reformationsgeschichte), Halle a. S. 1888, S. 18 finde. Da wird erzählt, wie nach der Geburt von Luthers erstem Kinde im Jahre 1526 die Leute glaubten, weil er so viele Neuerungen in die Welt gebracht habe, werde er nun auch seinem Sohne einen ganz ungewohnten Namen geben. Luther nannte aber seinen Erstgeborenen Johannes, weil „die gebräuchlichsten Namen die besten seien."

Für die abnehmende Häufigkeit des Namens mögen noch folgende Zahlen aus dem Stammbaum einer thüringischen Familie sprechen. Den Namen Johann führen von 6 im 17. Jahrhundert geborenen männlichen Personen 5, von 7 im 18. Jahrhundert 4, den Namen Johannes von 14 im 19. Jahrhundert nur noch 2. Alle haben außerdem einen zweiten Vornamen.

Bielefeld. **H. Tümpel.**

Am eigenen Herde. Eine Chronik in Versen und sechs Abschnitten von Oskar Thiergen. Dresden, Ehlermann. 1893. 8°. 153 S.

Alget. Ein Sang von Frieslands Inseln von Oskar Thiergen. Dresden, Morchel. 1894. 8°. 122 S.

Das erste der beiden Büchlein ist, wie der Titel besagt, eine Chronik in dichterischer Form, also eine Art Selbstbekenntnis im Sinne Goethes. Es ist ein neuer Beweis für die Wahrheit, die Anton Springer in seinen Lebenserinnerungen so mustergiltig ausgesprochen hat: „Das muß ein erbärmliches Leben sein, welches auch nicht einen einzigen fesselnden Augenblick enthielte, und ein trostloses Dasein, aus welchem sich auch gar nichts Gutes lernen ließe." Thiergens Chronik bietet viel des Guten und Fesselnden, ja sie enthält manche tiefernste Lehre. In sechs Abschnitten: Hochzeitsfahrt, Erstes Heim, Kühne Pläne, Der Hausbau, Krisen, Genesung — wird uns das Leben des jungen Paares von der Hochzeit bis jetzt geschildert. Die Hochzeitsfahrt nach Frankfurt, an den Rhein, in die Schweiz und nach Italien, die wunderbare Rettung im Schneesturm am St. Gotthard erleben wir mit. Wir weilen beim Verfasser am stillen Schreibtisch in seiner Arbeitsstube und belauschen seine Versuche, seinen schreienden Jüngsten zu beruhigen; wir verfolgen, wie sein Plan, sich ein Haus zu bauen, keimt, reift und zum glücklichen Ende geführt wird; wir beobachten ihn, wie er dem Trugbilde des Ruhmes nachjagt, und sehen endlich, wie ihn die schwere Krankheit seines Jüngsten über die wahren Güter des Lebens aufklärt, ihn zu sich und zu Gott zurückführt. Diese Schilderung bildet den Schwerpunkt des Ganzen. Sie verhilft der Dichtung zu einem Höhepunkt, einem künstlerischen Ausbau, so daß sie durch einen seelischen Konflikt zu einem befriedigenden Abschluß, einer wirklichen Lösung geführt wird, was sonst bei der Natur des Stoffes kaum möglich wäre. So erweckt das Büchlein eine vertiefte Teilnahme und ist mehr als ein bloßes Tagebuch in Versen. Blühende Phantasie, frische, natürliche Empfindung und glückliche formelle Begabung sind weitere Vorzüge der Dichtung. Die Sprache ist fließend, klangschön und von sinnlicher Kraft; auch bei der Schilderung alltäglicher Begebenheiten verliert sie ihren Reiz nicht. Der harmlos heitere Ton des ersten Teiles wird jugendliche Leser am meisten anziehen; dem Gereiften erscheint die humorvolle Schilderung der hausväterlichen Thätigkeit und des Hausbaues nicht minder gelungen. Ein erwärmender Hauch tiefen Ernstes, der uns ergreift, geht durch den sechsten Abschnitt, der uns den Läuterungsprozeß des Dichters am Krankenbett seines Kindes vorführt. Sehr angemessen folgt dem Ganzen, das zumeist in 4hebigen Trochäen geschrieben ist, ein kurzes, strophisches Schlußgedicht in jambisch-

anapästischem Tonfall. Der Gegensatz wirkt gut. Eingefügt in die Erzählung sind die hübschen Abschnitte: S. 9 Die blaue Blume, S. 37 Lacrymae Christi, auf S. 46—50 der treffliche Trinkspruch auf die Frauen, u. a. Hie und da tritt die Neigung zu reflektieren etwas zu sehr hervor. Doch fällt dies, wie auch eine Anzahl weniger gelungener Verse und Stellen, die man lieber getilgt sähe, bei den großen Vorzügen des Buches nicht schwer ins Gewicht. Der Hauptvorzug liegt darin, daß das Ganze durch und durch erlebt und wahr ist; das Herzblut des Dichters pulsiert darin.

Auch das zweite Werk „Alget, ein Sang von Frieslands Inseln" ist nur geeignet, dem Dichter Freunde zu erwerben. Hier zeigt er sich uns von einer wesentlich anderen Seite: ein fremder, von außen kommender Stoff tritt ihm objektiv entgegen; ihn hat er nun zu gliedern, zu gestalten, aufzubauen, abzurunden, so daß er als ein aus innerer Notwendigkeit entsprungenes, lebendes Ganze, als Kunstwerk vor dem Leser steht. Nach wiederholtem, lautem und stillem Lesen in größeren Zwischenräumen kann der Unterzeichnete bekennen, daß die Dichtung den oben genannten Anforderungen entspricht. Der Vorwurf des Gedichtes ist, wie dies bei einer wahren Dichtung sein soll (man denke an Meisterwerke der Gattung, wie Luise und Hermann und Dorothea), von größter Einfachheit. Auch Gestalten, Stimmung, Landschaft — sind ganz aus der uns umgebenden deutschen Welt, dem wirklichen Leben, entnommen. Wir sehen, wie Alget, ein junges Friesenmädchen, und Volkwart, ein frischer, trotziger Friesenbursch, sich lieben und sich finden. Im Frühjahr verläßt er die Insel, um einen Walfischzug nach den nordischen Gewässern mitzumachen; die erhoffte reiche Beute desselben soll ihm ermöglichen, die Geliebte heimzuführen. Während seiner Abwesenheit wird Alget, die der Mutter ihr Geheimnis nicht anvertraut hat, von einem verschmähten Liebhaber bedrängt und durch die von ihm ausgesprengte Nachricht, daß Volkwart tot sei, tödlich erschreckt. Mit verzehrender Angst und Sehnsucht sieht sie der Rückkehr des Geliebten entgegen. Das Schiff bleibt über die Maßen lange aus, und als es endlich, mühsam dem Schiffbruch entgangen, im entfernten Hafen ankommt, eilt sie, von wahnsinniger Angst getrieben, auf dem kürzesten Wege durch das Wattenmeer zum Hafen. Sie muß wissen, ob Volkwart noch lebt. Sie hat dabei die herannahende Flut nicht genügend bedacht. Diese überrascht sie mitten im Wattenmeer, der Nebel fällt ein, ehe sie ans Ziel gelangt, und erst im Tode werden die Liebenden vereint; denn ihn hatte das Meer im hohen Norden verschlungen. — Im Anfang der Dichtung ist eine lange und verderbliche Zeit der Dürre und die dann erfolgende — übrigens geschichtlich wahre — Zerstörung der Hallig

Devenum geschickt benutzt, um Alget und Volkwart zusammenzuführen und ihr Verhältnis anzuspinnen. — Die Dichtung ist reich an Schönheiten. Leben und Poesie des Meeres, seine Größe und Wut werden uns in tief empfundenen Stimmungsbildern naturwahr vorgeführt. Das vorzüglich getroffene Kolorit der Landschaft zieht den Leser mit Zaubermacht hinein in die einfache Geschichte, die damit wie verwachsen scheint und die der Leser mit steigender Spannung verfolgt. Mit sicherem Schritte eilt sie dem Abschluß entgegen. Das Schwergewicht der Dichtung liegt in der Malerei der landschaftlichen und seelischen Stimmung, die dafür Ersatz bietet, daß die Charakterzeichnung nicht sehr individualisiert, sondern mehr in allgemeinen Strichen angedeutet ist. Das Geschick der Liebenden erschüttert; und dennoch sind wir versöhnt mit dem Siege höherer Gewalten über das Liebespaar. Nicht mit einem Mißklang entläßt uns die Dichtung, ein Beweis dafür, daß sie nicht ein Abklatsch der gemeinen Wirklichkeit, sondern eine wirkliche Dichtung ist. Sie erinnert in Fabel und Haltung an Lotis gewaltigen Islandfischer — aber nicht zu ihrem Nachteile. Mit der genannten Dichtung teilt sie auch den durchweg reinen Ton, in dem sie von Anfang an gehalten ist und weswegen sie ganz besonders zum Lesen für jugendliche Gemüter geeignet erscheint. Nirgends überwuchert hier die Reflexion. In reimlosen 5füßigen Jamben fließt die Sprache gewandt und wohllautend dahin.

Möge dieses Werk, in dem die lebendige, unerschöpfliche Poesie des Meeres waltet, ebenso wie Thiergens liebenswürdige Chronik in Versen weite Verbreitung finden. Beide Büchlein sind von den Verlegern schön gedruckt und geschmackvoll ausgestattet, das zweite sogar mit hübschen landschaftlichen Vignetten.

Dresden. **Julius Sahr.**

Theodor Flathe, Deutsche Reden. Denkmäler zur vaterländischen Geschichte des neunzehnten Jahrhunderts. Zwei Bände (1. Band XXXV, 638 S.; 2. Band III, 675 S.). Leipzig, F. W. v. Biedermann 1893 und 1894. Preis des Bandes M. 10.

Eine der vornehmsten Erscheinungen der sächsischen Lehrer- und Gelehrtenwelt ist Professor Theodor Flathe in Meißen; seine historischen Arbeiten zeichnen sich nicht nur durch gründliche Sachkenntnis und wissenschaftliche Durchdringung des Stoffes aus, sondern zeigen auch sachliche Ruhe des Urteils, warmes nationales Empfinden, weises politisches Verständnis, edle Sprache und geschmackvolle Darstellung. Ein sehr glücklicher Gedanke war es, die deutsche Redekunst des 19. Jahrhunderts in dem vorliegenden Werke in ihrer Entwickelung vorzuführen und damit zugleich die Entfaltung unseres nationalen Bewußtseins näher darzulegen.

Endlich hat sich ja auch bei uns in Deutschland eine wirkliche Beredsamkeit entwickelt, welche die Öffentlichkeit der Landtags- und Gerichtsverhandlungen ganz von selbst mit sich brachte. Was in Frankreich und England schon lange in hoher Blüte stand und den segensreichsten Einfluß auf die Entwickelung der Sprache übte, das wurde uns Deutschen endlich auch in diesem Jahrhundert beschert, eine freie parlamentarische Beredsamkeit, die binnen kurzem zum Teil wahre Meisterwerke der Rednerkunst erzeugte. Die geistliche und akademische Beredsamkeit erhielt hierdurch eine mächtige Anregung und trat bald in den Dienst des nationalen Gedankens. Aus allen Gebieten der Beredsamkeit, sowohl der geistlichen und akademischen, als auch der parlamentarischen und festverherrlichenden, hat Flathe mit großer Umsicht treffliche Reden ausgewählt und hier zu einem stattlichen Werke vereinigt.

Als Einleitung bietet der Herausgeber die inhaltsreiche Rede Wilhelm Giesebrechts über die Entwickelung des deutschen Volksbewußtseins, die dieser hervorragende Historiker am Vorabende des Geburtsfestes König Wilhelms I. auf dem Schlosse zu Königsberg am 21. März 1861 hielt und in der er am Schlusse, nach einem großartigen Überblicke über die Geschichte des nationalen Bewußtseins in Deutschland, auf den großen Fortschritt von der Ahnung natürlicher Gemeinschaft bis zum Bewußtsein geistiger Einheit, von staatlicher Zersplitterung zu immer festerer Einigung hinwies, welcher durch alle Wechsel der Geschicke des deutschen Volkes geht. Der erste Abschnitt bringt Reden aus den Jahren 1808—1830 und hebt mit Fichtes gewaltiger vierzehnter Rede an die deutsche Nation an; akademische Reden Boeckhs, Lobecks, Dahlmanns, Hegels, Hases, Heymann-Steinthals schließen sich an, Riemanns Rede im Minnesängersaale der Wartburg beim Burschenschaftsfeste am 18. Oktober 1817, Rottecks Festrede zur Feier der neuverkündeten ständischen Verfassung für das Großherzogtum Baden in der Museumsgesellschaft zu Freiburg am 1. Juli 1818 und Heigels Begrüßung der Festgäste der Centenarfeier Ludwigs I. im Münchner Rathaus am 29. Juli 1888 lassen die Zeitbewegungen mit hellen Farben vor uns aufsteigen. Der zweite Abschnitt (1830—1848) wird mit Wirths phrasenreicher Rede, die er beim Hambacher Fest am 27. Mai 1832 hielt, eröffnet und bringt neben mehr oder weniger umfangreichen Reden Pfizers, Rottecks, Brauns, Auerswalds, des Buchhändlers Brockhaus (für die Preßfreiheit), Hansemanns, des Grafen Schwerin, Vinckes u. a. einige der oratorisch prachtvollen, aber politisch inhaltsleeren Ansprachen Friedrich Wilhelms IV., sowie die herrliche Rede Jakob Grimms, die er zur Eröffnung des ersten Germanistentags im Römersaale zu Frankfurt a. M. am 24. September 1846 hielt. Aus dem dritten Abschnitte (1848—1866) heben wir besonders die stürmische Rede Robert Blums

über die zu schaffende provisorische Zentralgewalt (20. Juni 1848) hervor, sowie die meisterhafte Rede Gagerns über denselben Gegenstand (am 24. Juni 1848), Ludwig Uhlands ernste und würdige Aussprache gegen die Wahl eines Erbkaisers (am 22. Januar 1849), Dahlmanns politisch bedeutsame Entgegnung darauf, die mit dem Grundakkorde: „Es ist gar keine Zukunft für Deutschland möglich ohne Preußen“ für die Erblichkeit des Reichsoberhauptes eintritt und in volle und reine Harmonien ausklingt. Reden Welckers, Wächters, Dunckers, Stahls, Schwerins, Manteuffels, Vinckes, Bismarcks, Roons, Gneists u. a. führen uns mitten in die politischen Kämpfe jener Zeit hinein, während Rießers gehaltvolle Rede zu Schillers hundertjährigem Geburtstage, Boeckhs Festrede über die Thronbesteigung König Wilhelms I. (22. März 1861), Treitschkes Gedächtnisrede zur Erinnerung an die Leipziger Völkerschlacht (beim dritten deutschen Turnfest zu Leipzig 5. August 1863), Döllingers Ansprache zum Andenken an Maximilian II. von Bayern (30. März 1864), Virchows Darlegungen über die nationale Entwickelung und Bedeutung der Naturwissenschaften (20. September 1865) u. a. mehr eine akademische Färbung zeigen. Auch Lassalle ist mit seinem „Arbeiterprogramm“ vertreten, und so werden uns die bedeutendsten Redner aller Parteien vorgeführt.

Der erste Abschnitt des zweiten Bandes umfaßt die Jahre 1866—1871, der zweite Abschnitt die Zeit von 1872—1878, der dritte die Jahre 1879—1893. Fast alle bedeutenden Redner der neuesten Zeit sind vertreten: Bismarck, Bennigsen, Trendelenburg, Moltke, Miquel, Reichensperger, Schwarze, Wilhelm I., Hohenlohe-Schillingsfürst, Ahlfeld, von Lutz, Treitschke, Döllinger, Völk, Gneist, Falk, Windthorst, Roeppell, Lasker, Rümelin, von Schulte, Schmoller, von Kleist-Retzow, Kögel, Bamberger, Windscheid, Eugen Richter, von Vollmar, Kronprinz Friedrich Wilhelm, Ernst Curtius, Kaiser Wilhelm II., Stöcker, F. Dahn u. a.

Mit weitschauendem Blick hat der Herausgeber das Wichtigste und Bedeutsamste aus der Geschichte unserer Redekunst im 19. Jahrhundert herausgefunden und in der glücklichsten Weise zusammengestellt. Das Buch ist eine Geschichte der Entwickelung der deutschen Einheit, unmittelbar durch die weitverstreuten Quellen dargestellt, die hier zu einem mächtigen Strome gesammelt sind. Ganz besonders willkommen wird das Werk den höheren Unterrichtsanstalten sein; denn es führt den Schüler in die Zeitverhältnisse ein wie kaum ein anderes Werk. Man wird manche dieser Reden mit großem Nutzen in unseren Schulen lesen, und sowohl dem geschichtlichen als insbesondere auch dem deutschen Unterrichte wird diese schöne Sammlung sehr förderlich sein. Hauptsächlich wird sie aber der Entfaltung und Stärkung unseres nationalen Bewußtseins dienen. Möchte das schöne Werk daher beim bevorstehenden Weihnachts-

feste in zahlreichen deutschen Häusern Eingang finden, möchte es besonders auch an begabte Schüler als Schulprämie verliehen werden. Gerade zu diesem Zwecke ist es sowohl seines idealen Gehaltes wie seiner vollendeten sprachlichen Gestalt wegen ganz vortrefflich geeignet.

Dresden. **Otto Lyon.**

## Zeitschriften.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie Nr. 9: September: A. Heusler, Über germanischen Versbau, besprochen von O. Brenner (In der Polemik über metrische Dinge macht sich in neuerer Zeit eine Nervosität geltend, die höchlich zu beklagen ist. Fast scheint man zu vergessen, wie sehr unsere Wissenschaft darunter gelitten hat, in ihrem Fortschreiten gehemmt worden ist, als die freie Äußerung auch von Irrtümern (oder was dafür galt) niedergehalten wurde. Die altgermanische Metrik von Sievers bezeichnet einen Abschluß, aber doch nur einen vorläufigen, einseitigen. Jedermann wird zugestehen, daß im ganzen die Typen als Thatsache zu betrachten sind; aber ein Teil der Fachgenossen ist der Ansicht, die Typen seien für die Auffassung des Wesens der alten Weise etwa dasselbe, was statistische Zahlen für die Kulturgeschichte oder graphische Darstellungen einer Folge von Schallwellen für die Beurteilung einer Melodie. Heusler sucht dem Wesen der altdeutschen Versbildung näher zu kommen als Sievers, indem er sie von unserer Vorstellung über Verse aus zergliedert. Seine Betrachtungsweise ist berechtigt, ja notwendig, auch wenn sie nicht kurzen Weges zu einem Ziele führt). — Karl Bohnenberger, Zur Geschichte der schwäbischen Mundart im 15. Jahrhundert. Allgemeines und Stammsilben, besprochen von A. Socin. — Max Herrmann, Albrecht von Eyb und die Frühzeit des deutschen Humanismus, besprochen von H. Wunderlich (wertvolle Aufschlüsse). — Oskar Brenner, Kiennasts Altbayrische Possenspiele, besprochen von A. Socin. — T. Mansholt, Das Künzelsauer Fronleichnamsspiel, besprochen von Karl Drescher. — Herrmann und Szamatólski, Lateinische Litteraturdenkmäler des 15. und 16. Jahrhunderts, besprochen von L. Fränkel.

Modern Language Notes IX, 6 (June 1894): Julius Goebel, Rudolf Hildebrand (S. 342—350).

Revue de Métrique et de Versification (Paris, Librairie Léopold Cerf) 1894, I, 1: Louis Havet, Notes sur la Métrique verbale dans les Odes d'Horace. — Théodore Reinach, A propos de l'Hymne à Apollon. — Francesco Flamini, Sulle origini della Laude, dell' Ottava e del Serventese in Italia. — Bibliographie.

Wissenschaftliche Beihefte zur Zeitschrift des allgemeinen deutschen Sprachvereins. Heft VII: Grimmelshausens Schrift „Pralerey und Gepräng mit dem teutschen Michel" (1673) mit Anmerkungen herausg. von Ferdinand Khull.

Masonia, Organ des 28. deutschen Distrikts von New York, 12. Jahrgang, Nr. 578 und 579: Karl Knortz, Die amerikanische Volksschule (aus einer bei der Einweihung eines Landschulhauses gehaltenen Rede).

Schlesische Zeitung 1894, Nr. 588: Max Koch, Drama und Volksbühne (enthält u. a. eine eingehende Würdigung der Greif'schen Dramen: Ludwig der Bayer und Agnes Bernauer).

Germania: A Monthly Magazine for the Study of the German Language and Literature Vol. VI. No. 5. Leberecht Hühnchen. Novel by Heinrich Seidel. With notes by Dr. Wilhelm Bernhard. — Kinder und Alte. Poem by Frida Schanz. With translation by Mrs. H. H. McLane. — Mozart auf der Reise nach Prag. (Continuation.) Novel by E. Mörike. With notes and vocabulary. — German Script: Facsimile of Holtei's Handwriting. — German Sketches: Die Halligen. — Erfolg. Poem by Julius Petri. — Bei Goldhähnchens. Poem by Heinrich Seidel. — Rosenzeit. Poem by Heinrich Seidel. — Editorials (Bemerkungen). — Sundries (Literarisches Allerlei). — Grammar (Zur Grammatik): Some Observations concerning the Inflections of the German Attributive Adjective. By Prof. A. Mammes. — Pronunciation and Spelling (Aussprache und Rechtschreibung). By E. Spanhoofd. — Synonyms (Synonymen): Horchen, Lauschen, Lauern; Mittel, Werkzeug; Mitleid, Beileid. — Learners' Department: 1. Beginners. Der kluge Staar. With interlinear translation and phonetic transliteration. Notes and exercises. — Helpful hints and suggestions. 2. Intermediate Students. Review of "Essentials of German Accidence." — Chidher. With complete vocabulary and exercise for translation. — German dialogues. With translation. 3. Advanced Students. Questions and exercises on Spanhoofd's Grammar. — Die weisse Maus. With vocabulary. — Book Reviews (Bücherschau). — Riddles (Rätselecke). — Correspondence (Briefkasten).

Hamburgische Schulzeitung 2, 38, 39: Georg Weidner, Die Schulreform von 1890 auf dem Gebiete des höheren Schulwesens.

Neue Bahnen V, 9: Joh. Meyer, Pädagogische Tagesfragen (Aufsatznot und Aufsatzfreude).

Leipziger Lehrerzeitung 1, 45: Dr. Fr. Sachse, Zum Aufsatz in der Volksschule (höchst lesenswert).

Neue Heidelberger Jahrbücher IV, 2: Zangenmeister und Braune, Bruchstücke der altsächsischen Bibeldichtung aus der Bibliotheca palatina (mit 6 Tafeln).

Paul Kühn, Deutsche Dramaturgie. Officielles Organ der Allgemeinen Deutschen Bühnengesellschaft. 1. Heft: Paul Kühn, Zum Geleit. — Georg Köberle, Über die moderne Bühne und die Dramatiker der Gegenwart. — Max Martersteig, Über den Stil der Bühne. — Wolfgang Kirchbach, Alte und moderne Dramaturgie. — Veit Valentin, Kunst und Routine. — Theaterberichte (Berlin, Wien, München, Dresden, Leipzig, Karlsruhe, Straßburg, Kopenhagen). — Recensionen.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik 1894, 7: P. Mahn, Über die in den neuen preußischen Lehrplänen vorgesehenen kürzeren Ausarbeitungen aus verschiedenen Lehrfächern. — B. Hoenig, G. A. Bürgers Nachtfeier der Venus und Schillers Triumph der Liebe in ihrem Verhältnisse zu dem lateinischen Pervigilium Veneris.

## Neu erschienene Bücher.

Wolfgang Kirchbach, Des Sonnenreiches Untergang. Ein Kulturdrama in fünf Aufzügen. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag 1894. 124 S. Preis 1,50 Mark.

Martin Greif, Hans Sachs. Vaterländisches Schauspiel in fünf Aufzügen. Leipzig, C. F. Amelang 1894. 86 S.

Heinrich Düntzer, Goethes Stammbäume. Eine genealogische Darstellung. Gotha, Friedrich Andreas Perthes 1894. 168 S.

Carl Voretzsch, Die französische Heldensage. Akademische Antrittsvorlesung. Heidelberg, Carl Winter 1894. 32 S. Preis 0,80 Mark.

Carl Redlich, Göttinger Musenalmanach auf 1770. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts. Bd. 49/50.) Stuttgart, Göschen 1894. 103 S. Preis 2,50 Mark. (Die Göttinger Musenalmanache sind die wichtigste und unentbehrlichste Quelle für die Geschichte der deutschen Lyrik im letzten Drittel des 18. Jahrhunderts. Es ist geplant, mehrere dieser sehr selten gewordenen kleinen Bändchen nach und nach in die deutschen Litteraturdenkmale aufzunehmen. Mit dem ersten Jahrgang, der zugleich der seltenste ist, wird hier der Anfang gemacht.)

August Sauer, Christian Thomasius, Von Nachahmung der Franzosen. (Deutsche Litteraturdenkmale des 18. u. 19. Jahrhunderts Nr. 51. Neue Folge Nr. 1.) Stuttgart, Göschen 1894. 50 S. Preis 0,60 Mark. (Jede Nummer der neuen Folge kostet nur 60 Pfennige. — Das kleine Programm von Thomasius ist eine der berühmtesten Schriften der deutschen Litteratur- und Kulturgeschichte; es ist das erste Programm in deutscher Sprache, das er zur Ankündigung seiner Vorlesungen an der Universität Leipzig im Jahre 1687 am schwarzen Brett anschlagen ließ.)

Adolf Wilhelm Ernst, Litterarische Charakterbilder. Ein Buch für die deutsche Familie. Mit zehn Bildnissen. Hamburg, Conrad Kloß 1894. 1. Lieferung. 32 S. Preis 0,40 Mark (erscheint in 10 Lieferungen zu je 0,40 Mark).

Gustav Kettner, Schillerstudien. Programm der Königlichen Landesschule Pforta. Naumburg, H. Sieling 1894. 53 S.

Friedrich Seiler, Die Entwickelung der deutschen Kultur im Spiegel des deutschen Lehnworts. I. Die Zeit bis zur Einführung des Christentums. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses 1895. 99 S.

Gesellschaft für deutsche Philologie in Berlin, Jahresbericht über die Erscheinungen auf dem Gebiete der germanischen Philologie. 15. Jahrg. 1893. 2. Abteilung. Dresden und Leipzig, Carl Reißner 1894. 402 S.

J. Buschmann, Lessings Hamburgische Dramaturgie, Schulausgabe. 2. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1894. (Schöninghs Schulausgabe mit Kommentar.) 272 S.

Bernhard Schulz, Deutsches Lesebuch für höhere Lehranstalten. Erster Teil. Für die unteren und mittleren Klassen. Zweite Abteilung. Für die mittleren Klassen. 10. Auflage. Paderborn, Ferdinand Schöningh 1895.

Meyer und Nagel, Deutsches Lesebuch für Realschulen und verwandte Lehranstalten im Anschluß an die preußischen Lehrpläne von 1891. 5 Bände: 1. Unterstufe: VI. — 2. Unterstufe: V u. IV. — 3. Oberstufe: Prosaheft für III. — 4. Oberstufe: Prosaheft für II u. I. — 5. Oberstufe: Gedichtsammlung für III—I.

---

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

# Rudolf Hildebrand †.

Am Sonntag, den 28. Oktober, früh 5¼ Uhr ist nach langen, in Geduld getragenen Leiden Rudolf Hildebrand sanft und schmerzlos entschlafen. Dienstag, den 30. Oktober, nachmittags 3 Uhr fand die tief ergreifende Trauerfeier in der Universitätskirche zu Leipzig statt, und 5¼ Uhr nachmittags haben wir den teuren Mann auf dem Johannesfriedhofe bestattet, wo er nun an der Seite seiner vor zwanzig Jahren verstorbenen Gattin von seinem arbeitsfrohen, an Segen und Erfolgen so reichen Leben ausruht. Um ihn trauert die deutsche Wissenschaft, die deutsche Schule, das deutsche Volk, wir aber, die einst zu seinen Füßen saßen und seinen belebenden Worten lauschten, die er in die Tiefen der Wissenschaft schauen ließ und, winkend und weisend, zu herrlichen Geistesfreuden führte, wir sind tief erschüttert und können, aufs innerste bewegt, es nicht fassen, daß er nun für immer von uns gegangen sein soll, daß wir nie mehr in sein mildes Auge blicken, nie mehr seine zu Herzen dringende Stimme hören sollen.

In Haus und Amt, in Wissenschaft und Welt war er der gleiche, ein ganzer Mann, in dem Kopf und Herz, Licht und Wärme niemals getrennt waren. Sein tiefes Wissen und sein herzenswarmes Fühlen, die staunenswerte Vielseitigkeit seines Geistes und sein inniges Empfinden wurden unlöslich zu einer mächtig wirkenden höheren Einheit verbunden in seiner ehrfurchtgebietenden Person. Und gerade dadurch wirkte er als Forscher und Lehrer so tiefgehend und nachhaltig, so unmittelbar und unwiderstehlich die Herzen erfassend und die Geister bewegend, daß jeder, der ihn sprechen hörte oder in seinen Schriften las, von der Macht seiner Person ergriffen wurde. Sein Körper war gebunden durch Ketten der Krankheit, aber sein Geist war frei, und den hohen Flug dieses stolzen und feurigen Geistes vermochte nichts zu hemmen. Eine wunderbare Harmonie aller Kräfte war das Gepräge seiner großen und freien Seele. Einem Seher gleich schaute er die Vergangenheit unseres Volkes, das Wachsen und Werden der Gedanken und Worte; mit feinem Sinne und tiefgrabendem Ernste drang er in das weitverzweigte Gebiet unserer Sprache und unseres Volkslebens ein,

und mit Meisterhand wußte er überall das zarte Gewebe der zahlreich verschlungenen Fäden darzulegen, die für den Unkundigen nur wirr durcheinanderzulaufen schienen. Aus den unscheinbarsten Äußerlichkeiten vermochte er einen über Jahrhunderte hinreichenden Gang der Sprachgeschichte und Sprachentwickelung zu erschließen und aus der überlieferten toten Form den lebendigen Inhalt zu erwecken. „Worte sind wie Menschen"; das war ein Hauptgrundsatz seines Forschens und Denkens, und so treten uns im Grimmschen Wörterbuche die von ihm bearbeiteten Worte niemals als tote Schalen, sondern wie wirkliche lebendige Gestalten entgegen. Gerade in diesem Werke verbindet er mit einer bewundernswürdigen wissenschaftlichen Klarheit und Genauigkeit eine wahrhaft schöpferische Kraft lebendiger Anschauung, die ihn dazu befähigt hätte, ein großer Dichter unseres Volkes zu werden. In dieser ganzen Art seines Forschens und nicht zum wenigsten durch seinen echten Dichtersinn stand er, wie auch Prof. E. Sievers in seiner ergreifenden, formvollendeten und gedankenreichen Gedächtnisrede bei der Trauerfeier so schön als wahr ausführte, keinem näher als Jakob Grimm. Und er war diesem auch vor allem darin ähnlich, daß er die Pflege der deutschen Philologie als eine große nationale Aufgabe auffaßte, an deren Gedeihen und Wirkung das Wiedererstehen der deutschen Nation vor allem mit geknüpft sei. Gerade der Wunsch, das Bewußtsein und Gefühl der eigenen deutschen Art wecken zu helfen, dem kranken und verkümmerten Baume der Nation den rechten Lebenssaft zuzuführen, der „am reinsten und vollsten in dem Schatzhause deutscher Sprache quillt", drängte ihn, die deutsche Philologie als Lebensberuf zu ergreifen und den weiteren Ausbau des Grimmschen Wörterbuches zu übernehmen. Und mit der gleichen Feinheit und Tiefe, die uns in seiner Wörterbucharbeit entgegentritt, versenkte er sich in unser Volksleben, verstand er es, unser altes Recht, unsere Sage, Sitte, Brauch und Rede des Volkes und vor allem das Volkslied in seiner ganzen heimlichen Innigkeit wieder vor uns erstehen zu lassen. In ihm webte, all das traute Leben geheimnisvoll nachschaffend, die Seele unseres Volkes. Daher vermochte er auch wie kein anderer unsere großen nationalen Dichterwerke in wahrhaft schöpferischer Weise zu erklären; er war ein gottbegnadeter Dolmetscher der großen Gedanken und dichterischen Schönheiten des Nibelungenliedes und der Gudrun, der Minnesänger, vor allem Walthers von der Vogelweide, des Meier Helmbrecht und aus der neuen Zeit eines Klopstock und Herder, eines Goethe und Schiller. Wer hinreichend vorbereitet und geistig

befähigt nur eine einzige solche Vorlesung bei ihm gehört hatte, der war von dem wahrhaft klassischen Werte der Werke dieser Dichter für sein ganzes Leben aufs innerste überzeugt. Aber nicht nur die Wissenschaft, sondern vor allem auch die Schule verdankt ihm Großes und Herrliches. Wenn eine öde Verstandeskultur immer mehr aus unseren Schulen schwindet, wenn ein frischer Hauch den Unterricht durchweht, wenn Geist und Leben die tote Form besiegen, wenn die deutsche Sprache immer mehr der Mittelpunkt alles Unterrichts zu werden beginnt, wenn sittliches und nationales Empfinden vom deutschen Unterrichte nach allen Seiten hin ausstrahlt: so hat er vor allem diese Wege mit gebahnt und in unermüdlicher Arbeit fort und fort geebnet. Unsere Zeitschrift vor allem schuldet ihm unauslöschlichen Dank; denn er war ihr eigentlicher Begründer, ihr treuester Förderer, ihr eifrigster und fleißigster Mitarbeiter. Durch sie wollte er eine Wirkung auf die Schule und damit auf das ganze Volk erzielen; durch sie wollte er seine Gedanken in die weitesten Kreise tragen. Und was er ersehnte, das ist ihm gelungen. Nicht nur die deutsche Wissenschaft, sondern auch die deutsche Schule und mit ihr das ganze deutsche Volk steht trauernd an seinem Grabe und beklagt den Verlust des großen Gelehrten, des großen Lehrers, des großen Schriftstellers, des edlen Menschen. Der Same, den er ausstreute, ist in tausende von empfänglichen Herzen gefallen. Seine Begeisterung, seine Innigkeit, seine Wahrhaftigkeit, seine Treue, seine Milde, die hinreißende Gewalt seines Geistes und der Zauber seiner reinen Seele werden immer unter uns fortwirken. Er hat sich ein unvergängliches Denkmal in unsern Herzen errichtet. Sein gewaltiges Lebenswerk wird niemals untergehen. Und so rufen wir dem unermüdlich Schaffenden, der überall Leben und Liebe um sich verbreitete, in die Ewigkeit nach:

Ruhe sanft! Schlafe in Frieden!

Der letzte Aufsatz Rudolf Hildebrands für unsere Zeitschrift:

## Wache stehn und dergl.

Das heutige Sprachgefühl geräth in eine eigene Verlegenheit, wenn es auf die Frage stößt: Was ist in Wache stehn und ähnlichen Wendungen Wache für ein Casus? Dem Lehrer, der die Frage in einer Classe aufwerfen will, werden die meisten Schüler ihrem Sprachgefühl nach den

Accusativ angeben, während vielleicht ein Denkender darauf verweisen wird, daß stehn als Intransitivum doch kein Object haben könne. Es ist denn auch Nominativ, und Wache stehn ist soviel wie als Wache stehn. Nur wäre es falsch, dabei an eine Auslassung von als zu denken. Es ist vielmehr dieser bloße Nominativ aus älterer Syntax überkommen. Auch an lateinischen Einfluß ist nicht zu denken. Daß es in volksmäßiger Syntax aufs beste begründet ist, beweist, was mir im Thüringer Walde bei Tambach eine Botenfrau aus Schmalkalden sagte: Ich gehe Bote nach Dietendorf. In „Gevatter stehn" wird es schon schwerer, den Accusativ zu denken. Das Sprachgefühl muß sich zum Nominativ bequemen, während bei Wache stehn der Accusativ an „Wache halten" eine Art Stütze finden konnte. Auch in „Braut stehn", das Jakob Grimm unter Braut anführt, wird niemand mehr an den Accusativ denken: hat sie schon Braut gestanden? ist sie schon getraut? Unterm Volke heißt es auch: er lernt Schlosser. Im 17. Jahrhundert giebt Stieler an „kurrir reiten", admittere equum, cursitare equo, eigentlich als Postkurier reiten in der schnellsten Gangart des Pferdes (dann mißverständlich carrière reiten, s. Grimms Wb. unter Kurier); noch Campe kennt dies courier reiten, auch Goethe im Tagebuch verzeichnet unterm 21. Dec. 1776: von halb sieben bis gegen 3 Nachmittags von Leipzig bis Weimar Courier geritten, mit dem Herzog. Früher auch bloßes gast so z. B.

wer kompt gast ungebeten
der mag hinder die thür tretten — Henisch, 1370.

iederm anbet si lieb, deshalb si gar oft
gast ausz asze. — Wirsung, Calistus h 2

d. h. auswärts aß als Gast, siehe mehr Grimms Wb. unter Gast 9b.

Aus mittelhochdeutscher Zeit giebt — — —

Hier bricht der Aufsatz ab. Mit den Worten: „Ich kann nicht mehr; wir wollen den Aufsatz für das nächste Heft zurückstellen" legte er die Arbeit beiseite. Er vermochte sie nicht wieder aufzunehmen, der Aufsatz blieb unvollendet. Wir haben ihn nicht abgerundet, nichts hinzugefügt und nichts hinweggenommen. So wie er ist, soll er hier stehen als ein Zeichen seiner rastlosen Schaffenskraft, seiner treuen Sorge für unsere Zeitschrift bis zum letzten Atemzuge.

Die nächsten Jahrgänge unseres Blattes werden noch vieles aus dem Nachlasse Rudolf Hildebrands bringen, aber nichts mehr, was er selbst unmittelbar für unsere Zeitschrift ausgearbeitet hätte. Eine ausgeführte Lebensgeschichte des geliebten Mannes wird den neuen Jahrgang unserer Zeitschrift eröffnen.

Dresden. **Otto Lyon.**

# Gottsched im Kampf um die Aufklärung.

(Schluß.)

Von **Eugen Wolff** in Kiel.

c) Die Zeit bot unserm Gottsched genug Gelegenheit, seine Weltanschauung im Kampfe zu erhärten. Wie gewöhnlich, übernahmen auch damals die Orthodoxen jeder Konfession die Verfolgung ihrer eigenen freier denkenden Religionsverwandten am fanatischsten. Gottscheds Stellung zur lutherischen Orthodoxie deutet seine geschickte Helferin und Gesinnungsgenossin recht klar an:[1]) „Ich gestehe es ganz gern, daß bei dem Vorgeben, unsere lutherische Religion sei die wahre, mir allemal ein Einwurf beifällt, der mir nicht möglich zu heben ist. Daß wir nämlich D. Luther für einen vollkommenen Mann dadurch ausgeben, der gar nicht hat irren können. Ja, dessen Werk so vollkommen ist, daß es auch durch die vielen Mängel, die die Verderbnis der Zeit ihm wieder angehangen hat, noch nicht schadhaft genug geworden ist, um daß es nicht allen andern vorzuziehen wäre. Gewiß ein Satz, den man auch nicht einmal den Werken des Schöpfers selbst einräumt!" Bezeichnend für die Gesinnung, die in Gottscheds Kreis gehegt wird, ist gleichermaßen die Erwiderung des Grafen Manteuffel auf dieses Geständnis.[2]) Auch er findet Luthers „Système" — wie er in rein philosophischer Auffassung konsequent sagt — „très-susceptible de réformation". Doch steht es ihm der „bonne religion" näher als die andern Religionen, pourvu que Messieurs les Orthodoxes n'excluent pas ma boussole, c'est à dire l'usage de la raison". Daß auch Gottsched einen neuen Luther für nötig hielt, erfuhren wir bereits, als er sich auf Kreuschners Prophezeiung einer kommenden Reformation berief. In jenem Bekenntnisbriefe an Borowski[3]) führt der greise Gottsched überhaupt eine kühne Sprache, die uns zu längerem Verweilen einlädt. „So leichtsinnig", heißt es hier, „Tellers Buch und ganze Schreibart ist, und so wenig es eine Sekte stiften wird: so viel Schwäche zeiget es doch unsern theologischen Lehrgebäuden, welches auch Basedow thut. Diese Dinge nun werden doch gelesen, machen Eindruck und schleichen

1) An Manteuffel den 15. Oktober 1739.

2) Vom 21. Oktober 1739. — Vergl. Danzel S. 37.

3) Vom 18. des Windmonds 1764 (Kestner-Archiv).

so im Stillen fort, bis sie einmal zu gelegener Zeit ausbrechen. Wie wollten auch so viele philologische Entdeckungen in Erklärung des Alten und Neuen Testamentes, so eine Menge philosophischer Wahrheiten, die heute zu Tage bekannt geworden, und selbst bis unter die Unstudierten und das Frauenzimmer gedrungen: wie wollten, frage ich, dieselben ohne Frucht und Nutzen bleiben? Das wenige Licht, das zu Luthers Zeiten in den schönen Wissenschaften aufgegangen war, wirkte eine Reformation. Setzen Sie, dieser große Mann wüßte heute zu Tage alles, was ein Michaelis in Sprachen, ein Reinbeck, Mosheim und Basedow in der Philosophie wissen: Meinen Sie, daß er nicht eine neue Reformation anfangen würde? Es ist noch alter Sauerteig genug auszufegen. Diesen können die gemeinen Theologen zwar künstlich überkleistern; aber eine zarte Nase, oft auch bei Ungelehrten, riecht ihn doch. Ich habe dieser Tage eine Rede vom Glauben getaufter Kinder gehöret. Mein Gott! welch ein Elend herrschet in den theologischen Beweisen dieses Satzes! Fordern die Theologen zum Glauben Notitiam, Assensum et Fiduciam, so haben sie recht. Sollen aber die getauften Kinder glauben: so haben sie weder eins noch das andre, noch das dritte. Und doch soll es wider des Kuckucks Dank ein Glaube heißen! Sind das nicht Armseligkeiten? sowohl als die ganzen Beweise von der Kindertaufe. Doch manum de tabula! Ich bin kein Luther, und will es auch nicht werden. Aber dies dient nur zum Beweise, wie nötig wir noch eine Reformation haben. — Die Herren Königsberger werden aber freilich alle diese Ketzereien nicht stiften. Sie sind hübsch orthodox und flicken an dem alten Rocke der Theologie, so gut sie können. Indessen sind es brave Leute, die das thun, was man sie heißt ... Hat sich Hr. Trescho an D. Ernesti gewaget: was schadet's? Er ist ja kein Papst. **Mohrungen ist ein Nazareth, daraus ja auch noch wohl etwas Gutes kommen kann** ... Durchs Kritisieren und Widerlegen gewinnt die Erkenntnis der Wahrheit. — Voltairens Schrift von der Religionsduldung ist besser als sein Candide und seine Pucelle: aber der voltairische Freigeist und Unchrist gucket doch allenthalben hervor. Was will er mit seiner Toleranz anders haben als eine Indifferenz gegen alle Religionen, eine Freidenkerei, die an keine Regel gebunden ist? .." Schließlich sendet Gottsched allen ihm bekannten Landsleuten Grüße: „Aber sagen Sie nicht, daß ich so ein Ketzer bin." — So gewiß Gottsched auf litterarischem Gebiete schnell überholt wurde, erwecken doch solche Auslassungen wahrlich nicht den Eindruck, als ob er hinter der religiösen Bewegung in Deutschland zurückgeblieben. Vom wissenschaftlichen Standpunkt berührt es besonders wohlthuend, die Luthersche wie die künftige Reformation mit richtigem historischen Blick zu den wissen-

schaftlichen Fortschritten und deren populärer Verbreitung in Beziehung gebracht zu sehen. Dabei tritt der Abstand der vernunftreligiösen deutschen von der religionsfeindlicheren, kritischeren französischen Aufklärung offen hervor. Nebenher klingt der Hinweis auf Mohrungen wie eine Prophezeiung: war doch Mohrungens größter Sohn, Herder, überdies Treschos Famulus! — An Tellers Kämpfen bekundete Gottsched auch sonst reges Interesse. Die Widerlegung, die jenem auf sein „Lehrbuch des christlichen Glaubens" hin vom eigenen jüngeren Bruder zuteil wurde, nennt Gottsched „ein wortreiches, schwatzhaftes Geschmier", das er nicht durchlesen möchte: er würde sich zu sehr ärgern.[1]) Freilich hatte ja der jüngere Teller ungefähr gleichzeitig in Gemeinschaft mit Bahrdt auch Gottsched angegriffen; „diesen beiden naseweisen Jünglingen" selbst schrieb unser spürsinniger Mann alsbald das Pamphlet „Etwas an Hn. M. K. F. Bahrdt, dessen verbesserten Christen in der Einsamkeit betreffend," zu, worin er und sein Kollege Bel mutwillig angegriffen.[2]) In Gottscheds Munde war es natürlich keine Schmeichelei, wenn er damals diesen M. Teller den „jungen D. Faust" nannte.[3])

Charakteristisch trat in dem Brief an Borowski Gottscheds Feindschaft gegen die herrschende geistliche Beredsamkeit und überhaupt gegen die übliche theologische Beweisführung hervor. Auf diesem Gebiete schossen Gottscheds sprachliche und philosophische Interessen schon seit Beginn seiner öffentlichen Wirksamkeit zusammen. Es ist uns bekannt[4]), wie schonungslos herausfordernd er in der „Redekunst" gegen die Künsteleien und den Schematismus der homiletischen Methode vorgeht. Einige Leipziger Geistliche verleumden den hier einmal erstaunlich kühnen Autor deshalb bei dem Oberkonsistorium in Dresden. Gottsched wird zu seinem Schrecken dorthin vor den Königlichen Kirchenrat zitiert, der ihm aufgiebt, selbst vorzuschlagen, wie sich der Schaden heben ließe. Eingeschüchtert verspricht er, in einer bald folgenden Auflage alles, was von der geistlichen Beredsamkeit handelt, auszulassen, ferner in irgend eine Einladungsschrift zu oratorischen Vorlesungen mit einfließen zu lassen: daß er es nicht widerriete, auch homiletische Vorlesungen zu hören.[5]) Auf

---

1) Im Brief an Viktorine Grohmann vom 28. des Windmonds 1764.

2) Vergl. einen elf Tage früher an dieselbe Nichte gesandten Brief: Bahrdt hatte nämlich das uns schon entgegengetretene deistische Andachtsbuch „Der Christ in der Einsamkeit" von Martin Crugot in orthodoxem Sinne unter dem Titel „Der wahre Christ in der Einsamkeit" überarbeitet.

3) Ebd.

4) Vergl. meine Abhandlung „Über Gottscheds Stellung in der Geschichte der deutschen Sprache" sowie Danzel S. 22 flg.

5) Ww. II[7], Vorrede sub 1736.

Vorhaltung seines philosophischen Freundes Graf Manteuffel stellt Gottsched seine Nachgiebigkeit als möglichst harmlos hin[1]): „Ich habe mich nur anheischig gemacht, einige satirische Ausdrückungen und scherzhafte Gleichnisse auszulassen, wodurch ich die heilige Homiletik lächerlich gemacht haben soll!" Schließlich lassen die neuen Auflagen der „Redekunst" die geistliche Beredsamkeit ganz bei Seite. Doch will er auf Manteuffels Plan eingehen, das Ausgelassene besonders drucken zu lassen.[2]) Trotzdem erlebt Gottsched die Genugthuung, einen vernünftigeren Ton auf den Kanzeln anschlagen zu hören.[3])

Sofort aber nimmt das Gottschedsche Ehepaar unter Anfeuerung des gräflichen Protektors den offen abgeschnittenen Kampf hinter einer schützenden Vermummung wieder auf. Allerdings leiht jetzt die „geschickte Freundin" ihre Hand: bekleidete Frau Gottsched doch keine Stellung, deren man sie — wie etwa ihren Mann — entsetzen konnte. Dennoch wählt sie vorsichtig Anonymität. Zunächst erschien durch Manteuffels Vermittlung im Druck: „Horatii, als eines wohlerfahrenen Schiffers, treumeinender Zuruf an alle, auf dem Meere der gesunden Vernunft schwimmende Wolfianer." Auf eine Antwort von Engelke, derzeit Rektor der Universität Rostock, sendet sie dem Grafen noch 1738 ein travestierendes „Responsum theologicum auf die Bittschrift der Wolfischen Philosophie an die Universität zu R— —k".[4]) Indem Manteuffel bald darauf[5]) seinen Leipziger Bundesgenossen beim Minister Brühl einlobt, behauptet er einen Beweis in Händen zu haben, daß die orthodoxen Gelehrten Gottsched gern anderswohin berufen sähen, um seine Stelle mit einem von ihren „créatures pédantesques" zu besetzen: Gottsched mißfalle ihnen, „parce qu'il a fait voir, peutêtre un peu trop palpablement, en plusieurs endroits de ses écrits philosophiques le ridicule de l'ancienne Philosophie et celui d'un esprit de chicane et d'intolérance en fait de Religion, et dans ses leçons d'éloquence le ridicule de la très-ennuyante homélie ou manière de prêcher de la plupart de nos Prédicateurs". In gleichem Sinne berichtet Manteuffel an Holtzendorff als Präsidenten des Konsistoriums.

---

1) 26. Oktober 1737.

2) 31. Mai 1738. — Im übrigen vergl. Danzel S. 25.

3) Ww. II[7], Vorrede sub 1736.

4) Siehe Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten"; Schlenther: Frau Gottsched, S. 41flg. u. S. 44; Danzel S. 37 u. 39. Vergl. Gottscheds und seiner Frau Briefe an Manteuffel vom 22. November 1738. Eine Abschrift des Manuskriptes als Beilage in den Abschriften der Gottschedschen Korrespondenz (K. öff. Bibliothek in Dresden).

5) 26. März 1739 (Geheim-Korrespondenz des Grafen Brühl im K. Sächs. Staats-Archiv).

Die Orthodoxen witterten — trotz Gottscheds scheinbarem Verstummen — mit Recht in ihm einen unversöhnlichen Feind. Ließ er sich doch dazu bestimmen, anonym eine rationalistische Homiletik zu schreiben.[1]) Als Friedich Wilhelm I. gegen Ende seines Lebens für die Wolffsche Philosophie gewonnen war, beauftragte er den Propst Reinbeck, ein Lehrbuch der Predigtkunst für Studierende zu schreiben. Gerade die Verfolgung der Gottschedschen Redekunst wies Reinbeck auf unsern Autor hin. Graf Manteuffel unterstützt wiederum als Eifrigster die Bitte seines geistlichen Freundes. Unter manchem Zögern des auf jeden Schreckschuß fassungslosen Professors kommt das Werk zustande. Gottsched sucht den Anschein zu erwecken, als rühre es von einem Geistlichen her. Um vor jedem Verrat sicher zu sein, läßt er die einzelnen Bogen von seiner Frau abschreiben und sendet erst diese Abschriften an Manteuffel zur Weiterbeförderung in die Druckerei. Die beiden Berliner Freunde schalten nur einige Anmerkungen ein. Außerdem setzt Reinbeck unter eigenem Namen eine Vorrede voran und läßt die königliche Kabinettsordre abdrucken, wodurch die Abfassung eines homiletischen Lehrbuchs nach Wolfs Prinzipien befohlen war. Das Buch erschien unter dem Titel: „Grund-Riß einer Lehr-Arth/ordentlich und erbaulich zu predigen/nach dem Innhalt/der Königlichen Preußischen / allergnädigsten Cabinets-Ordre / vom 7. Martii 1739/entworffen./Nebst/Hrn. Gustav Reinbecks/Consistorial-Rath und Probsts zu Cölln/an der Spree/Vorbericht/und/kurtzen Einleitung/wie eine gute Predigt/abzufassen sey./Berlin, zu finden bey Ambrosius Haude./1740."[2])

Schon vor dem Erscheinen der Homiletik stimmt Manteuffel eine überschwengliche Lobeshymne an[3]): „Le Commentaire Homilétique sera un livre excellent, .. et j'ose soutenir ... que l'auteur ... rend par là à la Vérité, à la Religion et à toute la Société Chrétienne le service le plus essentiel qui leur ait jamais été rendu." Selbst Christian Wolf läßt sich zu einem Lob herbei, das durch einen persönlichen Zusatz noch ehrenvoller für den Verfasser wird[4]); nachdem er das Buch eines anderen Autors zurückgewiesen, schreibt er: „Das Buch von der überzeugenden Lehrart im Predigen finde ich gegründeter und dabei viele Gelehrsamkeit, welche bei einem dergleichen Werke sehr nötig ist. Unterdessen dörfte ich das wenigste auf dem Katheder sagen, so würde gleich ein Land-Geschrei werden, daß ich nichts thäte, als mich über die

---

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1738 und Danzel S. 41flg.
2) Exemplar der K. Universitäts-Bibliothek Kiel.
3) An Gottsched 23. Februar 1740.
4) An Manteuffel 7. Juni 1743.

Religion aufhalten und der Schrift zu spotten (so!)." — Baumgarten legte in Halle sogar dies Buch seinen Vorlesungen zugrunde.[1])

Werden wir diesen Erfolg gerechtfertigt finden können? Wenigstens werden wir ihn für jene Zeit verstehen. Denn was Gottsched bot, war der auf Paragraphen gezogene krasse Rationalismus. Wer dessen Wesen kennt und gar noch Gottscheds „Redekunst" studiert hat, findet in unserm „Grundriß" nichts Neues. Alle Regeln der „Redekunst" sind eben auf homiletisches Gebiet übertragen. Mit gut geheuchelter Objektivität zitiert sich Gottsched denn auch wiederholt selbst, z. B. in folgender Tonart: „Es hat dieses schon der bekannte Hr. Prof. Gottsched zu Leipzig in der 1. Auflage seiner Ausführlichen Redekunst ... angemerket, und es würde ja uns Geistlichen eine Schande sein, wenn wir uns solche Dinge erst von weltlichen Lehrern der Redekunst wollten sagen lassen. Wenn sie es indessen aus guter Absicht und Eifer vor die Ehre der Religion thun, so haben wir es mit Dank zu erkennen."[2]) Man merkt der flüchtigen Arbeit ordentlich die Lust an, mit der überhaupt statt neuer Ausführungen Zitate eingeflickt sind. Natürlich marschieren hier alle charakteristischen Lieblinge Gottscheds auf: da ist Wolf, da sind Mosheim, Reinbeck und Sack, wiederholt wird auf Kreuschner verwiesen, Pietsch, „einen unserer besten Poeten",[3]) nicht zu vergessen. Um sich für alle Fälle den Rücken zu decken, hat der Verfasser daneben des „berühmten Hrn. D. Marperger" Lehr-Elencho wiederholt „bestens anpreisen wollen",[4]) obgleich Marperger als Feind der Aufklärung und Gegner Reinbecks auftrat, — der Mann war aber Oberhofprediger in Dresden. Als abschreckendes Beispiel muß dagegen Abraham a St. Clara herhalten.[5])

Die Regeln entsprechen ganz der Königl. Kabinetts-Ordre; forderte diese doch für die Studierenden der Theologie: „Es sollen dieselben bei Zeiten in der Philosophie und einer vernünftigen Logik, als z. E. des Professoris Wolfens, recht fest setzen, damit sie lernen recht deutliche und klare Begriffe von der ganzen Theologie ... zu machen." Dem entsprechend bezeichnet Gottsched als Pflichten eines erbaulichen evangelischen Redners[6]): „Er soll 1. deutlich erklären, 2. gründlich erweisen, 3. der Gegner Einwürfe widerlegen, 4. alles Dunkle und Schwere erläutern, 5. die Gemüter durch Bewegungsgründe lenken und 6. die Affekten teils dämpfen, teils erregen." Ausdrücklich wird für die geist-

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1738.
2) Siehe S. 97; ähnlich S. 119, 162, 485.
3) S. 160.
4) S. 266 flg., ebenso S. 277 u. a.
5) S. 182 flg. und 188 flg.
6) S. 37.

liche Beredsamkeit dieselbe Vortragsart wie für die weltliche gefordert.[1]) Über die Vortragsart hinaus greifen Gottscheds Ausführungen in den Geist der Religion ein. Er meint ganz im Sinne seines philosophischen Lehrbuches, die geistlichen Gegner der Weltweisheit überlegten nicht, daß diese uns „die wichtigsten Wahrheiten der natürlichen Religion gründlich vorträgt, darauf sich die geoffenbarte berufet, und damit sie völlig übereinstimmen muß, wenn sie aus einer wahrhaftigen Offenbarung herfließet"[2]), — was einer völligen Rationalisierung der Religion gleichkommt. Leichtlich setzt sich unser Autor über den Gegensatz zwischen Naturtrieb und Sittlichkeit hinweg, über jenen Gegensatz, den Kant in voller Schärfe erfaßte, den erst Schiller einer Versöhnung entgegenführte. Gottsched behauptet flott[3]): „Die Moral des Neuen Testaments enthält nicht eine einzige Pflicht in sich, dazu der Mensch nicht schon durch das Gesetz der Natur verbunden wäre ... Und obwohl in der Offenbarung verschiedene höhere Bewegungsgründe dazu kommen, die einem Christen einen weit stärkern Antrieb geben, dieser reinen Sittenlehre gemäß zu handeln: so bleiben doch allemal die Begriffe der Tugenden und Laster eben dieselben, wie sie in der philosophischen Moral vorkommen." Freilich will er nur die Moral und nicht — wie es noch in unserm Jahrhundert möglich war — auch die Dogmen des Christentums philosophisch aus der Vernunft herleiten: „hier muß freilich die göttliche Offenbarung die einzige Quelle bleiben".[4]) — Der Göttingische Professor Joachim Oporin veröffentlichte 1741 eine Gegenschrift: „Theologisches Bedenken über den Grund-Riß ..., nach der Wahrheit, Bescheidenheit und Liebe abgefaßt". Namentlich wendet er sich nicht ohne Grund gegen die vernunftgemäßen Beweise auf der Kanzel und die Vorherrschaft des Naturgesetzes in der Moral.

Gleichzeitig mit der Homiletik erschien ebenfalls mit einer Vorrede Reinbecks eine von Frau Gottsched verfaßte Übersetzung von „Eachard's Untersuchung der Ursachen und Gelegenheiten, welche zur Verachtung der Geistlichen und der Religion Anlaß gegeben".[5]) Der Name der Übersetzerin blieb ungenannt. Auch jener Engländer bekämpfte nämlich die prahlerische Gelehrsamkeit, die verwegenen Metaphern und kindischen Gleichnisse, sowie die künstlichen Erläuterungen, in denen sich die Geistlichkeit gefiel; daneben zieht er ihre Unwissenheit und Armut, schließlich

1) S. 45.
2) S. 65.
3) S. 196 flg.
4) S. 224 flg.
5) Berlin bei Haude 1740. — Exemplar der K. Universitäts-Bibliothek Kiel. — Vergl. Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten".

ihr ärgerniserregendes Leben als Ursachen der Verachtung, in der sie stehen, heran. Reinbecks Vorwort weist auf die Parallelität der deutschen Zustände hin.

War das Gottschedsche Paar während der Jahre 1739 und 1740 im Dienste der Aufklärung besonders thätig, so werden die wiederholten Verfolgungen, denen es gerade um diese Zeit ausgesetzt war, verständlich. Man ergriff jede Gelegenheit, bei der Gottsched hervortrat, um ihn anzuschwärzen. Zunächst mußte seine Gedächtnisrede auf Opitz herhalten.[1]) Zur Feier von dessen 100. Todestag bedient sich Gottsched einer auf der Leipziger Universität gestifteten Lectio Prutenica, die er als geborener Preuße gegen eine vom Magistrat ausgezahlte geringe Entschädigung schon viele Jahre hinter einander gehalten hatte. Er erklärte vor einem täglich wachsenden Hörerkreis im philosophischen Hörsaal des Schlesiers Lobgedicht auf Vladislaw. Als er für die vierte und letzte Stunde seine Lobrede auf jenen Vater der neueren deutschen Poesie ankündigte, fanden sich einige hundert Zuhörer ein; zu Gottscheds Glück befand sich unter den geladenen Gästen neben dem Rektor und dem Dekan auch der zufällig in Leipzig anwesende Graf Manteuffel. Es war an Opitzens Todestag selbst; die Vorlesung fand wie an den vorhergehenden Tagen von 2—3 statt. Leider war das Datum ein Tag vor dem sächsischen Bußtag, so daß die Festrede in die Zeit des Vorbereitungs-Gottesdienstes fiel. Gerade als die Andacht beendet, sieht D. Florens Rivinus, Professor in der juristischen Fakultät, die Studenten aus Gottscheds Auditorium strömen. Sofort denunziert er die vermeintliche Sabbatschändung in Dresden. Als Gottsched bald darauf in der Residenz weilt, erfährt er, daß Bericht von der Universität eingefordert sei. Zwar giebt er alsbald mündliche Aufklärung, reist aber doch schleunig zurück, um einen günstigen Bericht zu bewirken. Thatsächlich melden Rektor und Senat, daß diese Handlung mehr Beifall als ungnädige Empfindung verdiene; überdies sei es Werkeltag gewesen, an dem auch Markt abgehalten und die königlichen Gebäude, wie Steuer und Gericht, geöffnet gewesen.[2]) Zum Überfluß bearbeitet Manteuffel unter Berufung auf seine Anwesenheit den Präsidenten des Konsistoriums, v. Holtzendorff.[3]) Man muß es Manteuffel lassen, daß er sich die Verteidigung Gottscheds mit ernstem Eifer und überzeugender Gründlichkeit angelegen sein ließ. Er bezeichnet selbst sein Schreiben als „tirade Anti-Tartuffe“ gegen die

1) Ww. II⁷, Vorrede sub 1739.

2) Nach den Akten im K. Sächsischen Staats-Archiv (Acta, die Lectiones Prutenicas an der Universität zu Leipzig betreffend, Nr. 1794).

3) Brief vom 25. September 1739, abschriftlich im Gottschedischen Briefwechsel.

„insinuations malignes que ces antipodes de la Raison ont osé faire contre la harangue Opizienne de Mr. Gottsched". Der Redner habe weder die Religion oder auch nur die Theologen verspottet, noch von einer Jubelfeier gesprochen, für die der Tag vom Denunzianten unschicklich bezeichnet war ꝛc. Nach einigen Tagen übermittelt Holtzendorff in Leipzig dem Beschuldigten mündlichen Bescheid. „Ich ward", berichtet Gottsched dem gräflichen Beschützer am 10. Oktober, „auf eine ganz gnädige und freundliche Art empfangen. Es hieß, ... daß die Nachrichten wider mich gar zu milde eingerichtet gewesen, welches soviel als strenge bedeuten sollte. Und was meine Rede beträfe, so hätte er auch nichts Anstößiges darin befunden. Es würde also wohl nichts weiter zu bedeuten haben." An Holtzendorff, als altem Freund Manteuffels, besaß Gottsched überhaupt einen um so wertvolleren Rückhalt, als der Oberhofprediger Marperger unsern Mann mit Mißtrauen überwachte, so sehr dieser nach allen gymnastischen Regeln solcher Kunst vor dem Kirchenfürsten kroch.

Bald erregte Gottsched von neuem den Neid der Dunkelmänner. Hören wir zunächst den Bericht der Frau Professorin[1]): „Den 2. Februar haben die Auditores Collegii philosophici meines Mannes demselben zu seinem Geburtsfeste eine öffentliche Musik mit Fackeln, Pauken und Marschällen gebracht. So unschuldig nun auch diese Sache ist, welche von einer ungezwungenen Zuneigung seiner Auditorum zeiget (so!), so zweifle ich doch nicht, daß sie gewissen Beschützern der Obscurorum Virorum abermals als ein Strepitus vorkommen werde: zumal man in Leipzig kein Exempel hat, daß diese Ehre einem Professori geschehen wäre. Es sind viel junge von Adel dabei gewesen, darunter ein Herr von Einsiedel die Anrede hielt." Auch der Gefeierte selbst fürchtet, daß ihm diese Ehre wieder viel Neid und Verleumdung bei seinen Obern zuziehen werde. Ad declinandum invidiam sucht er die Studenten aufzumuntern, daß sie dem Rektor bei Ablegung seines Amtes eine gleiche Ovation darbringen möchten.[2]) Die Befürchtungen erwiesen sich trotzdem als gerechtfertigt. Vom Ober-Konsistorium erging auf Denunziation ein Befehl an die Universität, zu berichten, ob auch Exzesse dabei vorgefallen wären? Das Gottschedsche Paar sah in diesem Verfahren eine Tücke Marpergers.[3]) Die Universität antwortete, daß bei ihr keine Beschwerde vorgebracht wäre; doch sei bei der „solennen Musik" geschrien worden und man habe den Haufen durch Stadtknechte auseinander-

1) An Manteuffel 6. Februar 1740.
2) An Manteuffel 10. Februar 1740.
3) Siehe Schreiben von Frau Gottsched an Manteuffel den 28. Februar 1740 und Akten des K. Sächs. Staats-Archivs über die Universität, Nr. 1783.

treiben müssen. Darauf erfolgte der Befehl, daß für solche Aufzüge künftig eine besondere Erlaubnis erforderlich[1]).

Es wird überall klar, daß um das Jahr 1740 Gottscheds Ruhm gipfelte. Johanni sollte unser beliebter Redner zur dreihundertjährigen Jubelfeier der Erfindung der Buchdruckerkunst die Festrede halten. Vergebens setzt Gottsched alle Hebel an, die Paulinerkirche für seine Rede zu gewinnen; Marperger hielt dies für eine Entweihung. Selbst die Fürsprache der Gräfin Brühl erwies sich als machtlos.[2]) Das philosophische Auditorium konnte aller Voraussicht nach für die Zuhörerschar nicht hinreichen. Wollen wir Gottsched im Triumph über seine Gegner sehen, so mögen wir immerhin einen Blick in seinen Bericht über die Feier werfen, um so mehr als seine Rede und Kantate zu diesem Fest die Buchdruckerkunst als Dienerin der Aufklärung feierte. „Meine neuliche Jubelrede", meldet er am 3. Juli 1740 dem bekannten hohen Patron, „ist bei unsäglichem Zulaufe des Volkes am vergangenen Montage gehalten worden, und mir wenigstens nach Wunsch gelungen. Es hat auch geschienen, als ob meine Zuhörer mit mir zufrieden gewesen wären. Außer dem Rektore und ein paar jungen Grafen v. Reuß und v. Hoym sind wohl 50 bis 60 Graduierte aus allen Fakultäten darinnen gewesen: und die Menge der Studenten ist so groß gewesen, daß auch eine Wache von 25 Mann ihnen zu widerstehen nicht vermögend war. Unter anderen ist Dr. Rivinus" (der Denunziant der Opitz-Rede), „der mir wegen der Paulinerkirche am meisten zuwider gewesen, auch keine Wache dabei haben wollen, so ins Gedränge gekommen, daß man ihn bald erdrücket hat, und seinen Grafen Hoym, den er mit sich ins Auditorium führen wollen, in dem Schwarme verloren, ja gar besorgen müssen, daß derselbe als ein junger zarter Herr ums Leben kommen könnte. Es ist aber weder ihm noch sonst jemand ein merklicher Schade geschehen, ohngeachtet viele um ihre Hüte, Haarbeutel, und einige Katecheten um ihre Mäntel gekommen, auch Herr Professor Teller sehr viel im Gedränge gelitten. D. Börner und D. Olearius haben wieder umkehren müssen, weil sie unmöglich durchgekonnt: denn der ganze Platz im großen Fürsten-Kollegio, ja bei der Niklaskirche hat noch vollgestanden, als inwendig schon alles voll war. Die Leute sind an den Fenstern mit Leitern aufgestiegen, und auch hinter der Katheder haben auf dem Walle am Fenster eine Menge Leute gestanden und mir durch dasselbe zugehöret ... Nun muß ich nur noch besorgen, daß wieder ein Befehl von Dresden komme, daß die Universität berichten solle, was für ein Lermen bei der Rede

1) Akten des K. Sächs. Staats-Archivs ebenda.
2) Siehe Danzel S. 68. Im übrigen vergl. Ww. II [7], Vorrede.

gewesen, wie ich schon bei mehreren Gelegenheiten erfahren habe. Denn meine Feinde und Neider werden nicht ermangelt haben, wunderlich Zeug nach Dresden zu schreiben, wie sie sonst gewohnt sind." Die Universität hatte sich aber präjudiziert, indem sie schon vorher, als es sich um Empfehlung der Paulinerkirche als Ort des Festaktes handelte, ohne Erfolg günstig nach Dresden berichtete.[1])

Die Gegner hielten sich schadlos. Zu Gottscheds Rektorschmaus kamen 1739 Manteuffel und Reinbeck angereist. Nun meldet die Frau Professorin dem Grafen am 23. Juli 1740: „Unsere Leipziger haben sich auf eine sehr listige Art von der Gefahr losgemacht, bei einem künftig zu befürchtenden Rektorschmause meines Freundes wiederum eine so erschreckliche Erscheinung zu haben, als vorm Jahre im Sommer geschahe. Denn es ist vor kurzem (und wie man glaubt, auf Angeben einiger solchen Herren, die den Freunden der Vernunft nicht gerne näher kommen, als diese ihnen gekommen ist) ein königlicher Befehl eingelaufen, nach welchem alle dergl. Rektorschmäuse eingestellt sein sollen." Wir dürfen den Feinden des Rationalismus schon solche kleine Genugthuung gönnen, nachdem sich die drei „Wahrheitsfreunde" bei jener wie noch einer anderen Veranlassung an der Verlegenheit der Gegner geweidet hatten. Auch der Schmerz war diesen nämlich zuteil geworden, daß Gottsched in Manteuffels Namen sämtliche Werke Wolfs der Universität als Geschenk überreichte und schadenfroh die Feinde des Rationalismus ihren Ärger hinunterschlucken ließ.

d) In desto besserem Einvernehmen stand Gottsched mit der katholischen Geistlichkeit. Allerdings verbreitete sich um die Wende der Jahre 1737 und 1738 von Halle nach Berlin das Gerücht, Gottsched sei auf den Sonnenstein in Gefangenschaft geführt, weil er durch eine Schrift den Dresdener Jesuiten mißfallen habe[2]). Aber der Nächstbeteiligte war über „eine so seltsame Zeitung" mit gutem Grund sehr befremdet. „Meines Wissens", schrieb er dem besorgten gräflichen Freunde[3]), „habe ich den Herren P. P. S. J. seit vieler Zeit keinen Anlaß gegeben, über mich zu klagen: es müßte denn irgend meine im Jahr 1730 herausgegebene Jubelode, oder die Fontenellische Historie der Orakel, die aber noch viel älter ist, dazu Gelegenheit gegeben haben. Doch ich glaube nicht", schließt er mit richtiger Witterung, „daß diese Herren ihren Vorteil so wenig verstehen sollten, daß sie gleich anfangs ihre Sachen mit Gewalt und Macht zu befördern suchen würden". Die

---

1) Gottsched an Manteuffel 4. Mai 1740.
2) Nach Manteuffels Brief an Gottsched vom 1. Januar 1738.
3) Am 1. Februar 1738.

Ode „Auf das andere Protestantische Jubelfest, welches wegen des zu Augspurg übergebenen Bekenntnisses i. J. 1730 gefeiert worden", hatte man weder in Leipzig noch in Gotha zu drucken gewagt, weil Gottsched in ihr sehr ausgiebigen Gebrauch von Luthers Kraftwort „Babylonische Hure" für die römische Kirche gemacht. Erst als von Gotha eine Abschrift nach Hamburg gekommen, wurde sie daselbst gedruckt und darauf sogleich in Berlin, Danzig, Königsberg und im Hannoverschen nachgedruckt.[1]) Später bereitete dies Gedicht seinem Verfasser thatsächlich auch direkt in katholischen Kreisen Ungelegenheit: machte es doch die Widmung des I. Bandes seiner neuen Gedicht-Ausgabe an die Fürstin Trautson in Wien unmöglich![2])

Wir wissen bereits, daß einige Religionssticheleien das Verbot des Februarstückes 1754 vom „Neuesten aus der anmuthigen Gelehrsamkeit" und des „Reineke Fuchs" herbeiführten.[3]) Aber wir kennen auch die gewaltige sprachliche und so indirekt kulturelle Wirkung, die Gottsched auf das katholische Deutschland, namentlich auf Österreich ausübte. Wie die „Redekunst" unseres Autors in der katholischen Geistlichkeit Anklang fand, so verfehlte auch die Homiletik in gleichen Kreisen ihres Eindrucks nicht. Der Ordensgeistliche Rudolf Graser schreibt an P. Placidus Amon unterm 30. Oktober 1755, selbst ohne den von ihnen verehrten Gottsched als Autor zu ahnen[4]): „Ich hätte Lust, die Reinbeckische Lehrart ins Kurze zu bringen, indem ich alle überflüssigen, ekelhaften und unkatholischen Stellen, und was dergleichen Dinge sind, weglassen wollte. So würde das Werkchen sehr klein werden, und vor meinen Predigten gesetzet werden. Ich weiß nicht, haben Ew. H. besagte Lehrart selbst gelesen, oder nicht? Ich meines Teiles habe sie etliche Male durchgelesen, und ich kann nichts anders sagen, als daß sie unvergleichlich ist."

Gottscheds treuer und fähiger Mitarbeiter auf sprachlichem Gebiete P. Placidus Amon konnte sich doch nicht enthalten, einen leisen Bekehrungsversuch an dem ketzerischen Freund zu machen. Sehr interessant und zur Erkenntnis von Gottscheds Geist wichtig ist die Antwort, die der Leipziger Professor erteilt[5]): „Ich pflege meinen Gönnern und Freunden dergleichen wohlgemeinte Ratschläge nicht übel zu nehmen, wenn ich sie gleich nicht annehmen oder billigen kann. Es ist wahr,

1) Ww. II[7], Vorrede sub 1730.
2) Schon in meiner sprachgeschichtlichen Darlegung verwies ich hierauf.
3) Ebendort.
4) Siehe Studien und Mitteilungen aus dem Benedictiner- und dem Cistercienserorden, Bd. X, S. 659.
5) Vom 25. Mai 1752, — s. a. a. O. X, 103 flg.

daß mir sowohl der Hr. v. Scheyb als der Hr. Baron v. Petrasch vorhin schon eben dergleichen Versuchungen überschrieben ... Allein diese hatten wohl beide nichts aus eigenem Triebe, sondern auf Veranlassung eines großen kaiserlichen Ministers gethan, dessen Absichten wohl sein mochten, mich unter dieser Bedingung nach Wien zu ziehen. So gern ich mich daselbst zu einem Werkzeuge in Beförderung der Künste und Wissenschaften hätte brauchen lassen: so war es mir doch nicht möglich, den Widerspruch meiner Vernunft zu dämpfen, die mir immer zurief, daß ich eine Thorheit begehen würde ... Ich will Ew. H. nur gestehen", lautet nun die charakteristische Begründung, „daß, wenn ich gleich die Theologie niemals getrieben und die Gründe des evangelischen Lehrbegriffes niemals eingesehen hätte, mir dennoch die Philosophie allein die katholische heutige Art des Gottesdienstes zum Abscheu gemachet haben würde. Was muß wohl ein Mensch denken, der von Jugend auf gelernet hat, und durch Vernunft und Erfahrung überzeuget worden: daß nur das einzige höchste Wesen, der Schöpfer und Erhalter der Welt, die Ehre der Anbetung fordern könne, — was muß er denken, frage ich, wenn er in ein katholisches Land kömmt und daselbst alle Straßen und Bäume voller Abgötter und Götzenbilder sieht ..., wenn er gar in eine katholische Kirche kömmt, darin er eine größere Menge von Altären toten Menschen zu Ehren als dem wahren Gott aufgebauet sieht ...? darin auf den Kanzeln mehr von den sogenannten Heiligen als von Gott geprediget, mehr Legenden und Fabeln als wahre Sittenlehren vorgetragen und gelehret werden?" — Gewiß spricht hier der Rationalismus aus jedem Satz, aber auch eine gewisse religiöse Wärme und ehrenwerte Überzeugungstreue. Von der religiösen Indifferenz der französischen Aufklärer ist Gottsched frei. Diese Gesinnung konnte dennoch nicht verhindern, daß auf die Ehren hin, die Gottsched in Wien genoß, durch die evangelische Orthodoxie das Gerücht ging, er wäre zur römischen Kirche übergetreten.[1])

e) Zu hervorragenden Theologen und Philosophen unterhielt Gottsched von Leipzig aus andauernd enge Beziehungen. Schon seine litterarischen Bestrebungen brachten ihn Gottesgelehrten und Weltweisen nahe. Seit 1728 steht er in Briefwechsel mit Mosheim, der damals zum Mitgliede der „Deutschen Gesellschaft" in Leipzig ernannt wurde. Der Verkehr gestaltet sich um vieles enger, als Mosheim nach Burkhard Menckes Tode 1732 aus der Ferne die Präsidentschaft der Gesellschaft übernimmt. Die Freundschaft beider Männer überdauert Gottscheds Austritt aus der „Deutschen Gesellschaft"; erwies sich doch

1) Vergl. Danzel S. 312 flg.

der berühmte Kanzelredner stets als toleranter, weitherziger Christ. Dabei war er keineswegs ein Anhänger Wolfs, nahm überhaupt an den philosophischen Schulstreitigkeiten wenig Interesse; eher neigte er zu Berkeleys Idealismus.[1]) Daß er bei alledem selbst Gottscheds philosophische Leistungen zu würdigen weiß, bekundete er uns ja angesichts der „Ersten Gründe der gesammten Weltweisheit".

Auch der Leiter der Teutschen Gesellschaft in Jena, der Historiker und besonders Kirchenhistoriker Gottlieb Stolle, erwies sich ohne Parteinahme duldsam gegen die Wolfsche Philosophie. War er doch eins von den zwei Mitgliedern der philosophischen Fakultät, die es bei dem großen Ketzergericht über Wolf unbedenklich fanden, das Lehren über die Wolfsche Philosophie freizugeben, wenn nur den älteren Professoren nicht zugemutet werde, ihre Lehrart zu ändern.[2])

Dagegen hatte ein anderer Korrespondent und entfernter Verwandter Gottscheds, der Kanzler D. Pfaff in Tübingen, sogar die Leibnizsche „Theodicee" unwirsch abgewiesen: Leibniz habe, nur in feineren Wendungen, eigentlich doch genau dasselbe gesagt, was Bayle in derberen Ausdrücken vorgebracht.[3]) Ebensowenig fiel sein und überhaupt der Tübinger Theologen Gutachten über die Wolfsche Lehre günstig aus.[4]) Bei alledem war Pfaff ein echter Geistesverwandter des Thomasius. —

Direkt zu den Orthodoxen rechnete Gottsched einen seiner eifrigsten Korrespondenten, den Pastor Brucker in Kaufbeuren, später in Augsburg, den Herausgeber biographischer Sammlungen, namentlich des „Bildersaals heutiges Tages lebender ... Schriftsteller". Für seine Historia critica philosophiae fragt er bei Gottsched an, ob das Gerücht wahr, daß Wolf in seiner Jugend ein Erzspinozist gewesen. Unser Mann ist naiv genug, die Anfrage Wolf selbst übermitteln zu lassen, der mit jener Vorsicht, die wir an ihm Spinoza gegenüber bereits kennen lernten, die Antwort erteilt: Herr Brucker solle seine Schriften durchlesen, da würde er sehen, ob die Beschuldigung Grund habe.[5])

Von hervorragenden Theologen bekennt sich Jerusalem direkt als Gottscheds Schüler; ja gelegentlich[6]) versichert er „die aufrichtigste Erkenntlichkeit, mit welcher ich alle meine Wohlfahrt einzig und allein der

---

1) Vergl. Danzel S. 106 flg.

2) Vergl. Karl Biedermann II, 1, S. 417.

3) Vergl. Karl Biedermann II, 1, S. 265, s. auch S. 242 flg.

4) Ebd. S. 417. — Vergl. Allgemeine Deutsche Biographie, Art. Ch. M. Pfaff, und Hettner: Geschichte der deutschen Litteratur im 18. Jahrhundert, I[4], S. 218 flg.

5) Vergl. Danzel S. 68 und Büsching: Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, S. 49.

6) 17. März 1738.

Gewogenheit und der getreuesten Anweisung zuschreibe, die ich von Ihnen in Leipzig zu genießen habe das Glück gehabt." Noch 1746 wiederholt er seinen Dank; steht es doch fest, daß der spätere berühmte Abt Gottscheds Unterweisung in besonders vertraulicher Weise genossen.[1])

Daraus ergab sich eine Lebensbeziehung, die für unsern Mann zwar keinen direkten Vorteil mit sich brachte, ihm aber jedenfalls überall zum Ruhme gereichte, denn Jerusalem verstand es, sich mit einer Sphäre von Korrektheit und Vornehmheit zu umgeben. Bedenklicher konnte sich für Gottsched eine Berührung mit dem anrüchigen Wertheimer Bibelübersetzer Johann Lorenz Schmidt gestalten. Am 18. Juli 1736 beruft sich dieser auf Gottscheds Beifall: „Wenn das Gerücht, welches mir zu Ohren gekommen, nicht ganz falsch ist: so hat meine biblische Arbeit das Glück gehabt, bei Ew. H. einigen Beifall zu finden. Aus dieser Ursache nehme ich mir die Freiheit, Denselben hiermit ein paar neue Schriften zu übersenden, welche zur Verteidigung derselben aufgesetzet worden. Ich erfahre wohl, wie sehr die Finsternis sich gegen das Licht wehrt, daß es nicht aufkommen und den Menschen die Augen erleuchten soll. Jedoch hoffe ich, Gott werde die Wahrheit noch siegen lassen." Ein solcher Appell an die Wahrheit mußte einem Gottsched zu Herzen sprechen. Um wie viel sympathischer mußte er sich noch berührt fühlen, wenn Schmidt seine Übersetzung zu einem der vornehmlichsten Gottschedschen Lebensinteressen in Beziehung setzte! Er fährt nämlich fort: „Ich werde diesen Herbst eine vollständige Sammlung der Streitschriften drucken lassen, welche bei Gelegenheit meiner Übersetzung zum Vorschein gekommen sind. Da wünschete ich nun, eine gründliche Abhandlung zu haben und dieser Sammlung mit beizufügen, worinnen ausgeführet und nachdrücklich erwiesen würde: wie ungereimt es sei, bei der Gottesgelehrsamkeit eine besondere Sprache zu führen; was dieses für eine schlechte und unfruchtbare Erkänntnis wirke; wie nötig allenthalben und noch viel mehr bei den göttlichen Wahrheiten ein natürlicher Ausdruck sei, und was daraus für Nutzen für die Menschen entstehe. Hiebei könnte einige Anwendung auf meine biblische Arbeit gemacht, oder, nach Gutbefinden, auch wohl weggelassen werden. Wenn ich nicht zu viel bitte: so wollte ich Ew. H. gehorsamst ersuchen, durch einen von Dero Schülern eine solche Abhandlung unter Dero Aufsicht verfertigen zu lassen: und diese wollte ich nachgehends ohne Meldung eines Namens oder Orts meiner Sammlung mit einverleiben. Ich hoffe, dieses sollte vieles beitragen, der Welt in der gegenwärtigen Dunkelheit

1) Siehe Jerusalems Brief vom 3. April 1746 und Rosenbergs Brief (aus Mertschütz im Fürstentum Liegnitz) vom 21. März 1746.

die Augen aufzuthun, und den guten Geschmack auch in diesem Stücke zu befördern." — Gottsched lieferte nichts, ließ sich jedoch insoweit mit dem Wertheimer ein, als er ihn ermunterte, sich an Fortsetzung seines Werkes durch die kleinen Kläffer nicht abhalten zu lassen. Dieser Brief vom 10. Januar 1737 lief erst am 28. Februar in Wertheim ein, als Schmidt bereits in Haft saß, so daß auch Gottscheds Schreiben der Untersuchungskommission überliefert wurde.[1]) Glücklicherweise blieb diese Verwicklung für Gottsched ohne Folgen. Schon am 13. April 1737 meldet sich Schmidt aus der Haft selbst wieder brieflich. Ob die Verfolgung des Wertheimers das Gottschedsche Paar stutzig machte? Oder nimmt es in Äußerungen nach Berlin auf Reinbecks scharfe Angriffe gegen Schmidt Rücksicht? Jedenfalls sucht es ihn später kräftig abzuschütteln. Am 11. Juli 1739 klagt die Frau Professorin dem Grafen Manteuffel: „Hr. Canz[2]) wird der Wolfschen Philosophie durch den 4. Teil seiner Schriften eben die Dienste thun, die ihr der Wertheimer mit seiner Bibelübersetzung gethan hat: Wenn man anfangen will, solche gefährliche Sätze und Irrtümer für Lehren oder Wirkungen dieser Philosophie auszugeben, so darf man sich auch nicht wundern, wenn man sie, als eine Zerstörerin der Religion, auszurotten sucht." Die Wahrheitsfreunde hatten allen Grund, eine Schädigung ihrer Sache durch das enfant terrible in Wertheim zu befürchten: berief sich doch Schmidt fortgesetzt zu seiner Verteidigung auf die Wahrheit, die der ganze Grund seiner Sache, ja für die er alles zu erdulden bereit sei.[3]) —

Nicht so eng wie man voraussetzen könnte, gestalteten sich Gottscheds direkte persönliche Beziehungen zu Christian Wolf. Wir hatten einzelner gelegentlicher Berührungen beider Männer zu gedenken. Zwar kannte Wolf unsern Autor das ganze letzte Vierteljahrhundert seines Lebens[4]) aus der Ferne; indessen wickelt sich ihr Verkehr meist durch Mittelsmänner, namentlich Ehler in Danzig, den Grafen Manteuffel, sowie Madai und Pauli in Halle ab. Dieser indirekte Verkehr wurde seit Manteuffels Übersiedelung nach Leipzig, während das Schulhaupt in Halle wirkt, besonders lebhaft und fortlaufend.

1) Kammerrat J. W. Hoeflein in Wertheim meldet so an Johann Kaspar Schneider in Kitzingen, der die Hiobspost unterm 7. März 1737 an Gottsched weitergiebt.

2) J. G. Canz, Professor in Tübingen, wurde später der Fortsetzer von Reinbecks Hauptwerk: „Betrachtungen über die in der Augsburgischen Konfession enthaltenen . . . Wahrheiten." — Vergl. über ihn Allgemeine Deutsche Biographie.

3) Vergl. Hoefleins und Schmidts Briefe an Reinbeck in Büschings Beyträgen zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, 166 und 183.

4) Siehe Gottsched: Historische Lobschrift des Frh. v. Wolf, Vorerinnerung, S. II.

Im Jahre 1740 tritt dann Wolf unmittelbarer in Gottscheds Interessenkreis. Ergeht doch sogleich nach Friedrichs des Großen Thronbesteigung an den einst schmählich Vertriebenen der Ruf zur Rückkehr an seinen früheren Wirkungsort Halle. Unser Leipziger Professor zeigt sich auffallend besorgt: offenbar fürchtete er von einer Rückkehr Wolfs, daß Halle sein Leipzig völlig in Schatten stellen würde. So vergißt er sich bis zu nachstehenden Malicen[1]): „Herr Wolf, wenn er nach Halle kömmt, wird wohl keine andere Absicht haben, als D. Lange zu Tode zu ärgern, und noch bei dessen Leben über ihn zu triumphieren. Denn sonst sehe ich in der That nichts, was ihn dazu bewegen kann. Wenigstens wird er sich in Verfertigung seiner lateinischen Schriften sehr hindern; teils durch die Veränderung des Ortes, die ihm leicht ½ Jahr verderben kann; teils durch die Schwächung seiner Kräfte, die dabei zu besorgen ist; teils durch die mehrere Arbeit, die er sich in Halle im Lesen zuziehen wird. Anstatt daß er in Marburg 20 oder 30 Zuhörer gehabt, wird er in Halle 300 oder mehr haben; und für 2 oder 3 Stunden, die er itzo liest, wird er in Halle 5 oder 6 lesen müssen. Also sollten von rechtswegen alle Alethophili wünschen, daß er bliebe, wo er ist. Endlich steht es auch noch dahin, ob der liebe (!) Mann, in den Jahren, die er hat, seinen alten Ruhm im Lesen noch wird behaupten können" ꝛc. Man sieht, unser Gottsched ist ein Gemütsmensch! Offenbar hoffte er, Manteuffel werde diese Befürchtungen an die richtige Adresse weiterbefördern. Der Graf dagegen widerspricht diesen Gründen Punkt für Punkt[2]), nicht ohne die Albernheit der Argumente gebührend aufzumutzen. Besonders sei es ein Irrtum, daß Wolf nur deshalb nach Halle zurückkehre, um Lange zu Tode zu ärgern. „Je l'estimerais beaucoup moins que je ne fais, s'il était susceptible d'une faiblesse si peu philosophe, pour ne pas dire si puérile".

Bald gewann Gottsched selbst Grund, die Übersiedelung Wolfs gutzuheißen. Schon am 19. Oktober meldet dieser dem Grafen, daß man Gottsched gern an seine Stelle ziehen möchte. „Da nun hier mit wenigem Gelde viel besser zu leben, als man in Leipzig mit vielem nicht ausrichten kann, ... so hielte die Station nicht unrecht vor ihn." Die vorherrschend wohlwollende Gesinnung Wolfs für unsern Mann verleugnet sich auch hier nicht. Für Gottsched spielt nun sein Bruder in Kassel den Mittelsmann, um dort die Verhandlungen zu führen. Hatte dieser schon im förmlichen Auftrage vielvermögender Gönner gehandelt, so bietet der Sekretär Widela im Namen der Kasseler Geheimen Räte mit Vor-

1) Brief an Manteuffel vom 13. August 1740.

2) An Frau Gottsched 19. August 1740.

wissen des Statthalters am 10. November 1740 dem Leipziger Philosophen die Professur Wolfs mit 700 Thaler Gehalt und wertvollen Viktualien, sowie dem Prädikat Hofrat an. Da Gottsched aus seiner Leipziger Professur und den Kanonikaten schon 700 Thaler bezog und er die Einnahme aus den Vorlesungen auf wenigstens 300 Thaler veranschlagte, von den andern Vorteilen Leipzigs zu geschweigen[1]), so verlangte er 1000 Thaler Fixum, womit man nicht herausrücken wollte.[2]) So blieb er in seinem Leipzig.

Erst 1747, sieben Jahre vor seinem Tode, trifft Christian Wolf persönlich mit Gottsched zusammen, als er in Leipzig bei Manteuffel zum Besuch weilt. Der Meister stattete damals Gottsched eine Visite ab; auch speisten sie verschiedene Male zusammen. Die ganzen acht Jahre von Manteuffels Aufenthalt in Leipzig, von Ende 1740 bis zu seinem Tode, weiht aber dieser gemeinsame Freund unsern Gottsched in seinen engen Briefwechsel mit Wolf ein, so daß er ihm wöchentlich die Schreiben von beiden Seiten zeigt. Nach des Grafen Tode endlich kam unser Mann selbst in einen fortlaufenden, wenn auch nicht gerade lebhaften oder ergiebigen Briefwechsel mit Wolf. 1753 besuchte unser Autor das Schulhaupt in Halle auf der Durchreise.[3])

Als ein Jahr darauf Wolf im Sterben lag, bezeichnete er nicht nur Gottsched, dessen Wünschen entsprechend, als seinen Biographen, sondern hoffte noch auf eine letzte mündliche Unterredung über die Angelegenheit. Welche Rolle Gottsched immerhin spielte, bekunden die aus jenen Tagen stammenden Zeugnisse recht lebendig. Wolfs Arzt, Hofrat Prof. Madai, dessen Tochter sich später mit Wolfs Sohn vermählte, spricht am 3. April 1754 von Gottscheds unmittelbar bevorstehendem Besuch in Halle, indem er nach Leipzig meldet, daß es seinem Patienten wieder etwas besser gehe. Diese Nachricht scheint Gottscheds Reise verzögert zu haben. Sechs Tage später meldet Prof. Pauli den eben eingetretenen Tod, mit dem Hinweis: „Letzten Donnerstag ging die Rede, Halle würde die Ehre Dero Zuspruchs haben, um sich mit dem Hn. Baron v. Wolf noch einmal zu unterreden.“ Gleichzeitig berichtet Madai: „Ew. H. Herüberkunft haben am abgewichenen Bußtag sowohl unser lieber Herr Kanzler als ich mit großer Sehnsucht erwartet. So schwach der liebe Mann auch zeither gewesen, so schien er doch denselben Tag alle seine wenigen Kräfte zusammenzuraffen und anzuspannen, damit er das Vergnügen haben möge, mit Ew. H. zur guten letzte eine ausführliche

1) Aus Widelas nach Leipzig übermitteltem Brief an den Kasseler Gottsched vom 1. November ersichtlich.

2) Vergl. Brief des Kasseler Bruders vom 29. Dezember.

3) Vergl. Gottscheds Lobschrift, S. 145.

Unterredung zu halten; da ihm aber diese Hoffnung fehlgeschlagen, so hat er mit zitternder Hand einige wenige Zeilen aufgesetzet, welche denselben, wo nicht eher, doch in der Messe zuzustellen die Ehre haben werde. Seitdem lieget er ganz entkräftet, ohne ein Wort zu sprechen ... Bei diesen kläglichen Umständen habe ich ihm weder Ew. H. noch des Hn. v. Voltaire Schreiben vorlesen können ... Wegen der Briefe belieben Ew. H. ohne Sorge zu sein. Der Hr. Sohn haben versprochen, mir dieselben z. s. Z. zuzustellen." — Ebenfalls noch am selben Tage schreibt Wolfs Verleger: „Vor einigen Wochen erwehnte er gegen mir, daß er Ew. H. vor den würdigsten hielte, der sein Leben beschreiben und ihm ein Denkmal stiften könnte." — Pauli fügt dem noch im April einen Bericht von glaubwürdiger Seite an: „Der Hr. Prof. Gottsched ward wirklich seinem Versprechen gemäß erwartet, und Freitag wartete Hr. Hofrat Madai auf ihn bis 10 Uhr mit dem Essen. Der sel. Kanzler aber ließ seinen Hn. Sohn vors Bett kommen und sagte: «Hr. Gottsched kommt, aber zu spät. Ich werde gewiß sterben, kann auch wegen großer Schwachheit mit ihm nicht sprechen. Sollte er mein Leben beschreiben, so gieb ihm folgende Data u. s. w.»" Folgen einige Wünsche und Fingerzeige. Wolfs Sohn sei nun bereit, Gottsched die nötigen Hilfsmittel für die Biographie zu schaffen. Im Juli tritt unser Mann endlich die Reise nach Halle an, woselbst ihm der junge Baron v. Wolf Briefschaften, Urkunden und flüchtige Anmerkungen über seines Vaters Leben übergiebt. Schließlich liefert ihm Bürgermeister Dr. Gehler in Görlitz, ein Schüler Wolfs, des Meisters eigne Darstellung seiner Jugend.[1])

So ließ denn Gottsched im folgenden Jahre eine „Historische Lobschrift des Freiherrn v. Wolf" erscheinen. Richtiger wäre der Titel „Lobschrift auf Wolf" gefaßt worden, wie schon Büsching 1783 anmerkt.[2]) Überhaupt erscheint diesem späteren Biographen die Leistung Gottscheds „unschmackhaft"; unwirsch meint er, die Worte, mit welchen Friedrich der Große Reinbeck aufforderte, Wolf für Preußen zurückzugewinnen und so „eine Conquête im Lande der Wahrheit" zu machen, brächten dem Philosophen mehr Ruhm als Gottscheds ganze historische Lobschrift.[3]) Bald nach Erscheinen äußert die „Bibliothek der schönen Wissenschaften und der freien Künste"[4]), die Thatsachen seien ohne geschichtlichen Geist aneinandergereiht; überdies halte sich die Schrift in

1) Siehe die Briefe von Madai unterm 20. und vom jungen Wolf unterm 29. Juli 1754, sowie „Histor. Lobschrift", Vorerinnerung, S. III. — Es handelt sich um die von Wuttke herausgegebene eigene Lebensbeschreibung Wolfs.

2) Beiträge zu der Lebensgeschichte denkwürdiger Personen, I, S. 3 flg.

3) Ebd. S. 17 flg.

4) II. Bd. (Leipzig 1757), S. 127 u. 129.

einem lächerlich affektierten, hochtrabenden Stil. Indessen überwiegen nicht ganz ohne Grund die freundlichen Stimmen; ja, in langer Zeit hatte Gottsched nicht soviel Beifall und Dank geerntet als für dieses Werk.[1]) Giebt der Verfasser doch in flüssiger, eleganter Sprache die Hauptereignisse aus Wolfs Leben wieder und fügt zahlreiche wertvolle Urkunden an. Freilich hält er sich mehr bei den äußeren Ereignissen als bei der inneren Entwickelung auf; aber in dem damaligen Stand der deutschen Geschichtschreibung begründet dieser Umstand noch kein vernichtendes Urteil. Es ist keine Würdigung, es soll eine „Lobschrift“ sein, — auch der Stil erklärt sich daher.

Inzwischen sehen wir Gottscheds Freunde bemüht, ihn an Wolfs Stelle nach Halle zu ziehen. Gottsched selbst benimmt sich mit üblicher Diplomatie, indem er versteckt den Anreger, öffentlich den Bedenklichen spielt.[2]) Wie schon sechs Jahre früher, bleibt seine Hoffnung auf Halle unerfüllt. —

Von allen Vorkämpfern der Aufklärung trat niemand in so enge Beziehungen zu Gottsched wie der Graf Ernst Christoph von Manteuffel. An zahllosen Stellen von Gottscheds philosophisch-theologischer Wirksamkeit gewahrten wir den Einfluß, die Mitwirkung oder wenigstens die ideelle Anteilnahme dieses hochgestellten Mannes.[3]) Vom Sommer 1737, wo sich Gottsched ihm nähert, bis zu des Grafen Übersiedelung nach Leipzig (Ende 1740) stehen sie in engem und vertrautem Briefwechsel, an dem auch die Professorin teilnimmt. Dazwischen fallen mehrere Besuche seitens des Grafen. In Leipzig sammelt der Mäcen alsdann, wie schon in Berlin, die aufgeklärte gelehrte Welt um sich; ja, sein Haus, der Kurprinz, vor dem Petersthore, stand allen Gelehrten offen. Sehr bedeutsam war, daß Manteuffel außerdem die jungen Adligen in sein Haus zieht: sie wurden dadurch Zeugen jener bildungs- und lichtfreundlichen Gespräche, die unmöglich spurlos an den jungen Herren vorübergehen konnten. Gottsched wird Stammgast an des Grafen Tafel, an der alle Speisen mit gelehrten Unterredungen gewürzt waren. Ebenso wenig verschmähte Manteuffel, mit seiner ganzen Familie bei dem Professorspaar zu speisen. Es entspinnt sich ein wissenschaftlicher Verkehr in freundschaftlichen Formen. Übrigens benimmt sich Manteuffel noch nach seiner Übersiedelung zunächst etwas zurückhaltend. „Ne craignez pas“, schreibt er den 12. April 1741 an Reinbeck über die Professorin, „ne craignez pas que je lui dise, ou à son mari, ce qui ne leur con-

1) Siehe Briefe der Frau Gottsched II, 291.
2) Siehe Briefe Madais v. 6. u. 14 November.
3) Vergl. auch Danzel, besonders S. 18—69.

vient pas de savoir. Je sais jusqu' à quel point on peut s'y fier[1])." Aber schon vom 29. Mai 1739 datiert das Zugeständnis des Grafen gegen Wolf, Gottsched sei „en toute manière un homme de bon-sens et de mérite". — In welch engen Verkehr unsere in Leipzig vereinten Aufklärer treten, bekundet auch Manteuffels Beschreibung seiner Lebensweise[2]): „La vie que je mène, est toujours celle que j'ai menée depuis tout le temps que je suis établi ici. Je passe régulièrement les matinées à étudier, ou à vaquer à mes correspondences, quelques fois à assister aux leçons de mes amis d'entre les Professeurs, lorsque je sais qu'il s'y agit de quelque sujet intéressant. Je dîne ordinairement avec un ou deux de nos savans, et je passe les après-dînées soit à converser avec eux, soit à soigner mes affaires domestiques, et je ne me couche jamais, sans entendre quelque lecture utile." — „La thèse du meilleur monde" nennt der behäbige Mann im übrigen „une de mes vérités favorites".[3])

Das war denn in der That eine seltene Erscheinung in dem Adel jener Zeit. 1676 war Manteuffel[4]) in Pommern geboren und hatte seit 1693 in Leipzig studiert. Er ergänzte seine Studien am Reichskammergericht in Wetzlar. Dann unternahm er Reisen durch Holland und Frankreich. 1699 wurde er am Berliner Hof Kammerjunker. Allein schon 1701 mußte er nach Sachsen fliehen, weil man ihn wegen eines Spottgedichtes auf die Maitresse des Königs verhaften wollte. In Dresden stieg er zu hohen Ehren. Durch Schönheit, ansehnliche Gestalt, Repräsentierungsgabe und frohe Laune imponierte er in den zügellosen Hofkreisen. 1704 geht er als polnisch-sächsischer Legationsrat nach Kopenhagen, fünf Jahre später wird er dort Gesandter, 1711—16 bekleidet er die gleiche Stellung in Berlin. 1709 ward er zum Reichsfreiherrn, 1719 zum Reichsgrafen ernannt. Inzwischen war er 1716 als Kabinettsminister nach Dresden zurückberufen; er leitete zuletzt die auswärtigen Angelegenheiten, zugleich fungierte er als Direktor der so reichhaltigen und kostbaren Kunstsammlungen. 1730 trat er zurück. Er trieb nach der verschwenderischen Sitte der Zeit so viel Aufwand, daß er trotz seinem Jahreseinkommen von 80000 Thalern (aus Ämtern, Pfründen und Gütern) bei seiner Pensionierung Dresden mit Schulden in gleicher Höhe verließ. Auch in

1) Vergl. Büsching a. a. O. S. 129flg.
2) An Wolf 16. Februar 1744.
3) An Gottsched 18. Januar 1740.
4) Vergl. über Manteuffel Allg. Deutsche Biographie; ferner Karl v. Weber: Aus vier Jahrhunderten, besonders Neue Folge Bd. I, von S. 106 an, Bd. II, von S. 251 an; schließlich Vehse: Geschichte der Höfe des Hauses Sachsen, Bd. VI, von S. 45 an.

Berlin, wohin er drei Jahre später zurückkehrte, hielt der gräfliche Lebemann offene Tafel, 20 Pferde u. a. Luxus mehr. Ursprünglich begegnete er dem Mißtrauen Friedrich Wilhelms I., das jedoch bald einer besonderen Gunst wich. Ebenso verkehrte der Graf mit den Ministern und Gesandten sehr vertraut. Außerdem hält er aber noch einen Hofkourier in Sold, um über alle Vorgänge am Hofe genau unterrichtet zu sein. Denn der ansehnliche Mann erachtete es nicht unter seiner Würde, gegen gute Bezahlung eine geheime politische Korrespondenz mit dem Grafen Brühl zu führen, worin er an den Mann brachte, was er ausgekundschaftet, — oft genug war es übrigens harmloser Klatsch. Ja, daneben berichtete er gegen Sold nach Wien über den Dresdener Hof!

Weit wichtiger als sein Verkehr mit den geistig recht geringwertigen Inhabern der höchsten Chargen wurde damals Manteuffels Einfluß auf den Kronprinzen Friedrich, den nachmals großen König. Sie unterhalten einen Briefwechsel über Poesie, Moral, Geschichte, Christentum und andere einem jungen Prinzen nützliche Dinge. Manteuffel sucht dem Kronprinzen „des sentiments d'humanité, d'équité et de bonne foi“ einzupflanzen; ja Friedrich stand nach Manteuffels Aussage „à la tête des partisans de Wolf et du bon-sens“;[1]) jedenfalls nahm er an des Mentors lichtfreundlichen Bestrebungen lebhaftes Interesse. All das hinderte nicht, daß er wenige Monate nach seiner Thronbesteigung den Grafen aus Preußen ausweisen ließ, weil er hinter die Kundschafterthätigkeit desselben gekommen war.

Nach des Grafen Tode vereinten sich seine zahlreichen Freunde und Klienten zu einer Gedächtnisschrift, welche unser Gottsched herausgab und biographisch-panegyrisch einleitete. 1750 erschien sie unter dem Titel: „Ehrenmaal welches dem Reichsgrafen Ernst Christoph von Manteuffel ... nach seinem Ableben ... von verschiedenen seiner Freunde und Diener ... aufgerichtet worden.“ Christian Wolf bekundete in verbindlichster und eingehender Weise sein Interesse für dies litterarische Denkmal.[2]) In sehr anerkennende Worte kleidete auch die Herzogin Luise Dorothea zu Sachsen-Gotha ihren Dank für die Schrift.[3]) Indes versuchte Gottsched vergebens, trotzdem er bei Manteuffels Tod Rektor war, eine Trauerfeier in der Universität zu veranstalten: „Ici“, schreibt er an Formey[4]), „les circonstances de quelques Grands de la Cour ne permettent

1) Vergl. Weber a. a. O. N. F. II, 252, 253, 254. Ebenda von S. 240 an s. Manteuffels Briefwechsel mit Friedrich.

2) Am 11. Juli 1749.

3) Am 16. März 1750.

4) Am 15. Februar 1749 (hs. Königl. Bibliothek Berlin).

pas que l'Université fasse quelque Solemnité publique, comme nous aurions fort souhaité".[1])

Die hohen Beamten hatten in Berlin nicht ausschließlich den Verkehrskreis Manteuffels gebildet. Eine geistig bedeutendere und ihn selbst überragende Gestalt trat in dem Propst Reinbeck an seine Seite.[2]) Das Leben dieses Mannes umfaßt die Jahre 1683—1741. Bekannt ist das weitgehende Vertrauen, dessen ihn Friedrich Wilhelm I. und Friedrich der Große würdigten, bekannt auch seine segensreiche Beteiligung an der Revision des Wolfschen Prozesses in Preußen. Anderseits war er 1736, wie Gottsched, gegen die prästabilierte Harmonie aufgetreten. Dieser sucht nur wenige Monate, bevor er sich zu Manteuffel drängte, eine Anknüpfung mit Reinbeck. Als der Oberhofprediger Marperger in Dresden seine „Zufälligen Gedanken über eines vornehmen Theologi Betrachtungen der Augspurgischen Confeßion" gegen Reinbeck veröffentlicht hatte, bestürmt unser Agitator den ursprünglich zum Schweigen entschlossenen Angegriffenen erfolgreich, zu antworten. Zwar habe die Gegenschrift weder in Leipzig noch in Dresden Beifall gefunden; unter die Studenten sei aber die Furcht gefahren, es werde keiner, der die Wolfsche Philosophie studiert habe, in Sachsen ein Kirchenamt erhalten, so daß fast nur Juristen und Auswärtige die Vorlesungen darüber besuchten. Gottsched läßt dann von einem seiner Schüler eine Duplik wider Palm, einen andern Gegner Reinbecks, abfassen, mit der er sich vorteilhaft bei Manteuffel einführt.[3]) Später wird Gottsched vom gemeinsamen gräflichen Freunde im Dienste Reinbecks zu einer bedenklichen, zu jener Zeit freilich nicht unerhörten Mission — übrigens erfolglos — verwendet. Auf das Gerücht hin, daß ein Pamphlet gegen Reinbecks Weihnachtspredigten im Druck, erhält Gottsched den Auftrag, in Leipziger und Rudolstädter Druckereien darauf zu fahnden. „Je vous prie", schreibt Manteuffel am 15. November 1738, „de vous en informer incessamment sous quelqu'autre prétexte et sans me commettre, et de tâcher d'en attrapper un exemplaire, c'est à dire un exemplaire des feuilles qui sont achevées, quand même toute la brochure ne le serait pas encore

1) Dennoch hat Christ als Dekan der philosophischen Fakultät in einer akademischen Rede bei der Magister-Renunziation schon am 20. Februar 1749 das Andenken Manteuffels verherrlicht, ähnlich May als Prokanzellar und Gottsched als Rektor, vergl. „Ehrenmaal" in der Vorrede.

2) Siehe die Biographie bei Büsching a. a. O. sowie L. Geiger: Berlin 1688—1840, Bd. I., S. 196 flg.

3) Siehe Reinbecks Brief an Gottsched vom 22. März 1737, Gottscheds (bei Büsching, S. 188 flg. abgedruckten) Brief an Reinbeck vom 20. Juli, Gottscheds Brief an Manteuffel vom gleichen Tage und dessen Antwort vom 14. August, sowie Zedlers Universal-Lexikon, Artikel Marperger und Reinbeck.

entièrement. Ne balancez pas, même, d'y employer une récompense de quelques ducats, si vous ne pouvez l'obtenir gratis. Je vous en dédommagerai avec beaucoup de plaisir." Acht Tage später heißt es sogar: „En cas que vous en découvriez la piste, il faudrait tenter de persuader l'imprimeur, moyennant une gratification raisonnable, d'en suspendre l'impression et de nous remettre le Manuscrit." Aber Gottsched konnte die Schrift nirgends auftreiben. Doch griff in diesen Streit wohl Formey ein, indem er aus dem Mercure Suisse einen satirischen „Extrait critique de deux sermons de Mr. Reinbeck" abdruckte „avec des notes d'un Aléthophile servant de réponse à l'extrait critique." — Bald hat Reinbeck Gelegenheit, unserm Gottsched im Auftrage des Königs eine Professur in Frankfurt a. O. anzubieten, ohne selbst zur Annahme raten zu können.[1]) Von der Überrumpelung der Leipziger Dunkelmänner durch Reinbecks und Manteuffels Erscheinen auf Gottscheds Rektoratsschmaus war schon die Rede. Im Frühjahr 1741 sah unser Mann den hervorragenden Theologen kurz vor dessen Tode nochmals auf der Durchreise zum Bad Reinharz in Leipzig.[2]) Wichtiger ist ihre geistige Berührung bei Abfassung der Homiletik. Doch geht bei dieser Gelegenheit, wie sonst auch fortdauernd, ihr Verkehr meist durch Vermittelung Manteuffels.

Erscheint das Verhältnis des Grafen zu Reinbeck als ein freundschaftliches Zusammenschließen, so wußte er gegenüber einigen französischen Gelehrten Berlins mehr die Rolle des Patrons zu spielen. Besonders wies er Formey und Deschamps auf die Schriften Wolfs und Reinbecks hin. Formey begegnete uns bereits als Verfasser der „Belle Wolfienne". Reinbeck verschaffte diesem 1711 in Berlin geborenen Prediger 1739 die philosophische Professur am französischen Gymnasium, nachdem derselbe schon seit 1737 die für Beredsamkeit bekleidet. Auch Deschamps hielt philosophische Predigten. Manteuffel behauptet[3]), daß seine Franzosen Wunder thäten. „Non seulement les leçons de Mr. Formey sont de plus en plus courues; mais Mr. Deschamps continue aussi avec beaucoup de succès de faire des Sermons Wolfiens. Il en a prononcé un, entre autres, à la cour de Rheinsberg" (also vor dem Kronprinzen), „tout modelé sur la petite dissertation de Mr. Wolf qui a pour titre: De officio hominis circa injurias, juxta mandatum Christi Matth. II, 39." Gegen Wolf bezeichnet Manteuffel[4]), der die Beziehung zu beiden auch von Leipzig aufrecht erhielt, sie „sozusagen als seine Proselyten". Es

1) Vergl. Danzel S. 52.
2) Vergl. Büsching S. 232.
3) Im Schreiben an Frau Gottsched vom 24. November 1739.
4) Am 10. Februar 1741, siehe Büsching S. 122 flg.

fehle ihnen weder an Talenten noch an gutem Willen; aber als Franzosen seien sie eitel und leichtfertig. Formey wird sonst bescheiden genannt. Wenn er auch zweifele, daß sie je große Säulen der Wahrheit werden würden, bediene er sich ihrer doch mit Erfolg, um die Wolfsche Philosophie den Refugiés schmackhaft zu machen. Wie Formeys „Belle Wolfienne" veranlaßt Manteuffel Deschamps Übersetzung der Wolfschen Logik. Übrigens bestand zwischen beiden Franzosen dauernd Eifersucht. Formey gelangt später zu einer nicht unbeträchtlichen Bedeutung, er stieg zum ständigen Sekretär der Berliner Akademie und schließlich sogar zum Direktor ihrer philosophischen Klasse, verfaßte hunderte von Schriften, war rege journalistisch thätig und wirkte zugleich rednerisch. Sein Ansehen in französischen Kreisen Berlins war groß, selbst ein Voltaire huldigte ihm.[1]) So bereitete sich mit der Herrschaft der Aufklärung auch der Einfluß der Franzosen bereits durch Manteuffel zu Lebzeiten Friedrich Wilhelms I. in Berlin vor.

Das ganze letzte Vierteljahrhundert seines Lebens steht Gottsched mit Formey in brieflichem Verkehr.[2]) 1742 trägt sich Formey eine zeitlang mit dem Gedanken, Gottscheds „Weltweisheit" ins Französische zu übersetzen.[3]) Viel später, nach Frau Gottscheds Tode, verfaßt Formey auf Grund von Gottscheds eigner Biographie der Verewigten einen französischen Lebensabriß derselben. Gottsched unterstützt ihn darin, bemüht sich aber vergeblich nach einem Verleger, so daß er schließlich zu dem Vorschlag gelangt, das Manuskript zusammen mit der von Frau Heck besorgten französischen Übersetzung des „Triumphs der Weltweisheit", einer kleinen Schrift seiner Frau, drucken zu lassen.[4]) Zu dem „Ehrenmaal" für Manteuffel liefert Formey natürlich einen Beitrag. Auch wirkt er 1748 bei einflußreichen Berliner Freunden für Gottscheds Berufung nach Halle.[5]) Anderseits steht unser Mann dem deutschen Übersetzer von Formeys Verteidigung der Monaden gegen Euler zur Seite — das war kein anderer als v. Globig, damals Privatsekretär Manteuffels, der später ein noch aufgeklärterer Oberkonsistorialpräsident

1) Vergl. Geiger: Berlin, S. 360 flg. u. 408 flg.

2) Gottscheds Briefe an Formey handschriftlich meist auf der Königl. Bibliothek in Berlin, ein Schreiben vom 30. Mai 1764 auf der Stadt-Bibliothek in Hamburg, ein anderes vom 1. März 1750 bei Alexander Meyer-Cohn in Berlin.

3) Siehe Formeys Brief vom 3. November 1742.

4) Siehe Gottscheds Briefe vom 11. und 24. Januar 1764, 11. Februar 1764 und 8. März 1766. — Frau Hecks Übersetzung erschien 1767.

5) Siehe Formeys Brief an Manteuffel vom 2. März 1748 und Gottscheds Brief an Formey vom 6. März 1748.

wurde als Holtzendorff —, überwacht den Druck und zeigt sie sowohl in seinem „Büchersaal“ wie in der Gelehrtenzeitung „Acta Eruditorum“ an.[1])

Es handelte sich damals um die erste Anti-Leibnizsche Preisaufgabe der Berliner Akademie. 1746 forderte sie nämlich eine Untersuchung der Leibnizschen Monaden. Die gegnerische Tendenz erhellte bereits aus der vorläufigen Beantwortung, die ein so bedeutendes Mitglied der Akademie wie der große Mathematiker Euler in seinen „Gedanken von den Elementen der Körper“ gegeben. Wolf, Manteuffel, Gottsched und die ganze Schule schürten das Feuer gegen die Widersacher der Monaden, um einen ihnen günstigen Spruch der Akademie zu erlangen. Gottsched, der einst mit einer Schrift „Dubia circa Monades“ begonnen, versteigt sich jetzt (am 5. Februar 1747) gegen Formey zu folgender Äußerung: „Le temps approche où la destinée des Monades sera décidée: et j'espère que vous et vos amis influeront un peu dans cet arrêt; pour ne pas bannir de la bonne philosophie une doctrine si nécessaire pour satisfaire à une infinité de difficultés insolubles ailleurs.“ Ist doch das Bekenntnis für die Monaden in unserm Kreis jetzt ohne weiteres mit Freundschaft und Liebe zur Wahrheit, die Gegnerschaft mit Dunkelmännertum identisch.[2]) Gottsched nahm auch sonst in seinem „Büchersaal“ lebhaften Anteil an der damaligen Rettung der Monaden. Trotz Formeys und Wolfs gegenteiliger Befürchtung hatte er schon anfangs eine Zurückweisung der Eulerschen Streitschrift veröffentlicht[3]), zu großer Freude und Befriedigung Wolfs und — wie dieser versichert — aller „Wohlgesinnten“.[4]) Durch den Auszug, den er von Formeys Gegenschrift oder vielmehr von Globigs Übersetzung: „Prüfung der Gedanken eines Ungenannten von den Elementen der Körper“ (in Formeys Original: „Recherches sur les Eléments de la Matière“) giebt, krönt er sein Werk.[5]) Als schließlich der Advokat Justi[6]) mit seiner monadenfeindlichen Schrift den Preis errungen, giebt Gottsched eine kurze Betrachtung über diese Preisarbeit.[7]) Noch ein Jahr später wendet er

1) Vergl. Gottscheds Brief an Formey vom 5. Februar 1747 und Formeys Brief an Manteuffel vom 10. Februar 1747, ferner Danzel S. 59 flg.

2) Prof. Stiebritz ist für Manteuffel wegen seiner Verteidigung der Monaden „un homme qui plaide si bien la cause de la vérité“ (Manteuffel an Wolf 20. August 1747).

3) Neuer Büchersaal III, 355 flg.

4) Wolf an Manteuffel 9. und 15. November 1746.

5) Neuer Büchersaal IV, 52 flg.

6) Bald hat Justi auch auf sprachlichem Gebiet eine uns bekannte Begegnung mit Gottsched.

7) Neuer Büchersaal V, 87 flg.

sich im „Büchersaal"[1]) gegen die Berliner Akademie gelegentlich der Ankündigung ihrer Geschichte. Fortgesetzt wird ihm hierfür die wärmste Anerkennung von Wolf zuteil.[2]) Auch mit Abraham Kästner fand er dadurch einen neuen Berührungspunkt.

Formey stand für diesen Fall wie 1753—55 bei der Befehdung des Optimismus im Gegensatz zu dem ausschlaggebenden Präsidenten der Akademie, Maupertuis. Persönliche Zerwürfnisse mit diesem vereinten 1753 keinen Geringeren als Voltaire mit den Wolfianern zum Kampf gegen Maupertius. Gerade während seines einmonatlichen Aufenthaltes in Leipzig und seines dadurch herbeigeführten persönlichen Verkehrs mit Gottsched befaßte sich der Gewaltige mit einer neuen Schrift gegen jenen Landsmann.[3]) Von Frau Gottsched erschien eben damals die zweite Auflage ihrer Sammlung aller Streitschriften über die kleinste Kraft in den Wirkungen der Körper. Von einer intimeren Geistesverwandtschaft unseres Kreises mit Voltaire kann trotz der gemeinsamen Beziehungen zur Marquise von Châtelet und zum König Friedrich von Preußen natürlich nicht die Rede sein. Auch Friedrich Melchior Grimm, der sich auf allen Gebieten durch Gottscheds Zeitschriften und Lehrbücher herangebildet bekennt,[4]) vermittelt unserm Mann nicht engere Beziehungen zur französischen Philosophie, da in seiner Reisezeit sein Briefwechsel mit Gottsched verstummt.

Von andern in Deutschland lebenden Franzosen sind es namentlich Pérard und Mauclerc in Stettin, die schon als Genossen Formeys in der Redaktion der „Bibliothèque Germanique" für Gottsched Bedeutung gewinnen und als Wolfianer in Beziehung zu ihm treten. Auch sie sind Geistliche von Beruf. Pérards Predigtweise muß wohl ganz den rationalistischen Anforderungen Gottscheds entsprochen haben. Meldet doch ein Freund aus Dresden[5]) unserm Manne, Pérard predige als Gast in der französischen Kirche „mit solchem Beifall, daß dadurch vielleicht vielen Deutschen die Augen aufgehen werden. Seine Reden sind überzeugend und einnehmend und seine äußerliche Bewegung ziemlichermaßen regelmäßig. Ich habe alle meine guten Freunde dahin geführet, um ihnen an selbigem im kleinen die Größe Ew. H. in etwas vorstellen zu können." Kurz bevor Gottsched diesen Gesinnungsgenossen auf der Rückreise von Königsberg 1744 persönlich kennen lernte, hatte die Professorin denselben ohne Wissen und Wollen angegriffen. Sie ließ nämlich eine

1) Neuer Büchersaal VII, 99 flg.

2) Siehe Wolfs Briefe an Manteuffel vom 20. August 1747 und 8. September 1748.

3) Vergl. Danzel S. 63 flg.

4) Vergl. Danzel S. 343 flg.

5) Wendt, den 20. Dezember 1740.

Übersetzung von Popes „Lockenraub“ drucken, die sie anfangs nach der französischen Übersetzung unternommen und großenteils zustande gebracht hatte, bis die entdeckte große Unrichtigkeit sie nötigte, die Arbeit an der Hand des englischen Grundtextes zu wiederholen. So spricht sie in der Vorrede ihren Unmut über den französischen Übersetzer aus, als den sie nun in Stettin den philosophischen Freund Hofprediger v. Pérard kennen lernt, der ihr indes den öffentlichen Vorwurf nicht nachtrug. Man kann aber leicht denken, auch ohne daß es uns Gottsched versichert,[1]) wie leid es seiner Frau geworden, „daß sie unwissend einen so gefälligen Freund und leutseligen Mann durch ihre Klagen über die Ungebundenheit der französischen Übersetzungen angegriffen“. Mit Pérard und Mauclerc unterhielt Gottsched einen Briefwechsel sowohl über philosophische Fragen wie über litterarische Erscheinungen, letztere natürlich in Hinblick auf ihre Zeitschriften, die sich unser Mann gefügig zu erhalten suchte. Nach der „Bibliothèque Germanique“ gab Mauclerc damals ein „Journal littéraire d'Allemagne“ heraus; an beiden nahm Formey teil. —

Zu diesen besonders merkwürdigen Männern gesellt sich eine große Anzahl weiterer philosophisch-theologischer Freunde, mit denen Gottsched Beziehungen unterhielt. War dieser daneben auf sprachlichem und litterarischem Gebiete stark engagiert, so richtete sich Manteuffels Interesse ausschließlich der aufklärerischen Propaganda zu. Vergegenwärtigen wir uns neben seinem großen Kreis von Freunden und Klienten seine Neigung zu einer guten Tafel, zu behäbiger Unterhaltung wie nicht minder zu ungefährlicher Wichtigthuerei, so werden wir verstehen, was den agitatorisch veranlagten Mann dauernd zur Geheimbündelei hintrieb. Wie es nicht selten in solchen Fällen geschieht, wuchs sich, was halb im Scherz begonnen war, zu einer gewissen Bedeutung aus. Gewiß geschieht durch solche Koterien keine Vertiefung philosophischer Probleme; wohl aber bestärkt sich eine geschlossene Schar in ihrer Überzeugung, die Gesamtheit tritt für den einzelnen Verfolgten ein, — und freilich artet dergleichen fast immer in Kliquenwirtschaft aus. So auch hier.

## 4. Die Gesellschaft der Alethophilen.

a) Zwei Gesellschaftskreise sammelte Graf Manteuffel in Berlin um sich: die höchsten Beamten und ausgezeichnete Gelehrte. In der Vereinigung mit jenen[2]) kommen naturgemäß mehr seine Kavaliersneigungen zur Geltung. Alle Mittwoch fand man sich zu gemeinschaftlicher Tafel zusammen, geschmückt mit dem Ordenszeichen, einer an

1) Leben der Gottschedin (in ihren „Kleineren Gedichten“) sub 1744.

2) Siehe Karl v. Weber: Aus vier Jahrhunderten, N. F., Bd. I, S. 108 flg.

ziegelfarbigem Bande hängenden Maurerkelle, die auf der einen Seite den Namen der Gesellschaft: „La confrérie des Francs-Maçons“, auf der andern den Spruch des Seneka trug: „Coagulum amicitiae est cum bonis convivium“, den Manteuffel also übersetzt: „Redlicher Leute Freundschaft wird dadurch befestigt, wenn sie öfters bei einander essen!“ Außer dem Ordenszeichen trug jedes Mitglied noch ein besonderes „insigne“; so führte Manteuffel selbst das Richtscheit. Als Mitglieder, deren jedes einen Beinamen führte, werden genannt: die Excellenzen v. Thulemeyer, v. Cocceji, v. Podevils, ferner v. Wilknitz, Splittgerber, der russische Gesandte v. Brockel, schließlich v. Holtzendorff. Letzteren, der später als sächsischer Konsistorialpräsident von fördernder Bedeutung für Gottsched wurde[1]), redet Manteuffel wie den Baron Gotter und manchen andern Adligen, der in diesem Kreise verkehren mochte, wiederholt ohne weiteres als alten Alethophilen oder „ancien Aléthophile“ an: so mochte er im weiteren Sinne seinen ganzen Freundeskreis als Wahrheitsfreunde bezeichnen. Man sprach sich nämlich in den Versammlungen mit größter Offenheit aus und tauschte auch geheime Mitteilungen aus. Eine eigenartige Überraschung wurde dieser Gesellschaft durch den König Friedrich Wilhelm I. bereitet. Als er von diesen Versammlungen hörte, ließ er, der ja ein Freund ungenierter Unterhaltung war, verlauten, daß er nicht abgeneigt sei, daran teilzunehmen. Nun war „un renfort de cette manière-là“ durchaus nicht erwünscht, um so weniger als manche Mitglieder beim Könige nicht beliebt waren. „Pour prévenir tout inconvéniant“, suspendierte man deshalb 1739 die Sitzungen bis zum Frühjahr.

Erfahren wir noch, daß später Manteuffels Haus der Freimaurerloge gehört[2]), so könnten wir lebhaft erstaunen, wegwerfenden Äußerungen Manteuffels über die Freimaurer zu begegnen. Am 6. September 1744 meldet Christian Wolf aus Halle an den gräflichen Anhänger, er habe seinem Sohn die „Rede unserer Freimäurer, die sie drucken lassen“, nach Leipzig mitgegeben und sei begierig, ob Manteuffel „daraus etwas von ihrem geheimen Vorhaben schließen könne“. Nach zwei Tagen antwortet dieser: „Quelque peu de curiosité que j'aie d'ailleurs d'approfondir les Mystères des Francs-Maçons, je vous remercie de l'exemplaire“ etc. Indessen war Manteuffels Gesellschaft keine wirkliche Loge.

1) Gottsched den 31. Mai 1738 an Manteuffel: „Ich habe es bei den Aufwartungen, die ich des Hn. Präs. v. Holtzendorff Exc. gemacht, nur gar zu deutlich gemerket, wieviel der vielvermögende Vorspruch Ew. Exc. für meine Wenigkeit gewirket“.

2) Vergl. Vehse: Gesch. der Höfe des Hauses Sachsen, Bd. VI, S. 46.

Wie viel oder wie wenig nun auch aus jenen Tafelfreuden für aufklärerische Zwecke herauskommen mochte, Manteuffel nährte jedenfalls die Flamme der Vernunft in den höchsten Adels- und Beamtenkreisen, und manche hochgestellte Männer seines Umganges bekannten sich direkt als Gönner der wichtigeren und immerhin etwas ernster zu nehmenden Manteuffelschen Stiftung, der Gesellschaft der Alethophilen. Voran stehen in dieser Sympathie Kronprinz Friedrich und der Feldmarschall Grumkow. Beim Tode des letzteren schreibt der nachmalige Große König: „La Société y perd un protecteur.“ Dazu bemerkt Manteuffel gegen Brühl, dem er all dergleichen warm zuträgt[1]): „Il entend par là certaine société d'un petit nombre de savans, que j'ai établie ici pour m'amuser avec quelqu' agrément“ — er muß gegen Brühl den Zweck so harmlos wie möglich hinstellen —, „sous le nom de Société des Aléthophiles, ou amateurs de la vérité, et dont le but est effectivement de rechercher et d'éclaircir toutes sortes de vérités utiles. Or l'auteur du billet, sachant que le défunt faisait toujours les éloges de cette société, quoique ce ne fût pas son affaire d'en être lui-même, c'est ce qui l'en fait parler comme il fait.“ Ebenso meldet Manteuffel an Wolf, der sich auch direkt der Gönnerschaft Grumkows erfreut hatte[2]), unterm 21. März 1739: „Les Aléthophiles viennent de perdre un de leurs grands amis en perdant Mr. le Feldmaréchal Grumkow.“

Daß so unter den Freunden der Aufklärung die Wahrheit als Bekenntnisruf erkoren wird, kann uns nicht Wunder nehmen. Es war Wolfs eigenes Stichwort. Wiederholt erklärte er: „Ich suche nichts in der Welt als die Wahrheit auszubreiten.“[3]) Seine Metaphysik betitelt er: „Vernünftige Gedanken von Gott, der Welt und der Seele des Menschen, auch allen Dingen überhaupt, den Liebhabern der Wahrheit mitgeteilet.“ Damit war das Schlagwort Alethophilen gegeben; ja, man muß sagen, daß es vorwiegend im engsten Sinne des Schulhauptes, gleichbedeutend mit „Freunden der Wolfschen Philosophie“ zur Anwendung kam.

Schon die Veranlassung der Gesellschaft führt auf Wolfs Streitigkeiten zurück.[4]) Als 1736 der Propst Reinbeck auf erneute Denunziation des Prof. Lange in Halle die Untersuchung der Wolfschen Schriften zu

---

1) Vergl. Weber a. a. O. II, 260 flg.

2) Siehe Wolfs Brief an Manteuffel v. 11. Februar 1739.

3) Siehe seinen Brief an Manteuffel vom 10. Januar 1745.

4) In Zedlers „Universal-Lexikon“, Artikel: „Wahrheitliebende Gesellschaft“ (von dem Mitglied Prof. Ludovici) finden sich die zuverlässigsten Angaben.

leiten hat, unterredet er sich oft vertraulich mit dem Grafen Manteuffel, dem der Kronprinz Friedrich aufgetragen, ihm Reinbecks vorläufiges Gutachten ins Französische zu übersetzen und ihm überhaupt von den schwebenden philosophischen Zwistigkeiten einen hinlänglichen Begriff zu verschaffen. So kamen Reinbeck und Manteuffel allmählich fast täglich viele Stunden in vertrautem Gespräch zusammen. Sie gerieten auf den Gedanken, ihren Zusammenkünften den Charakter einer geschlossenen Gesellschaft beizulegen. Am 18. Februar 1738 feiern sie das erste Stiftungsfest. Noch im Laufe des Jahres 1738 erscheinen Gottsched und Frau als auswärtige Mitglieder der Gesellschaft, ebenso zieht man Prof. Karl Günther Ludovici in Leipzig und Konsistorialrat August Friedrich Sack, den berühmten reformierten Hofprediger in Magdeburg, alsdann in Berlin selbst, heran.

Auch Wolf hatte man vor allem als Mitglied betrachtet; eine eigentliche Ernennung erfolgte nicht, da es zunächst nur auf Herstellung einer Verbindung, nicht auf die Form ankam. Wie aber gerade im Sommer 1737 sich Gottsched als Manteuffels Korrespondent angefunden hatte, so knüpft am 11. Mai 1738 auch Wolf selbst direkte schriftliche Beziehungen zu dem Grafen an, der sich schon bisher, nach dem Geständnis des Schulhauptes, als größter Beschützer der Wolfschen Philosophie erwiesen. Bereits am 30. August 1738 berichtet Manteuffel von dem lebhaften Interesse der Königin für Wolfs damaligen Plan, eine Philosophie für Damen zu schreiben, mit dem Zusatze: alle Freunde Wolfs, „mais surtout les Aléthophiles“, freuten sich darauf. Von neuem nennt er die Alethophilen bei dem uns soeben bekannt gewordenen Anlaß von Grumkows Tod.

Bisher hatte Wolf die Bezeichnung offenbar im weitesten Sinne genommen und von dem Dasein einer Gesellschaft keine Ahnung gehabt. Fragt er doch 1740 wiederholt nach der Medaille, die, nach ihm gewordener Kunde, Manteuffel prägen lassen wolle. Am 23. Juli verrät dieser wenigstens, daß es sich um eine Denkmünze zu Ehren der „petite Société des Aléthophiles“ handle; doch wolle er nicht vorher davon berichten, als er sie fertig übersenden könne. Genau einen Monat später erwähnt er das „rendez-vous journalier des Aléthophiles“ in Berlin. Inzwischen übersendet Manteuffel die Schaumünze und stellt am 9. September weitere Exemplare zu Wolfs Verfügung für dessen Freunde oder die Marquise de Châtelet. Auch damit ist der lose, halb offene Charakter der Gesellschaft gekennzeichnet. Nun erst fragt Wolf (am 21. September 1740): „Auch habe vergessen, mir einige Nachricht von der Societate Alethophilorum auszubitten, weil bei Gelegenheit der Medaille darum gefraget werde, und ich nicht eigentlich weiß, was ihre

Absicht ist und aus was vor Membris sie bestehet.“ Zu seiner Überraschung erfährt er, daß man ihn längst als Mitglied betrachte: „Im übrigen“, gesteht Wolf am 19. Oktober, „ist mir sehr angenehm zu hören gewesen, daß ich z. Z. unwissende ein Mitglied von der Gesellschaft gewesen, worum ich mich würde beworben haben, wenn es sonst die Umstände hätten leiden wollen, daß ich meinen Aufenthalt in Berlin hätte haben sollen. Ich möchte aber nur wissen, wodurch ich mich auch abwesende als ein nicht unnützes Mitglied bezeigen könnte.“ Als Mitglieder werden im Wolf-Manteuffelschen Briefwechsel nun auch Jöcher und Teller (der Vater) in Leipzig genannt. Jöcher wird schon am 25. November 1739 von Frau Gottsched gegenüber dem Grafen als „ein rechter, unerschrockner Alethophilus“ bezeichnet.

Bald nach der Schaumünze giebt Manteuffel ein Erläuterungsblatt aus: „Nachricht von der zu Berlin auf die Gesellschaft der Alethophilorum oder Liebhaber der Wahrheit geschlagenen Münze. 1740.[1]) Korrekt wird darin zunächst eine Beschreibung des Ursprungs und der Form dieser Medaille gegeben.[2]) Sie ist nach einer alten Münze mit dem Bildnis der Minerva verfertigt, auf deren Sturmhaube Sokrates und Plato abgezeichnet waren. Hier werden nun auf den Helm der Minerva Leibniz und Wolf „als die größten Weltweisen unserer Zeiten“ gesetzt; die Überschrift der so verzierten Vorderseite ist die nicht minder glückliche Mahnung des Horaz: „Sapere aude.“ Auf der Rückseite der Medaille steht die Aufschrift: „Societas Alethophilorum, ab Ern. Christophoro S. R. J. Comite de Manteuffel, instituta Berol. MDCCXXXVI.“

Es folgt die Gründungsgeschichte der Gesellschaft mit offenem Hinweis auf die Zeit, da Joachim Lange seine alten Beschuldigungen gegen Wolf „wieder aufgewärmet hatte“. Man durfte schon den Mund etwas voll nehmen: war doch Wolf eben im Begriff, als Triumphator nach Halle zurückzukehren. Der Plan zur Münze wird aber bereits 1739 mit dem Gottschedschen Paar erörtert! — Über die Mitglieder der Gesellschaft heißt es: „Sie bestehet aus einigen, teils zu Berlin wohnhaften, teils auswärtigen Verehrern der Wolfischen Weltweisheit“ — man beachte wohl dieses Zugeständnis! —, „welche sich, die Wahrheit aufrichtig zu suchen und mit vernünftiger Freimütigkeit zu verteidigen, dabei aber vornehmlich die in folgendem Hexalogo enthaltenen Regeln zu beobachten, vorgesetzet haben:

---

1) Zwei Exemplare auf der K. Universitäts-Bibliothek in Kiel.

2) Vergl. auch Joh. Dav. Köhlers Historischer Münz-Belustigung XII. Teil, S. 369.

Hexalogus Alethophilorum oder Gesetz-Tafel der Wahrheit liebenden Gesellschaft.

I. Lasset die Wahrheit den einzigen Zweck, den einzigen Vorwurf eures Verstandes und Willens sein.

II. Haltet nichts vor wahr, haltet nichts vor falsch, so lange ihr durch keinen zureichenden Grund davon überzeuget seid.

III. Vergnüget euch nicht damit, daß ihr die Wahrheit liebet und erkennet: Suchet sie auch auszubreiten; d. i. euren Mitbürgern bekannt und angenehm zu machen. Wer seine Erkenntnis vergräbet, der vergräbet eine Sache, so ihm zur Beförderung der Ehre des höchsten Wesens verliehen ist; der entwendet der menschlichen Gesellschaft den Nutzen, so ihr daraus hätte zuwachsen können.

IV. Entziehet denen eure Liebe und Hülfe nicht, so die Wahrheit kennen, oder selbige zu suchen oder zu verteidigen, aufrichtig bemühet sind. Es würde euch gar zu schimpflich, und der eigentlichen Beschaffenheit eines Alethophili entgegen sein, wenn ihr demjenigen Schutz und Beistand versagen wolltet, dessen Absicht mit der eurigen übereinstimmet.

V. Widersprecht keiner Wahrheit, wenn ihr bei euch empfindet, daß ihr durch andere davon überführet seid, deren Einsicht richtiger als die eurige ist. Ein Alethophilus würde sich dieses Namens unwürdig machen, wenn er die Wahrheit aus Hochmut, aus Eigensinn, oder aus anderen unvernünftigen Ursachen zu bestreiten unternähme.

VI. Traget Mitleiden mit denen, welche die Wahrheit entweder nicht kennen, oder unrichtige Begriffe davon haben, unterrichtet sie ohne Bitterkeit, und suchet sie durch keine andere Mittel, als durch die Stärke eurer Schlüsse, auf den rechten Weg zu bringen. Ihr würdet die Wahrheit verunehren; ihr würdet sie verdächtig machen, wenn ihr sie mit andern Waffen ausrüsten oder verfechten wolltet, als welche euch die Vernunft an die Hand giebt."

Mochte ein wenig Wichtigthuerei von seiten Manteuffels bei der Ausgabe der Münze mitspielen: die Mode der Zeit konnte kaum etwas Ungewöhnliches darin sehen. Auch hatte er den wiederholten Vorschlag der Frau Gottsched abgelehnt, sein eigenes Bild auf die Medaille zu setzen: es sei nicht seine Absicht gewesen, „d'en tirer vanité".[1]) Dem Gottschedschen Paar, das ihm auf Bestellung verschiedene Modelle für die Münze schneiden ließ, gesteht er auch, daß er den Druck der „Nach-

1) Den 12. Dezember 1739.

richt" nicht habe vermeiden können, da sehr viele Leute neugierig wurden, Näheres über die Medaille und die Gesellschaft zu wissen.[1])

Offen knüpfte sich dagegen an diese Demonstration der Vorwurf der Anmaßung gegen Christian Wolf. Man riet ironisch, als Inschrift lieber zu wählen: „Sapiens uno minor est Jove."[2]) Mit größerem Rechte wird die Frage aufgeworfen: „Sollten nicht einige unter den Mitgliedern der Gesellschaft sein, denen Wahrheit so viel heißen möchte, als was der Hr. v. Leibniz und der H. Wolf für wahr halten und in ihren Schriften dafür ausgeben?"[3]) Besonders der Sinn des dritten Gesetzes sei Ausbreitung der Wolfschen Philosophie, der des fünften Unterwerfung unter Wolfs höhere Einsicht.[4]) — Mochte sich noch so viel Haß gegen Wolf und die Aufklärung in solche Anklagen mischen, es kann nicht bezweifelt werden, daß die Gesellschaft der Alethophilen im wesentlichen ein Sammelpunkt der Wolfschen Schule wurde.

Was noch bedenklicher: wie man sich der höheren, „richtigeren Einsicht" Wolfs beugte, so hängte man sich aus gleichem Partei-Interesse an geistig ungeeignete, aber einflußreiche Männer. Manteuffel selbst doziert am 12. Januar 1740 vor Frau Gottsched, um dem gelehrten Paar den Baron Gotter zu rekommandieren: „Un des grands secrets des Aléthophiles est de savoir supporter les faiblesses de leurs amis, et d'y conniver même, lorsqu'ils voient qu'il n'y a pas moyen de les en faire revenir sans les fâcher, et qu'on en peut d'ailleurs tirer quelque secours pour soutenir et répandre la vérité. Or notre Baron est précisément un ami de cette trempe-là. Bienque son érudition ressemble à une Bibliothèque renversée, et que sa vivacité naturelle, jointe à quelque fond d'amour-propre, lui fasse souvent confondre l'or et le clinquant, il est tellement prévenu en faveur de Messieurs Wolf et Reinbeck qu'il se ferait crucifier pour leurs sentiments, pourvu qu'on ait occasion de les lui faire comprendre."

Zu diesem Opportunismus gesellte sich als verwandt das Prinzip vom alethophilischen Falsiloquium — contradictio in adjecto! Auch hierin geht Manteuffel mit verblüffender Ungeniertheit voran, und Gottsched bleibt nicht hinter ihm zurück. Notlügen im höheren Interesse der Wahrheit! — wir wissen ja, daß Gottsched die Notlügen „philosophisch" begründete. —

Bevor wir von dem Berliner Mittelpunkt der alethophilischen Gesellschaft scheiden, müssen wir uns vergegenwärtigen, daß dem weiteren

1) An Frau Gottsched, den 21. Oktober 1740.
2) Köhlers Historische Münz-Belustigung, XII. Teil, S. 388.
3) Ebd. S. 391 flg.
4) Ebd. S. 435 und 415 flg.

Kreis der dortigen Wahrheitsfreunde noch mehrere Gestalten neben Manteuffel und Reinbeck zuzurechnen sind. Ersterer nennt schon am 24. November 1739 gegenüber Frau Gottsched Formey und Deschamps „Aléthophiles français“. Von Formeys dauernden Beziehungen zu Manteuffel und Gottsched erfuhren wir bereits. Deschamps wirkt noch 1747 in Holland für die Gesellschaft.[1]) Vor allem erscheint der Verleger des Kreises, Buchhändler Haude, mit Manteuffel und Reinbeck eng liiert, ja in fast täglichem Umgang mit diesen Koryphäen. Alle drei beleuchteten gemeinsam „bei einer Pfeife Tabak allerhand Vorwürfe der Gelehrsamkeit“.[2]) Wie Reinbeck als „illustre Primipilaire“, erscheint Haude in Manteuffels Briefen als „Doryphore“ der Alethophilen. Welche Empörung, als Haude abtrünnig wurde! 1746 unterstand er sich, Eulers Schrift gegen die Monaden zu verlegen, und wie zum Hohn wählte er als Vignette die verstümmelte Münze der Alethophilen: die Büste der Minerva mit der Überschrift „Sapere aude“, aber ohne die Köpfe von Leibniz und Wolf![3])

b) Mit Manteuffels Übersiedelung nach Leipzig war der Mittelpunkt der Gesellschaft hierhin verlegt. Nach und nach sind noch, wie sie dem Grafen bekannt wurden, eine Reihe neuer Mitglieder aufgenommen, nämlich Prof. George Friedrich Richter, Prof. Johann Friedrich May, dessen warme Freundschaft mit Gottsched den Austritt unseres litterarischen Papstes aus der Deutschen Gesellschaft überdauerte, obgleich May an Gottscheds Stelle Senior ward, ferner Prof. Johann Heinrich Winkler und Prof. Gottfried Heinsius. Es fanden in Manteuffels Hause wöchentlich Zusammenkünfte statt, obgleich nicht alle Mitglieder zugleich geladen waren. Die Unterredungen handelten von philosophischen Wahrheiten, Entdeckungen und neuen Schriften; auch wurden hin und wieder naturwissenschaftliche Experimente angestellt, neue Abhandlungen der Mitglieder vorgelesen und die Drucklegung solcher Schriften befördert.[4])

Im Frühjahr 1741, noch kurz vor seinem Tode, sehen wir auf der Badereise Reinbeck bei den Leipziger Genossen Einkehr halten. Wolf folgte 1744 als Gast. Außerdem traf er mehrfach in Merseburg mit Manteuffel zusammen. Für Wolf waren solche Zusammenkünfte und der fortlaufende schriftliche Meinungsaustausch mit dem gräflichen Anhänger um so erwünschter, als er in Halle wenig gleichgestimmte Seelen fand. „Es ist hier schlimm“, seufzt er, „daß man keinen Umgang

1) Vergl. seinen Brief an Manteuffel v. 17. März.
2) Nach Haudes eigenem Bericht, — vergl. Danzel S. 85.
3) Vergl. Manteuffels Schreiben an Wolf v. 21. November 1746.
4) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O.

mit Liebhabern der Wahrheit haben kann, der doch sehr zur Erfrischung des Gemütes dienet und dem Leibe selbst gleichsam neue Kräfte giebt."[1])

Das Gottschedsche Paar spielte unter den Alethophilen offenbar die hervorragendste Rolle. Nicht aber nur hielt sich ihre gesamte philosophisch-theologische Wirksamkeit im Geiste der Gesellschaft, sie brachten dieser auch direkte Huldigung dar. Zu Manteuffels Geburtstag 1740 lieferte Frau Gottsched ein „Schreiben der Wahrheit" an Manteuffel, und ihr Mann eine „Ode auf die Gesellschaft der Wahrheitliebenden", worin gegen Finsternis, Aberglauben, Einfalt und Vorurteile deklamiert wird.[2]) Als Frau Luise Adelgunde Viktoria „Das Maß der lebendigen Kräfte in den Körpern" der Marquise von Châtelet übersetzt hatte, erhielt sie von Manteuffel sogar ein goldenes Exemplar der alethophilischen Schaumünze, während die gewöhnliche Ausgabe in Silber gehalten war.[3])

Während die Gesellschaft durch unbeschränkte Erweiterung für Sammlung der Streitkräfte und Bestärkung der Einzelkämpfer im Dienste der Aufklärung wirkte und während sie durch Propaganda in weiteren Kreisen, besonders auch in der adeligen akademischen Jugend die Wolffsche Philosophie verbreitete, ließ man in den Umgangsformen der Leipziger Mitglieder dem Scherz und Spiel weiten Raum. Der alte Graf wählte militärische Organisation für seinen alethophilischen Verkehr. Seine Familie schloß sich mit den befreundeten Gelehrtenkreisen, namentlich mit Gottscheds, zu einem „Regiment Sans façon" zusammen, dessen „Chef" natürlich kein anderer als der Graf selbst sein konnte; Gottsched ward zum „Hauptmann" im Regiment ernannt, ebenso May; für die einzelnen Glieder desselben gilt die Anrede „Kompagnie". So nennt Freund May wiederholt Frau Gottsched seine „allerliebste Kompagnie", sich selbst ihren Hauptmann; einmal fügt er hinzu: „Bei dem Regimente geht alles noch ganz gut; nur daß wegen der Abwesenheit so vieler braven Offiziere und unserer vortrefflichen Grenadier-Kompagnie" der Geburtstag Manteuffels nicht in beabsichtigter Weise gefeiert werden konnte.[4]) Gottsched schreibt einer Tochter Manteuffels:[5])

„Empfiehl mich an das Regiment,
Das mich auch seinen Hauptmann nennt."

1) An Manteuffel 10. Januar 1745.

2) Später abgedruckt im „Ehrenmaal", S. 113 flg. und S. 117 flg.

3) Vergl. Leben der Gottschedin in ihren „Kleineren Gedichten" sub 1740.

4) Während einer Abwesenheit des Gottschedschen Paares in Dresden 1742. Am 30. Juni, 14. Juli, 22. Juli.

5) Der Kammerherrin v. Plotho bei gleicher Gelegenheit 6. Juli; ähnlich der vierten Komtesse 30. Juni.

Manteuffel äußert gegen Gottsched: „Faites, s'il vous plaît, mes compliments et ceux de tout le Régiment à notre Dame Aléthophile.“[1]) Weiter singt unser Gottsched die jüngste Komtesse Manteuffel als „teure Kompagnie“ an:

„Verbleib nur meine Gönnerin,
Wie ich dein Knecht und Hauptmann bin,
So lang ich werde leben,
Und glaub, ich sei dem Regiment,
Das sonst von Sans façon sich nennt,
Von Herzensgrund ergeben.“[2])

Am 17. Februar 1744 meldet J. F. Gräfe in Braunschweig, Sekretär von Manteuffels Schwiegersohn Freiherrn Ferdinand v. Münchhausen, unserm Gottsched, dessen Schüler er wie sein Herr gewesen: „Ew. H. muß ich zuförderst wegen des neuen Zuwachses und Vermehrung Ihrer Kompagnie, welcher Sie als ein würdiger Hauptmann bisher rühmlichst vorgestanden, gehorsamst Glück wünschen und zur Enrollierung Ihres neuen Rekruten die Pflichten eines Mitgliedes vom Regimente Sans façon beobachten, welche darin bestehen, daß ich Ihnen den Namen Ihres Rekruten bekannt mache ꝛc.“ Eiligst sattelte Hauptmann Gottsched seinen Pegasus, um die junge Mutter, Frau Drostin v. Münchhausen, am 20. Februar in tragikomischen Scherzversen zu beglückwünschen.[3])

...„Du allerschönste Kompagnie, ...
So wahr ich mit ergebnem Sinn
Dein abgesetzter Hauptmann bin, ...
Ich trug dem Chef es plötzlich an,
Dem neugebornen Rittersmann
Ein Fähnlein zu bescheren.
«Vernimm, bei unserm Regiment,
Das sich von Sans façon benennt
Und für die Wahrheit streitet,
Von Vater und von Mutter her
Verdient er, daß er Fähndrich wär',
Der tapfre Krieger leitet.»
Die Kompagnie der Grenadier
Bereitete vor Freuden schier
Die Fahne, bunt gesticket;
Allein mir ward zum Unglück,
Durch unsers Chefs gestrengen Blick
Und Wort das Ziel verrücket.
«Nein», sprach er, «ohn Verdienst und Wert
Wird eine Fahne nicht beschert.
Kadett muß er erst werden.»“ —

1) 16. Juli 1742.

2) 28. Juli 1742.

3) Fehlt wie die meisten dieser Scherzbriefe in den Leipziger Originalen; nur in den Dresdener Abschriften.

c) Drückte der joviale Lebemann Manteuffel den alethophilischen Kreisen, in denen er selbst lebte, immer doch den Stempel des amüsanten Zeitvertreibs auf, so wurden mit dem Erscheinen der gedruckten „Nachricht" ernstere Vorstellungen von der Gesellschaft verbreitet, ernstere Anforderungen ohne weiteres an sie gestellt. In allem Ernst suchten sich nun die Wahrheitsfreunde auch anderwärts zu sammeln. Noch im Sommer 1740 bildete sich eine Zweiggesellschaft in Weißenfels, und zwar nach vorberatendem Schriftwechsel mit unserm Gottsched.[1]) Man ging gleich anfangs mit so herausforderndem Eifer ins Feuer, daß der gewiegte Diplomat und behäbige Aristokrat Manteuffel höchlichst unzufrieden war. „Je suis bien aise", äußert er zwar am 24. September 1740 im Schreiben an Gottsched, „que notre Société des Aléthophiles soit accouchée d'une fille sans le savoir." Doch fährt er bald fort: „Si je m'étais attendu à cet accouchement, j'aurais donné à notre fille un conseil qui l'eût peut-être garantie des persécutions que les soi-disant Homilètes lui ont fait essuyer dès sa naissance. Ce conseil eût été, de se donner une espèce de Sous-fondateur ou de Chef, qui eût quelque crédit à la Cour, et qui eût paru respectable par là à ces Antipodes de la Vérité." Er empfiehlt hierfür, thatsächlich mit Erfolg, den Hofmarschall v. Miltiz und den Hofrat Berger. Noch bezeichnender ist Manteuffels weiterer Rat: „Je lui aurais conseillé de plus, de traiter d'abord son Association plutôt comme une espèce d'amusement agréable que sur le pied d'une affaire sérieuse. Par là et par un des personnages sur-dits la nouvelle Société se serait assurée de la protection du Duc, sans la lui avoir demandée. Cette omission n'est pas le seul faux pas que notre fille ait fait. Elle s'est trop pressée de se faire connaître et, qui pis est, d'irriter les guêpes. Les règles de la prudence voulaient qu'elle y allât moins chaudement ..." Freilich fehlte es der neuen Zweiggesellschaft nicht an Feinden. Noch vor Ablauf des Jahres richtete der Weißenfelser Rektor Messerschmid eine Schrift gegen sie.[2]) Schon im Februar 1741 verschafft indes Manteuffels Besuch der neuen Gesellschaft den Schutz des Herzogs, den der Graf seinen alten Freund nennt, gegen die orthodoxe Geistlichkeit. Selbst jetzt aber äußert er sich noch recht geringschätzig über seine eigene Stiftung wie über diese Zweigstiftung. „Il s'est formé ici", schreibt er den 10. Februar 1741 an Wolf[3]), „depuis peu une espèce de société de huit ou neuf savans,

---

1) Siehe besonders die Briefe von Frau Gottsched an Manteuffel den 24. August 1740 und von Springsfeld an Gottsched den 6. September 1740.

2) Vergl. Brief von Springsfeld an Gottsched 3. Dezember 1740.

3) Vergl. Büsching I, 124.

qui se piquent tous d'être partisans de votre philosophie." Diese Gesellschaft gebe sich als „une fille de celle que nous nous sommes avisés, Mr. Reinbeck et moi (par badinerie plutôt que dans une intention sérieuse) de former à Berlin."

Als Direktor fungierte Kammerherr v. Miltiz, als Senior Kabinettssekretär Hofrat Berger, wie Manteuffel vorgeschlagen; der Begründer Dr. med. Springsfeld erhielt das Amt des Sekretärs. Weitere Mitglieder waren Subdiakonus M. Heller, Hofrat Dr. jur. Holdrieder, Archidiakonus M. Johann Adam Löw, Regierungsassessor Dr. jur. Menius, der herzogliche Privatsekretär Beck und Regierungssekretär Kuhn. Bald fanden sich der zweite Hofprediger Brehme und der Prof. Poley hinzu.[1]) Jedem Mitglied verlieh Manteuffel unter Gottscheds Vermittelung[2]) ein kleines Exemplar der Schaumünze („une de nos Médailles secundae magnitudinis") und die alethophilische Gesetztafel.

Wöchentlich fanden Versammlungen statt, auf denen die Mitglieder gelehrte Abhandlungen zur Beurteilung vortrugen. So hielt Heller, den das Los zum ersten Redner erwählt hatte, eine Rede „von dem Nutzen, den man erlangete, wenn man Wahrheiten zu erfinden und zu suchen sich bemühete". Nach Springsfelds Urteil[3]) galt sie als geschickt: „Die Anmerkungen dabei waren artig, nachdenklich und bescheiden. Sonderlich wurde dabei erkannt, daß wir noch keine richtige Erklärung oder Definition der Wahrheit hätten. Denn Hn. Wolfens seine, welche er in der Metaphysik gegeben hat, schien den Mitgliedern allzu general." — Eine der nächsten Reden handelte „de nexu rerum non fatali."[4]) Bald darauf folgte eine Vorlesung des Dr. Menius „von den Pflichten, welche kriegende Völker nach dem Rechte der Natur gegen einander zu beobachten haben."[5]) Schon die nächste Versammlung bewies, daß man sich nicht auf philosophische Themata beschränkte, sondern auch andere Interessen des beständigen Beichtvaters und Beraters der Gesellschaft, unseres Gottsched, pflegte: Springsfeld suchte zu beweisen, „daß wir als Deutsche verbunden sind, auf die Verbesserung unserer Sprache zu denken."[6]) — Überhaupt bekundet Springsfeld lebhaftes Interesse an Gottscheds sprachlich-litterarischen Bestrebungen. Am 23. November 1743 rät er ihm, den „groben Schweizern" gar nicht zu antworten: „Ew. H. werden bei Auswärtigen und Klugen doch allemal der Große Gottsched

1) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O. und Büsching I, 124.
2) Nach Manteuffels Brief an Gottsched vom 24. September 1740.
3) An Gottsched 3. Februar 1741.
4) Nach Brief von C. G. Spener (Düben, 2. März 1741) an Gottsched.
5) Springsfeld an Gottsched 14. März 1741.
6) Ebd.

bleiben: so sehr die Flegel auch schimpfen mögen." — Nach Reinbecks Tod wurde Löw vom Grafen Manteuffel designiert, die Gedächtnisrede auf den Heimgegangenen zu halten; sie wurde ohne Autornamen gedruckt.[1]) Anfang Dezember 1741 reisten Springsfeld und Heller nach Halle, „um den Hn. Wolfen zu hören und zu sprechen. Und" — meldet Springsfeld unserm Leipziger Professor am 8. Dezember — „wir können dessen angenehmen Vortrag und freundliches Bezeigen nicht genug loben. Er erfreute sich sehr, da er hörete, daß wir Alethophili wären."

Als der russische Minister Graf Keyserling und des sächsisch-polnischen Kurprinzen Kammerjunker Graf Rostworonski 1743 nach Weißenfels kamen, ermunterte Gottsched die dortige Zweiggesellschaft, diese ihm bekannten Würdenträger zu gewinnen. Noch ehe sein Rat eintraf, hatte die ganze Gesellschaft dem Erstgenannten aufgewartet. Beide nahmen die Ernennung zu Ehrenmitgliedern an und verweilten von 3—8 Uhr in der Versammlung. Bei dieser Gelegenheit trat auch der Oberhofprediger D. Stemler der Gesellschaft bei. Ferner ersuchten um die Mitgliedschaft Hofrat Zeuner und Kommissionsrat Basch.[2]) Nun hatte sich das Ansehen der Gesellschaft dermaßen gehoben, daß Rektor Kändler in einem Schulaktus eine Lobrede in deutschen Versen auf dieselbe halten ließ.[3])

Solch Herandrängen an große Gönner zeitigte alsbald seine Früchte. In einem Atem mit der Nachricht von Keyserlings Ernennung zum Ehrenmitglied spricht Springsfeld die Hoffnung aus, daß auf Fürsprache dieses Mannes Heller vielleicht zum dritten Hofprediger ernannt werde. Am 21. Januar 1744 meldet er die thatsächlich erfolgte Ernennung mit dem vielsagenden Zusatz: „Die Wahrheitsfreunde finden doch immer ihre Beförderung." So geht es namentlich in dem Weißenfelser Zweig fort. Am 14. Dezember 1744 kann Löw unserm Gottsched melden, der Stadtrat von Gotha habe ihn zu einer Gastpredigt eingeladen, doch wohl auf Manteuffels Veranlassung: „Wie glücklich ist man doch, wenn die Vorsehung solche Mäcenaten giebt, die sich die Wohlfahrt ihrer Verehrer so nachdrücklich angelegen sein lassen!" Nicht wenig helfe ihm zu solcher Gunst, daß er ein ehemaliger Schüler Gottscheds sei. Löw wird wirklich sofort Generalsuperintendent in Gotha, — unterhielten doch Manteuffel und Gottsched freundliche Beziehungen zur Herzogin. Die Weißenfelser Gesellschaft läßt dem Beförderten einen Glückwunsch „von

---

1) Löw an Gottsched 14. November 1741 u. 6. Mai 1742

2) Springsfeld an Gottsched 23. November 1743.

3) Nach Springsfelds Bericht vom 20. Februar 1744.

dem Männlichen in der Beredsamkeit" drucken![1]) Gleichzeitig wendet sich Springsfeld an Manteuffel, nicht um „Leibmedikus selbst zu werden", sondern „nur als Hofmedikus eine Besoldung zu erhalten."

Um Pfingsten 1746 besucht Gottsched die Freunde im nahen Weißenfels. Bei dieser Gelegenheit tritt er seinem litterarischen Kampfgenossen Triller persönlich näher. Unmittelbar darauf zersprengt der Tod des Herzog Johann Adolf die Gesellschaft: das Herzogtum Weißenfels fällt an den Kurfürsten von Sachsen, der Hofstaat und die Regierung wird aufgelöst, und so zerstreuen sich die meisten Mitglieder in andere Wirkungsorte. Noch einmal, nach Manteuffels Tod, sucht Springsfeld auf Gottscheds Weckruf die Mitglieder der einstigen Weißenfelser Alethophilen-Gesellschaft vergeblich zu einem gemeinsamen Werk zu vereinen, zu der traurigen Ehrenpflicht, an der Gedächtnisschrift für Manteuffel als den Stifter der weitverzweigten Sozietät mitzuarbeiten. Aber Springsfeld giebt selbst dem Rufer schlechten Trost. Gottscheds Anforderungen, beginnt er (am 27. Februar 1749), seien so gerecht und billig, daß er nicht die geringste Einwendung zu machen wisse. Er habe gleich an ein paar Mitglieder geschrieben, fürchte aber unangenehme Antwort, welche derjenigen gleich sein dürfte, die Gottsched von der Universität[2]) erhalten habe. Denn — so fährt Springsfeld wörtlich fort — „ich kenne der meisten ihre Gedenkungsart. Ich weiß nicht, was die Herren Geistlichen sich scheuen, ja recht fürchten, sich für öffentliche Verehrer des hochseligen Herrn Grafen auszugeben oder zu bekennen. Ich habe nur neulich mit zweien heftige Streitbriefe gewechselt, welche ihn des Naturalismus verdächtig machen wollten, und daß er diesen Samen an unterschiedenen Orten ausgestreuet habe... Die weltliche Bank unserer Gesellschaft denkt nicht viel besser, nur auf eine andre Art. Einige sind in öffentlichen Ämtern und haben viel zu thun, die meisten aber spotten nur darüber und erklären es für Schulfüchserei." Hier haben wir alle Kennzeichen der satten Philister, die mit einer Mischung von Unbehagen und Spott der Zeit gedenken, da sie voll Heißhunger ihren Idealen und zugleich einem — Amt nachjagten. Dahin war es also gekommen: das Bekenntnis zu Manteuffels Fahne, die man einst als Deckung und Aushängeschild benutzt hatte, war anrüchig geworden, und der tote Meister konnte niemand mehr fördern!

d) Aus Gottscheds Kreisen geht auch eine Stettiner Ortsgruppe der Alethophilen-Gesellschaft hervor. Wir wissen, daß Gottsched dort mit den rationalistischen Franzosen Hofprediger v. Pérard und Hofprediger v. Mauclerc, den Herausgebern der „Bibliothèque Germanique", schon 1740

1) Springsfeld 19. März 1745.

2) Siehe vorn.

in Beziehungen steht. Am 15. März 1743 kündigt Pérard nun unserm Manne einen Aufsatz über Manteuffels Gedächtnismünze auf Reinbeck an und meint: „En qualité d'Aléthophile et d'ami de la maison j'ai quelque droit à en attendre une de la main même du Mécène.“ Erst nach dieser Zeit[1]) scheint sich die Ortsgruppe organisiert zu haben: verdankt Pérard doch nur der „Deutschen Gesellschaft“ in Greifswald Kunde von der zu Reinbecks Gedächtnis nominell von der Gesellschaft der Alethophilen, eigentlich von Manteuffel geschlagenen Münze.[2]) Überdies meldet Pérard erst nach Gottscheds uns bekanntem Besuche bei den Stettiner Genossen, am 12. Oktober 1744: die Alethophilische Gesellschaft sei durch Gottscheds Anwesenheit sehr erfreut worden. Dann weiter: „Mr. le Conseiller de Cour Gohr a écrit à S. E. Mr. le Comte de Manteuffel comme au Chef d'Ordre, pour le mettre au fait de notre institut, de nos travaux et de nos vues littéraires. Nos assemblées se tiennent régulièrement; chaque membre donne des preuves de son zèle par quelque machine dont il enrichit notre Cabinet naissant.“ So seien sie zu den Anfängen einer Bibliothek gelangt. In den Sitzungen nähmen sie auch physikalische und chemische Experimente vor. Schließlich: „Nous vénérons véritablement l'illustre Comte de Manteuffel. Sa santé et celle de Mr. Wolf sont célébrées régulièrement dans nos Symposia; nous y joignons à présent celle du Comte de Dohna, comme premier bienfaiteur de notre Société,“ — er hatte nämlich die Mémoires de l'Académie des Sciences de Paris zur Begründung der Bibliothek geschenkt.

Die etwas unabhängigere Gesinnung der Mitglieder erläutert der Leiter Hofrat Gohr dahin[3]): Er und die ganze Stettiner Gesellschaft der Alethophilen schwüren nicht auf jedes Wort von Leibniz und Wolf, aber verehrten sie sehr. — Des weiteren berichtet er, daß sie sich jeden Sonnabend versammelten. — Wie auch hier Gottsched seine litterarischen Interessen zugleich mit den philosophischen zu verfolgen weiß, zeigt des weiteren Gohrs angefügte Bemerkung, man erwarte in Stettin mit Verlangen den Kritischen Almanach, der aus dem Gottschedschen Kreise gegen die Züricher ausging.

---

1) Ludovici (im Universal-Lexikon a. a. O.) behauptet jedenfalls irrig, daß die Stettiner fast gleichzeitig mit den Weißenfelsern Manteuffel um die Erlaubnis angingen, eine Zweig-Gesellschaft bilden zu dürfen.

2) Siehe über diese in der Allg. Dtsch. Biogr. Art. Reinbeck. — Außer Pérards Brief vergl. den der „Deutschen Gesellschaft“ in Greifswald an Gottsched vom 16. März 1743. Auch diese verdankt die Gedächtnismünze unserm Manne, welcher die Gesellschaft, die zu Reinbeck in Beziehung gestanden, dadurch für seine litterarischen Zwecke kapern will.

3) Am 14. Dezember 1744 im Brief an Gottsched.

Außer den schon genannten Männern gehörten der Stettiner Ortsgruppe unter anderem an: Kriegsrat Löper, Kommerzienrat Scharden, Prof. Stisser und D. Koch.[1]) Schon 1746 verlor die Gesellschaft durch Gohrs Tod ihre rechte Hand; die Mitglieder ließen nun in ihrem Eifer nach[2]); doch vegetierte sie weiter. Am 24. Juli 1747 kündigte Pérard dem befreundeten Leipziger Professor eine Reform der Unordnungen in ihren alethophilischen Versammlungen an: „Les soupers“ — die allmählich zur Hauptsache geworden zu sein scheinen — „ont été réformés, les fêtes anniversaires presque abolies“; er mit seinen „dignes confrères“ werde nächste Woche den Geburtstag des Stifters feiern.[3])

e) Zur Bildung weiterer Ortsgruppen kam es nicht; doch lebten noch zahlreiche Alethophilen da und dort verstreut. So begegnet uns der Probst und spätere Abt Jerusalem wiederholt als „wackerer Alethophilus.“[4]) Ja, Manteuffel und Gottsched bemühen sich deshalb, ihn nach Marpergers Tod als Oberhofprediger nach Dresden zu ziehen, bis Wolf Ungünstiges über Jerusalems Vortragsweise in Erfahrung bringt. So berichtet ferner Manteuffel dem Schulhaupt nach Halle am 20. August 1747: Die Schrift von Professor Stiebriz für die Monaden habe allen, denen er sie zeigte, namentlich Jöcher, Gottsched, May und Bel, sehr gefallen. Er sende deshalb zur Übermittelung an Stiebriz eine Alethophilen-Schaumünze: „Il serait injuste, qu'un homme qui plaide si bien la cause de la vérité, ne fût pas agrégé à la Société des Alethophiles.“ —

Das waren die Kampfgenossen unseres Gottsched. Wir ließen sein Bild nicht schärfer aus seiner Umgebung hervortreten, als es der thatsächlichen Gruppierung entsprach. Und doch sehen wir seine Hand fast überall im Spiele. Blicken wir auf seine gesamte philosophisch-theologische Thätigkeit zurück, so nehmen wir wahr, daß er unter den Vorkämpfern für Aufklärung und Rationalismus in erster Reihe steht, nächst Christian Wolf — zwar nicht der gründlichste — doch jedenfalls einer der rührigsten und von allen der einflußreichste.

1) Vergl. Universal-Lexikon a. a. O. und Gottscheds Brief an Formey vom 15. Februar 1749 (hs. Königl. Bibliothek Berlin). Er ersucht darin um Beiträge der Berliner und Stettiner Alethophilen zum „Ehrenmaal“ für Manteuffel.

2) Nach Pérards Brief an Gottsched vom 27. Juli 1746.

3) Geiger: Berlin I, 195 giebt den letzteren Brief nach meinen Mitteilungen bereits wieder.

4) Z. B. im Schreiben des Gottschedschen Paares an Manteuffel vom 7. April 1746.

# Der deutsche Unterricht an den preußischen und an den österreichischen Gymnasien.

## Vergleichende Darstellung nach den neuen preußischen Lehrplänen und den österreichischen Instruktionen.

Von **Adolf Hausenblas** in Reichenberg i. B.

Durch die neuen preußischen Lehrpläne vom Jahre 1891 und durch die österreichischen Instruktionen vom Jahre 1884 wurden an den Gymnasien der beiden bezüglichen Staaten für den deutschen Unterricht neue Verhältnisse geschaffen. Es lohnt sich der Mühe, die beiderseitigen Auffassungen des Gegenstandes durch eine vergleichende Betrachtung festzuhalten, ehe jene Lehrpläne und die erwähnten Instruktionen neuen amtlichen Bestimmungen den Platz räumen müssen — was bald geschehen möge. Denn der deutsche Unterricht an deutschen Gymnasien hat noch lange, lange nicht die ihm gebührende Stellung, der Zukunft ist es noch vorbehalten, ihn thatsächlich in den Mittelpunkt der übrigen Lehrgegenstände zu stellen, ihn nicht gnadenweise denselben beizuordnen. Dem deutschen Unterricht eine bevorzugte Stellung einzuräumen, das verlangen allgemein ethische, das verlangen nationale, das verlangen gebieterisch pädagogisch-didaktische Rücksichten, das verlangt der große innere Wert unserer Sprache und unserer herrlichen Litteratur.

Zu einer vergleichenden Gegenüberstellung des deutschen Unterrichtes an preußischen und an österreichischen Gymnasien fordert unter anderm auch der Umstand auf, daß die Gymnasien hüben und drüben einen ganz selbständigen, von einander unabhängigen Entwickelungsgang durchgemacht haben. Da ist es denn überraschend, zu sehen, daß unser Gegenstand an österreichischen Gymnasien von vornherein (in Betracht kommt hier vorzugsweise der österreichische Organisationsentwurf vom Jahre 1849, auf dessen Standpunkte die österreichischen Instruktionen vom Jahre 1884 noch in wesentlichen Dingen stehen) eine größere Würdigung erfuhr als an den entsprechenden Anstalten Preußens.

Erst gegenwärtig decken sich die beiderseitigen amtlichen Auffassungen des Gegenstandes in den Hauptpunkten.

Fassen wir zunächst die wöchentliche Gesamtstundenzahl des deutschen Unterrichtes an preußischen und an österreichischen Gymnasien ins Auge. Das 9klassige preußische Gymnasium weist unserm Gegenstande 26 Stunden in der Woche zu, genau dieselbe Stundenzahl hat das Deutsche an den 8klassigen österreichischen Gymnasien, und zwar gestaltet sich die Verteilung dieser Stunden im einzelnen folgendermaßen:

**Preußische Gymnasien.**

| VI. | V. | IV. | III. B. | III. A. | II. B. | II. A. | I. B. | I. A. | Zusammen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 3, 1 } 4 | 2, 1 } 3 | 3 | 2 | 2 | 3 | 3 | 3 | 3 | 26 |

**Österreichische Gymnasien.**

| 1. Kl. | 2. Kl. | 3. Kl. | 4. Kl. | 5. Kl. | 6. Kl. | 7. Kl. | 8. Kl. | Zusammen. |
|---|---|---|---|---|---|---|---|---|
| 4 | 4 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 3 | 26 |

Wenn man bedenkt, daß in den älteren preußischen Lehrplänen das Deutsche mit einer geringeren Stundenzahl bedacht war (nach dem Lehrplan von 1837 mit 22, nach jenem von 1856 mit 20, nach jenem vom Jahre 1882 mit 21 Wochenstunden), so sei die Erhöhung auf 26 Stunden dankbar anerkannt, aber daß „es noch mehr als bisher in den Mittelpunkt des gesamten Unterrichts gerückt ist“[1]), wie es in den Erläuterungen und Ausführungsbestimmungen zu den neuen preußischen Lehrplänen heißt, ist eine ziemlich starke Übertreibung. Mit dem Mittelpunkte hat es noch seine guten Wege zumal mit Rücksicht auf das starke Ausmaß von Stunden, welches dem fremdsprachigen Unterrichte an jenen Anstalten gegönnt ist. Der fremdsprachige Unterricht verfügt nämlich über 117 Wochenstunden (62 Latein, 36 Griechisch, 19 Französisch). An österreichischen Gymnasien stehen den 26 wöchentlichen Deutsch-Stunden 78 der alten Sprachen gegenüber (50 Latein, 28 Griechisch). Es ist auf den ersten Blick klar, daß der Lehrer des Deutschen an dem österreichischen Gymnasium die Kräfte der Schüler mehr für seinen Gegenstand in Anspruch nehmen kann, als der Lehrer des Deutschen an dem preußischen Gymnasium, welches mit fremden Sprachen so stark beladen erscheint. Dazu kommt noch, daß der preußische Gymnasiast überhaupt beträchtlich mehr Wochenstunden hat als der österreichische. Es muß einem österreichischen Gymnasiallehrer geradezu rätselhaft vorkommen, woher der Schüler an preußischen Anstalten die Zeit nehme für häusliche Thätigkeit. Denn in Österreich ist schon viel und oft von allen Seiten über Überbürdung der Gymnasialjugend geklagt worden, und die Zahl der wöchentlichen Unterrichtsstunden schwankt doch nur zwischen 22—25!

1) S. 73 der Lehrpläne und Prüfungsverordnungen in der Ausgabe von Heuser, Neuwied-Leipzig 1892.

Unter sothanen Umständen an preußischen Gymnasien muß sich aber auch ein österreichischer Gymnasiallehrer verwundern, wie sein Kollege in Preußen es zuwege bringe, das durchaus nicht tief gesteckte Lehrziel des deutschen Unterrichts zu erreichen.

Das allgemeine Lehrziel in den preußischen Lehrplänen ist: „Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache, Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte unserer Dichtung an der Hand des Gelesenen und Belebung des vaterländischen Sinnes insbesondere durch Einführung in die germanische Sagenwelt und in die für die Schule bedeutsamsten Meisterwerke unserer Litteratur".

Die österreichischen Instruktionen bestimmen folgendes: „Ziel für das Untergymnasium: Richtiges Lesen und Sprechen; gründliche Kenntnis der Formenlehre und Syntax; Sicherheit im schriftlichen Gebrauch der Sprache, Anfänge zur Bildung des Geschmackes durch Auswendiglernen von poetischen Stücken musterhafter Form, welche den Schülern erklärt sind. — Ziel für das Obergymnasium: Gewandtheit und stilistische Korrektheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Sprache zum Ausdrucke des allmählich sich erweiternden eigenen Gedankenkreises; historische Kenntnis des Bedeutendsten aus der Nationallitteratur; daraus sich entwickelnde Charakteristik der Hauptgattungen der prosaischen und poetischen Kunstformen. — Der Unterricht in der deutschen Sprache bezweckt demnach keineswegs bloß eine sprachliche Ausbildung, sondern er soll eine reiche Fülle geist- und charakterbildenden Stoffes in klassischer oder mindestens tadelloser Form darbieten und auf den Unterricht in sämtlichen anderen Lehrgegenständen belebend, verknüpfend und teilweise ergänzend wirken."

Beschränken wir uns auf die Vergleichung der Hauptpunkte. Die preußischen Lehrpläne verlangen zuvörderst in sprachlicher Richtung „Fertigkeit im richtigen mündlichen und schriftlichen Gebrauche der Muttersprache", die österreichischen Instruktionen „Gewandtheit und stilistische Korrektheit im schriftlichen und mündlichen Gebrauche der Sprache..." Die preußischen Lehrpläne verlangen ferner „Bekanntschaft mit den wichtigsten Abschnitten der Geschichte unserer Dichtung an der Hand des Gelesenen", die österreichischen Instruktionen „historische Kenntnis des Bedeutendsten aus der Nationallitteratur".

Die Übereinstimmung dieser beiden wesentlichen Punkte liegt auf der Hand: Die sprachliche Ausbildung der Schüler hat hier wie dort vornehmlich praktische Ziele, die Kenntnis der Litteraturgeschichte ist auf die Hauptsachen beschränkt. Wenn man die Sache bei Lichte betrachtet, so mußten die Urheber der betreffenden Lehrpläne zu denselben Zielbestimmungen kommen, sobald sie nämlich das Gymnasium wirklich als Mittelschule, d. h. zwischen Volksschule und Hochschule stehend, auffaßten.

Nun enthält aber der preußische Lehrplan noch eine dritte wesentliche Forderung, welche in der Natur unseres Unterrichtsgegenstandes tief begründet ist: „Belebung des vaterländischen Sinnes insbesondere durch Einführung in die germanische Sagenwelt und in die für die Schule bedeutsamsten Meisterwerke unserer Litteratur". Dadurch wird der deutsche Unterricht ganz ausdrücklich als Gesinnungsunterricht von hervorragender Bedeutung anerkannt. Von einer Belebung des vaterländischen Sinnes durch die deutsche Lektüre wissen die österreichischen Instruktionen nichts zu sagen, und wenn wir fragen warum, so giebt die historisch-politische Eigentümlichkeit des österreichischen Staatswesens darauf Antwort. Es läßt sich nicht leugnen, daß durch die Ausscheidung des vaterländisch-nationalen Momentes dem deutschen Unterricht viel Wind aus den Segeln genommen wird, der Gegenstand verliert dadurch einen großen Teil seiner natürlichen Kraft, die durch nichts ersetzt werden kann. Übrigens hat es den Anschein, als ob die österreichischen Instruktionen für diesen Entgang einen Ersatz schaffen wollten, wenn sie in ihren Zweckbestimmungen nach der historischen Kenntnis des Bedeutendsten aus der Nationallitteratur weiter fordern „daraus sich entwickelnde Charakteristik der Hauptgattungen der prosaischen und poetischen Kunstformen", also ein formales, für die Gesinnung indifferentes Moment. Die Kenntnis der prosaischen und poetischen Kunstformen ist als einer der vielen Nebenzwecke des deutschen Unterrichtes auch sonst bekannt, aber durch die österreichischen Instruktionen wird dieser Nebenzweck ganz unverdienterweise zu einem Hauptzweck emporgeschraubt und beherrscht thatsächlich die Methode des Gegenstandes von den unteren Stufen des Gymnasiums bis zu den oberen, ja er hat sogar die Gestaltung des Lehrplanes wesentlich beeinflußt. Ein ganzes Schuljahr (das fünfte) ist dem einseitigen Kultus dieses Nebenzweckes zum Opfer gefallen. Wir werden noch darauf zurückkommen. Aber auch sonst tritt in einseitiger Übertreibung dieser unselige Formalismus in den Instruktionen (vorzugsweise in dem besonderen, methodischen Teile derselben) auf Schritt und Tritt entgegen.

Es ist eine allbekannte Thatsache, daß sich in Dingen des Unterrichtes leichter über die Hauptfragen, über die leitenden Grundsätze eine Einigung erzielen läßt, als über die Wege zur Erreichung der Ziele. Ein Blick auf die in Rede stehenden staatlichen Lehrpläne bestätigt diese Behauptung. Verschieden sind die Lehraufgaben der einzelnen Klassen (diese Verschiedenheit geht nur zum geringsten Teil auf den Umstand zurück, daß das preußische Gymnasium neun Jahrgänge hat, das österreichische nur acht), verschieden ist auch die Behandlung der Hauptteile des deutschen Unterrichtes: der Grammatik, der Lektüre, der schriftlichen Arbeiten.

Zur bequemeren Übersicht mögen die bezüglichen Lehrplanbestimmungen hier Platz finden. Für nichtösterreichische Leser sei zugleich bemerkt, daß sie für manche (besonders methodische) Einzelheiten des preußischen Lehrplanes keine Entsprechung in dem österreichischen Lehrplan finden werden, daß aber die österreichischen Instruktionen solche Einzelheiten in ihrem sehr reichhaltigen besonderen Teile, der hier nicht angeführt werden kann, zu erörtern pflegen.

## Preußischer Lehrplan.

VI. Grammatik. Redeteile und Glieder des einfachen Satzes; Unterscheidung der starken und schwachen Flexion. (Terminologie durchaus in Übereinstimmung mit dem lateinischen Unterricht.) — Rechtschreibeübungen in wöchentlichen Diktaten in der Klasse. — Lesen von Gedichten und Prosastücken (Fabel, Märchen, Erzählungen aus der vaterländischen Sage und Geschichte). — Mündliches Nacherzählen von Vorerzähltem. Auswendiglernen und verständnisvolles Vortragen von Gedichten.

V. Grammatik. Der einfache und der erweiterte Satz. Das Notwendigste vom zusammengesetzten Satze. — Rechtschreibe- und Interpunktionsübungen in wöchentlichen Diktaten in der Klasse. — Mündliches Nacherzählen, erste Versuche im schriftlichen Nacherzählen, im ersten Halbjahre in der Klasse, im zweiten auch als Hausarbeit. — Erzählungen aus der alten Sage und Geschichte, sonst wie VI.

IV. Grammatik. Der zusammengesetzte Satz. Das Wichtigste aus der Wortbildungslehre, an typische Beispiele angeschlossen. — Abwechselnd Rechtschreibeübungen in der Klasse und schriftliches freieres Nacherzählen des in der Klasse Gehörten (Häusliche Arbeit) alle 4 Wochen. — Lesen von Gedichten und Prosastücken. Nacherzählen. — Auswendiglernen und verständnisvolles Vortragen von Gedichten.

III. B. Grammatik. Zusammenfassender Überblick über die wichtigsten der deutschen Sprache eigentümlichen grammatischen Gesetze. — Häusliche Aufsätze (Erzählungen, Beschreibungen, Schilderungen, Übersetzungen aus der fremdsprachlichen Lektüre) alle 4 Wochen. — Behandlung prosaischer und poetischer Lesestücke (nordische, germanische Sagen, allgemein Geschichtliches, Kulturgeschichtliches, Geographisches, Naturgeschichtliches; Episches, insbesondere Balladen). Belehrungen über die poetischen Formen, soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich. — Auswendiglernen und Vortragen von Gedichten wie auf den Vorstufen.

III. A. Häusliche Aufsätze wie III. B; dazu Berichte über Selbsterlebtes, auch in Briefform. — Im allgemeinen wie III. B unter allmählichem Hervortreten der poetischen Lektüre vor der prosaischen. Lyrisches und Dramatisches (insbesondere Schillers Glocke und Wilhelm Tell) mit Anknüpfung weiterer induktiv zu behandelnder Belehrungen aus der Poetik und Rhetorik. — Auswendiglernen und Vortragen von Gedichten und Dichterstellen wie auf den Vorstufen.

II. B. Praktische Anleitung zur Aufsatzbildung durch Übungen in Auffindung des Stoffes und Ordnung desselben in der Klasse. — Leichte Aufsätze abhandelnder Art alle 4 Wochen, besonders Vergleichungen neben erzählenden Darstellungen oder Berichten wie in III. A, nur umfassender; auch Übersetzung aus der fremd-

sprachlichen Lektüre. — Lektüre. Jungfrau von Orleans, Minna von Barnhelm, Hermann und Dorothea. Die Erklärung ist in möglichst einfacher Weise darauf zu richten, daß das Ganze von dem Schüler als ein in sich abgeschlossenes Kunstwerk aufgefaßt werde. — Auswendiglernen von Dichterstellen und erste Versuche im Vortrag kleiner eigener Ausarbeitungen über Gelesenes.

II. A. Häusliche und Klassenaufsätze. Kleinere Abhandlungen aus dem dem Schüler im Unterrichte eröffneten Gedankenkreise; etwa 8 Aufsätze im Schuljahr. — Ferner: 1. Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind. Ausblicke auf nordische Sagen und die großen germanischen Sagenkreise, auf die höfische Epik und die höfische Lyrik. — Einzelne sprachgeschichtliche Belehrungen durch typische Beispiele. — 2. Zusammenfassender Rückblick auf die Arten der Dichtung. — 3. Lesen von Dramen (z. B. Wallenstein, Egmont, Götz). — 4. Gelegentliches Auswendiglernen von Dichterstellen und Vorträge der Schüler über den Inhalt bedeutenderer mittelhochdeutscher Dichtungen oder gelesener moderner Dramen und sonstiger Dichtungen nach eigenen Ausarbeitungen.

I. B. Häusliche und Klassenaufsätze wie in II. A. — Ferner: 1. Lebensbilder aus der deutschen Litteraturgeschichte vom Beginn des 16. bis zum Ende des 18. Jahrhunderts in knapper Darstellung. 2. Lektüre. Lessingsche Abhandlungen (Laokoon). Einige Oden Klopstocks; Schillers und Goethes Gedankenlyrik; ferner Dramen, namentlich Iphigenie, Braut von Messina. Proben von neuern Dichtern. 3. Vorträge der Schüler über Leben und Werke von Dichtern wie in II. A. An Stelle der genannten Prosalektüre tritt unter Umständen hier, wie auch in I. A, die Durcharbeitung schwierigerer Stücke eines Lesebuches für I.

I. A. Häusliche und Klassenaufsätze wie in II. A und in I. B. — Ferner: 1. Lebensbilder Goethes und Schillers und ihrer berühmtesten Zeitgenossen sowie bedeutenderer neuerer Dichter. 2. Lektüre aus der Hamburgischen Dramaturgie, ferner Lesen von Dramen, insbesondere auch Shakespeares. 3. Vorträge der Schüler über Leben und Werke von Dichtern nach eigener Ausarbeitung.

## Österreichischer Lehrplan.

I. Klasse. Grammatik. Syntax des einfachen Satzes. Formenlehre, in jener Aufeinanderfolge der Kapitel, die der parallele lateinische Unterricht verlangt. Rein empirische Erklärung der Elemente des zusammengezogenen und zusammengesetzten Satzes, soweit die Übersetzung solcher Sätze ins Lateinische es bedarf. Praktische Übungen in der Orthographie, in allmählicher Ausdehnung auf die Hauptpunkte. — Lektüre nach dem Lesebuche mit Erklärungen und Anmerkungen. Memorieren und Vortragen poetischer und prosaischer Stücke. — Schriftliche Arbeiten. Dieselben sind zuerst ausschließlich Diktate, vorwiegend zu orthographischen Zwecken und erfolgen wöchentlich; später (doch noch im 1. Semester) wechseln sie in wöchentlicher Abfolge mit Aufsätzen. Im 2. Semester abwechselnd Schul- und Hausaufgaben.

II. Klasse. Grammatik. Der zusammengezogene und zusammengesetzte Satz. Praktische Übungen in der Interpunktion. — Lektüre wie in der ersten Klasse. Schriftliche Arbeiten. Aufsätze und einzelne Diktate zu orthographischen Zwecken. Drei Arbeiten im Monate, abwechselnd Schul- und Hausarbeiten.

III. Klasse. Grammatik. Systematischer Unterricht in der Formen- und Kasuslehre mit Berücksichtigung der Bedeutungslehre. — Lektüre nach dem Lesebuche mit Erklärungen und Anmerkungen. Letztere dienen insbesondere stilistischen Zwecken und beschäftigen sich mit der Form der Lesestücke im ganzen wie im einzelnen. Memorieren und Vortragen. — Aufsätze. Zwei im Monate, abwechselnd Schul- und Hausarbeiten.

IV. Klasse. Grammatik. Systematischer Unterricht. Syntax des zusammengesetzten Satzes, die Periode. Grundzüge der Prosodik und Metrik. — Lektüre wie in der III. Klasse. Die Anmerkungen sind zum Schlusse übersichtlich zusammenzufassen. Memorieren und Vortragen. — Aufsätze wie in der III. Klasse.

V. Klasse. Jede zweite Woche 1 Stunde Wortbildung, Lehnwörter, Fremdwörter, Volksetymologie. Lektüre nach dem Lesebuche mit Erklärungen und Anmerkungen. Die letzteren haben jetzt, neben ihren sonstigen stilistischen Zwecken hauptsächlich die Aufgabe, eine Charakteristik jener epischen, lyrischen nnd rein didaktischen Dichtungsgattungen zu liefern, welche dem Schüler durch die Lektüre früherer Jahrgänge und dieses Jahres bekannt geworden sind. Dem dentschen Volksepos wird besondere Aufmerksamkeit zugewendet. Ausgewählte Partien aus Wielands Oberon und Klopstocks Messias. Memorieren und Vortragen. — Aufsätze wie in der III. Klasse.

VI. Klasse. Grammatik alle 14 Tage 1 Stunde. Genealogie der germanischen Sprachen. An Gymnasien, an welchen mittelhochdeutsche Lektüre betrieben wird, außerdem Lautverschiebung, Vokalwandel (Umlaut, Brechung, Ablaut). — Lektüre (zum größern Teile nach dem Lesebuche). Auswahl aus dem Nibelungenliede und aus Walther von der Vogelweide, womöglich nach dem Grundtexte; Klopstock, Lessing. Die Anmerkungen sind wie früher auf Beobachtung und Charakterisierung der stilistischen Formen gerichtet, sie erweitern und vervollständigen jene des vorhergehenden Jahres. — Der Privatlektüre liegt die (zu kontrollierende) Ergänzung bezüglich der Kenntnis jener Hauptwerke ob, welche nicht Gegenstand der Schullektüre sind. — Geschichte der deutschen Litteratur (von rein historischem Standpunkte) im Grundriß, von den Anfängen bis zu der durch den Sturm und Drang begonnenen Epoche mit näherem Eingehen dort, wo Lektüre sich anschließt. — Aufsätze von 3 zu 3 Wochen, abwechselnd eine Schul- und eine Hausarbeit.

VII. Klasse. Lektüre (zum Teil nach dem Lesebuche). Herder, Goethe, Schiller. Die Anmerkungen wie in der VI. Klasse. — Privatlektüre ähnlich wie in der VI. Klasse. — Redeübungen. — Litteraturgeschichte ähnlich wie in der VI. Klasse, bis zu Schillers Tode. — Aufsätze wie in der VI. Klasse.

VIII. Klasse. Lektüre (zum Teil nach dem Lesebuche): Goethe, Schiller, Lessings Laokoon und Auswahl aus der Hamburgischen Dramaturgie. Die Anmerkungen fassen hier die stilistischen Ergebnisse der Lektüre zusammen. — Privatlektüre ähnlich wie in der VI. Klasse. — Redeübungen. — Litteraturgeschichte, ähnlich wie in der VI. Klasse bis zu Goethes Tode. Überblick über die deutsche Litteratur Österreichs im XIX. Jahrhundert mit besonderer Berücksichtigung Grillparzers. — Aufsätze wie in der VI. Klasse.

Man sollte meinen, daß in dem formen- und gliederreichen Organismus des deutschen Unterrichtes der grammatische Teil am beharrlichsten und unveränderlichsten sei. Doch dem ist nicht so. Die einschlägigen Stellen der im Vorangehenden mitgeteilten Lehrpläne zeigen eine wesent-

liche Verschiedenheit in der Auffassung des Sprachunterrichtes. Zwar ist der zu übermittelnde sprachliche Lehrstoff im großen und ganzen gleich, aber die grammatischen Unterweisungen an preußischen Gymnasien erstrecken sich über 4 Schuljahre, an österreichischen Gymnasien über 6 Schuljahre. Der methodische Grundgedanke in den bezüglichen Lehrplänen ist grundverschieden. Der preußische Lehrplan läßt den grammatischen Lehrstoff in seinen Hauptteilen nur einmal und zwar, wie es scheint, nur empiristisch-induktiv behandeln. Wenigstens heißt es in den methodischen Bemerkungen: „Die Behandlung der deutschen Grammatik wie die einer Fremdsprache ist in deutschen höheren Schulen zu verwerfen."[1]) Der österreichische Lehrplan schreibt ausdrücklich eine zweimalige Durcharbeitung der Hauptkapitel der deutschen Grammatik vor: ein empiristisch-induktives Verfahren in den zwei untersten Klassen, ein systematisch-deduktives Vorgehen in den zwei folgenden Klassen. Diese Zweiteilung des grammatischen Unterrichtes mag, flüchtig betrachtet, als eine Zeitverschwendung erscheinen, und doch liegen ihr gar nicht verächtliche methodische Erwägungen zu Grunde. Für den elementaren empiristisch-induktiven Unterricht in den zwei untersten Klassen spricht das Zusammengehen des Deutschen mit den Anfängen des lateinischen Unterrichtes, für die zweite Stufe aber bieten die Instruktionen in ihrem besonderen Teil selbst die Rechtfertigung durch den Satz: „Sicher beherrschen wir erst, was wir geordnet beherrschen."[2]) Der geschilderte Vorgang hat sich übrigens, soviel mir bekannt ist, allgemein bewährt. Diese Abstufung des grammatischen Unterrichtes hat weiter noch den Wert, daß das öde Kapitel der Wortbildung und das schwierige von den der deutschen Sprache eigentümlichen grammatischen Gesetzen mit gereifteren Schülern behandelt werden. Die Wortbildungslehre kommt an österreichischen Gymnasien im 5. Jahre zur Sprache, Umlaut, Ablaut, Brechung und Lautverschiebung im 6. Jahre im natürlichen Anschluß an den mittelhochdeutschen Unterricht. Der preußische Lehrplan weist die Wortbildungslehre dem 3. Schuljahre, den „zusammenfassenden Überblick über die wichtigsten der deutschen Sprache eigentümlichen grammatischen Gesetze" dem 4. Schuljahre zu. Diese Aufteilung hat den Übelstand im Gefolge, daß die für II. A vorgeschriebenen „sprachgeschichtlichen Belehrungen durch typische Beispiele" von verwandten Erscheinungen losgerissen und recht isoliert erscheinen müssen, zumal bei den unbestimmten Aufstellungen des preußischen Lehrplanes über den mittelhochdeutschen Unterricht auch an diesen Unterrichtszweig kein rechter Anschluß denkbar ist. In II. A wäre der zu-

1) S. 17.
2) S. 71 der Ausgabe des k. k. Schulbücherverlages, Wien 1884.

sammenfassende Überblick über die Sprachgesetze eher am Platze, in III. B dürfte er verfrüht sein. Ich kann wenigstens nach mehrjähriger Lehrerfahrung im Mittelhochdeutschen erklären, daß die erwähnten Sprachgesetze (Brechung, Umlaut, Ablaut, dazu noch die Lautverschiebung) sogar Schülern der 6. Klasse selbst im Anschluß an das Mittelhochdeutsche Schwierigkeiten machen, vorausgesetzt, daß man das Wesen jener Sprachgesetze zum klaren Bewußtsein der Schüler bringen und ihnen nicht eine nebelhafte Vorstellung derselben vermitteln will.

Wenn man schließlich noch die methodischen Bemerkungen der beiden Lehrpläne aufmerksam prüft, so gewinnt man den festen Eindruck, daß die österreichischen amtlichen Bestimmungen ein viel größeres Gewicht auf den grammatischen Unterricht im Deutschen legen als der preußische Lehrplan — ob mit Recht oder mit Unrecht, ist eine Streitfrage, deren Erörterung nicht hierher gehört. Ich hege wenigstens die persönliche Überzeugung, daß in unserem Zeitalter der sprachlichen Gleichgiltigkeit oder sogar der sprachlichen Verrohung ein strammer grammatischer Drill in der Schule dem heranwachsenden Geschlechte durchaus nicht schaden kann.

Die österreichischen Instruktionen widmen auch mit liebender Fürsorge durch ein Semester (das 2. Halbjahr der IV. Klasse) je eine wöchentliche Stunde zusammenhängenden Unterweisungen über Prosodik und Metrik. Jeder Lehrer des Deutschen fürchtet sich vor dieser Partie und gerade der fachmännisch geschulte am meisten, weil er weiß, daß sich hier trotz redlichen Bemühens keine festen Pfade finden lassen. Der preußische Lehrplan fordert in weiser Mäßigung nur „Belehrungen über die poetischen Formen, soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich (III. B)." Allerdings ist der Zusatz „soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich" sehr dehnbar.

Alles in allem betrachtet, weichen die beiden Lehrpläne in der Behandlung der Grammatik zwar nicht unerheblich von einander ab, aber diese Abweichungen sind geringfügig gegen jene auf dem Gebiete der Lektüre. Und das ist auch leicht erklärlich. Die Grammatik stellt doch ein fest begrenztes Gebiet dar, bei dem sich nicht viel hinwegnehmen oder hinzugeben läßt. Auch ein Stufengang läßt sich in dieser Disziplin leichter herausfinden. Wie ganz anders ist es mit der Lektüre, ganz besonders mit der auf den oberen Stufen! Auswahl, Anordnung, methodische Bearbeitung des Lesestoffes können nach gegensätzlichen Gesichtspunkten vor sich gehen. Abweichungen von Lehrplänen aber sind in dieser Beziehung um so beachtenswerter, als ja der Betrieb der Lektüre als die Seele des deutschen Unterrichtes gilt, Unterschiede in diesem Teile bedingen gleichsam einen ganz anderen Pulsschlag im ganzen.

Digitized by Google

In den unteren Klassen der Mittelschulen giebt für den Unterricht das Lesebuch den Ausschlag. Es ist darum sehr zu billigen, daß der preußische Lehrplan die Auswahl und Anordnung des Lesestoffes nicht dem freien Ermessen der Herausgeber von Lesebüchern überläßt, sondern in einem hübschen Stufengang die Hauptarten der Lesestücke für die einzelnen Klassen bestimmt bezeichnet; nur die Angabe zu IV „Lesen von Gedichten und Prosastücken“ leidet an Verschwommenheit. Die österreichischen Instruktionen enthalten entsprechende Andeutungen, und zwar in ihrem besonderen Teile, dagegen verlangen sie in ihrem allgemeinen Teil kurzweg „Lektüre nach dem Lesebuche mit Erklärungen und Anmerkungen“. Diese Anmerkungen! Hier tritt wieder jener oben erwähnte verwerfliche Formalismus hervor, denn worauf diese Anmerkungen hinauslaufen, sagt der Zusatz bei der III. Klasse: „Sie dienen insbesondere stilistischen Zwecken und beschäftigen sich mit der Form der Lesestücke im ganzen wie im einzelnen.“ Man kann mit Beruhigung sagen, daß die Praxis über diese Anmerkungen und alles, was drum und dran hängt (Anmerkungshefte, Notatenhefte, Übersichten über Tropen, Redefiguren, Stilformen u. s. w.), den Stab gebrochen hat. Auf den mittleren Stufen des Gymnasiums beherrscht noch das stoffliche Interesse die Schüler, der Lehrer wird es an passenden Stellen nicht versäumen, die Aufmerksamkeit auf den Zusammenhang zwischen Inhalt und Form zu lenken, der Sinn für die Darstellungsform jedoch kommt bei den Schülern viel später. In der vorletzten und letzten Klasse mag der Lehrer über diese Sache mit den Schülern erfolgreich reden, früher nicht. Statt einer Lektüre mit Erklärungen und Anmerkungen fordert der preußische Lehrplan in den drei ersten Jahren des Gymnasiums mit allem Nachdruck — Nacherzählen. Das ist das Richtige, Nacherzählen und immer wieder Nacherzählen löst die Zunge des Schülers, macht seine Feder flink. Allerdings kann der Vorgang (für den Lehrer noch mehr als für den Schüler) schrecklich ermüdend werden, doch es giebt Mittel genug, von der Sache den Bann der Einförmigkeit fernzuhalten.

Dagegen ist der Zusatz zur Lehraufgabe der III. B „Belehrungen über die poetischen Formen, soweit zur Erläuterung des Gelesenen erforderlich“, sehr geeignet, Mißtrauen hervorzurufen, falls mit diesen „Belehrungen über die poetischen Formen“ nicht nur metrische Dinge, sondern Sachen der Poetik gemeint sein sollten. Sollte letzteres thatsächlich der Fall sein, dann kommt der preußische Lehrplan mit seiner Forderung jedenfalls etwas zu früh, denn erst von III. A ab läßt er die poetische Lektüre allmählich vor der prosaischen hervortreten. Zu den erwähnten Belehrungen über die poetischen Formen stünde also kein genügendes Material zum Abstrahieren zu Gebote.

Diesem eben angedeuteten Zwecke widmen die österreichischen Instruktionen großmütig die Zeit eines ganzen (des fünften) Jahres; sie sagen es gerade heraus: „Die Anmerkungen haben jetzt, neben ihren sonstigen stilistischen Zwecken, hauptsächlich die Aufgabe, eine Charakteristik jener epischen, lyrischen und rein didaktischen Dichtungsgattungen zu liefern, welche dem Schüler durch die Lektüre früherer Jahrgänge und dieses Jahres selbst bekannt geworden sind.“ Nun weiß aber alle Welt, daß die ernstesten wissenschaftlichen Bestrebungen nach einer säuberlichen Scheidung der Dichtungsarten bisher zu keinem Ergebnisse geführt haben und wohl auch zu keinem führen werden, die Grenzen (besonders der Unterarten) sind zu fließend. Was soll man mit solchen Charakterisierungsversuchen vor unreifen Schülern mit unzulänglichem Beobachtungsmaterial anfangen? Die wenigen paar feststehenden und in die Augen springenden Merkmale der einzelnen wichtigsten, bekanntesten Gattungen — die lassen sich, wenn es sein muß, gelegentlich der Lektüre in den späteren Jahren rasch und mit besserem Erfolg nachweisen. Die Instruktionen haben durch die erwähnten Bestimmungen für den deutschen Unterricht in der V. Klasse nichts geschaffen als für den betreffenden Deutschlehrer und seine Schüler ein recht unerquickliches Schuljahr. Kann es anders sein? Das Lesebuch bietet Balladen, Romanzen, kleine poetische Erzählungen, Sagen, Bruchstücke aus größeren Epen, dann eine Anzahl kleiner Liedchen über die verschiedensten Motive, dazu winzige Lehrgedichtchen mit ihrer der Jugend stets antipathischen Moral — kurzum ein Sammelsurium von lauter Kleinigkeiten, bei deren Behandlung die Aufmerksamkeit der Schüler bald dahin, bald dorthin abspringen muß.

Der im Vorausgehenden berührten V. Klasse österreichischer Gymnasien entspricht nicht bloß äußerlich, sondern auch innerlich die III A des preußischen Gymnasiums. Die für sie vorgeschriebene Lehraufgabe enthält auch die Bestimmung: „Lyrisches und Dramatisches (insbesondere Schillers Glocke und Wilhelm Tell) mit Anknüpfung induktiv zu behandelnder Belehrungen aus der Poetik und Rhetorik.“ Der Zusatz „mit Anknüpfung u. s. w.“ erinnert lebhaft an die eben kritisierten ähnlichen Bestimmungen der österreichischen Instruktionen. Aber da die Sache möglicherweise in der Praxis doch ganz anders aussieht, als die Verhältnisse in der V. Klasse österreichischer Gymnasien liegen, will ich als Uneingeweihter jedes abfällige Urteil unterdrücken; dagegen will ich nicht verschweigen, daß ein österreichischer Gymnasiallehrer nur mit sehr großer Verblüffung Schillers Glocke und Wilhelm Tell unter den Lehraufgaben der III A, also des fünften Jahrganges angeführt finden wird. Denn in Österreich werden beide Dichtungen erst in der achten d. i. der letzten Klasse gelesen. Es würde sich auch in der That ein österreichischer

Deutschlehrer nicht leicht mit dem Gedanken befreunden, diese Dichtungen schon drei Jahre früher zu lesen, denn gerade sie bieten eigenartige Schwierigkeiten, die Glocke durch ihren nicht leicht auszuschöpfenden Gedankengehalt, Wilhelm Tell in technischer Beziehung.[1]). Es mag dahingestellt bleiben, ob man mit dieser Lektüre bei Obertertianern wirklich einen nennenswerten Erfolg erzielt oder nicht.

Auch im Lesestoff für die folgenden Klassen (II B., II A., I B., I A. einerseits, VI., VII., VIII. Klasse andererseits) gehen die beiden Lehrpläne gar sehr auseinander. Offenbar waren die leitenden Gesichtspunkte für die Auswahl und Gruppierung der Lesestoffe von Haus aus verschieden. Die Lektüre in den oberen Klassen österreichischer Gymnasien regelt sich in den Hauptzügen nach dem litterarhistorischen Gesichtspunkte, sodaß die Lektüre den jeweiligen litterarhistorischen Betrachtungen zur Seite geht, im preußischen Lehrplan dürfte die Verteilung des Lesestoffs aus vorwiegend psychologisch-didaktischen Erwägungen hervorgegangen sein. Man wird nicht behaupten können, daß dieses oder jenes Prinzip unbedingt richtiger sei, ein unbefangener Beurteiler wird vielmehr sagen müssen, daß beide ihre eigentümlichen Vorzüge, aber auch ihre eigentümlichen Mängel haben. Schließlich sind Lehrplanfragen solcher Art von der geringsten Bedeutung, wenn nur der Lehrer die vorliegende Lektüre zweckmäßig zn behandeln weiß. Wir wollen deshalb auch auf eine eingehende Erörterung für und wider die bezüglichen Bestimmungen der beiden Lehrpläne verzichten. Nur eines sei noch erwähnt. Hüben und drüben wird an den Gymnasien Schillers Gedankenlyrik gepflegt. Ich möchte wissen, welche Erfahrungen die Deutschlehrer an preußischen Gymnasien damit gemacht haben; ich glaube behaupten zu können, daß diese Lektüre an österreichischen Gymnasien zu keinen besonderen Erfolgen führte. Die betreffenden Gedichte setzen zuviel an Kant-Schillerscher Philosophie voraus, und der Lehrer hat nicht einmal die Zeit, auch nur die Elemente derselben den Schülern vorzuführen.

Die beiden Lehrpläne zeigen auch eine verschiedene Auffassung der Litteraturgeschichte als Schuldisziplin. In den österreichischen Instruktionen lesen wir bei der VI., VII., VIII. Klasse: „Geschichte der deutschen Litteratur (vom rein historischen Standpunkte) von den Anfängen ... bis zu Goethes Tod“. Der preußische Lehrplan stellt „Lebensbilder“ in den Vordergrund. Hier das biographisch-persönliche Moment, dort das historisch-sachliche; dieses erscheint mir naturgemäßer für den Gegenstand, jenes für die Schüler, dieses führt leicht zu einem akademischen Dozieren,

---

1) Übrigens stellt auch R. Lehmann in seinem bekannten Buche die Glocke für III A ein, Wilhelm Tell für II B.

durch jenes „kann der Zusammenhang des einzelnen mit der Gesamtbildung seines Volkes verleugnet werden", indem die dichterische Individualität ganz unvermerkt auf ein höheres Piedestal gerückt wird.

Privatlektüre beiderseits. Es wäre im Interesse des Gegenstandes wünschenswert, wenn zu diesem Auskunftsmittel in der Not — denn ein solches ist es doch nur — in möglichst bescheidenem Maße gegriffen werden müßte, denn auch eine sorgfältigst geleitete Privatlektüre kann die Schullektüre nie und nimmer ersetzen. Übrigens zeigt es sich, daß die wechselseitige Auffassung der Privatlektüre an österreichischen und an preußischen Gymnasien wesentlich verschieden ist. In Österreich sind durch die Instruktionen (in dem besonderen Teil) die Stoffe der Privatlektüre ziemlich genau umschrieben, und die jedesmalige Privatlektüre ist eine Aufgabe, die der ganzen Klasse gestellt wird. Im preußischen Lehrplan dagegen heißt es unter den methodischen Bemerkungen: „In der Klassenlektüre ist überall das für die betreffende Stufe Typische ins Auge zu fassen, in der Privatlektüre die Eigenart des Schülers besonders zu berücksichtigen."[1])

Eine ähnliche Bestimmung hat man in Österreich betreffs der Privatlektüre in den alten Sprachen. Dadurch wird eher der Charakter der Privatlektüre als einer privaten Mehrleistung des häuslichen Fleißes gewahrt, aber diese Leistung entzieht sich mehr der Kontrolle und der Beurteilung durch den Lehrer. Denn ich kann mir nicht gut denken, daß der Lehrer heute für den Lesestoff dieses, morgen für den Lesestoff jenes Schülers sich vorbereiten kann. Eine wiederholte Auffrischung des Gegenstandes ist aber immer notwendig, mag man sich eines noch so guten Gedächtnisses, einer noch so großen methodischen Gewandtheit in der Besprechung von Lesestoffen erfreuen.

Ein Punkt der Lehraufgabe in II A, der sich auf Lektüre bezieht, verdient noch besonders hervorgehoben zu werden, weil er auch wirklich etwas Besonderes ist, nämlich die „Einführung in das Nibelungenlied unter Veranschaulichung durch Proben aus dem Urtext, die vom Lehrer zu lesen und zu erklären sind." Auf dieser Bestimmung ruht der Fluch der Halbheit. Offenbar wollten die Urheber des staatlichen Lehrplanes diesen nicht weiter belasten, aber anderseits aus löblichen nationalen Gründen nicht gerne auf das Mittelhochdeutsche verzichten. Vielleicht war auch der Gedanke mit im Spiele, daß das Mittelhochdeutsche den Schülern im Norden Deutschlands ungleich mehr Schwierigkeiten bereite als jenen im Süden. Frucht dieses Zwiespaltes war die erwähnte Maßregel, die, wörtlich befolgt, nicht den geringsten Erfolg erzielen kann. Daß man mit dieser amtlichen Bestimmung in der Praxis nichts Rechtes anzufangen

1) S. 18 der angeführten Ausgabe.

weiß, davon zeugen die mannigfachen Interpretationsversuche in Fachzeitschriften. Jedenfalls kann nach der erwähnten Bestimmung von einem eigentlichen mittelhochdeutschen Unterricht gar keine Rede sein, und es wäre vielleicht besser, den Schülern die Sache nicht erst in nebelhafter Ferne nur so flüchtig zu zeigen. Der Lehrer an österreichischen Gymnasien ist in diesem Punkte weit besser daran: er darf eine Auswahl aus dem Nibelungenlied und aus Walther mit den Schülern der VI. Klasse im Urtexte lesen und sie auf induktivem Wege thatsächlich mit dem Mittelhochdeutschen vertraut machen. Auf diese Weise ist jede Spielerei ausgeschlossen. Die Erfolge sind nicht ungünstig auch bei jenen Schülern, deren heimischer Dialekt mit dem Mittelhochdeutschen keine nähere Verwandtschaft besitzt. Geradezu spielend ist, wie ich ebenfalls aus eigener Erfahrung bestätigen kann, der Unterricht mit Schülern, die den unverfälschten bayrisch-österreichischen Dialekt beherrschen, wie er in Oberösterreich und Südböhmen gesprochen wird.

Der preußische und der österreichische Lehrplan haben ferner gemeinsam Vorträge der Schüler oder Redeübungen, in den drei, bezw. zwei obersten Klassen; sie berühren sich auch darin, daß der Stoff der jeweiligen Redeübung zu dem Unterricht in enger Beziehung stehen soll. Nicht gutheißen möchte man, daß der preußische Lehrplan auch Vorträge über das Leben von Dichtern zuläßt. Diese Art von Vorträgen muß unvermeidlich zum Auswendiglernen biographischer Skizzen führen, und die selbständige Erzeugung der Form, welche doch der Zweck dieser Vorträge sein soll, ist vereitelt. Anderseits entwickeln die österreichischen Instruktionen (im besonderen Teile) einen recht unerwarteten Gedanken: „Die Redeübungen wollen die Fähigkeiten einzelner Schüler, selbständig durchdachten Stoff in relativ frei erzeugter mündlicher Rede zusammenhängend darzustellen, erproben und steigern."[1]) Darin liegt ein Partikularismus, wie ihn die Instruktionen an anderer Stelle gerade vermieden wissen wollen. Ein solcher Partikularismus ist unstatthaft; in der Schule dürfen nicht Maßregeln einzelnen Schülern zuliebe geschaffen werden, weil sonst der allgemeine Maßstab für eine gerechte Beurteilung der Leistungen verloren ginge. Von diesem Standpunkte aus betrachtet sind auch die früher erwähnten Bestimmungen des preußischen Lehrplanes über die Privatlektüre nicht einwandfrei. Gegen den angeführten Satz der Instruktionen läßt sich außerdem noch bemerken, daß ja gerade dem nicht befähigten Schüler diese Übungen eher zu gute kommen sollten als dem von Natur aus zum Reden begabten, denn diesem wird es auch sonst nicht schwer werden, seine Fähigkeit auszubilden.

---

1) S. 100.

Memorieren und Vortragen von Gedichten gehört zu den ältesten und in ihrem Werte am wenigsten angefochtenen Bestandteilen des deutschen Unterrichtes, und deshalb wird es niemanden wundern, das Auswendiglernen von Gedichten unter den Forderungen der beiden Lehrpläne zu finden. Aber nicht jeder Schulmann wird damit einverstanden sein, daß der österreichische Lehrplan (s. I. Klasse) auch prosaische Stücke als Memorierstoff vorschreibt. Ich sehe wenigstens keinen rechten Nutzen davon. Dieses Auswendiglernen soll offenbar stilistischen Zwecken dienen; dient es wirklich dazu? Ich glaube nicht. Psychologisch aufgefaßt, kann es im Gegenteile nur von Nutzen sein, wenn die Schüler auf die Veränderungsfähigkeit der Gedankenformen hingewiesen werden, wenn sie wissen, daß ein Gedanke so, aber auch anders ausgedrückt werden könne. In welchem Falle diese oder jene Form einzutreten habe, erfahren sie bei mündlichen Nacherzählungen, bei der Besprechung schriftlicher Arbeiten, erfahren sie oft durch direkte stilistische Unterweisung. Auf diese Weise bildet sich der stilistische Geschmack, nicht dadurch, daß man etwa eine Reihe prosaischer Lesestücke als Kanon aufstellt und diesen Kanon auswendig lernen läßt. Das ist nichts weiter als Gedächtnisübung ohne anderweitigen Wert. Etwas ganz anderes ist es mit den Gedichten. Hier sind Form und Inhalt, wenn auch nicht unlöslich, so doch aufs allerengste miteinander verbunden, und darum sollen sie auch nicht voneinander getrennt werden. Es muß jedoch bezüglich zu memorierender Gedichte eine andere ernste Forderung erhoben werden, daß nämlich solche Gedichte in Inhalt und Form gleich wertvoll seien. Und diese Erwägung hat zur Aufstellung eines vollständigen Kanons durch die österreichischen Instruktionen geführt, auch in Deutschland sind meines Wissens verschiedene ähnliche Versuche gemacht worden. Für uns kommt hier nur der österreichische Kanon in Betracht, von dem leider gesagt werden muß, daß sich in ihn manches Gedicht von zweifelhaftem Werte eingeschlichen hat. Solche anerkannt minderwertige Sachen müssen über kurz oder lang im Interesse des Gegenstandes durch gehaltvollere ersetzt werden, nur darf nicht an dem Gegebenen, wie es leider von berufener Seite zu geschehen pflegt, starr festgehalten werden.

Wir kommen zu den schriftlichen Arbeiten. Sie sind eine Quelle so mancher Schwierigkeiten, aber auch mancher Verdrießlichkeiten für den Lehrer. Und dazu kommt für Deutschlehrer an österreichischen Gymnasien, daß wohl nirgends die deutschen Arbeiten so üppig wuchern, wie es in Österreich der Fall ist. Der preußische Lehrplan setzt in weiser Beschränkung für das erste Jahr gar keine Aufsätze fest, im zweiten Jahre in unbestimmter Zahl. In Österreich tauchen schon im zweiten Halbjahre der ersten Klasse schriftliche Arbeiten auf, die den

stolzen Titel „Aufsätze“ führen, sie sind sehr zahlreich, ebenso in der zweiten Klasse. Gleichwohl will ich für die folgende Berechnung diese ersten schüchternen Versuche des schriftlichen Gedankenausdruckes außer acht lassen und nur die Aufsätze von der III. bis VIII. Klasse österreichischer Gymnasien (also von 6 Jahrgängen) und von IV. bis I A preußischer Gymnasien (also von 7 Jahrgängen) in Anschlag bringen. Da ergiebt sich denn, daß der österreichische Gymnasiast von der III. bis VIII. Klasse zu bearbeiten hat: 20 + 20 + 20 + 14 + 14 + 14 = 102 Aufsätze, dagegen der preußische Gymnasiast in 7 Jahreskursen: 10 + 10 + 10 + 10 + 8 + 8 + 8 = 64 Aufsätze! Das ergiebt im jährlichen Durchschnitte für österreichische Gymnasien 17, für preußische Gymnasien 9 schriftliche Arbeiten. Es ist noch hinzuzufügen, daß der preußische Lehrplan Klassenaufsätze (Schularbeiten) erst in den obersten drei Klassen kennt, in Österreich wechseln Haus- und Schularbeiten von allem Anfange an regelmäßig ab. Man sollte nun meinen, daß nach der stattlichen Anzahl von 102 und noch mehr Aufsätzen der österreichische Gymnasiast nach dem Verlassen der Anstalt ein tüchtiger Meister des Stils sein müsse. Denn „Übung macht den Meister“, und daß jeder dieser Aufsätze sorgfältig vorbereitet, korrigiert, zensuriert und kritisiert wurde, dafür sorgt schon die Unterrichtsverwaltung. Doch Übung macht den Meister auch im Bösen, und das ist hier die Gleichgiltigkeit. Weil die Aufsätze zu oft wiederkehren, stumpft sich das Interesse des österreichischen Gymnasiasten für die Sache ab, es fällt ihm gar nicht ein — wie zu wünschen wäre — sein bestes Können an einen Aufsatz zu wenden. Ein etwaiger Mißerfolg kann ja recht bald wieder gut gemacht werden. Man hat meines Wissens diesen wunden Punkt des deutschen Unterrichtes an österreichischen Gymnasien noch nicht öffentlich erörtert, ich wende mit Überzeugung den bekannten Ausspruch auf ihn an: Weniger wäre mehr. Ob die geringere Anzahl der deutschen Aufsätze in den Aufstellungen des preußischen Lehrplanes aus ähnlichen Erwägungen hervorgegangen ist, oder ob nur mit Rücksicht auf die sonstige Belastung der Schüler die Zahl der Aufsätze so bescheiden bemessen wurde, läßt sich nicht sagen. Jedenfalls kommt der deutsche Unterricht durch dieses Maßhalten nicht zu Schaden.

Wie verhalten sich die beiden Lehrpläne in der Frage nach der Art der Themen, insbesondere für obere Klassen? Bekanntlich giebt es eine ansehnliche Zahl von Schulmännern, die dem deutschen Aufsatze nur das Ziel der Umformung bekannter Gedankenkreise setzen, Referieren und Umgestalten soll die Arbeit des Schülers sein, nicht eigenes Schaffen, die sogenannten freien Themen sollen verpönt sein. Doch giebt es auch überzeugte Verteidiger derselben, wie Lyon, Apelt u. a. Der österreichische

Lehrplan steht auf ihrer Seite, in seinem methodischen Teile wird zunächst der Nachweis für die Ersprießlichkeit dieser Art von Themen geliefert und eine Reihe dankenswerter Ratschläge für die Auswahl und Behandlung derselben gegeben. Der preußische Lehrplan scheint, wenn man alle einschlägigen Andeutungen ins Auge faßt, mehr auf dem anderen Standpunkte zu stehen, wenigstens spricht er sich über die Zulässigkeit der freien Themen nicht so unverhohlen aus wie die österreichischen Instruktionen.

Bezüglich des Stoffkreises der deutschen Aufsätze in den unteren Klassen stimmen die beiden Lehrpläne ziemlich überein: mit der erzählenden Gattung wird begonnen, sie behält auch weiterhin eine vorwiegende Stellung, Beschreibungen, Schilderungen, Vergleiche u. s. w. laufen nebenher. Nur den Übersetzungen aus der fremdsprachigen Lektüre, welche im preußischen Lehrplan für III B und III A direkt vorgeschrieben sind, möchte ich mit einigem Mißtrauen begegnen. Gerade in den mittleren Klassen soll der Schüler zum selbständigen Stilisieren angeleitet werden, und Übersetzen ist doch kein Stilisieren. Überdies hat das Übersetzen aus einer fremden Sprache ins Deutsche, wenn es als „Aufsatz" gelten soll, auf jeden Fall Unzukömmlichkeiten im Gefolge, auch wenn der Lehrer des Deutschen zugleich die betreffende fremde Sprache in der Klasse lehrt, aber noch mehr, wenn die beiden Fächer in verschiedenen Händen liegen. Dagegen wird es sehr zuträglich sein, wenn eine freie Bearbeitung des fremdsprachigen Lektürestoffes zur Aufgabe gemacht wird. Mit einer gewissen Vorsicht müssen auch die der Mittelstufe angehörigen Beschreibungen und Schilderungen behandelt werden. Sie enthalten mehr versteckte Schwierigkeiten, als man gewöhnlich zu glauben geneigt ist. Gründe anderer Art mahnen zur Vorsicht bei den Berichten über Selbsterlebtes, die in Preußen für III A vorgeschrieben sind. Es kann sich um Selbsterlebtes in verschiedenem Sinne handeln: entweder das Selbsterlebte ist für jeden Schüler anders, wie etwa in dem Thema „Ein Tag aus meinen Weihnachtsferien" u. s. w., oder das Selbsterlebte ist allen Schülern gemeinsam z. B. Schulfeste, Klassenausflüge u. s. w. In beiden Fällen giebt es besondere Mängel, die gegen diese Art von Themen sprechen; doch abgesehen davon: in beiden Fällen läuft der Schüler Gefahr, tendenziös zu schreiben, besonders bei der Briefform, und vor tendenziöser Schreiberei mögen wir die Jugend ängstlich bewahren, geradeso wie wir bei Aufsätzen moralisierenden Inhaltes jede unnatürliche, aufdringliche Moralrederei der Schüler strenge zurückweisen werden.

Es ist lebhaft zu bedauern, daß der preußische Lehrplan (auch nicht in den methodischen Bemerkungen) sich nicht näher auf die schwierige methodische Seite der Aufsatzfrage eingelassen hat, um so mehr, als gerade hier die österreichischen Instruktionen recht eingehende schätzbare

Ausführungen enthalten. Es mag sein, daß die Urheber des preußischen Lehrplanes hier wie auch sonst dem Unterricht keine methodischen Fesseln anlegen, der freien Lehrthätigkeit kein Bleigewicht anhängen wollten. Denn eine ausführliche Methodik von amtswegen ist immer ein zweischneidig Schwert: sie kann viel Gutes wirken und besonders dem Neuling im Lehramte nützen, aber sie kann anderseits, wenn sie in blindem Übereifer von den mit der Durchführung betrauten Organen zum Dogma erhoben wird, viel Unheil stiften, indem sie die Lehrerindividualität zu grunde richtet und den Lehreifer erstickt. Der Himmel bewahre die Schule vor einem alles normierenden, in alles eingreifenden knöchernen Bureaukratismus, denn nach Paragraphen läßt sich richten, aber nicht unterrichten.

---

## Sprechzimmer.

### 1.

### Zu den Volksrätseln (Ztschr. 7, 688).

Unter den von O. Glöde angeführten niederdeutschen Rätseln befinden sich auf S. 691 auch einige biblische Rätsel, deren letztes vom Turm ohne Spitz, dem Turm von Babel, handelt. In Rufach kommt der nämliche Gegenstand in einem scherzhaften Rätselgedicht vor, das sechs Rätsel und ihre Lösungen enthält. Das Gedicht wird vom Volke leiernd gesungen, so daß die letzte Silbe der ersten und dritten Zeile jeder Strophe merkwürdig gehoben, die der zweiten und vierten Zeile jedesmal in einem eigenartigen Tonfalle gesenkt wird. Es lautet:

1. Wås isch dås firr e Kinnik ohne Lånd?
Wås isch dås firr e Wåsser ohne Sånd?
Der Kinnik uff de Kåhrde isch ohne Lånd,
unn 's Wåsser in de Åüghe isch ohne Sånd!

2. Wås isch dås firr e Faier ohne Hitz?
Wås isch dås firr e Masser ohne Spitz?
Dås åüsgeleschte Faier isch ohne Hitz,
unn 's åbgebroche Masser isch ohne Spitz!

3. Wås isch dås firr e Kirchdurn ohne Knopf?
Wås isch dås firr e Jumfer ohne Zopf?
Der Kirchdurn ze Båbilon isch ohne Knopf,
unn d' Jumfer in der Wåhghel isch ohne Zopf!

Die Formen Faier, åüsgelescht, åbgebroche stimmen mit der hiesigen Mundart nicht überein und scheinen mir darauf hinzudeuten, daß das Gedicht von anderswo eingeführt ist. Hier sagt man Für (Feuer), üssglescht, åbbroche. Das Rätselgedicht ist mir aus andern Teilen des Elsaß nicht bekannt.

Rufach i. Oberelsaß. **Heinrich Menges.**

2.

## Das ist eine andere Art von Krebsen.

„Wie haben dir seine (Albas) Soldaten gefallen? Gelt! Das ist eine andere Art von Krebsen, als wir sie sonst gewohnt waren". Goethe Egmont 4. Aufz. — „So spürt ihr doch, daß das (der neue Arzt) eine andere Art von Krebsen ist als die Quacksalber bisher". Goethe Lila 1. Auftritt.

Diese Stellen haben Erklärern und Wörterbuchschreibern zu schaffen gemacht; das Richtige ist aber, soweit ich sehe, noch nicht gefunden worden. In Grimms Wörterbuch, wo die angeführten Stellen unter „Krebs" I (Krebs = das bekannte Flußtier) in besonderer Unterabteilung stehen, wird die vermeintliche Eigenheit des Ausdruckes hervorgehoben und als Erläuterungsversuch beigefügt: „Niederländisch heißt een looze kreeft ein „loser Vogel", durchtriebener Kerl". — Es wird also gesagt, was die Redensart beiläufig bedeuten mag; wie sie entstanden und welches ihr natürlicher Sinn ist, bleibt ungesagt. — Sanders hat in seinem Wörterbuch eine andere Vermutung. „Zuweilen", sagt er, „(wird Krebs) auch übertragen auf Personen = tüchtiger Kerl (vergl. Krabbe als Bezeichnung einer kleinen Person und so auch: Kleine Krabbe als Bezeichnung der herumkrabbelnden Kinder)". — Irrig! — Burghauser bemerkt in seiner Egmontausgabe: „Eigentümliche Redeweise, volkstümliche Derbheit bezweckend". Damit ist nichts gedient. Mehrere Herausgeber des Egmontdramas schweigen bei der Stelle, obgleich sie eine Erklärung unbedingt erheischt. Selbst in dem ausführlichen und trefflichen Kommentar Buchheims (German Classics, volume I) findet sich hierzu nichts bemerkt, und doch muß der Ausdruck, sollte man meinen, einem englischen Leser noch erklärungsbedürftiger erscheinen als einem deutschen. — Die Redensart ist sprichwörtlich. Unter der großen Zahl von Sprichwörtern, die in Wanders deutschem Sprichwörterlexikon unter „Krebs" angeführt werden, finden wir einige, die uns sofort den gewünschten Aufschluß geben. „Dat is eene andere soort van kreeften, zei de boer, en hij brogt kikvorschen ter markt" (holländisch) = das ist eine andere Art von Krebsen, sagte der Bauer, und er brachte Frösche zu Markte. — „Dat is 'n anner Ort Krevt, säd' de Düwel, dor härr he sin Großmoder in de Rüs (Reuse) fongen" (niederdeutsch). Der Österreicher kürzt schon ab, wenn er sagt: „Ich habe andere Krebse z' kochen" = ich bin mit anderen Dingen beschäftigt. Dasselbe ist der Fall in den Wendungen: „Das sind andere Krebse" oder „das sind zweierlei Krebse" = das sind zwei ganz verschiedene Dinge. Die sprichwörtliche Redensart wird also gebraucht, wenn eine Sache durch eine ganz andere ersetzt wird.

München. **M. Hoferer.**

3.

In Band 7, 2. Heft, S. 143 führt R. Sprenger als Belegstelle für seine Erklärung des Ausdrucks „seines Blutes Qualm“ Nibelungenlied 1506, 2 (Lachmann) an. Er hätte auch Uhland selbst citieren können, denn in dem Gedichte „Die Schlacht bei Reutlingen“ heißt es Str. 11, V. 3:

„Herr Ulrich sinkt vom Sattel, halbtot, voll Blut und Qualm.“

Ich möchte nämlich „Qualm“ hier nicht in der älteren Bedeutung „Betäubung, Ohnmacht“ — wogegen schon „voll“ zu sprechen scheint —, sondern „Blut und Qualm“ als ἓν διὰ δυοῖν fassen, und dasselbe würde alsdann gleichfalls soviel bedeuten wie „rauchendes, dampfendes Blut“. — In hiesiger Gegend spricht man übrigens dialektisch auch von „qualmendem Blut“, ja „Qualm“ wird allein schon, wie man mir mitteilt, für „dampfendes Blut“ gebraucht.

Zu Schillers „Gang nach dem Eisenhammer“ finde ich bei Hirschberg, Geschichte der Grafschaft Moers, Moers 1893, S. 50 flg., folgende Bemerkung nach Pfannenschmied in Picks Monatsschrift 6: „Der Sohn Johanns (von Sarwerden), des Stifters der Linie Moers-Sarwerden, war Jakob († 1482), sein Charakter wird als rachsüchtig geschildert, er nannte sich in den französischen Urkunden Graf von Saverne und seine zweite Gemahlin hieß Kunigunde, in ihr haben wir vielleicht die geschichtliche Person zu Schillers Gang nach dem Eisenhammer vor uns. Dieses Gedicht hat mit Zabern im Elsaß nichts zu thun, hier hat es nie Grafen gegeben und hier ist die Sage erst 1815 von deutschen Offizieren importiert und an einen später erbauten Eisenhammer geknüpft“...

Remscheid. **R. Eickhoff.**

4.

Bemerkungen zu den letzten Jahrgängen der Zeitschrift.

Zu Ztschr. 5,277. Ein Märchen von Brentano ist meines Erachtens gerade keine zuverlässige Quelle, wo es sich um die Kenntnis jüdischer Bräuche handelt. Der „alte Sündenbock“ hat auch mit den Sünden gar nichts zu thun. Wenn auf dem Amsterdamer Judenfriedhof wirklich ein Bock gehegt wurde, so kann dies nur gemäß 5. Mos. 15, 19 geschehen sein: „Alle Erstgeburt, die unter deinen Rindern und Schafen geboren wird, das ein Männlein ist, sollst du dem Herrn heiligen. Du sollst nicht ackern mit dem Erstling deines Ochsen und nicht bescheren die Erstlinge deiner Schafe.“ Ich verweise hierfür auf das in J. C. Wagenseils Belehrung der Jüdisch-Teutschen Red- und Schreibart, Königsberg 1699, abgedruckte jüdisch-deutsche Lied, das die Frankfurter Judenverfolgung des Jahres 1614 schildert. Dort erklärt Wagenseil S. 135 den hebräischen Ausdruck Bechór-Schor durch die Note: „ein

erstgeborner Ochs, welchen die Juden nit schlachten dürffen, sondern ihn auf den Kirch-Hof weiden lassen so lang er lebt, oder bis er schadhafft wird, und wann er umfällt wird er daselbst begraben".

Zu Ztschr. 6,131. Das bei Luther und anderen vor weiblichen Substantiven vorkommende waser, z. B. aus waser Macht, erklärt Schmeller Wörterbuch $^2$ II, 1016, dem Grimm Grammatik IV, 884/85 beistimmt, aus dem angelehnten Artikel des folgenden Genitivs: waser Macht = was der Macht. Dazu gehört das weiter gebildete waserlei. Daß dieses waser mit Verdunkelung seines Ursprungs auch vor männlichen Substantiven gebraucht wurde, zeigt die bei Kehrein Grammatik der deutschen Sprache des 15. bis 17. Jahrhunderts, II, S. 268 abgedruckte Stelle aus Paul Rebhun: „nicht anzuschawen waser stands eins sey." Als flektiertes Pronomen erscheint es bei Ölinger Underricht der Hoch Teutschen Spraach Straßburg 1574: „waser, wase, wases qualis et quale, in paucis locis Germaniae utimur, Saxonicum est usitatius was für. Wase fraw ist das, vel was ist das für ein fraw? Wases lands bistu? vel Waser Lands art bistu?" zitiert bei Socin Schriftsprache und Dialekte, Heilbronn 1888, S. 280. Das Wort hat sich als Interrogativum und als Relativum in der Mundart der polnischen Juden bis heute erhalten. — Belege für waserlei siehe bei Kehrein a. a. O., bei Benecke-Müller Mittelhochdeutsches Wörterbuch III, 566a und Lexer Mittelhochdeutsches Wörterbuch III, 707.

Zu Ztschr. 6,588 und 7,53. Der Name Jaffé ist allerdings jüdisch, wenn er auch nicht mit Japhet zusammenhängt. (Als Schriftsteller bekannt ist der aus Prag stammende Rabbiner Mardochai Jafe oder Jafa 1530 bis 1612.) Der Abfall des -t ist ebenso unwahrscheinlich wie die Annahme, daß es einem Nachkommen Sems einfallen könnte, sich nach Japhet zu nennen. Nach jüdischer Ansicht stammt der Name vom hebräischen יָפֶה japheh = schön, doch steht dieser Ableitung der Umstand entgegen, daß der Name dann nach der Aussprache der deutschen Juden Jofe, nach der der polnischen Jufe lauten müßte, während die heute in Wien und in Galizien vorkommende Namensform Jaff lautet.

Zu Ztschr. 7,570. Die aus Spee angeführte Stelle vom Wilde, das dem Jäger die Feige zeigt, ist bereits im Grimmschen Wörterbuch (unter Feige III, 1444, 4) befriedigend erklärt.

Wien. **A. Landau.**

5.

## Zu Georg Steinhausens Vornamenstudien.

### A. Vornamen bei Lessing.

Im 8. Stück der Hamburgischen Dramaturgie bespricht Lessing ein von Heufeld nach Rousseaus neuer Heloise verfaßtes Stück „Julie"; am

Schlusse bemerkt er: „Den St. Preux des Rousseau hat Herr Heufeld in einen Siegmund umgetauft. Der Name Siegmund schmeckt bei uns ziemlich nach dem Domestiken. Ich wünschte, daß unsere dramatischen Dichter auch in solchen Kleinigkeiten ein wenig gesuchter, und auf den Ton der großen Welt aufmerksam sein wollten.“ Den Ton aber gab damals das französische Lustspiel an; Lessing beobachtete die Etikette in diesem Punkte noch streng. In seinen Lustspielen spielen die Hauptrollen Chrysander, Damis, Valer, Leander, Lelio, Adrast, Theophan, Lisidor, Laura, Hilaria. Namen wie Johann, Michel, Martin, Anton, Peter, Lisette sind für Dienstboten und Leute niedern Standes gerade gut genug. Und wie seltsam! Ein alter Kaufmann wird passend Chrysander, ein junger Geistlicher Theophan genannt. Da lebt das Bewußtsein der Bedeutung trotz all der Wanderungen, die diese oft arg zerzausten Theaternamen über so viel Bühnen seit Menanders Zeiten zurückgelegt. Aber das deutsche stolze Wort Siegmund sagt Lessing nichts. — In den Stücken allerdings, wo er den Schritt aus jener Scheinwelt ins frische Leben wagte, hat er auch die Namen freier gewählt und in glückliche Übereinstimmung mit dem übrigen gebracht.

### B. Eigennamen als Gattungsnamen.

Wie einst Hans, gebrauchen wir heute gern Aujust gleich quidam. Irgend ein Aujust kommt daher, sagen wir und meinen damit einen Menschen, dessen wirklicher Name und Stand uns völlig gleichgiltig ist. Die Form des Namens weist nach Berlin, wo er allerdings häufig genug vorkommt. Aber der eigentliche preußische Name ist Fritze (Deminutiv: Fritzchen); mit diesem Namen bezeichnet oft der bekannte Leiter des „bayerischen Vaterlands“ die Preußen kurzweg. Nun, auf den Namen können sie im Grunde nur stolz sein. In Süddeutschland ist er übrigens von jeher verbreitet gewesen, doch kennt unser Hausdeutsch neben Friedrich, Frieder, Friedel lediglich Fritz (Deminutiv: Fritzel, Fritzle.[1]) Wenn sich aber Fritze = Preuße einbürgern würde, so wüßte ich dazu ein hübsches Seitenstück. Seit dem frühen Mittelalter sitzen Deutsche bei Güns (südlich von Ödenburg in Ungarn), die von ihren magyarischen oder slawischen Nachbarn Heinzen geheißen werden und sich jetzt auch selber so nennen. Die einstige Beliebtheit und Verbreitung dieses Namens ersieht man am besten aus Grimm unter dem Worte Heinrich, wo obige Thatsache nachzutragen wäre.

1) Alle Fritze seien böse Buben, habe ich als Knabe oft hören müssen. Soll daran der Struwwelpeter schuld sein mit der Geschichte vom bitterbösen Friederich? Jedenfalls ist Struwwelpeter und Zappelphilipp in unser Hausdeutsch übergegangen als mahnende Bezeichnung für den mit solchen Fehlern behafteten Knaben.

Schließlich möchte ich beim Vornamen Johannes noch an A. Bacmeisters geistvolle Ausführungen in seinen germanistischen Kleinigkeiten erinnern und den Wunsch aussprechen, Steinhausen möchte etwa in der Weise, wie es Wackernagel mit Nikolaus und Nickel gethan (Kleine Schriften, III. Band), auch Johannes mit seiner weitverbreiteten Vetterschaft vorführen und würdigen.

Erlangen. **F. Littig.**

6.

## Zu zannen VII, 628.

Aus meiner Jugendzeit sind mir folgende Verse im Gedächtnisse geblieben, die ich oft, meine kleine Schwester auf den Knien schaukelnd, ihre Händchen zum Zusammenklatschen führend, mit einer einfachen Melodie ihr vorgesungen habe:

Backe, backe Küchel,
Mehl in en Tigel,
Butter in ene Pfann,
Die Clara soll nicht zann.

Im letzten Verse wurde der Name des zu erheiternden Kindes eingesetzt. Die Verse sind jedenfalls in der Chemnitzer Gegend noch wohlbekannt.

In Hans Sachs' Wittembergisch Nachtigall findet sich folgende Stelle (V. 584—88):

Diß hört man viel von alten weyben,
Von zöpffnonnen und alten mannen,
Die das evangeli anzannen,
Verachten es in tollem sinn,
Und steht doch unser heyl darinn!

Der Herausgeber in Kürschners Deutscher Nat.-Litt. (Arnold) bemerkt: anzannen, anfletschen. Er stimmt also wohl bezüglich der Bedeutung des Wortes mit Herrn Koch überein. Dagegen ist im Mittelhochdeutschen Wörterbuch von Müller und Zarncke III, 849 zu lesen: zanne swv. verziehe, öffne den Mund, besonders zum Lachen oder Weinen; grinse, knurre, heule; schwerlich zu zant, zan; vergl. ich zen. — Die darauf folgenden Beispiele belegen die angeführten Bedeutungen.

Ich muß gestehen, daß ich beim Lesen der Arnoldschen Erklärung „anfletschen" mich gestört fühlte, da mir das Wort bis dahin nur in den oben angeführten Beruhigungsversen bekannt war. Der Sinn des Wortes wird in Auffassung der ganzen Lage, in welcher diese Verse gesungen werden, jedenfalls genau getroffen durch die angeführte Müller-Zarnckesche Erklärung. Ich meine, auch die Stelle in Hans Sachs gewinnt, wenn man sie nach Müller-Zarncke, nicht nach Arnold auffaßt.

Bezüglich der Ableitung des Wortes steht Herr Koch in offenbarem Widerspruch mit Müller-Zarncke, den ich nicht zu lösen vermag. Bezüglich der Bedeutung möchte ich aber die Möglichkeit annehmen, daß die von Herrn Koch und Herrn Arnold angenommene Bedeutung das letzte Glied einer Entwickelungsreihe sei. Der Satz des Herrn Koch: „Diese Grundbedeutung des Zähneweisens hat sich dann erweitert zu der Bedeutung von drohend, wütend ansehen“ würde dann freilich eher umzukehren sein, das Zähneweisen würde als eine Verengerung des Sinnes anzusehen sein. Vielleicht finden Herr Koch oder andere Leser dieser Zeitschrift weiter klärende Beispiele.

Zittau. **E. Speck.**

7.

## Zur Mundartenkunde.

1. Wie sich alte, der Schriftsprache längst abhanden gekommene Redewendungen in den Mundarten erhalten, davon bieten unter anderem ein hübsches Beispiel folgende Verse, die sich bei Rosegger, Waldheimat II, S. 273 finden:

Zum Schmied um Zinn,
Zum Bäckn um Brod,
Dein Frogn host rot,

wozu in einer Fußnote bemerkt wird: „Dein Frogn host rot“ ist eine beliebte Abfertigung und heißt so viel als: „Das Fragen kannst Du bleiben lassen, Du erfährst nichts.“ Die vieldeutige Wendung „einer Sache Rat haben“ ist aus der Litteratur des Mittelalters bekannt, sie bedeutet unter anderen auch: einer Sache ledig sein, wovon der vorstehende Ausdruck, wie es scheint, ein Rest ist. Zu erwarten freilich: Dein Frogn (d. h. deines Fragens) sollst oder darfst du Rat haben: aber es ist wohl denkbar, daß die Phrase zusammenschrumpfte, als man ihren eigentlichen Sinn nicht mehr verstand.

2. Vor einiger Zeit habe ich in diesen Blättern die Frage aufgeworfen, ob nicht das bei Reuter vorkommende niederdeutsche Wort „Wrägel“ mit wrangen = ringen zusammenhinge. Nun finde ich auch bei Bartholomäus Sastrow, Lebensgeschichte II, S. 57 ein dazu gehöriges Verbum „wrägeln“ in der Bedeutung „hin und her drehen“, wodurch jene Vermutung bestätigt wird. Wrägel ist also eigentlich ein Mensch, der sich hin und her wendet, um etwas nicht zu thun, also widerspenstig. Wie nun das Zeitwort wrägeln vollkommen dem Englischen wrangle entspricht, so stellt sich wrägel zu dem Englischen wrong, bei Chaucer manchmal noch wrang, dem Dänisch-Schwedischen wrång, eigentlich „verdreht“, dessen Begriff sich in den nordischen Sprachen

bis zur Bedeutung von „bösartig“ steigert. Der Ausfall des n bedingt im Niederdeutschen die Dehnung des Stammvokals, während anderseits wie im Englischen wrangle die Ableitungssilbe el an den Stamm trat, die dann den Umlaut gewirkt hat. Übrigens kommt das Wort schon im Mittelniederdeutschen als Substantiv und Adjektiv vor. Wrange bedeutet ein gebogenes Holz, das namentlich beim Schiffsbau zur Anwendung kommt, es bezeichnet auch seiner Grundbedeutung gemäß eine Pflanze, die Winde; als Adjektivum heißt es gewöhnlich herbe oder bitter, wie noch jetzt im Niederländischen; wrangkrut, eigentlich Bitterkraut, sagte man früher statt Nießwurz (vergl. Schiller Lübben: Mittelniederdeutsches Wörterbuch s. v.). Endlich gehört auch das Oberdeutsche „die range“ hierher, worüber das Gr. Wtb. die nötige Auskunft giebt.

Karlsruhe. **F. Kuntze.**

---

Euphorion. Zeitschrift für Litteraturgeschichte, herausgegeben von August Sauer. Erster Band. Erstes Heft. Bamberg, C. C. Buchners Verlag. 1894. 8. 236 Seiten. 4 Mark.

Es berührt auch die Ausländer seltsam, daß die Deutschen, die die Litteraturgeschichte als solche eigentlich erfunden, auf jeden Fall aber deren modernen Betrieb angebahnt und eröffnet haben, bisher nie eine ununterbrochene Reihe von Bänden eines bezüglichen und ausschließlichen Fachorgans aufrecht erhalten konnten. Das von Richard Gosche 1865 beziehentlich 1870 begründete, von Franz Schnorr von Carolsfeld seit 1872 fortgeführte „Archiv für Litteraturgeschichte“ gab 1887 der Verleger wegen dauernden Interessemangels der nächstbetroffenen Kreise auf, und auch die 1888 auf den Plan tretende „Vierteljahrschrift für Litteraturgeschichte“, die Bernhard Seuffert unter Beihilfe Erich Schmidts und Bernhard Suphans leitete, entschlief im vorigen Jahre an Teilnahmelosigkeit. So ist denn der Mut zu bewundern, daß sich doch noch ein Herausgeber und ein Verleger für ein periodisches Journal gleicher Richtung finden; freilich ist ersterer ein gewiegter und berufener Vertreter der Disziplin, dem zudem die besten Verbindungen der Arbeitgenossen zu Gebote stehen, letzterer ein strebsamer Erneuerer einer altrenommierten, zeitweise etwas verblichenen Buchhändlerfirma. Und nachdem nun das Unternehmen bis ins einzelste mit kundigen Leuten, z. B. dem Redakteur der unmittelbaren Vorgängerin, durchberaten, die Zusage der besten Stützen gewonnen und die Mängel der beiden älteren, namentlich auch durch den auf weitere Schichten der Gebildeten, die Freunde des schönen Schriftums überhaupt, berechneten Zuschnitt, vermieden worden, darf der „Euphorion“ mit rosigen Hoffnungen der Zukunft entgegenschauen.

Es ist gar viel, was der jetzt als „Vorwort“ wieder abgedruckte Prospekt verspricht, mag auch ihm zufolge die junge Zeitschrift „vornehmlich die Pflege der neueren deutschen Litteratur seit dem ausgehenden Mittelalter“ in ihr Bereich ziehen. Sie will einerseits den nach stark verfeinerten Methoden vorgenommenen Sonderuntersuchungen eine ersehnte Zentrale abgeben, auf der anderen Seite durch Überblick und Zusammenfassen verhüten, daß sich die mehr und mehr vervollkommnete Wissenschaft in ödem Alexandrinertum und unfruchtbarer Mikrologie verliere. Es sollen nicht Zettelkästen ausgekramt, nicht unwesentliche Dinge, die fernab der Heerstraße liegen, breitgetreten, nicht längst ad acta gelegte Streitfragen aufgewärmt werden. Wichtiges nur möchte sie zur allgemeinen Kenntnis bringen, gleichviel ob es erst aus urkundlichen Schachten hervorgeholt oder auf feinen und sicher geführten Schlußfolgerungen über verfügbare Materialien aufgebaut wird. Abgeschlossenheit, Lesbar- und Faßlichkeit, Rücksichtnahme auf das gesamte Kulturleben in allen seinen Strömungen und deren fachmäßigen Darstellungen, schweben dabei als Haupterfordernisse vor. Gewiß eine schöne, lohnende Aufgabe!

Man mag den Reichtum der Kräfte, die schon in diesem Anfangshefte zu der Lösung jener aufgeboten werden, aus einer genauen Liste des Inhalts ersehen. Die Abteilung der Aufsätze und Mitteilungen umfaßt: „Wissenschaftliche Pflichten. Aus einer Vorlesung Wilhelm Scherers“, skizziert im Kollegheft der „Einleitung in die deutsche Philologie“, von Erich Schmidt in den Schlagworten und abgerissenen Sätzen formal etwas abgerundet; „Zwei offene Briefe an den Herausgeber“, von Anton E. Schönbach und Otto Harnack, die der Einbeziehung der neuesten Litteratur beziehentlich einer höheren, philosophischen Behandlungsweise das Wort reden; „Zentralanstalten für litteraturgeschichtliche Hilfsarbeiten“, von Jakob Minor; „Goethe als Naturforscher“, von Richard M. Meyer, aus dessen preisgekrönter Goethe-Biographie; „Schnell wie der Gedanke. Aus Reinhold Köhlers Kollektaneen“, ein von Erich Schmidt aus losen Zettelnotizen redigiertes und mit Einigem ergänztes folkloristisches Blatt; „Die Quelle von Tobias Stimmers ‚Comedia‘ (1580)“, von Johannes Bolte, die Burkard Waldis lieferte; „Ernst Schwabe von der Heyde“, von Max Rubensohn, wo ein bislang vernachlässigter Vorläufer Martin Opitzens, dem auch K. Burdach[1]) unlängst sein Recht widerfahren ließ, beleuchtet wird; „Lessing und Gottsched“, von Albert Köster, der die Lessingsche Verdeutschung einer Kleinigkeit Voltaires anonym in Gottscheds „Neuestem aus der anmutigen Gelehrsamkeit“ 1751 aufgräbt; „Ein Bericht

1) In dem, von O. Lyon Ztschr. f. d. d. U. VIII S. 429 besprochenen, Artikel „Zur Geschichte der neuhochdeutschen Schriftsprache“ in „Forschungen zur deutschen Philologie. Festgabe für Rud. Hildebrand“ (1894) S. 297.

von Therese Heyne über Weimar und Jena 1783. Mitgeteilt von Albert Leitzmann"; „Zu den Xenien", von Erich Schmidt, ihrem Erwecker und Erklärer; „Goethes ‚Helena'", von Johannes Niejahr; „Schillers ‚Jungfrau von Orleans'", von Hermann Baumgart; „Ein ungedruckter Beitrag Clemens Brentanos zu Arnims ‚Tröſteinſamkeit'. Mitgeteilt von Reinhold Steig", dem Biographen des Arnim-Brentano-Kreises; „Eduard Mörike und die Politik", von Rudolf Krauß[1]); „Ein Brief Schillers. Mitgeteilt von Ludwig Hirzel".

Darauf kommen die „Rezensionen und Referate", in der Mehrzahl unterzeichnet, über: Kelle, Geschichte der deutschen Litteratur von den ältesten Zeiten bis zur Mitte des elften Jahrhunderts (J. Seemüller); Goedeke, Grundriß zur Geschichte der deutschen Dichtung V, 2 (A. Sauer); Jahresberichte für neuere deutsche Litteraturgeschichte (A. Sauer und R. Batka); Zipper, Die deutsche Litteraturgeschichte des 16. und 17. Jahrhunderts (polnisch; R. M. Werner); Burdach, Vom Mittelalter zur Reformation (J. Seemüller); Mayr, Wolfgang Lazius als Geschichtsschreiber Österreichs (J. Seemüller); Lange und Fuhse, Dürers schriftlicher Nachlaß (J. Neuwirth); Gebhard, Friedrich Spe von Langenfeld (J. L. B. S.); Böhm, Ludwig Wekherlin (B—t); Lauchert, Lichtenbergs schriftstellerische Thätigkeit (B. Seuffert); Wilbrandts, Lichtenbergs ausgewählte Schriften[2]); Wolff, Blätter aus dem Werther-Kreis (S. M. Prem); Dürckheim (=Bielschowsky), Lilis Bild geschichtlich entworfen (St.); Stettenheim, Schillers Fragment „Die Polizey" (G. Kettner); Roquette, Siebzig Jahre (M. Necker). Hieran knüpft sich dann eine außerordentlich ausgedehnte, sauber angelegte und von zahllosen gut gewählten Auszügen durchwobene „Bibliographie" aller einschlägigen Neuheiten auf dem Büchermarkte sowie in der Fachzeitschriften- und Tagesblätterlitteratur, endlich allerlei kleine „Nachrichten". Man wird sofort einräumen, daß wir hier mit einem ungemein hoch anzuschlagenden neuen Hilfsmittel beschenkt werden, und so begleiten wir seinen Pfad mit den herzlichsten Wünschen (denen Heft 2 soeben schon zuvorkam).

München. **Ludwig Fränkel.**

Dr. E. Kräpelin: Über geistige Arbeit. 1894. G. Fischer, Jena. 8°. 26 S. 0,60 Mark.

Dieses Schriftchen, die Wiedergabe eines Vortrages, den der bekannte Psychiater in Heidelberg gehalten hat, ist für unser Schulwesen von ganz hervorragender Bedeutung. Die Durchführung der Forderungen,

1) Demselben, der uns soeben in dem Büchlein: „Mörike als Gelegenheitsdichter" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) eine köstliche Gabe bot.

2) Diese beiden hätten wohl praktischer Weise von demselben Mitarbeiter besorgt werden können.

zu denen der Verfasser durch eigenartige Versuche gelangt, wird zwar die jetzige Art des Schulbetriebes wesentlich umgestalten, hoffentlich aber nicht ausbleiben in jenem goldnen Zeitalter, in dem der tobende Kampf der Meinungen zwischen Lehrern und Eltern, Ärzten und Juristen durchgefochten ist und das neue Schulgebilde den beglückten Zeitgenossen ersteht.

Kräpelin geht von dem unbestreitbaren Bedürfnis aus, welches namentlich der Staat hat, die Höhe der geistigen Kraftleistung eines Menschen abzuschätzen. Das ist natürlich weder absolut möglich, noch bei jeder Art geistiger Bethätigung, wohl aber mit ziemlicher Genauigkeit bei ganz einfachen geistigen Leistungen, z. B. beim Zählen von Buchstaben, beim Addieren einstelliger Zahlen, beim Lesen u. s. w. Alle diese Arten hat Kräpelin an Personen von etwa gleichem Alter und gleicher Vorbildung durchgeprobt und dabei gefunden, daß zwar die Arbeitsgeschwindigkeit einer Person für verschiedene Aufgaben sehr verschieden war, daß aber die Höhe ihrer Übungsfähigkeit und die Schnelligkeit ihrer Ermüdbarkeit in jeder Gattung von Aufgaben sich gleich blieb. Beides sind also Grundeigenschaften der einzelnen Persönlichkeit und es ließe sich denken, daß man in ähnlicher Weise die Ablenkbarkeit, Elastizität, Abhängigkeit von Nahrungsaufnahme u. a. für jeden Menschen feststellen könnte.

Die Vermutung, daß diese Ergebnisse, die der Verfasser zunächst an der abgeschlossenen, verwickelten Organisation des Erwachsenen gefunden hatte, auch für die werdende Geistesanlage des Kindes gelten, wird bestätigt durch die Versuche, welche die Schulmänner Höpfner und Burgerstein und der russische Arzt Sikorsky mit Schulknaben gemacht haben. Es zeigte sich in dem einen Falle, daß zwar die Arbeitsgeschwindigkeit in den vier Mal 10 Minuten um 40 Prozent stieg, zugleich aber die Verbesserungen um 162 Prozent, die Fehler um 177 Prozent zunahmen. Bei 43 Prozent der Schüler war während der Arbeitszeit trotz einer drei Mal eingelegten Pause von je 5 Minuten ein deutliches Sinken der Arbeitsleistung unverkennbar. Das ist um so weniger verwunderlich, als die Versuche Kräpelins lehrten, daß bei Erwachsenen Pausen von 10 Minuten zwischen halbstündigen Arbeitszeiten höchstens ein oder zwei Mal genügen, um eine vollständige Erholung zu erzielen. Mit Recht schließt Kräpelin daraus, daß ein mehrstündiger, nur durch kurze Pausen unterbrochener Unterricht sehr bald zu völliger geistiger Erschöpfung führen muß. Der Schüler befände sich danach abgesehen vom ersten Teil der ersten Stunde dauernd in einer „Ermüdungsnarkose, die ihn auch bei den mächtigsten Übungseinflüssen unfähig machen würde seine natürlichen Kräfte zur Erfassung des Unterrichtsstoffes auszunutzen", wenn nicht „die gütige Natur ein Sicherheitsventil geschaffen hätte, dessen Wert nicht hoch genug gepriesen werden kann — das ist

die Unaufmerksamkeit ... Daraus ergiebt sich die unerwartete Folgerung, daß bei der heutigen Ausdehnung des Unterrichts langweilige Lehrer geradezu eine Notwendigkeit sind." Eine sehr eindringliche Warnung ist nach dieser Seite auch eine Thatsache, welche zwei nordische Ärzte, der Däne Hertel und der Schwede Key, unabhängig von einander, aber übereinstimmend beobachtet haben, daß die Zahl der Erkrankungen bei den Kindern zunimmt mit längerer Arbeitszeit, und Kräpelin fügt hinzu, daß längere Überanstrengung nicht jedes Mal offenbare Krankheit hervorrufen muß, sondern auch — nicht weniger gefährlich — schleichende Einbuße an Arbeits- und Widerstandsfähigkeit zur Folge haben kann.

Bis zu einem gewissen Grade sind diese Gefahren der Überlastung schon von Praktikern erkannt worden, und man hat ihnen begegnen wollen durch Einschiebung der sogenannten technischen Unterrichtsfächer zwischen geistig anstrengende Lehrgegenstände. Allein auch diese können nur innerhalb bestimmter Grenzen als wirkliche Erholungen betrachtet werden. Denn ausgedehnte Versuche ergaben z. B., daß schon ein einfacher 1—2stündiger Spaziergang dieselbe Verminderung der geistigen Leistungsfähigkeit für längere Zeit herbeiführte wie einstündiges Addieren. Die wichtigsten Mittel zum Ausgleiche aller Ermüdungserscheinungen sind vielmehr der Schlaf und die Nahrungsaufnahme. Die Wirkung des ersten hängt ab von der Schlaftiefe und wie diese, so ist auch das Bedürfnis und die Notwendigkeit zu schlafen außerordentlich verschieden; die Wirkung des zweiten Mittels beginnt erst nach der Verdauung und nächst den Morgenstunden ist die Zeit 3—4 Stunden nach der Hauptmahlzeit die günstigste zu geistiger Arbeit.

Ohne Scheu und mit Nachdruck zieht Kräpelin die Folgerungen aus seinen Beweisen. Sie decken sich vielfach mit Ratschlägen, die erprobte Schulmänner aus langjähriger Erfahrung erteilt haben. Für diese Offenheit dürfen wir dem berühmten Arzte um so dankbarer sein, als er für die Schule ein sehr warmes Herz hat. Viererlei bezeichnet er als unerläßliche Änderungen. Erstens müsse die Arbeitszeit wesentlich vermindert werden. Das sei zu erreichen durch die notwendige Kürzung der einzelnen Lehrstunden und zunehmende Verlängerung der Erholungspausen, die man zweckmäßig durch leichte körperliche Beschäftigungen, Zeichnen, Singen und „vor allem durch den nicht hoch genug zu schätzenden Handfertigkeitsunterricht" ausfüllen könne. Das Zweite ferner, die möglichste Einschränkung der Hausarbeiten, schaffe Raum für die moralische Entwicklung des Kindes, weil zwanglose Bewegung in der Natur, fröhliches Spiel, freie Bethätigung der Persönlichkeit in Liebhabereien und im Verkehr mit Kameraden und Angehörigen auf diese Weise allein ermöglicht werde. Die dritte Forderung, Trennung der Schüler nach ihrer

Arbeitsfähigkeit, sei nur ein Weiterbau der schon bestehenden Verhältnisse, da sich schon jetzt der Lehrer immer dem Fassungsvermögen der ermüdeten Kinder anpassen müsse. Die Schwierigkeit diese drei Gebote durchzuführen verhehlt sich der Verfasser nicht, glaubt aber mit vollem Rechte, daß sie wesentlich vermindert würde, wenn man vor allem die vierte Forderung erfülle. Es sei endlich Zeit, das allgemeine Ziel des Unterrichts umzuändern. Nicht mehr sogenanntes sicheres Wissen sei einzuprägen, sondern Urteilsfähigkeit und Herrschaft über den Stoff müsse erstrebt werden. Denn jenes sei ohne innere Verarbeitung nicht bloß wertlos, sondern gradezu ein Hindernis für die höhere geistige Ausbildung, weil an Stelle reichgegliederter, weitumfassender Sachbilder das inhaltlose Sprachsymbol trete. Zudem gehöre Auswendiglernen zu den anstrengendsten geistigen Arbeiten und wie wenig ein ausgezeichnetes Erinnerungsvermögen ein Maßstab der Bildung sei, bewiesen die erstaunlichen Gedächtnisleistungen gewisser Idioten.

In diesen Ausführungen wird dem Verfasser jeder beistimmen müssen, der die Teilnahmlosigkeit, die passive Ablehnung des Dargebotenen kennt, welche der Durchschnitt unserer Schüler in den Oberklassen höherer Lehranstalten nicht selten an den Tag legt. Diese Interesselosigkeit ist ohne Zweifel zu einem Teile der Einfluß frühzeitiger Beteiligung an der Aufregung und verwirrenden Mannigfaltigkeit unseres gesellschaftlichen Lebens, zum anderen Teile aber sicherlich die Folge der Überfütterung. Weiterhin scheint es uns, als ob unsre deutschen Knaben den jeweiligen Altersgenossen etwa Englands oder Amerikas an Vielwissen ebenso überlegen seien, als sie zurückstehen in der Leichtigkeit, in Dingen sich zurechtfinden und zu urteilen, die von der Schule noch nicht behandelt wurden. Die häufige Entschuldigung einer Unwissenheit: „das haben wir in der Schule noch nicht gehabt", beweist deutlich, wie sehr das Bestreben alles und jedes als Unterrichtsgegenstand aufzunehmen, die falsche Überzeugung in den Kindern weckt, als seien sie nicht verpflichtet außerhalb des Klassenzimmers etwas Wissenswertes zu lernen. Von der Vernachlässigung körperlicher Übung sehe ich dabei noch ab. Für sie muß — das ist wohl jetzt allgemeine Ansicht — unbedingt noch mehr Zeit und Raum geschaffen werden.

Durch die oben angedeuteten Erörterungen erscheint dasjenige, was Kräpelin im Anfange seines Buches über die Nutzlosigkeit, ja Zweckwidrigkeit der heute üblichen Prüfungsart sagt, in neuer Beleuchtung. Er meint, daß die einfache Abschaffung dieser Marter wenigstens für die Schule viel für sich habe. In ähnlichem Sinne sprach sich vor einigen Monaten Prof. Ziegler aus (Notwendigkeit und Berechtigung des Realgymnasiums. Stuttgart 1894), und die Bestimmungen der neuen Lehrpläne befestigen

wohl die Überzeugung, daß die Tage dieser hundertjährigen Einrichtung gezählt sind.

Das mag genügen, um zu zeigen, wie bedeutsam das kleine Schriftchen ist. Seine Eigenart und sein Vorzug liegt in der physiologischen Begründung der Forderungen. Es ist, wenn nicht der erste, so doch der umfassendste und planvollste Streifzug in ein unbekanntes Gebiet, und man darf hoffen, daß der Erfolg viele zu wohlbedachter Nachahmung anspornt. Lehrer und Ärzte können hier einträchtig zusammenwirken und zum Segen unseres ganzen Volkes „den Acker zum Gartenland gestalten". Denn, um mit Kräpelins eigenen Worten zu schließen, „wir dürfen nicht zweifeln, daß die ehrwürdige Erzieherin unserer Jugend auch aus dieser Bereicherung ihres Wirkungskreises nur neue Kraft und Befriedigung ziehen wird — ist sie doch in selbstloser Pflichttreue schon zahllosen Geschlechtern gewesen, was sie uns war, und was sie in immer höherem und edlerem Sinne dereinst den fernsten Enkeln sein wird: die Mutter der Zukunft."

Dresden. **Fritz Nowack.**

Wilhelm Borchardt, Die sprichwörtlichen Redensarten im deutschen Volksmunde nach Sinn und Ursprung erläutert. Zweite, völlig umgearbeitete Auflage herausgegeben von Gustav Wustmann. Leipzig, F. A. Brockhaus 1894. X, 534 S., geh. 6 Mk., geb. 7 Mk.

Das vorliegende Werk Borchardts ist durch die gründliche und vorzügliche Bearbeitung Wustmanns nach allen Seiten hin auf eine gediegene wissenschaftliche Grundlage gestellt worden. Das Dilettantische, was der Arbeit Borchardts in der ersten Auflage anhaftete, ist durchweg beseitigt, sodaß das Werk nun in der Bearbeitung Wustmanns auf der Höhe der Wissenschaft steht und allen Ansprüchen, die an eine so schwierige und bedeutsame Arbeit gestellt werden müssen, aufs vollkommenste gerecht wird. 1277 Artikel sind hier in alphabetischer Ordnung der Hauptbegriffe behandelt, und überall ist in den einzelnen Artikeln das von Borchardt Gelieferte vertieft und erweitert worden, namentlich sind die Mundarten herangezogen, alte Quellenwerke des 16. und 17. Jahrhunderts sorgfältig verwertet und die Redensarten oft bis ins Mittelhochdeutsche hinein und ins mittelalterliche Latein zurück verfolgt worden. Durch zahlreiche Parallelstellen aus der Geschichte unserer Sprache ist so oftmals ein neues Licht auf altbekannte und weitverbreitete Redensarten gefallen. Selbstverständlich sind auch die Grimmschen, Weigandschen und Klugeschen Goldgruben nicht unbenutzt geblieben, sodaß man überall, auf jeder Seite des Buches, das Gefühl jener behaglichen Sicherheit hat, die uns durch einen gründlich geschulten und sachkundigen Führer gewährleistet wird. Gerade

der Umstand, daß Wustmann vermöge seiner außerordentlichen Belesenheit überall unmittelbar aus den Quellen schlagende Beispiele anzuführen vermag, wirkt überaus belebend und erfrischend. Dazu kommt, daß Wustmann auch hier, wie in allen seinen Arbeiten, den Stoff in einer knappen und klaren, fesselnden und geistvollen Form darzustellen weiß. Trotz der streng wissenschaftlichen Grundlage hat es Wustmann verstanden, den gelehrten Apparat so in den Hintergrund zu rücken, daß man nirgends den Schweiß der Arbeit spürt, vielmehr eine unvergleichliche Leichtigkeit und Anmut der Darstellung mit Dank empfindet. Nie verfällt der Verfasser in breite Redseligkeit, wie sie gerade auf diesem Gebiete sich so leicht entfaltet, sondern immer ist er bemüht, nur die Hauptpunkte hervorzuheben und den Stoff lichtvoll zu gruppieren.

Selbstverständlich ist auch in diesem Buche noch nicht eine vollständige Lösung aller Probleme gegeben, die ja hier gerade so zahlreich sind; aber auch da, wo das Ziel noch nicht erreicht werden konnte, ist die Sorgfalt anzuerkennen, mit welcher der Weg zum Ziele gesucht wird. Jedenfalls ist die philologische Methode tadellos. Unbefriedigt lassen z. B. die Erklärungen von: Aufschneiden (S. 31, die ursprüngliche Beziehung auf die Jäger und Jagdgeschichten ist außer acht gelassen; ebenso fehlt im ganzen Buche die Redensart: das große Messer haben); Wie aus den Augen geschnitten (S. 34); Einem einen Bären aufbinden (S. 48, wo die Beziehung auf Bärengeschichten der Jäger fehlt); Wissen, wo Barthel Most holt (S. 53); Einen Bock schießen (181); Sein Fett kriegen (S. 139); Mit jemand noch ein Hühnchen zu rupfen haben (S. 236); Stein und Bein schwören (1138) u. a. S. 325 wird gesagt, daß Noah sein Alter doch wenigstens auf 500 Jahre gebracht habe. Das beruht auf falscher Auffassung von 1. Mos. 5, 32, wo berichtet wird, daß Noah zu einem bestimmten Zeitpunkt 500 Jahre alt war (nicht ward); Noah kam vielmehr Methusalah sehr nahe, indem er 950 Jahre alt ward (1. Mos. 9, 29). Diese und andere unbedeutende Versehen werden sich bei einer neuen Auflage leicht tilgen lassen. Wünschenswert wäre es, wenn bei einer späteren Durchsicht auch das Englische in größerem Umfange herangezogen würde. So wird z. B. die Annahme, daß „Ei der Tausend" aus Daus entstanden sei und daß Daus auch die Bedeutung Teufel gehabt habe, ganz wesentlich dadurch unterstützt, daß engl. deuce (Daus) ganz allgemein auch Teufel bedeutet. Statt Tausendkünstler konnte hier übrigens besser Tausendsassa als Parallele herangezogen werden.

An Polemik gegen unsere Zeitschrift fehlt es natürlich nicht in dem Buche. Das darf uns aber nicht hindern, den vorzüglichen Gehalt des schönen Werkes aufs lebhafteste anzuerkennen. Wustmann übersieht, daß eine Zeitschrift häufig eine ganz andere Stellung den Problemen gegen-

Digitized by Google

über einnehmen muß als ein abschließendes Buch. Aller wissenschaftliche Fortschritt ist bisher immer nur dadurch möglich geworden, daß Hypothesen aufgestellt, diese durch ein lebhaftes Für und Wider berichtigt und schließlich allmählich in neue wissenschaftliche Wahrheiten umgewandelt worden sind;[1]) aller wissenschaftliche Fortschritt hat stets in den Zeiten aufgehört, wo man aus pedantischer Kleingeisterei das Aufstellen von Hypothesen für unwissenschaftlich hielt. Wo sollen aber Hypothesen anders ihre Stelle finden, als zunächst in Zeitschriften, wo ein bestimmter Leserkreis sofort zum Nachdenken angeregt und rasch eine lebhafte Erörterung angestellt werden kann, die schließlich doch zu einer Lösung führt, welche ohne die erneute Anregung durch eine Hypothese niemals gefunden worden wäre. Wir werden also auch künftighin neue Versuche zu Erklärungen von Redensarten gern in das Sprechzimmer aufnehmen (auch wenn wir diesen nicht beizupflichten vermögen), sofern sie nur einen geeigneten Ausgangspunkt zu fruchtbringenden Erörterungen zu bieten vermögen.

Im Vorworte bemerkt Wustmann, daß er das Borchardtsche Werk in Gemeinschaft mit seinem Sohne Rudolf neu bearbeitet habe und daß dieser das Meiste und Beste daran gethan habe. So hat sich Dr. Rudolf Wustmann aufs beste in diesem Werke als vorzüglich geschulter Philolog und als gewandter und begabter Schriftsteller in die litterarische Welt eingeführt; wir beglückwünschen ihn aufs herzlichste zu dieser wohlgelungenen Arbeit und entnehmen daraus die Hoffnung, daß wir noch manches schöne und gediegene Werk von diesem jungen Gelehrten erwarten können. Möge sein Lebensweg ein reich gesegneter sein!

Von allen vorhandenen Sammlungen, die unsere Redensarten und Sprachbilder erklären, gebührt der vorliegenden Borchardt-Wustmannschen zweifellos der Preis; ihre Reichhaltigkeit, ihre streng wissenschaftliche Methode und ihre frischbelebte Darstellung stellen selbst den trefflichen, weitverbreiteten Büchmann und andere in Schatten, und wir wünschen nur, daß das Buch als ein wahrer Hausschatz in Familie und Schule eindringen und namentlich auch zum Weihnachtsfeste als eine Gabe von nationaler Bedeutung Tausenden beschert werden möge. Übrigens sind von dem Werke bereits eine unveränderte dritte und vierte Auflage erschienen, die sich in kurzer Zeit nötig gemacht haben.

Dresden. **Otto Lyon.**

1) Vgl. den schönen Aufsatz von Paul Biedermann, Die wissenschaftliche Bedeutung der Hypothese, Dresden 1894, Programm der Annenschule.

Für die Leitung verantwortlich: **Dr. Otto Lyon.** Alle Beiträge, sowie Bücher u. s. w bittet man zu senden an: Dr. Otto Lyon, Dresden-A., Gutzkowstraße 24 II.

Digitized by Google

UNIVERSITY OF MICHIGAN
3 9015 03084 0048

Digitized by Google

Digitized by Google